Die

Geschichte der Welt

vor und nach Christus,

mit Rücksicht

auf die Entwicklung des Lebens in Religion und Politik, Kunst und Wissenschaft, Handel und Industrie der welthistorischen Völker.

Für das allgemeine Bildungsbedürfniß dargestellt

von

Dr. Heinrich Dittmar.

Vierter Band.

Erste Hälfte.

Heidelberg, 1853.

Universitäts-Buchhandlung von **Karl Winter.**

Die

Geschichte der Welt

vor und nach Christus,

mit Rücksicht

auf die Entwickelung des Lebens in Religion und Politik,
Kunst und Wissenschaft, Handel und Industrie
der weltgeschichtlichen Völker.

Für das deutsche Volk

Vierter Band.

Erste Hälfte.

Heidelberg, 1858.

Universitäts-Buchhandlung von Karl Winter.

Inhalt
des vierten Bandes.

Neunzehntes Buch.

Die Vorboten der neuern Zeit auf materiellem und geistigem Gebiete. Beginn des Reformationszeitalters.

von Cüstrin. Ihre Unterhandlungen mit Frankreich. Geheime Rüstungen gegen den Kaiser.

2. Der Kaiser in Insbruck. Vorrücken der Verbündeten. Auseinandergehen des Conciliums. Das Manifest der Verbündeten. Unterhandlungen Ferdinand's mit Moritz. Ueberfall und Einnahme der Ehrenberger Klause. Des Kaisers Flucht. — Besetzung von Metz, Toul und Verdün durch die Franzosen.
3. Die kaiserlichen Rüstungen. Der Passauer Vertrag. Abschaffung des Interims. Johann Friedrich und Landgraf Philipp in Freiheit. Vergeblicher Versuch des Kaisers zur Rückeroberung von Metz. Abnahme des kaiserlichen Ansehens. Albrecht's Plünderungskrieg gegen geistliche Stifte. Moritz im Krieg gegen ihn. Moritzens Tod. Rückkehrende Ruhe.
4. Der Augsburger Religionsfriede. Sieg der Reformation in Deutschland. Mehrung der landesfürstlichen Macht. Abdankung Karl's V. Sein Ende.

Kap. 11. Weitere Ausbildung der religiösen Gegensätze: der Calvinismus und Kryptocalvinismus; der tridentinische Katholicismus und der Jesuitismus.

1. Erwählung Ferdinand's I; päpstlicher Einspruch. Das Corpus Evangelicorum und das Corpus Catholicorum. Fortdauer des confessionellen Streits unter den Protestanten. — Nachholende Betrachtung der weitern Reformationsentwicklung in der franz. Schweiz: Calvin; die „Genfer Kirche". Unterschied zwischen der calvinischen und der lutherischen Kirchenverfassung. Calvin und Melanchthon. Der Calvinismus das Bekenntniß der Deutsch-Reformirten.
2. Spaltungen der deutsch-lutherischen Kirche. Die synergistischen und kryptocalvinistischen Streitigkeiten: Jena und Wittenberg. Theilnahme der Fürsten an den Theologenkämpfen. Vergebliche Vermittlung im Frankfurter Receß. Hitze des Streits. Melanchthon's Tod. Der Calvinismus in der Pfalz. Unirender Zweck des Heidelberger Catechismus. Calvin's Tod.
3. Tod Paul's IV. Wiedereröffnung des Concils unter Pius IV. Theoretische Wiederbefestigung des Papstthums und der Hierarchie durch die tridentinischen Beschlüsse. Bedingter Gehorsam der kath. Mächte gegen dieselben. Römischer und nicht-römischer Katholicismus. Stiftung des Jesuitenordens; seine Wirksamkeit und Ausbreitung.
4. Ferdinand's Tod. Regierungsantritt Maximilian's II. Letzte Störung des Landfriedens durch die Grumbachischen Händel.
Unglückliches Schicksal Johann Friedrich's des Mittleren von Sachsen-Weimar.

Zwanzigstes Buch.

Die reformatorischen und politischen Bewegungen des 16. Jahrhunderts in den übrigen europäischen Staaten.

S. Brandt, Murner, Fischart. Schwänke: Eulenspiegel ꝛc. Das evangelische Kirchenlied. Prosa: Luther und Sebastian Franke.

5. Italienische Dichtkunst. Ritterpoesie: Ariost, Tasso. — Spanische Dichtkunst: Lyrik und Drama: Lope de Vega. Cervantes. — Portugiesische Poesie: Camoens. — Französische Dichtkunst: der Satiriker Rabelais, der Lyriker Malherbe, die Dramatiker Jodelle, la Peyrouse. — Englische Dichtkunst: Edmund Spencer; Shakespeare.

6. Die übrigen Künste im 16. Jahrhundert. Die italienische Baukunst: Michel Angelo; Palladio. Die ital. Bildhauerkunst: Michel Angelo, Benvenuto Cellini. Die ital. Malerei: Leonardo da Vinci, Correggio, Michel Angelo, Raphael, Tizian, Paul Veronese, Tintoretto. — Die niederländische Malerei: Quintin Messys; die oberdeutsche Malerei: Martin Schön, die beiden Holbein; die fränkische Malerei: Wohlgemuth, Albrecht Dürer, Lucas Kranach. — Die Tonkunst der niederländischen Schule: Orlando di Lasso; der ital. Schule: Paläſtrina.

Einundzwanzigstes Buch.

Deutschland und die übrigen europäischen Staaten in den Zeiten des dreißigjährigen Kriegs und der englischen Thronumwälzung.

Kap. 1. Deutschlands politischer und religiöser Zustand von der Zeit Marimilan's II an bis zum Beginn des dreißigjährigen Kriegs.

1. Fortgesetzter Confessionsstreit unter den Protestanten. Marimilian's Begünstigung des Lutherthums gegen den Calvinismus. Vermehrung der Protestanten in Oesterreich. Toleranz des Kaisers. Sein Tod.

2. Rudolf II. Gegenreformatorische Anstrebungen. Größere Einigung der Lutheraner: das torgauer Buch; die Concordienformel. Beschränkung des protestantischen Gottesdienstes in Oesterreich. Steigende Spannung zwischen den Protestanten und Katholiken. Mißglückter Versuch Gebhard's von Köln sein Erzbisthum zu protestantisiren. — Vordringen des Calvinismus. Verdrängung und Wiederherstellung des Lutherthums in Sachsen. Calvinistische Reaction in der Pfalz durch Friedrich IV.

3. Gegenreformation in Steiermark, Kärnthen, Krain und Oesterreich. Herzog Marimilian von Bayern. Der Schlag gegen Donauwörth. Der Reichstag von Regensburg und die Restitutionsclausel. Die protestantische Union.

4. Der jülichische Erbschaftsstreit. Besetzung Jülichs durch Brandenburg und Neuburg. Bündniß der Union mit Frankreich. Die katholische Liga. Tod Friedrich's IV. Frieden der Union mit der Liga. Uebertritt des Herzogs von Neuburg zum Katholicismus; Sigmund's von Bran-

2. Aufstellung eines kaiserlichen Heers unter Wallenstein. Rüstungen Christiern's IV und der norddeutschen Fürsten. Beginn des Kriegs durch Tilly's Einnahme von Hörter. Wallenstein in Niedersachsen. Mansfeld's Niederlage bei Dessau. Mansfeld's Zug nach Mähren und Ungarn. Mansfeld's Tod. Wallenstein und Bethlen Gabor. Gabor's Tod. Christian's Tod.
3. Tilly's Brandschatzungen in Nordsachsen. Niederlage Christiern's bei Lutter am Barrnberg. Unterwerfung der meisten niedersächsischen Stände. Die Dänen an der Elbe; ihr Rückzug nach Holstein. Abfall der dänischen Verbündeten zum Kaiser.
4. Wallenstein in Schlesien und in den Marken. Besetzung Mecklenburgs. Vereinigung mit Tilly. Verheerung der dänischen Halbinsel. Besetzung Pommerns. Wallenstein Herzog von Mecklenburg und Admiral der Ostsee. Vergebliche Belagerung von Stralsund. Eroberung von Wismar. Der Lübecker Friede.
5. Bestrebungen zur Wiederherstellung der kaiserlichen Vollgewalt mittels Begünstigung des niedern Adels, der Zünfte und des Bauernstandes. Frankreich's (Richelieu's) Gegenstreben durch Unterstützung der protestantischen Reichsstände und der Liga. Das Restitutionsedict. Beibehaltung des ligistischen und kaiserlichen Heers. Vollstreckung des Edicts. Widerstand Magdeburg's.
6. Die Liga. Die Spannung zwischen Marimilian und Wallenstein. Der Kurfürstentag zu Regensburg. Absetzung Wallenstein's. Suspension der Edictsvollziehung.
7. Frankreichs Eifersucht auf das vorwaltende Ansehen der spanisch-österreichischen Macht. Der mantuanische Erbschaftsstreit und sein ungünstiger Ausgang für den Kaiser.

Kap. 4. Der dreißigjährige Krieg. Vierte Periode: Der schwedisch-deutsche Krieg.

1. Schweden die einzige noch ungeschwächte protestantische Macht. Gustav Adolf's Stellung in Schweden und zu Deutschland. Sein Abschied von den schwedischen Ständen. Orenstierna.
2. Gustav Adolf's Landung auf deutschem Boden. Sein Manifest. Anschluß Pommerns. Gustav Adolf in Stettin und im Mecklenburgischen. Der Markgraf von Brandenburg. Der Subsidientractat mit Frankreich. Pommern in schwedischer Gewalt. Heimlicher Anschluß Lüneburgs und Hessen-Cassels. Der Leipziger Congreß.
3. Gustav Adolf in Frankfurt a. d. Oder. Der Kurfürst von Brandenburg und der Kurfürst von Sachsen. Magdeburgs Gefahr. Schwedische Besatzung in Spandau. Magdeburgs Fall.
4. Anschluß Brandenburgs an Schweden. Gustav Adolf's Lager bei Werben. Mecklenburg schwedisches Lehen. Offener Anschluß Hessen-Cassels. Bernhard von Weimar. Kursachsen durch Tilly bedrängt. Anschluß Kursachsens an Schweden. Die Schlacht bei Breitenfeld.

5. Der Kurfürst von Sachsen gegen Schlesien und Böhmen; Gustav Adolf in Franken. Schwedische Landesregierung in Würzburg. Gustav Adolf in Frankfurt. Der Rheinübergang. Gustav Adolf Herr der mainzischen und pfälzischen Lande. Einzug der Sachsen in Prag. Gustav Adolf's Verträge mit den weimar'schen, hessischen und welfischen Landen.
6. Gustav Adolf's Aufbruch vom Rhein. Gustav Adolf in Nürnberg. Erstürmung von Donauwörth. Der Lechübergang. Tilly's Tod. Gustav Adolf in Augsburg. Vergeblicher Sturm auf Ingolstadt. Gustav Adolf in München. Bayern fast ganz in schwedischer Gewalt.
7. Maximilian's Hülferuf an den Kaiser. Wiederauftritt Wallenstein's. Vertreibung der Sachsen aus Böhmen. Wallenstein's Vereinigung mit den Bayern. Gustav Adolf's Rückgang aus Bayern. Sein Lager bei Nürnberg. Wallenstein's Verschanzung bei Zirndorf. Vergeblicher Sturm der Schweden auf diese Schanzen.
8. Aufbruch Gustav Adolf's von Nürnberg nach Bayern; Abzug Wallenstein's nach Sachsen. Gustav Adolf's Eilzug nach Thüringen. (Der Bund der vier oberdeutschen Kreise mit Schweden.) Gustav Adolf bei Naumburg; Wallenstein bei Leipzig. Die Schlacht bei Lützen. Gustav Adolf's Tod. Bernhard von Weimar. Pappenheim's Tod. (Friedrich's V Tod.)

Kap. 5. Der dreißigjährige Krieg. Fünfte Periode: Das Mißgeschick der schwedischen Waffen.

1. Axel Oxenstierna's Leitung der schwedischen Angelegenheiten in Deutschland. Das Heilbronner Bündniß. Bernhard schwedischer Herzog in Franken. Wallenstein unthätig in Schlesien. Seine Unterhandlungen mit Sachsen, mit Frankreich und den Schweden. Wallenstein in Pilsen. Sein Versuch, sich des Heeres zu versichern. Die Patente gegen Wallenstein. Wallenstein in Eger. Seine Ermordung.
2. König Ferdinand Oberfeldherr. Bernhard's Hin- und Herzüge in Franken und Schwaben. Bundestag in Frankfurt. Arnim befreit Schlesien. Die Kaiserlichen in Regensburg; ihre Vereinigung mit den Bayern. Niederlage der Schweden bei Nördlingen. Bernhard's Flucht nach Lothringen. Geheimer Vertrag der Heilbronner Verbündeten mit Frankreich; dessen Sitz und Stimme im Bundesrath und Besetzung des Elsasses. Separatfrieden Sachsens mit dem Kaiser. Beitritt der übrigen prot. Fürsten, mit Ausnahme von Hessen, Baden und Württemberg. Bernhard's Vertrag mit Frankreich.
3. Frankreich's weitere Einmischung. Baner's Einfall in Sachsen und Sieg bei Wittstock. Ausbruch des Kriegs mit Frankreich. Des Gallas und Johann de Werth's verunglückter Einfall in Frankreich. Ferdinand's II Tod. Ferdinand III. Verschärfung der Religionsedicte.
4. Baner gegen Gallas im deutschen Norden und Osten. Bernhard am Rhein gegen de Werth und die Ligisten. Eroberung von Breisach.

Auflösung des Parlaments. Die finanziellen Zwangsoperationen. Unterstützung der französischen Protestanten. Die Parlamentsopposition und ihre Petition of rights. Die Ermordung Buckingham's. Auflösung des Parlaments.

4. Regierung des Königs ohne Parlament. Streben des Königs nach Unabhängigkeit. Friede mit Frankreich und Spanien. Erzbischoff Laud und seine Cultusänderungen. Des Königs Krönung in Schottland. Einführung der englischen Episcopalverfassung daselbst. Errichtung der Tafeln. Erneuerung des Covenants. Graf Argyle. Kriegsrüstungen. Graf Strafford, Statthalter von Irland. Irische Zustände. Wiedereinberufung des engl. Parlaments. Das kurze Parlament.

5. Einfall der Schotten in England. Vergleich. Das lange Parlament. Opposition. Strafford in Anklagestand. Sein Prozeß und seine Hinrichtung.

6. Des Königs Nachgiebigkeit. Steigende Anmaßung des Parlaments. Der König in Schottland. Blutiger Aufstand in Irland. Rückkehr des Königs aus Schottland. Die Remonstranz der Landpartei. Tumultuoses Parteitreiben. Haftbefehl gegen 5 Opponnenten. Des Königs Demüthigung im Unterhaus. Revolutionäre Schritte des Parlaments. Der Sicherheitsausschuß. Das Parlamentsheer. Ausbruch des Bürgerkriegs.

7. Das Parlament zu Westminster und des Königs Parlament zu Orford. Rückgang der königlichen Sache. Cromwell's Sieg bei Marstonmoore. Die Independenten. Hinrichtung Laud's. — Neuer Feldzug. Sieg Cromwell's bei Naseby. Niederlage Montrose's bei Selkirk. Des Königs Rückzug nach Schottland. Auslieferung desselben an die Engländer.

8. Der Independentismus im Heere; der Presbyterianismus im Parlament. Die Agitatoren: der König in ihrer Gewalt. Cromwell mit dem Heer und dem König in London. Unterhandlungen mit dem König. Entfernung der presbyt. Offiziere. Die presbyt. Citypartei und das independentische Heer. Die Levellers. Uebergewicht der Independenten im Parlament.

9. Unterhandlungen des Königs mit den Schotten. Des Königs Flucht nach der Insel Wight. Drohungen der Levellers. Cromwell's Entschlossenheit. Der Republicanismus der Levellers. Cromwell noch im Schwanken. Fortgesetzte Unterhandlungen des Königs mit den Schotten. Anklage des Parlaments gegen den König.

10. Einrücken der schottischen Royalisten in England. Cromwell's Sieg über dieselben und sein Einrücken in Schottland. Unterhandlungen des engl. Parlaments mit dem Könige. Bestrebungen der Levellers zum Umsturz der Verfassung. Der König in der Gewalt des levellistischen Offiziersraths. Das Rumpfparlament. Hochverrathsprozeß des Königs. Seine Hinrichtung.

Zweiundzwanzigstes Buch.

Das Zeitalter unumschränkter Fürstenmacht und willkürlicher Kabinetspolitik.

Das Bündniß Hollands mit Schweden, Spanien, dem Kaiser und Bayern; das Bündniß Brandenburgs mit Dänemark und Münster. Aufstiftung der Türken durch Ludwig. Tököly. Die Türken vor Wien. Rettung Wiens durch Sobiesky. Fortgang des türkischen Kriegs. Ungarn und Siebenbürgen habsburgisch-österreichisches Erbreich. — Ludwig's Einfall in die spanischen Niederlande. Waffenstillstandsabschluß mit dem Kaiser und Reich. Ludwig's Anspruch an Pfalz-Simmern. Besetzung der Rheinpfalz. Ludwig auf der Höhe seiner Macht.

2. Ludwig's Verhältniß zur Kirche und zum Papst. Der Jansenismus. Das Portroyal und die Jansenisten. Verfolgung derselben durch die Jesuiten. Pascal. Ausdehnung des königlichen Schirmrechts über alle Provinzialkirchen. Widerspruch der Jansenisten. Verfolgung derselben und Auflösung ihrer Verbindung.
3. Protestation des Papsts gegen Ludwig's Kircheneingriffe. Ludwig und sein Nationalconcilium. Die vier Artikel der gallicanischen Freiheiten. Vergeblicher Widerspruch des Papsts. Schreckliche Bedrückung der Hugenotten. Widerruf des Edicts von Nantes. Die Dragonaden. Flucht vieler Hugenotten in's Ausland. (Der spätere Krieg in den Cevennen: die Camisarden.)

Kap. 6. Krieg Ludwig's XIV mit den Mächten des Augsburger Bündnisses bis zum Ryswicker Frieden.

1. Allgemeiner Unwille über Ludwig's Vergrößerungssucht. Bündniß Brandenburgs mit Holland und Schweden. Kriegserklärung Ludwig's an Holland. Das Augsburger Bündniß. Die Erledigung des Kölner Kurfürstenstuhls. Besetzung Köln's und der ganzen Rheinlinie durch die Franzosen. Hunnische Verwüstung der Pfalz. Nachtheile der Franzosen am Niederrhein und in den Niederlanden. Sieg des Marschalls Luxemburg bei Fleurus; Ludwig's Eroberung von Mons. Louvois' Tod. Seesieg der Holländer.
2. Ludwig's vergebliche Friedensversuche. Erneuerte Anstrengungen: Luxemburg's Sieg bei Neerwinden; Catinat's Sieg bei Marseille. Tod des Marschalls Luxemburg. Ludwig's Separatfrieden mit Savoyen. Fortgesetzter Krieg mit den übrigen Mächten. Friede zu Ryswick.

Kap. 7. Frankreichs Innere zur Zeit des Ryswicker Frieden.

1. Das Sinken der Landeskräfte. Fortgesetzte Verschwendung des Hofs beim Mangel organischer Verwaltung. Die Lebensweise Ludwig's XIV.
2. Die Glanzepoche der Literatur und Kunst unter Ludwig XIV. Die französische Poesie: Corneille, Racine, Molière, Lafontaine, Boileau. Die französische Architectur, Sculptur und Malerei.
3. Die wissenschaftliche Literatur der Franzosen. Die Philosophie: Descartes, Malebranche, Bayle. Die geistliche Redekunst: Bossuet, Massilon, Fenelon.

Ferner sind im Verlage von Karl Winter in Heidelberg erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die
Weltgeschichte
in einem leicht überschaulichen Umrisse für den Schul- und Selbstunterricht
von
Dr. Heinrich Dittmar.
Fünfte verbesserte Auflage. 34 Bogen.
1 fl. 30 kr. od. 28 Ngr.

„Dieses Buch erhebt sich hoch über die „allermeisten Produkte der neueren geschicht-„lichen Lehrbücher-Literatur und behauptet „unter ihnen einen entschiedenen Vor-„rang."

Ludwig Völter.

Die
deutsche Geschichte
in ihren wesentlichsten Grundzügen und in einem übersichtlichen Zusammenhang. Für die mittlere historische Lehrstufe im Schul- und Selbstunterricht
von
Dr. Heinrich Dittmar.
Dritte wesentlich verbesserte Auflage.
28 Bogen. 1 fl. 30 kr. od. 28 Ngr.

„Aus mehr als einem Grunde muß „dies Buch zu den ausgezeichnetsten „Leitfäden gerechnet werden, die wir für „einen gründlichen, gediegenen Geschichts-„unterricht besitzen."

Diesterwegs Wegweiser S. 140, 41.

„Zu den unbedingt besten hierher gehörigen Schriften zähle ich (u. A.) die von „Dittmar wegen guter äußerer praktischer Stufenordnung, tiefchrist-„licher Anschauung, sehr edler Behandlung und großen Reich-„thums, zumal des vorzüglichen, Lehrern nicht angelegentlich genug zu em-„pfehlenden ausgezeichneten größeren Werkes rc.

Als Supplement zu Dittmar Geschichte der Welt und als Unterrichts-hülfsmittel zu obigen Werken ist noch erschienen:

Historischer Atlas

nach Angaben von **H. Dittmar** entworfen und lithographirt. 2. Auflage.

I. Abtheilung: **Atlas der alten Welt.** 7 Blätter. 1 fl. 12 kr. od. 20 Ngr.

II. Abtheilung: **Atlas der mittlern und neuern Geschichte.** 9 Blätter. 1 fl. 30 kr. od. 28 Ngr.

„Diese Blätter sind überaus klar und sauber und mit **vollauf hinreichenden** An-„gaben ausgeführt. Sie enthalten nicht blos die gewöhnlichen geschichtlichen Data, sondern „in ihnen bildet ein hydrographisches Terrainbild den Grund, über welchen die historischen „Staatenbilder hingebreitet sind. In dieser Beziehung stehen **sie** den meisten neueren Ge-„schichtskarten **voran**. In den Länderumrissen wie in den Staatengrenzen herrscht **Schärfe** „**und Genauigkeit**. Besonders schön ist auch die **reine scharfe Schrift**."

Aus einer Recension.

Desselben
Die Geschichte
der römischen Welt
von der Urzeit Roms bis zur Verwandlung der Republik in das Kaiserreich mit fortlaufender Rücksicht auf die gesammten Culturverhältnisse des welthistorischen Römervolks. Mit 1 Titelkupfer und 1 hist. geogr. Karte geb. 2 fl. 48 kr. od. 1 Thlr. 18 Ngr.

Desselben
Die Geschichte
der griechischen Welt
von ihrem Ursprunge bis zu ihrer Berührung mit der römischen unter besonderer Berücksichtigung des griechischen und hellenischen Lebens in Religion und Sitte, Kunst and Wissenschaft, Handel und Gewerbe. Mit 1 Titelkupfer und 3 hist. geogr. Karten. gr. 8. geb. 2 fl. 48 kr. oder 1 Thlr. 18 Ngr.

Die Weltgeschichte

für die Hände der Schüler in gehobenen Volksschulen. 12 kr. od. 4 Ngr.

Dieses Büchlein enthält einen Auszug aus Dittmar's Leitfaden der Weltgeschichte für den Gebrauch in Volksschulen und empfiehlt sich durch seine jenem Buche entnommene angemessene Einrichtung und einen sehr billigen Preis.

Neunzehntes Buch.

Die Vorboten der neuern Zeit

auf

materiellem und geistigem Gebiet.

Beginn des Reformationszeitalters.

Neunzehntes Buch.

Die Vorboten der neuern Zeit auf materiellem und geistigem Gebiet. Beginn des Reformationszeitalters.

1. Kapitel.

Die Länderentdeckungen des 15. Jahrhunderts.

1. Die Entdeckungsfahrten der Portugiesen zur Auffindung des Seewegs nach Indien. — Das grüne Vorgebirg; Guinea. Das Vorgebirg der guten Hoffnung.

Nicht der Umsturz großer Reiche, womit sich der Ausgang des Alterthums und der Eintritt des Mittelalters ankündigte, sondern die Verwandlung des Charakters aller in Staat und Kirche, Kunst und Wissenschaft, Handel und Gewerbe sich äußernden Lebensthätigkeiten der europäischen Christenheit bezeichnet das Ende des Mittelalters und den Anfang einer neuen Zeit. Dieser Anfang war schon einerseits durch den Verfall der verschiedenen mittelalterlichen Institutionen, anderseits durch das beginnende Hervorbrechen neuer Lebensformen vorbereitet worden. Von diesen die Neuzeit vorbereitenden Veränderungen wurden die wesentlichsten in den beiden vorigen Zeiträumen dargestellt *), indem dort der Verfall des Lehnsstaats durch Lösung des denselben bedingenden Bandes der Treue, insbesondere das Sinken der Kaisermacht und zwar nach Innen durch die Begründung der fürstlichen Macht,

*) III. Band, XVII. u. XVIII. Buch.

nach Außen durch die emporgewachsene Macht fremder Kronen —; ferner die Erschütterung und Schwächung der Hierarchie durch Spaltungen im eigenen Schooß, wie durch ankämpfende Reformbestrebungen; der Verfall des Ritterthums durch Veränderung des Heer- und Kriegswesens in Folge der Erfindung des Schießpulvers; die veränderte Stellung der Stände zu einander, namentlich die Schwächung der Adelsmacht durch die zunehmende Fürstenmacht und durch die Entwicklung eines handels- und gewerbsthätigen Bürgerthums und anderer mit diesen Veränderungen zusammenhängende Erscheinungen geschildert worden ist.

Mit dem Ende des an auffallenden Bewegungen und wichtigen Erscheinungen reichen fünfzehnten Jahrhunderts mehrten sich die Anzeichen einer vollständigen Zeitenänderung und in einigen besonders folgenreichen Entdeckungen und Erfindungen auf materiellem, wie auf geistigem Gebiete waren die Vorboten einer neuen Zeit nicht zu verkennen. Zu den ersteren gehört zunächst die Entdeckung des vierten Erdtheils, der rücksichtlich seiner Bewohner, wie seiner Bodenschätze als eine ganz neue Welt erschien.

Daß schon mit dem Anfang des 15. Jahrhunderts die Länderentdeckungen der Portugiesen durch den Infanten Heinrich den Seefahrer und zwar zuerst mit Auffindung der Inseln Porto Santo (1418) und Madeira (1419) begannen, worauf 1432 die Azoren entdeckt wurden, ist bereits oben (XVIII. 8, 3) erwähnt worden. Die Erfolge, die der Entdeckungstrieb dieses Fürsten hatte, der aus seinen Mitteln — er war Großmeister der Ritterorden — die Kosten zu diesen Unternehmungen bestritt, verbunden mit dem Umstande, daß er den Portugiesen von dem Papste in einer eigenen Urkunde alle Länder zusprechen ließ, welche sie bis nach Indien hin entdecken würden, munterten auch andere Portugiesen zur Aussendung von Schiffen auf, vollends als ein zurückkehrendes Schiff (1442) von der afrikanischen Küste viel Goldstaub und einige Neger mitbrachte und fortan zu dem Entdeckungstriebe die Goldgier als andere Triebfeder dieser Seeunternehmungen hinzukam.

Bald fuhren kleine Entdeckungsflotten aus: nicht lange, so entdeckte Diniz Fernandez 1445 das grüne Vorgebirg (Cabo verde), und Dom Heinrich erlebte selbst noch die Freude, daß seine Schiffe Guinēa erreichten. Nach seinem Tode (1460) drangen die Portugiesen auf dem von ihm angebahnten Wege, obwohl eine Zeitlang durch Kriege mit den Mauren in Afrika gehemmt, immer weiter vor, um, wo möglich, den directen Seeweg nach Indien zu finden, dessen Schätze zu allen Zeiten den Unternehmungstrieb der Handelsvölker gereizt haben.

Der unmittelbare Handel der Europäer mit Indien war das ganze Mittelalter hindurch wegen der dazwischen liegenden muhammedanischen Reiche gehemmt. Die indischen Waaren kamen während dieser Zeit auf zwei Wegen nach Europa: einmal den Indus herauf, von da zu Land an den Oxus, durch diesen in's kaspische Meer, von da in die Wolga, dann über Land in den Don und durch diesen in's schwarze Meer, von wo die Genueser und Venetianer sie holten. Auf dem andern kürzern Wege brachten die Muhammedaner die indischen Waaren zu Schiff in den persischen Meerbusen, aus diesem auf dem Euphrat und Tigris nach Bagdad, von da mit Karavanen an die Küstenplätze des Mittelmeeres, von wo sie ebenfalls von den italischen Handelsnationen geholt und in Europa vertheilt wurden. Oder die Muselmänner brachten sie durch den indischen Ocean in den arabischen Meerbusen und von da zu Land nach Alexandria, in Aegypten, von wo sie seit der Mitte des 14. Jahrhunderts durch die Venetianer nach Italien gebracht wurden.

Nachdem die Portugiesen auf ihren Fahrten nach der afrikanischen Westküste über die „Linie" (den Aequator) hinausgekommen waren und dadurch das Vorurtheil widerlegt hatten, als sey die heiße Zone in ihrer Mitte vor Hitze unnahbar, so entdeckten die Schiffe des portugiesischen Königs Johann II 1484 die Königreiche Benin und Congo auf der südlichen Halbkugel, und da es sich dabei erwies, daß Afrika gegen Süden nicht, wie man mit Ptolemäus geglaubt, breiter wurde, sondern schmaler zulief, so entstand die Hoffnung, daß man dieses Land umsegeln und so den Weg geradezu nach Indien einschlagen könne. Und wirklich gelang es, auf Johann's II Betrieb, dem kühnen Seefahrer Bartholomäus **Diaz** 1487, die Südspitze Afrika's zu erreichen und bereits auch zu umsegeln. Weiter aber vorzubringen,

hinderte ihn eine Meuterei seiner Leute, die ihm, aus Furcht, auf dem weiten Meere Hungers zu sterben, nicht weiter folgen wollten. Er trat daher die Rückfahrt an und nannte jenes Vorgebirg von den Stürmen, die er bei dessen Umseglung hatte ausstehen müssen, das stürmische (Cabo tormentoso), ein Name, den nachher sein weiterschauender König in den Namen des Vorgebirgs der guten Hoffnung verwandelte: denn diesem war es gewiß, daß nun der Seeweg nach Indien gefunden sey, und somit der Handel dahin ohne vertheuernde Vermittlung zwischenwohnender Nationen werde möglich seyn.

2. Die spanischen Entdeckungen: Die Entdeckung von America. Christoph Columbus. — Erste Fahrt: Guanahani; Cuba; Hayti. Zweite Fahrt: die Karaiben; Jamaica. Dritte Fahrt: Trinidad; die Orinokomündung; die Küste von Cumana. — Columbus in Ketten. — Vierte Fahrt: die Festlandsküste von Gracias a Dios bis Portobello. — Amerigo Vespucci.

Während fortan die Umschiffung Afrika's die europäische Handelswelt beschäftigte, war in dem Geiste des Genuesers Christoph Columbus der Gedanke gereift, daß sich der Weg nach Indien auch in entgegengesetzter Richtung auffinden lassen müsse, da die durch den alexandrinischen Gelehrten Eratosthenes überlieferte Ansicht von der Kugelgestalt der Erde auch im Mittelalter gelehrt wurde. Die thatsächliche Bestätigung dieser Voraussetzung und die bewundernswürdige, Leben, Glück und Ehre daransetzende Ausdauer, welche jener große Mann in der begeisterten Verfolgung seines Gedankens bewies, ist sein eigentliches Verdienst, das nebenbei durch die zufällige Entdeckung eines neuen Welttheils belohnt wurde.

Christoph Columbus war aller Wahrscheinlichkeit nach im Jahr 1436 in oder bei Genua geboren, wo er sich Christophoro Colombo schrieb. Nach Erlernung der zum Seewesen nöthigen Vorkenntnisse (Astronomie, Geometrie, Erdkunde, Zeichnen), trat er im 14. Jahre in den Seedienst, in welchem er sich durch Muth und Geistesgegenwart (wie z. B. bei dem Ausbruch eines Brandes, in den sein Schiff, beim Kampf mit einem venetianischen, gerieth) frühe auszeichnete. Um das Jahr 1470 ver-

tauschte er seine Vaterstadt mit Lissabon, wo er die Tochter eines Schiffshauptmanns heirathete, der unter Dom Heinrich eine Entdeckungsreise mitgemacht und Tagebücher, Zeichnungen und Charten davon hinterlassen hatte, in denen sich Columbus (der sich nun auf portugiesisch Christoval Colon nannte) fleißig unterrichtete. Nach einigen Reisen an die westafrikanische Küste und einem längern Aufenthalt auf der Insel Porto Santo, wo ihm eine Erbschaft zugefallen war, faßte er jenen kühnen Plan, das östliche Ziel auf westlichem Wege zu suchen. — Der Irrthum der altgriechischen Geographen, daß Asien viel weiter gegen Osten hinüberreiche, als es wirklich der Fall ist, veranlaßte ihn, die Schwierigkeiten geringer anzuschlagen, so daß man jenen alten Irrthum zu den mitwirkenden Veranlassungen der Entdeckung Amerika's rechnen kann.

Die darauf bezüglichen Stellen der Alten sind in des Cardinals Peter von Ailly — desselben, der auch dem Kostnitzer Concilium beisaß, — Werke de imagine mundi enthalten, das Columbus wahrscheinlich vor sich hatte. Daß westwärts Land liegen müsse, schloß Columbus aus den Mittheilungen portugiesischer Seefahrer, die auf dem Meere von Westen her mancherlei künstlich gearbeitetes Holz, ja einmal zwei Leichname von fremdartiger Bildung auf dem Meere hatten schwimmen und an die Küsten der Azoren treiben sehen. — (Auch von der früheren Entdeckung Amerika's oder Winlands durch die Isländer (XV. 6, 7. a. E.) soll er Kunde gehabt haben, was sich aber nicht nachweisen läßt.) Schon 1474 theilte Columbus dem gelehrten Florentiner Toscanelli seinen Gedanken mit und erhielt eine zustimmende Antwort.

Zuerst machte Columbus seiner Vaterstadt Genua den Antrag, ihn mit Schiffen zu dieser Unternehmung zu unterstützen; allein die Genueser wiesen ihn als einen „Projectmacher" ab. Er wandte sich nun an den König Johann II von Portugal, der sich zwar seinen Plan ausführlich vorlegen ließ, aber, von seinen Räthen verleitet, selber das Unternehmen in die Hand nehmen und es ohne Beiziehung des Urhebers ausführen lassen wollte; allein der damit beauftragte Schiffsführer erschrack bald vor dem weit sich aufthuenden Meere so, daß er unverrichteter Sache zurückkehrte. Empört über diese niedrige Behandlung, machte Columbus nun der spanischen Regierung Ferdinand's und Isabella's (XVIII. 8, 2.) seinen Antrag, stieß aber auch

hier auf vielfache Hindernisse, bis nach jahrelangem Zögern und Hinhalten und nach öfterem Abbrechen und Wiederaufnehmen der Unterhandlungen endlich die Königin Isabella auf seine Bedingungen eingieng.

Zuerst ließ man nämlich die Sache durch eine Commission von Gelehrten und Geistlichen prüfen; allein jene erklärten sie für unmöglich oder allzuschwierig, diese für gottlos, weil sie der Bibel und den Kirchenvätern widerspräche. Da nun auch die beiden Monarchen ihre Geldkräfte zu den Rüstungen gegen Granáda gebrauchten, so verschob man den Bescheid, und als man ihn endlich nach vier Jahren ertheilte, fiel er abschläglich aus. Schon sandte Columbus seinen Bruder Bartholomäo mit dem gleichen Antrag an die englische Regierung, als ein Freund von ihm (ein Klosterprior und gewesener Beichtvater der Königin Isabella) es dahin brachte, daß Columbus noch einmal an den Hof berufen wurde, an welchem man nach eben erfolgter Einnahme von Granada günstiger gestimmt war. Da man aber bei der Erschöpfung der Staatskasse die Bedingungen, welche Columbus stellte, zu hoch fand, verließ dieser im Unwillen den Hof mit dem Vorsatz, nach Frankreich überzusiedeln. Da stellte wiederum einer seiner Freunde, der gerade am Hofe zu Granada befindliche Obereinnehmer der geistlichen Güter in Aragonien, Namens St. Angel, der Königin Isabella vor, wie viel Ruhm und Macht dem Staate aus dieser Unternehmung erwachsen würde, so daß die Königin, davon ergriffen, sich bereit erklärte, ihre Juwelen zu den Ausrüstungskosten zu verpfänden. Als, erfreut darüber, St. Angel sein Vermögen dazu erbot, nahm sie es als Darlehen an und ließ sogleich den Columbus durch einen Eilboten zurückrufen, der ihn einige Stunden vor Granada einholte.

In dem mit ihm am 17. April 1492 abgeschlossenen Vertrage wurde Columbus zum „Großadmiral aller neuen Meere und zum Vicekönig aller Länder und Inseln" ernannt, die er entdecken würde; auch wurde ihm der zehnte Theil aller zu hoffenden Einkünfte, dazu der hochauszeichnende Titel „Dom" und die Vererbung aller dieser Würden und Vortheile auf seine Nachkommen bewilligt. Indeß bestand die ganze Flotte, die man ihm ausrüstete, nur aus drei unansehnlichen Schiffen mit 120 Mann, die meist ungern sich zu einer Unternehmung hergaben, welche allenthalben als eine Tollkühnheit verlacht wurde und gegen Widerspruch und Mißwillen nur durch die strengsten Maßregeln von Seite des Hofs geschützt werden konnte.

Nachdem die Schiffsgesellschaft durch Beichte und Abendmahl sich gestärkt und dem Schutze Gottes und aller Heiligen sich empfohlen hatte, fuhr **Columbus** am 3. Aug. 1492 in Gegenwart einer großen Zuschauermenge aus dem andalusischen Hafen von **Palos** aus. Kaum war man zwei Tage in See, da brach an einem der Schiffe das Steuer, so daß sich Columbus des Gedankens nicht erwehren konnte, daß Bosheit diesen Unfall verschuldet habe, um die Fahrt zu verhindern. Indeß erreichte er glücklich die Azoren, wo der Schaden gebessert wurde, und fuhr dann mit günstigem Ostwind in das weit sich öffnende Weltmeer hinein, vor dessen schauerlicher Oede der ohnedieß geringe Muth seiner Mannschaft von Tag zu Tag, vollends von Woche zu Woche mehr schwand. Doch mit bewundernswürdiger Ruhe stand Columbus Tag und Nacht mit dem Senkblei und Fernrohr auf dem Verdeck, seine Beobachtungen verzeichnend, die Zaghaften ermuthigend, die Traurigen tröstend, die Murrenden durch Versprechungen beschwichtigend, und sich selbst nur wenige Erquickung durch Speise und Schlaf gönnend.

Da eine Woche nach der andern dahin gieng, ohne daß irgendwo Land sich zeigte, wuchs die Angst des Schiffsvolks, obgleich Columbus auf Befragen das Maaß der zurückgelegten Strecke geringer angab, als es sich verhielt. Zwar schienen unbekannte Vögel und Stellen von dichtem Meergras auf bald erscheinendes Land zu deuten; allein immer verschwanden diese Anzeichen wieder und das Auge fand noch keinen Anhalt, während der elende Zustand der Schiffe die Sorge auf's höchste steigerte. Da brach der verhaltene Unmuth der Schiffsleute in das Verlangen nach Umkehr aus und Einige gaben sogar die Absicht zu erkennen, ihn, wenn er sich deß weigern wollte, über Bord zu werfen. Nur seine unerschütterliche heitere Ruhe und seine Versicherung, daß, allen seinen Beobachtungen nach, das Ziel nicht mehr so ferne seyn könne, hielt den Ausbruch roher Gewalt zurück.

Noch immer aber ließ sich kein Land sehen, und als auch die neunte Woche unter bangem Warten vorübergieng, gerieth das Schiffsvolk in Verzweiflung und verweigerte den Dienst, wenn nicht umgekehrt würde. Mit Festigkeit aber erklärte Columbus, daß er nicht

eher abstehen werde, als bis er Indien gefunden. Aber schwerlich würde er sehr lange mehr die Verzweifelnden haben im Zaum halten können, wenn man nicht schon am Abend des folgenden Tages in einem heranschwimmenden frischen Baumzweig und einem künstlich geschnitzten Stab, den man auffischte, bestimmtere Spuren nahenden Landes erkannt hätte. Die ganze Nacht war Alles in Bewegung nnd jedes Auge spähend nach Westen gerichtet. Vor Mitternacht gewahrte Columbus den Schein eines fernen Lichtes und wiewohl die Erscheinung nur vorübergehend war, erfüllte sie ihn doch mit der Gewißheit, am Ziele zu seyn. — Da, zwei Stunden nach Mitternacht, erscholl aus einem der beiden andern Schiffe ein Kanonenschuß und mit demselben der allgemeine Ruf Land! Land! welcher Aller Angst und Sorge in Freude und Entzücken verwandelte, das sich zuletzt in ein andächtiges Te Deum auflös'te.

Es war die Insel Guanahani, welche Columbus am Morgen des 12. Octobers 1492 als der erste Europäer betrat und sie nach aufgerichtetem Kreuze, vor dem er mit dem ganzen Schiffsvolk betete, unter den sonst üblichen Formen für die Krone Castiliens in Besitz nahm. Diese Insel, die zu den nachmals sogenannten Bahama-Inseln gehört, erhielt von ihrem Entdecker den Namen San Salvador, den sie noch heute führt. Die Einwohner waren furchtsame, gutmüthige Wilde, ohne Bekleidung, ohne Wohnung, ja ohne Ackerbau; sie lebten von Mais und Maniok, daran die Insel Ueberfluß hatte.

Da Columbus glaubte, in der Nähe der Ostküste Asiens zu seyn, und aus dem Umstande, daß jene Insulaner auf die Frage, woher sie die Goldblechzierrathen hätten, die sie in Nasen und Ohren trugen, südwärts deuteten, den Schluß zog, daß die in Marco Polo's Reisebeschreibung angedeutete Insel Cipango (womit derselbe wahrscheinlich Japan gemeint hatte) mit ihren reichen Schätzen nahe sey: so fuhr er, um diese aufzusuchen, weiter vor mehreren kleinen Inseln vorbei, und entdeckte die Insel Cuba, die er anfangs für das feste Land von Indien hielt. Als er aber nach fünfwöchentlicher Untersuchung das Land zwar fruchtbar, aber auf ihm von indischen Reichthümern keine Spur fand, steuerte

er weiter und entdeckte die Insel **Hayti**, die er Isla Española nannte, woraus man nachher **Hispaniola** machte.

Sie bekam späterhin den Namen **St. Domingo** und ist heut zu Tag wieder zu ihrem ursprünglichen Namen zurückgekehrt. Den Boden fand er nur an einigen Stellen angebaut. Die Einwohner waren gleichfalls schwache und gutmüthige Menschen; sie standen unter Oberhäuptern, die sie **Kaziken** nannten, darunter der angesehenste **Guacanagari**, sich den Spaniern sehr geneigt bewies und ihnen so viel **Gold** verschaffte, als er aufbringen konnte, indem die Einwohner gern dagegen Glasperlen und Glöckchen eintauschten, wobei sie auf Befragen, wo das Gold herkäme, ebenfalls nach dem Süden deuteten.

Da **Columbus** jedoch nur noch Ein Schiff hatte, weil eines der beiden kleineren an einer Klippe gescheitert war, das andere aber unter **Pinzon's** Führung sich heimlich entfernt hatte, um treuloser Weise für sich selbst das Goldland aufzusuchen, so beschloß er die Rückfahrt nach Spanien, um selbst die Botschaft von seinen Entdeckungen zu überbringen und eine größere Expedition einzuleiten. Zuvor aber baute er auf Hayti ein Castell, Namens **Navidad**, wobei ihm die Einwohner gern behülflich waren, als ihnen bedeutet wurde, daß die Besatzung derselben sie gegen ihre Feinde schützen werde, die, nach ihrer Angabe von Zeit zu Zeit von den benachbarten Inseln (den nachher entdeckten Karaïben) herüberkamen und Viele gefangen fortschleppten, um sie zu schlachten und zu verzehren.

Am dritten Tag nach seiner Abfahrt (4. Jan. 1493) gesellte sich das entwichene Schiff, das zwar nichts entdeckt, aber an andern Küsten viel Gold eingetauscht hatte, wieder zu ihm und Columbus ließ Pinzon's leere Entschuldigungen gelten. Obgleich unterwegs ein großer Sturm den Entdecker und seine Entdeckung in die Gefahr des Untergangs brachte, und Columbus noch zuletzt bei den Azoren sowohl, als auch vor Lissabon nahe daran war, von den Portugiesen aus Neid gefangen zu werden, so erreichte er doch glücklich den Hafen von Palos wieder, wo er mit Kanonendonner, Glockengeläute und anderm Festjubel empfangen und bei dem Zug in die Kirche, in der er mit den Seinen Gott für die glückliche Erhaltung dankte, von der ihn neugierig umdrängenden Menge fast erdrückt wurde.

Seine Reise von da durch das ganze Land hindurch bis Barcellona, wo der Hof sich gerade aufhielt, glich einem Triumphzug; und solchen Eindruck hatten seine vorläufigen Berichte und nun die bei seinem Einzuge zur Schau aufgeführten Schätze gemacht, daß ihn Ferdinand und Isabella auf dem Thron mit der größten Feierlichkeit wie einen Großen des Reichs empfiengen und sammt dem ganzen Hofe ihn mit Ehren und Lobsprüchen überhäuften.

Schnell durchlief das Gerücht von der neuentdeckten Welt ganz Europa und erfüllte Jedermann, besonders die Gelehrten, mit Staunen und Freude. In Spanien aber meldeten sich in der Kürze an 1500 Menschen, um an dem zweiten Zuge Theil zu nehmen, welchen Columbus mit 17 Schiffen, die ihm die Regierung zur Aufsuchung des eigentlichen Goldlandes ausrüsten ließ, schon am 25. September 1493 von Cadix aus antrat.

Zuvor war die Einwilligung des Papstes eingeholt worden, der alle entdeckten und noch zu entdeckenden Länder jenseits einer von ihm 100 Seemeilen westlich von den Azoren und den Inseln des grünen Vorgebirgs gezogenen Mittagslinie der castilischen Krone zuerkannte, während die diesseits dieser Linie fallenden Länder den Portugiesen gehören sollten. Da aber letztere damit nicht zufrieden waren, so rückte der Papst in einem spätern Vertrage jene Theilungslinie noch 270 Seemeilen weiter westwärts, wodurch es kam, daß das in der Folge entdeckte Brasilien portugiesisches Eigenthum wurde.

Da Columbus diesmal eine etwas südlichere Richtung einschlug, traf er zuerst auf eine karaibische Insel, die er Dominica nannte, worauf die Auffindung der übrigen (Desiderade, Mariegalante, Guadeloupe, Antigua, Portorico ꝛc.) folgte, die alle von einem wilden barbarischen Menschenschlag bewohnt waren, daher Colnmbus bald nach Hispaniola segelte, um nach der dort zurückgelassenen Colonie zu sehen. Allein die Festung war zerstört, die sämmtlichen Spanier umgekommen und zwar in Folge der Rache der sonst gutmüthigen Einwohner, welche wider des Columbus Anweisung von der Habsucht und Wollust jener Spanier auf das unmenschlichste zu leiden gehabt hatten. Columbus legte nun an einer andern Stelle der Insel eine Stadt an und nannte sie seiner Königin zu Ehren Isabella. Dabei zeigte sich unter sei-

nen ohnedieß auf ihn neidischen Begleitern, die nach Gold und nicht nach Arbeit lüsteten, zumal unter denen, welche die neue Colonie bilden sollten, eine so große Unzufriedenheit, daß er eilte, seine Entdeckungsreise fortzusetzen, auf der er nun Jamaica entdeckte, Cuba wieder besuchte und dann weiter westlich segelte, immer in der Meinung, dem Goldland Indien nahe zu seyn.

Der schlechte Zustand seiner Schiffe aber nöthigte ihn nun wieder nach Hayti zurückzukehren, wo er zwar seinen unterdeß aus Spanien angekommenen Bruder Bartholomäo antraf, aber auch die neue Colonie in großer Gefahr fand: denn auch diese Colonisten hatten sich gegen die Indianer so unmenschlich benommen, daß die meisten Kaziken sich zur Ausrottung der Fremdlinge verbündet hatten und im Begriff waren, sie zu überfallen. Da Güte nicht mehr half, zog Columbus selbst mit 200 Mann zu Fuß und 20 Reitern gegen die zu Tausenden anrückenden nackten Indianer aus. Diese jedoch, vom Donner des Geschützes erschreckt und von großen Hunden gehetzt, erkannten bald, daß ihre Macht gegen die der weißen Männer nichts vermöge, und unterwarfen sich daher flehend, um fortan ihr armes Leben mit harter, ihnen gänzlich ungewohnter Arbeit zu erkaufen, zu der die ihnen von der spanischen Habsucht auferlegte Pflicht jährlichen Zinses an Gold und Baumwolle sie nöthigte.

Schon vor seiner Rückkehr in die Colonie hatten von da an sich Einige der dem Columbus feindlich Gesinnten nach Spanien zurückbegeben und dort so viele Verläumdungen gegen ihn angebracht, daß der Hof einen Bevollmächtigten, Namens Aguado, nach Hayti entsandte, um den Stand der Sache zu untersuchen. Dieser trat aber nach seiner Ankunft daselbst mit so großer Anmaßung auf, daß Columbus, um falschen Berichten zuvorzukommen, beschloß, sich selbst in Spanien zur Verantwortung zu stellen. Er übergab daher seinem Bruder den Oberbefehl über die Zurückbleibenden und kehrte im März 1496 mit Aguado nach Spanien zurück. Zwar gelang es ihm, am Hofe seine Verläumder zu Schanden zu machen und sogar die Zusage einer neuen Flotte zu erwirken; allein da der Hof mit andern kostspieligen Entwürfen beschäftigt war, so verzögerte sich die Ausrüstung so sehr, daß

die Abfahrt erst nach zwei Jahren von Statten gehen konnte (30. Mai 1498).

Bei der dritten Reise nahm Columbus eine noch südlichere Richtung, um endlich auf das ersehnte Goldland zu treffen, gerieth aber dabei so nahe an den Aequator, daß vor Hitze die Fugen der Schiffe wichen, die Fässer zersprangen, die Lebensmittel verdarben und die Leibes- und Geisteskräfte der Schiffleute schwanden. Daher nahm Columbus, der auch an der Gicht litt, eine mehr nordwestliche Richtung, in der er auf die Insel Trinidad stieß, die an der Mündung des Orinokostroms liegt, aus dessen Größe er schloß, daß hier das gesuchte Festland (Tierra firma), folglich seiner Meinung nach, Indien sey.

In der That hatte er den östlichen Continent, aber nicht Asiens, sondern America's vor sich, den er, weil er gerade an den Augen litt, durch seine Leute — an der Küste von Cumana — betreten und für Spanien in Besitz nehmen ließ. Seine zunehmende Augenkrankheit aber nöthigte ihn wieder nach Hispaniola zu steuern, wo ihm jedoch die traurige Verwirrung, in der er die dortige Colenie fand, keine Erholung gestattete. Sein Bruder hatte zwar unter seiner Abwesenheit die Ordnung mit Umsicht und Festigkeit zu handhaben gesucht und die neue Stadt St. Domingo gegründet; allein Roldan, ein undankbarer Mensch, den Columbus seiner Talente wegen aus dem Staub emporgehoben und zum Oberrichter befördert hatte, war der Anstifter eines Aufstandes geworden, zu dem er nicht nur den unzufriedenen Theil der Spanier, sondern auch die Indianer vermochte, also daß diese sich ihrer Zinspflicht weigerten, indeß jene plündernd und verwüstend das Land durchzogen. Vergebens zog Bartholomäo aus und züchtigte die abgefallenen Kaziken: die spanischen Rebellen konnte er nicht erreichen, da sie vor ihm nach einer andern entfernten Seite der Insel auswichen.

Als Columbus ankam und erkannte, daß die ganze Ansiedlung in der Gefahr des Untergangs war, gedachte er mit Einem Schlag die Frevler zu vernichten; allein drei seiner Schiffe waren nach den Seite hin verschlagen worden, wo die Aufrührer sich festgesetzt hatten, und da jene Schiffe viele aus Spanien mitge-

brachte Verbrecher, die man für die neue Welt unschädlich erachtet hatte, enthielten, so schloßen sich diese sogleich den Rebellen an. Dieser Umstand und die betrübte Wahrnehmung, daß die Besatzung von St. Domingo sich zur Bekämpfung des Aufstandes wenig geneigt zeigte, nöthigte den Admiral mit den Aufrührern zu unterhandeln und sie durch eine ausgedehnte Amnestie und Einräumung besonderer Vortheile zur Niederlegung der Waffen zu vermögen. Allein schon vorher hatten Roldan und seine Spießgesellen Berichte und Abgeordnete nach Spanien gesandt und ihren Aufstand durch giftige Verläumdungen wider den Statthalter zu rechtfertigen gesucht, den sie der härtesten Bedrückung und ungerechtesten Verwaltung beschuldigten.

Indeß hatte auch Columbus der Wahrheit gemäß an den Hof berichtet und selber auf unparteiische Untersuchung der Sache angetragen. So kam es, daß der zum Mißtrauen geneigte König Ferdinand, der ohnedieß bei der wachsenden Bedeutung der gemachten Entdeckung mehr und mehr bereute, dem Entdecker, einem Fremdling, eine so ausgedehnte Gewalt eingeräumt zu haben, — einen seiner Hofbeamten, Namens Franz von Bovadilla, als Schiedsrichter nach St. Domingo sandte. Dieser, ein eben so übermüthiger, als unfähiger Mann, setzte sich ohne alle Form Rechtens sogleich mit Gewalt in den Besitz der Festung und des Admiralitätsgebäudes, lud den gerade anwesenden Admiral Columbus vor sich und ließ den ehrwürdigen Mann nebst seinen beiden Brüdern in Ketten legen. Nicht genug: nachdem der Nichtswürdige durch die lügenhaftesten Aussagen aller Schlechten, welche, durch sein Verfahren ermuthigt, noch frecher hervortraten, seiner Willkühr einen Schein des Rechts gegeben hatte, schickte er mit den Prozeßacten zugleich die Gefangenen selbst nach Spanien. Als man vor der Einschiffung dem Columbus die Ketten abnehmen wollte, ließ es derselbe nicht zu, sondern erklärte, daß er sie, da der Bevollmächtigte ihn im Namen der Majestäten damit beladen habe, so lange tragen wolle, bis diese seine Gebieter selbst befehlen würden, sie ihm wieder abzunehmen, und in diesem Falle wolle er sie dann zur Erinnerung, wie man seine treuen Dienste gelohnt habe, bei sich aufbewahren.

Als man im November 1500 in Cadix ankam, und man den Entdecker der „neuen Welt" in Fesseln sah, wurden alle Wohlgesinnten von Unwillen erfüllt; und als die Königin davon hörte, sandte sie, von Mitleid gerührt, — im Einvernehmen mit dem König, der die öffentliche Stimmung scheute — den Befehl nach Cadix, die Gefangenen frei zu lassen und den Columbus mit allen Ehren auszuzeichnen; auch wurden ihm sogleich 2000 Ducaten zur Reise nach dem Hofe eingehändigt.

Dort angekommen, warf er sich schweigend vor dem Throne nieder und brach, vom Gefühl überwältigt, in lautes Weinen aus. Doch faßte er sich bald und rechtfertigte seine Treue in warmer Rede so glänzend, daß die Majestäten ihn auf's Neue ihrer Huld versicherten, ihm die Rückerstattung seiner Güter zusicherten und die Absetzung des Bovadilla befahlen. Die Wiedereinsetzung des Columbus in seine vertragsmäßige Stellung aber wurde unter dem Vorwand verschoben, daß zur Sicherheit seiner Person erst die Ordnung in Hispaniola wiederhergestellt seyn müsse. Allein Ferdinand war entschlossen, eine so hohe Stelle, wie die eines Unterkönigs nie wieder einem Unterthanen, geschweige einem Fremden einzuräumen, und sandte an Bovadilla's Stelle als künftigen Generalcapitän oder Statthalter einen Spanier von vornehmer Herkunft, Don Nicolas de Ovando, dahin ab. Columbus aber harrte vergebens auf die Erfüllung der erneuerten Zusage.

Dennoch sollte noch durch ihn selbst die Entdeckung des neuen Festlandes wenigstens näher bestätigt und Andern die Bahn der Nachfolge erleichtert werden. Unterdessen waren nämlich die Portugiesen auf dem von ihnen entdeckten Seewege wirklich nach Indien gekommen und zogen daraus unermeßliche Vortheile. Als daher Columbus, dadurch zu neuer Thätigkeit auflebend, seinen königlichen Gebietern einen neuen, auf seine Entdeckung des amerikanischen Festlandes gegründeten Plan zur Auffindung einer Durchfahrt nach dem indischen Meere vorlegte, gieng Isabella, im ungeschwächten Vertrauen auf des Mannes erprobten Blick, sogleich darauf ein, und auch Ferdinand, der gerne den Portugiesen sich in Indien an die Seite gesetzt hätte,

gab seine Zustimmung zu des Columbus vierter Entdeckungsfahrt. Diese trat er von Cadix aus am 9. Mai 1502 an; aber an sie knüpfte sich für ihn, den bereits durch Alter und Kränklichkeit geschwächten Mann, eine Kette von Unglücksfällen, Demüthigungen und Entbehrungen aller Art, und ohne etwas weiteres, als die amerikanische Festlandsküste vom Kap Gracias a Dios an südlich bis Portobello entdeckt zu haben, kehrte er krank und gebrochen nach Europa zurück, wo er am 7. November 1504 anlangte.

Schon die vier Schiffe, die man ihm zu dieser Expedition mitgegeben hatte, waren so schlecht, daß er vor seiner Untersuchung des Festlands erst in Hispaniola anlegen wollte, um eines derselben auszutauschen. Zu seinem Schmerz aber wurde ihm, dem Entdecker dieser Insel, die Aufnahme im Hafen versagt. (Während er noch an der Küste weilte, schifften sich Bovadilla und Roldan miteinander nach Spanien ein; unterwegs aber ergriff sie ein Sturm und begrub sie sammt ihren auf Hispaniola erpreßten Schätzen in den Wellen!) Hierauf untersuchte Columbus den genannten Küstenstrich des Festlandes, konnte aber keine Durchfahrt finden. Dabei hatte er beständig mit Stürmen zu kämpfen, die ihm zwei Schiffe zertrümmerten und die beiden andern so beschädigten, daß sie, als er mit Noth Jamaica erreichte, zur Ausbesserung unfähig befunden wurden. Hier schien dem Weltentdecker das traurige Loos bevorzustehen, sein Leben unter den Indianern bei Maiskost beschließen zu müssen, wenn nicht zwei seiner Gefährten den Muth gehabt hätten, auf zwei elenden Canoes 40 Seemeilen weit nach Hispaniola zu fahren, um von dort Hülfe zu holen. Als sie nach unsäglichen Mühseligkeiten fast verschmachtet ankamen, wurden sie vom Statthalter Ovando fast ein Jahr lang hingehalten, bis sie zwei Schiffe bekamen.

Unterdessen lebte Columbus in der traurigsten Lage: von der Gicht geplagt, meist an's Lager gefesselt und von Sorgen gequält, ward es ihm doppelt schwer, seine Schiffsleute im Zaum zu halten. Seiner Warnung ungeachtet kränkten sie durch Habsucht und Rohheit die Indianer so, daß diese sich zurückzogen und keine Lebensmittel mehr lieferten. Doch seiner Klugheit, mit der er eine bevorstehende Monds-Finsterniß benützte, um die Indianer mit der Strafe seines Gottes zu schrecken, gelang es, sie wieder zur Lieferung von Lebensmitteln zu bewegen. Endlich, nachdem sein Bruder Bartholomäo sogar gegen einen meuterischen Theil der Matrosen, die einen Anschlag auf des Columbus Leben machten, mit Hülfe der Treugebliebenen die Waffen hatte brauchen müssen, kamen die zwei Schiffe von Hispaniola, auf denen Columbus sogleich die Rückfahrt nach Europa antrat.

Zum Unglück für ihn starb seine Beschützerin Isabella kurz nach seiner Rückkunft und obgleich er noch oftmals theils mündlich, theils schriftlich bei Ferdinand um Wiedereinsetzung in seine Würden und Aemter nachsuchte, so erhielt er doch stets nur ausweichende Antworten. Anderthalb Jahre darnach, den 20. Mai 1506, starb der große Entdecker und erhielt auf seine Anordnung die Ketten, mit denen man einst seine Treue gelohnt hatte, mit in den Sarg.

Sein Sohn Diego verfolgte das Recht seines Vaters gerichtlich und empfieng einen günstigen Spruch, dessen Vollzug indessen nur auf dem Wege einer vornehmen Verbindung erwirkt werden konnte. Er heirathete nämlich die Tochter eines spanischen Granden, dessen Bruder der Herzog von Alba war, der es endlich bei Ferdinand dahin brachte, daß Ovando zurückgerufen und Diego als Statthalter nach Hispaniola gesandt wurde. Doch auch ihm fehlte es dort nicht an Kränkungen. Mit Diego's Sohn, dem man nur den Titel ließ, starb das Geschlecht des Columbus im männlichen Stamme aus. — Der neue Erdtheil aber erhielt in der Folge seinen Namen nicht einmal von seinem ersten Entdecker, sondern von seinem ersten Beschreiber, dem Florentiner Amerego Vespucci, weil dieser sich in der von ihm herausgegebenen Reisebeschreibung über America, dessen südliche Küsten er im Gefolge des Spaniers Ojeda 1499 betrat, das Ansehen gab, als habe er zuerst jenen Continent gesehen. — Die Behauptung einiger früheren Schriftsteller, daß ein anderer Zeitgenosse des Columbus, der Nürnberger Patrizier Martin Behaim (geb. 1430, gest. 1506), vor dem Columbus America gesehen habe, ist ungegründet. Derselbe hatte aber Theil an der portugiesischen Entdeckung Congo's, weßhalb er vom Könige Johann II zum Ritter geschlagen wurde. Auch fertigte er einen großen Erdglobus, der sich noch in Nürnberg befindet.

3. Erweiterung der spanischen Entdeckungen: Florida. Vasco de Balboa in Darien. Velasquez; Grijalva. Die Entdeckung von Mexico: Ferdinand Cortez. Erbauung von Veracruz. Einzug in Mexico. Frühere Geschichte Mexico's: Die Tolteken und Azteken. Montezuma II. Volksgährung. Rückzug aus Mexico. Wiedereroberung der Stadt und Vertheilung der Landeseinwohner. — Entdeckung von Californien.

Schon während der zweiten Reise des Columbus ermächtigte eine königliche Verordnung jeden Spanier auf seine Kosten Schiffe

nach der neuen Welt auszurüsten (wogegen Columbus vergeblich vorstellte, daß dieß den geordneten Lauf der Entdeckung störe und im Grunde ein Eingriff in seine erworbenen Rechte wäre). Die Lust, neue Länder aufzufinden, und die Begierde, schnell zu großem Reichthum zu gelangen, trieb Viele an, von jener Erlaubniß Gebrauch zu machen. Im Jahre 1512 wurde Florida entdeckt; nicht lange darnach fand der kühne Vasco de Balboa den Meerbusen von Darien und legte die Stadt Santa Maria an. Seinem Unternehmungsgeist war es beschieden, von Darien aus bis zur Südsee vorzubringen und dort nähere Kunde über das längst gesuchte Goldland (Peru) einzuziehen.

Ein junger Kazike nämlich, der sah, daß sich die Spanier wegen Theilung eines Goldhaufens stritten, begriff nicht, warum sie „wegen eines solchen Tandes" sich zankten: wenn sie so sehr darnach verlangten, so brauchten sie nur sechs Sonnen (Tagreisen) weit von da in das Land am großen Ocean zu gehen, dort würden sie Gold im Ueberfluß finden; doch müßten sie in größerer Anzahl dahingehen: denn der König jenes Landes sey mächtig. Daher ließ Balboa von Hispaniola her noch kommen, wer wollte, und machte sich mit 190 abenteuerlustigen Spaniern und mit 1000 Indianern, die dem sie menschenfreundlich behandelnden Führer gerne folgten und die Lebensmittel trugen, auf den Weg. Dieser führte durch ungebahnte Wildnisse und dichtverwachsene Wälder, über steile Gebirge und weite Sümpfe, wobei sie mit Ungemach aller Art, mit Ungeziefern und giftigen Schlangen, mit kriegerischen Stämmen und andern Hindernissen zu kämpfen hatten und manchen Tag kaum eine Meile vorwärts kamen. Endlich, nach 25 Tagen, gelangten sie an einen hohen Berg, hinter welchem nach der Aussage der Indianer der große Ocean lag. Balboa erstieg erst allein den Berg, um zuerst das ersehnte Meer zu sehen. Beim Anblick der vor seinen Augen sich eröffnenden Südsee fiel er, Gott dankend, auf seine Kniee, worauf er, als auch seine Gefährten seine Gefühle getheilt hatten, mit ihnen zum Strand hinabgieng und mit Schwert und Schild bis an die Brust in's Meer tretend von demselben für seinen König Besitz nahm. Da die nahen Einwohner dieser Gegend die Aussage seiner Indianer bestätigten, daß das Goldland weiter südwärts im Innern liege, aber der König desselben sehr mächtig sey, so beschloß Balboa, vorerst wieder nach Santa Maria zurückzukehren und sich von seinem Könige eine hinreichende Macht ertheilen zu lassen.

Die Berichte und Schätze, die er an den spanischen Hof sandte, erregten die höchste Freude, indem man glaubte, nun auf einem andern Wege, als die Portugiesen, Indien gefunden zu

haben. Aber auch dem Balboa trat der Neid und das Mißtrauen verderblich entgegen: Ferdinand ernannte nicht ihn, der doch die Verhältnisse so gut kannte und mit den Indianern so gut stand, zum Statthalter von Darien, sondern den kleinlich gesinnten Pedraria, unter dessen verkehrter Verwaltung die neue Colonie so litt, daß der König zuletzt seinen Mißgriff erkannte und auf erneute Vorstellungen dem Balboa wenigstens die Statthalterschaft über die neu zu entdeckenden Länder an der Südsee ertheilte. Schon war Balboa im Begriff, mit vier Schiffen zur Entdeckung Peru's von Darien abzusegeln, als ihn Pedraria aus Eifersucht eines Empörungsversuches beschuldigte und, ohne auf die Fürbitten aller Colonisten zu achten, den Mann — hinrichten ließ, der nach Columbus bis dahin zu Entdeckungsunternehmungen der fähigste war.

Weitere Entdeckungen auf dem Festlande wurden von Cuba aus auf Betrieb des Diego Velasquez, des tapfern Eroberers und umsichtigen Statthalters dieser Insel, gemacht. So entdeckte, von ihm veranlaßt, Hernandez Cordova 1517 die Küste von Yukatan, wurde aber von den kriegerischen, in baumwollene Gewändern gekleideten Einwohnern am Landen gehindert und mußte nach einem hitzigen Gefecht, in welchem er einen großen Theil seiner Mannschaft verlor, nach Cuba zurückkehren, wo er an seinen Wunden starb. Ihn rächte Grijalva, an der Spitze einer neuen Expedition: er besiegte die Yukataner und segelte nach geschlossenem Friedensvertrag weiter an der Küste hin, bis er auf Gegenden stieß, deren Fruchtbarkeit und Cultur (die sich auch an Häusern von Stein zeigte) ihn an Spanien erinnerte, so daß er diesem Lande den Namen Neuspanien gab, indeß die Einwohner ihm bedeuteten, daß sie einem großen, in in viele Provinzen getheilten Reiche angehörten, dessen mächtiger König Montezuma (eigentlich Motecuhcuma) in der Hauptstadt Mexico (spr. Mechico) herrsche. Auf diese Nachricht kehrte Grijalva, der mit seinen schwachen Hülfsmitteln sich nicht getraute, hier eine Colonie zu gründen, nach Cuba zurück, um dem Statthalter Bericht zu erstatten.

Begierig, diese wichtige Entdeckung möglichst auszubeuten, befahl Velasquez eine neue Ausrüstung und übertrug dieselbe dem durch alle dazu nöthigen Fähigkeiten, insbesondere durch Unerschrockenheit und Geistesgegenwart ausgezeichneten **Ferdinand Cortez,** der auf 11 kleinen Schiffen, welche mit 100 Matrosen und 500 Soldaten (darunter 13 mit Flinten und 16 mit Pferden) und mit 14 kleinen Kanonen armirt waren, am 10. Febr. 1519 unter Segel gieng.

Cortez, damals 30 Jahre alt, hatte sechs Jahre zuvor sich in eine Verschwörung gegen Velasquez eingelassen, war aber begnadigt worden und die Sache war längst vergessen. Der große Eifer, den nun Cortez bei der Ausrüstung bewies, gab seinen Neidern Veranlassung, den Verdacht des Velasquez gegen ihn wieder rege zu machen, so daß Cortez für gut fand, rasch abzusegeln und die begonnene Ausrüstung an einem andern Orte der Insel zu vollenden. Velasquez erklärte ihn nun seiner Stelle verlustig und befahl seine Gefangennehmung. Cortez aber wußte seine Soldaten für sich zu gewinnen und beschleunigte die Abfahrt.

Nachdem er da, wo Grijalva zuletzt war, die Einwohner mit Waffengewalt zu einem Friedensvertrag gebracht, fuhr er an der Küste weiter und bewerkstelligte in der Gegend, wo jetzt das Fort St. Juan da Ulloa liegt, seine zweite Landung. Die Einwohner, die auch hier auf einer höhern Stufe der Cultur standen, ließen sich mit den Spaniern in einen friedlichen Verkehr ein und bewiesen ihnen, als sie den Donner der Geschütze vernahmen, gleich als höheren Wesen, die größte Ehrfurcht.

Beim Anblick der geharnischten Reiter glaubten sie, daß diese Menschen mit ihren Pferden zusammengewachsen seyen, und entsetzten sich, als die Reiter abstiegen und so das, was sie für ein Ganzes hielten, sich theilte. — Im Verkehr mit diesen Mexicanern, ja für den Erfolg seiner ganzen Unternehmung kam es dem Cortez außerordentlich zu Statten, daß er eine Indianerin aus Yukatan mitgebracht hatte, welche die mexicanische Sprache verstand und daher, weil auch einer der Spanier der Sprache Yukatans mächtig war, indem er dort einige Jahre als Gefangener gelebt hatte, zur Dolmetscherin dienen konnte.

Nachdem Cortez über das Reich und dessen Hauptstadt nähere Erkundigungen eingezogen hatte, gab er den Indianern zu verstehen, daß er nach Mexico aufbrechen wolle, um ihrem Könige Aufträge von seinem mächtigen Könige zu überbringen. Alles dieß ward schnell dem König Montezuma, der bereits durch den

Statthalter jener Provinz Berichte, und dabei sogar Abbildungen der Fremdlinge empfangen hatte, hinterbracht. Nicht lange darauf erschienen Gesandte bei Cortez und brachten ihm nebst Geschenken die Weisung, das Land zu verlassen. Da Cortez sich nicht dazu verstand, kam ein zweiter Befehl mit noch größeren Geschenken und wiederholte jene Weisung. Durch diese Geschenke wurde Cortez und die meisten seiner Begleiter nur noch mehr gereizt, sich im Lande festzusetzen und vorerst eine Stadt zu bauen, der er den Namen Villa rica de la vera cruz gab, den man in Veracruz verkürzte.

Weil sich unter seiner Mannschaft Zaghafte und Mißvergnügte, unter den Letztern namentlich Anhänger des Velasquez befanden, die auf Rückkehr drangen, stellte er sich, als wolle er ihnen nachgeben; da sich's aber zeigte, daß bei weitem die Mehrzahl bleiben wollte, da belobte er sie, ließ sie durch Vermittlung seiner Anhänger selbst unter sich einen Verwaltungsrath für die neue Stadt ernennen und legte vor demselben seine Befehlshaberstelle nieder, mit dem Ersuchen, den Würdigsten zum Generalcapitän und Oberrichter für die Colonie zu wählen. Da sie natürlich ihn wählten, so erschien er unabhängig von Velasquez und als einer, der sich die Herrschaft nicht angemaßt habe.

Darauf schilderte er in einem Bericht an den spanischen Hof die Vortheile der Eroberung eines so großen und reichen Landes, ohne sein Mißverhältniß zu Velasquez zu berühren und ohne um den Statthalterposten für sich anzuhalten. In einem Schreiben des Verwaltungsraths aber ließ er seine Verdienste näher bezeichnen, in der Hoffnung, daß der König ihn zum Statthalter ernennen werde. Um nun dieß zu hintertreiben, hatten die Anhänger des Velasquez vor, mit einem Schiffe heimlich nach Cuba zu segeln und den Velasquez davon zu benachrichtigen; allein Cortez kam hinter die Verschwörung und bestrafte die Rädelsführer mit dem Tode. Darauf ließ der kühne Mann sämmtliche Schiffe — mit Ausnahme dessen, welches er nach Spanien schickte, — unter dem Jubel seiner ihm anhängigen Mannschaft zerstören, damit die Seinen nur die Wahl zwischen Sieg und Untergang hätten.

Nachdem sich Cortez mit dem Unterkönige, in dessen Gebiet die neue Colonie lag, und welchem Montezuma's Druck längst lästig war, förmlich verbündet hatte, unternahm er den kühnen Zug in das Innere — er und ein Häuflein von 500 Spaniern gegen ein so großes Reich mit so vielen feindlichen und kriegerischen Völkern!

Zuerst erstritt er sich den Durchzug durch das Land der kriegerischen Tlascalaner, die, als sie seine Waffenüberlegenheit fühlten, sich zu Vasallen der castilischen Krone machen ließen und zu Tausenden in seine Dienste traten. Darauf eroberte er die Hauptstadt der sich ihm widersetzenden Cholulaner und kam beim Weiterrücken durch so trefflich angebautes Land und durch so viele volkreiche Städte, daß die Verwunderung der Spanier mit jedem Tage wuchs. Als sie endlich der Hauptstadt Mexico, die mit ihren weißen Häusern (welche die Spanier auf 60,000 schätzten) und ihren weißen Tempeln auf einer Insel des See's Tezcuco lag und durch drei Dämme mit dem Lande verbunden war, sich näherten, kamen ihnen 1000 vornehme, in feine Gewänder gekleidete Männer der Stadt ehrerbietig entgegen und meldeten ihm, daß ihr großer König gleich nachkommen werde. Kurz darauf erschien Montezuma in einem kostbaren Tragsessel mit großem Gefolge und bezeugte zum Erstaunen seines eigenen Volkes dem Cortez wie einem Höheren seine Unterwürfigkeit. Dann geleitete er ihn selbst in die Stadt, wo er ihm und allen Spaniern ein großes steinernes Gebäude zur Wohnung anwies und sie mit reichen Vorräthen versehen ließ.

Hier erklärte der König dem Cortez, daß die Mexicaner eine Ueberlieferung hätten, nach welcher in der Urzeit einer ihrer Fürsten in die Lande des Sonnenaufgangs gezogen und nicht wieder gekommen wäre, daß aber der Glaube bestehe, er werde einst von dort wiederkehren und sein Recht auf das mexicanische Reich geltend machen. Dieser Fürst sey wahrscheinlich der mächtige König, dem Cortez diene und darum wolle er sich und sein Reich demselben tributpflichtig machen.

Diese Sage, die unter den Mexicanern wirklich bestand, weist auf die Urgeschichte Mexico's zurück, von welcher spätere Forscher bis auf heute Folgendes festgestellt haben. In den ältesten Zeiten wohnten in den Anden Mexico's viele Völkerstämme, von denen acht noch dem Namen nach bekannt sind. Daher gilt jenes Gebirgsland bei den Mexicanern, die es Anahuac nennen, noch für heilig. Der mächtigste dieser Stämme, der Stamm der Olmeken, bewohnte die Hochebene von Tlascala und breitete sich weit aus. Im Jahr 544 n. Ch. erschienen von Norden her die **Tolteken**, wanderten 648 in Anahuac ein und gründeten sich daselbst 670 eine Herrschaft. Unter ihrem Könige Ixtlicue-

hauac empfiengen sie 708 ein heiliges Gesetzbuch, das auch ihre Mythologie und Geschichte enthielt. Noch unter der Herrschaft der milde gesitteten Tolteken trat der große mexicanische Religionsstifter Quetzalkoatl auf, der nachher von den verschiedenen Stämmen unter verschiedenem Namen verehrt wurde. Der Gesichtsfarbe nach ein Weißer und begleitet von mehrern Fremden im Gefolge, welche schwarze Priesterkleider trugen, gab er dem Reiche eine Doppelform durch einen weltlichen und einen geistlichen Herrscher. Als er seine religiös-politische Reform durchgeführt hatte, verschwand er auf einer Reise und noch heute warten die eigentlichen Mexicaner auf seine Rückkehr. — In der Mitte des 11. Jahrhunderts v. Chr. fiengen die Tolteken, durch eine furchtbare Pest geschreckt, an, weiter nach dem Süden zu wandern, worauf um das Jahr 1160 aus dem Norden, vom californischen Meerbusen her, der rauhere und kriegerische Stamm der **Azteken** einwanderte, die sich bei ihrer Ausbreitung nach dem Süden allmählig die Oberherrschaft im Lande erkämpften. Sie gründeten 1325 die Stadt Tenochtitlan, das nachmals Mexico genannt wurde, und ihre Nachkommen waren es, die Cortez noch herrschend fand. Anfangs war die Regierungsweise der Azteken aristokratisch, gieng aber aus dem Bedürfniß nach größerer Stärke in das Königthum über, dem alsdann die Nachbarstämme, die sie bis dahin zu unterjochen gesucht hatten, nicht mehr widerstehen konnten. Allmählig aber artete die Monarchie in drückenden Despotismus aus. Der König, der Adel und die Priesterschaft besaßen die fruchtbarsten Ländereien, die Statthalter in den Provinzen erlaubten sich ungestraft die ärgsten Erpressungen, das Volk aber lebte in großer Armuth und trug nur in den ältern Provinzen den Druck geduldig, indeß die zuletzt unterworfenen Stämme mit Unwillen gehorchten und daher sich bei der Ankunft der Spanier leicht an diese anschlossen. In der Reihe der aztekischen Könige war Montezuma der neunte, und dieses Namens (den auch einer seiner Thronvorgänger geführt hatte) der zweite.

Die Religion der Azteken war ein mit gräulichen Menschenopfern befleckter Götzendienst, indem nach den mäßigen Angaben jährlich an 20,000 erwachsene Menschen, meist Kriegsgefangene, und außerdem noch viele Tausende von Kindern in dem Tempel geschlachtet wurden. — Ursprünglich verehrten sie die Gestirne, insbesondere die Sonne, als deren „Söhne" die Könige galten, welche daher auch fast göttliche Verehrung genoßen. Neben dem Sonnengott (den die Mexicaner des Cortez (also die Azteken) Vitzliputzli (eigentl. Huitzlilopuchtli) nannten und auch als Kriegsgott verehrten) hatten sie noch andere Götter theils persönlicher, theils abstracter Natur (wie z. B. einen Gott der Reue und Betrübniß). Von heiligen Thieren werden Geier und Sperber genannt. Ihre Schrift war eine gedoppelte, eine hieroglyphische und eine phonetische (wie in Aegypten). Als Papier bedienten sie sie sich zur Zeit des Cortez geglätteten Baumwollengewebes.

Obgleich von der obenerwähnten urgeschichtlichen Zeit verschiedene Baudenkmäler (Grabmäler, Begräbnißstätten, cyclopische Werke,) in mehreren Gegenden Mexico's noch vorhanden sind, die auf ein hohes Alter zurückdeuten, so hat die spanische Regierung doch erst 1768 angefangen, dieselben zu untersuchen, und eine Reihe neuerer Untersucher (unter denen auch Alexander von Humboldt sich befindet) haben den Beweis für eine frühe uralte Cultur geliefert. Die wichtigsten dieser urgeschichtlichen, weit über die Zeit der Azteken, ja zum Theil weit in die vorchristlichen Jahrhunderte hinaufreichenden Monumente sind die Ruinen der Stadt Palenque auf der mexicanischen Goldküste am Fuße des höchsten Berges der Kette, welche das ehemalige Königreich Guatemala von Yukatan trennt; westlich davon in der Provinz Capaca die Ruinen von Mitla (eig. Miquitlan), welches die Begräbnißstadt der Könige gewesen zu seyn scheint; desgleichen die erst neuerdings aufgefundenen Ruinen in der Nähe von San Diego, einem vom stillen Ocean einen Tagmarsch entfernten Orte, an der Spitze des californischen Golfes.

Alle diese Ruinen bestehen aus Resten von Tempeln und Palästen von ernstem, majestätischen Charakter, meist auf künstlichen Hügeln oder Terrassen; ferner aus hohen Steinpyramiden, aus massiven kreisförmig gebauten Granitwällen, unterirdischen Bauten, aus Säulen und Blöcken mit ausgehauenen Hieroglyphen. Der Haupttempel zu Palenque ist 240 F. lang, 144 breit und 36 F. hoch, steht auf einer 60 Fuß hohen Kunsterhöhung und ist oben mit so starken Steinplatten bedeckt, daß sie Bomben widerstehen könnten. Die Wände sind 5 F. dick mit feiner glänzend glatter Oberfläche (wie an allen andern Gebäuden), enthaltend Sculpturen in Basrelief, darunter viele menschliche Figuren in leichter Bekleidung, die meist 6 F. hoch, der Mehrzahl nach rein gezeichnet und nicht ohne Ausdruck und Adel sind. Der Tempelhof enthält zwei Reihen aus Granit gemeißelter gigantischer Figuren von 12 F. Höhe, theils in ruhiger Haltung, theils in betender Stellung, die Häupter mit halboffenem Mund gen Himmel gewendet, mit dünnlockigem Haupthaar ohne Bart, meist nackt, aber ganz decent gehalten; anderer Bilder und mystischer Ornamente nicht zu gedenken. Siehe C. A. Menzels Wegweiser durch das Gebiet der bildenden Kunst 1, 6. 1850. Obgleich zwischen diesen uralt mexicanischen Denkmälern eine Aehnlichkeit mit den alt-ägyptischen besteht, so sind doch an ihnen characteristische Eigenthümlichkeiten wahrnehmbar, die nirgends sonst an Alterthümern bemerkt wurden. Unter den heutigen Indianern in Mexico besteht noch die Ueberlieferung, daß daselbst einst eine große civilisirte Nation gewohnt habe, die von ihren barbarischen Vorvätern vernichtet wurde. Jedenfalls hat dort einst ein gebildeter Menschenstamm gehauf't, der für immer von der Erde verschwunden ist und dessen Geschichte ein Geheimniß bleiben wird.

Die übrigen Denkmäler, die sich, außer den oben angegebenen ältesten Ruinen, im Mexicanischen vorfinden, gehören einer spätern, ganz an-

dern Kunstentwicklung an, die zum Theil weit hinter jener ältern zurücksteht. So haben die Kunstgebilde der Mexicaner aus der Zeit des Cortez eine weit incorrectere Zeichnung; ihre Malerei kannte auch keine Farbenübergänge, wogegen ihre Geräthschaften, Waffen und Schnitzwerke von einem nicht ungeläuterten Geschmack zeugten. Ihre Baukunst ging übrigens im Kolossalen noch weiter, und besonders liebten sie die Pyramidenform. Die Pyramiden im Mexicanischen, davon die zwei größten „das Haus der Sonne" und das „Haus des Mondes" hießen, waren durch das ganze Land zerstreut, und Torquemada schätzte die Zahl derselben auf 40,000. Cortez berichtet, daß er allein vom Tempel zu Cholula aus 400 im Umkreise der Stadt sah. Welch' einen mächtigen Eindruck die kolossale mexicanische Architectur auf die Eroberer machte, geht aus allen ihren Beschreibungen hervor. Nach Cortez's Angabe nahm der größte Tempel in der Mitte der Stadt Mexico einen so großen Raum ein, daß eine Stadt von 500 Häusern darauf Platz gehabt hätte. Er war, wie alle merikanischen Gebäude, nach den vier Weltgegenden gerichtet, hatte eine 8 F. hohe, mit vielen steinernen, in Nischen befindlichen Figuren gezierte Umfassungsmauer, über deren vier Thoren sich je ein Waffenarsenal befand; der Hofraum war mit glattpolirten Platten belegt, auf denen die Spanier kaum gehen konnten, ohne auszuglitschen, und enthielt 40 kleine, zum Theil für Priesterwohnungen und Schulen eingerichtete Tempel, die den in der Mitte sich erhebenden Haupttempel umgaben, der 300 F. lang, 258 F. breit und 114 F. hoch in Pyramidenform mit fünf Absätzen sich erhob und auf seinem Gipfel in einer Platte mit zwei 56 F. hohen Thürmen endete. (An die Stelle jenes Tempels errichteten die Spanier nachher die Cathedrale.) Die Zahl der übrigen Tempel dieser Hauptstadt belief sich auf 2000, welche zusammen 360 Thürme hatten.

Da Cortez der Aeußerung Montezuma's, sich mit seinem Reiche der spanischen Herrschaft untergeben zu wollen, nicht traute und die Tlascalaner ihn vor der Treulosigkeit des Königs warnten, ein Rückzug aber aus dieser großen Stadt nicht mehr möglich war, so richtete er sich nicht nur das ihm angewiesene Haus zu einer Art Festung ein, in der er sich durch stets geladene Kanonen und ausgestellte Wachen zu sichern suchte, sondern er beschloß auch, sich der Person des Königs zu bemächtigen, theils um ihn als Geisel gegen das Volk zu gebrauchen, theils auch, um zugleich durch ihn jede seiner Forderungen durchzusetzen und sich so am leichtesten der Herrschaft zu versichern. Schon sechs Tage nach seiner Ankunft gelang es ihm, den ersten Theil dieses überkühnen

Plans auszuführen und den König in seine Gewalt zu bekommen.

Dieß kam so: ein Feldherr des Königs hatte unterdeß die abtrünnigen Tlascalaner in ihrem Lande angegriffen und einen Spanier der Besatzung von Veracruz, die ihnen zu Hülfe gekommen war, gefangen bekommen, hingerichtet und seinen Kopf nach der Hauptstadt geschickt, wo er öffentlich ausgesteckt wurde, um dem Volke zu beweisen, daß auch die Spanier sterbliche Menschen seyen. Dieser Umstand gab dem Cortez den Vorwand, in Begleitung seiner tapfersten Hauptleute in den Palast des Königs zu gehen und Genugthuung zu verlangen. Als Montezuma versprach, den Feldherrn auszuliefern, stellte sich Cortez zufrieden, verlangte aber, daß der König zur Beruhigung der übrigen Spanier mit ihm gehen und bis zur erfolgten Auslieferung bei ihnen im spanischen Palaste wohnen solle. Deß weigerte sich der König, seiner Würde eingedenk, bis nach langem Streite einer der spanischen Hauptleute wild auffuhr und rief, man solle kurzen Prozeß machen und ihn fortschleppen oder niederstoßen. Erschrocken fügte sich der König in sein Schicksal: denn schon seit der Ankunft der Fremdlinge hatte ihm die Furcht vor der Erfüllung der gedachten alten Weissagung allen Muth benommen. Als er, von den Spaniern umgeben, nach des Cortez Wohnung gieng und das Volk Miene machte, diese Mißhandlung seines Königs zu rächen, winkte Montezuma mit verstellter Heiterkeit, gleich als sey es sein freier Wille, daß er mitgehe. Im Palaste der Spanier wurde er nun wohl bewacht: doch durften seine Hofdiener bei ihm bleiben und seine Räthe ein- und ausgehen; auch that Cortez mit den Seinen Alles, ihm seine Lage durch höfliche Begegnung erträglich zu machen.

Hierauf gieng Cortez Schritt vor Schritt weiter: der gefangene König mußte seine klügern Räthe entlassen und unfähigere, dem Willen der Spanier fügsamere annehmen, endlich sich sogar in einem öffentlichen feierlichen Act als Vasallen des Königs von Spanien erklären. Zur Abschwörung seiner Götzen aber und zur Annahme des Christenthums konnte er ihn nicht bringen. Als hierauf Cortez in seinem Bekehrungseifer Anstalten machte, zur Ausrottung des Götzendienstes den Haupttempel zu zerstören, gerieth das ohnedies erbitterte Volk in Gährung; der Adel dachte ernstlicher auf Mittel, den König zu befreien, und Montezuma, sich ermannend, befahl den Spaniern, das Land zu räumen. Cortez suchte durch den Schein, als wolle er Anstalten dazu durch eine Schiffsausrüstung machen, Zeit zu gewinnen, bis Verstärkung aus Spanien käme, um die er bereits

nachgesucht hatte. Er sollte aber diese früher und von einer andern Seite her bekommen. Denn Velasquez, vom Abfall des Cortez längst benachrichtigt, hatte im Zorn darüber 18 Schiffe mit 800 M. zu Fuß, 80 Reitern und 12 Kanonen unter Narvaez von Hispaniola aus nach Mexico abgehen lassen mit dem Auftrag, den Cortez in Ketten zu legen und die Eroberung fortzusetzen.

Als dem Cortez die Ankunft dieser Flotte gemeldet wurde, ließ er, weit entfernt, den Muth zu verlieren, 140 Spanier zu Montezuma's Bewachung zurück und rückte mit den Uebrigen dem Narvaez entgegen. Während Cortez Vergleichsvorschläge machte, die verächtlich zurückgewiesen wurden, wußte er nicht nur einen Theil der Soldaten des Narvaez durch Geschenke und Versprechungen zu gewinnen, sondern es gelang ihm auch, in einer Nacht, den Narvaez im Lager zu überfallen und sich durch Verwundung und Gefangennehmung desselben zum Herrn der ganzen Flotte zu machen.

So, bedeutend verstärkt, traf er wieder in Mexico ein, fand aber die dortige Besatzung in der größten Gefahr: denn sein unkluger Unterbefehlshaber hatte bei einem Feste vornehme Mexicaner überfallen und getödtet, so daß das Volk einen wüthenden Angriff auf den Palast der Spanier machte. Da sich die Zahl der Angreifer durch Zuzüge aus der Umgegend von Tag zu Tag mehrte und Cortez in mehreren Ausfällen nichts ausrichtete, so trat Montezuma, auf Veranlassung des Cortez, im Königsschmuck auf die Zinne und wollte das Volk durch die Erklärung beschwichtigen, daß die Fremden wieder aus dem Lande ziehen würden; allein das Volk warf unter Hohn und Verachtung einen Steinhagel nach ihm, so daß er am Kopf verwundet umsank und nach etlichen Tagen starb.

Nachdem Cortez im fortgesetzten Kampfe durch Zerstörung eines Tempels die Mexicaner aus ihrer Hauptstellung getrieben hatte, erkämpfte er sich, weil er die aufgeregte Menge zu bewältigen nicht hoffen konnte, mit nur einem Theil seiner Schätze und mit dem Verlust von mehr als der Hälfte seiner Leute, so wie aller Geschütze und der meisten Pferde den Rückzug aus Me-

rico nach Tlascala, mußte aber auf dem Wege dahin mit der zahllosen Menge der Feinde einen Verzweiflungskampf bestehen, worin er nur dadurch siegte, daß er sich der mexicanischen Reichsfahne bemächtigte, nach deren Verlust alle Feinde, schon am Ziele des Sieges, kopflos die Flucht ergriffen.

In Tlascala beschäftigte er sich, ungeachtet seiner Wunden, unaufhörlich mit Plänen zur Wiedereroberung des mexicanischen Reichs, eroberte mit den Verstärkungen, die von Cuba und Jamaica aus noch öfters zwar gegen ihn gerichtet, aber immer von ihm wieder gewonnen wurden, die nächstgelegenen Landschaften und Städte. Dann brach er mit 600 zuverlässigen Spaniern (dabei 80 Reitern und 9 Kanonen) und mit 10,000 Indianern zum zweitenmal gegen Mexico auf, wo unterdeß Montezuma's Bruder und Nachfolger an den (von den Spaniern in's Land gebrachten) Blattern gestorben war und dessen Neffe Guatimozin (eigentlich Quauhtemotzin) den Thron bestiegen hatte. Da dieser die besten Anstalten zur Vertheidigung getroffen hatte und das Volk fühlte, daß es seine ganze Existenz galt, so war die Eroberung dieser ohnedieß wohlverwahrten Hauptstadt mit so großen Schwierigkeiten verbunden, daß sie dem ungewöhnlichen Geiste und vor Nichts zurückbebendem Muthe des Cortez nur nach den ausdauerndsten Anstrengungen gelang.

Angekommen an dem See, der die Stadt umgab, fand man alle Zugänge gesperrt, die Dämme durchbrochen und den See voll Canoes. Daher mußte Cortez erst Schiffe bauen lassen, deren einzelne Theile in den Wäldern von Tlascala mühsam gezimmert und so viele Tagereisen weit auf den Schultern von 8000 tlascalanischen Sclaven herbeigetragen wurden. Da Cortez unterdeß die andern Bewohner der Landumgebung der Stadt theils durch Güte, theils mit Gewalt auf seine Seite gebracht hatte, so machte er sich, als die Schiffe zusammengesetzt und unter Jubel vom Stapel gelassen waren, zum Herrn des Sees und begann, verstärkt durch 200 neu angekommene Spanier, so wie durch mehr als 200,000 Landeseingeborne, an die Bestürmung der Stadt selbst. Es konnte aber dabei nur so verfahren werden, daß Cortez täglich eine Anzahl Häuser erstürmte und niederbrannte, dann Abends sich in sein Lager zurückzog, um am andern Tag mit der gleichen Arbeit fortzufahren: denn hätte er sein Hauptquartier in der Stadt selbst aufgeschlagen, so lief er Gefahr, von allen Seiten überfallen zu werden. Nach vier Wochen drang sein Heer ungeduldig auf einen Hauptangriff. Da aber dabei seine Anordnung, eine große Dammlücke

zur Erleichterung eines etwaigen Rückzugs auszufüllen, in der Hast des Anstürmens nicht befolgt wurde, die Mexicaner aber nach einem Scheinrückzug sich mit solcher Macht auf die Eindringenden warfen, daß diese weichen mußten: so geriethen sie in jener Dammlücke so in's Gedränge, daß 63 theils umkamen theils gefangen wurden. Selbst Cortez wurde nur mit genauer Noth von einem spanischen Hauptmann gerettet. Den Gefangenen allen aber wurde in der Nacht von den Mexicanern im hell erleuchteten Haupttempel lebendig das Herz aus dem Leibe geschnitten und den Götzen geopfert, ein Schauspiel, dem die Spanier aus der Ferne mit Grausen zusahen.

Nun fuhr Cortez wieder fort, eine Straße nach der andern einzunehmen und niederzureißen, bis nur noch das letzte, aber festeste Stadtviertel übrig war. Hier vertheidigten sich die Mexicaner, nach Verwerfung aller Vergleichsvorschläge, mit solcher Hartnäckigkeit, daß einmal an Einem Tage ihrer 40,000 niedergemetzelt wurden und der Pesthauch der Leichen die Spanier in ihr Lager zurücktrieb. Das Geschrei der Weiber und Kinder war so gräßlich, daß, wie Cortez berichtet, kein Spanier war, dem es nicht das Herz durchschnitt. Gern hätte Cortez Einhalt gethan; aber die Wuth der mit ihm verbündeten Indianerstämme, die sich an den herrschenden Azteken für Jahre und Jahrhunderte lange Unterdrückung rächen wollten, war nicht zu stillen: sie verübten selbst an dem nicht mehr kampffähigen Feind die gräßlichsten Grausamkeiten. — Hierauf folgte der letzte Sturm, der am 13. August 1521 den Rest der Stadt sammt dem König in Cortez's Hand gab. Guatimozin, als er vor Cortez gebracht wurde, sprach mit Würde: „Ich habe Alles gethan, was einem Könige ziemt, und mein Volk auf's Aeußerste vertheidigt; nimm diesen Dolch und stoß ihn mir in's Herz!" — Da man auffallender Weise wenig Schätze fand und vermuthete, daß die Mexicaner dieselben in den See geworfen hätten, so folterten die Spanier, gegen den Willen und die Vorstellungen des Cortez, den Guatimozin und seinen ersten Vertrauten auf das schrecklichste. Aber keine Folter konnte ihnen ein Geständniß erpressen. Endlich gelang es dem Cortez, den König los zu bekommen; der andere aber erlag der Folter.

Bereits hatte Cortez den Wiederaufbau der zerstörten Stadt beginnen lassen, als ein königlicher Bevollmächtigter aus Spanien erschien, um dem Cortez den Oberbefehl abzunehmen: denn derselbe Mann, der den Columbus gestürzt hatte (Bischoff Fonseca, der damalige Präsident des Raths von Indien), hatte auch das Verderben des Cortez beschlossen und bei dem Kaiser Karl V dessen Absetzung erwirkt. Indeß brachte es Cortez doch durch überzeugende Vorstellungen und glänzende Geschenke am spa=

nischen Hofe dahin, daß er bleiben und als Generalcapitän von Neu-Spanien seine mit so viel Aufopferung gemachte Eroberung durch die nöthigen Verwaltungseinrichtungen befestigen durfte. Das Land wurde unter die spanischen Colonisten vertheilt und jedem eine Anzahl Eingeborner untergeben, was jedoch die nachtheilige Folge hatte, daß die Mexicaner bald in noch schlimmere Knechtschaft geriethen, als unter Montezuma's despotischer Regierung, — ein Unglück, dessen Schuld Cortez in seinen Berichten von sich ab- und auf die Spanier zurückwirft, die ihn mit Ungestüm dazu genöthigt hätten. Die nächste Folge der Bedrückungen, welche das arme Volk erdulden mußte, waren Empörungen, die man wieder durch keine andern Mittel, als durch die größte Härte und Grausamkeit zu unterdrücken wußte, — wie denn einmal bei der Bestrafung eines solchen Aufstandes 400 mexicanische Edle miteinander verbrannt wurden, die Weiber und Kinder derselben aber der schauderhaften Execution beiwohnen mußten.

Noch zweimal brachten es die Neider des Cortez dahin, daß der auf seine Macht eifersüchtige Hof in Spanien Bevollmächtigte absandte, um die Verwaltung des Statthalters zu untersuchen; doch diese starben bald nach ihrer Ankunft. Cortez aber, zu stolz, sich gegen sie zu verantworten, begab sich selbst nach Spanien und hielt, umgeben von einem Gefolge mexicanischer Edlen, mit der größten Pracht seinen Aufzug am königlichen Hofe (1528). Sein Gebieter überhäufte ihn zwar mit den größten Ehrenbezeugungen, fand aber für gut, die Militärgewalt von der Civilgewalt in Neuspanien zu trennen und nur die erstere dem Cortez zu übertragen. Da nun aber durch diese Theilung stete Reibungen zwischen den Inhabern der beiden Gewalten entstanden, so zog Cortez theils aus Verdruß darüber, theils vom Thatendurst getrieben, auf neue Unternehmungen aus und entdeckte 1536 die Halbinsel Californien.

Abermals von Anklagen verfolgt, gieng er zum zweitenmal nach Spanien, fand aber nun eine eben so kalte Aufnahme, wie seiner Zeit Columbus gefunden hatte, und starb dort, wie dieser, über Undank und Verkennung klagend 1554, in einem Alter von

69 Jahren. (Sein Körper wurde nach Mexico geschafft und noch werden dort seine Gebeine gezeigt.)

4. Die Entdeckung von Peru: Franz Pizarro. Die Cultur des Landes. Der Sonnentempel in Cusco. Sagengeschichte. Quito. Atahualpa und Huescar. Einnahme des Reichs. Gründung von Lima. Entdeckung Chili's durch Almagro. Ermordung Pizarro's. Hartes Loos der Peruaner: Las Casas. — Magelhan's Reise um die Welt. Die Marianen; die Philippinen.

Die Entdeckung Peru's, als des von Columbus gesuchten Goldlandes, dessen Spur zuerst Balboa (K. 1, 3 a. A.) gefunden hatte, war einem ähnlichen kühn unternehmenden und muthig ausdauernden Geiste aufbehalten, wie Cortez war. Nach einigen erfolglosen Versuchen, welche Pedraria von Darien oder Panama aus hatte unternehmen lassen, übernahm **Franz Pizarro**, ein ehemaliger Begleiter Balboa's, einen neuen Entdeckungszug, zu dessen Ausrüstung er und seine reichern Freunde Diego de Almagro und Hernando de Luque das Geld zusammenschossen. Er steuerte so lange gen Süden, bis er nach unsäglichen Beschwerden und nach dem Verluste vieler Mannschaft, die dem feucht-heißen Klima erlag, endlich die Küste des frucht- und goldreichen Peru erreichte (1526). Da er aber nur noch 100 Mann hatte, so konnte er keine Colonie anlegen, sondern kehrte im dritten Jahre nach seiner Ausfahrt wieder nach Darien zurück. Weil er aber vom dortigen neuen Statthalter keine Unterstützung bekam, schiffte er nach Spanien und bewog durch seine Beschreibung der Reichthümer des von ihm entdeckten Landes den Kaiser Karl, ihm die Statthalterschaft darüber zu verleihen, wogegen Pizarro die Kosten der Ausrüstung übernahm, zu der ihm auch der damals gerade in Spanien anwesende Cortez, sein Verwandter, ein Darlehen gab.

Da aber Pizarro, als der unechte Sohn eines spanischen Hauptmanns, in der Erziehung vernachlässiget worden und bloß in Kriegslagern theils in Italien, theils in America aufgewachsen war, so daß er nicht einmal lesen und schreiben konnte: so gieng ihm auch der Adel sittlicher Bildung ab, womit er sich die Gemüther dieser Indianer, die auf einer sittlichern Stufe standen als die Mexicaner, leicht hätte gewinnen können. Er verfuhr

bei Anlegung seiner Colonie (San Miguel, am Flusse Piura) nicht anders, denn in der Weise eines rohen, gewaltthätigen Soldaten, und gieng nur darauf aus, den Einwohnern Gold abzupressen. Daher wurden sie theils verscheucht, theils fügten sie sich nur mit Widerwillen seiner Gewalt. Den gleichen Character der Rohheit trug seine ganze weitere Unternehmung.

Je tiefer Pizarro in das Innere des Landes rückte, desto fruchtbarer zeigte sich der Boden, desto civilisirter das Volk und zwar in noch höherem Grade, als Mexico; wie denn auch dieser Theil America's mit seinen Monumenten auf eine frühe uralte Cultur zurückweis't.

Die Bodencultur war durch künstliche Bewässerung erhöht. Davon zeugen zwei Wasserleitungen, wovon die eine 150, die andere 120 Stunden lang und die letztere 12 Fuß tief und zwei Ellen breit ist. Sie waren mit Steinplatten und diese mit Erde bedeckt, um gegen Hitze und Beschädigung geschützt zu seyn. — Den Verkehr förderten zwei staunenswerthe Kunststraßen, jede an 500 Stunden lang, die eine am Meeresufer, die andere vom Strand nach dem Gebirg sich hinziehend. Die letztere ist durch Felsen gebrochen und geht über Abgründe, die durch ungeheure Erdmassen ausgefüllt worden waren; sie ist 40 Fuß breit, an den Seiten aufgemauert und mit Wassergräben versehen und von Strecke zu Strecke mit Herbergen besetzt. Der Berichterstatter (Gomara) stellte sie den größten Werken der Aegypter und Römer voran. — Unter den Befestigungswerken befindet sich eine steinerne Mauer, die bei Hachacacha beginnend sich in einer Länge von 30 Meilen über den Gipfel der Cordilleren bis zum See von Titicaca hinzieht und noch besteht, obgleich durch Zeit und Menschen beschädigt. — Das Land hatte zwar nur Eine große Stadt, Namens **Cusco**, während in den übrigen Theilen des Landes nur kleine Orte und zerstreut liegende Gebäude zu finden waren. Allein diese Stadt war sehr groß und prächtig. Die Festung, die sie enthielt, war halbmondförmig in dreifachem Umkreis von Mauern umgeben, deren jede 300 Klafter lang und aus 40 Fuß langen, 20 Fuß breiten, 2 Fuß dicken Steinen gebaut ist, die ohne Mörtelverbindung so dicht auf einander liegen, als ob sie zusammen gewachsen wären. — Der große Sonnentempel in Cusco (um den 5 kleinere, dem Mond, den Sternen, dem Blitz und dem Regenbogen geweihte Tempel stunden) war ganz mit Goldplatten gepflastert und über dem Hauptaltar erhob sich ein so großes massivgoldnes Sonnenbild, daß es fast von einer Mauer zur andern reichte; zu beiden Seiten dieser Sonne saßen der Reihe nach auf goldenen Thronen die gut einbalsamirten Körper der Inka's oder Könige. Auch die Tempelthüren waren mit Goldplatten bekleidet, die

Wände mit Kronen und Kränzen geziert. An den Tempel stieß ein Garten mit Springbrunnen und Bildsäulen aus Gold und Silber. — Andere Tempel im Lande waren von verschiedener Bauart, zum Theil ohne Gold, von dunkeln, harten Steinen erbaut. Der merkwürdigste war der Tempel des Gottes Viracocha (16 Stunden südlich von Cusco), der in einer Capelle die Bildsäule dieses Gottes enthält, die nach Gesichtszügen, Kleidung und Sculptur so „europäisch" war, daß die Spanier, die den Tempel entdeckten, ein Bild des Apostels Bartholomäus vor sich zu sehen glaubten. — Die Paläste waren von ungeheurer Größe und Pracht. Die Privathäuser waren zweistöckig, mit röthlichem glänzenden Mörtel bekleidet. Grabdenkmäler der verschiedensten Größe (je nach dem Rang der Verstorbenen) waren durch das ganze Land vertheilt. — Die Bildwerke aus edlem Metall, so wie besonders die Gefäße aus Thon zeugten von einem gebildeten Sinn für Plastik. Die Werkzeuge, deren sie sich zu allen ihren Werken bedienten, waren nur von Kupfer; weil sie aber damit die härtesten Stoffe bearbeiteten, so glaubt man, daß sie „ein Geheimniß besessen hätten, das Kupfer wie Eisen zu stählen."

Die Geschichte der Peruaner geht von der Mythe aus, nach welcher vor Jahrhunderten Manco Capac, ein Abkömmling der Sonne (welches die oberste Gottheit der Peruaner ist) in das Land kam und als erster Inka oder Landesfürst mit seiner Gemahlin dem Volke Religion und Künste gelehrt und bürgerliche Einrichtungen gegeben habe. Das Volk theilte sich in Edle, Gemeinfreie und Knechte. Unterstützt von einer Religion, die in Sterndienst bestehend, von Menschenopfern unbefleckt war, besaßen die Peruaner einen milden und fast mehr als weichen Character, obgleich die Inka's auch mit den Waffen ihre Herrschaft erweitert hatten.

Kurz vor Pizarro's Ankunft war der König dieses Landes, Huana Capac, der zwölfte in der Reihe der Inka's von Cusco, gestorben. Derselbe hatte das benachbarte Königreich Quito erobert und, um sich darin die Herrschaft zu sichern, eine Tochter des Königs von Quito — wider das Gesetz seiner Religion — zu seiner Nebengemahlin gemacht. Der Sohn, den ihm dieselbe gebar, hieß Atahualpa und sollte nach des Vaters Willen sein Nachfolger in Quito werden; allein der Sohn seiner ersten Gemahlin, Namens Huescar, wollte nach des Vaters Tode diese Bestimmung nicht gelten lassen, sondern beanspruchte die Nachfolge in beiden Reichen. Darüber kam es zwischen beiden Stiefbrüdern zum Krieg, in welchem Atahualpa den Huescar gefangen bekam und alle übrigen Sprößlinge aus dem Stamme der Inka's von Cusco umbringen ließ.

Eben diese im Lande herrschende Zerrüttung hatte es dem Pizarro möglich gemacht, unaufgehalten so weit in das Innere des Landes vorzudringen. Da kamen Gesandte des Huescar zu ihm und baten ihn um Hülfe; und als dies Atahualpa erfuhr, schickte auch er Gesandte, jedoch gleich mit reichen Geschenken an Pizarro, um ihn für sich zu gewinnen. Der eigennützige Spanier sagte sogleich dem Atahualpa seine Hülfe zu und empfieng kurz darauf zu Caxamalca den Besuch Atahualpa's, der auf prächtigem Tragsessel, umgeben von einem glänzenden Hofstaat und durch ein Heer von 30,000 Mann gedeckt, erschien. Deßungeachtet wagte Pizarro einen eben so treulosen, als unvermutheten Angriff, scheuchte durch einige Kanonenschüsse das ganze Heer in die Flucht und nahm den Inka gefangen.

Bei der Zusammenkunft des Inka mit Pizarro trat der spanische Priester Valverde vor den Inka hin und bewies ihm in spanischer Sprache (die schlecht gedolmetscht wurde), daß Christus die Weltherrschaft dem Papste übertragen und dieser alle Länder der neuen Welt dem spanischen Könige geschenkt habe, daß folglich der Inka diesem Könige sich unterwerfen müsse. Darüber forderte Atahualpa, auf sein ererbtes Recht sich berufend, den Priester zum Beweis auf. Darauf zog der Priester die heilige Schrift hervor und reichte sie dem Inka mit den Worten hin, daß darin Alles stehe. Atahualpa nahm sie, hielt sie an's Ohr und sagte: „Es schweigt! es sagt mir nichts!" und warf sie gleichgültig zur Erde. Da schrie der Priester, das Evangelium sey entweiht, und forderte die Christen zur Rache auf. Pizarro gab das verabredete Zeichen und bemächtigte sich der Person des Inka, während die nächste Umgebung desselben niedergehauen wurde. Darauf sprengte die Reiterei vor und hieb ein, und einige Schüsse aus zwei Kanonen waren hinreichend, das ganze peruanische Heer in die Flucht zu schlagen. Bei der Verfolgung wurden an 4000 niedergehauen und an Gold und Silber eine ungeheuere Beute eingebracht. — Diesen Ueberfall stellen die meisten spanischen Schriftsteller als eine Handlung der Nothwendigkeit dar, durch welche Pizarro einem Ueberfall des Inka habe zuvorkommen wollen.

Als Atahualpa die Goldgier der Spanier gewahrte, erbot er sich, für seine Freiheit so viel Gold herbeizuschaffen, als das Zimmer seines Gefängnisses bis zu einer Höhe, die er mit seinen Händen noch erreichen konnte, fassen würde, und als Pizarro darauf eingieng und die Höhe mit einem Kohlenstrich bezeichnet hatte, so ließ der Inka aus den Tempeln und Palästen das Gold her=

beischaffen. Indeß aber bot Huescar, der sich noch in Atahualpa's Gewahrsam befand, dem Pizarro eine noch größere Menge Goldes, wenn er seine Hülfe ihm zuwenden würde. Davon benachrichtigt, gab Atahualpa in der Angst, sein Bruder möchte obsiegen und es dann um sein Leben geschehen seyn, den geheimen Befehl, den Huescar zu tödten. Allein das Blut seines Bruders kam nun über ihn selbst: denn Pizarro, weniger edel als Cortez, ließ ihn hinrichten, und bemächtigte sich, in Verbindung mit Almagro, der ihm neue Truppen zugeführt hatte, ohne großen Widerstand des peruanischen Reichs.

Dem Atahualpa wurde mit allen in Spanien üblichen Förmlichkeiten der Prozeß gemacht und derselbe, unter dem Vorsitz des Pizarro und Almagro, als Götzendiener, Polygamist, Thronräuber, Brudermörder und Empörer gegen die spanische Majestät zum Feuertod verurtheilt. Vergebens bat Atahualpa, man möchte ihn nach Spanien schicken, von dessen Könige er ein mildes Urtheil hoffte. Selbst nicht wenige unter Pizarro's Leuten mißbilligten das grausame Verfahren. Nun machte der Priester Valverde den Versuch, ihn noch zu bekehren, und versprach ihm Strafmilderung, wenn er sich taufen ließe. Atahualpa willigte in der Verzweiflung ein; aber alles, was er damit erreichte, war, daß er anstatt verbrannt zu werden, — am Pfahl erdrosselt wurde.

Nach der Auflösung der peruanischen Herrschaft geriethen die beiden Eroberer Peru's, Pizarro und Almagro, von denen jeder in einem besondern Gebiete zum Statthalter ernannt wurde, miteinander über den Besitz der Stadt Cusco in Streit, der nur durch die Entdeckung Chili's, welche Almagro durch einen höchst beschwerlichen Zug über das Gebirg unternahm, auf eine Zeit lang unterbrochen wurde. Indessen baute Pizarro die Stadt Lima (1535), hatte sich aber gegen einen furchtbaren Aufstand der Peruaner zu vertheidigen und war eben im größten Gedränge, als Almagro von Chili, wo er wegen der Streitbarkeit der Bewohner keine Niederlassung hatte gründen können, zurückkehrte, die Peruaner schlug, und sich Cusco's bemächtigte. In dem fortgesetzten Streite mit Pizarro unterlag jedoch Almagro und wurde erdrosselt. — Allein drei Jahre darauf rächte Almagro's junger Sohn seinen Vater, indem er mit 18 Verschwornen unter Herreda's Führung in den Palast drang, wo Pizarro sich am Eingang zu seinem innersten Gemach ungeachtet

seiner hohen Jahre mit fast jugendlicher Kraft so lange vertheidigte, bis er von einem Lanzenstoß in die Kehle zusammenstürzte (1541). Als sich der junge Almagro eben zum Statthalter verkündigen ließ, erschien ein Bevollmächtigter aus Spanien, schlug den Empörer und ließ ihn enthaupten (1542).

Unterdessen waren die Entdeckungen in Südamerika erweitert, namentlich in Chili eine Colonie angelegt und vom Gonzalo Pizarro, dem Statthalter von Quito, das Land jenseits der Anden bis an den Marañon oder den Amazonenstrom unterworfen worden.

Das Loos aber, das die Spanier den Eingebornen bereiteten, war auch hier, wie in Mexico, wie auf den westindischen Inseln und wie allenthalben in den von ihnen entdeckten Theilen Amerika's, ein höchst trauriges. Da nicht geregelte Handelsthätigkeit, sondern meist Golddurst die Spanier in die neue Welt führte, und die meisten derselben rohe, sittenlose Abenteurer waren, die nur als Soldaten ihr Glück machen und so schnell wie möglich reich werden wollten, so war auch die Behandlung, welche die Amerikaner von ihnen erfuhren, keine menschliche, viel weniger eine christliche.

Zu allen schweren Arbeiten — sowohl um Gold, das anfangs allein gesucht wurde, als auch um Zucker, Kaffee, Cacao, Tabak und andere Artikel des Genusses (wozu aber erst die Pflanzen nach Amerika gebracht werden mußten) zu bauen — wurden die Indianer gezwungen, was diesen um so schwerer fiel, da sie vorher, zufrieden mit dem, was ihnen die Natur freiwillig bot, an keine harte Arbeit gewöhnt waren. Das System, die Einwohner unter die Ansiedler zu vertheilen, mußte unmittelbar zur Sclaverei derselben führen. Schon Columbus hatte, ohne es zu ahnen, den Grund dazu gelegt, indem er auf Hispaniola gestattete, daß ein Theil der Indianer, anstatt Tribut zu zahlen, den Colonisten zugetheilt wurde, um ihnen beim Anbau behülflich zu seyn. Unter seinen Nachfolgern Bovadilla und Ovando begann schon der gräßlichste Druck, ungeachtet die Königin Isabella die Indianer frei erklärte und deren Verwendung in den Minen nur gegen Bezahlung zulassen wollte. Allein dieser

Befehl wurde nicht befolgt und die grausame Behandlung steigerte sich allenthalben in's Gränzenlose. Wagten es dann die Unglücklichen, sich zusammen zu rotten und gegen solche Unmenschlichkeiten zu empören, so erfolgten nach Unterdrückung der Empörungen die grausamsten Strafen, vor denen das menschliche Gefühl schaudert.

Die Arbeiten, die ihnen sowohl in den Minen, als in den Plantagen zugemuthet wurden, überstiegen alle menschlichen Kräfte. Dabei bekamen sie die schlechteste Kost, so daß, während ihre Herren an vollen Tafeln schwelgten, ihre ausgehungerten Indianer, wie Hunde, unter dem Tische auf einen zugeworfenen Knochen warteten. Und nachdem man so alles that, sie unter das Thier herabzuwürdigen, warf man im Ernste die Frage auf, ob die Indianer denn auch wirklich Menschen wären, gleich als wollte man mit diesem Zweifel die Unmenschlichkeit beschönigen, mit der man sie behandelte. Suchten sich die Armen dem harten Dienst durch die Flucht zu entziehen, so wurden sie wie wilde Thiere gejagt, schrecklich gegeißelt und in Ketten gelegt. Verschwörungen und Empörungen wurden mit den gräßlichsten Todesmartern, zuweilen mit Niedermetzelung ganzer Stämme gestraft. Gesetzlich sollten sie acht Monate arbeiten, dann vier Monate in ihre Heimath entlassen werden; aber gewöhnlich erlagen sie schon vor dieser Zeit, oder wenn sie die Heimath erreichten, fanden sie sie öde und starben vor Hunger und Verzweiflung.

So kam es, daß z. B. auf Hispaniola von einer Million Menschen, welche Columbus vorgefunden hatte, nach 16 Jahren keine 60,000 mehr übrig waren. Kein Wunder, daß der Name „Spanier" den Indianern zum Fluch und Gräuel wurde und daß z. B. ein zum Feuertod verurtheilter, schon an den Pfahl gebundener Kazike, einem Franziskaner, der ihn noch durch Vormalung der Paradiesesfreuden bekehren wollte, fragte, ob es im Paradies auch Spanier gebe? und als dieser sagte: „Ja, aber nur gute! zur Antwort gab: „die Besten taugten nichts; er wolle an keinen Ort kommen, wo er diesem verfluchten Geschlechte begegne!"

Zwar versuchten es die Dominicaner, das Loos der Unglücklichen zu erleichtern: sie predigten unerschrocken sowohl gegen das System der Vertheilung, als auch gegen die grausame Behandlung derselben. Die gemeine Habsucht der Colonisten wußte es bei dem spanischen Hofe dahin zu bringen, daß die Dominicaner deßhalb einen Verweis bekamen. Nichts desto weniger fuhren diese fort, die Menschenrechte der Unglücklichen zu vertheidigen, und vor Allen nahm sich ihrer der edle Bartholomäus de las Casas sein ganzes Leben hindurch mit solcher Aufopferung

an, daß sein Name stets unter den stillen Wohlthätern der Menschheit glänzen wird, obwohl seine Billigung des Vorschlags, statt der schwachen Indianer lieber die stärkern Neger aus Afrika zu nehmen, ohne seinen Willen Veranlassung zu dem noch abscheulicheren Negerhandel gab, der von da an länger als drei Jahrhunderte hindurch die Menschheit schändete.

Las Casas, geb. 1474 zu Sevilla aus einem altadeligen, aus Frankreich stammenden Geschlechte, war in seinem 19. Jahr mit seinem Vater dem Columbus nach Westindien gefolgt, dann nach seiner Rückkehr in den geistlichen Stand getreten, um von nun an sich ganz dem Wohl der Indianer zu widmen, deren Menschenrechte er so gekränkt sah. Um seinen Predigten gegen ihre Mißhandlung desto bessern Eingang zu verschaffen, setzte er seine eigenen Sclaven, die er dort hatte, in Freiheit, und that alle möglichen Schritte bei den Statthaltern sowohl, als bei Hof, um ihre Lage zu verbessern. Da dieß nicht half, stiftete er eine eigene Niederlassung, um gleichsam in einer Musteranstalt zu zeigen, wie man die Indianer zu arbeitsamen Menschen ohne Druck und Härte bilden könne. Allein andere, von den Spaniern zur Empörung getriebene Indianer zerstörten dabei auch seine Niederlassung, so daß er, betrübt darüber, in ein Kloster gieng und in den Dominicanerorden trat. Er setzte nun durch mündliche und schriftliche Belehrungen seine Bemühungen um die Indianer fort, und als er Bischoff zu Chiapa im Mexicanischen wurde, verpflichtete er alle seine Geistlichen, keinen Spanier in der Beichte zu absolviren, der seinen Sclaven die Freiheit verweigere. Auch hatte er die Freude, diesen Grundsatz in einer von allen Bischöffen der neuen Welt zu Mexico gehaltenen Versammlung angenommen zu sehen. — Der Vorschlag, anstatt der Indianer Neger zu den härteren Arbeiten zu nehmen, rührte nicht von ihm her; wohl aber gieng er darauf ein, um seinen lieben Indianern einen Theil der Last abzunehmen. — Seine persönliche Vorstellung an Karl V über die Leiden der Indianer hatte zwar den Erfolg, daß dieser die strengsten Befehle zur Abstellung der Mißbräuche ertheilte, aber sie wurden nicht befolgt! Las Casas starb 1566 zu Madrid, nachdem ihn die Liebe zu den Unterdrückten zwölfmal über den Ocean getrieben hatte.

So gründete Spanien überall in der neuen Welt ein Reich der Gewalt: „Der Boden wurde mit Feuer und Schwert erobert, Städte mit Feuer und Schwert zerstört, Hunderttausende der Einwohner durch Feuer und Schwert vertilgt, selbst das Christenthum mit Feuer und Schwert verbreitet“, also, daß es kein Wunder war, wenn sich solche unmenschliche Ungerechtigkeit und Härte in späterer Zeit durch furchtbare Strafgerichte Gottes an den Spaniern rächte.

In demselben Jahre, in welchem Cortez zur Eroberung Mexico's ausgefahren war, unternahm der Portugiese Ferdinand **Magelhaens** die erste Reise um die Welt. Sie geschah in Folge des Bestrebens, die schon von Columbus und nachher 1515 von Diaz de Solis vergebens gesuchte westliche Durchfahrt nach dem indischen Meer zu finden. (Der letztere, ein Spanier, war schon bis zur Mündung des La Plata-Stroms gekommen und hatte sie wegen ihrer Breite für die Durchfahrtsstelle gehalten, war aber bei seinem dortigen Landungsversuche von den feindlichen Wilden erschlagen und gebraten worden.) — Magelhaens, der aus portugiesischen Diensten getreten war, weil ihm für seine in Ostindien bewiesene Tapferkeit mit Undank gelohnt worden, legte seinen Plan dem spanischen Hofe vor und erhielt von Karl V fünf Schiffe. Mit diesen lief er am 10. August 1519 aus dem Hafen von St. Lucas aus und erreichte am 12. Januar 1520 die Mündung des La Plata; von da steuerte er südwärts an der Küste hinab, hatte aber viel mit rauher Witterung und mit Klippen zu kämpfen, so daß er sich nach dem Scheitern eines Schiffes genöthigt sah, in dem Hafen von St. Julian zu überwintern. Nachdem er eine furchtbare Meuterei seiner Mannschaft, die auf Rückkehr drang, mit Strenge glücklich unterdrückt hatte, fand er endlich unter dem 53. Grade südlich am Feuerlande, die ersehnte Straße, die heute noch seinen Namen führt. Auch hier verlor er ein Schiff, das er zur Untersuchung einer Bai ausgesandt hatte und das nicht mehr wieder kam. Als er mit den drei übrigen die gefährliche Straße durchsegelt hatte, siehe da that sich seinen freudetrunkenen Blicken die unermeßliche Südsee auf. Ein günstiger Wind lud ihn ein, sich ihr zu vertrauen, und da während der ganzen Fahrt durch dieselbe stets der Wind günstig und das Wetter heiter war, so nannte er sie das stille Meer (mare pacificum.) Obgleich aber die Schiffe pfeilschnell dahin fuhren, so währte doch die Fahrt auf dieser See schon im vierten Monate und noch sahen sie kein Land. Die Lebensmittel und das Trinkwasser giengen aus und schon mußten sie ihren Hunger mit Mäusen und Leder stillen, als sie endlich nach einer Fahrt von 112 Tagen den 6. März 1521 auf eine kleine Inselgruppe stießen, wo die besten Früchte und das klarste Wasser sie für die lange Entbehrung entschädigte. Da die Einwohner eine große Neigung zum Stehlen zeigten, gab Magelhaens diesen Eilanden den Namen Diebsinseln (los Ladrones;) sie heißen jetzt auch die Marianen. — Von da weiter fahrend entdeckte er die nachher sogenannten Philippinen. Da auf einer dieser Inseln, Namens Sebu, der König ihn freundlich aufnahm und sich sogar zum Christenthum bekehren ließ, so unterstützte er denselben in seinem Krieg gegen den König der benachbarten Insel Matan. Anfangs wichen die Feinde vor Schrecken über die Feuergeschosse der Spanier; als diesen aber das Pulver ausgieng, ermannten sie sich zu erneuertem Angriff, und hiebei fand der große Weltumsegler sein Ziel: er ward erschlagen, und die nun führerlose

Mannschaft nachher treuloser Weise von dem Könige von Sebu selbst bei einem Feste überfallen und großentheils erwürgt. Der Rest entkam auf zwei Schiffen, erreichte Borneo und fuhr von da nach den Molukken, wo die Portugiesen sich schon niedergelassen hatten und über die Ankunft der Spanier von Osten her erstaunten.

Nachdem das eine Schiff sich den Portugiesen hatte ergeben müssen, machte sich das andere auf die Fahrt durch den indischen Ocean um die Südspitze Afrika's, und lief, obwohl nach vielen Unfällen, zuletzt doch glücklich mit seiner Ladung molukkischer Gewürze am 7. September 1522 in dem spanischen Hafen ein, von wo es drei Jahre zuvor mit den andern ausgesegelt war. Zum Andenken an diese erste merkwürdige Fahrt um die Welt wurde das Schiff aufbewahrt, bis es von selbst zerfiel.

5. Die portugiesischen Entdeckungen in Ostindien. Auffindung des Seewegs dahin durch Vasco de Gama. Calicut. Cabral's Entdeckung von Brasilien. Almeida in Ostindien. Alboquerque. Gründung von Goa auf Malabar, Eroberung von Malacca und Ormus. Erweiterung und Bedeutung der portugiesischen Unternehmungen für die Stellung des Welthandels.

Einen von den spanischen Entdeckungen ganz verschiedenen Character hatten die portugiesischen, die keine militärischen, mit rohsoldatischem Sinn ausgeführte Unternehmungen waren, sondern rein dem Handel und dadurch auch mehr dem übrigen Weltverkehr und Weltleben damaliger Zeit dienten, was auch daraus zu entnehmen ist, daß sie die Hauptstadt Portugals eine Zeit lang zum Mittelpunct des Welthandels machten.

Eilf Jahre nach der Entdeckung des Vorgebirgs der guten Hoffnung sandte König Emanuel, der Nachfolger Johann's II, am 9. Juli 1497 den bewährten Seemann **Vasco de Gama** mit vier Schiffen ab, um den Seeweg nach Ostindien weiter zu verfolgen. Nach einigen glücklich besiegten Stürmen und Schiffsmeutereien umsegelte er die Südspitze Afrika's, entdeckte die von Muhammedanern bewohnten ostafrikanischen Küsten der Königreiche Sofala, Mozambique, Mombazza und Melinda und erhielt von dem Könige des letztern Landes einen Lootsen, der ihn 700 Meilen über den indischen Ocean bis zu der malabarischen Küste geleitete, wo Vasco am 22. Mai 1498 im Hafen von Calicut landete. So war der längst gesuchte Weg und das lang ersehnte Ziel gefunden. Indeß standen die

Ostindier daselbst bereits auf einer hohen Stufe der Civilisation und im blühenden Handelsverkehr mit andern Nationen, so daß Vasco bei seinem Versuche, mit dem Zamorin (Samorin) oder König von Calicut ein Handelsbündniß zu schließen, den Handelsneid der Muhammedaner erfahren mußte, die dort im Alleinbesitze des Handels mit den Indiern waren und den Portugiesen bei dem Könige in den Verdacht der Seeräuberei zu bringen suchten. Daher fand es Vasco gerathen, den Rückweg anzutreten, um seinem Gebieter wenigstens die Gewißheit der gemachten Entdeckung zu bringen, davon er ihn auch durch die kostbaren indischen Erzeugnisse (unter denen sich auch Zucker befand) zur Genüge überzeugte.

Diese Entdeckung bewog den König, unverweilt eine Flotte von 13 Schiffen unter dem Admiral Pedro Alvarez **Cabral** mit dem Auftrag auszusenden, daß er in Ostindien, sey's durch Güte oder Gewalt Fuß fassen und zugleich das Christenthum verbreiten solle. Cabral fuhr im März 1500 von Lissabon aus, segelte aber zuerst zu weit westwärts, so daß er auf Südamerika stieß und Brasilien entdeckte, das er einstweilen für seinen König in Besitz nahm; dann wendete er sich nach dem Vorgebirg der guten Hoffnung, erlitt aber unterwegs einen furchtbaren Sturm, in welchem eine Anzahl seiner Schiffe und auf einem derselben der ihn begleitende Bartholomäus Diaz (der oben schon erwähnte Entdecker des Vorgebirgs der guten Hoffnung) vor seinen Augen untergieng; endlich erreichte er, jedoch mit nur noch sechs Schiffen, Calicut. Als die Muhammedaner daselbst auch ihm Ränke spielten und einen Angriff der Indier auf ihn anstifteten, beschoß er Calicut und segelte weiter südlich an der malabarischen Küste hinab, knüpfte mit den Königen von Cochin und Cananor, welche ihre Abhängigkeit von dem Samorin von Calicut nur ungerne trugen, Handelsgeschäfte an und kehrte mit einer reichen Ladung von Pfeffer und Ingwer nach Lissabon zurück.

Das von ihm entdeckte Brasilien, an welchem er in der Bucht Puerto Seguro gelandet war, führt diesen Namen von dem rothen Holze, das man dort vorfand. Lange vernachläßigten die Portugiesen die wichtige Entdeckung dieses üppig fruchtbaren Landes und schickten blos Verbrecher dahin, welche Papa-

gaien und Farbhölzer sammeln mußten. Erst 1547 erhielt die Colonie den ersten Statthalter in der Person des einsichtsvollen Thomas de Souza, der 1549 Bahīa (oder San Salvador) gründete. — Im Jahr 1497 entdeckte der Venetianer Johann Cabot in englischem Dienste (unter Heinrich VII) die Ostküste von New-Foundland, und sein Sohn Sebastian Cabot untersuchte in spanischem Dienste die brasilischen Küsten und gab dem Rio de la Plata den Namen).

Von nun an wurden stärkere Expeditionen nach Ostindien gesandt, bis es zuerst dem tapfern Pereira, vorzüglich aber dem Admiral Franzesco de Almeida gelang, dauernden Fuß in Ostindien zu fassen und eine Statthalterschaft daselbst zu gründen, darin die Portugiesen schon durch diesen ihren ersten Vicekönig Almeida den Indiern Handelsgesetze vorschrieben und den dort so lange her im Besitz des Haupthandels befindlichen Aegyptern und Venetianern großen Abbruch thaten.

Schon gleich nach Cabral erschien Vasco de Gama 1502 noch einmal vor Calicut mit einer Flotte von 20 Schiffen, beschoß es und erbeutete mehrere mit Gold, Edelsteinen und Perlen beladene muhammedanische Schiffe, wodurch allein schon seine Fahrt reichlich belohnt war. Doch festen Fuß konnte er noch nicht fassen. — Ein anderes Geschwader erhielt vom König von Cochin die Erlaubniß in seinem Lande die erste portugiesische Niederlassung zu gründen, die dann von Pereira mit drei Schiffen und 160 Mann gegen die Angriffe des Königs von Calicut ein halb Jahr hindurch siegreich vertheidigt wurde, bis dieser nach einem Verlust von 18000 Mann beschämt den Krieg aufgab. (Auch Pereira, ein Muster von Uneigennützigkeit, der in der Folge Statthalter in Guinea wurde, erfuhr zuletzt den Undank seines Königs und starb in Armuth.) — Unter den darauffolgenden Ostindienfahrern glückte es dem portugiesischen Flottenführer Franzesco de Almeida, feste Plätze und Factoreien zu gründen und verschiedene indische Fürsten zur Zinspflicht zu bringen, so daß die Portugiesen sogar in deren Hauptstädten Cittadellen anlegten. Die Versuche der Indier, sich diesem Joche zu entziehen, halfen ihnen nichts: die Kriegskunst der Portugiesen und die Tapferkeit Almeida's und seines Sohnes Lorenzo machten sie alle sammt den Gegenwirkungen der Aegypter und Venetianer zu Schanden. — Als Almeida in der Folge nach Portugal zurückberufen wurde, hatte er das Unglück, auf der afrikanischen Küste bei einem Streite seiner Mannschaft mit den Hottentotten von diesen sammt seinen angesehensten Offizieren erschlagen zu werden (1509).

Den Gipfel der Macht und des Heldenruhms erreichten die Portugiesen unter dem zweiten Vicekönig in Ostindien, Alfons

von **Alboquerque**, dem größten Helden und Staatsverwalter seiner Zeit. Nachdem derselbe schon 1507 den, wiewohl nicht ganz geglückten Versuch gemacht hatte, sich der kleinen, aber wichtigen Insel Ormus, die den Eingang in den persischen Meerbusen beherrscht, zu bemächtigen, faßte er nach seiner Ernennung zum Generalcapitän aller portugiesischen Besitzungen in Ostindien (1509) den Plan, die Portugiesen zum herrschenden Volk an den Küsten und in den Meeren Indiens zu machen. Und diesen Plan führte er mit eben so großer Willenskraft und Standhaftigkeit, als Umsicht und Weisheit aus. Er errang die Gewalt über Malabar und machte Goa zum Mittelpunkt der portugiesischen Herrschaft in Ostindien; er eroberte Malacca, entdeckte die Molukken oder Gewürzinseln und bewältigte zuletzt Ormus, und machte durch alle diese Thaten den Namen der Portugiesen in den fernsten Gegenden Indiens so gefürchtet, daß die mächtigsten Könige ihn mit Gesandtschaften und Geschenken ehrten und seine Freundschaft suchten. Dabei erwarb er sich durch seine Gerechtigkeit und Menschlichkeit die Verehrung aller ihm untergebenen Völker, so daß sie späterhin sogar nach seinem Grabe wallfahrteten, da die Bedrückungen der nachfolgenden Statthalter ihnen die Größe dieses Mannes in einem noch höhern Lichte erscheinen ließ. Als er die portugiesische Macht zur höchsten Blüthe gebracht hatte, fiel auch er als ein Opfer der portugiesischen Hofpolitik: er wurde abberufen, starb aber noch, bevor er Indien verlassen konnte (1515).

Alfon's d'**Alboquerque**, genannt „der Große", geb. 1463 zu Lissabon aus königlichem Stamm, war ein Mann von gebietendem Aeußeren, mit schönen Gesichtszügen, deren Freundlichkeit jedoch gegenüber der Bosheit und Schlechtigkeit in furchtbaren Zorn übergehen konnte, daher man ihn auch, zugleich mit Beziehung auf seine Kriegstapferkeit, den „portugiesischen Mars" nannte. Seine große Einsicht zeigte sich gleich bei der Wahl Goa's zur Hauptstadt der portugiesischen Besitzungen, da sie, mitten auf einer kleinen Insel an der malabarischen Küste gelegen, sich trefflich eignete, den ganzen ostindischen Handel zu beherrschen. Kaum hatte er sie erobert, als der König der Insel mit 60,000 Mann erschien und ihn mit seiner geringen Mannschaft zum Rückzug zwang. Nach erhaltener Verstärkung eroberte er sie zum zweitenmal und behauptete sie durch die stärksten Befestigungen. Gleiche Anstrengung kostete ihm die Eroberung der

Stadt Malacca, die der wichtigste Stapelplatz des hinterindischen Handels war, in welchen hier Chinesen und Araber sich theilten. Auch sie mußte er, da sie mit ungeheuer viel Geschütz vertheidigt wurde, zweimal angreifen und noch in ihren Mauern neun Tage lang kämpfen, bis er ihrer Herr wurde. Sie wurde nun ebenfalls auf's stärkste befestigt, und der Schutz, den er dem dortigen Handel gewährte, vermehrte den Markt um ein Bedeutendes. — Sein Plan, Suez zu zerstören, um die Schifffahrt von Aegypten und Arabien her zu beherrschen, mißlang zwar; doch hinderte er die Araber und Türken an der freien Benützung derselben merklich. Nachdem er durch seine Unterbefehlshaber von Goa aus die Molukken hatte einstweilen in Besitz nehmen lassen und Ceylon erobert hatte, endete er mit der Eroberung von Ormus, die er mit 27 Schiffen und 1500 Portugiesen bewerkstelligte, seine Heldenlaufbahn. Denn als der alte Held, deß weißer Bart ihm bis über den Gürtel herunterreichte, im Begriff war, nach Goa zurückzukehren, erhielt er die Abberufung von seinem Posten und da mit dem neuen Vicekönig zwei Unterbeamte kamen, die er einst wegen ihrer Schlechtigkeit abgesetzt und nach Lissabon zurückgeschickt hatte, die aber dort aus Rache an seinem Sturz gearbeitet hatten, so kränkte ihn diese Rücksichtslosigkeit so, daß er noch vor seiner Rückkunft nach Goa, das er noch einmal sehen wollte, starb. Er wurde von seinen Soldaten wie ein Vater betrauert und von den Einwohnern wegen seiner Gerechtigkeit so verehrt, daß sie später seinen Leichnam nicht nach Lissabon verabfolgen lassen wollten, bis der Papst den langen Streit gegen sie entschied.

Die Besitzungen der Portugiesen wurden zwar unter Alboquerque's Nachfolgern noch erweitert, indem die reichen Molukken und die wegen ihres Hafens wichtige Insel Diu erobert, Niederlassungen auf der Insel Ceylon und auf der Küste Koromandel gegründet, Factoreien auf den Sundainseln (namentlich auf Sumatra und Java) errichtet und mit China (zu Macao), so wie mit Japan (1542) Handelsverbindungen geknüpft wurden. Allein an der Stelle der Begeisterung für den Nationalruhm, welche bei den ersten portugiesischen Entdeckungen und Colonieengründungen zwar nicht die einzige, aber doch eine vorzügliche Triebfeder war, traten nun die niedere Habsucht und der engherzige Kaufmannsgeist mehr hervor. Daher kam es, daß die Portugiesen in Ostindien mit den zunehmenden Reichthümern die Spannkraft des Geistes verloren und in Ueppigkeit und Weichlichkeit versanken, so daß auch in der Verwaltung dieses vom Mutterland aus schwer zu überwachenden Gebietes mehr und mehr der

Eigennutz und die Willkühr die Herrschaft bekamen, wiewohl allerdings nicht in dem Grade, wie in den spanischen Colonieen, die nicht wie die portugiesischen aus dem Unternehmungsgeist der Könige selbst, sondern bloßer Privaten, deren Thun und Treiben die spanischen Könige nicht genug in zügelnder Hand zu halten vermochten, ihren Ursprung und Fortgang genommen hatten.

Was das Christenthum betrifft, das die Portugiesen den Indiern brachten, so trug es, wenn es auch etwas besser war, als das der spanischen Abenteurer in Amerika, dennoch wenig zu einer sittlichen Umwandlung der Eingebornen bei, zumal die katholischen Priester die Ceremonien der römischen Kirche denjenigen heidnischen Religionsgebräuchen, die eine äußere Aehnlichkeit mit jenen hatten, anzubequemen suchten: woher es kam, daß sich die Indier leicht gewöhnten Christen zuhe ißen, innerlich aber Heiden blieben. — Welche Verdienste sich in der Folge der edle Franz Xaver, der Apostel der Indier erwarb, wird an seinem Ort berichtet werden.

Die welthistorische Bedeutung der portugiesischen Unternehmungen in Ostindien ist die, daß sie dem Welthandel für Europa eine gänzlich veränderte Richtung gaben, wodurch allmählig der Handel von Venedig, Genua und Pisa und in weiterer Folge auch der Handel der deutschen Hansa an Wichtigkeit abnahm, so daß dieser Umstand auch einer von den Gründen ist, aus welchen Italien und Deutschland von ihrer hohen im Mittelalter errungenen Stellung zurücktraten.

Die welthistorische Bedeutung der spanischen Entdeckungen war zwar anfangs eine nicht so tief eingreifende, indem sie in der ersten Zeit einerseits nur eine Ableitung für schlimme Säfte im Mutterlande, anderseits zwar einen großen Hebel der spanischen Macht — das heißt hier nur der Krone, des Adels und des höhern Klerus — abgaben, keineswegs aber noch ein Förderungsmittel des Handels, der Industrie und des auf beiden fußenden Bürgerthums bildeten. Erst in der Folge, da andere Dinge, als Gold (von dem Spanien keinen Segen hatte) aus den amerikanischen Colonieen bezogen werden konnten, welche als Nahrungs-, Genuß-, Heilungs- und sonstige Mittel zu erweiterter Lebensbefriedigung den Europäern zum bleibenden Lebensbedürfniß wurden, stellte sich Amerika in seiner großen Bedeutung auch für die

untern Klassen der Gesellschaft im Mutterlande, wie im übrigen Europa heraus. Und welchen unermeßlichen und folgenreichen Schauplatz europäischer Thätigkeit sowohl die neue Welt des Westen, als auch die alte Welt des Osten in spätern Zeiten noch abgeben würden, ließ sich freilich zur Zeit der Entdeckung jener Länder und Wege nicht von ferne ahnen. Genug, daß die Fülle der Erzeugnisse, welche die tropische Sonne reifte, und der unermeßliche Reichthum, den der Schooß der Erde dort aufthat, alles überbot, was je die ausschweifendsten Wünsche und phantastischesten Träume des nach Sinnengenuß und irdischen Besitz begierigen Menschenherzens als das Höchste sich vorgestellt hatten. Was den irdischen Reichthum veredeln, geschweige was allen Reichthum der Erde ersetzen kann, das war, dem Wesen und der Kraft nach, jener Zeit ein fast unbekannter, den Allermeisten tief vergrabener Schatz geworden, welchen für die nach ewigen Gütern Hungernden und Dürstenden wieder zu heben, der rechte Magus übrigens nicht allzu ferne war.

---

2. Kapitel.

Die geistigen Entdeckungen und Erfindungen.

1. Das Wiederaufleben der Wissenschaften in Italien. Petrarca und Boccaccio. Die Gunst der Großen. Die Mediceer. Manuel Chrysoloras, Wiederhersteller der griechischen Literatur im Abendland. Förderung derselben durch griechische Flüchtlinge nach der Einnahme von Constantinopel. Gründung von Bibliotheken. Die platonische Academie. Die italienischen Gelehrten. Der Humanismus und das Christenthum in Italien. Der päpstliche Hof. Leo X, Protector der Künste und Wissenschaften.

Die Fortschritte und Erfindungen, welche im 15. Jahrhundert auf geistigem Gebiete gemacht wurden und vorzugsweise als Vorboten der neuern Zeit anzusehen sind, waren eine Folge des sog. Wiederauflebens der Wissenschaften und bezogen sich theils auf die nähere Bekanntschaft mit der klassichen Literatur der Alten, theils auf die größere Verbreitung derselben durch die Erfindung der Buchdruckerkunst, welche alle Riegel und Schlösser

sprengte, durch die der menschliche Geist im Guten wie im Schlimmen bis dahin beschränkt gewesen war.

Bereits wurde oben (XVIII. 1, 2) der vorbereitenden Einwirkung der auf dem klassischen Alterthum ruhenden Weltbildung auf die Kirchenverbesserungsversuche des 15. Jahrhunderts gedacht und hauptsächlich auf Italien hingewiesen, wo mitten unter Kriegen und Staatsumwälzungen, von denen damals dieses Land zerrissen wurde, das Studium der Wissenschaften, begünstigt durch die große Anzahl kleiner, mit einander an Macht- und Bildungsstreben wetteifernden Staaten, von einzelnen Gelehrten sowohl, als von den Fürsten mit Eifer und Begeisterung gefördert wurde, wenn auch nicht bei Allen reiner Wissenstrieb, sondern gar viel auch Glanzliebe und Eitelkeit ihren Antheil daran hatten.

Unter diese Fürsten gehörten damals die Visconti in Mailand, die della Scala in Verona, die Carrara in Padua, die Este in Ferrara, die Correggio in Parma, die Gonzaga in Mantua und viele Andere, vorzüglich aber Robert von Anjou, König von Neapel, genannt der Gute und Weise, der für die eigentliche Gelehrsamkeit eine leidenschaftliche Liebe gefaßt und seine Residenz zu einer „Freistatt der Wissenschaft" gemacht hatte, in welcher Männer wie die Dichter Petrarca und Boccaccio (XVIII. 1, 2.) seine Freunde waren. Von jener Liebe zeugt seine briefliche Aeußerung an den erstern: „Ich schwöre, daß mir die Wissenschaft weit angenehmer und theurer ist, als mein Königreich, und wenn ich eines von beiden entbehren müßte, würde ich lieber meine Krone, als die Wissenschaft entbehren." — Dem Petrarca, einem Schüler des gelehrten Calabresen Barlaam, waren die Meisterwerke des Alterthums die Hauptquellen des guten Geschmacks und talentweckende Muster zur Nachahmung. Sein Eifer, Handschriften zu sammeln, hat manchen alten Autor vom Untergang gerettet. Er hat in Italien den ersten Homer aus Griechenland erhalten und eine lateinische Uebersetzung davon besorgen lassen: denn damals konnten nach seiner genauen Berechnung nur 10 Männer in Italien den Homer in der Ursprache lesen. Er selbst lernte erst in seinem 35. Jahre das Griechische. — Boccaccio gab die erste Anregung zum allgemeinern Studium des Griechischen (XVIII. 1, 2.) dadurch, daß auf seinen Betrieb ein eigener Lehrstuhl der griechischen Sprache für Florenz errichtet und Leontius Pilatus, ein Schüler Barlaam's, angestellt wurde. Nach dem Boccaccio trug Johann von Ravenna, der nach des Leontius Tod jenen Lehrstuhl inne hatte, im 14. Jahrhundert am meisten zur Wiederherstellung der alten Literatur bei.

Dieser beginnende Eifer für klassische Bildung wurde sodann im 15. Jahrhundert zu noch höherer Gluth entzündet durch die gelehrten griechischen Staatsmänner, welche die von den Türken bedrängten byzantinischen Kaiser an die abendländischen Höfe sandten, um sich Hülfe zu verschaffen. Unter diesen Männern wurde **Manuel Chrysolōras** (1395—1415) der eigentliche Wiederhersteller der griechischen Literatur im Occident, indem er nach der Vollendung seiner Gesandtschaft sich in Italien niederließ und als der erste Grieche, der als Lehrer seiner Muttersprache in Italien öffentlich angestellt wurde, einen so großen Eifer für die alte Literatur anregte, daß aus seiner Schule die meisten berühmten Gelehrten des 15. Jahrhunderts hervorgiengen.

Er stammte aus einer jener alten Familien, die ihren Ursprung auf diejenigen Römer zurückführten, welche mit Constantin dem Großen nach Byzanz, der neuen Hauptstadt des Reichs, gezogen waren, und war Gesandter des Kaisers Johannes Paläologus. Nach seiner Niederlassung in Italien lehrte er anfangs zu Florenz, dann zu Pavia. Dazwischen besorgte er für den Kaiser Manuel gesandtschaftliche Aufträge und zuletzt wurde er vom Papst Johann XXIII auf das Kostnitzer Concilium gesandt, wo er 1415 starb. Unter seinen Schülern wurden nachmals berühmt Leonardo Bruni (Verfasser einer florentinischen Geschichte in 12 Büchern), Palla Strozzi, Ambrosio Traversari, Johannes Aurispa u. A.

Seitdem wurden auch auf den übrigen italienischen Universitäten griechische Lehrstühle errichtet und bald folgten die meisten italienischen Städte diesem Beispiele. Obgleich die Lehrer nicht an Einem Ort auf Lebenszeit angestellt wurden, sondern nur vertragsweise auf eine bestimmte Anzahl Jahre, so fehlte es doch denjenigen Gelehrten, die durch ihren Geist viele Schüler zu fesseln wußten, nicht an glänzenden Anerbietungen in andern Staaten. Der Sammelplatz der kenntnißreichsten Männer der Wissenschaft war im 15. Jahrhundert das Haus der Mediceer in Florenz, deren staatsmännische Bestrebungen oben in der florentinischen Geschichte bereits geschildert wurden (XVIII. 12, 2). Sie ehrten und belohnten nicht nur die Gelehrten auf fürstliche Weise, sondern beauftragten auch ihre Handelsagenten in allen Ländern, jede Gelegenheit zur Erwerbung von Handschriften für die medi-

ceische Bibliothek zu benützen, ja ließen Gelehrte auf ihre Kosten reisen, um Griechenlands literarische Schätze aufzusuchen.

So kaufte Cosmus de Medici die auf 800 Handschriften sich belaufende Bibliothek des florentinischen Kaufmanns Niccolo Niccoli (dem auch Boccaccio seine Büchersammlung vermacht hatte) von den Gläubigern desselben, und verwendete nur allein auf die Einrichtung eines Locals dazu (im Kloster St. Marco) 36,000 Ducaten. Sein Enkel Lorenzo der Prächtige stiftete eine zweite Bibliothek in seinem Hause, für welche schon allein der gelehrte Janus Lascaris, den er zweimal deßhalb nach Griechenland sandte, bloß von seiner zweiten Reise 200 Handschriften mitbrachte, worunter 80 Werke waren, die man in Italien noch nicht gekannt hatte. (Später wurde sie ein Theil der Marcusbibliothek, kam unter dem Papst Leo X, einem Mediceer, nach Rom und von da wieder nach Florenz zurück, wo sie, vermehrt, unter dem Namen Laurentiana berühmt ist.)

Unter den gelehrten Griechen, die noch vor dem Fall Constantinopels nach Italien kamen und dort den Eifer für die Wissenschaften belebten, sind noch Johannes Argyropylos (der ältere und jüngere), Gemistius Pletho und Johannes Bessarion zu erwähnen, von welchen die beiden Letztern die begeistertsten Beförderer der platonischen Philosophie waren, durch welche die Geister, die bisher in der aristotelisch-scholastischen Philosophie sich zu bewegen gewohnt waren, eine neue Richtung erhielten, vor welcher die erstere allmählig zurücktrat.

Der ältere Argyropulos lehrte unter den Mediceern in Florenz und brachte die letzte Zeit seines Lebens in Rom zu; er übersetzte mehrere Schriften des Aristoteles. — Pletho war unter den Begleitern des Kaisers Johannes Paläologus auf dem Unions-Concil zu Ferrara (im J. 1433, s. XVIII. 3, 3) und blieb lange Zeit in Italien. Er war ein eifriger Anhänger der platonischen Philosophie, die er mit so hinreißender Beredtsamkeit vortrug, daß von allen Seiten Alles nach Florenz strömte, um die neue Philosophie zu hören; ja selbst die größten Staatsmänner befanden sich unter seinen Zuhörern. Mit seiner Hülfe stiftete Cosmus von Medici die sog. platonische Academie, für die er dann einen Schüler Pletho's, den nachmals berühmten Ficinus (Marsiglio Ficino) eigens erziehen ließ, so daß dieser nachher den Plato übersetzte. — Pletho selbst, dessen viele philosophische Schriften noch vorhanden sind, kehrte im Alter wieder nach Griechenland zurück, wo er noch vor dem Untergang seines Vaterlandes starb. — Bessarion aus Trapezunt, ein Schüler Pletho's, Erzbischoff von Nicäa, gieng zur römischen Kirche über, leistete den Päpsten (besonders Pius II und Sixtus IV) große Dienste und war zwei-

mal nahe daran, selbst Papst zu werden. Er lebte besonders gern in Venedig und übergab dieser Stadt seine reiche Bibliothek, die nachher den Grund zu der berühmten Marcusbibliothek abgab. Als gemäßigter Platoniker, suchte er in einer seiner vielen Schriften den Plato und Aristoteles in Einklang zu bringen, wobei man freilich nicht an den reinen Platonismus, sondern nur an den alexandrinischen denken darf.

Unter den Päpsten war der auf Eugen IV folgende Nicolaus V (1447) ein großer Beförderer der Wissenschaft und insbesondere der griechischen Literatur, wobei er vorzüglich die aristotelische Philosophie begünstigte, während die Mediceer Vorliebe für die platonische bewiesen. Er berief eine Menge von Gelehrten und geistreichen Männern nach Rom und lohnte sie mit königlicher Freigebigkeit. Darunter befanden sich besonders die Italiener Francesco Filelfo, Laurentius Valla, Nic. Perotti, Poggio Bracciolini und die Griechen Georg von Trapezunt und Theodor Gaza. Auch stiftete er die berühmte vaticanische Bibliothek.

Filelfo (Franciscus Philelphus) lebte eine Zeit lang als venetianischer Gesandtschaftssecretär in Constantinopel und folgte späterhin einem Rufe des Cosmus nach Florenz, der ihn mit Wohlthaten überhäufte. Deßungeachtet entzweite er sich mit ihm und schloß sich der Partei an, welche die Mediceer stürzte. Er genoß, wo er hinkam, den größten Ruhm und trug in hohem Grade zur Verbreitung der klassischen Literatur bei, war aber ein Mann von gränzenloser Eitelkeit und leidenschaftlichem, unruhigem Character. — Laurentius Valla war der erste, der die Philologie und Geschichte kritisch behandelte. — Perotti ist der Uebersetzer des Polybius. — Poggio (Poggius) fand den Quinctilian auf und schrieb eine florentinische Geschichte. — Georg von Trapezunt begann den Streit zwischen den Aristotelikern und Platonikern. — Theodor Gaza aus Thessalonich verfaßte eine griechische Grammatik, davon das Original von des Verfassers Hand in Nürnberg sich befindet. — Die vaticanische Bibliothek sollte nach dem Plane ihres Stifters alle auf die Nachwelt gekommene Schriftwerke der Römer und Griechen umfassen und enthielt bei seinen Lebzeiten bereits 5000 Bände. Sie wurde nachher von Sixtus IV nicht allein vermehrt, sondern auch dem Publicum zugänglich gemacht, weßhalb Manche diesen letztgenannten Papst als den Gründer dieser Bibliothek ansehen.

Es ist aus allen diesen Angaben zu ersehen, daß nicht erst die Eroberung von Constantinopel (die in das vorletzte Regierungsjahr des Papstes Nicolaus V fiel) die Ursache des Wieder-

auflebens der Wissenschaften und insbesondere der griechischen Literatur im Abendlande war, obwohl die dadurch erfolgte Zerstreuung der griechischen Gelehrten das volle Aufblühen derselben beförderte.

Nach dem traurigen Fall Constantinopels (1453) ward Italien mit ausgewanderten griechischen Gelehrten überschwemmt, die meist ihr Vermögen in jener Katastrophe verloren hatten und zum Theil auch ihre Angehörigen betrauerten, welche in türkischer Sclaverei schmachteten. Um ihr Leben zu fristen, diente ihnen der Unterricht, den sie in ihrer Muttersprache ertheilten; aber dieser Erwerbszweig konnte bei der Menge derer, die nach ihm griffen, nicht mehr die großen Belohnungen und Ehren bringen, wie früher, zumal für Italien der Reiz der Neuheit schon zum Theil vorüber war. Indeß waren unter diesen Gelehrten noch Manche, die sich ein großes Ansehen erwarben. Darunter gehören die beiden Lascaris, Demetrius Chalcondylas, Andronicus Callistus, Marcus Mussurus, Demetrius Ducas u. A.

Die Lascaris waren Nachkömmlinge der nicänischen Kaiser (XVI. 5, 4). Constantinus Lascaris schrieb für die Tochter des Franz Sforza eine griechische Grammatik, welche das erste griechische Buch ist, das gedruckt wurde. Janus Lascaris (dessen oben schon erwähnt wurde) stand lange bei den Mediceern und nachher bei den französischen Königen Karl VIII und Ludwig XII in hohen Ehren, und leitete zuletzt in Rom unter Leo X eine Schule junger Griechen. Er ist der Herausgeber der alten Scholien zur Ilias und zum Sophokles.

Mit den Griechen theilen auch viele Italiener den Ruhm, die klassische Literatur im Abendlande verbreitet zu haben, indem sie namentlich viele griechische Werke in's Lateinische übersetzten und wieder viele andere berühmte Männer zu Schülern hatten. Solche Italiener sind, außer den schon oben mit angeführten, noch besonders Guarino da Verona, Johannes Aurispa, Vittorino da Feltre, Pico di Mirandola (der „Phönix" seiner Zeit) und der bedeutendste unter allen italienischen Gelehrten dieses Jahrhunderts Angelo Poliziano.

Guarino erlernte das Griechische in Constantinopel, lehrte es dann in verschiedenen Städten seiner Heimath und bildete eine Menge gelehrter Männer. Selbst von ungeheuchelter Frömmigkeit, suchte er fast allein unter den Gelehr-

ten seine Schüler beim Lesen der Alten vor sittlichem Gift zu bewahren und ließ sie nebenher auch die Bibel lesen. Er ist der Uebersetzer des Strabo. — Vittorino, ein Schüler Guarino's, Erzieher der Prinzen Gonzaga und vieler andern Jünglinge, denen er in einer eigenen Anstalt eine vielseitige Bildung gab und sie zu strenger Mäßigkeit und frommer sittlicher Haltung anleitete. — Aurispa studierte gleichfalls die griechische Literatur in Constantinopel und brachte von da zuerst die vollständigen Werke des Plato, Pindar, Xenophon, Lucian, Arrian, Strabo, Diodorus Siculus u. A. nach Italien, wo sie zum Theil erst unvollständig, zum Theil gar noch nicht vorhanden waren. — Laudinus, der Lehrer der Söhne und Enkel des Cosmus, war von ungewöhnlichem Einfluß auf die Verbreitung klassischer Bildung. — **Pico** (Picus), Graf von Mirandola, war ein frühreifes Universalgenie, in dessen Kopf sich mittelalterliche Scholastik mit antiker Bildung vermischten und den wunderlichen Gedanken erzeugten, „die Bibel, den Zoroaster, Orpheus, Pythagoras, Plato und Aristoteles in Eine große Harmonie zu bringen." Er starb zuletzt als Ascet in seinem 32. Jahre. — Poliziano, der Freund und Hausgenosse Lorenzo's von Medici, der in seinen Armen starb. Er ist der Uebersetzer von Plutarch's Biographieen. Da er wegen seiner ungemeinen Gelehrsamkeit allgemein gepriesen wurde, war es kein Wunder, daß er höchst eitel und ruhmredig war.

Wenn man der allgemeinen Begierde und Begeisterung, mit der in Italien das Studium der Alten von Hohen und Niedern, Alten und Jungen, Geistlichen und Weltlichen getrieben wurde, auf den Grund geht, so zeigt sich, daß diese Erscheinung zu einem großen Theil der Rückschlag einer auf die Spitze getriebenen, zum drückenden Geistesdespotismus gewordenen Herrschaft der scholastischen Bildung war, die so lange Zeit hindurch die Geister von dem eigentlichen, tiefern Quell der Wahrheit, wenn auch nicht positiv und absichtlich abgehalten, doch das Hinzunahen zu derselben unendlich erschwert hat. Kein Wunder, wenn die im Politischen durch Parteileidenschaften zerrissenen und abgehetzten, im Geistlichen durch Verkümmerung ~~und~~ Verkürzung des Lebensbrodes ausgezehrten und verschmachtenden Menschen nach einer Füllung der im Geist und im Herzen entstandenen Oede verlangten und daher mit wahrem Heißhunger auf die, in den ihnen bis dahin unbekannten Schriften der Alten liegende Nahrung fielen und sie ohne Unterschied des Stoffes und Inhalts in sich aufnahmen.

So kam es, daß in Italien die aus der unmittelbaren Wiederanknüpfung an das Leben und an die Geschichte der antiken Welt entstandene humanistische Bildung eine höchst einseitige Richtung nahm, die zwar, wie es chien, bloß die Fesseln der Scholastik sprengen sollte, dabei aber auch zugleich das Christenthum selbst im Innersten verletzte. Denn da der in der Kirche bereits überwiegende Unglaube dem in den „Alten" wehenden Geiste des Heidenthums keine dasselbe überwindende sittliche Kraft entgegensetzen konnte, so vermehrte der Humanismus der meisten Italiener die Unchristlichkeit, und jene Verachtung der Scholastik traf zugleich auch das Christenthum selbst, das in dem Herzen der Meisten dem alten Heidenthum weichen mußte, indeß dieses sich mit dem Heidenthum des eignen unwiedergebornen Herzens verbündete.

Wenn dann vollends der „Statthalter Christi" über dem Ruhm, als größter Beförderer der Wissenschaften und Künste zu gelten, sein hohes geistliches Wächteramt aus den Augen setzte, wie Leo X, in dessen oberhirtliche Amtsführung uns demnächst der Verlauf der Geschichte einen nähern Blick wird thun lassen, so ist klar, daß dort der Humanismus bei der Mehrzahl der dafür Begeisterten die Stelle der Religion des Herzens vertrat. Unter solcher Pflege wurde das Christenthum selbst ethnisirt; und wenn auch der durch die Mediceer beförderte Platonismus den erloschenen christlichen Sinn schien wieder beleben zu wollen, so brachte er es doch nicht weiter, als zu einem mißglückten Versuch, das Kirchenchristenthum durch symbolische Deutung zu vergeistigen, und war weit enfernt, eine wahre Reformation zu bewirken.

Leo X, geb. 1475, welcher die Reihe der zwischen 1471—1521 hintereinander regierenden ungeistlichen Päpste (XVIII. 12, 4) schloß, war der jüngste Sohn Lorenzo's von Medici, wurde schon in seinem 14. Lebensjahre von Innocenz VIII zum Cardinal ernannt und nach dem Tode des Papstes Julius II 1513 zum Papst erwählt. Er war von den größten Gelehrten seiner Zeit unterrichtet worden und setzte, selbst kenntnißreich und feingebildet, seinen Ruhm darein, durch die freigebigste Belohnung und Förderung der vorzüglichsten Gelehrten und

Künstler die klassische und künstlerische Bildung in Italien auf den höchsten Gipfel zu bringen. Von Natur äußerst leutselig und milde, aber ohne tiefern sittlichen Ernst, war er auch in der Auswahl der Gelehrten, die er an seinen Hof zog, eben nicht sehr scrupulös, und einen Pietro Aretino, der wegen schlechter Streiche vom vorigen Papste war weggejagt worden und „dessen Leben man den Triumph der Unverschämtheit nennen konnte", — deßgleichen einen Pomponatius, der ungescheut das Christenthum verspottete, duldete er mit lachendem Munde in seiner päpstlichen Umgebung.

Welch' einen tiefen entsittlichenden Einfluß auf ihre Zeit oft gerade die berühmtesten unter diesen Gelehrten und Hochgebildeten übten, bezeugt bei den Einen die grobe, lächerliche Eitelkeit, zu der ihr eminentes Wissen sie aufblähte, bei den Andern die Gemeinheit und Grobheit, mit der sie einander aus Neid und Eifersucht in Schmähschriften verfolgten, bei Einigen auch die alles Schamgefühl verletzende Unflätigkeit, durch die sie in Sammlungen unsauberer Geschichten und Witze den Gaumen der Menge zu kitzeln trachteten.

Wie selbst Cardinäle das Christenthum in das Gewand heidnischer Mythologie verkleideten, beweisen Redensarten, wie die bei Bembus, dem Secretär Leo's und gewandtesten Nachbildner des ciceronianischen Styls, der an die Stelle des heiligen Geistes „die Luft des himmlischen Zephyrs" setzt, der bei der Sündenvergebung vom „Versöhnen der obern Götter und der Manen" spricht, der dem Papste räth, „den unsterblichen Göttern zu vertrauen, deren Statthalter er auf Erden sey" — ein Mischmasch", den freilich schon Dante und Boccaccio sich zu Schulden kommen ließen, der aber nach ihnen bei Andern durch das völlige Hineinleben in die Denkungs- und Sinnesart der heidnischen Alten zum Tragikomischen sich steigert. (S. Karl von Raumer, Gesch. der Pädagogik I. S. 38 u. 58 ff.

2. Die humanistischen Studien außer Italien. Aufnahme und Geist derselben in Deutschland. Die Schulen der Hieronymianer. Thomas von Kempen. Agricola. Celtes. Reuchlin. Der Cölner Humanismusstreit Ulrich v. Hutten. Franz v. Sickingen. Erasmus.

Von Italien aus verpflanzte sich das Studium der griechischen Literatur auch in andere europäische Länder theils durch Griechen, theils durch Italiener, welche durch den Ruf mehrerer die Mediceer nachahmenden Fürsten dahin gezogen wurden. So wurde zu Paris 1452 zum erstenmal ein Grieche, Gregorius Tifernas, ein Schüler des Chrysoloras, angestellt, nach welchem so-

dann Christonymus, Beroaldus, Faustus u. A. auf kürzere oder längere Zeit Zierden dieser Universität waren. Kein Volk außerhalb Italien nahm aber an dem Wiederaufleben der Wissenschaften lebhaftern Antheil als das deutsche, das sich stets in weitherziger Anerkennung alles Fremden (oft zum eigenen Schaden) auszeichnet, und vielleicht das letzte Volk seyn würde, das in sich selbst erstarrte und versumpfte, wie es doch sogar dem regen Volke der Griechen ergieng, dessen literarische Schätze nun auch vor des deutschen Volkes Augen unmittelbarer hintreten sollten, als das bis dahin der Fall gewesen war.

Es war nämlich für die Deutschen die Zeit gekommen, wo ihnen durch das Schöpfen aus den Quellen der klassischen Bildung, die sie nur durch vielfache und unklare Vermittlung kannten, zu dem Bewußtseyn des eigenen Lebens und seiner Geschichte das Bewußtseyn eines fremden Lebens und dessen Geschichte hinzutreten sollte, um jenes zu erfrischen und zu erhöhen.

Die Bedeutung, welche das plötzliche, fast gewaltsame Hereinbringen neuer Sprachformen und Sprachstoffe und neuer in denselben niedergelegten geistiger Anschauungen und Anregungen gerade für das deutsche Volk hatte, war eine gedoppelte. Einerseits war seine Lebenskraft — wenn auch nicht in dem Maaße, wie die der Italiener — durch den eingetretenen Verfall der Kirche und des Staats, der Kunst und der Sitte, und durch das Uebergewicht der materiellen Strebungen und Genüsse jenes Jahrhunderts geschwächt und bedurfte einer Auffrischung und geistigen Einströmung aus fremden Lebensquellen: und wenn es auch unter den Geistern, die sich dem überraschenden Ausdruck dieser neu sich eröffnenden geistigen Welt mit inniger Begeisterung und Liebe hingaben, gleich anfangs Einzelne waren, die, von dem fremden Geist überwältigt, sich in dem fremden Leben verloren, und für ihr christliches Bewußtseyn das altheidnische eintauschten: so diente doch dem sittlichen und besonnenen Theile derer, die sich in Deutschland dem klassischen Studium in seiner Unmittelbarkeit hingaben, die genaue Kenntniß der alten Sprachen und der auf ihnen ruhenden Bildung zum Durchgang zu dem wahren Quell der Gotteserkennt-

niß und der auf ihr erbauten Kirche, aus dem erst die rechte sittlich-religiöse Lebenserneuerung hervorgehen konnte. Und eben darin bestand die andere und höhere Bedeutung der Verpflanzung der klassischen Literatur auf deutschen Boden, der dort schon länger her durch einen bessern Schulunterricht für die Aufnahme derselben vorbereitet worden war.

Denn dort war seit dem Ende des 14. Jahrhunderts in den Niederlanden durch den edeln Gerhard Groote, den Stifter der Hieronymianer oder „Brüder vom gemeinsamen Leben" und seinen Schüler Florentius nicht nur die Anregung zu einem innigchristlichen Gemeinschaftsleben (das oben XVIII. 1, 2 geschildert wurde), sondern auch eine bessere Lehrmethode ausgegangen, welche in allen Schulen der Brüder bei ihrem Studium der heiligen Schrift und der Kirchenväter angewendet wurde. Dabei wurde sowohl in dem Bruderhause zu Deventer, als auch in den in andern Städten der Niederlande, Westfalens und Sachsens errichteten Brüderhäusern viel Zeit dem Abschreiben der Bibel und klassischer Werke gewidmet, so weit sie damals außer Italien bekannt waren.

Unter den gelehrten Männern, die aus den Lehranstalten dieser Brüderschaft hervorgiengen, befinden sich Gerhard von Zütphen, Thomas a Kempis und seine Schüler Alexander Hegius, Ludwig Dringenberg, Anton Liber, Moritz von Spiegelberg, Rudolf von Lange, alle aus Westfalen, und später Rudolf Agricola aus Friesland, die entweder selbst wieder andere bedeutende Gelehrte bildeten oder Andere zu den gelehrten Studien und deren Pflege aufmunterten. Die drei Letztern waren es, die, als die Kunde von dem in Italien erwachten Eifer für die klassische Literatur nach Deutschland kam, der dringenden Aufforderung ihres Lehrers Thomas a Kempis, die nähere Kenntniß derselben nach Deutschland zu holen, nach Italien giengen, dort berühmte griechische Gelehrte hörten und mit literarischen Schätzen bereichert in's Vaterland zurückkehrten, um ihm durch die klassischen Studien ein neues Lebenselement zuzuführen.

Gerhard Zerbolt, genannt Gerhard von Zütphen, ein Schüler des Florentius, war Aufseher der beträchtlichen Bibliothek des Bruderhauses zu Deventer. — Thomas a Kempis (eigentlich Thomas Hamerken von Kempen im Kölnischen, latinisirt Malleolus), geb. 1380, kam als 13jähriger Knabe in die Schule der Brüder zu Deventer, gieng 1400 in das Brüderhaus St. Agnes bei Zwoll und lebte dort nachher als dessen Vorsteher bis zu seinem Ende 1471. Sein Latein ist schon etwas besser, als das der Scholastiker der vorhergehenden Jahrhunderte. (Von seinem einflußreichen Werk: „Von der Nachfolge Christi" s. das folgende Kapitel.)

Hegius wurde Rector der Schule zu Deventer und von seinen Schülern zeichneten sich in der Folge außer Erasmus von Rotterdam und Papst Hadrian VI, von denen noch näher die Rede seyn wird, das Haupt der Ciceronianer Christoph Longolius aus. — Dringenberg war Stifter der berühmten Schule zu Schlettstadt im Elsaß, aus welcher Konrad Celtes, Beatus Rhenanus, Wilibald Pirkheimer von Nürnberg, und fünfzig Jahre hindurch noch zahlreiche Gelehrte hervorgiengen. — Anton Liber verbesserte den Schulunterricht zu Kempen, Alemar und Amsterdam. — Graf Moritz von Spiegelberg und Rudolf von Lange hörten in Italien zwischen den Jahren 1460—70 den Theodor Gaza, Georg von Trapezunt, Philelphus, Valla u. A. Beide standen nachher in Westfalen in hohen Kirchenwürden und benützten diese Stellung zur Verbreitung der Wissenschaften: namentlich verbesserte Spiegelberg die Schule zu Emmerich, und Lange errichtete in Münster ein Lehrerseminar, an das er die geschicktesten Professoren berief.

Für Süddeutschland waren es besonders Agricola, Celtes und Reuchlin, welche durch ihren Umgang mit den neuerweckten Alten viel zur Umgestaltung der Wissenschaften beitrugen, und von denen der letztere insbesondre auch durch die Aufnahme des Hebräischen in den Kreis der gelehrten Studien und durch die gründliche Betreibung desselben den Anstoß zur Umgestaltung der Theologie gab und dadurch großen Einfluß auf die Reformation übte.

Rudolf Agricola (eig. Hausmann) geb. 1441 in einem Dorfe unweit Gröningen, erhielt seine erste Bildung wahrscheinlich zu Zwoll unter Thomas a Kempis, studierte dann in Löwen, wo er anfieng, durch Cicero und Quinctilian seinen Geschmack zu bilden, und in Paris, wo er die griechische Sprache trieb. Die Liebe zu letzterer trieb ihn auch nach Italien, wo er von Theodor Gaza den Aristoteles erklären hörte und sich im Latein so vervollkommnete, daß ihn selbst die Italiener bewunderten. Dort schloß er mit Dalberg, dem nachmaligen Bischoff von Worms, eine für die Wissenschaft folgenreiche Freundschaft.

Im Jahr 1481 in sein Vaterland zurückgekehrt, lebte er bloß den Wissenschaften, für die er theils als Gesandter seiner Vaterstadt am Hofe Kaiser Maximilian's I, theils in seiner freien Stellung in Heidelberg im Umgang mit Dalberg, durch Aufmunterung tüchtiger Schulmänner, durch Briefwechsel mit gelehrten Freunden und durch eine ausgesuchte Bibliothek vielseitig wirksam war.

Konrad Celtes (eig. Meissel), geboren 1459 zu Wipfeld unweit Würzburg, angeregt durch Agricola, den er zu Heidelberg hörte, lehrte anfangs zu Leipzig, Erfurt und Rostock, und hörte dann in Italien an verschiedenen Orten die berühmtesten Lehrer. Um seiner lateinischen Gedichte willen wurde er vom Kaiser Friedrich III 1491 zu Nürnberg durch feierliche Krönung mit dem Lorbeerkranz der erste poeta laureatus in Deutschland. Nachdem er Ungarn, Polen und Deutschland durchreis't hatte, lehrte er in Wien unter Max I die griechische Sprache. Auch war er der Stifter mehrerer gelehrten Gesellschaften, vorzüglich der Societas Rhenana literaria in Heidelberg.

Johann **Reuchlin** (genannt Capnio) geboren 1455 zu Pforzheim in Baden, Sohn ehrbarer Aeltern, zeichnete sich frühe durch leichte Erlernung der Sprachen aus und ward, weil er eine gute Singstimme hatte, an den badischen Hof gebracht. In seinem 18. Jahr (1473) begleitete er als Gesellschafter die drei Söhne des Markgrafen nach Paris, wo er sich im Griechischen ausbildete und unter der Leitung des Griechen Hieronymus von Sparta den Aristoteles in der Ursprache, ohne scholastische Zuthat, las; auch lernte er dort von Johann Wessel (K. 3, 3) das Hebräische. Darauf begab er sich nach Basel, wo er, zuerst unter den Deutschen, die griechische Sprache lehrte. Nach einem nochmaligen Aufenthalt in Frankreich, wo er die Jurisprudenz studierte, nahm er in Tübingen die Doctorwürde und begleitete dann den Herzog Eberhard den Bärtigen nach Rom, wo er mit großen Gelehrten umgieng und von Ficinus in die platonische Philosophie eingeweiht wurde. Nach Deutschland zurückgekehrt, begleitete er den Herzog an den Hof Kaiser Friedrich's III, der ihn in den Adelstand erhob und zum Pfalzgrafen machte (was damals eine juridische Würde war, mit der das Recht verbunden war, Doctoren zu creiren). Im Hebräischen vervollkommnete er sich bei dem jüdischen Leibarzt des Kaisers und während seines dritten Aufenthalts in Italien (als Geschäftsträger des Kurfürsten Philipp von der Pfalz) bei dem Juden Abdias so, daß er nachher zu Pforzheim seine „Anfangsgründe der hebräischen Sprache" herausgab, die lange Zeit hindurch zur Grundlage bei diesem Unterrichte dienten. Nachdem er eilf Jahre lang eine der drei Richterstellen am schwäbischen Bunde bekleidet und einige Jahre ausschließlich seinen Studien gelebt hatte, nahm er 1520 einen Ruf des Herzogs Wilhelm von Bayern nach Ingolstadt an, wo er griechische Autoren erklärte, folgte aber bald einer Einladung der Universität Tübingen, als Professor der griechischen und hebräischen Sprache, und starb zu Stuttgart den 30. Juli 1522.

Eben diese Kenntniß des Hebräischen, welche Reuchlin besaß, verwickelte ihn in einen langwierigen, die Ruhe seines Alters störenden Streit mit dem Haupte der damals die theologische Wissenschaft noch beherrschenden Dominicaner, dem Prior und Inquisitionsvorsteher Jakob von Hochstraten in Köln, — einen Streit, der in seinem Verlauf und Ausgang eine engere Verbindung der deutschen Humanisten nicht zwar für die Sache der evangelischen Wahrheit, wohl aber für die Freiheit menschlicher Wissenschaft herbeiführte, und dadurch einen indirecten Beitrag mehr zur Anbahnung der nachmaligen Reformation gab. Denn dadurch, daß Männer, wie Erasmus von Rotterdam, Hermann van dem Busche, Ulrich von Hutten, Wilibald Pirkheimer, Jakob Wimpfeling, Eobanus Hessus und andere Freunde der Wissenschaft auf Reuchlin's Seite traten und die Vertheidiger der alten kirchlichen Gebrechen zu Spott und Schanden machten, zerschlugen sie für Deutschland die todten Formen der Scholastik und brachten der dem Aufblühen klassischer Bildung entgegenstehenden Unwissenheit und Dünkelhaftigkeit des ausgearteten Mönchthums eine tödtliche Wunde bei. Die Art und Weise freilich, wie dieser Streit von einzelnen dieser Freunde der Aufklärung gegen die „Dunkelmänner" geführt wurde, kam nicht aus dem Geiste des Evangeliums, und wäre der Kampf gegen den Feind der ewigen Wahrheit mit den fleischlichen Waffen des Spottes und Hohns fortgesetzt und nicht auf einer andern Seite mit den Waffen des Geistes Gottes aufgenommen und durchgeführt worden, so würde eine der schlimmsten Unionen, die Verbindung frivoler Wissenschaft mit dem Materialismus des antiken Unglaubens zu Stande gekommen seyn und den Grund aller geoffenbarten Wahrheit untergraben haben. Denn auch in Deutschland hielten sich die meisten Humanisten nur an die vollendete Form der klassischen Literatur und behandelten die Wissenschaft als Zweck, und nur wenige, aber tiefere Geister betrachteten sie als Mittel zu einem höhern Zweck, nämlich zur Erforschung der Wahrheit auf dem Gebiete der Theologie, auf welchem die genauere Kenntniß des Griechischen und Hebräischen der Schlüssel werden sollte zur Eröffnung des von untreuen Verwaltern verschlossen gehalte-

nen oder im Schweißtuch vergrabenen Schatzes, in welchem alle göttliche Weisheit niedergelegt ist.

Mit dem Cölner Humanismus-Streit hatte es folgende Bewandtniß. Ein mit den strengen Dominicanern der Kölner Universität geistlich verbundener jüdischer Proselyt, Namens Johann Pfefferkorn, hatte 1509, empört über die in den rabbinischen Schriften enthaltenen Schmähungen gegen Christus, einen Antrag an den Kaiser zu ihrer Vertilgung gestellt, und dieser war zu willfahren geneigt. Da erhielt Reuchlin von dem Kurfürsten von Mainz den Auftrag, sein Gutachten darüber abzugeben: dieses gieng dahin, man solle nur diejenigen Schriften der Juden verbrennen, welche geradezu wider Christus gerichtet seyen, die übrigen aus wissenschaftlichen Gründen schonen. Gegen dieses Votum schrieb Pfefferkorn, hinter dem die Dominicaner standen, und beschuldigte den Reuchlin der gleichen christfeindlichen Gesinnung. Es erhob sich nun ein Schriftenstreit, in welchem die Dominicaner mit der Inquisition drohten. Erschreckt darüber wollte Reuchlin sich vergleichen; da man aber unbedingten Widerruf verlangte, so ergoß er nun in seiner „Vertheidigung gegen seine Kölner Verläumder" (eine Schrift, die er an den Kaiser richtete,) die ganze Schärfe seines Unwillens. Darauf hin wurde er vor die Mainzer Inquisition citirt (1513). Dagegen appellirte Reuchlin an den Papst Leo X, der aus Rücksicht auf die einflußreichen Humanisten, welche für Reuchlin sprachen, die Untersuchung und Entscheidung der Sache dem Bischoff von Speyer übertrug. Dieser entschied für Reuchlin und verurtheilte den gefürchteten Dominicaner-Orden in die Prozeßkosten (111 Goldgülden). Dagegen appellirten nun die Dominicaner an den Papst und boten ihren ganzen Einfluß in Rom auf, um diesen für sich zu stimmen. Da nun Leo weder die Mönche, noch die Humanisten vor den Kopf stoßen wollte, ertheilte er einen bloß aufschiebenden Spruch, den die Dominicaner zu ihren Gunsten deuteten. Weil sie aber nun mit ihren feindseligen Angriffen auf Reuchlin nicht abließen, so entstand jene engere Zusammenschließung der „Reuchlinisten" d. i. aller den Humanismus in Deutschland vertretenden Männer der Wissenschaft, die nun in meist satyrischen Schriften gegen die Kölner „Dunkelmänner" zu Felde zogen und die ganze Beschaffenheit der damaligen Mönchsbildung und Mönchszucht dem siegreichen Gelächter der Welt preisgaben. Die Bitterkeit aber, mit welcher manche dieser Verfechter der „Geistesfreiheit" verfuhren, bewies, wie weit sie selbst noch von der wahren evangelischen Freiheit entfernt waren. Es erschien nämlich 1516 unter andern auch eine Satyre unter dem Titel Epistolae obscurorum virorum (Briefe der Dunkelmänner), die von mehreren Ungenannten, unter denen hauptsächlich Crotus Rubianus in Erfurt (Hutten's Freund), Hermann van dem Busche u. a. genannt werden, verfaßt sind. Darin lassen sie mehrere Mönchstheologen (theils historische, theils

fingirte Personen) in greulichem Latein, womit sie die gränzenlose Unwissenheit derselben bezeichnen wollten, einander ihre Herzensangelegenheiten mittheilen, aus denen sich das niedrige Treiben der Bettelmönche wiederspiegeln sollte. Die Wirkung dieses Buches war ungeheuer und brachte dem Mönchthum einen solchen empfindlichen Schlag bei, daß die Betroffenen den Papst zu einer strengen Bulle gegen alle Leser jenes Buchs vermochten, die jedoch wenig beachtet wurde. — Zuletzt trieb der Ritter Franz von Sickingen (dessen Stellung zu den Humanisten und der Reformation weiter unten näher wird bezeichnet werden) die Kölner Ordensmänner mit drohendem Schwert zur Bezahlung der Prozeßkosten (1519), und von da an hatte Reuchlin Ruhe, zumal unterdeß ein anderer Streiter auf den Plan getreten war, der mit dem Schwert des Geistes einen größern Kampf unternahm, auf den bereits die Aufmerksamkeit der ganzen Welt gerichtet war.

Daß übrigens an der genannten satyrischen Schrift der Ritter Ulrich von Hutten einen Hauptantheil hatte, läßt sich zwar nicht darthun, aber mit Wahrscheinlichkeit annehmen, weil dieser gewaltige Feuergeist ein unversöhnlicher Feind alles dessen war, was ihm in Philosophie, Theologie und Jurisprudenz als bindende Fessel erschien. Wie er und sein Freund Sickingen aber die Freiheit im Religiösen und Politischen verstanden, wird sich aus K. 4, 4. ergeben.

Wie Ulrich von Hutten und seine Geistesverwandten durch ihre satyrische Feder das Gebiet des Weltlichen in mehr negativer Weise für die Reformation vorbereiteten, Reuchlin's Wirken dagegen auf die theoretische Theologie einen positiven vorreformatorischen Einfluß hatte, so stellte sich auch in der gelehrten Wirksamkeit des Erasmus, so weit sie in die Zeit vor der Reformation fällt, ein nicht bloß allgemein-wissenschaftliches und theologisches, sondern in vielen Beziehungen auch ein reformatorisches Streben dar, das jedoch in der zweiten Hälfte seiner großen, auf dem ausgebreitetsten Verkehr mit den Gelehrten der verschiedensten Parteien beruhenden Thätigkeit wieder zurücktrat und einer indifferenten Stellung wich, in der er eine bedauerliche Erscheinung abgab. Denn „so wie zu einer Reformation mehr gehörte, als das Feldgeschrei eines Hutten, so gehörte auch mehr dazu, als die klassische Verständigkeit und Stubengelehrsamkeit eines Erasmus", der wohl „Irrthümer nachzuweisen, aber nicht die Wahrheit zu lehren" verstand.

Desiderius **Erasmus** Roterodamus, geb. 1467, natürlicher Sohn eines Südholländers, Namens Gerhard, in Gouda bei Rotterdam, erhielt

seine erste Bildung bis in sein 16. Jahr als Zögling der Hieronymianer zu Deventer und Herzogenbusch, wobei schon frühe sein großes Talent sich darin zeigte, daß er in zwei Jahren den ganzen Terenz und Horaz auswendig wußte. Hierauf ließ er sich wider seinen Willen durch seine Verwandten verleiten, 1486 in's Kloster (der regulirten Kanoniker) zu gehen, wo ihm Klöster und Mönche so zuwider wurden, daß er sich 1491 wieder vom Klosterleben entbinden ließ. Darnach lebte er abwechselnd in gelehrten Studien und im Umgang mit ausgezeichneten Gelehrten in Frankreich, in den Niederlanden, in Italien und England, wo er seit 1509 zu Oxford (auf den Ruf Heinrich's VIII) die griechische Sprache lehrte. Im Jahr 1516 gab er, bewogen durch die dortigen Verhältnisse, diese Stelle auf und lebte von nun an bloß dem Privatstudium, indem er sich nach mehrjährigem Umherwandern in Basel bei seinem Freund und Verleger Frobenius festsetzte und, alle Anerbietungen von Lehrstellen, ja selbst die Cardinalswürde ausschlagend, wohl aber Gnadengehalte und reiche Geschenke mit Begierde annehmend, einzig seine Zeit theils der Bearbeitung und Herausgabe klassischer und theologischer Werke, theils seiner Correspondenz mit gelehrten und vornehmen Personen widmete, die ihn als ein Orakel ehrten. Seine Gelehrsamkeit in den klassischen Sprachen war umfassend, sonst aber verstand er keine andere Sprache, selbst nicht das Hebräische, dessen „herber Ernst" ihm widerstand, wogegen er das Lateinische besser als seine Muttersprache schrieb und sprach und auch des Griechischen in hohem Grade mächtig war. Im Selbstgefühl seiner mit Scharfsinn und Witz verbundenen Gelehrsamkeit gieng er besonders der Unwissenheit und Verkehrtheit der Mönchstheologie auf's schärfste zu Leibe, wirkte aber damit nur negativ. Ein positives, die Reformation vorbereitendes Verdienst hat sich Erasmus durch seine Ausgaben der wichtigsten alten Kirchenväter, ganz vorzüglich aber durch die Herausgabe des griechischen Neuen Testaments erworben, das er mit einer lateinischen Uebersetzung, durch die er selbst die Vulgata zu verbessern wagte, und mit rechtfertigenden Anmerkungen begleitet herausgab. Weil er es dadurch allen Theologen erst möglich machte, das Neue Testament in der Ursprache zu lesen, so erschien seinen mönchischen Gegnern und Vertheidigern der Scholastik das Griechische in einem noch ketzerischeren Lichte, als zuvor, er selbst aber als ein Erzketzer. Wenn jene Gegner ihn von allen Kanzeln herab in Betreff seiner übrigen Schriften einen „Fuchs" nannten, der des Herrn Weinberg verwüste, so galt das zwar meist seinen Angriffen auf den „Aberglauben", den er bekämpfte; nichts desto weniger schrieb er Vieles, was dem wahren Glauben, theils geradezu, theils durch Zweideutigkeit schädlich war. Und wenn er auch in seiner „Anweisung zur wahren Theologie" von jedem Theologen Begeisterung für die aus der heiligen Schrift erkannten göttlichen Dinge, und volle Umbildung seines Lebens nach der göttlichen Vorschrift verlangte, so kann man aus seinem Erschrecken über den Ernst, mit

dem die Reformation auch an ihn dieselbe Forderung stellte, erkennen, daß in jener Schrift nicht völlig die eigene innere Erfahrung sprach. Welch' eine schiefe Herzensstellung er zur evangelischen Wahrheit hatte, erhellt aus seinem Benehmen bei dem Eintritt des Kampfes für die höchsten Güter des Lebens, der ihn, wie sich unten zeigen wird, näher berührte, als ihm lieb war.

3. Die Erfindung der Buchdruckerkunst in Deutschland. Xylographie. Lorenz Coster. Gutenberg, Faust, Schöffer. Erste Drucke. Verbreitung der Typographie. Aldus Manutius. Die Familie Stephanus.

Die Verbreitung des neuen Lichtes der Wissenschaft hätte unmöglich so rasch von Statten gehen können, wenn ihr nicht die deutsche Erfindung der **Buchdruckerkunst** oder der Typographie zu Hülfe gekommen wäre. Bis dahin hatte man den langsamen Weg des Abschreibens gehen müssen, auf dem sich Tausende von Händen in Klöstern und Gelehrtenstuben abmühten, die Schriften der Alten durch genaue und schöne Handschriften zu vervielfältigen, und mancher Klostermann schrieb sein Leben lang an einem oder einigen wenigen Werken und dünkte sich Großes geleistet zu haben; selbst manche der gelehrtesten Männer trieben das Abschreiben so leidenschaftlich, daß z. B. Traversari klagte, daß er vom vielen Abschreiben Zittern in den Gliedern bekommen habe. Auch die großen Kosten der Abschriften hinderten die größere Verbreitung, und z. B. 400 bis 600 Goldgulden für eine Bibel zu geben, war nur Reichen möglich. Daher kann man leicht ermessen, wie willkommen die Erfindung der Buchdruckerkunst den weniger Bemittelten war, die nun auf wohlfeile und schnelle Weise zu Büchern kamen, und welchen Verdruß diejenigen empfanden, welche sich bisher vom Abschreiben der Bücher ernährt hatten, so daß insbesondere die Mönche auch von dieser Seite diese Erfindung als eine Teufelskunst in Verruf zu bringen suchten.

Die Erfindung selbst gieng aus der Formschneidekunst hervor und war anfangs Xylographie, indem man kleine Schriften seitenweise in Holz schnitt und diese unbeweglichen, mit Tinte bestrichenen Lettern abdruckte, bis **Gutenberg** 1436 in Straßburg das Drucken mit beweglichen Lettern erfand, und nachher zu Mainz in Verbindung mit Johann Faust 1440 die erste Presse errichtete, worauf nachher Peter Schöffer die neue Kunst durch die Erfindung der Matrizen und der Dru=

ckerschwärze, sowie durch eine bequemere Preßeinrichtung vervollkommnete.

Anfangs hatte diese Kunst ihren Sitz ausschließlich in **Mainz** und wurde von ihren Erfindern als **Geheimniß** betrieben, bis die Einnahme dieser Stadt (1462, in einem Bisthumsstreit) Veranlassung gab, daß sich die von ihren Herren in strenger Abgeschlossenheit gehaltenen Druckergehülfen zerstreuten und in andern Städten und Ländern Buchdruckerpressen errichteten, durch welche diese wichtige Erfindung bald **Gemeingut der Menschheit** wurde und als Mittel schneller Gedankenmittheilung seine unberechenbar tiefe Einwirkung auf die Umbildung des ganzen geistigen Lebens der Welt zu äußern begann, wodurch sie in allen Gebieten derselben jene Umgestaltungen hervorrief, welche der neueren Zeit ihren Charakter gegeben haben.

Die **Xylographie** kannten die **Chinesen** schon viele Jahrhunderte vor Christi Geburt, während in Europa der **Holzschnittdruck mit unbeweglichen Lettern** erst seit 1420 vorkam, nachdem **Spielkarten** und **Heiligenbilder** anfangs ohne, dann mit beigesetzten Sprüchen schon früher üblich gewesen waren. Da beim Holzdruck zu jeder Seite eines Buches eine andere Holztafel nöthig war und zu jedem andern Buch wieder neue geschnitten werden mußten, so kam ein Deutscher aus dem ritterlichen Geschlecht der **Gensfleiß vom Sorgenloch**, geb. 1397 zu Mainz, wohnhaft daselbst zum Gutenberg, daher gewöhnlich **Johann Gutenberg** genannt, in Straßburg, wo er seit 1420 ABC-bücher mit in Holz geschnittenen Tafeln druckte, nach zwanzigjährigen vielfältigen Versuchen darauf, **bewegliche** Lettern, anfangs aus Buchenholz (daher Buchstaben genannt), nachher aus Blei und zuletzt aus Zinn anzuwenden, die er durch Fäden aneinander reihte, sie mit Tinte oder Lampenruß bestrich und mittels einer Presse abdruckte. Daher macht **Straßburg** auf die Ehre der ersten Erfindung Anspruch. — Zwar wollten die Holländer die Ehre der Erfindung beweglicher Lettern dem **Lorenz Coster von Haarlem** zueignen, der zuerst den **Donat** (eine damals berühmte Anfängergrammatik) gedruckt haben soll; allein der Umstand, daß erst 120 Jahre nach Gutenberg's Erfindung die ersten wirklichen Druckereien in Haarlem vorkommen und daß die Sagenumstände, mit denen man Coster's Erfindung beweisen will, erst 1588 durch den gelehrten Arzt **Hadrian Junius** in seiner „**Batavia**" zum erstenmal vorgebracht wurden, spricht gegen jene Behauptung; so daß die Versuche, jene Erfindung den Deutschen ab- und den Holländern zuzusprechen, bis in die neueste Zeit mit den entschiedensten Gründen zurückgewiesen wurden.

Um das Jahr 1445 gieng Gutenberg in Folge eines Streits mit seinen Gehülfen nach Mainz zurück, wo er einen Donat noch mit ganzen Tafeln druckte. Darnach verband er sich 1449 mit dem reichen Goldschmied Johann Faust (Fust), der das Geld zu größern Unternehmungen und Versuchen hergab. Das erste mit beweglichen Lettern und mit der Jahresangabe 1457 versehene Buch, daß aus ihrer Presse hervorgieng, war der lateinische Psalter, dem dann die 42zeilige erste lateinische Bibel folgte, von der Gutenberg aber nur die ersten 12 Bogen besorgte. Denn seit 1455 war er mit Faust in einen Prozeß gerathen und mußte ihm nun sein ganzes Druckgeräthe überlassen, worauf sich Faust mit seinem Schwiegersohn, dem Pfarrer Peter Schöffer in Gernsheim verband, welcher in der oberwähnten Weise die Buchdruckerkunst vervollkommnete. Beide vollendeten 1461 die vorhin erwähnte lateinische Bibel und brachten 1462 die zweite zu Stande. Damit reis'te Faust nach Paris, um sie zu verkaufen, und da er seine Exemplare, die er anfangs für geschriebene ausgab, um 60, zuletzt um 30 Goldgülden verkaufte, so hatte er reißenden Abgang. — Nach und nach fand auch Gutenberg noch Mittel, eine zweite Presse in Mainz anzulegen und aus dieser gieng erwiesenermaßen 1460 das Catholicon von Balbi hervor. Gutenberg schloß 1465 seine Officin und nahm beim Kurfürsten Adolf von Mainz eine Hofstelle an, in der er zwischen 1467 und 68 starb.

Als sich nach jener Mainzer Katastrophe, welche der Streit Diethers von Isenburg mit Adolf von Nassau um den Bischofsstuhl daselbst herbeiführte, die zahlreichen Buchdruckergehülfen nach allen Richtungen zerstreut hatten, fanden sich nach wenig Jahren in den wichtigsten Städten am Rhein, in den Niederlanden und in Süddeutschland Druckereien, aus denen bis zum Ende des 15. Jahrhunderts außer vielen lateinischen Schriftstellern und einem griechischen (Aristoteles' Metaphysik) eilf deutsche Bibelausgaben hervorgiengen.

Als nach der Zerstreuung der Mainzer Buchdrucker mehrere derselben auch nach Italien kamen, verachteten anfangs die Italiener in ihrem Bildungsstolz die Buchdruckerei als ein von Barbaren ersonnenes Maschinenwerk: denn es erkannten manche Gelehrte wohl, daß dadurch ihre mühsam erworbene Gelehrsamkeit werde zum Gemeingut des Volkes werden; manche Bibliotheksbesitzer aber ahnten, daß ihre Handschriftenbibliothek an ihrem Werth bedeutend verlieren werde. Indeß kam man bald im Allgemeinen zu besserer Einsicht, und nun wetteiferten Fürsten, Städte und Gelehrte, den Druckern ihre Handschriften zur Verbreitung zu überlassen und ihnen bei der Herausgabe derselben behülflich zu seyn. Die erste italienische Stadt, welche eine Buchdruckerei in ihren Mauern aufnahm, war Rom, und die ersten Buchdrucker daselbst waren zwei Deutsche: sie waren es, welche die der eckigen Mönchsschrift nachgebildeten Lettern durch die runde Antiqua allenthalben verdrängten, so daß jene nur in Deutschland blieb. — Ehe noch das 15. Jahrhundert zu Ende gieng,

war die Buchdruckerei in Italien so verbreitet, daß an 4900 Bücher gedruckt waren, von denen allein in Venedig 2-23 erschienen, darunter die aus der Druckerei des Aldus Manutius hervorgegangenen die berühmtesten waren. — Die erste Buchdruckerei in Paris errichteten drei Deutsche 1469. Unter den französischen Buchdruckern war die Familie Etienne oder Stephanus — und unter deren vielen Gliedern, welche sämmtlich Gelehrte waren, der große Philologe Robertus Stephanus, königlicher Buchdrucker zu Paris, als Herausgeber des Thesaurus linguae latinae, der berühmteste. — Die erste außereuropäische Druckerei wurde 1550 in Mexico errichtet.

Mit der Erfindung der Buchdruckerkunst steht die ihr vorangegangene Erfindung des Papiers in Verbindung. Anfangs wurde zum Druck Leinenpapier genommen, dessen Erfindung ebenfalls für Deutschland, dem Vaterland der Leinwand, in Anspruch genommen werden muß. Die erste sichere Urkunde auf Leinenpapier ist aus dem Jahr 1318. Schon im Jahr 1324 besaß die oberschwäbische Stadt Ravensburg („die Wiege des alten Welfenstamms") eine Papierfabrik und 1390 gründete Ulrich Stromer in Nürnberg eine.

---

3. Kapitel.

Vorreformatorische Bewegungen.

1. Die dunkle Seite des Mittelalters in seinem Ausgange. Untreue der Wächter, Zersetzung des sittlichen Lebens; Aufhebung des Rechtsbewußtseyns durch den eingerissenen Aberglauben: die Hexenprozesse. Ursachen des kirchlichen Verderbens. Ueberwucht der Form über den Geist. Folgen davon. Beschaffenheit des Klerus dieser Periode. Die Klöster; die Bettelmönche. Vernachlässigung des Seelsorger- und Predigtamtes. Mißbrauch des Ablasses.

Waren die mannigfaltigen Schöpfungen des Lehnsstaates und der Hierarchie noch bis in's 13. Jahrhundert hinein von einem durchleuchtenden Glanz des Ideals erhellt, und dabei zwar von alttestamentlich-gesetzlichem Geiste, aber auch zu einem nicht geringen Theil vom Geiste des lebendigen Christglaubens und der sittlichen Treue beseelt, welcher — beziehungsweise gesprochen — ein großartiges Thatenleben erzeugt hatte, das nach seiner bessern Seite die Betrachtung mächtig fesselt: so sahen wir im Laufe des 14. und besonders des 15. Jahrhunderts aus jenen Gestaltungen allmählig den Geist, der sie erzeugt hatte und das sie bestimmende sittliche Leben größtentheils entweichen und einem von roher Selbst-

sucht erzeugten, zwar vielgeschäftigen, aber im Grunde glaubenslosen, nur nach Außen gerichteten Treiben Raum geben, das eben jenen trüben dunkeln Schatten auf das politische und sittliche Leben dieser Periode des Mittelalters wirft, welcher Viele, wiewohl in ungerechter Weise, bestimmt hat, auch die frühere lichtere Phase desselben mit dem, nur der letztern zukommenden Prädicate „finster" zu bezeichnen. Düster ward es erst, als vorzüglich seit dem 14. Jahrhundert mit dem Schwinden des lebendigeren Glaubens in den Gemüthern die sittlichen Stützen der Gesellschaft wankten und selbst „die Träger des Evangeliums" das Bewußtseyn ihres Berufes und mit demselben die Kraft verloren, durch welche sie früherhin den grellsten Auswüchsen der Unsitte, den Rohheiten des Faustrechts, dem Uebermuth der Fehdesucht, der Tyrannei der weltlichen Herrschaft oft einen wohlthätigen Damm entgegen gesetzt hatten. Finster vollends ward es, als im 15. Jahrhundert Diejenigen, welche durch ihre hohe und bevorzugte Stellung ein Spiegel der Tugenden, ja ein Licht der Welt hätten seyn sollen, dieser von ihnen geleiteten Welt zu nicht geringem Theile in niedriger Selbstsucht, in weltlichem Dichten und Trachten, in grobem Sinnengenuß vorangiengen, und die Stimme weniger Einzelnen, welche das ihnen anvertraute Wächteramt auszuüben suchten, vom lauten Getümmel des eigennützigen, oft toll sich gebärdenden Weltmarkttreibens übertäubt wurde.

Waren es doch selbst Päpste, welche, während sie, wie Innocenz VIII und Alexander VI, Ehre und Tugend ohne Scham mit Füßen traten, Unzählige wegen abweichender Glaubensmeinungen zum Flammentod schleppen ließen! Konnten sich doch oft die abscheulichsten Verbrecher dadurch Straflosigkeit verschaffen, wenn sie, wie man in Spanien und Italien predigte, Scheiterhaufen für Juden, Mauren oder Ketzer anzündeten! Waren doch Judenverfolgungen gerade in diesem 15. Jahrhundert durch Fürsten, Volk und Gerichte gleichsam an der Tagesordnung! Und kamen nicht aus dem Zusammenwirken des durch das römische und canonische Recht erzeugten, das Nationalrecht im Innern seiner Entwicklung hemmenden juristischen und hierarchischen Geistes jene gräulichen Torturen und Todesstrafen, und namentlich jene grausenvollen

Hexenprozesse, die in Deutschland im Laufe zweier Jahrhunderte viele tausend Männer und Weiber den Qualen der Folter und dem Martertode durch Feuer und Wasser überlieferten? Es waren dieß nicht bloße Irrthümer, es waren schwere, himmelschreiende Sünden, von denen sich die Urheber dieser Inquisitions- und Hexenprozesse nicht freisprechen lassen, wenn auch Aberglaube und Unglaube, die darin gestraft werden sollten, ebenfalls tief in der Sünde wurzelten. Es war dieß eine Strafart, die das Uebel, gegen das sie gerichtet war, nur desto mehr steigerte, indem theils Unwissenheit, theils Bosheit, theils Habsucht auf Seiten der geistlichen und weltlichen Richter auf diesem Felde einen großen Spielraum hatte, anderseits die Thorheit und Schlechtigkeit des großen Haufens, der gerade durch den Ernst des Verfahrens die Möglichkeit solcher Verbrechen als unbezweifelt ansehen lernte, aus Neugierde, Gewinnsucht oder Wollust zur Nachahmung und Betreibung solcher Werke der Finsterniß erst recht angeregt wurde.

Der Glaube an Zauberei und Hexerei bestand vorzüglich in der Annahme der Möglichkeit einer nähern Verbindung der Menschen mit bösen Geistern, mit deren Hülfe man Uebernatürliches bewerkstelligen könnte. Dieser Aberglaube zog sich zwar als ein Rest heidnischen Wesens durch alle christlichen Jahrhunderte mehr oder weniger offenkundig hindurch, wurde aber in der gedachten Zeit durch die förmliche Einführung des Hexengerichts noch verbreiteter, indem insbesondere die Bulle des Papstes Innocenz VIII v. J. 1484 die greulichsten Dinge, denen sich der Aberglaube in vielen Gegenden hingab, haarklein kund machte und die Inquisition zu ihrer Bestrafung anwies. Demgemäß arbeiteten die Ketzer- und Hexenrichter Krämer, Sprenger und Gremper eine förmliche Hexengerichtsordnung unter dem Titel: Malleus maleficarum oder Hexenhammer aus, worin Unwissenheit, Unsittlichkeit und Grausamkeit sich gegenseitig überbieten. Der Hauptverfasser rühmt sich in fünf Jahren nur allein im Sprengel von Kostnitz und Ravensburg 48, sein College in der Gegend von Wurmserbad in einem Jahre 41 Weiber verurtheilt und verbrannt zu haben. Viele dieser unglücklichen Opfer des Wahnglaubens wurden, oft erst nach vorangegangenen schrecklichen Verrenkungen und Zerfleischungen des Körpers durch die Tortur, verbrannt, manchmal sogar durch langsames, tief unter ihnen angelegtes Feuer gebraten. Dabei klagen diese Hexenrichter in dem, jenem Buche beigefügten Notariatsinstrumente, daß manche Seelsorger sich nicht scheuten, in ihren Predigten dem Volke zu versichern, es

gebe keine Hexen und Hexereien, und daß durch diese Behauptung der weltliche Arm gehindert werde, dergleichen Ketzereien zu bestrafen. Und dieser Hexenhammer erhielt sowohl durch die Universität Köln, als auch durch den kaiserlichen Brief von 1486 die höhere Bestätigung. Die Folge davon war, daß nun die weltliche Gerichtsbarkeit mit der geistlichen in Aufspürung der Hexenverbrechen wetteiferten, indem keine sich gerne von der andern ein Opfer entziehen lassen wollte. So war es kein Wunder, daß dieser finstere Wahn überhand nahm und die Reaction des christlichen Geistes, späterhin auch der bloßen Vernunft herausforderte!

Zu solchem grassen Aberglauben hätte der Volksglaube nie herabsinken können, wäre die Kirche Christi nicht allmählich durch so viele von der Lauterkeit des Evangeliums abführende Menschensatzungen entstellt und verweltlicht worden. Mit der dadurch herbeigeführten Ausartung des Gottesdienstes in einen bloßen Ceremoniendienst veräußerlichte sich die Kirche ganz und gar, und mit der Unterlassung einer gründlichen Belehrung im Gotteswort mußte jenes religiöse und sittliche Verderben einbrechen, in welches die Christenheit des 15. Jahrhunderts dahin gegeben war.

Bei den verschiedenen Entwicklungsperioden des kirchlichen Organismus ist angedeutet worden, wie der Geist des evangeliumgemäßen Glaubens schon durch die zunehmende Menge ritualer Zuthaten und Gebräuche in immer engere Schranken und schwerere Fesseln gezwungen wurde, die es dem Menschen mehr und mehr schwer, zum Theil unmöglich machten, durch das im Gottesdienst herrschende sinnenzerstreuende Aeußerliche hindurch in das Innere der göttlichen Wahrheit zu bringen, indem er dadurch vielmehr veranlaßt wurde, das glänzende, prangende Außenwerk für das Wesentliche zu halten und darin eine täuschende Befriedigung zu finden. Muß auch allerdings zugegeben werden, daß die alle Gottesfülle enthaltende Urkirche der Apostel, als ein in die Geschichte eingetretener Lebenskeim, wie jeder in und durch Menschen sich darstellende Organismus, in eine weitere Entfaltung eingehen mußte; und muß anerkannt werden, daß der kirchliche Organismus, in welchem jener Keim im Mittelalter sich entfaltete, wenn er auch in Bezug auf den innerlichen Ewigkeits-Gehalt der Urkirche als Rückbildung erscheint, doch durch seine auf die Natur

des Menschen berechnete Symbolik thatsächlich zur Weltkirche geworden ist: so ist diese erste große Entfaltung doch noch nicht zugleich die letzte, — vielmehr ist sie zunächst nur gesetzlich-sinnbildliches Kirchenthum, darin die Nothwendigkeit einer künftigen höhern Entfaltung zu einer wesentlichen, evangelisch-allgemeinen Kirche voraus-angedeutet ist, einer Kirche, in welcher die typische Natur jener ersten Entfaltung in eine reale, geistfreie Gemeinschaft eingegangen seyn wird. In so weit nun die mittelalterliche Kirche sich als Sinnbild der künftigen wesentlichen Kirche ansah und dabei den Blick zurück auf die Reinheit der Urkirche und vorwärts auf deren evangelische Vollendung richtete, war sie in ihrem Recht und auch mit Recht die herrschende; sobald sie aber ihre symbolischen Formen als wesentliches Geistesleben selbst genommen wissen wollte, vollends aber, wenn sie die da und dort sich hervorringenden Offenbarungen eines wirklich evangelischen Geisteslebens verfolgte, um nur ihren Typen und Formen — selbst den vom Lebensmittelpunct am entferntest stehenden, zum Theil keineswegs vom heiligen Geist gewirkten — die Alleingeltung zu bewahren, schlug sie in eine falsche um, und der Geist wich in dem Grade aus ihr, als sie diesem Irrthume Raum gab.

Schon die Häufung der Symbole und Cultusformen, besonders aber die Aufnahme schriftwidriger Stützen ihres in den Hauptrichtungen so sinnreichen Typenbaus führte zu einer Formüberladung, unter welcher der Geist nur kärglich und schwer zur wahren evangelischen Freiheit gelangen konnte, während die große Masse heilsbedürftiger Seelen in einem geistlosen, mechanischen Frohnwesen dahinging, welches eine so große Zersetzung des sittlichen Lebens in allen Klassen und Schichten des Volks zuließ und förderte, wie sie uns im 15. Jahrhundert entgegentritt.

So war die unmäßige Häufung der Festtage, der Heiligen, der Reliquien, der Wallfahrten &c. höchst verderblich. Die Kirchenfeste beliefen sich zuletzt auf 33 große (darunter viele auf drei Tage sich ausdehnende), und 47 kleine allgemeine Feste, nicht gerechnet die übrigen Sonntage und die lokalen Diöcesan- und Ortskirchenfeste. Versuchten auch Einzelne eine Beschränkung, um dem daraus entstehenden Müssiggang und Lasterleben zu steuern, so drangen sie doch nicht im Allgemeinen durch. — Die Zahl der Heiligen war in's Unglaubliche gestiegen, so daß sich schon Gerson, Bodinus, Cardinal Bessarion u. A. gegen das

Uebermaaß der Heiligsprechungen erklärten. — Mit der Menge der Heiligen mehrte sich die Zahl der Reliquien, die mit der Verehrung der Heiligen und ihrer Wunderthaten genau zusammenhiengen. Der natürliche Drang zur Werthschätzung alles dessen, was von theuern und hochachtbaren Personen übrig geblieben ist und was eine gewisse geistige Gemeinschaft mit ihnen unterstützt, wurde auf gewissenlose Weise mißbraucht, und die Angaben besonnener Gewährsmänner über den mit Reliquien getriebenen Betrug und den dadurch weit geförderten Aberglauben sind nur allzuwahr. Auch das Widersinnigste ließ sich der Aberglaube aufladen, und keine Warnungsstimme von Oben schnitt wenigstens die ärgsten Auswüchse ab, so daß ungescheut die Schweißtropfen Christi, die Thränen Petri, der im Handschuh des Nicodemus aufgefangene Athem des heil. Joseph, — selbst mitten in Rom Theile der Geisel, womit Christus die Wechsler aus dem Tempel trieb, u. a. dergl. Undinge ausgeboten werden durften. Es war „keine Kirche in der Christenheit, die nicht einen Reliquienschatz bewahrt, keine Andachtsstätte, die nicht ihre Weihe durch Reliquien erhalten hätte; keine gläubige Person von Rang, die nicht im Besitze dieser Schutz- und Wehrmittel gegen innere und äußere Anfechtungen gewesen wäre." Besaß doch nur allein die Schloßkirche zu Wittenberg nach Spalatin's Angabe im J. 1519 nicht weniger als 19000 Reliquien! Besonders waren die Könige von Frankreich stets mit solchen wunderthätigen Kleinodien umhangen und bekleidet, und ein Herzog Philipp von Orleans nahm nach der Aussage seiner eigenen Gemahlin, jedesmal eine Kappe voll Reliquien mit in's Bett. — Mit der Verehrung der Heiligen und ihrer Reliquien hieng die Menge der Wallfahrten zusammen, deren nachtheiligen Einfluß auf das Volk, besonders wenn sie in weite Ferne giengen, Nicolaus von Clemangis schon auf dem Basler Concil auf das freimüthigste geschildert hatte; und hundert Jahre darnach finden sich die gleichen Klagen bei Myconius u. A.

Die Hauptursache des eingerissenen Verderbens aber war die Unbekanntschaft der meisten Geistlichen mit der heiligen Schrift, die, wenn sie auch (wiewohl nur in der lateinischen Uebersetzung) hoch gehalten wurde, doch von dem noch größern Ansehen der Tradition, der Kirchenväter und Scholastiker überwogen wurde, also daß der belebende Geist derselben dadurch zeitweilig gleichsam ertödtet ward (Off. 11, 7). Was die meisten Prediger und Kanzelredner daher dem Volke über den Heilsweg mittheilten, war — abgesehen von der Richtigkeit oder Unrichtigkeit — in der Regel höchst dürftig und dieß noch dazu durch scholastische Spitzfindigkeiten, trockene Begriffsspaltungen, spielende und schielende Allegorieen und armselige Casuistik ganz ungenießbar, oder es war mit geistlichen Wundermährchen, abgeschmackten Historien, lustigen

Schwänken, ja nicht selten schmutzigen Possen und gemeinen Persönlichkeiten durchspickt. Kein Wunder, daß diese volksverderbliche Predigtweise nicht minder wie das unsittliche Leben so vieler dieser Prediger, dem Spott und der Satyre der Aufgeklärten, insbesondere der Humanisten, die reichlichste Nahrung bot. (Kap. 2, 2.)

Die Kenntniß der h. Schrift erstreckte sich bei den meisten Geistlichen nur auf die Sonn- und Festtagsevangelien; ja mancher angesehene Theologe, der die Schriften der Kirchenväter wohl kannte, lernte das N. T. erst im hohen Alter kennen und viele Mönche nannten die h. Schrift, als sie durch Reuchlin und Erasmus (K. 2, 2) in der Ursprache bekannt wurde, die Ursache aller Ketzereien, ja (wie Konrad v. Heresbach, ein Genosse Hochstraten's K. 2, 2) sogar „ein Buch voll Dornen und Gift." So kam es, daß man an manchen Orten den Gemeinden lieber die Ethik des Aristoteles und scholastische Abhandlungen des Thomas Aquinas und Duns Scotus vorlas, als Stellen und Abschnitte der h. Schrift. — Mathesius versichert, daß er in seiner Jugend „nie eine Auslegung der 10 Gebote, des Glaubensbekenntnisses, des Vater Unsers und der h. Schrift auf der Kanzel gehört" habe.

2. Folgen davon. Beschaffenheit des Klerus dieser Periode. Die Bettelmönche. Die Klöster. Mißbrauch des Ablasses. Wiedererwachendes Verlangen nach einer Besserung der Kirche an Haupt und Gliedern.

Die sittlichschlimmen Folgen solcher heillosen Vernachlässigung des Hirtenamts trat in keiner Beziehung greller zu Tag, als in der pestartig um sich greifenden Unkeuschheit, von der alle Stände und Geschlechter ergriffen waren, so daß man hätte glauben sollen, das Heidenthum in seiner verdorbensten Zeit sey wieder zurückgekehrt. Auch hierin gieng ein großer Theil des Klerus ohne Scheu vor Verachtung mit seinem Beispiel voraus, und dieses fand um so eifrigere Nachahmung, je offener dieses Laster, von keiner Kirchenzucht gezügelt, selbst am hellen Tag einhertreten durfte.

Welch' einen großen Antheil in einem Theile der gebildeten Stände die einseitige Versenkung in die Literatur der Alten in der ersten Zeit des Wiederauflebens der Wissenschaften hatte, ist bereits oben (K. 2, 1 u. 2) angedeutet worden. Unreine Reden im Munde der Gebildetsten und Gelehrtesten schienen mit zum guten Ton zu gehören. Wie konnte man von dem niedern Volke bessere Sitten verlangen, wenn es die höhern Stände, ja sogar oft seine Geistlichen ohne Scheu öffentliche Frauenhäuser besuchen sah, und der Magistrat von Nördlingen ein Gebot erlassen mußte, daß die Geistlichen nicht mehr in der Nacht, sondern nur am Tage

darin verweilen durften; ja wenn, wie es in Leipzig der Fall war, die privilegirten Weibspersonen dieser Gattung bei öffentlichen Versammlungen und Aufzügen, gleich einer ehrbaren Zunft, erscheinen durften; oder wenn ein Kaiser, wie Sigmund, das Gebot an dergleichen Frauenhäuser erließ, daß sie seine Herren vom Hofe ohne Entgeld freundlich aufnehmen sollten; — von den ausschweifenden Schaustellungen an den Höfen von Frankreich, Burgund und Neapel nicht näher zu reden, noch auch die Gräuel zu wiederholen, durch die ein Papst Alexander VI und Innocenz VIII das „Statthalteramt Christi" entwürdigten. Wie die Hirten, so die Heerden! Wie konnten letztere einen sittlichen Halt an jenen haben, wenn selbst das Synodalschreiben des Bischoffs Konrad von Würzburg vom J. 1521 sich also klagend vernehmen ließ: „Wir erkennen leider mit großer Betrübniß unseres Herzens, daß die meisten Gottgeweiheten eine schandbare Gesinnung haben, die Würde ihres Amtes mit Füßen treten, ihre Nebenmenschen mit ihren Sünden und Lastern besudeln und sich sogar damit rühmen. Statt durch Lehren, Predigen und reinen Wandel das Heil der Seelen zu befördern, sind sie Seelenmörder. Sie wetteifern im Saufen, erlustigen sich an ärgerlichen Schauspielen, nehmen sich einander im Spiel das Geld ab, woraus dann Lügen, Betrug, Zank, bittere Feindschaft, Hurerei, Gotteslästerung, Prügelei, ja Mord und Todtschlag entspringen."

An der Unzahl so unwürdiger Geistlicher war großentheils die fortgesetzte Hab- und Geldgier vieler Päpste schuld, durch welche, nach Petrarca's Ausdruck, Rom zum Labyrinth des Minotaurus, zur gefräßigen Scylla und Charybdis wurde. Denn ungeachtet der bittern Erfahrungen, welche die Kirche in den vorigen Jahrhunderten in Betreff der Simonie gemacht hatte, ertheilte der h. Stuhl gegen Erlegung hoher Geldsummen (z. B. d. Palliengelder) die höhern Kirchenwürden sehr häufig den unwissendsten Menschen, die oft nicht einmal ihren Namen schreiben konnten, ja, überließ reiche Pfründen gegen Abgaben sogar an weltliche Personen, welche dann die Verwaltung der Kirchenämter gegen ärmlichen Lohn rohen Menschen überließen, die alle dann ihrerseits das päpstliche Plünderungssystem bis in's Einzelnste fortsetzten und auf die ärmste Hütte ausdehnten. So mußte es kommen, daß zuletzt der geistliche Stand, einzelne um so ehrenwerthere Ausnahmen ausgenommen, im Allgemeinen in die tiefste Verachtung kam und darum Viele derer, welche der Theologie sich hatten widmen wollen, bald wieder davon abtraten und zu andern Wissenschaften übergiengen.

Vom Papst abgesandte Commissarien (meist Bettelmönche) zogen in den Ländern umher, um den Vermögensstand der Bisthümer, Klöster, Stifter und Pfarreien zu untersuchen, und zu melden, wo etwas zu holen wäre. Erklärte man die Unmöglichkeit zu zahlen, so erbot sich der, oft gleich im Gefolge des Commissärs befindliche italienische Wechsler, das Geld gegen hohe Zinsen vorzuschießen, die dann sammt den Kosten, welche die Bewirthung und Beschenkung der Commissarien verursachte, das Stift oft in tiefe Schulden stürzten, so daß Beispiele vorkamen, daß Klöster und Geistliche vor solchen Commissären ihre Höfe verschloßen, ja sich durch Bewaffnete gegen eine solche Plünderungscommission vertheidigten. — Eben so wurden die Gemeinden durch die Steuern, welche die Bischöffe für ihre Reisen zu Synoden und zur Entrichtung ihrer Leistungen an den römischen Stuhl ausschlugen, fast erdrückt. Die Geldgier der römischen Curie war zum Sprüchwort geworden. Obgleich in Betreff der Simonie aus früherer Zeit (XV. 5, 1.) die strengsten Verbote bestanden, so betrachtete man sie doch in Rom längst als nicht vorhanden, und wer irgend etwas dort suchte, mußte selbst bei der gerechtesten Sache mit vollen, reichgefüllten Händen kommen. Es war nichts, was man sich dort nicht um Geld hätte verschaffen müssen, und unter stets neuen Titeln und Namen verstand es die Curie, Geld aus allen christlichen Ländern nach Rom zu ziehen, so daß die Einnahme mancher Päpste die der Könige in den meisten Reichen überstieg. Selbst einer der Päpste (Hadrian VI) führte bittere Klagen über die Verkäuflichkeit geistlicher Aemter und Gnaden am römischen Hofe, so daß es „kein Wunder sey, wenn sich das Verderben von dem Haupte in alle Glieder ergossen habe."

Am traurigsten sah es in dieser Periode in den meisten Klöstern aus, mit denen alle christlichen Lande übersä't waren. Unter ihnen waren die der **Dominicaner** und **Franziscaner** (XVI. 5, 3) am zahlreichsten: es bedurfte nur eines Gebäudes, so war es gleich mit Klosterleuten gefüllt, die dann „wie Bienenschwärme ihre Nahrung von überall her eintrugen." Denn da die **Mendicanten** oder Bettelmönche, als des Papstes leichte Truppen und beste „Scharfschützen", mit den ungemessensten Privilegien, (die in der Bulle Sixtus IV v. J. 1474, dem sogenannten „großen Meer der Dominicaner und Franciscaner", zusammengefaßt sind,) ausgestattet waren, so war der Zudrang in diese Orden außerordentlich groß. Längst aber waren diese **von dem Sinn ihrer Stifter abgekommen** und in voller Ausartung begriffen. Bettelmönche durchzogen schaarenweise das Land, um zum Hohn der Regel „Bet' und arbeite!" sich im Müßiggang

vom Segen des Landes zu nähren, in alle Häuser zu bringen und durch ihre laxe Art der Absolutionsertheilung die Wirksamkeit der Weltgeistlichen aufzuheben und sich der ganzen Volks-Seelsorge zu bemächtigen. Daher die große, oft bis zum tiefsten Haß gestiegene Spannung zwischen jenem Halbklerus und dem Weltklerus, welche der allgemein wachsenden Unzufriedenheit mit dem Kirchenregimente nun auch im geistlichen Stande eine immer weitere Verbreitung gab.

Während die Bischöffe, die Benedictiner und die andern mit letztern verwandten Orden wegen ihres großen Besitzes die Gunst der Mächtigen suchten und sich durch Nachsicht gegen die Sünden derselben darin erhielten, konnten die Bettelmönche, die nichts zu verlieren und die Masse des Volkes auf ihrer Seite hatten, den Mächtigen trotzen und wußten gegen alle, die sich den päpstlichen Befehlen nicht fügten, das Mittel der Volksaufregung anzuwenden. Eben wegen dieser ihrer Voranstellung des Gehorsams gegen den päpstlichen Stuhl gebrauchte dieser sie vorzugsweise zu Botschaftern und Räthen, und daher sah man sie auch an allen Fürstenhöfen aus- und eingehen, und einen mächtigen Einfluß üben. Nichts desto weniger trotzten sie zuweilen selbst dem Papst und seinen Entscheidungen.

Als die Universitäten durch den Geist der Wissenschaft allmählig dem hierarchischen System gefährlich zu werden schienen, besetzten die Päpste die theologischen und philosophischen Lehrstühle mit diesen Ordensmännern, die, ohngeachtet sie durch ihr Gegengewicht manchen Abfall verhüteten, doch zuletzt gerade durch ihren das innere Glaubensleben tödtenden Formalismus das Meiste zum Verfall der Kirche beitrugen. — Selbst die Benedictiner, die durch ihre Thätigkeit für Wissenschaft und Kunst sich am längsten von Ausartung frei erhalten hatten, waren nun derselben erlegen und sorgten in der Regel mehr für ihre Vorrechte, Einkünfte und Lebensgenüsse, als für wissenschaftliche Bildung; ja die adeligen Prälaten aus ihrer Mitte wetteiferten mit dem Laienadel in wilder Ausgelassenheit bei Jagden und Gelagen, während ihre wissenschaftlichen Schätze in den dunkeln Gewölben ihrer einst durch Gelehrsamkeit berühmten Klöster vermoderten. Auch die übrigen Ordenszweige waren fast alle theils verdorrt, theils fau-

lig, indem Ueppigkeit, Wollust, Trägheit und Unwissenheit ihre bleibende Stätte in den meisten Klöstern aufgeschlagen hatten, und diejenigen, die eine ehrenwerthe Ausnahme machten, den Strom des Verderbens in der Kirche nicht aufhalten konnten. Selbst die ernstesten Versuche besserer Bischöffe und Päpste, eine strengere Klosterzucht herzustellen, halfen, nachdem das Uebel so weit gediehen war, nur wenig, ja manche Klöster setzten dergleichen Reformversuchen gewaltsamen Widerstand entgegen.

Die Zahl der Klöster überstieg alles Maaß. In Rom allein befanden sich im Jahr 1487 an 370 Klöster und Brüderschaften, in Florenz 156, in Köln 30 u. s. f.; in England wurden in 133 Jahren 575 Klöster gegründet zu denen, die schon vorhanden waren. Welche furchtbaren Laster in manchem Kloster herrschten, geht aus einer Urkunde vom Jahr 1484 hervor, die der Vicarius des Bischoffs Otto von Constanz den Beichtvätern ausstellte, die das Kloster zu Kirchheim unter Teck zu reinigen hatten, und obgleich alle dortigen Conventualen ohne Unterschied in diesen Lastern verstrickt waren, wurden sie doch nur mit Nachholung der durch ihre Sünden vernachläßigten canonischen Stunden gestraft! Eben wegen solcher laxen Klosterzucht ergriffen oft die städtischen Obrigkeiten selber Maaßregeln zur Abstellung des sittenlosen Klosterwesens innerhalb des städtischen Weichbilds. Gewöhnlich suchte man völlig verwilderte Klöster dadurch zu reformiren, daß man Mönche aus besser geordneten Klöstern dahin versetzte und die Widerspenstigen entließ. Zuweilen aber widersetzten sich diese gewaltsam, oder kehrten mit den Waffen in der Hand zurück, um die neu eingesetzten zu verjagen. — Die Frauenklöster waren großentheils in noch tiefern Sittenverfall gerathen, und auch hier kam es nicht selten vor, daß Nonnen den Visitatoren den Eingang zu wehren suchten und dieser nur durch weltliche Hülfe erzwungen werden konnte; ja in Klingenthal und Kleinbasel drohten sie, ihr Kloster anzuzünden und jagten die Commissäre mit Ofengabeln und Bratspießen fort! — Am treusten noch blieben ihren Regeln diejenigen unter den Kartäuser- und Augustinerklöstern, welche zur ursprünglichen Strenge des ältesten Mönchthums zurückgekehrt waren.

Dem so allgemein verbreiteten sittlichen Uebel war besonders darum so schwer mit Heilung beizukommen, weil es durch die mißbräuchliche Art des Sündenstraferlasses vergrößert wurde. Denn da alle Geistlichen mit Einschluß der Prediger- und Bettelmönche für alle Arten noch so großer Vergehungen (mit Ausnahme der Machinationen wider den Papst, des Prälatenmords, der Bullenfälschung und einiger andern Verbrechen) Indulgenzen

ertheilen durften, und so viele gewissenlose Geistliche sie auf die leichteste, oft leichtfertigste Art ertheilten, so erschienen dieselben als ein fast allgemeines Heilmittel wider alle moralischen und physischen Uebel im Leben und (wie die declaratio Sixti IV circa indulgentias pro defunctis bezeugt) auch im Tode. Verband sich vollends damit Mißbrauch der Geldbußen, also daß der Wahn entstund, man könne Vergebung der Sünden für Geld erkaufen, so konnten die seelenverderblichen und zugleich auf die Kirche selbst zerstörend zurückwirkenden Folgen nicht ausbleiben.

Da gerade der Mißbrauch, der mit dem Ablaß getrieben und bereits von der frühern Kirchenopposition gerügt wurde, die Hauptveranlassung zum Beginn der Reformation wurde, so dürfte es hier an der Stelle seyn, über die Entstehung und Ausbildung dieser Lehre, welche übrigens von der römischen Kirche absichtlich nur der Praxis überlassen und lange Zeit nicht in eine feste Norm abgeschlossen wurde, das Wissensnöthige beizubringen.

Die Lehre von den Indulgenzen hatte sich stufenweise ausgebildet. Als ursprünglicher Erlaß der Kirchenbuße oder der Kirchenstrafen, die den Gefallenen (lapsis) auferlegt wurden, ist er ein Ausfluß des Binde- und Löseschlüsselamtes. Schon vom 8. Jahrhundert an steigerte man die Kraft dieses Straf-Erlasses, machte aber doch dabei noch einen Unterschied in seiner Beziehung auf Gott und auf die Kirche. Vom 11. Jahrhundert an wurde die Beichte als ein nothwendiger Bestandtheil der Buße erklärt, nur war man noch uneinig, ob sich die Beichtpflicht bloß auf Todsünden oder auch auf erläßliche Sünden erstrecken solle, so wie auch darüber, ob sie auf göttlichem Recht (also mit sacramentlicher Kraft), oder nur auf kirchlicher Einrichtung beruhe. — In Folge der gesteigerten Ansicht von der Schlüsselgewalt erweiterte sich auch die Lehre vom Ablaß, jedoch mit Beibehaltung der beiden schon vorhandenen Grade der Kirchenzucht, nämlich des theilweisen oder gänzlichen Erlasses der canonischen Strafen und der Umwandlung derselben nach dem Ermessen des Priesters. Aber das Bußwesen wurde dabei immer äußerlicher und willkührlicher. Und wenn auch Gregor VII noch auf das ernsteste eine mit gründlicher Lebensbesserung verbundene Buße von jedem Einzelnen verlangte und darnach die Geistlichen anwies, so gaben doch bald nachher die Päpste selbst, namentlich Urban II, dadurch, daß sie zur Theilnahme an den Kreuzzügen durch die Verheißung vollen Ablasses zu reizen suchten, ohne es zu ahnen, Veranlassung zu größerem Mißbrauch desselben. Denn wiewohl sie solchen Erlaß unter der Voraussetzung ernstlicher Buße ertheilten, so wurde doch in der Praxis diese Voraussetzung von den wenigsten Geistlichen gehörig, von vielen gar nicht betont. — Hierauf vermehrten die Scholastiker die Mißbräuche des Bußwesens durch eine künstliche Vermengung

von Wahrheit und Irrthum, indem sie lehrten: bei der Taufe würde zwar die Erbsünde um Christi willen vergeben, aber die nach der Taufe begangenen Sünden müßten durch Strafen im Fegfeuer gebüßt werden; diese Fegefeuerstrafen könnte aber die Kirche in zeitliche Strafen, die der Mensch freiwillig während seines Erdenlebens übernehme, verwandeln, und diese Kirchenstrafen dürften von der Kirche wiederum mit andern, ihr ersprießlichen Leistungen (Messen, Almosen rc.) vertauscht werden, welche allerdings nur denen zu Gute kämen, die in der Gesinnung eines liebethätigen Glaubens stånden. — Weitergehend vollendete sich diese Ablaßlehre durch die Aufstellung der Lehre von einem Schatz überflüssigen Verdienstes Christi und der Heiligen, aus welchem Schatze die in seinem Besitz befindliche Kirche — zur Bewirkung des Erlasses der außerdem nothwendigen Abbüßungen — jedem Beichtenden so viel mittheilen könne, als zur Genugthuung der von ihm verdienten Strafen nothwendig sey, — eine Lehre, die in der Bulle Unigenitus 1342 kirchlich festgesetzt wurde. Die nach dieser Lehre entstandene Dispensation von Kirchenstrafen führt die eigentliche Benennung „Ablaß" (mittelhochdeutsch: Antlâz).

Wenn nun auch nach der Meinung dieser Scholastiker ein solcher Ablaß mit Sündenvergebung nicht gleichbedeutend seyn und auch nur dem von Herzen Bußfertigen zu Gute kommen sollte, so wurde doch von den meisten Ablaßpredigern der Unterschied zwischen diesem Ablaß und der Sündenvergebung so wenig, wie die Bedingungen, unter denen er ertheilt werden könne, dem Volke gehörig dargelegt, und so bildete sich bei demselben der von gewissenlosen Geistlichen genährte Wahn aus, daß man sich durch dergleichen äußerliche Leistungen, die man fälschlich auch Genugthuungen nannte, namentlich durch Geld, Erlaß der Strafen für alle Sünden, ja Sündenvergebung selbst kaufen könne.

Um diese Mißbräuche zu heben, verordnete Innocenz III, zum Zweck genauerer Untersuchung des Herzenszustandes des Beichtenden, für Jeden wenigstens jährlich Einmal eine Beichte der gesammten und einzelnen Sünden, die der Beichtiger als unverbrüchliches Geheimniß bewahren solle. Es ist dieß die Ohrenbeichte, die zwar ursprünglich wohlgemeint war, aber durch den damit verbundenen Zwang zu weitern schweren Mißbräuchen Veranlassung gab.

Wie verbreitet die Meinung war, daß man für Geld Vergebung der Sünden, und zwar begangener und noch zu begehender, erlangen könne, beweis't einfach das Schreiben des deutsch-ordenschen Hochmeisters an seinen Gesandten zu Rom, vom Jahr 1419, worin er sich beim h. Vater ein Confessionale zu dem Zweck bestellte, daß er dadurch für seine ganze Lebenszeit jährlich „von allen Sünden möchte entbunden werden, sie mögen groß oder klein sein", es möge kosten was es wolle. — Daß auf diese Weise der Ablaß eine unermeßliche Geldquelle für den päpstlichen Stuhl wurde, ist begreiflich. Und damit dieselbe reichlicher fließen möchte, fieng man gegen das Ende des 15. Jahrhunderts an, den Erlös aus

dem Ablaß gewissermaßen zu verpachten. Um nun nicht nur den Pacht herauszubringen, sondern auch noch einen Gewinn für den Pächter zu erzielen, zogen die von ihnen dazu angestellten Ablaßprediger im Lande umher und brachten die Leute durch die zudringlichsten Anpreißungen zur Abnahme der Ablaßzettel, wobei für die verschiedenartigen Sünden verschiedene Taxen gesetzt waren.

Einen besonders ergiebigen Boden für den Ablaß gewährte stets Deutschland, und bald gab ein Krieg gegen die Türken, bald sonst eine gemeinnützige Unternehmung den Grund dazu her. Nur wenige Bischöffe hatten den Muth, sich den Ablaßerhebungen in ihrem Lande zu widersetzen. Selbst Kaiser Maximilian konnte nichts thun, als ein Gebot erlassen, daß die Ablaßmönche vorher dem Landesherrn eine Anzeige von ihrem Vorhaben machen sollten. Um die Fürsten daher willig zu stimmen, ließ sie der Papst zuweilen an der Einnahme Theil nehmen; oft ließ sich ein Fürst selber vom Papste das Recht ertheilen, den Ablaß in seinem Lande predigen zu lassen, um aus dem Erlös z. B. eine Brücke zu bauen, eine abgebrannte Stadt wieder herzustellen ꝛc.; ein Theil des Erlöses aber mußte nach Rom gesendet werden.

So war es also nicht ein bloß äußerlicher Schaden, an dem die Kirche krankte, sondern bis in's tiefste Innere gieng die verderbliche Fäulniß. Dialectischer und speculativer Verstandeshochmuth hatte den Kern des lauteren Evangeliums angefressen, todter Ceremoniendienst den Glauben erstickt, Habsucht und Herrschsucht der Hirten die Heerde mißbraucht, menschliche Satzungen die Quelle des Heils verdeckt und verschlossen und die Kirche aus einem geistlichen Bau in einen todten Mechanismus verwandelt. Sagt doch selbst der Cardinal Bellarmin, daß nach dem Zeugniß aller damals Lebenden „bei den geistlichen Gerichten keine Strenge, in Betreff der Sitten keine Zucht, in der heiligen Wissenschaft keine Kenntniß, vor göttlichen Dingen keine Ehrfurcht, ja fast keine Religion mehr vorhanden war."

Die also schmachvoll entstellte und von der Grundlage, worauf sie erbaut ist, gewichene Kirche mit ihrem zum größten Theil entarteten Klerus, verbunden mit dem zerfallenen, durch kein sittlich-religiöses Band zusammengehaltenen Staatsleben sammt dem größtentheils in Zuchtlosigkeit und Verwilderung versunkenen Volke, erheischte eine Besserung von Grund aus; die Reformation an Haupt und Gliedern, die seit 100 Jahren vergebens erstrebt worden war und im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts auf allen Seiten wieder laut verlangt wurde, konnte nicht länger zurückgedrängt werden. Aber von wem und durch wen sollte eine solche Grundheilung ausgehen? War sie vom Papste,

von dem sich dieselbe gebührt hätte, nach der Lage der Verhältnisse, welche im Anfang des 16. Jahrhunderts obwalteten, zu erwarten?

Die Antwort auf diese Frage gab schon 1458 der fromme und gelehrte Erfurter Kartäuser Jakob Junterburgius (oder Johann aus Jüterbogk † 1465), der mit tiefem Einblick in das Verderben seiner Zeit und Kirche also schrieb: „Wenn wir eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern für möglich halten sollen, so fragen wir zunächst, ob dieselbe durch Einen oder durch Viele geschehen könne. Durch Einen gewiß nicht, auch wenn derselbe mit noch so hoher Sittenreinheit oder mit Wundergaben und Kräften ausgerüstet wäre. Wir wissen, daß mehrere solche Männer aufgetreten sind, und doch ist die Kirche durch sie nicht reformirt worden, vielmehr haben die Spaltungen fortgedauert. Auch der Papst allein vermag das nicht. Wie viele Canones, Decrete und Verordnungen haben die Päpste nicht erlassen; aber sie stehen unnütz auf dem Pergament und eine Reformation ist dadurch nicht erfolgt. Offenbar ist es gerade die päpstliche Curie, welche der Reformation am meisten bedarf. Wenn aber der Papst seine eigene Curie nicht reformiren kann, noch will, wie soll man glauben, daß er die ganze große Kirche zu reformiren vermöchte? Die Kirche kann nicht gebessert werden, so lange nicht die Wunden ihres Hauptes geheilt sind, so lange nicht die Curie gereinigt ist. — Wie schwer dies aber ist, das beweisen unsere Zeiten: denn Niemand in der Christenheit widerstrebt der nothwendigen Reformation so hartnäckig, als dieser römische Hof selbst, theils aus Ehrsucht, theils aus Hoffnung auf Gewinn und zeitlichen Nutzen, theils aus Furcht vor Verlust an Würden. Und solche Leute, welche der Reformation widerstreben, glauben den Päpsten einen Dienst zu erweisen, und gerade sie sind es, die ihnen den Untergang bereiten." — Nachdem er näher dargethan, daß der Papst, als selbst ein der Sünde unterworfener Mensch, die Kirche, deren oberstes und wesentlichstes Haupt Christus ist, zu erneuern nicht im Stande sey, so erklärt er sich dahin, daß dieß nur durch die in einem Concilium versammelte Kirche selbst zu bewirken sey. Doch selbst dieß steht ihm noch nicht als ausgemacht fest, da die Kirche der in Rede stehenden Zeit so verdorben und entstellt sey, daß man kaum glauben solle, mit Ausbessern je fertig werden zu können; denn, fährt er fort: „ich glaube, die Welt werde immer schlimmer werden und die unerforschliche Weisheit Gottes lasse dies zu, bis das Maaß der Vergehungen voll ist und der Sohn des Verderbens kommt!"

Wie hätte vollends einer jener Päpste, welche wie oben (XVIII. 12, 4) aufgezeigt worden, in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts durch ihre Mißregierung die Zeit der tiefsten Schmach über die Kirche heraufführten, das Amt eines Reformators über-

nehmen können, da vielmehr Mehrere darunter den Namen widerchristlicher Deformatoren verdienen? Und war etwa der auf den eroberungssüchtigen Julius II im J. 1513 folgende Leo X der Mann, der die Größe des Uebels erkennend und davor nicht zurückschreckend, das Messer zur Hand genommen hätte, um aus dem kranken Körper der Kirche, und zwar bei dem Haupte anfangend, „die alten tiefgewurzelten Schäden" auszuschneiden, — Schäden, welche gerade in jener Zeit, wenn auch oft in leidenschaftlicher Weise durch die schonungslose Presse vor aller Welt waren bloß gelegt worden? Dazu war er wohl nicht geeignet, der prachtliebende, verschwenderische Mediceer, der, um ungestört den Genüssen der Wissenschaft und Kunst leben zu können, es mit keiner Partei verderben wollte und, froh, auf dem von ihm beendeten Lateranconcilium (1517) die unumschränkte päpstliche Gewalt wieder hergestellt zu haben und die Völker in scheinbarem Gehorsam gegen den römischen Stuhl zu sehen, einer vollkommenen Sicherheit sich hingab.

Am ersten schien noch den Meisten, denen das Heil der Kirche am Herzen lag, ein allgemeines Concilium helfen zu können, dem eine große Partei in der Kirche noch immer die höchste Autorität zugestand und welche — der römisch-papistischen entgegenstehend — die herrschende Kirche bei allem Schein der äußern Einigkeit als in sich uneinig erkennen ließ. Doch zu diesem Mittel, das schon zweimal Rom in so große Gefahr gesetzt hatte, ließ sich der römische Stuhl, obwohl ein im J. 1497 dem König von Frankreich ausgestelltes Gutachten der Sorbonne (zu Paris) darauf drang, freiwillig nicht herbei; hatte man doch etliche Jahre zuvor den Erzbischoff Andreas von Crayn, der zur Abstellung des römischen Verderbens 1484 zu Basel ein neues Concilium hatte versammeln wollen, im Gefängniß sterben lassen! und wer konnte wissen, ob der schon zweimal gescheiterte Versuch das drittemal gelingen werde?

Allein nicht von Päpsten, nicht von Concilien, nicht von einzelnen hochbegabten Geistern sollte die Heilung ausgehen: einzig die neubelebte (Off. 11, 11) Kraft des göttlichen Wortes, die dem lautern Evangelium inwohnende, so

lange Zeit hindurch großentheils verhüllt und verkannt gewesene Wahrheit sollte sie bewirken, und die dazu vom Geist der Wahrheit gebrauchten Menschen sollten, wie es stets in der göttlichen Oekonomie gehalten worden war, wegen der jedem Menschen anklebenden Gebrechlichkeit eben nur als Werkzeuge betrachtet, und nicht ihnen, sondern allein dem göttlichen Werkmeister, der sich ihrer bediente, die Ehre gegeben werden (Off. 11, 13). Dieselbe Gottesmacht, die den Leib der Kirche, den die Menschen so entstellten, gebildet hat, schickte sich an, das was an ihm zum Hinderniß lebendiger Geistesbezeugung geworden war, theils hinwegzuthun, theils in Geist und Leben zu verwandeln, damit die gesetzlich-sinnbildliche Kirchenform aus ihrem abschattenden Daseyn heraus in die evangelisch-wesentliche Kirche übergehen und — jedoch gleichfalls erst unter vielfachen Kämpfen und Gerichten und durch mannigfache Entwicklungsphasen hindurch — in die Erscheinung treten könne, um einst nach völliger Reife die letzte zeitlich-vollendete Form der Reichskirche Christi auf Erden darzustellen, die sodann in der Ewigkeit ihre eigentliche und vollste Verklärung findet.

3. Neue Lebensregungen für eine Reform der Theologie auf dem Boden der ascetisch-practischen Mystik des 15. Jahrhunderts. Kern dieser reinern Mystik: Thomas a Kempis. Speculative Form derselben: das Büchlein von der deutschen Theologie. Verbindung dieser Mystik mit der Dialectik in Anwendung auf die h. Schrift: die Vorreformatoren Johann von Wesel, Johann Wessel und Johann v. Goch.

Obgleich nun nach dem Geständniß selbst der größten Feinde der Kirchenbesserung das Ganze der Kirche vom Haupt bis zum Fuß dem Verderbniß anheimgefallen war, so wäre doch eine Reformation unmöglich gewesen, wenn sich nicht in einzelnen Gliedern und Körpertheilen noch Leben, wenn auch mehr oder weniger beschränkt, in mannigfachen Bewegungen kund gethan hätte. Denn zu keiner Zeit war die Kirche vom Geiste Christi ganz verlassen; auch wäre eine Reformation von außen hinein, anstatt von innen heraus, auch nur auf eine kurze Dauer, unmöglich gewesen. Eben weil jene Lebensreste mit

dem wahren unvertilgbaren Character der Kirche noch zusammenhiengen oder — was gleich viel ist — auf der Unterlage der unsichtbaren Kirche ruhten, schöpften sie daraus die Kraft, das Unvollkommene, wie das falsche im gegebenen Kirchenthum zu erkennen und nach der verlassenen Lebensquelle zurückzustreben.

Diese bessern Regungen zeigten sich theils auf dem Gebiete der Theologie, theils im Kreise der allgemeinen Weltbildung, theils im bürgerlichen Leben. Was sich in den beiden letztern Hinsichten, neben dem Schlimmen und Verderbten, in Einzelnen Gutes vorfand und insbesondere was sich durch Auffindung neuer wissenschaftlicher Grundlagen und Bildungsmittel für eine künftige Reform der Theologie und des Kirchenwesens fruchtbar erwies, ist bereits oben (K. 2, 1. 2) aufgezeigt worden. Es ist nur noch anzugeben, in welcher Weise sich das zum ursprünglichen Quell zurückstrebende Glaubensleben in der alt-bestehenden Kirchenform und zwar noch theils ohne die neu aufgekommenen Bildungsmittel, theils schon mit ihrer Hülfe nach Besserung für sich und für die Kirche rang und als Lichtschein die eingebrochene Dunkelheit da und dort erhellend durchbrach.

Bereits war die gnostische Mystik des 14. Jahrhunderts mit ihrem Pantheismus größtentheils zurückgetreten; schon die „Gottesfreunde" hatten von derselben nur einzelne Richtungen der Beschaulichkeit beibehalten. Die Mystik des 15. Jahrhunderts war Religion des Herzens und Gefühls, im Gegensatz der Religion des Verstandes und der Reflexion, also zwar noch vorherrschend subjectiv und innerlich, trat aber mehr auf dem practischen Gebiete heraus und stellte sich in ihrem Dringen auf Heiligung des innern und äußern Menschen dem Volke näher, um es nicht sowohl auf eine höhere, als vielmehr innerlichere Auffassung des „Christus in uns" hinzuleiten. Zu den reineren Mystikern dieser Periode gehörten vorzüglich die fortwährend noch thätigen „Brüder vom gemeinsamen Leben" und unter diesen vorzüglich der schon oben K. 2, 2 von einer andern Seite erwähnte Thomas a Kempis als Verfasser der vier Bücher „von der Nachfolge Christi" und der unbekannte Verfasser des Büchleins „von der deutschen Theologie". Diese Mystik im reinen

Sinne gab den Grund her für die Gemüthstiefe und den christlichen Freiheitsschwung in der nachfolgenden Reformationszeit.

Der Kern dieser Mystik ist: nicht in Christus allein ward Gott geboren, er will auch in allen mit Christo verbundenen Seelen geboren werden, und zwar nicht etwa durch eine Erweckung des im Menschen liegenden Göttlichen, das der „natürliche" Mensch durch die Sünde sich hatte entgehen lassen, sondern durch Eingebung des Göttlichen in die Gott in Christo suchende Seele. — Diese Mystik ist also wesentlich verschieden von der freigeistischen Mystik der Begharden, der speculativ-pantheistischen des Meisters Eckart und der mehr theistischen Ruysbroek's. Aus der ascetisch-practischen Mystik Gerhard Groots sich entwickelnd, ist insbesondere die des Thomas a Kempis das reinste Erzeugniß.

Thomas a Kempis, Florentius Radewin's berühmtester Schüler, der kein Wissen anerkennt, das nicht zur Heiligung beiträgt und dessen ganzes Wesen „Ruhe und Friede" war, hat außer vielen practischen christlichen Reden und Abhandlungen (auch Biographieen), die er hinterließ, das Buch: de imitatione Christi ursprünglich in lateinischer Sprache verfaßt. Wegen der darin sich aussprechenden unbedingten Gottesliebe ward es Unzähligen zum Segen und daher in alle europäische und mehrere asiatische Sprachen übersetzt, und hat bis jetzt weit über 2000 Ausgaben, und zwar nur allein im Original, erlebt. Der lange Streit, ob Thomas a Kempis oder ein Benedictiner-Abt Johann Gersen zu Vercelli (um 1240), dessen Existenz nicht einmal erwiesen ist, der Verfasser dieses Büchleins war, ist formell nicht zu entscheiden; die innern Gründe aber sprechen alle nur für Thomas und die gewichtigsten Stimmen alter und neuer Zeit bestätigen dieses Urtheil. (S. Ullmann's Reformatoren vor der Reformation II. S. 709—744.) Daß man auch den das Constanzer Concilium leitenden Pariser Universitätskanzler Gerson für den Verfasser halten konnte, ist kaum begreiflich.

Das Büchlein „von der **deutschen Theologie**" hatte (nach Franz Pfeiffer, der es 1851 in der Urgestalt herausgegeben hat) einen Priester und Custos in dem Deutschherrenhause zu Frankfurt a. M. zum Verfasser, welcher dem schon früher erwähnten Verein der „Gottesfreunde", dessen Zweige in den zwei letzten Drittheilen des 14. Jahrhunderts von Basel bis Köln, auch nach Schwaben, Bayern und Franken reichten, angehörte und es in der mitteldeutschen Mundart jener Zeit schrieb. Es führt auf dem Titel den Beisatz: „ein edles Büchlein vom rechten Verstand, was Adam und Christus sey und wie Adam in uns sterben und Christus in uns auferstehen solle", und enthält die in dieser Periode vorkommende speculative Form der Mystik am ausgeprägtesten. Die erste Druckausgabe ist von Luther 1516 besorgt, welcher gesteht, daß ihm nächst der Bibel und dem h. Augustin kein anderes Buch vorgekommen sey, aus

dem er mehr erlernt habe, „was Gott, Mensch und alle Dinge seyen." (Die dem Luther geschriebene Vorrede gehört dem ursprünglichen Verfasser an.)

Nicht in eigentlich practischer, eben so auch nicht in vorherrschend mystischer Richtung wirkten in einzelnen kleinen Kreisen andere Geister, die vielmehr dadurch, daß sie Mystik und Dialectik verbanden und auf die heilige Schrift anwandten, zur Umgestaltung der Theologie beitrugen und daher als die näheren Vorreformatoren oder Reformatoren vor der Reformation anzusehen sind, indem sie bereits mehr oder weniger dem rein evangelischen Lehrbegriff nahe kamen, wenn er auch bei ihnen noch unvollständig oder in einseitiger Auffassung sich darstellte. Die bemerkenswerthesten unter diesen Männern sind: Johann von Wesel, Johann Wessel und Johann von Goch, welche alle drei, wenn auch mit unterschiedlichen Modificationen, bereits die beiden nachmaligen Reformationsprinzipien des 16. Jahrhunderts, nämlich die Lehre von der heiligen Schrift als alleiniger Erkenntnißquelle, und die Lehre von der Gnade als alleinigem Heilsgrund aufgestellt haben.

Johann von Wesel, aus dem Geschlechte Richerath (auch Rucherath oder Burchard) in Ober-Wesel, war Prof. der Theologie in Erfurt, dann Prediger zu Mainz, zuletzt zu Worms. Er verfuhr bei Darstellung jener beiden Lehren weniger wissenschaftlich und ruhig, als die beiden Andern, und hegte dabei noch viele Irrthümer. Er nahm in der Lehre von der Gnade den Augustinismus mit der absoluten Prädestination an, folgte in der Lehre vom heil. Geiste der griechischen Kirche und hatte sonst manches Paradore: daher die Bettelmönche ihn wegen Ketzereien beim Erzbischoff von Mainz (Diether von Ysenburg) anklagten, der, weil ihm selbst schon früher seine Freimüthigkeit theuer zu stehen gekommen war, ihn gefangen setzen und durch ein geistliches, aus Kölner und Heidelberger Theologen zusammengesetztes Gericht richten ließ, das den bereits alten und kranken Mann theils zum Widerruf, theils zu mildernden Erklärungen bewog, worauf seine Schriften verbrannt, er selbst aber zu lebenslänglicher Haft in einem Augustinerkloster zu Mainz verurtheilt wurde, worin er 1581 starb.

Johann Wessel aus Gröningen war bei den Brüdern vom gemeinen Leben zu Zwoll gebildet worden, wirkte dann zu Paris und Heidelberg als Lehrer und lebte zuletzt in klösterlicher Zurückgezogenheit den Studien bis an seinen Tod 1489. Er war ein reichbegabter Geist und erhielt wegen seiner philologischen und philosophischen Gelehrsamkeit, womit er auch Beredtsamkeit und

Dichtertalent verband, den Namen lux mundi. Schon als Jüngling dem reinen Evangelium zugeneigt, wollte er sich im Gebet, anstatt an Maria, lieber „an seinen Herrn Christus halten, der so freundlich alle Mühseligen einlade." Seine in Zwoll erlernten Sprachkenntnisse bildete er in Paris weiter aus, wo er, wie oben erwähnt, Reuchlin's Lehrer im Hebräischen wurde. Als er in der Folge in Rom dem Papst Sixtus IV, mit dem er zu Paris studiert hatte, seine Ehrerbietung bezeugte und ihn dieser aufforderte, sich eine Gnade zu erbitten, erbat sich Wessel eine griechische und hebräische Bibel aus der vaticanischen Bibliothek. Da der Papst verwundert fragte, warum er sich nicht ein Bisthum ausgelesen habe, antwortete Wessel: „Weil ich dessen nicht bedarf!" Bei fortgesetztem Forschen in der Schrift wurde er auf den Grundsatz geführt, daß die Bibel die alleinige Quelle der Erkenntniß sey und trat mit Wort und Schrift gegen herrschende Irrlehren mit solcher Bestimmtheit auf, daß ihn seine Gegner den magister contradictionum nannten. Obgleich er nun das Schriftprinzip sowohl, als die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben auf das entschiedenste festhielt, so sind dabei doch gewisse Eigenthümlichkeiten nicht zu übersehen, indem er z. B. in gnostisch-mystischer Weise in der Bibel „heilige Schrift und göttliches Wort" unterscheidet und letzterem die Möglichkeit vollkommenerer Manifestation zuschreibt, da „das Wirken des h. Geistes in der Schrift nicht abgeschlossen sey"; auch faßt er die Abendmahlslehre spiritualistisch: — und schon in diesen beiden Hinsichten muß sich Luther's nachmaliges Urtheil —: daß, wenn er Wessel's Schriften zuvor gelesen hätte, seine (Luther's) Widersacher leicht auf den Gedanken kommen könnten, „er habe aus Wessel's Schriften geschöpft, so stimme beider Geist zusammen", — berichtigen lassen. Denn entweder stammt dieses Urtheil aus Luther's erster Entwicklungsperiode her, oder er war, wie seine ganze Zeit, mit Wessel's Schriften nicht völlig bekannt. — Wessel selbst entgieng den Verfolgungen seiner Feinde und dem Schicksal seines Freundes Johann von Wesel nur dadurch, daß ihn einige wohlgesinnte Bischöffe schützten, besonders der Bischoff von Utrecht. In seiner letzten Krankheit kamen ihm Zweifel an die von ihm erkannte evangelische Wahrheit. Doch überwand er dieselben im Gebet und sagte zu einem Freund, dem er sie früher geklagt hatte: „Ich danke Gott, alle jene nichtigen Zweifel sind verschwunden und ich weiß nichts, als Jesum den Gekreuzigten."

Johann von Goch, oder eigentlich Johann Pupper aus Goch bei Cleve, ein deutscher Niederländer, war zuletzt Prior des von ihm gestifteten Augustinerinnen-Klosters Thabor zu Mecheln. In seinen Schriften — von der „christlichen Freiheit" und von „vier dem Evangelium widerstrebenden Irrthümern" — stellt er in Bezug auf das Schriftprinzip den Glauben an Gottes Wort allein — der Kirchenüberlieferung und Schuldoctrin entgegen, und fordert zum Verstehen des Wortes Gottes „das In-sich-selbst-erfahren des Verstandenen." In Bezug auf die Seligkeitslehre faßt er die Lehre Augustin's im Gegensatz gegen al-

len Pelagianismus (XIII. 13, 2), indem er eben sowohl den objectiven Grund, als die subjective Wirkung, also die religiöse und moralische Seite gleichmäßig betont. Er hält demnach die sittliche Wirkung oder die Folge der Gnade für eben so nothwendig, als ihren objectiven Grund, stellt aber jene Wirkung nicht wie die Pelagianer und Semipelagianer, als Verdienst, sondern nur als Pflicht dar (wiewohl er in einer andern Stelle seiner Deduction von der Freiheit des Willens doch wieder an den Semipelagianismus anstreift XIII. 13, 2).

So gab es selbst in dieser verkümmerten Zeit noch Männer, denen sich der wesentliche Geist des Evangeliums wieder aufzuschließen anfieng und zwar sowohl auf dem theologischen, als auf dem practischen Gebiete, wie denn auch noch manche Bischöffe und Mönche sich an dem Einen, was noth thut, festhielten und wie z. B. der Bischoff von Basel, Christoph von Utenheim, den Wahlspruch führten: gratiam, non opera, quaero (ich trachte nach der Gnade, nicht nach den Werken), oder wie der Mönch Arnoldi täglich betete: tu solus es mea justitia et redemtio (du allein, Herr Christe, bist meine Gerechtigkeit und Erlösung). Und wie manche still wirkende fromme Seelen in Stiftern und Klöstern mag es noch gegeben haben, die im Geiste der Zucht und des Gehorsams, der Demuth und Selbstverläugnung fortlebten, die aber unter der großen, allenthalben in die Augen fallenden Masse derjenigen sich verloren, welche theils im Trugschein der Werkheiligkeit oder des falsch-geistlichen Wissens, theils in der Finsterniß des Aberglaubens und der Unwissenheit, sonach in dem aus allen diesen Ursachen entspringenden sittlichen Elende dahingiengen.

Darum galt es bei der nothwendig gewordenen Tilgung des eingerissenen Schadens nicht etwa eine Tilgung der Kirche an sich, nicht eine Zerstörung ihres Wesens, das in keiner Zeit sich an einzelnen Seelen zu bekunden völlig aufgehört hatte, also nicht einen andern Grund zu legen, als der (in Christus) einfür allemal gelegt ist: — sondern nur den mit den Fesseln menschlicher Satzungen gebundenen Geist der uralten evangelischen Wahrheit zu entbinden und ihn in seiner ursprünglichen Reinheit wieder zur Anerkennung zu bringen. Und dieß Werk sollte nicht aus menschlichem Vorbedacht, nicht aus planmäßig gefaßtem Rath eines oder mehrerer gebrechlichen Menschen hervor-

gehen, um dann wieder in's Nichts zurückzufallen; vielmehr sollte es wider Menschen Denken und Wollen beginnen, wider Menschen Thun und Machen fortgehen und wider Menschen Wünschen und Hoffen erst unter öfterem scheinbarem Fallen zur Aufrichtung gelangen, um auch dann unter unscheinbaren und unvollkommenen Entwickelungsgestaltungen dem Ziel der vollkommnern zeitlichen Darstellung der „Einen allgemeinen christlichen Kirche" entgegenzureifen, in welcher nicht durch eine falsche, sondern durch die wahre Union das Sinnbildliche und evangelisch-Gesetzliche in das Wesentliche und evangelisch-Freie umgesetzt erscheinen wird, die Kirche daher alsdann, gleichweit entfernt von leiblicher Vergröberung, wie von geistiger Verflüchtigung, jene geistliche Vereinigung des lange Getrennten unter sich und mit ihrem wahren Haupt" darstellen wird, wie sie sich auch in ihrem Beginn nach Ueberwindung des Judenthums in den zu Einer Gemeinde der Heiligen verbundenen Gläubigen aus dem Juden- und Heidenthum sichtbarlich dargestellt hat.

Was aber die Menschen betrifft, die als Werkzeuge zur Herbeiführung jenes unausweichlichen Entwicklungsdurchbruchs dienten, so stehen sie in Bezug auf das, was sie dabei verfehlten und versahen, keineswegs außer Verantwortlichkeit, und das Urtheil der Geschichte verrichtet nur eine Pflicht, wenn es richtend auf die dazwischengetretenen Leidenschaften und Irrthümer hinweis't, damit sie erkannt, für die Zukunft „vermieden und in ihren schlimmen Folgen allmählig entkräftet" werden. Diese Pflicht soll aber das Recht nicht aufheben, in der schmerzlichen Art der Lösung des Reformationsproblems die höhere Lenkung der auf das Endziel gerichteten göttlichen Weisheit zu erkennen, die es nothwendig fand, neben den Lichtkräften, die sich emporringen sollten, auch die sich entbindenden Abgrundskräfte zuzulassen, mit denen im Kampfe jene zu desto vollerer Klarheit gelangen sollten.

Wie nämlich zur Zeit der Erscheinung Christi das Volk des alten Bundes theils sich gegen ihn verstockte und durch Sein Zeugniß in blindem Eifer für Gesetz und Satzung nur um so leidenschaftlicher und feindseliger wurde, theils das von ihm verheißene Messiasreich in irdischem Sinn und mit fleischlichen Waffen aufzu-

richten trachtete, so entwickelte sich auch bei Erneurung des apostolischen Christenthums in der Reformationszeit mit mächtigerer Stärke, als es seit Ueberwindung des Heidenthums der Fall war, ein gedoppeltes Widerchristenthum, welches seither mehr und mehr zu Tage getreten ist und zwar einerseits ein kirchliches, welches practisch die sichtbare Kirche über die unsichtbare, die Tradition über das Wort, das irdische Haupt der Kirche über das himmlische erhebt und zu äußerlicher und veräußerlichender geistlicher Weltherrschaft zurückstrebt; — anderseits ein weltliches, welches das Menschliche über das Göttliche stellt und in unglaubiger Weltweisheit, Selbstgerechtigkeit und Selbstvergötterung theils noch unter äußerem christlichen Schein, theils in unverholener Wegwerfung und Lästerung alles Christlichen die heilsamen göttlichen Ordnungen untergräbt und umstürzt. Die Betrübniß über diese beiden falschen Richtungen nun soll und darf uns also nicht verleiten, die innere Nothwendigkeit und providentielle Planmäßigkeit der Reformation nach ihrer die ganze Welt so tief und mächtig umgestaltenden Bedeutung als einer „der göttlichen Ordnung von menschlicher Hand aufgedrungenen Rechnungsfehler" zu betrachten — eine Betrachtungsweise, die nothwendig in einen „Zweifel an der Richtigkeit des ganzen Exempels der Weltgeschichte" selbst ausgehen müßte.

---

4. Kapitel.

Beginn der Reformation in Deutschland.

1. Die Ablaßbulle Leo's X. Tetzel's Ablaßkram. D. Martin Luther und seine Theses wider den Mißbrauch des Ablasses.

Es war im Jahr 1517, gegen das Ende der Regierung Kaiser Maximilian's I, als sich zu Wittenberg, der damaligen Hauptstadt des sächsischen Kurstaats, in welcher Kurfürst Friedrich der Weise fünfzehn Jahre zuvor eine neue Universität gestiftet hatte, ein kirchlich-theologischer Streit erhob, der dem äußern Ansehen nach nur eine untergeordnete Lehre betraf, aber in seinem weitern Verlauf das ganze Kirchensystem angriff und eine Bewegung der Geister hervorrief, die sich dem ganzen Deutschland und vielen Ländern Europa's mittheilte und die Losreißung eines großen Theils der Christenheit von dem römischen Stuhle zur Folge hatte.

Es hatte nämlich Papst Leo X, jener staatskluge, im Glanze klassischer Bildung und feiner äußern Sitte strahlende Mediceer,

der eben die unumschränkte Macht des Papstthums aus allen Stürmen des vergangenen Jahrhunderts glücklich gerettet und von Neuem festgestellt zu haben schien (K. 2, 1), einen großen Ablaß (K. 3, 1) ausgeschrieben, dessen Ertrag zum Ausbau der von seinem Vorgänger Julius II begonnenen prachtvollen Peterskirche zu Rom bestimmt war.

Die päpstliche Ablaßbulle vom 14. Sept. 1517 enthält unter Anderm folgende Stelle: — „Wir verleihen aus apostolischer Vollmacht allen Christgläubigen, wenn sie reumüthig gebeichtet haben und binnen Jahresfrist die Kirchen — andächtig besuchen und in die zur Unterstützung des besagten Bau's aufgestellten Opferkasten fromme Almosen wirklich einlegen, den vollkommensten Erlaß aller ihrer Sünden. — — Sie dürfen sich zu diesem Zweck einen Weltgeistlichen oder einen Ordensgeistlichen, ja selbst einen Bettelmönch zum Beichtvater wählen, der sie von allen begangenen Verbrechen, Ausschweifungen und Sünden, wenn sie auch noch so schwer und ungeheuer wären, absolviren und ihnen vollständigen Nachlaß und Vergebung aller ihrer Sünden ertheilen — auch sie von allen Gelübden lossprechen kann. — Auch die mit der Simonie befleckten Geistlichen, welche hiezu (zum Bau) Beiträge liefern, darf ein solcher Beichtvater dispensiren, in Betreff des absichtlichen Mordes aber, wenn er heimlich ist, mit Ausschluß vom Altardienst sie in ihrem Gewissen absolviren, und jeden Flecken, der daraus entspringt, tilgen. — — Auch diejenigen, welche eine unerlaubte Ehe eingegangen und vollzogen haben, — kann der erwählte Beichtvater unter Auflegung einer heilsamen Buße, die zu diesem Bau verwendet werden soll, absolviren; auch darf er sie dispensiren, um von Neuem eine Ehe einzugehen und theils die schon erzeugten, theils die noch zu erzeugenden Kinder vor ihrem Gewissen als rechtmäßig erklären. — Ferner dürfen sie (die Ablaßhändler) alle Eidschwüre, in was immer für Contracten, Instrumenten und Obligationen, — mildern (relaxare) und von ihnen, so wie von jedem Meineide, doch ohne Präjudiz eines Dritten, lossprechen. — — Um aber auch das Seelenheil derer zu fördern, die um so mehr fremder Fürbitte bedürfen, je weniger sie sich selbst helfen können, so wünschen Wir aus apostolischer Vollmacht von dem Schatze der Kirche auch den Seelen im Fegfeuer — zu Hülfe zu kommen. Wir gestatten daher von Seiten der göttlichen Barmherzigkeit und aus apostolischer Vollmacht, daß, wenn Verwandte oder Freunde oder andere Christgläubige aus Liebe bewogen werden, für die Seelen im Fegfeuer, die daselbst ihre Sünden abbüßen, — zu diesem Bau beitragen, dieser vollkommenste Ablaß den im Fegfeuer befindlichen Seelen — durch Milderung der Strafen zu Gute kommen soll." —

Selbst der Jesuit Maimbourg sagt, in seiner 1680 zu Paris herausgegebenen, von seinem Orden geprüften und gebilligten Geschichte des Lutherthums, über den Ablaß Leo's: „Man muß ehrlich bekennen, daß die spätern Päpste in

der Ausspendung dieser geistlichen Schätze regelmäßiger sich verhalten haben und daß man damals gewisse Dinge that, die man heute nicht thun würde!"

Leo rechnete bei dieser Speculation vorzüglich auf Deutschland, das früher stets der ergiebigste Aernteboden gewesen war, und machte seinen Nuncius Arcimbold, einen klugen Mailänder, zum Generalcommissär in dieser Sache, der dann auch persönlich im Norden von Deutschland und in den drei skandinavischen Reichen eine reiche Beute machte. Alsbald erkannte der Kur-Erzbischoff Albrecht von Mainz und Magdeburg (der auch Bischoff von Halberstadt war), in diesem Ablaß eine gute Gelegenheit, durch pachtweise Uebernahme desselben in seinen Landen (gegen die Hälfte des Gewinns) sich auf die bequemste Weise einer Geldschuld von 30,000 Thalern zu entledigen, die er an die päpstliche Kammer für sein erhaltenes Pallium noch zu entrichten hatte. Er übergab die Ausbietung des Ablasses in seinen Bisthümern dem in diesem Geschäfte schon früher bewährten Dominicaner Johann Tetzel, der sich noch drei Gehülfen zulegte und, mit großem Pomp im Sachsenland umherziehend, mit einer Gewissenlosigkeit und Unverschämtheit, von der alle Zeitgenossen mit den stärksten Ausdrücken des Unwillens sprechen, aus seinem Ablaßgeschäft einen förmlichen Handelskram machte, so, daß die Leute wähnten, Gnade und ewiges Leben für Geld erkaufen zu können, und daher oft ihren letzten Groschen hergaben, um einen Ablaßbrief oder einen Beichtbrief zu erhalten, der sie auf so leichte Weise in den Besitz jener höchsten Güter setzen könnte.

Der Bürgermeister von Görlitz M. Joh. Haß, der 1544 als Katholik starb, theilt als Ohrenzeuge aus einer Predigt Tetzels unter Anderm Folgendes mit: „Er wäre mehr, denn die Mutter Gottes zu Vergebung und zu Behaltung der Sünde; sobalde der Pfennig in's Becken geworfen (sey) und klinge, sobalde wäre die Seele, dafür er (ein-) geleget (worden), im Himmel; er wäre ein Ketzermeister: Alle, die wider seine Predigt und den Ablaß redeten, denen wollte er die Köpfe abreißen lassen und so blutig in die Hölle verstoßen und die Ketzer bornen (brennen) lassen, daß der Rauch über die Mauern aufschlagen sollte." — Ein anderer Zeitgenosse und Augenzeuge, Myconius (Friedrich Mecum, später Superintendent in Gotha) schildert das Auftreten Tetzel's also: „Wenn man den Commissarius in eine Stadt einführte, trug man die Bulle auf einem Sammet oder güldenen Tuch daher, und giengen alle Priester, Mönche, der Rath,

Schulmeister, Schüler, Mann, Weib, Jungfrauen, Kinder, mit Fahnen und Kerzen, mit Gesang und Prozession entgegen. Da läutete man alle Glocken, schlug alle Orgeln, begleitete ihn in die Kirche, richtete ein roth Kreuz mitten in der Kirche auf und hängte des Papstes Panier (die Bulle) an." — Myconius, der den Predigten Tetzel's in der Stadt Annaberg während der zwei Jahre, in denen derselbe dort fast täglich predigte, mit Aufmerksamkeit zuhörte, versichert, daß Tetzel mit den größten Betheuerungen diesen Ablaß „für die unfehlbare Vergebung der Sünden und als den gewissen Eingang in's ewige Leben ausgab", und daß er, als einst der Zulauf nachzulassen schien, anfieng zu drohen, er werde „nunmehr bald das aufgerichtete Ablaßkreuz wieder niederlegen und die bisher offengestandenen Pforten des Himmels wieder zuschließen, mit dem Beifügen, daß es künftig niemals wieder geschehen würde, daß das ewige Leben und Vergebung der Sünden um so geringen Preis zu erhalten seyn würde; so auch sey keine Hoffnung, daß jemals, so lange die Welt stünde, eine so gar große Freigebigkeit des römischen Stuhls wieder nach Deutschland kommen dürfte!" Zuletzt ließ er an den Kirchthüren eine gedruckte Kundmachung anschlagen, daß aus Dankbarkeit für die Andacht des deutschen Volks hinfort die Ablaßbriefe nicht mehr mit so großen Geldsummen, wie im Anfang, sondern um geringen Preis verkauft werden sollten!

In Betreff der sog. Beichtzettel, welche Tetzel außer den eigentlichen Ablaßbriefen verkaufte, heißt es in der amtlichen Anweisung, welche der Kur-Erzbischoff für seine Ablaßkrämer ertheilte, nach vorausgehender Aufzählung der Gnadengüter, die dem Käufer dadurch zu Theil würden, also: Darum „müssen die Prediger und Beichtväter mit größtem Fleiß den Gläubigen zureden, damit sie nicht unterlassen, den Beichtbrief zu kaufen. Wir erklären auch, daß zur Erlangung dieser — Gnaden es nicht nöthig ist, zu beichten oder die Kirchen und Altäre zu besuchen, sondern bloß den Beichtbrief zu kaufen."

Alle edleren, im innern Christenthum nur einigermaßen erfahrnen Gemüther waren über diesen Mißbrauch mit dem Seelenheil der Menschen empört und es gab selbst Einzelne, die in der Stille davor warnten; aber laut und frei die mißbilligende Stimme zu erheben, wagte nur Ein Mann, der, selbst dem geistlichen Stande angehörend, durch eigene innere Führungen auf den Weg der vor Gott geltenden Gerechtigkeit gekommen war. Es war dieß der Augustinermönch und Lehrer der Theologie an der Universität Wittenberg Dr. **Martin Luther**, der, ohne irgend das bestehende Kirchenregiment, ja nicht einmal den Ablaß an sich angreifen zu wollen, nur in seinem Kreise vor

einer so gewissenlosen Verunreinigung der Kirche, wie sie Tetzel sich zu Schulden kommen ließ, warnen und die Abstellung dieses Unfugs bei den geistlichen Obern veranlassen wollte.

Martin Luther war den 10. Nov. 1483 zu Eisleben geboren, wo seine Aeltern damals wohnten. Sein Vater, Hans Luther, ein Bergmann, gebürtig aus Möhra im Thüringischen, ein zwar anfangs armer, aber fromm gesinnter, rechtschaffener, dabei strenger und bis zum Eigensinn willenskräftiger Mann, zog ein halbes Jahr nach der Geburt dieses seines Sohnes nach Mansfeld, wo er einen Antheil am Hüttenwerk bekam und es durch Verstand und Fleiß zu Ansehen und zu einer gewissen Wohlhabenheit brachte, die es ihm möglich machte, seine acht Kinder sorgfältig zu erziehen und seinen geistig wohlbegabten Martin, um einen gelehrten Mann aus ihm zu machen, in dessen 14. Jahre nach Magdeburg in die Franziscanerschule zu schicken. Von da kam dieser ein Jahr darauf nach Eisenach, um bei seinen mütterlichen Verwandten daselbst Unterstützung zu finden. Indeß mußte er sich dabei doch einen Theil seines Brodes als Currendschüler durch Singen geistlicher Lieder vor den Thüren gottseliger Leute suchen: denn er hatte eine schöne klare Stimme und große Liebe zur geistlichen Musik, die ihm schon während seiner Schuljahre in Nöthen und Aengsten eine große Tröster in war und sein Leben hindurch von ihm als heilige Kunst behandelt und gepriesen wurde. Sie war es auch, die ihm das Mitleid der Frau des Kunz Cotta zuwendete, die ihm Wohnung und Unterhalt gab. Sein ernster und dabei doch heiterer Sinn, seine leichte Fassungskraft, seine Anlage zur Wohlredenheit und sein unermüdeter Fleiß erfreuten seine Lehrer, unter denen er besonders des Johann Trebonius rühmend gedenkt. Wohl ausgerüstet mit Kenntnissen, bezog er als 18jähriger Jüngling die Hochschule von Erfurt, welche vor der Stiftung Wittenbergs die besuchteste in Deutschland war und schon frühe wegen ihrer Lage in einer freien Reichsstadt und (im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts) wegen ihrer eifrigen Pflege der klassischen Literatur eine gewisse antipapistische Richtung nahm, gegen welche sich die theologische Facultät daselbst mit der Macht scholastischer Gelehrsamkeit und mit allen kirchlichen Strafmitteln zu stemmen bemühte.

Voll brennender Begierde aus den Quellen der Wissenschaft selbst zu schöpfen, gab er sich dort zunächst ungetheilt der scholastischen Philosophie hin, welche der Universitätsrector Jodocus von Eisenach mit großem Beifall lehrte, und bemühte sich ernstlich, durch das wirre Gemische aristotelischer Lehrsätze, unfruchtbarer Streitfragen, casuistischer Künsteleien und freigeistischer Ideen sich hindurchzuarbeiten, konnte aber weder für seinen forschenden Geist, noch für sein reges Gefühl die rechte Nahrung finden. „Er hätte wohl (sagt Melanchthon) mit seiner trefflichen Geisteskraft alle diese Künste nacheinander begreifen können, wenn er nur geschickte Lehrer gefunden hätte; vielleicht hätten dann

die feineren Studien wahrer Philosophie und die Sorgfalt in Bildung des Ausdrucks zur Milderung seines natürlichen Feuers beitragen können." — So aber brachte der scholastische Formalismus einen großen Zwiespalt in sein Inneres und gab ihm keine Ruhe. Indeß hatte er bei seinem guten Kopf, der auf der ganzen hohen Schule Bewunderung erregte, solche Fortschritte gemacht, daß er 1503 die Würde eines Baccalaureus und 1505 die eines Magisters erhielt. Obgleich er nun unter stetem Fortstudieren mit großem Beifall Vorlesungen über Aristoteles hielt, so gieng er nun doch auf den bestimmten Wunsch seines Vaters zur Rechtsgelehrsamkeit über, weil derselbe gar zu gern einen angesehenen Weltmann aus ihm gemacht hätte. Doch dazu fühlte Martin keinen Beruf in sich und eine Zeitlang gieng er in schweren innern Kämpfen dahin. In dieser Zeit gerieth er auf der Universitätsbibliothek zufällig an die Bibel, die er bis dahin noch nie in Händen gehabt hatte und las die Geschichte von Samuel's Mutter Hanna, deren Lobgesang ihn so tief ergriff, daß er auch wünschte, sein Leben Gott weihen zu können (wie Motschmann nach einer alten Erfurtischen Chronik erzählt). Das angestrengte Studium und die vielen innern Kämpfen über seine Bestimmung brachten nun bei ihm eine Krankheit zum Ausbruch, in der er fest glaubte, sterben zu müssen. Da tröstete ihn ein alter Geistlicher mit den Worten: Mein Baccalaureus, seyd getrost, Ihr werdet dieses Lagers nicht sterben. Unser Gott wird noch einen großen Mann aus Euch machen, der viele Leute wieder trösten wird!" — Nach seiner Wiedergenesung hielt ihn der Gedanke an seinen strengen Vater ab, dem Zuge seines Innern zu folgen. Als er aber eines Tags im Sommer bei einer Reise über Land von einem Gewitter überfallen wurde, das so heftig war, daß er selbst zu Boden geworfen wurde, befiel ihn ein so großer Schrecken, daß er das Gelübde that, ein Mönch zu werden und in diesem Stande Gott zu dienen. Seine Freunde wollten ihm zwar diesen Gedanken ausreden, aber ehe man sich's versah, trat er in den Augustinerorden zu Erfurt und schickte seinen Aeltern den Magisterring und seine weltlichen Kleider zu. Er hätte gern pflichtgemäß vorher seinen Aeltern sein Vorhaben kundgethan, aber die Mönche sagten ihm, man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen, und da er einen Abschlag voraussah, so ließ er sich dadurch beruhigen. Seinen Vater aber ergriff, bei der Nachricht von diesem Schritt seines Sohnes, von dem er sich so große weltliche Hoffnungen gemacht hatte, der höchste Unwille, und lange konnte er sich mit dem Sohne und dessen Berufe nicht aussöhnen, bis er, durch den Tod zweier andern Söhne, die er an der Pest verlor, gebeugt, wiewohl ungern, seine nachträgliche Einwilligung gab.

In dem Kloster mußte sich Luther den härtesten, dabei niedrigsten, ja schmutzigsten Diensten unterziehen, und wenn er den Studien nachgehen wollte, machte sich einer der Mönche ein Geschäft daraus, ihn daran zu hindern. Indeß lebte er mit unverdrossener Geduld und mit gesetzlicher Strenge seinem neuen

Beruf und hoffte durch die strengsten ascetischen Uebungen und Fleischesertödtungsversuche sich bei Gott angenehm zu machen. Da aber die erwartete Ruhe ausblieb und ihn bei der geringsten Regung einer Begierde das Gefühl der Sündhaftigkeit quälte, so suchte er durch vermehrtes Fasten, Nachtwachen und Geißeln seiner Seligkeit gewiß zu werden. Dabei schwanden aber seine körperlichen Kräfte immer sichtbarer, so daß er bleich und abgezehrt als ein Gegenstand allgemeinen Mitleids einhergieng.

In diesem Zustand — von dem er selbst sagt, daß er beinahe an Gott verzweifelt wäre und daß es kein Mensch glauben könne, wie er es sich so herzlich und mörderlich habe sauer werden lassen, um Herz und Gewissen vor Gott zur Ruhe und zum Frieden zu bringen, — fand ihn der Generalvicar des Ordens, Dr. Johann v. Staupitz, als er das Augustinerkloster in Erfurt untersuchte, — ein gelehrter, im innern Christenthum erfahrner Mann, der den tiefen Verfall der Kirche erkannt hatte und sich bemühte, die Zucht in den ihm untergebenen Klöstern möglichst zu verbessern. Als Menschenkenner entdeckte er alsbald in Luther den unter einem trüben Aeußern verhüllten Feuergeist und suchte als väterlicher Freund ihn aus seinen selbstquälerischen Gedanken heraus auf den wahren Trost der Sündenvergebung aufmerksam zu machen. Diesen Trost festzuhalten ward ihm aber noch schwer; bald fiel er in eine Krankheit und während derselben wieder in die schwersten Seelenanfechtungen. Da wies ihn ein alter Mönch, der ihn besuchte, auf den Bekenntnißartikel: „Dazu sollst du aber auch das glauben, daß dir durch ihn (Christus) deine Sünden geschenkt (erlassen) werden; dieß ist das Zeugniß, daß der heilige Geist zeuget in deinem Herzen, da er spricht: „deine Sünden sind dir vergeben". Denn also hält es der Apostel Röm. 3, 28, daß der Mensch ohne Verdienst gerecht werde durch den Glauben."

Dieses Wort und die öfteren Belehrungen Staupitzen's zerstreuten die Nebel seines umdüsterten Geistes und gemarterten Gewissens. Staupitz schenkte ihm eine Bibel und empfahl ihm die Forschung in derselben in Verbindung mit den Schriften des h. Augustinus. Von da an wurde das Schriftwort: „Der Herr unsere Gerechtigkeit" oder „die heilsame Gnade Gottes in Christo" das Losungswort seines ganzen Lebens und Strebens. Doch mußte er noch viele Kämpfe durchmachen, bis sich ihm der Vollgehalt dieser Wahrheit erschloß.

Nach dem Empfang der Priesterweihe, der auch sein Vater beiwohnte, widmete er sich zunächst dem Studium des h. Augustinus, der ihm unter allen Kirchenvätern am meisten zusagte; doch sah er sich auf den Rath seines Priors auch in den Schriften anderer alten und auch der spätern Kirchenväter um. Da Staupitz einen so regen Forschungsgeist und einen so ernsten Wahrheitssinn an ihm wahrnahm, so empfahl er Luthern dem Kurfürsten Fried-

rich III dem Weisen zur Anstellung an der Universität Wittenberg, die derselbe auf Martin Pollich's (seines Leibarztes) und Staupitzen's Rath und mit ihrer Beiwirkung im Jahr 1502 gestiftet, nach dem Muster der Tübinger Hochschule hatte einrichten und mit gelehrten Männern von Tübingen, Leipzig und andern Hochschulen besetzen lassen. Luther weigerte sich zwar aus Schüchternheit; aber Staupitz nahm seinen Ordensgehorsam in Anspruch, und so trat Luther in seinem 27. Jahre 1507 in Wittenberg, wo er das Augustinerkloster bezog, als Lehrer der scholastischen Philosophie (der Dialectik und Physik) auf, für die er zunächst berufen worden war. Bald aber erklärte er sich in seinen Vorlesungen offen gegen die scholastisch-aristotelische Philosophie, die ihm je länger, je mehr als eine gefährliche Feindin der Wahrheit erschien. Um gegen Einwendungen besser gerüstet zu seyn, betrieb er fleißig das Studium der alten Sprachen, das ihn zugleich zu gründlicherer Auslegung der h. Schrift hinleitete. Daher fand er immer mehr Beifall und sein wachsender Ruhm trug zur Frequenz der neuen Universität zusehends bei.

Weil ihm aber die Philosophie seiner Zeit zuwider war, bewarb er sich um das theologische Baccalaureat und erhielt es 1509 mit der Verpflichtung, die h. Schrift auszulegen. Diese seine Schriftauslegungen machten darum so großes Aufsehen und tiefen Eindruck, weil er die Schrift nicht aus den Kirchenvätern, sondern aus ihr selbst erklärte. Staupitz, der selbst sein Hauptwissen auf die h. Schrift gründete, freute sich darüber besonders und drang in Luther, auch zu predigen. Aller Einwendungen seiner natürlichen Scheu vor öffentlichem Auftreten ungeachtet mußte er sich daran machen, und in Kurzem war Luther, dessen Vorträgen man die am eignen Herzen erfahrne Kraft des Gotteswortes anfühlte, der beliebteste Prediger in der Stadt und Umgegend, so daß der Kurfürst selbst einmal nach Wittenberg kam, um ihn zu hören, und über diese Wirkung erstaunt war.

Im Jahr 1510 erhielt Luther von Staupitz den Auftrag, in Ordensangelegenheiten eine Reise nach Rom zu machen, die einen entscheidenden Einfluß auf seine Richtung hatte. Noch mit der größten Ehrfurcht gegen das sichtbare Oberhaupt der Kirche und gegen den Sitz der christlichen Heiligkeit erfüllt und voll Erwartung, Alles daselbst im reinen Gewande wahrer Geistlichkeit zu erblicken, kniete er beim ersten Anblick der Stadt nieder mit dem Ausruf: „Gegrüßet sey'st du, heiliges Rom! hochheilig durch das Blut der Märtyrer, das hier vergossen ward!" Bald aber, als er das weltliche Treiben des päpstlichen Hofes (unter Julius II), die Unwissenheit so vieler Geistlichen, das geldsüchtige Handeln mit Gegenständen des Aberglaubens, die Verspottung alles Heiligen selbst von Priestern an heiliger Stätte (wovon er selbst einige traurige Beispiele erzählt) gewahr wurde, entsetzte sich der fromme deutsche Mönch und verließ die h. Stadt in völliger Enttäuschung, und nie konnte er den schlimmen Eindruck dieser Erfahrung los werden. „Ich wollte nur wünschen, schrieb er nachher, daß

ein jeder, der Priester werden soll, zuvor in Rom gewesen wäre und gesehen hätte, wie es da zugeht! Ich habe zu Rom selbst von etlichen Hofleuten sagen hören, es sey unmöglich, daß es länger sollte so stehen, es müsse brechen! Es ist gar nicht zu sagen und zu glauben, wie arg es dort ist! Ist eine Hölle, so ist Rom darauf gebaut: Rom ist die heilige Stadt gewesen, aber die allerärgste geworden!" — Der wesentliche Gewinn von dieser Reise war übrigens der, daß ihm das Schriftwort (Gal. 2, 4): „der Gerechte wird seines Glaubens leben!" das ihm schon auf der Hinreise schwer im Sinne lag, und ihm auch nach erlangtem päpstlichen Ablaß in Rom keine Ruhe ließ, auf der Rückreise bei einer zu Bologna überstandenen Krankheit in seiner tiefen Bedeutung klar wurde und ihn mit himmlischem Trost erfüllte. Dieser Spruch, zusammengehalten mit Röm. 1, 17, wurde die Hauptstütze seiner christlichen Erkenntniß: denn daraus habe ich (schreibt er) durch die Erleuchtung des heiligen Geistes wahrgenommen, „daß das Leben aus dem Glauben muß herkommen, daß der Mensch vor Gott gerecht werde durch den Glauben. Da wurde mir die ganze heilige Schrift und der Himmel selbst auch geöffnet."

Nach seiner Rückkehr aus Rom, drang Staupitz in ihn, die Würde eines Doctors der Theologie anzunehmen; auch hiebei sträubte er sich, weil er arm und kränklich sey. Doch Staupitz überwand seine Bedenklichkeiten und am 19. Okt. 1512 ward er feierlich in sein neues Amt eingeweiht, und die Erinnerung an den ihm dabei abgenommenen Eid, sein Lebenlang die h. Schrift zu erforschen, zu predigen und den darin enthaltenen Glauben zu vertheidigen, stärkte ihn in seinen nachmaligen Kämpfen auf's kräftigste. Von diesem Augenblick an trat er mit mehr Entschlossenheit im Lehren und Handeln auf, da er in Gottes Namen und zu Gottes Ehre für die Ausbreitung seines Reiches zu wirken überzeugt war. Muthig kämpfte er nun mit Wort und Schrift gegen die verdorbene Schultheologie an, und da er mit der Bibel so vertraut war, „daß er von jedem Spruch wußte, auf welcher Seite oder Stelle er stand" und zugleich immer weiter in die griechische und hebräische Sprache eindrang, so überzeugte er in seinen gelehrten Disputationen, wie in seinen Vorlesungen (denen selbst Professoren beiwohnten) seine Zuhörer unschwer von dem Unterschied zwischen der Rechtfertigung aus dem Gesetze und den Werken — und der Rechtfertigung aus dem Evangelium und dem Glauben.

So war Luther schon 1516 mit dem Grund seiner Theologie im Klaren, daß nämlich: „die vor Gott geltende Gerechtigkeit" weit hinaus über unser Verdienst und Werk, in Christus selbst und nur in Ihm allein liege und daß diese Gerechtigkeit uns im Glauben durch die göttliche Gnade geschenkt werde. (Unter dem Wort „Glauben" verstand er kein todtes, unfruchtbares Werk der Lippen, kein bloßes vom Kopf ausgehendes Fürwahrnehmen ohne Antheil des Herzens, sondern eine von Gott gewirkte lebendige, feste, freudige Zuversicht und vertrauensvolle Hingebung an Christus, dadurch der Christ erst gute Werke

zu thun vermöge: denn der wahre Glaubige „lebe nicht sich selber, sondern Christo und seinem Nächsten"; er lebe „Christo im Glauben und seinem Nächsten in der Liebe." Er verwirft schriftgemäß nirgends die wahren guten Werke, heischt sie vielmehr und betrachtet sie als Früchte des Glaubens, ohne welche derselbe todt wäre; doch gründet er die Hoffnung seiner Seligkeit nicht auf diese Werke, sondern einzig und allein auf den Glauben an Christus d. i. auf Christus selbst, als den alleinigen Grund des Heils.)

Während einer längern Reise Staupitzens nach den Niederlanden, erhielt Luther das Vicariat über 40 Augustinerklöster, bei deren Visitation er allenthalben auf ein fleißiges Lesen der heil. Schrift und einen frommen Wandel hinwies. Er selbst aber überzeugte sich bei den traurigen Erfahrungen, die er bei dieser Gelegenheit über den Zustand des Klosterwesens und Schulunterrichts machte, mehr und mehr von dem dringenden Bedürfniß einer Kirchenbesserung. — Die Kraft seiner Ueberzeugung gewann ihm viele Herzen und auch die Zuneigung seines Kurfürsten. Dieser kam auch durch Unterredungen mit Staupitz, Pollich und besonders mit seinem Hofprediger und Geheimschreiber Spalatin (Georg von Spalt), dem besonders vertrauten Freunde und thätigen Beförderer und Beschützer Luther's, immer mehr zu der Ueberzeugung, daß die h. Schrift als Gottes Wort allein es ist, worauf der Glauben ruht, und an dieser Ueberzeugung hielt er im Stillen fest, obwohl er selbst nie offene Partei für Luther nahm, — während sein Vetter, der Herzog Georg (der Bärtige oder Reiche) von Sachsen, vor welchem Luther in Dresden einmal predigen mußte, sich von Luther abgestoßen fühlte und ihm später offen entgegenstand. — Um diese Zeit trat Tetzel mit seinem Ablaßkram auf.

Als sich Tetzel der sächsischen Gränze näherte und in den letzten Monaten des Jahres 1517 zu Jüterbogk sein Wesen trieb, liefen auch von Wittenberg aus die Leute schaarenweise dahin, um sich Ablaß zu holen, den sie in den Beichtstühlen der ernstern Priester nicht so leicht bekommen konnten. Da Luther an manchen seiner Beichtkinder den Schaden gewahrte, indem sie auf die gekauften Beichtzettel hin von ihm absolvirt seyn wollten, empörte ihn dies Unwesen so, daß er sie mit diesen Beichtzetteln abwies. Darüber ward Tetzel zornig, predigte gegen Luther und ließ auf dem Markte zu Jüterbogk etlichemal ein Feuer anzünden mit der Erklärung, daß er alle, die sich wider des Papstes Ablaß legen würden, als Ketzer zu verbrennen den Befehl habe. Nun hielt Luther es für Pflicht, auf der Kanzel gegen diesen Ablaßhandel zu predigen. In dieser Predigt, die gedruckt wurde, gab er noch zu, daß man Niemanden wehren solle, den

Ablaß zu lösen, drang aber darauf, daß man die Christen durch gründlichere Belehrung über den wahren Ablaß von dem falschen abhalten solle.

Nachdem er sich so als Seelsorger seiner Pflicht gegen seine Gemeinde entledigt hatte, wollte er auch, als Vertreter der theologischen Wissenschaft, die academische Jugend über den Mißbrauch des Ablasses belehren und schlug nach herkömmlicher Gewohnheit auf den damaligen Gelehrtenschulen am 31. Oct. 1517 fünf und neunzig Theses oder theologische Streitsätze über den Ablaß an die Schloßkirche zu Wittenberg (die zugleich Universitätskirche war) an, ohne zu ahnen, welche Folgen diese nicht ungewöhnliche Handlung für die ganze Christenheit haben sollte.

Daß diese Sätze nicht auf das Volk, das sich eben in der Schloßkirche den dieser Kirche vom Papst Bonifacius VIII bewilligten und von Julius II neu bestätigten Portiuncula-Ablaß holen wollte (wiewohl während der Dauer des von Leo ausgeschriebenen Ablasses alle andern Ablässe ungültig seyn sollten) berechnet waren, erhellet daraus, daß sie in lateinischer Sprache und auch außerdem so ausgedrückt waren, daß sie der gemeine Mann nicht wohl verstand. Er wollte bloß eine Disputation im gelehrten Kreis veranlassen, und die Art, mit der er hiebei auftrat, war weder etwas Ungewöhnliches, noch auch etwas außerordentlich Kühnes, zumal er dabei erklärte, jeden gegründeten Widerspruch bereitwillig annehmen zu wollen. Ueberdieß muß erwähnt werden, daß Luther diese Sätze, ehe er sie anschlug, an den Kur-Erzbischoff von Mainz, als Ablaßcommissär, ferner an den Bischoff von Brandenburg, seinen Vorgesetzten, und an die Bischöffe von Meissen, Merseburg und Zeiz mit der Bitte sandte, dem Mißbrauche, den Tetzel mit dem Ablaß trieb, Einhalt zu thun, ihn selbst (den Luther) aber, wenn er in irgend einem Satze irre, väterlich zu belehren. Allein der Kur-Erzbischoff und die Bischöffe antworteten nicht; nur der Bischoff v. Brandenburg (Scultetus) ließ ihm durch den Abt des Klosters Lehnin rathen, seine Predigt vom Ablaß nicht wieder auszugeben, gab aber dabei zu verstehen, daß er selbst die allzu „unbedächtige" Verkündigung des Ablasses mißbillige.

Schon in der 1. These tritt Luther der damaligen Bußtheorie mit den Worten entgegen: „Da unser Herr und Meister Jesus Christus spricht: „Thut Buße rc.", will er, daß das ganze Leben seiner Glaubigen eine stete Buße seyn soll. — (52.) Das Vertrauen, durch Ablaßbriefe selig zu werden, ist nichtig. (56.) Die Schätze der Kirche, davon der Papst den Ablaß austheilet, sind weder genugsam genannt, noch bekannt bei der Gemeine Christi. (62.) Der rechte wahre Schatz der Kirche ist das heil. Evangelium der Herrlichkeit und Gnade Gottes. — Mehrere von Luther's Thesen beweisen übrigens, daß er damals noch auf dem

Standpunkt eines rechtglaubigen Papisten stand, indem ihm darin der Papst noch Christi Stellvertreter ist, dem er die höchste Macht in der Kirche zuschreibt, und annimmt, daß der Papst um den gräulichen Mißbrauch, den Tetzel trieb, nichts wisse, weil er sonst denselben gleich abschaffen würde. Siehe Thes. 6. 7. 38. 49. 69. 70. 71. 73. 91. Namentlich heißt es in den Thesen 69—70: „Die Bischöffe und Seelsorger sind verpflichtet, die Commissarien des päpstlichen Ablasses mit aller Ehrerbietung zuzulassen; aber viel mehr noch sind sie verpflichtet, darauf zu achten, daß diese Commissarien nicht anstatt des Papstes Befehl ihre eig'nen Träume predigen." Und nachdem er verschiedene Einwürfe, welche der gemeine Mann gegen solchen Ablaßkram vorbringen könnte, aufgezählt hat, sagt er in Thesis 91: „Würde der Ablaß nach des Papstes Sinn und Meinung geprediget, so wären diese Einwürfe leicht zu beantworten, ja sie wären niemals vorgekommen."

Es liegt am Tage, daß Luther die päpstliche Ablaßbulle selbst, als er diese Thesen schrieb, noch nicht gelesen hatte, auch noch nicht hatte lesen können, da die Bulle erst vom 14. September 1517 datirt ist, während der Befehl zur Ablaßverkündigung an die Commissarien der förmlichen Ausfertigung vorausgegangen war.

In Befolgung des vom Bischoff Scultetus erhaltenen Winks wollte Luther mit dem Predigen gegen den Ablaß inne halten, weil er auf ein höheres Einschreiten gegen Tetzel hoffte; denn daß seine Thesen, von Andern übersetzt, in unglaublich kurzer Zeit sich in Deutschland verbreiteten, das konnte Luther nicht hindern. Daher fügte er die Protestation an, daß er mit diesen Sätzen nur das, was die Scholastiker ohne Zeugniß der h. Schrift behaupteten, verwerfe, im Uebrigen aber das, was nicht wider die heil. Schrift, die Kirchenväter und das canonische Recht wäre, festhalte; daß er zwar irren könne aber kein Ketzer seyn wolle. Da nun aber Tetzel mit Hülfe des Dr. Konrad Wimpina in Frankfurt a. d. Oder eine Widerlegung der Sätze Luther's ausgehen ließ und ihn darin für einen Ketzer erklärte, so forderte ihn Luther zu einer mündlichen Disputation heraus, welche aber Tetzel nicht annahm, sondern die Thesen Luther's auf dem Markte zu Frankfurt verbrannte. Das reizte die Wittenberger Studenten, Tetzel's Gegensätze zu verbrennen. Ungeachtet Luther diesen ohne sein Vorwissen vorgenommenen Act sehr mißbilligte, so wurden die Gegner nur noch erbitterter, und man warnte bereits Luthern, Wittenberg nicht zu verlassen, weil Nachstellungen zu befürchten wären, indem auch der aus dem oben (K. 2, 2) angeführten

Streit der Kölner Universität mit Reuchlin berüchtigte Ketzermeister Hochstraaten mit dem Scheiterhaufen drohte.

2. Der Schriftenstreit über den Ablaß. Prierias. Luther wider den Ablaß als solchen. D. Eck. Luther's Freunde: Andreas Bodenstein; Philipp Melanchthon. Stellung des Erasmus.

Bisher hatte Luther nur den Mißbrauch des Ablasses angegriffen; nun aber fand er sich zu einer nähern Untersuchung über das Wesen des päpstlichen Ablasses selbst veranlaßt und zwar durch eine Schrift, womit der Dominicaner Sylvester Prierias, Palastaufseher und Obercensor in Rom, dem Tetzel zu Hülfe kam und worin er behauptete, daß die heilige Schrift ihre Stärke und ihr Ansehen von der römischen Kirche und dem römischen Bischoff empfange, dessen unbedingte Macht sich auch auf die Wirkung des Ablasses erstrecke. Dadurch trat der Ablaßstreit in sein zweites Stadium: denn nun schrieb Luther, jedoch in lat. Sprache, eine theologische Abhandlung unter dem Titel Resolutiones, worin er unter Berufung auf die h. Schrift die bestehende Ablaßlehre selbst angriff. Diese Abhandlung sandte er nachher mit einem Schreiben unmittelbar an den Papst, von dem er darin ein besseres Urtheil hofft, als von seinen Ketzerrichtern.

Das Wesentliche von dem, was Luther gegen den Ablaß vorbrachte, war im Grunde schon vor ihm von Andern, z. B. von Nicolaus von Cusa, Johann von Wesel, Johann Wessel, gesagt worden: darum eben fanden sehr Viele, selbst Bischöffe und Kirchenobere, Tetzel's Treiben so anstößig und Luther's Auftreten dagegen so gerecht und erfreulich, daher Tetzel's und seiner Genossen wüthende Drohungen im Grunde nicht so gefährlich.

Als aber nun Dr. Johann Eck, Procanzler der Universität Ingolstadt, in einer Streitschrift gegen Luther, die er unter dem Titel Obelisci herausgab, mit kluger Berechnung in Luther's Behauptungen eine bedenkliche Aehnlichkeit mit hussitischen Lehren finden wollte, erschrack man im Andenken an den traurigen Ausgang jenes frühern Versuchs, es mit der päpstlichen Machtfülle aufzunehmen, und Viele, die vorher Luther's Beginnen

allenthalben laut gebilligt hatten, selbst Gelehrte, Geistliche und Amtsgenossen, fanden es nun übereilt und gewagt, und zogen sich zurück, so daß Luther selbst erst inne wurde, was er Folgeschweres begonnen habe. Indeß hatte er an Spalatin eine ermuthigende Stütze, nicht minder an Staupitz (damals in Salzburg) einen gleichgesinnten, zum Schutz sich erbietenden Freund; noch mehr aber hatte er in sich eine so gewisse, mit der Gefahr wachsende Glaubenszuversicht, daß er seinen Ordensbrüdern, den Augustinern, welche fürchteten, seinetwillen leiden und gegen die Dominicaner den Kürzern ziehen zu müssen, antworten konnte: „Liebe Väter, ist es nicht in Gottes Namen angefangen, so ist's bald gefallen; ist's aber in seinem Namen angefangen, so laßt's denselben machen!" Daher bekamen auch Luther's Freunde wieder Muth und ihre Zahl mehrte sich von Tag zu Tag, wie denn um diese Zeit in die Zahl seiner Amtsgenossen, unter denen besonders Dr. Andreas Bodenstein (von seinem Vaterstädtchen auch Karlstadt genannt) ihm zuerst am thätigsten beistand, auch Philipp Melanchthon eintrat, der, obgleich noch sehr jung, doch in der Folge eine Hauptzierde der Universität Wittenberg und Luther's Hauptgehülfe am Werk der Reformation werden sollte, indem er mit seiner größern Ruhe und Besonnenheit Luther's natürliches Ungestüm oft heilsam milderte, und durch seine tiefere Sprachgründlichkeit die Schriftforschungen desselben unterstützte.

Zu den ersten Freunden und Beförderern der von Luther begonnenen Reformation gehörten im Jahr 1518 außer den schon genannten Männern auch der Bischoff von Würzburg, Lorenz von Bibra, der an den Kurfürsten Friedrich schrieb: „Ew. Liebden wollen ja den frommen Mann, Dr. Martin, nicht weglassen, denn ihm geschieht Unrecht." Er starb aber schon im folgenden Jahre. — Bei einer Disputation, die Luther in Heidelberg im April 1518 hielt, gewann er die Theologen Martin Bucer, Johann Brenz, Ehrhard Schnepf und Theobald Billicanus zu Freunden, die späterhin thätig in die Reformation mit eingriffen. Auch der Pfalzgraf bei Rhein und Herzog in Bayern, Wolfgang, äußerte sich in einem Schreiben an den Kurfürsten Friedrich mit großem Lob über Luther. — Ebenso war Reuchlin, obgleich nicht persönlich mit Luther bekannt, doch seinem Beginnen geneigt; daher er seinen jungen Vetter **Melanchthon** dem Staupitz zur Anstellung an der Universität Wittenberg empfahl. Derselbe hieß eigentlich Schwarzerd, welchen Namen er nach der Sitte jener Zeit in's Griechische übersetzte. Er war den 16. Februar 1497 zu Bretten in der

Rheinpfalz geboren, studierte zu Heidelberg, wurde zu Tübingen in seinem 17. Jahre Magister und genoß schon in seinem 20. Jahre den Ruf ausgezeichneter Gelehrsamkeit, vorzüglich in der griechischen Sprache, worin er die erste Grammatik schrieb, so daß ihm auch Erasmus bereits damals seine Bewunderung nicht versagte. Sein Eintritt in die sächsische Universität und in Luther's Werk geschah den 29. Aug. 1518 und nicht lange darauf ergießt sich Luther in einem Brief an Spalatin in ein großes Lob über ihn. „Ich danke es meinem guten Philipp, schrieb er, daß er uns griechisch lehrt. Ich bin älter als er, allein das hindert mich nicht, von ihm zu lernen. Ich sage es frei heraus, er versteht mehr als ich, dessen ich mich auch gar nicht schäme." — In Betreff ihrer beiderseitigen Characterverschiedenheit sprach sich Luther in seiner gewohnten Offenheit in der Folge so aus: „Ich bin dazu geboren, daß ich mit den Rotten und Teufeln muß kriegen und zu Felde liegen, darum meine Bücher viel stürmisch und kriegerisch sind. Ich muß die Klötze und Stämme ausreuten, Dornen und Hecken weghauen, die Pfützen ausfüllen und bin der grobe Waldrechter, der Bahn brechen und zurichten muß. Aber Magister Philipp fähret säuberlich und stille daher, bauet und pflanzet, säet und begeußt mit Lust, nachdem Gott ihm gegeben seine Gaben reichlich."

Was den Erasmus und seine Stellung zu Luther betrifft, ist schon aus seinem Brief (v. Mai 1518) an den Cardinal Wolsey in England zu entnehmen, worin er sagt: „Luther ist mir so unbekannt, als einem; ich habe noch keine Zeit gehabt, in seinen Schriften zu lesen, außer eine oder die andere Seite. Sein Lebenswandel wird allgemein gerühmt, und schon das ist kein geringes Präjudiz, daß seine Sittenreinheit so groß ist, daß selbst seine Feinde nichts an ihm zu lästern finden können. Wenn ich auch noch so viel Zeit hätte zu lesen, so maße ich mir doch nicht so viel an, daß ich über die Schriften eines solchen Mannes ein Urtheil aussprechen möchte. — Auch bin ich nicht so unbesonnen, zu billigen, was ich nicht gelesen habe, und nicht so ränkesüchtig, zu verdammen, was ich nicht kenne." —! — Aehnliches schrieb er nachher auch an die Kurfürsten von Mainz und von Sachsen. An den erstern schrieb er am 1. Nov. 1519. „Ich bin in jeder Weise Reuchlin's und Luther's Sache fremd: was hat die Wissenschaft mit dem Glauben zu schaffen? was kümmert mich Reuchlin und Luther!" — So wies er sich selbst seinen Standpunkt außerhalb der Kirchenreformation an, wie er denn an Luther selbst schrieb (29. Mai 1519). „Ich halte mich, so viel möglich ferne von dieser Sache, um den wiederaufblühenden Wissenschaften desto mehr zu nutzen. Auch glaube ich, kommt man mit Mäßigung weiter, als mit Ungestüm. So hat sich auch Christus die Welt unterworfen. — Man muß sich überall hüten, nichts mit Anmaßung oder Parteilichkeit zu reden oder zu thun: das ist, glaub' ich, dem Geiste Christi angenehm. Das sag' ich nicht, daß du es thuest, sondern damit du, was du thust, stetig thuest."

3. Päpstliche Gegenwirkung. Vorladung Luther's. Cajetan und Luther in Augsburg. Leo's Sanctionsbulle. Unterhandlung zwischen Miltitz und Luther.

Im Anfang hatte Papst Leo, versunken in die Genüsse der Kunst und in die Sorgen weltlicher Regierung, die Geisterbewegung in Deutschland für ein bloßes Mönchsgezänke gehalten, das vorübergehen werde. Man hatte in Rom keine Ahnung von der Gemüthstiefe, dem Willensernst, der unbeugsamen Entschlossenheit und gänzlichen Furchtlosigkeit dieses Augustinermönchs, so wenig, wie von der öffentlichen Stimmung in Deutschland und von dem großen Anhang, den gerade ein so entschiedener Charakter, wie Luther, finden mußte. Doch hatte schon am 3. Febr. 1518 der Augustinergeneral Gabriel zu Venedig den Auftrag bekommen, durch Briefe und Unterhändler Luthern zum Schweigen zu bringen; indeß ist von der Thätigkeit jenes Mannes nichts bekannt worden. Die erste amtliche Entgegenwirkung enthielt eine Aufforderung des Kardinals de Rovere an den Kurfürsten, gegen Luthern einzuschreiten, und bald darnach erhielt Luther den päpstlichen Befehl, sich binnen 60 Tagen in Rom vor einem Gericht zu stellen, bei welchem Prierias Beisitzer seyn sollte. Der Kurfürst, noch völlig in der römischen Kirche stehend, war zwar Luthern gewogen, sprach aber nie persönlich mit ihm; auch hielt er sich, obwohl ihn Luther's erste Predigt gegen den Ablaß unangenehm berührt hatte, von aller Einmengung ferne, und war daher bei den Päpstlichen verdächtigt worden. Deßungeachtet fühlte er sich verpflichtet, als Landesherr Luther'n gegen Fanatismus und Willkühr zu schützen und erklärte mündlich und schriftlich dem Nuntius Karl von Miltitz und andern Kardinälen, daß er den Luther zu vertheidigen sich nicht unterstehen werde; er hoffe aber, daß sich Luther belehren lassen und gegen sicheres Geleite gehorsam vor einer päpstlichen Commission stellen werde. — An demselben Tag, da diese Antwort des Kurfürsten an den Kardinal abgieng, forderte der alte Kaiser Maximilian in einem eigenen Schreiben den Papst auf, in diesem gefährlichen Lehrstreit, der „leicht auch großer Herrn und Fürsten Gunst und Beistand nach sich ziehen könnte", eine Entschließung zu fassen. Der Kai-

ser aber hatte dabei die Nebenabsicht, den Papst zur Einwilligung in die Wahl seines Enkels für den deutschen Thron zu stimmen.

Da zu befürchten war, Luther möchte in Rom einem traurigen Schicksal entgegengehen, so drang der Kurfürst darauf, daß die Untersuchung in Deutschland geführt werde. Daher gab der Papst dem auf dem Reichstag zu Augsburg anwesenden Kardinal Thomas de Vio aus Gaëta oder wie man ihn gewöhnlich nennt Cajetan (Cajetanus) den Auftrag, den Wittenberger Mönch zu Augsburg in's Verhör zu nehmen. Daß dieses aber nur zum Schein angestellt werden sollte, beweist das an Cajetan erlassene Breve selbst, worin die Stelle vorkommt: „Wenn du an ihn kommst und seiner mächtig wirst, sollst du ihn sorgfältig und sicher verwahren lassen, bis du von uns weitern Befehl erhälst, daß er vor Uns und Unsern heil. Stuhl gestellt werde." Die Sache Rom's hätte aber in keine ungeschickteren Hände gelegt werden können, als in die Cajetan's, für so gelehrt er auch galt.

Luther gieng zu Fuß nach Augsburg und wartete dort, auf den Rath des Kurfürsten, erst den seine Person sichernden kaiserlichen Geleitsbrief ab, ehe er sich vor Cajetan stellte. Dieser, ein Dominicaner, empfieng ihn freundlich, aber gleich mit der Erklärung, er habe vom Papste die Weisung, ihn zum Widerruf und zum Schweigen zu bringen. Dann versuchte er es, ihn mit verschiedenen Hinweisungen auf die Kirchenväter und auf päpstliche Bullen und Decrete als einen Verirrten auf den kirchlichen Weg zurückzuführen. Da aber Luther in den drei Unterredungen, die er mit ihm hatte, stets Beweise aus der h. Schrift verlangte, so wurde der Kardinal zuletzt heftig, verlangte unbedingten Widerruf und wies ihn auf seine Weigerung unter Androhung kirchlicher Strafen von sich. „Ich mag — äußerte er sich nachher entrüstet — mit dieser Bestie (so pflegten die Italiener die Deutschen zu nennen) nicht mehr sprechen: denn sie hat tiefe Augen und wunderbare Speculationen im Kopf!"

Weil nun Staupitz, der eigens nach Augsburg gekommen war, um Luthern Rath und Beistand zu leisten, sich für ihn nichts Gutes versah, so rieth er ihm, sich rasch aus Augsburg zu entfernen, und verschaffte ihm dazu ein Pferd, auf dem er durch

ein Mauerpförtchen, das ihm ein Rathsherr offen ließ, in der Frühe des 20. Oktobers aus Augsburg ritt und unverletzt in Wittenberg ankam. Bei seiner Entfernung aus Augsburg hinterließ Luther nach den Formen des gemeinen Rechts seine (erste) „Berufung von dem übel unterrichteten Papst an den besser zu unterrichtenden.“

Unter den Augsburgern selbst hatte Luther während seines dortigen Aufenthalts große Theilnahme gefunden, und bedeutende Männer im geistlichen und weltlichen Stande (wie Dr. Peutinger), ja der gesammte Rath, ehrten Luther außerordentlich. Ueber seine Verhandlung mit Cajetan gab nachher Luther selbst eine Relation heraus, die ungemeinen Eindruck machte.

Cajetan war über Luther's Entweichung so entrüstet, daß er sogleich an den Kurfürsten schrieb und ihn bei seinem Gewissen und der Ehre seiner Vorfahren aufforderte, den Ketzer auszuliefern oder wenigstens aus dem Lande zu jagen. Anfangs schwankte der Kurfürst, und Luther wollte sich daher schon aus Wittenberg nach Böhmen entfernen, — als der Kurfürst auf eine Aeußerung des päpstlichen Nuntius Karl v. Miltitz, daß er die Sache durch eine Unterredung mit Luther beilegen zu können hoffe, wieder umgestimmt wurde und Luthern zu bleiben erlaubte.

Karl von Miltitz, ein sächsischer Edelmann, war nämlich vom Papste als Nuntius an den Kurfürsten abgesandt worden, um ihn durch Ueberreichung der goldenen Rose, als höchsten Zeichens päpstlicher Gunst, wornach der Kurfürst in früherer Zeit gestrebt hatte, für den päpstlichen Stuhl zu gewinnen. Bei seiner Reise durch Deutschland machte Miltitz die Beobachtung, daß drei Viertheile der Deutschen an Luther hiengen. In Wittenberg angekommen, mußte der Nuntius ein halb Jahr lang warten, bis ihm die besagte Rose nachgeschickt wurde und als sie ankam und überreicht wurde, konnte man leicht sehen, daß sie auf den Kurfürsten nicht den erwarteten Eindruck machte, weil er schon länger her in diesen Beziehungen seine Ansicht geändert hatte.

In der Antwort auf Cajetan's taktlosen Drohbrief erklärte der Kurfürst, der sich hier seiner Macht als erster Reichsfürst bewußt war: Luther's Lehre sey noch von keinem der vielen Gelehrten seines Landes als unchristlich und ketzerisch erklärt worden; sobald demselben eine Ketzerei nachgewiesen werde, so wolle er sich als christlicher Fürst erweisen, der keiner solchen Ermahnung bedürfe. Zugleich ließ er den Brief des Kardinals Luthern lesen

und ihn zur Abfassung einer Verantwortung auffordern. Diese in einem ruhigen Tone verfaßte Verantwortung Luther's legte der Kurfürst dem Antwortschreiben an den Kardinal bei.

Nun ließ Leo die sogenannte Sanctionsbulle v. 9. Nov. 1518 in Deutschland bekannt machen, worin die päpstliche Ablaßlehre in allen von Luther bestrittenen Puncten bestätigt wurde, um die bisher von Vielen gehegten Zweifel an der Rechtgläubigkeit des päpstlichen Stuhls niederzuschlagen. Diese Bulle führte aber den Streit weiter über die bisherigen Gränzen d. h. über die Ablaßfrage hinaus zur Untersuchung anderer kirchlicher Lehrsätze, zunächst über den Umfang der päpstlichen Gewalt selbst.

Indeß schien vorerst eine gütliche Beilegung eintreten zu wollen: denn Miltitz ließ sich auf den Wunsch des Kurfürsten zu einer gütlichen Unterredung mit Luther geneigt finden und brachte in der Unterhandlung mit ihm, die am 19. Januar 1519 zu Altenburg Statt hatte, es durch Freundlichkeit und Milde, welche Luther mit Unrecht für verstellt hielt, dahin, daß dieser versprach, in der angefangenen Sache zu schweigen, wenn der Widerpart auch schwiege; ferner daß er in einem Schreiben an den Papst bekannte, er sey zu scharf und hitzig gewesen, habe aber dadurch der römischen Kirche nicht zu nahe treten wollen; endlich daß er in einer gedruckten Ansprache an das Volk Jedermann ermahnte, der römischen Kirche Gehorsam und Ehrerbietung zu leisten. Luther that dieß, weil er damals wirklich noch an der römischen Kirche als solcher hieng und der Gedanke an eine Trennung ihm gar nicht im Sinne lag.

Miltitz schied von Luther mit großer Zufriedenheit und mit der Meinung, durch seine Weltklugheit die Sache in Güte abgethan zu haben. Er hatte auch den Tetzel nach Altenburg vorgeladen: dieser aber, der sich in einem Kloster zu Leipzig aufhielt, hatte aus Furcht vor dem Anhang Luther's, es nicht gewagt, die Reise zu unternehmen. Miltitz begab sich daher selbst nach Leipzig, verwies dem Tetzel sein früheres Treiben und bedrohte ihn mit der päpstlichen Ungnade so hart, daß derselbe, wie man sagte, an den Folgen der Alteration starb. — Luther selbst schreibt darüber: „Wie ich solches Alles erfahren, hab' ich ihn noch vor seinem Tode auf das allerfreundlichste getröstet und ihm geschrieben, er sollte einen guten Muth haben, und sich vor mir und meinem Namen nicht fürchten.“

4. Die Leipziger Disputation. Eck's Aufforderung an den Kurfürsten von Sachsen zum Einschreiten. Selbständigkeit Friedrich's des Weisen. Haltung des Bürgerstandes, der Humanisten und des deutschen Adels. Ulrich von Hutten. Reichsgefährliche Pläne Sickingen's und seiner Freunde.

Wenn nun das Stillschweigen, das der päpstliche Nuntius beiden Parteien auferlegte, gehalten worden wäre, so möchte sich (wiewohl sich auch daran zweifeln ließe) der Sturm in den Gemüthern nach und nach gelegt haben, da von Rom aus alles still blieb, weil man dort seit dem Ableben des Kaisers Maximilian (K. 4, 5) mit der bevorstehenden Kaiserwahl zu sehr beschäftigt war. Allein Dr. Eck glaubte um der Kirche willen, die er gefährdet hielt, nicht schweigen zu dürfen, und in dem eitlen Gefühl, in den gelehrten Zweikämpfen jener Zeit schon auf acht Universitäten Sieger geblieben zu seyn, nöthigte er den Dr. Karlstadt, den er schon gegen Ende des Jahres 1518 zu einer Disputation herausgefordert hatte, nun dieser Herausforderung Folge zu geben und bestimmte Leipzig zum Kampfplatz. Daß es im Grunde auf Luthern dabei abgesehen war, geht aus den von Eck aufgestellten Streitsätzen hervor, welche sämmtlich die durch Luther angeregten Fragen betrafen. Da zugleich auch die Ehre der Universität Wittenberg auf dem Spiele stand, so konnte Luther nicht zurückstehen. Entschlossen daher, seine Sache selbst zu führen, betheiligte sich Luther an der am 27. Juli 1519 feierlich eröffneten Disputation zu Leipzig, wo im Beiseyn des Herzogs Georg von Sachsen 17 Tage lang von Seiten Eck's mit der größten patristischen und canonistischen Gelehrsamkeit und dialectischer Gewandtheit, von Seiten Luther's mit der ganzen Kraft seiner damaligen Schriftkenntniß und Glaubensüberzeugung über die wichtigsten römischen Kirchenlehren gestritten wurde, bei deren Bekämpfung sich jedoch Luther in der Hitze des Streits zu Behauptungen fortreißen ließ, die ihn in den ausgesprochensten Gegensatz gegen den Papst sowohl, als gegen die römische Kirche selbst brachten. Denn damit, daß er die Autorität des Papstes und der Concilien der Autorität der heil. Schrift unterordnete, gab er dem Protestantismus, noch ehe dieser Name vorhanden war, seine positiv-evangelische Stellung.

Anfangs hatte Herzog Georg, ein nicht ungelehrter und im Grunde redlicher, doch den Ansichten der Wittenberger abgeneigter Fürst, in dem richtigen Gefühl, daß ein solches öffentliches Schulgefecht bei der großen Aufregung in Deutschland der Kirche gefährlich werden könnte, die Erlaubniß dazu verweigert; allein Eck wußte sie ihm doch zu entlocken. Ernster nahm der Bischoff von Merseburg, als Curator der Universität Leipzig, die Sache und untersagte die Disputation (nur zu spät) durch einen Anschlag an den Kirchenthüren. Allein da Eck schon angekommen war und der Stadtrath, durch ihn bestimmt, diesen Schritt des Bischoffes für einen Eingriff in die obrigkeitlichen Rechte erklärte, so nahm der Bischoff das Verbot zurück. Nach einem feierlichen Gottesdienst in der Kirche gieng der Zug nach dem Saale des herzoglichen Schlosses, der Pleißenburg, wo der Act selbst in Gegenwart des Herzogs Georg, des Herzogs Barnim von Pommern und vieler andern Vornehmen, deßgleichen vieler Professoren verschiedener Universitäten, vieler Studenten, davon allein aus Wittenberg 200 den Wagen Luther's begleitet hatten, endlich vieler andern Hörbegierigen mit den herkömmlichen Formen eröffnet wurde. Sämmtliche Reden und Verhandlungen wurden durch bestellte Notarien nachgeschrieben; auch andere Personen, darunter Melanchthon, schrieben nach. In der ersten Woche disputirten Eck und Karlstadt über das Verhältniß des freien Willens zur göttlichen Gnade, wobei Karlstadt die augustinische Lehre vertheidigte, sie aber auf die äußerste Spitze trieb; in der zweiten Woche stritten Eck und Luther über den Primat des Papstes, über Fegfeuer, Buße und Ablaß, worauf in den letzten Tagen Eck und Karlstadt mit der Fortsetzung der Controverse über die Willensfreiheit den Kampf beschloßen. Hinsichtlich des päpstlichen Primats behauptete Luther, daß der Apostel Petrus nur den Ehrenprimat, nicht den Primat der Macht und Regierung erhalten, da auch die andern Apostel das Bischoffsamt empfangen hätten; der historischgegebene Primat des römischen Bischoffs sey blos aus menschlichem Recht, nicht aus göttlichem entsprungen, der Glaube an die Alleinberechtigung der römischen Kirche daher zur Seligkeit nicht nöthig. Als Eck zu zeigen suchte, daß die Lehre Luther's in Betreff des Kirchenregiments mit Huß übereinstimme, wies Luther anfangs diesen Vorwurf entschieden zurück; da aber Eck einige von den hussitischen Sätzen anführte, welche vom Constanzer Concilium verworfen, aber von Luther so eben behauptet worden seyen, gab Luther zu, daß unter Hussens Lehren allerdings auch einige echt christliche seyen. Dieses Zugeständniß ergriff Eck und warf ihm vor, daß er also damit die Autorität eines Conciliums verwerfe. In diese Enge getrieben erklärte Luther, daß ihn hierin nur die Autorität der Schrift, nicht die des Conciliums leiten könne. Bei diesen Behauptungen, die den Grund des römischen Kirchenbaus gefährdeten, rief Herzog Georg im Unwillen laut aus: „Das walt' die Sucht!" ließ es aber doch zu, daß noch mehrere Tage über diesen gefährlichen Punct gestritten wurde.

Der Eindruck des ganzen Acts auf die Zuhörer war getheilt: je nach ihrer Stellung zur Sache schrieben sie entweder dem Eck oder dem Luther den Sieg zu. Doch war Eck im Vortheil: seine Disputationsgewandtheit erhielt allgemeine Bewunderung und die Leipziger erwiesen ihm alle mögliche Ehre, so daß er sich förmlich des Sieges rühmte. Selbst Melanchthon gewährt in seinem Bericht dem Eck große Anerkennung: „an Luther aber — fährt er fort — muß ich seinen lebhaften Verstand, seine Gelehrsamkeit und Beredtsamkeit bewundern und sein aufrichtiges und durchaus christliches Gemüth lieben." — Der berühmte Dr. Mosellanus, der im Namen des Herzogs die Einleitungsrede gehalten hatte, schrieb an Dr. Julius Pflug und an andere seiner Freunde: „Ihr glaubt nicht, wie fast Alle, die wir hieher gekommen, gegen Martinum viel milder gestimmt worden sind." — Selbst Eck's Schreiber, Poliander, ward so für ihn gestimmt, daß er sich nachher ganz an Luther's Sache anschloß. — Luther selbst aber war mit dem für ihn ungünstigen Gang der Disputation nicht zufrieden: er hielt daher für nöthig, seine dabei gethanen Aeußerungen in einer eigenen Schrift näher zu begründen, welche damit schloß, daß der Fürst der Welt gegen den Geist der Wahrheit nichts ausrichten werde, und wenn auch die gegenwärtige Zeit ein übles Urtheil fälle, so werde die Nachwelt besser urtheilen.

Was zur Abwendung der Gefahr für die römische Kirche hatte dienen sollen, das zog dieselbe nur näher herbei. Während Eck triumphirte und nicht nur die Universitäten zur Verbrennung der Schriften Luther's und den Kurfürsten als nunmehrigen Reichsverweser zu ähnlichem Einschreiten gegen die gefährliche Irrlehre aufforderte, sondern sich auch ein halb Jahr darauf nach Rom begab, um den päpstlichen Stuhl zum nachdrücklichsten Einschreiten zu vermögen, wenn das Papstthum nicht unterliegen solle, — gewann die Sache Luther's gerade seit der Leipziger Disputation immer mehr Anhang in allen Ständen und Schichten des deutschen Volks und die „evangelische Freiheit" wurde für den größten Theil desselben die allgemeine Loosung.

Eck's Aufforderung an den Kurfürsten, die Ketzerei nicht aufkommen, sondern sie durch eine Provincialsynode untersuchen zu lassen, war schon darum unpractisch, weil Luther durch seine Ordensprivilegien vor der richterlichen Einmischung der Bischöffe geschützt, und überdieß seine Sache schon in Rom anhängig gemacht war. Auch wurde Eck's Aufforderung durch ein fast zu gleicher Zeit an den Kurfürsten gerichtetes Schreiben des Erasmus mehr als entkräftet: denn als Erasmus, der Mann der Wissenschaft, vernahm, daß die Dominicaner in Köln und Löwen triumphirend erklärten, nun läge das Unheil zu Tage, das

sie längst prophezeiht hätten: „Erasmus habe das Ei gelegt, Luther es ausgebrütet; die ganze Ketzerei komme von dem Griechisch-Wissen und den Schönrednern her", — schrieb er dem Kurfürsten, „er möge doch nicht zulassen, daß unter dem Vorwand der Religion ein Unschuldiger ruchlosen Leuten preißgegeben werde; auch Papst Leo denke so und liebe die nicht, die an den Gliedern seiner Kirche tyrannische Gewaltthat üben wollten." — Der Eindruck dieses Briefs von dem größten Gelehrten in ganz Europa, der denselben allerdings nur im Interesse des Humanismus geschrieben hatte, bestimmte den Kurfürsten noch mehr, Luthern seinen Schutz nicht zu entziehen. — Dagegen beeilten sich die Universitäten Köln und Löwen Luther's Schriften zu verbrennen, wodurch Luther gereizt wurde, gegen diese beiden Ketzergerichtssitze die ganze Schärfe seiner Waffen zu kehren.

Es waren aber die Geister, welche die evangelische Freiheit zur Loosung nahmen, von gar verschiedener Artung und Gebahrung, und obgleich sehr Viele aus innerstem Trieb und Bedürfniß des Herzens in ihr den Weg des Heils und des Friedens erkannten, so jauchzte doch auch eine große Anzahl von ihnen dem aufgehenden Tag der Freiheit aus unlautern, eigennützigen Absichten zu. Zu dem Anhang Luther's gehörte, außer nicht wenigen Gliedern des geistlichen Standes, nicht nur der größte Theil des Bürgerstandes, der sich übrigens am unbefangensten über Luther's muthiges Auftreten gegen die offenkundigsten Mißbräuche freute, wie denn ein Hans Sachs den angeschlagenen Ton „der Wittenbergischen Nachtigall" kindlich begrüßte; sondern auch der Stand der Humanisten, unter denen die Meisten sich innerlich schon von dem kirchlichen Boden losgemacht hatten, wiewohl Keiner von ihnen dem mehr als kecken Trotzmuthe Ulrich von Hutten's gleichkam, der, dem antikheidnischen Geiste des Alterthums bis zur Berauschung hingegeben, mit der verzehrenden Gluth seiner Feuerseele einzig der „Leidenschaft des Reformirens" lebte und der unversöhnlichste und schonungsloseste Gegner der Hierarchie nicht nur, sondern auch der Kirche selbst war; — endlich ein großer Theil des niedern Reichsadels, der zu nicht geringem Theil aus Unzufriedenheit mit seiner durch den „ewigen Landfrieden" beschränkten politischen Lage unter dem Vorgang Franz von Sickingen's sich mit reichsgefährlichen Gedanken der Umwälzung trug, zu der ihm und seinen Freunden

Luther's Sache ganz gut als Mittel dienen zu können schien. So war es kein Wunder, daß die von so verschiedenen Seiten her erschallenden Beifallsstimmen den weltunerfahrenen sächsischen Mönch, dem die verschiedenen Quellen dieses Beifalls unbekannt waren und dem arglos alle diese Stimmen als Zeichen des lautersten religiösen Bedürfnisses vorkamen, mit um so größerer Zuversicht erfüllten und zu standhaftem Vorschreiten ermunterten.

Ulrich von Hutten, geb. d. 21. Apr. 1488 auf dem Schlosse Stackelberg am Spessart, unweit Fulda, aus einem alten, angesehenen fränkischen Rittergeschlechte, war von seinen Aeltern zum geistlichen Stande bestimmt, entzog sich aber demselben nach einem fünfjährigen Aufenthalt im Kloster zu Fulda durch die Flucht und betrieb auf den Universitäten zu Erfurt, Köln, Frankfurt, Greifswalde, Rostock und Wien seine Studien mit nur allzugroßer Hingebung an den Geist der Alten, so daß er zwar wahrhaft classisches Latein schrieb und überhaupt Meister im Styl war, aber am Glauben völlig Schiffbruch litt. Er begnügte sich nicht, die Unwissenheit des geistlichen Standes und die Mißbräuche der Hierarchie mit den Waffen des Witzes und der Satyre zu geißeln, sondern sein Haß gegen die ganze Geistlichkeit steigerte sich bei ihm zu einem wahren Vernichtungskrieg, wobei er auch vielfach das innerste Heiligthum des Glaubens selbst angriff. Theils als Kriegsmann, theils als fahrender Gelehrter in Italien, Deutschland und Frankreich von Ort zu Ort umherziehend, lebte er ohne Beruf und festen Standpunct, bald an Fürsten- und Prälatenhöfen, bald bei gelehrten Freunden, bald Hunger und Noth leidend, von den Einen geehrt, von den Andern gefürchtet, von den Angegriffenen gehaßt und verfolgt, unstät und ruhelos seine edle herrliche Kraft vergeudend. Selbst ein Glied der Ritterschaft, fand er an dem Adel seine Hauptstütze, besonders an Franz von Sickingen, bei dem er auf der Ebernburg zwei Jahre lang einen sichern Aufenthalt fand. Im Bunde mit diesem, so wie mit Sylvester von Schaumburg, war er eine Haupttriebfeder ihrer politischen Plane, und unter Sickingen's Schilde sicher, fuhr er fort, in Flug- und Streitschriften die furchtbarsten Geschosse gegen das Papstthum zu schleudern. Unter diesen Schriften enthielt besonders seine Trias romana einen förmlichen Aufruf zur Losreißung deutscher Nation und Kirche von Rom. Doch war diese Schrift, als in lateinischer Sprache verfaßt, noch erst auf die Gebildeten berechnet. Etwas später, als er sich auch öffentlich für Luther erklärt und diesem seine Hülfe angetragen hatte, schrieb er einen Aufruf an das Volk unter dem Titel „Klag' und Vermahnung gegen den übermäßigen und unchristlichen Gewalt des Papstes

zu Rom und der ungeistlichen Geistlichen". (Von Hutten's Ausgang s. unten K. 4, 4.)

Das Bündniß, in welchem die auf Sickingen's Burgen sich zusammenfindenden Männer des Schwerts und der Feder mit einander standen, hatte keineswegs in wissenschaftlichen Interessen allein seinen Grund, sondern war zugleich politischer Natur. Der niedere Reichsadel fand sich nämlich seit Errichtung des Landfriedens durch die rechtliche Unmöglichkeit, nach Belieben Fehde anzufangen und durch seine Bündnisse den Fürsten gewissermaßen das Gleichgewicht zu halten, gegenüber der dadurch in ihrem Wachsthum befestigten fürstlichen Macht in empfindlichen Nachtheil gesetzt, und es war daher in einem großen Theile der Ritterschaft eine tiefe Erbitterung gegen den Kaiser und die Fürsten entstanden. So kam es bei der Schwäche der Reichsregierung, daß in dem starken, hochstrebenden Geiste des Ritters **Franz von Sickingen**, der an der Spitze der unzufriedenen Ritterschaft stand, sich Gedanken zum Umsturz der bisherigen Verfassung des Reichs bildeten. Er war 1481 aus einem alten schwäbischen Adelsgeschlechte zu Sickingen (bei Bretten im heutigen badischen Pfinz- und Murchkreis) geboren, hatte für seinen Stand viele Bildung und genoß durch seine Tapferkeit und seine verbreiteten Verbindungen ein großes, ja gefürchtetes Ansehen. Wegen seiner Befehdung des Wormser Stadtraths mit der Reichsacht belegt, bekriegte er nichts desto weniger auch Lothringen und Hessen-Darmstadt, bis ein Vergleich zu Stande kam, worauf er der Acht enthoben wurde. In seinem Unmuth gegen das Reichsregiment gieng dieser „Spiegel des Adels seiner Zeit" so weit, daß er, undeutsch genug, sogar dem französischen König Franz zu dessen Bewerbung um die römisch-deutsche Krone seine Dienste anbot, ihm das Erzbisthum Trier als weltliches Fürstenthum zu verschaffen versprach und Jahrgelder von ihm annahm! — Auch ihm erschien Luther's Auftreten von hoher Bedeutung, und wie er und seine Freunde daraus für ihre Sache Vortheil zu ziehen hofften, wird sich unten zeigen.

5. Maximilian's Ableben. Wahl seines Enkels Karl zum König von Spanien und Erwählung desselben zum deutschen Kaiser. Luther's Aufruf an den Kaiser und an den Adel deutscher Nation; seine Verwerfung des Papstthums und der Hierarchie. Die päpstliche Bannbulle. Luther von der christlichen Freiheit. Aufforderung der Legaten zu Luther's Auslieferung. Das Gutachten des Erasmus.

Unterdessen war die neue Kaiserwahl eingetreten. Es hatten sich um die deutsche Kaiserwürde, die, obwohl fast keine greifbare Machtfülle mehr mit ihr vereinigt war, doch durch ihren ideellen Werth noch immer eine große Macht über die Gemüther der Na=

tionen übte, drei auswärtige Fürsten beworben: Heinrich VIII von England, Franz I von Frankreich und König Karl von Spanien. Vergebens hatte Max auf seinem letzten Reichstag zu Augsburg (1518) die Wahl seines Enkels betrieben: die Kurfürsten hatten aus Besorgniß für ihre Selbständigkeit ihre Zustimmung versagt, weßhalb er mißmuthig Augsburg verließ und auf der Rückreise zu Wels, in Oberösterreich, starb.

Maximilian kränkelte schon länger her. Am 6. Oct. ritt er von Augsburg weg; an der Rennsäule auf dem Lechfelde wandte er sich um, schlug ein Kreuz nach Augsburg hin und sagte in einer Vorahnung: „Nun gesegne dich Gott, du liebes Augsburg und alle frommen Bürger darinn! Wohl haben wir manchen guten Muth in dir gehabt: nun werden wir dich nicht mehr sehen!" Als er nach Innsbruck kam, nahmen die Bürger, weil sie noch eine Geldschuld an ihn zu fordern hatten, seine Wagen und Pferde nicht unter Dach, sondern ließen sie die ganze Nacht auf der Gasse stehen. Dieser Schimpf kränkte ihn tief und förderte das in ihm schleichende Fieber, das allmählig so zunahm, daß er in Wels liegen bleiben mußte. Seine Gedanken waren nun nur auf das Jenseits gerichtet, wie er denn auch seit vier Jahren seinen Sarg mit sich führte. Nach Empfang der Absolution und des Abendmahls kleidete er sich selbst in sein Todtenhemd und erwartete ruhig sein Ende, und als die Umstehenden weinten, rief er ihnen tröstend zu: „Was weint ihr, daß ihr einen sterblichen Menschen sterben seht?" Kurz darauf verschied er am 11. Januar 1519 im 60. Jahre seines Lebens, im 26. seiner Regierung.

Von jenen drei Bewerbern mußte Heinrich VIII zuerst zurücktreten, und die Wahl schwankte nun zwischen Franz und Karl; da aber der Papst Beide gleich ungern sah, weil er von der Vermehrung der französischen Macht durch den Zuwachs der deutschen eben so große Gefahren für den Kirchenstaat fürchtete, als von der spanischen Macht durch ihren Besitz der beiden Sicilien: so verwandte sich der päpstliche Legat nur zum Schein für Frankreich; insgeheim aber bestimmte er die Kurfürsten, einen aus ihrer eigenen Mitte zu wählen. Auf diesen Rath eingehend, wählten sie den Kurfürsten Friedrich den Weisen von Sachsen, der bei ihnen wegen seiner Besonnenheit, Redlichkeit und Geschäftserfahrung, vorzüglich aber weil er stets ein ständisches Regiment angestrebt hatte, im größten Ansehen stand. Allein er fühlte sich mit seiner geringen Hausmacht den damaligen Verwicklungen in und

außer dem Reiche, zu denen ein drohender Türkenkrieg gehörte, nicht gewachsen und empfahl den jungen Karl zur Wahl, der als Besitzer der österreichischen Erblande ohnedies der natürliche „Gränzhüter des Reiches" war. Die Fürsten befolgten seinen weisen Rath und wählten am 28. Juni 1519 den Beherrscher von Spanien, den Niederlanden und Oesterreich, Neapel und Sicilien, Mexico und Peru, in dessen weitem Reich, wie man zu sagen pflegte, die Sonne nicht untergieng. Er mußte jedoch zuvor einen besondern Wahlvertrag eingehen, in welchem die Fürsten sich ihre Selbständigkeit zu wahren suchten. Da die Krönung erst im folgenden Jahre vor sich gehen konnte, so blieb unterdeß das deutsche Reichsregiment noch in den Händen des Kurfürsten Friedrich.

In Spanien war nämlich Ferdinand der Katholische am 23. Jan. 1516 gestorben und hatte in seinem letzten Willen die Kronen von Aragon und Castilien dem erstgebornen seiner beiden Enkel, dem Erzherzog Karl (XVIII. 3, 4. a. E.) zugewendet. Weil derselbe aber als Herr der Niederlande in Brüssel lebte, so sollte, bis er die Regierung in Spanien antreten könnte, der Cardinal Ximenez (der in der letzten Zeit der Regierung Ferdinands sich hatte von der Verwaltung entfernen müssen) die Regentschaft über Castilien führen. Diese Zwischenzeit benützte der in seinem Erzbisthum Toledo an Unumschränktheit im Kirchenthum gewöhnte Staatsmann, um in Castilien, wo die Cortes bisher einen bedeutenden Einfluß gehabt hatten, eine absolute Herrschaft einzuführen. An keinen Einspruch der Cortes sich kehrend, drang er auf unbedingte Anerkennung des königlichen Testaments, concentrirte die Verwaltung des Landes durch Feststellung eines Regierungssitzes (wozu er das unschön und einsam gelegene Madrid wählte, weil es in seinem Bisthumssprengel lag), demüthigte den stolzen Adel durch die Errichtung städtischer Milizen zur Aufrechthaltung der Ordnung und des Gesetzes, durch Zurückforderung der Krongüter, durch Einziehung vieler Hofämter und durch Aufnahme vieler Niederländer in die höhern Staatsämter, und bahnte so dem neuen Herrscher den Weg zum absoluten Königthum. Daher klagten die Stände und besonders der Adel über Härte und Willkühr des Regenten und Viele begaben sich nach Brüssel und lagen Karl'n mit Bitten an, so schleunig wie möglich die Regierung ihres Landes selbst zu übernehmen und persönlich nach Spanien zu kommen. Karl, in den Niederlanden an ständischen Beirath gewöhnt und daher über die Eigenmacht des Cardinals unwillig, willfahrte dem Wunsch der Castilier, landete im September 1517, umgeben von niederländischem Adel, in Asturien und wurde von allen castilischen Granden begrüßt. Sein Erstes war, daß er den Cardinal Ximenez,

ohne ihn nur zu sehen, in seine Erzdiöcese zurückwies. Tief gekränkt, sich von dem, welchem er eine unbeschränkte Gewalt hatte übergeben wollen, anstatt des Dankes, mit Verbannung belohnt zu sehen, verfiel der Cardinal vor Schmerz in eine Krankheit und starb zwei Monate darnach. Wie Karl nachher dennoch auf der ihm von Ximenez hinterlassenen Grundlage sein Regierungssystem in Spanien aufbaute, wird unten in der spanischen Geschichte weiter angegeben werden.

Anderthalb Jahre nach der Huldigung der Spanier (die am 7. Jan. 1518 Statt hatte) erfolgte seine Wahl zum deutschen Kaiser. In dem Vertrag, den er deßhalb eingehen mußte und der in der Folge den Namen Wahlcapitulation bekam, verpflichtete sich der Kaiser alle bestehenden Gesetze und Ordnungen des Reichs aufrecht zu erhalten; den Ständen ihre herkömmliche Landeshoheit nicht zu schmälern; ohne ihre (zum wenigsten der Kurfürsten) Einwilligung weder Reichskriege anzufangen, noch fremdes Kriegsvolk nach Deutschland zu führen, noch unnöthige Auflagen zu machen; keine Reichstage deutscher Nation außer dem Reich zu halten; die Reichs- und Hofämter nur mit Deutschen zu besetzen; in öffentlichen Reichs-Verhandlungen und Schriften keine andere als die deutsche Sprache anwenden zu lassen; keinen Reichsstand vor ein Gericht außer dem Reich zu fordern u. a. dgl. — dagegen alle gegen die Fürsten gerichteten Adels- und Städtebündnisse, insbesondere die der „Kaufleute" zu verbieten; den römischen Stuhl zur Zurücknahme der wider die Concordate deutscher Nation gerichteten Maßregeln und zu pünctlicher Haltung dieser Concordate zu vermögen, dabei aber doch als Schirmherr der Kirche den päpstlichen Stuhl zu schützen.

Wiewohl nun die Macht Karl's als Inhabers vieler Königreiche und Herrschaften übergroß zu seyn schien, so war sie es doch wegen der zerstreuten Lage dieser Länder und wegen der Verschiedenheit der verfassungsmäßigen Gewalt, die er darin besaß, nicht in dem Grade, als es das äußere Ansehen hatte. Zugleich hatte er in Spanien wegen Begünstigung der mitgebrachten Niederländer, welche durch Eigenmächtigkeiten das spanische Nationalgefühl beleidigten, keinen leichten Stand, und ungern sah der spanische Stolz seine Erwählung in Deutschland. Nichts desto weniger nahm Karl freudig die längst erstrebte Wahl und deren Bedingungen an und trat den Weg dahin — aus Mißtrauen gegen die Gesinnung des französischen Königs — zur See über England und die Niederlande an, erschien im Herbst zu Aachen und ward am 22. Oct. 1520 als **Karl der Fünfte** gekrönt, wobei der

Papst ihm sogleich den römischen Kaisertitel gewährte. Und da nicht nur die politischen Verhältnisse Deutschlands, sondern auch die große religiöse Aufregung daselbst eine baldige Beruhigung heischten, so schrieb Karl sogleich nach seiner Krönung für das folgende Jahr einen Reichstag nach Worms aus.

Schon im Januar desselben Jahres hatte Luther ein Schreiben an den Kaiser gerichtet, worin er bat, daß man ihn nicht ungehört verdammen möchte. Zwar erhielt er darauf keine Antwort; allein die Haltung seines Kurfürsten, der die innere feste Ueberzeugung gewann, Luther's Lehre gründe sich auf die Schrift, — und der Umstand, daß ihm Sickingen und Schaumburg für den Fall, daß er aus Sachsen weichen müßte, eine Zuflucht auf ihren Burgen boten und Letzterer dabei erklärte, daß noch hundert fränkische Ritter bereit wären, ihn bei sich zu schützen, steigerten seine Kühnheit, mit der er nun im Juli desselben Jahrs seinen „Aufruf an Kaiserliche Majestät und den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung" erließ. Denn darin griff er nicht mehr bloß die Mißbräuche in der römischen Kirche, sondern diese Kirche selbst in ihren Grundfesten an, indem er um des Mißbrauchs willen das Papstthum als Institut völlig verwarf, ja nicht einmal die Existenz desselben „aus menschlichem Rechte" mehr gelten ließ, also daß er sich im Grunde schon mit dieser Schrift öffentlich und entschieden von der Kirche lossagte, weil er dadurch mit dem Grundgedanken der römischen Kirche und der historisch gegebenen Form derselben in den schroffsten Gegensatz trat, der eine Ausgleichung geradezu unmöglich machte.

Luther spricht nämlich in dieser Schrift allen Christen auf den Grund der Taufe, des Evangeliums und des Glaubens, das allgemeine Priesterthum zu: zwischen Laien und Priestern sey kein Unterschied, als der des Amtes, insofern das Priesteramt als solches wohl dazu da sey, zu weihen und andere priesterliche Verrichtungen vorzunehmen, daß es aber nicht im Stande sey, einen innerlich-geistlichen Menschen zu machen; des äußern Amtes dürfe sich freilich Niemand anmaßen, aber es sey ein Ausfluß der Gemeinde: daher müsse der geistliche Stand der weltlichen Obrigkeit unterworfen seyn und diese das Recht haben, sich vergehende Priester zu strafen und abzusetzen. —

Man sieht, daß Luther in dieser ersten Zeit der Entwicklung seiner Kirchentheorie in ein Extrem verfiel, von dem er späterhin auf Grund der Schrift selbst wieder zurückkam. Denn von dem Ideal des allgemeinen Priesterthums ausgehend, dachte er sich freilich die Gemeinde, so wie auch die Obrigkeit in ihrer christlichen Vollendung, und erst als ihn die Erfahrung belehrte, daß die in der Wirklichkeit gegebenen Gemeinden und Obrigkeiten so gar fern von dieser Voraussetzung waren, und daß namentlich seine behauptete Unterwerfung der Kirche unter den Staat späterhin zur Unterdrückung und Verarmung der Kirche führte, gab er die Herleitung des Priesterthums „aus dem Auftrag der Gemeinde" wieder auf; — wie denn überhaupt Manches von dieser ersten lutherischen Kirchentheorie nur Entwurf blieb. Doch blieb jedenfalls der Grundgedanke dieser Schrift, daß nämlich an die Stelle der „Papstkirche" die „allgemeine Kirche" in rein evangelisch gedachter Katholicität zu treten habe, als ein fruchtbarer Keim für spätere Weiterentwicklung. — Die päpstlichen und kirchlichen Mißbräuche wurden übrigens in dieser Schrift mit der ganzen Macht volksthümlicher, durch sittliche Entrüstung geschärfter Beredtsamkeit gerügt, wiewohl mehrere seiner Vorschläge zur Abstellung jener Mißbräuche gleichfalls einem Extrem angehörten, das selbst alle diejenigen Anhänger der bestehenden Kirche, welche nur die Reinigung, nicht den Umsturz derselben wünschten, nothwendig abstoßen mußte. Bereits in dieser Schrift nannte er den Papst, als solchen, den Antichrist, und wendete auf ihn die Stelle Theff. 2, 3. 4. an; er spricht ihm selbst den Besitz des Kirchenstaats ab und beschränkt ihn auf Bibel und Gebetbuch, — verwirft somit die Hierarchie in der Wurzel. Kein Wunder, daß dieselbe auch in denjenigen ihrer Träger, welche aufrichtig und ohne eigensüchtige Hintergedanken an eine Berechtigung der hierarchischen Grundidee glaubten und sich Kirche und Kirchenordnung nicht ohne Papst denken konnten, den ernstlichsten Widerstand entgegensetzte, — einen Widerstand, den man wohl von demjenigen unterscheiden muß, der von solchen ausgieng, welche in den wirklichen, selbst den verwerflichsten Mißbräuchen der Kirche ihres Lebens und Strebens Bedingung setzten. — Bald darauf (im Oct. 1520) ließ er eine zweite Angriffsschrift folgen, die den Titel „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche" führte und worin er, auf die Kirchenlehre weiter eingehend, von den sieben Sacramenten der römischen Kirche fünf als nicht schriftgemäß verwarf und nur zwei, nämlich Taufe und Abendmahl (und in gewisser Beziehung noch die Buße) als Sacramente anerkannte, obwohl er darin noch manches Einseitige vorbrachte, das er selbst späterhin klarer erkannte und berichtigte.

6. Die päpstliche Bannbulle. Luther von der christlichen Freiheit. Aufforderung der Legaten zu Luther's Auslieferung. Das Gutachten des Erasmus. Luther's Appellation an ein allgemeines Concilium. Verbrennung der päpstlichen Bulle und dadurch ausgesprochene Kirchentrennung.

Inzwischen hatte man in Rom auf Eck's Betrieb schon im Juni 1520 eine Bulle ausgefertigt, welche 41 Sätze aus Luther's Schriften als ketzerische Irrlehren bezeichnete und alle diejenigen, welche sie annehmen würden, mit dem Banne bedrohte, Luthern selbst aber binnen 60 Tagen unter Verheißung sichern Geleits nach Rom beschied, widrigenfalls er als Ketzer mit dem großen Banne würde belegt werden. Diese Bulle sandte Papst Leo durch seine Legaten Caraccioli und Aleander an den Kur-Erzbischoff Albrecht von Mainz, mit dem Auftrag, sie zu vollstrecken. Zu gleicher Zeit aber machte sich Eck nach seiner Rückkehr von Rom ein Geschäft daraus, sich selbst als Verkündiger und Vollstrecker jener Bulle in Sachsen zu benehmen, wodurch er sich, weil er dadurch als Ankläger und Richter zugleich und seine Handlung als Rachsucht erschien, einen großen Haß zuzog, zumal er die Drohung der Bulle willkührlich auch auf angesehene Freunde Luther's (z. B. auf Karlstadt, Wilibald Pirkheimer, Lazarus Spengler ꝛc.) ausdehnte. Daher wurde er in Leipzig von den Studierenden beschimpft und die Bulle selbst in den meisten Städten Sachsens entweder herabgerissen oder im Anschlag verhindert.

Diese Bulle (Exsurge, Domine), welche die beiden obgenannten neuern Schriften Luther's noch nicht vor Augen hatte, beklagt im Eingang mit einer gewissen Mäßigung die eingerissenen Ketzereien und erwähnt besonders diejenigen, welche der Feind des Menschengeschlechts unter einigen Leichtsinnigen bei der herrlichen deutschen Nation ausgestreut habe. Leider sey man dort nicht zeitig genug mit den früher bewährten Strafen entgegengetreten und so habe sich das pestilenzialische Gift dieses Irrthums verbreitet, das man nun nicht länger dulden könne. Von den 41 aus Luther's Schriften hervorgehobenen Sätzen werden etliche ketzerisch, etliche irrig, etliche ärgerlich, etliche verführerisch, etliche vor christlichen Ohren unleidlich genannt, ohne jedoch die einzelnen Sätze darnach zu unterscheiden (worüber sich Luther mit Recht beklagte). Viele darunter waren von Luther in einem andern Sinn aufgestellt worden, neben solchen, die allerdings evangelische Wahrheit enthalten. Alle aber ohne

Unterschied werden als verpestend verdammt, so daß selbst Sätze wie der 7. Satz, daß „die größte Buße im Nichtmehrsündigen und die beste Buße in einem neuen Leben bestehe", oder wie der 34. Satz, daß „der Grundsatz, Ketzer zu verbrennen, gegen den Willen des h. Geistes sey" unter jenem Prädicate mitbegriffen waren! —

Selbst mancher Bischoff fühlte durch Eck's sich vordrängendes Verfahren sich in seiner Amtswürde verletzt; besonders aber sah sich Miltitz als päpstlicher Nuncius in Sachsen durch jenen Afternuncius zurückgesetzt und nahm daher, um denselben zu beschämen, die frühern Unterhandlungen mit Luther wieder auf. Wirklich brachte er diesen durch seine Ueberredungskunst dahin, in einem Schreiben an den Papst noch einmal die Hand zu einer friedlichen Ausgleichung zu bieten. Allein da Luther's innere Stellung zum Papstthum seit seinem ersten Schreiben eine entschieden abgekehrte geworden war, so erhielt dieses neue Schreiben einen Ton, der nicht Versöhnung bewirken konnte, sondern nur größere Erbitterung erregte, zumal Luther dem Briefe sein jüngst verfaßtes Büchlein „von der christlichen Freiheit" beilegte, in welchem er alle von der römischen Kirche bisher angewandten Mittel zur Erzeugung wahren Glaubens für unnütz und kraftlos erklärte.

In diesem Brief an den Papst scheidet er die Person des Papstes von dem Amt desselben, und bezeugt der ersteren eine bloß höfliche Anerkennung, verwirft aber das letztere als eine „Erfindung des Satans" und nennt den römischen Hof ein „Sodom und Babel", die römische Kirche selbst eine Mördergrube und Reich der Sünde und des Todes, worin der böse Geist zu regieren verdiene; es sey aus mit dem römischen Stuhl: Gottes Zorn habe ihn überfallen, denn er sey den allgemeinen Concilien feind, wolle sich nicht reformiren lassen und möge doch sein wüthendes, unchristliches Wesen nicht mindern, und so erfülle er nur, was von seiner Mutter, der alten Babel, in Jer. 51 geschrieben stehe: „Wir haben viel geheilet an Babylon, noch ist sie nicht gesund worden: wir wollen sie fallen lassen!" — Solche Sprache konnte freilich nicht zu dem Ziele führen, das der diplomatische Miltitz erstrebte, so wenig als die in der Schrift „von der christlichen Freiheit" vorkommende Schilderung der hohen Berechtigung eines im vollen Glauben stehenden, seine Seligkeit nicht auf die Werke bauenden Christen vom Standpuncte des Gegners aus begriffen werden konnte, welcher in der von Luther aufgestellten Lehre den Weg zum Abgrund des Verderbens, zum Umsturz aller sittlichen, kirchlichen und staatlichen Ordnung sah. —

Welch eine Freiheit aber und welch einen Glauben Luther meinte, zeigen folgende, den Grundgedanken dieser Schrift enthaltende Stellen: „Ein Christenmensch ist (einerseits) ein Freiherr über alle Dinge; ein Christenmensch (ist anderseits) ein dienstbarer Knecht aller Dinge und Jedermann unterthan. Frei ist er durch den Glauben, dienstbar und unterthan durch die Liebe." — Der Glaube vereiniget die Seele mit Christo, wie eine Braut mit ihrem Bräutigam: so (daher) werden auch beider Güter, Fall und Unfall, und alle Dinge gemein (-schaftlich), so daß, was Christus hat, das ist eigen (Eigenthum) der gläubigen Seele, was die Seele hat, wird eigen Christi. — — Also wird die Seele von ihren Sünden lauter (rein) durch ihren Mahlschatz, d. i. des Glaubens halber, ledig und frei, und begabt mit der ewigen Gerechtigkeit ihres Bräutigams Christi." — Auf diesen Glauben gründet er dann die Liebe, die aus dem Baum wie die Frucht käme, also daß man sprechen könne: „Wohlan! mein Gott hat mir unwürdigen und verdammten Menschen ohne alles Verdienst, lauterlich umsonst (unentgeltlich) und aus eitel Barmherzigkeit (ge-) geben durch (Christum) und in Christo vollen Reichthum, alle Frömmigkeit und Seligkeit, so daß ich hinfort nichts mehr bedarf, als glauben, es sey also. Ei, so will ich solchem Vater, der mich mit seinen unüberschwänglichen Gütern also überschüttet hat, wiederum frei, fröhlich und umsonst thun, was ihm wohl gefällt!"

Uebrigens enthält diese Schrift „die Grundlage der evangelischen Ethik und Kirchendisciplin."

Den Gegnern Luther's kam es nun vor Allem darauf an, ihm den Schutz seines Landesherrn zu entziehen. Daher suchten die beiden Legaten den Kurfürsten von Sachsen, der gerade zu Köln den von Aachen rückkehrenden Kaiser erwartete, mit Hülfe des päpstlichen Breve's zur Verbrennung der Schriften Luther's sowohl, als auch zur Gefangennehmung oder Auslieferung desselben zu bewegen. Der Kurfürst, in sich zwar solchem Begehren abgeneigt, fragte doch um des Gewissens willen den damals gleichfalls in Köln anwesenden Erasmus um seinen Rath, und dieser fiel dahin aus, daß der Kurfürst den Legaten erklärte, erst müsse Luther's Sache von frommen und gelehrten Schiedsrichtern geprüft und aus der Schrift widerlegt werden, ehe dem gestellten Ansinnen willfahrt werden könne. Zwar wendeten sich die Legaten nun an den Kaiser, der auch wirklich für seine burgundischen Lande den Befehl gab, Luther's Schriften zu verbrennen; allein zu einem Haftbefehl verstand er sich nicht, da er wohl bemerkte,

daß bei der allgemein herrschenden Stimmung in Deutschland gegen den römischen Stuhl an keine Ausführung zu denken war.

Erasmus hatte in seiner Unterredung mit dem Kurfürsten anfangs scherzend geäußert, Luther habe in zwei Dingen gefehlt, daß er nämlich dem „Papst an die Krone und den Mönchen an den Bauch gegriffen" habe; äußerte sich aber dann alles Ernstes, daß die Grundursache des Streites in dem Haß der Mönche gegen die aufstrebende Wissenschaft liege, welche die Herrschaft derselben zu zerstören drohe; was Luther'n betreffe, so sey derselbe noch nicht gehörig widerlegt worden, und die gegen ihn — vor aller gründlichen Untersuchung angewandte Härte sey ungerecht und unklug, und zieme sich für den Statthalter Christi nicht: man solle ein Schiedsgericht von angesehenen, klugen und unverdächtigen Männern, Gelehrten und dreien Fürsten (dem Kaiser Karl, dem König von England und dem König von Ungarn) niedersetzen und nach deren Ausspruch den Mann beurtheilen. Des Papstes Ansehen verliere nichts, wenn er solchem Schiedsgerichte etwas von seinem Rechte abgebe zum Besten der evangelischen Wahrheit und des Friedens der Christenheit. Beliebe man kein Schiedsgericht, so stelle man ein allgemeines Concilium an, das ohnehin der Kirche vielverderbter Zustand fordere. — Da Erasmus dieses Gutachten auch schriftlich abgegeben hatte, kam ihn eine Furcht vor dem Legaten Aleander an und er forderte es wieder zurück; allein der Kurfürst gab es nicht mehr heraus und benützte es, um den Kaiser für den bevorstehenden Reichstag in Luther's Sache günstig zu stimmen.

Während so — zum Theil durch des Erasmus Gutachten — die Wirkung der Bulle entkräftet wurde, ließ Luther die Bulle selber mit einer Gegenerklärung drucken und wiederholte am 17. November — dem von Martin V gegebenen und von Pius II verschärftem Verbote zuwider — seine schon zwei Jahre zuvor eingelegte, jetzt aber noch in gerichtlicher Form ausgestellte Appellation an ein allgemeines, freies Concilium, in welcher er in der kühnsten Sprache den Papst als einen ungerechten Richter, als einen Irrlehrer und Ketzer, als einen Widersacher und Unterdrücker der h. Schrift, als einen Verächter und Lästerer der christlichen Kirche und eines freien Conciliums darstellte.

In seiner Schrift „Wider die Bulle des Antichrist's" macht er darauf aufmerksam, daß es Rom nicht um die Wahrheit, sondern nur um den Schein zu thun sey: „Sie geben mir allesammt (Cajetan, Miltitz, Eck) Zeugniß darinnen, daß ich recht gethan, daß ich den Ablaßpredigern widerstanden habe, und beken-

nen, daß jene haben unrecht und falsch gepredigt, das arme Volk schändlich verführt und an Leib und Seele beschädigt. Dennoch ist Niemand zu Rom, der dieselben citirt, bannet, straft, treibt zu widerrufen! Hier ist Niemand, der für die Wahrheit emsig ist! Da kann man keine Bullen machen! Die gehen Alle frei und ledig aus!" — In Betracht des Gebots, seine Bücher zu verbrennen, sagt er, das Bücherverbrennen sey so leicht, daß es auch Kinder thun könnten, geschweige der h. Vater und seine Hochgelahrten, denen es fein anstände, wenn sie etwas mehr Kunst bewiesen, als Bücher verbrennen. „Ueberdieß darf ich, fährt er fort, auf mein Gewissen sagen, daß ich nichts Lieberes haben möchte, denn aller meiner Bücher Untergang, welche ich auch nur darum habe ausgehen lassen, die Leute vor solchem Irrthum zu warnen und in die Biblien (in die h. Schrift) zu führen, damit man derselben Verstand erlangete und dann meine Büchlein verschwinden ließe." — Und damit man nicht wähne, er wolle durch diese Schrift sich Andere zum Beistand gewinnen, sagt er: „Es soll Jedermann wissen, daß er mir keinen Dienst daran thut, so er die frevelige, ketzerische, lügenhaftige Bulle verachte, wiederum keinen Verdruß, ob er sie hochachte. Ich bin von Gottes Gnaden frei, darf und will mich der Dinge keines weder trösten, noch entsetzen. Ich weiß wohl, wo mein Trost und Trotz stehet, der mir wohl sicher steht vor Menschen und Teufeln! Ich will das Meine thun; ein Jeglicher wird für sich antworten an seinem Sterbetage und am jüngsten Tage, und dann meiner treulichen Warnung wohl inne werden."

Daß namentlich in dieser Schrift Stellen vorkommen, die als eine Aufforderung zu gewaltsamem Umsturz des römischen Kirchenwesens gedeutet werden können, ist nicht zu läugnen: denn in der festen Ueberzeugung, daß seine Schriften neben menschlichen Irrungen und Gebrechen dennoch den Kern der evangelisch-apostolischen Lehre enthielten, die man sonach in der Bulle mitverdamme, hält er das Papstthum für vertilgungsreif, und ruft aus: „Wird der Papst diese Bulle nicht widerrufen und verdammen, so soll Niemand daran zweifeln, der Papst sey Gottes Feind, Christi Verfolger, der Christenheit Verstörer und der rechte Antichrist: denn bisher ist es noch nie gehört, daß Jemand den christlichen Glauben verdammt habe, wie diese höllische, verfluchte Bulle thut!" — Alle diese und andere gewaltigen Ausbrüche zorniger Entrüstung sollen auch keine andere Entschuldigung finden, als sie die Heftigkeit seines Temperaments und die Größe des außerordentlichen Kampfes an die Hand giebt, in welchen er zur Wahrung des vom Pharisäismus mißbrauchten Heiligsten gestellt worden ist.

Angekommen auf dieser Höhe subjectiver Entgegensetzung, aber dabei seines Rechtes völlig gewiß, that Luther auch den letzten formellen Schritt zur Lossagung von der bisherigen Kirchengemeinschaft. Auf die Nachricht, daß man seine

Schriften in Köln und an andern Orten verbrannt hatte, gieng er am 10. Dez. 1520, nach geschehenem Anschlag an's sog. schwarze Brett, im Geleite von Magistern und Studenten vor das Elsterthor, und nachdem dort einer der Magister einen Holzstoß errichtet und die canonischen Bücher nebst Eck's und Emser's Schriften darauf gelegt und dann das Ganze angezündet hatte, warf Luther die päpstliche Bulle mit den Worten in's Feuer: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübet hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer!"

Es war dieß unläugbar eine Gewalthandlung des Eifers, die um so auffallender erschien, da Luther kurz vorher das Verbrennen seiner Bücher für ein gewaltsames Verfahren des Gegners erklärt hatte. Daher suchte er sie sogleich in einer Druckschrift dadurch zu rechtfertigen, daß er aus den canonischen Rechtsbüchern, die er mit verbrannt hatte, 30 Sätze über den päpstlichen Primat als schriftwidrig aushob, worauf er seine Rechtfertigung mit den Worten schloß: „So wie sie mir gethan, so habe ich ihnen gethan!" wobei ihm freilich wiederum entgieng, daß er in derselben Schrift kurz vorher die Lehre von der Vertreibung der Gewalt mit Gewalt als eine unchristliche dargestellt hatte.

Hiedurch wurde die Kirchentrennung auch zur äußern Thatsache, die Losreißung eines großen Theils der Christenheit von Rom entschieden und die Brücke zur Rückkehr dahin abgebrochen — ein Schritt, der für die Kirche Christi überhaupt, insbesondere für die Entwicklung einer einzig auf das Evangelium gegründeten Kirche von den zerstörendsten Folgen gewesen wäre, wenn nicht bereits in dem vorausgegangenen Kampfe die positive Grundlage der Kirche gerettet und abermaliger Vernachlässigung, Verkümmerung oder Entstellung entzogen worden wäre. Auch würde Luther'n der Vorwurf des Frevels von allen Seiten treffen müssen, wenn er jenen gewaltigen Schlag in das seit einem Jahrtausend nicht ohne providentielle Leitung aufgeführte „Kunstwerk des menschlichen Geistes" nicht in der vollsten, felsenfesten Ueberzeugung gethan hätte, daß das Papstthum „aus menschlicher Willkühr entstanden und eine dem Worte Gottes widerstrebende Macht geworden" sey.

„Wir glauben fest, schreibt er an Joh. Langen, daß das Papstthum des wahren und leibhaften Antichrist's Stuhl sey, und meinen, wir dürfen um der

Seelen Heil willen Alles wider seinen Betrug thun. Meines Orts bekenne ich, daß ich dem Papste keinen Gehorsam schuldig sey, als den, welchen ich dem Antichrist schuldig bin."

Aus dieser Glaubensüberzeugung holte er sich seine Berechtigung zum Widerstand und Angriff auf das bestehende Kirchensystem und Kirchenregiment; nur dieser sein unerschütterlicher Glaube gab ihm die Kraft, mitten in den Stürmen, die dem Zusammensturz jenes, allerdings in seiner sinnreichen geistigen Architectonik bewundernswürdigen, Kunstbau's folgten, mit ruhigem, ja freudigem Gewissen festzustehen. Denn wenn er auch die historische Bedeutung jenes, in Aehnlichkeit der in Matth. 21, 33 vorkommenden Umzäunung, zur Bewahrung des Christglaubens aufgebauten Gesetzthums erkannt und anerkannt hätte, so war es ihm doch ausgemacht, daß aus diesem Bau der Geist entflohen und daß zur Erhaltung der ewigen Wahrheit einzig das geschriebene Wort Gottes und der durch dasselbe in den ihm unbedingt sich hingebenden Menschenherzen wirkende Gottesgeist hinreichend sey.

Die Frage daher, ob das, was dieser That zu Grunde lag, Wahrheit oder Irrthum sey, beantwortet sich je nach dem Standpunct, den der Beurtheilende einnimmt. Dem Einen wird die auf diesem Weg erstrebte Reformation als Abfall von der Wahrheit, dem Andern als von Gott zugelassene Befreiung von einem die Wahrheit hemmenden Joch erscheinen. Wenn aber Beide gegeneinander noch so hitzig streiten, so werden doch Beide, wenn auch ein Jeder in seiner Weise und mit seinen Mitteln, stets gegen denjenigen Dritten sich kehren, der, diesen Geisterkampf unredlich benützend, auch die Abschüttelung des sanften Joches Christi und die Wegwerfung der Seile und Bande der gottgewollten und gottgewirkten Zucht des Geistes erstrebt, um ohne Christus die Autonomie des der Selbstsucht fröhnenden Ich's aufzurichten. Nicht in der Losgebundenheit vom Mittelpunct des christlichen Glaubens suchte der Reformator die Freiheit: diese war ihm vielmehr einerseits Gewißheit der durch den Glauben wiedererlangten Gemeinschaft mit dem in Christo versöhnten Gott und unbedingte Untergebung unter dessen heiligen, in seinem Worte geoffenbarten Willen, anderseits (und zwar aus eben jenem Grunde) war sie ihm Unabhängigkeit von allem menschlichen, nicht auf diesem Worte Gottes gegründeten Gesetz, Befreiung von aller äußerlich zwingenden, willkührlich gemachten Satzung und Autorität. Die Autonomie, die er in Anspruch nahm, ruhte auf „Theonomie" und wollte sich nur in den

Schranken göttlicher Offenbarung und Ordnung bewegen. Wo er oder einer der Seinen im Einzelnen dagegen aus menschlichem Eifer irrte und fehlte, da mußte er oder mußten sie es früher oder später immer selbst büßen, gleichwie auch die von ihm verworfene Hierarchie die Folgen der Fehlgriffe empfunden haben mußte, die sie je und je gemacht hatte. Von dieser Seite betrachtet ist der Riß, welcher durch jenen verhängnißvollen Schritt Luther's in die ganze abendländische Christenheit geschah, weil er durch fast alle innern und äußern Lebensverhältnisse hindurchgeht, für beide getrennte Theile eine fortwährende ernste Mahnung zur Buße.

Wenn von da an allenthalben die an das Beispiel eines so kühnen Glaubensmannes sich haltende Opposition gegen das „alte" Kirchthum noch heftiger und rückhaltloser auftrat, also daß plötzlich Schmähschriften in großer Zahl gegen die Päpstlichgesinnten durch ganz Deutschland flogen, so kam dieß großentheils von jener schon erwähnten Einmischung und Angesellung des in der Abkehr von Christus selbst lebenden Zeitgeistes her, der diese Bewegung für seine unheiligen Zwecke auszubeuten suchte. Bald wagte es fast Niemand mehr, für den Papst und seine Sache das Wort zu ergreifen, und Eck klagte späterhin über diejenigen, welche im Besitze der besten kirchlichen Pfründen, die sie dem römischen Hofe zu danken hatten, sich „wie stumme Fische" benahmen. Aber auch Luther, obgleich er noch immer unter diesen verschiedenartigen Beifallsstimmen die echten von den unechten nicht unterscheiden konnte, mußte später bei weitergehender Erfahrung klagen, daß so Viele von denen, die seiner Sache zufielen, die evangelische Freiheit nur zum Deckel der Bosheit nahmen und aus ihr eine zügellose Freiheit des Fleisches machten. Gegen diese glaubenslose Masse, deren unevangelisches Treiben den Gegnern als unmittelbare Folge der Reformation erschien, kämpfte Luther sein Leben lang mit eben so heftigem Unmuth, wie gegen die „Papisten", und wenn er in dem Papste den „Antichrist" sah, so erschien ihm nicht minder die Rotte der falschevangelischen Christen als „vom Teufel besessen."

7. Der Reichstag zu Worms. Die Beschwerden der Reichsstände gegen den päpstlichen Stuhl. Vorladung Luther's. Dessen Reise nach Worms. Luther vor dem Reichstag. Vergebliche Unterhandlungen über den Widerruf. Luther's Abreise. Das Wormser Achtsedict. Luther in Sicherheit auf der Wartburg.

Mit dem Anfang des Jahres 1521 wurde der Reichstag zu Worms eröffnet, auf dem die Errichtung des kaiserlichen Regiments im Reich, die Wiederherstellung des Reichskammergerichts, die Bewilligung ständischer Beihülfe zum bevorstehenden Kampf mit Frankreich, der voraussichtlich in Italien geführt werden mußte, endlich hauptsächlich die Mittel zur Unterdrückung der kirchlichen Bewegung besprochen werden sollten. Am meisten war man gespannt, auf welche Seite sich der neue Kaiser in der Kirchenfrage wenden werde. Aber Karl war noch jung, mit dem Wesen und der Sprache der Deutschen völlig unbekannt und zugleich der Beihülfe des Papstes sowohl bei seinem bevorstehenden Römerzuge, als auch in seiner Stellung zu den spanischen Ständen bedürftig. Diesen Ständen zu Gunsten hatte der Papst kurz vorher die Inquisition, die in Spanien dem weltlichen Regimente zum Werkzeug diente, gemildert, so daß Karl dadurch seine dortige Regierung gefährdet sah. Er drang daher beim Papste auf Zurücknahme des Milderungsbreve's und dieser gewährte sie für Karl's Beistand gegen Luther's Lehren, denen außer dem Kurfürsten von Sachsen schon auch der Landgraf Philipp von Hessen und der Markgraf Albrecht von Brandenburg geneigt waren.

Luther's Bitte in jenem frühern Briefe an den Kaiser, daß man weder die Wahrheit, noch die Lüge unverhört und unüberwunden verdammen möchte, war indeß durch den Kurfürsten Friedrich so kräftig unterstützt worden, daß der Kaiser auf seiner Reise nach Worms versprach, die Sache solle auf dem Reichstag untersucht werden, und daß er den Kurfürsten aufforderte, Luther'n mit dahin zu bringen. Allein kurz darauf ließ sich der Kaiser durch die Vorstellung der päpstlichen Legaten, daß einem Gebannten kein Gehör mehr gebühre, zur Zurücknahme jener Weisung bewegen, und befahl, daß Luther in Wittenberg bleiben

solle, bis er widerrufen haben würde. Um jede Unterhandlung des Reichstags mit Luther'n unmöglich zu machen, hatte der Legat Aleander bereits eine neue Bulle (v. 3. Jan. 1521) von Rom erwirkt, in welcher nunmehr ganz unbedingt der große Bann über Luther's Person, so wie über alle seine Beschützer und Anhänger ausgesprochen und allen Geistlichen und Mönchen befohlen war, „gegen Martin und seine schändliche Ketzerrotte" zu predigen. Aber weder die starken Ausdrücke in dieser Bulle, noch die feierliche Rede Aleander's in der Reichsversammlung zur Hintertreibung einer mit Luther anzustellenden Vernehmung, noch des Kaisers Antrag zur allgemeinen Verbrennung der lutherischen Schriften machten auf die Stände den gehofften Eindruck. Sie stellten in ihrem Gutachten dem Kaiser vor, wie gefährlich es bei der herrschenden Stimmung in Deutschland wäre, wenn Luther ungehört verdammt würde, und trugen auf die Vorladung desselben und auf ein sicheres Geleite dazu an. Diesen Antrag mußte der Kaiser um so eher beachten, da sämmtliche Reichsstände — unter ihnen selbst der eifrig katholische Herzog Georg von Sachsen — eine Beschwerdeschrif gegen den päpstlichen Stuhl eingereicht hatten.

Der in dieser Ständeschrift enthaltenen Beschwerden (gravamina) ware hundert und eine. Sie enthielten unter andern Klagen auch die, daß der Papst die Rechte Deutschlands nicht achte, geistliche Aemter an unfähige Menschen vergebe, ja oft um hohen Preis verkaufe, sich die Vergebung der Sünden bezahlen lasse, indem „päpstliche Heiligkeit täglich so viel Indulgenz und Ablaß in deutsche Nation schicke, daß die armen Einfältigen verführt und durch Behendigkeit um ihre Baarschaft bethört" würden. Auch klagten sie über den „unleidlichen" Mißbrauch des Banns und nannten es „eine Blutsaugerei, daß oft um 4 oder 8 Kreuzer willen mit dem Banne gedroht" würde. — Herzog Georg ließ überdieß noch 12 besondere Klagepuncte vorlegen, worin er sich über den Unfug des Ablasses und über die schlechten Sitten der Geistlichkeit mit starken Ausdrücken beschwerte und auf Berufung eines allgemeinen Conciliums drang.

Es wurde daher Luther zur persönlichen Erscheinung auf dem Reichstag aufgefordert und ihm am 6. Mai ein in jeder Beziehung richtig formulirter Geleitsbrief, worin das Reichsoberhaupt den vom Kirchenoberhaupt Verfluchten das herkömmliche

Prädicat „Ehrsamer, Lieber und Andächtiger" zukommen lassen mußte, sammt noch andern vom Kurfürst Friedrich und seinem Bruder Johann, vom Herzog Georg und Landgraf Philipp ausgestellten Geleitsbriefen durch einen Reichsherold zugesendet. Nun ließ sich Luther durch keine Vorstellungen seiner Freunde von dieser gefährlichen Reise abhalten: denn er sah in dieser Berufung vom Kaiser eine unzweifelhafte „Berufung von Gott", auf dessen Schutz er mehr vertraute, als auf den der Menschen.

„Wollen sie, schrieb er an Spalatin, die Sache mit Gewalt handeln, so ist die Sache Gott zu befehlen: (denn) der lebt und herrschet noch, der die drei Männer im Feuerofen erhalten hatte. — Will er mich aber nicht erhalten, so ist's um meinen Kopf eine schlechte Sache, wenn derselbe gegen Christum gehalten wird: denn hier muß man auf keines Menschen Gefahr sehen, sondern nur darauf achten, daß wir nicht das Evangelium den Gottlosen zur Verspottung stecken lassen, und uns scheuen, unser Blut dafür zu vergießen. — Versehet Euch zu mir Alles, nur nicht, daß ich fliehen oder widerrufen werde!"

Luther's Reise nach Worms (v. 2. bis 16. April) glich einem Triumphzug, weil Jedermann begierig war, den Mann zu sehen, der es gewagt hatte, sich dem Papst und seiner ganzen Macht entgegenzusetzen, um sie zu brechen. In Erfurt holte ihn die ganze Universität, der Magistrat und die Bürgerschaft feierlich ein und noch an mehreren andern Orten widerfuhr ihm dieselbe Ehre, und wo er, von dieser allgemeinen Stimmung gehoben, predigte, hinterließ er einen mächtigen Eindruck. Auch an neuen Warnungsstimmen, sich nicht in diese Gefahr zu begeben, fehlte es nicht und bereits in der Nähe von Worms ließ selbst Spalatin ihn warnen, die Stadt zu betreten. Aber Luther antwortete ihm unerschrocken: „Wenn so viele Teufel zu Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, doch wollte ich hinein!" Und so fuhr er am 16. April auf einem offenen Wägelein in seiner Mönchskutte unter ungeheuerm Zulauf des Volkes in Worms ein und stieg in des Herzog Friedrich's Herberge ab, wo er gleich bis in die Nacht hinein von Fürsten, Grafen und Herren besucht wurde. Tags darauf, den 17., Nachmittags 4 Uhr, ward er vom Reichsmarschall von Pappenheim und einem Ehrenherold in das Rathhaus vor die Reichsversammlung geleitet.

Obgleich seine Begleiter den Gang dahin durch Nebenstraßen machten, um den Unannehmlichkeiten des Volksgedränges auszuweichen, so waren doch alle Dächer und Häuser mit Menschen besetzt, um Luther'n zu sehen und die zudrängende Menge mußte durch Trabanten vom Eindringen in's Rathhaus abgehalten werden. Vor dem Eintritt in den Rathssaal klopfte der alte Feldherr Georg von Frundsberg Luthern auf die Schultern und sprach: „Mönchlein, Mönchlein! du gehst jetzt einen Gang, desgleichen ich und mancher Oberster auch in unserer allerernstesten Schlacht nicht gethan haben. Bist du auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort und sey getrost: Gott wird dich nicht verlassen!" — Seine Persönlichkeit selbst imponirte nicht, da er damals noch mager und bleich und von der Reise und den vielen in der Herberge erhaltenen Besuchen abgemattet, dazu bei dem Anblick der glänzenden Reichsversammlung etwas befangen war.

Als er vor Kaiserlicher Majestät, den Kurfürsten und allen Ständen des Reichs durch den D. Eck, als erzbischöfflichen Official und kaiserlichen Orator, befragt wurde, ob er erstens alle seine, hier vorliegenden Bücher und Schriften, als von ihm ausgegangen, anerkennen, und zweitens, ob er sie widerrufen oder auf seiner Meinung bestehen wolle? fiel der ihm beigegebene Rechtsbeistand, Dr. Schurff, rasch ein, man solle erst die Bücher nach ihren Titeln benennen. Als diesem vorsichtigen Begehren willfahrt worden war, erkannte Luther sie für die seinigen an, bat sich aber in Betreff der zweiten Frage Bedenkzeit aus, um weder „das Wort Gottes", noch „seiner Seele Seligkeit" durch eine unbedächtige Antwort in Gefahr zu setzen. Diese, Vielen als ein Zeichen von Unsicherheit erscheinende Bitte, so wie die ganze unansehnliche äußere Erscheinung des Mannes machte auf den Kaiser keinen günstigen Eindruck; doch wurde ihm ein Tag zur Ueberlegung gewährt, jedoch nicht ohne den Vorwurf, daß er ja seit seiner Vorladung Zeit genug zu dieser Ueberlegung gehabt habe.

Am folgenden Tag um dieselbe Zeit vor die Versammlung geführt, erklärte nun aber Luther zum Erstaunen Vieler, die sich schon auf einen verzagten Widerruf gefreut hatten, mit eben so großer Bescheidenheit als Freudigkeit, in einer langen Rede, und zwar zuerst in deutscher, dann um des Kaisers willen in lateinischer Sprache, daß er das, was er in seinen Büchern vom christlichen Glauben und von des Papstes Tyrannei geschrieben habe,

nicht widerrufen könne; nur in Betreff der gegen Privatpersonen gerichteten Streitschriften müsse er frei bekennen, daß er oft heftiger und schärfer gewesen sey, als es sich für einen Lehrer der Religion gezieme: er gebe sich nicht für einen Heiligen aus und wolle seine Natur nicht vertheidigen, aber in Betreff der von ihm erkannten Lehre könne er nicht widerrufen.

„Weil ich ein Mensch und nicht Gott bin, kann ich meinen Büchlein nicht anders helfen, noch sie (anders) vertheidigen, denn mein HErr und Heiland Jesus Christus Seiner Lehre gethan hat, welcher, da er, von dem Hohenpriester Hannas um seine Lehre gefragt, von des Hohenpriesters Knecht einen Backenstreich empfangen hatte, sprach: Habe ich übel gered't, so beweis't es, daß es böse sey! Hat nun der HErr, welcher wußte, daß er nicht konnte irren, sich nicht geweigert, Zeugniß wider seine Lehre zu hören, auch von einem geringen, schnöden Knecht, — wie vielmehr ich, der ich Erde und Asche (bin) und leichtlich irren kann, soll begehren und erwarten, ob Jemand Zeugniß wider meine Lehre geben wollte? Darum bitte ich durch die Barmherzigkeit Gottes Ew. Kaiserliche Majestät, Kur- und Fürstliche Gnaden, oder wer es thun kann, er sey hohes oder niedriges Standes, wollen Zeugniß geben und mich mit apostolischen und prophetischen Schriften überweisen, daß ich geirrt habe. Alsdann, so ich deß überzeugt werde, will ich ganz willig und bereit seyn, allen Irrthum zu widerrufen und der Erste seyn, der meine Bücher in's Feuer wirft."

Da ihm aber durch den Official erklärt wurde, daß man nicht mit ihm disputiren könne, sondern daß er rund heraus sagen solle, ob er widerrufen wolle, oder nicht, so erklärte Luther mit Entschiedenheit: „Weil denn Ew. Kaiserliche Majestät und Kurfürstliche und Fürstliche Gnaden eine schlichte, einfältige, richtige Antwort begehren, so will ich die geben, so weder Hörner, noch Zähne haben soll: Es sey denn, daß ich mit Zeugnissen der h. Schrift oder mit öffentlichen klaren und hellen Gründen und Ursachen überwunden und überweiset werde — denn ich gläube weder dem Papst, noch den Concilien alleine nicht, weil es am Tage und offenbar ist, daß sie oft geirrt haben und ihnen selbst widerwärtig sind (sich selbst widersprochen haben) — und ich also mit den Sprüchen, die von mir angezogen sind, überzeugt und mein Gewissen in Gottes Wort gefangen sey: — so kann und will ich nichts widerrufen, weil weder sicher, noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe

ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!"

Nachdem er diese Rede auf Begehren auch lateinisch wiederholt hatte, ließ man ihn gehen und gab ihm zwei Begleiter mit, bei deren Anblick sich im Vorplatze ein Getümmel erhob und viele Edelleute laut riefen, ob er etwa gefangen geführt werde? worauf Luther sie beruhigte und getrost in seine Herberge zurückkehrte.

Am folgenden Tage hielten die Fürsten mit ihren Theologen Berathschlagungen, kamen jedoch immer nur auf die Nothwendigkeit des Widerrufs zurück. Ohne aber ihr Gutachten abzuwarten, eröffnete der Kaiser, den natürlich die vorübergehende Erscheinung und Rede des Reformators nicht hatte andern Sinnes machen können, den Ständen in einem Schreiben vom 19. April, daß er als Nachkomme deutscher Kaiser, spanischer Könige und österreichischer Fürsten, welche alle die entschiedensten Vertheidiger und Beschirmer der römischen Kirche gewesen, fest entschlossen sey, die Kirche zu erhalten und Leib und Leben, Reich und Herrschaft daran zu setzen, daß dieses Mönches gottloses Vorhaben nicht weiter um sich greife und der deutschen Nation Schande bringe. Er wolle ihn daher nicht weiter hören und gebiete, daß derselbe mit sicherem Geleite zurückgebracht und dann gegen ihn als offenbaren Ketzer verfahren werden solle.

In den Berathungen über dieses Schreiben, äußerten einige Stimmen, daß man den Luther so behandeln solle, wie einst den Huß; allein selbst Herzog Georg von Sachsen und Pfalzgraf Ludwig bei Rhein erklärten sich gegen diese Meinung, weil Deutschland zu viel Schande und Unrecht aus jenem Verfahren gehabt hätte, als daß die Wiederholung desselben gerathen seyn könnte. Selbst der Kaiser soll eine solche Anmuthung mit den Worten zurückgewiesen haben: „Ich will nicht mit Sigismund erröthen!" und „wenn Treue und Glauben aus der Welt entweichen, so müssen sie bei mir eine Zuflucht haben!" Ja er genehmigte sogar den vermittelnden Vorschlag, Luther'n noch drei Tage weitere Bedenkzeit zu geben, während welcher ein Ausschuß von Fürsten, Bischöffen und Doctoren mit ihm wegen des Widerrufs unterhandeln sollten. Allein Luther's Gewissen hielt sich zu fest durch Gottes Wort gebunden, als daß er hätte nachgeben können. Und als ihn der Erzbischoff von Trier aufforderte, selbst einen Ausweg anzugeben, antwortete er: er kenne keinen andern Rath, als den Gamaliel's: „Ist das Werk aus den Menschen, so wird es bald untergehen; ist's aber aus Gott, so werdet ihr es nicht dämpfen!"

Als hierauf einige Doctoren (darunter Peutinger) den Vorschlag machten, die Entscheidung einem Concil zu überlassen, damit der Kaiser eines eigenen Ausspruchs überhoben wäre, — ein Vorschlag, dessen Annahme Luther'n bei der Schwierigkeit, ein Concil zu Stande zu bringen, noch auf weit hinaus unangefochten gelassen hätte, — so wollte sich Luther „in der Aufrichtigkeit seines Gemüths" zu diesem Winkelzug nicht hergeben, sondern bat einfach um seine Entlassung.

Nachdem Luther'n das freie Geleit auf noch 21 Tage erstreckt worden war, machte er sich am 26. April auf den Rückweg, und richtete am zweiten Tag darauf von Friedberg aus ein Schreiben an den Kaiser und eines an die Reichsstände, worin er darthat, daß er nicht widerlegt, sondern bloß verurtheilt sey. Kurz nachher verließ der Kurfürst von Sachsen den Reichstag, und noch andere Fürsten, darunter der Kurfürst Ludwig von der Pfalz, folgten seinem Beispiel. Nun erst (am 26. Mai) erschien ein, den vier noch gebliebenen Kurfürsten geschickt abgewonnenes und auf den 8. Mai (als auf einen Tag, da die Versammlung noch vollständig war) zurückdatirtes, von Aleander in höchst leidenschaftlicher Sprache abgefaßtes kaiserliches Edict, worin Luther zur Vollziehung des vom Papst verhängten Bannes in die Acht und Aberacht erklärt, seine Bücher zum Feuer verdammt, ihr Verkauf verpönt und Jedermänniglich geboten wurde, Luther'n nach abgelaufenem Geleit wohlverwahrt an den Kaiser abzuliefern.

Allein dieser Blitz und Schlag traf nicht: denn bereits war Luther durch die Fürsorge seines Landesherrn in Sicherheit. Denn um den Gebannten und Geächteten den Nachstellungen seiner Feinde zu entziehen, ohne ihn öffentlich schützen und dadurch sich geradezu gegen Kaiser und Reich ungehorsam zeigen zu müssen, hatte ihn Friedrich der Weise heimlich auf die Wartburg bei Eisenach bringen lassen. Ohnedieß wurde die Acht, ungeachtet der ihr angehängten Strafandrohung gegen die, welche ihm Beistand leisten würden, nirgends in Deutschland beachtet; selbst seine Schriften fanden nur um so mehr Abgang und bloß in Köln und Wien bereitwillige Hände, sie zu verbrennen.

Der geheime Plan des Kurfürsten, Luther'n in Sicherheit zu bringen, war schon zu Worms kurz vor Luther's Rückreise mit demselben verabredet worden.

Auf dieser Rückreise wurde Luther in allen Orten, durch welche er kam, selbst in Abteien, mit Ehren empfangen, und wo sich Gelegenheit gab, predigte er, ohne sich an das kaiserliche Verbot zu kehren, weil er hierin nur Gott gehorchen zu müssen glaubte. Als er von Möhra aus, wo er Verwandte besucht hatte, am 4. Mai vor Waltershausen (in Thüringen) ankam, schickte er seine Reisegefährten in dieses Städtchen voraus und nur Nicolaus von Amsdorf war bei ihm im Wagen. Eben fuhren sie in einem Hohlwege, da sprengten zwei Edelleute mit ihren Knechten herbei und fielen den Pferden in die Zügel, rißen Luther'n scheinbar gewaltthätig aus dem Wagen und ließen ihm Reiterkleidung anlegen. Dann setzten sie ihn auf ein Pferd und ritten mit ihm in der Nacht auf die Wartburg. Dort mußte er sich unter dem Namen Junker Georg (Jörgen) verborgen halten, bekam Bücher und Schreibmaterialien und Kost und Pflege vom Schloßverwalter. Der Kurfürst selbst wußte diesen seinen Aufenthalt nicht und wollte absichtlich nicht darum wissen. In Deutschland aber verbreitete sich das Gerücht, Luther sey durch Mord aus dem Wege geräumt worden, und wurde von den Meisten geglaubt. Die Trauer darüber sprach Albrecht Dürer von Nürnberg, der zu Luther's entschiedenen Bewunderern gehörte, in seinem Tagebuch mit den Worten aus: „O Gott, ist Luther todt, wer wird uns hinfür das heilige Evangelium so klar fürtragen? O ihr frommen Christenmenschen alle, helft mir fleißig beweinen diesen gottgeistigen Menschen und Gott bitten, daß er uns einen andern erleuchteten Mann sende!" — Späterhin wurde zwar Luther's Aufenthalt bekannt, doch ohne ihm Gefahr zu bringen, da Niemand den Bann und die Acht berücksichtigte.

8. Des Kaisers Entfernung aus Deutschland. Das deutsche Reichsregiment. Ferdinand Statthalter. Leo's Tod und Hadrian's VI fruchtlose Reformbestrebungen. Die 100 Beschwerden der Reichsstände. Tod Hadrian's. — Luther's Thätigkeit auf der Wartburg. Positivere Begründung seiner reformatorischen Wirksamkeit.

Nach dem Schlusse des Reichstags begab sich der Kaiser auf lange Zeit nach Spanien und überließ die Regierung der deutschen Lande dem vom Reichstag angeordneten Reichsregiment, d. i. einem Collegium von Reichsständen, worin der Kaiser durch einen Statthalter in der Person seines jüngern Bruders Ferdinand mit zwei Räthen, und das Kurfürstencollegium durch einen der Kurfürsten mit fünf Räthen, desgleichen die übrigen Stände durch einen geistlichen und weltlichen Reichsfürsten, einen Grafen, einen Prälaten, zwei Städteabgeordnete und sechs Ritter und Doctoren vertreten waren, und das zu Nürnberg seinen Sitz hatte. Es hatte jedoch eine sehr beschränkte Gewalt,

indem es in wichtigen Fällen an das Kurfürstencollegium oder an einen ohne den Kaiser abzuhaltenden Reichstag gebunden war, indeß der Kaiser sich in den wichtigsten Angelegenheiten die eigene Entscheidung vorbehielt.

Dieses Reichsregiment konnte demnach schon wegen Mangels an freier Bewegung und hinreichender Vollziehungsmittel gegen Luther und seinen Anhang nicht viel ausrichten, am wenigsten da, wo die Behörden der einzelnen Länder für Luther gestimmt waren. Dazu kam, daß Ferdinand, erst 18. Jahre alt, in Spanien erzogen und ohne Kunde der deutschen Sprache war, so daß ihm Pfalzgraf Friedrich als Gehülfe beigeordnet werden mußte, der noch dazu nachher sich als ein Freund der Reformation erwies.

So erfolgte weder von Seite des Kaisers, der acht Jahre lang in Spanien blieb, noch von Seite des Reichsregiments etwas wesentlich Hemmendes, und da auch Leo X in diesem Jahre starb, und sein Nachfolger, der edle und redliche, aber staatsunkluge Hadrian VI, ein geborner Deutscher, bei seinem übrigens wohlgemeinten Streben, selbst eine Reformation und zwar zunächst des päpstlichen Hofes vorzunehmen, es weder den Deutschen, noch den Italienern zu Dank machte: so konnte die von Luther begonnene Reformation sich immer weiter ausbreiten, und des Spaniers Valdez' Weissagung, daß der Achtspruch, den man an Leo's Hof für das „Ende der Tragödie" angesehen hatte, nicht das Ende, sondern erst der Anfang derselben seyn werde, gieng in Erfüllung.

Hadrian VI, geboren zu Utrecht, Sohn eines Handwerkers, gebildet unter Hegius zu Deventer, nachher zu Paris, war zuerst Professor der Theologie an der Universität Löwen, wurde wegen seiner Gelehrsamkeit und Frömmigkeit Lehrer Karl's V, dann zum Bischoff von Tortosa und Cardinal erhoben und im Januar 1522 zum Papst erwählt. Als solcher bildete er mit seiner schlichten Einfalt, geringen Weltbildung und völligen Unbekanntschaft mit der Politik und Diplomatie gegen den feinen, in allen Kirchenregierungskünsten gewandten Leo den größten Contrast. Er erkannte viele Gebrechen der Kirche (wie er denn selbst noch früher als Luther, den Mißbrauch des Ablasses angegriffen hatte) und fühlte sich berufen, vor Allem die Mißbräuche am päpstlichen Hofe abzustellen, um dadurch, wie er glaubte, den Klagen der

Gegner allen Grund, somit der lutherischen Reformation, die ihm auf seinem theologischen Standpuncte nichts desto weniger als eine verdammenswerthe Ketzerei erschien, allen Boden zu entziehen. Er machte daher an seinem Hofe die äußersten Einschränkungen, lebte ganz zurückgezogen und streng ascetisch, bewies sich allen schöngeistigen Bestrebungen abhold (indem er z. B. beim Anblick der nicht lange zuvor, 1506, aufgefundenen, vom Papst Julius II angekauften Gruppe des Laokoon gleichgültig sagte: „das sind Götzenbilder der Alten!") und fieng an, alle auf Gelderwerb gerichteten hierarchischen Einrichtungen zu beschränken, und bei vorkommender Gelegenheit die Aemter mit frommen und gelehrten Männern zu besetzen. Dadurch zog er sich den Spott und Haß der Italiener zu. Cardinal Pucci erklärte ihm geradezu, es sey eine vergebliche Hoffnung, die Lutheraner durch eine Reform des päpstlichen Hofes zu bekehren, vielmehr würde dieses Verfahren ihren Behauptungen in den Augen des Volkes nur noch mehr Gewicht geben und sie gewissermaßen bestätigen.

Hadrian ließ sich in seiner Weise zu reformiren nicht irre machen; ja als sich im Jahr 1522 die deutschen Reichsstände zu Nürnberg versammelten, ließ er daselbst durch seinen Legaten einen Vortrag halten, in welchem er in der unumwundensten Sprache das Verderbniß der herrschenden Kirche, das von dem Haupt zu den Gliedern gedrungen sey, bloß legte und eine gründliche Reformation versprach, dagegen aber von den Ständen forderte, zur Unterdrückung der lutherischen Ketzerei mitzuwirken. Allein gerade dieses ehrliche päpstliche Bekenntniß ermuthigte die Reichsstände, sich gegen den päpstlichen Stuhl in 100 Artikeln über die, von Seite Rom's, durch vielfache Verletzung der Concordate bewiesene Mißachtung der deutschen Kirche zu beschweren und auf ein freies Concil auf deutschem Boden, und zwar in einer ansehnlichen Stadt, anzutragen.

Die Unzufriedenheit der Italiener mit diesem Papste stieg dadurch nur noch höher: er wurde von allen Seiten mit Schmähschriften überhäuft und jede seiner noch so gutgemeinten Absichten hintertrieben, so daß der edle Mann, von Kummer gedrückt, schon am 14. Sept. 1523 starb und als Beweis dasteht, daß es selbst nicht in des Kirchenoberhaupts Macht allein lag, eine Besserung der Kirche und des Papstthums zu Stande zu bringen.

Er erhielt von seinen wenigen Freunden die Grabschrift: „Hier liegt Hadrian VI, der es für das größte Unglück gehalten, daß er re-

gierte!" — Und ein späteres Denkmal, das ihm der einzige Kardinal, den er ernannt hatte, errichten ließ, enthielt die von Hadrian selbst oft im Munde geführten Worte: „Wie viel kommt es auch für den besten redlichsten Mann darauf an, in welche Zeit sein Leben fällt!"

Unterdessen war Luther auf der Wartburg nicht müßig gewesen. In der Stille des Asyls, in dessen Beschränkung sein an beständige Thätigkeit gewöhnter Geist sich ungern fügte, konnte er den Grundgedanken seines Lebens desto innerlicher verarbeiten, und bald sollte die Welt erfahren, daß der Todtgeglaubte noch lebe und seine Wirksamkeit nicht minder groß wäre. Denn von diesem „Patmos" aus, wie er seinen Aufenthalt nannte, setzte er sein Reformationswerk dadurch fort, daß er nicht nur Briefe und Abhandlungen ausgehen ließ, sondern auch das Neue Testament zu übersetzen begann, ja überhaupt den Plan zur Uebersetzung der ganzen heiligen Schrift aus den Grundsprachen faßte, — einen Plan, den er in der Folge auch ausführte (K. 4, 9).

Welch' eine Gewalt das Wort des gebannten und geächteten Mannes selbst aus seiner Verborgenheit heraus auf manchen Gegner übte, beweis't seine Schrift „Wider den Abgott zu Halle." Diese wurde dadurch veranlaßt, daß der leichtsinnige Kur-Erzbischoff Albrecht von Mainz die Abwesenheit Luther's benützte und, auf Acht und Bannbulle sich stützend, in Halle, wo er auch ein Hoflager hatte, von Neuem den Ablaß in alter Weise predigen ließ, worauf ihm Luther in einem derben Briefe drohte, daß er, wenn er den Ablaßunfug nicht sogleich abstellen würde, jene Schrift wider ihn werde drucken lassen, um zu zeigen, welch' ein Unterschied „zwischen einem Bischoff und einem Wolfe" sey. Wie ein Schulknabe vor seinem Zuchtmeister erschrocken, stand der Kur-Erzbischoff unverweilt von seinem Beginnen ab und versprach in seiner Antwort an Luther, sich „dergestalt zu halten und zu zeigen, wie es einem frommen, geistlichen und christlichen Fürsten zustehe." Luther erkannte wohl, daß dieses nur die Sprache der Heuchelei war und machte darüber dem Beichtvater desselben, Capito, der ihm diese Antwort an die Hand gegeben hatte, ernste Vorwürfe. — Zu den Schriften, die Luther auf der Wartburg schrieb, gehört auch die Schrift über die Beichte, die Schrift über Klostergelübde, seine Kirchenpostille und die Auslegung einiger Psalmen.

So entgieng Luther durch seinen Aufenthalt in jener Abgeschiedenheit auch der Gefahr einer verderblichen Wendung seiner innern Entwicklung, in so fern seine durch die Hitze des Kampfes

in die äußerste Spannung versetzte Seele, wenn sie nicht durch jene völlige Hingebung an den göttlichen Stoff der Schriftoffenbarung zu tieferer positiver Begründung geistlicher Erkenntniß gelangt wäre, leicht hätte nur beim Niederreißen bleiben und nicht zum Aufbauen kommen können, — leicht sich hätte in subjectiver Einseitigkeit verlieren und die andere objective Seite der christlichen Wahrheit sich ihm völlig verschließen können. Denn bis dahin hatte ihm sein vorherrschender Kampf gegen Hierarchie und schädliche Menschensatzung die Wichtigkeit des objectiven Daseyns der sichtbaren Kirche und deren innern Zusammenhang mit der unsichtbaren vielfach übersehen lassen, und aus diesem schiefen Sehwinkel subjectiver Auffassung heraus war ihm so manches maßlose Urtheil entschlüpft, das bei näherem Eingehen in die heil. Schrift und bei der weitern Fortbildung des daraufgegründeten Reformationsprincips theils von ihm selbst, theils von den ihm treugebliebenen reformatorischen Freunden berichtigt wurde.

Selbst Melanchthon, der in dem gleichen Jahre (1521) durch seine Loci communes rerum theologicarum d. i. durch ein unmittelbar aus der heil. Schrift zusammengestelltes Lehrgebäude des christlichen Glaubens die Reformation förderte, faßte in der ersten Ausgabe derselben einseitig nur die Lehre von der Sünde, dem Gesetz und Evangelium 2c. in's Auge, während er die Lehre von Gott, der Schöpfung, der Menschwerdung 2c. übergieng. Auch er blieb in diesem Buche anfangs nur bei der unsichtbaren Kirche (als der congregatio sanctorum et vere credentium, der Versammlung der Heiligen und wahrhaft Gläubigen) stehen, bis er in den spätern Ausgaben diesen Mangel ergänzte, also daß beide Reformatoren in der Folge die Zusammengehörigkeit der sichtbaren und der unsichtbaren Kirche festhielten und in dem Begriff der „Kirche" Geist und Leib, Wesen und Erscheinung zwar wohl unterschieden, aber nicht auseinanderrißen. (Das Verhältniß der unsichtbaren und der sichtbaren Kirche zu einander dachten sie sich nicht etwa in moderner Weise wie das Verhältniß zwischen Ideal und Wirklichkeit, also daß es etwa zwei verschiedene Kirchen wären, davon „die eine die wahre wäre, aber nicht wirklich existirte, die andere zwar existirte, aber nicht die wahre wäre", sondern die wahre Kirche existirte ihnen einerseits in den wahrhaft Gläubigen, anderseits in der reinen evangelischen Lehre und der geordneten Verwaltung der Sacramente. Als solche war ihnen die Kirche sowohl „Product des heil. Geistes und Organ der Wirksamkeit desselben", als auch „Sammlung der Gläubigen und [nach Matth. 13, 47 ff.] sammelnde Anstalt für den Glauben."

9. Cultusreformen in Wittenberg. Die Schwärmereien der Zwickauer Wiedertäufer. Karlstadt's Bilderstürmerei. Luther in Wittenberg zur Stillung der Unruhen. Steigendes Ansehen Luther's. Seine Bibelübersetzung und Ordnung des evangelischen Kirchenthums. Die Reformation Volkssache. Reformationseifer der Städte.

War aber die zu einem vertiefenden Studium nöthige Zurückgezogenheit, neben zwischeneintretenden Leibesbeschwerden und Gemüthsanfechtungen, seiner Entwicklung zum Positiven zuträglich, so sollten besonders noch heilsam demüthigende Erfahrungen durch Gefahren, die das ganze Reformationswerk in seinem innersten Bestande bedrohten, den Reformator von seiner Neigung zur Subjectivität gründlich befreien und seiner durch die Versenkung in den Schriftgrund aufkeimenden Befähigung zum positiven Aufbau den nöthigen Anstoß geben.

Luther selbst hatte bisher noch nicht geradezu eine Aenderung der bestehenden äußerlichen Kircheneinrichtungen gefordert, weil er der Ueberzeugung war, es werde sich bei zunehmender lebendiger Aneignung des Evangeliums allmählig aus dem Cultus von selbst alles das ausscheiden, was der heil. Schrift widerspricht. Diese Mäßigung aber beobachteten mehrere seiner Wittenberger Freunde nicht, sondern schafften ohne Rücksprache mit Luther in hastigem Eifer verschiedene Kirchengebräuche ab. Den Anfang mit solchen Aenderungen machten Luther's Ordensgenossen, die Augustiner, welche auf einem Klosterconvent gegen den Einspruch ihres Priors und mehrerer älteren Brüder durch Stimmenmehrheit nicht nur die „bezahlten Messen" aufhoben, die Bettelei einstellten, sondern auch die Ordensgelübde für nicht bindend erklärten, alles unter Berufung auf die heil. Schrift.

Obgleich nun Luther selber in frühern Abhandlungen die Schriftwidrigkeit der genannten Einrichtungen dargethan hatte, so äußerte er doch in einem Schreiben nach Wittenberg sein Bedenken über die rasche Aenderung so lang gewohnter Satzungen und wünschte, daß dergleichen Aenderungen nicht anders als in Folge einer im Volke bewirkten freien Ueberzeugung geschehen möchten.

Ein vom Kurfürsten der Universität abverlangtes Gutachten, an dem auch Melanchthon Theil hatte, stimmte indeß den Beschlüssen der Augustiner bei und von 1522 an wurde in dem Gottesdienste zu Wittenberg bei der Messe die deutsche Sprache eingeführt und die Anbetung der Hostie abgeschafft.

Aber dergleichen Reformen giengen der Ungeduld des Augustinermönchs Didymus und der leidenschaftlichen Verstandesschwärmerei des unklaren D. Karlstadt viel zu langsam: jener predigte gegen die Messe an sich und nannte sie einen „Götzendienst"; dieser gab das Zeichen zur Abschaffung des Cölibats, indem er, obgleich Priester, mit absichtlicher Aufsehen-Erregung in den Ehestand trat, (worin übrigens schon Plebanus in Meißen, Propst Seideler in Kemberg und Bernhardi in Feldkirch mit dem Beispiel vorangegangen waren). Weitergehend stürmte er mit Didymus und einem Haufen Bürger und Studenten in alle Kirchen, warf die Bilder hinaus, zertrümmerte die Altäre, schaffte die Messe ab, theilte das Abendmahl ohne vorhergehende Beichte in doppelter Gestalt aus, und setzte sich, als eine kurfürstliche Commission ein ermäßigendes Abkommen treffen wollte, in seinem Schwindelgeist über jede kirchliche Ordnung hinweg.

Der Unfug wurde noch größer durch die schwärmerischen Lehren der in Zwickau aufgekommenen Wiedertäufer (so genannt von ihrer Verwerfung der Kindertaufe und von ihrer Forderung an Erwachsene, sich noch einmal taufen zu lassen). Diesen gieng Luther im Reformiren nicht weit genug, und in völlig subjectiver Willkühr sich innerlicher Offenbarungen rühmend, stellten sie das sogenannte „innere Wort" oder „innere Licht" über die heilige Schrift. Ihr Haupt, der Tuchmacher Nicolaus Storch, behauptete ausgesandt zu seyn, das wahre Reich Christi auf Erden zu verwirklichen und umgab sich mit 12 Aposteln und 72 Jüngern. Ehe aber diese „neuen Propheten" noch die Ueberhand bekamen, wurden sie durch die Obrigkeit von Zwickau vertrieben. Ein Theil unter Thomas Münzer wandte sich nach Böhmen, ein Theil unter Storch und Magnus Stübner gieng nach Wittenberg, wo sie durch ihre fanatische Begeisterung das

Volk in solche Aufregung zu setzen wußten, daß selbst Melanchthon die Haltung verlor und dem Kurfürsten rieth, den Luther entscheiden zu lassen, an den auch diese Leute appellirt hatten. Dieser erkannte die Sache sogleich als eine die Autorität der heil. Schrift untergrabende Schwärmerei und rieth, die Leute auszuweisen, doch ohne physische Gewalt dabei zu gebrauchen. Allein sie wichen nicht, und auch der ganz von ihnen hingenommene Karlstadt trieb es mit seinen Gesellen täglich ärger.

Das Wesen des Anabaptismus jener Zeit bestand keineswegs in bloßer Verwerfung der Kindertaufe, sondern in einem bis zum Fanatismus gesteigerten Spiritualismus, welcher Geistliches und Weltliches zugleich durch den aus Christus ununterbrochen ausströmenden, in diesen Propheten vorgeblich wirkenden „Geist" den Entwicklungsgang der Reformation, der ihnen zu langsam vorkam, beschleunigen wollte. Es ist dasselbe idealistische Streben, das sowohl im ältesten christlichen Zeitalter, als auch im Mittelalter von Zeit zu Zeit hervorbrach und jetzt nur in einer neuen Form auftrat. Diese fanatisch-apokalyptischen Propheten oder „Geistler" traten in verschiedenen Gegenden auf und suchten eine kirchlich-bürgerliche Reformation der Massen, eine „Verbesserung für das Volk durch das Volk" zu Stande zu bringen. Ihre Grundsätze waren sehr verschieden, giengen aber nachher in Thomas Münzer am weitesten.

Schon jubelten viele Gegner der Reformation; auch Erasmus erinnerte an seine Prophezeihung und der Kurfürst sah sich auf's ärgste compromittirt. Da ließ sich Luther, ohne vor dem Wormser Edict und vor dem warnenden Verbot seines Landesherrn, der ihn außerhalb der Wartburg nicht schützen zu können erklärte, zu erschrecken, nicht länger zurückhalten, sondern eilte, sich unmittelbar und unbedingt unter Gottes Schutz stellend, am 3. März 1522 nach Wittenberg zurück, um den widerchristlichen Aufruhr zu dämpfen.

Unterwegs, von Borna aus, schrieb er an den Kurfürsten einen Brief, dessen Inhalt von Manchen als Ausdruck verwegenen Uebermuths und hochfahrenden Trotzes, von Andern als Beweis der heldenmüthigsten Glaubenszuversicht betrachtet wird. „Ich habe — schreibt er unter Anderm — Ew. kurf. Gnaden genug gethan, daß ich dieses Jahr (dem Feinde) gewichen bin. Der Teufel weiß fast (sehr) wohl, daß ich's aus keinem Zagen gethan habe. Er sah mein Herz wohl, da ich zu Worms einkam, daß, wenn ich hätte gewußt, daß so

viel Teufel auf mich gehalten hätten, als Ziegel auf den Dächern sind, wäre ich doch mitten unter sie gesprungen mit Freuden. — Und sintemal der Vater der abgründlichen Barmherzigkeit uns durch's Evangelium gemacht hat (zu) freudigen Herren über alle Teufel und Tod und uns gegeben hat den Reichthum der Zuversicht, daß wir dürfen zu ihm sagen: „herzliebster Vater! — (so) kann Ew. kurf. Gnaden selbst ermessen, daß es solchem Vater die höchste Schmach ist, wenn wir nicht so viel ihm vertrauen wollten, daß wir auch Herren über Herzog Georg's Zorn sind. Das weiß ich ja von mir wohl, wenn diese Sache zu Leipzig also stünde, wie zu Wittenberg, so wollte ich doch hineinreiten, wenn's gleich neun Tage eitel Herzoge Georg regnete, und ein jeglicher neunfach wüthender, als dieser ist. — Solches sey Ew. Gnaden geschrieben (in) der Meinung, daß Ew. Gnaden wisse, ich komme gen Wittenberg in gar viel einem höhern Schutz, denn des Kurfürsten. Ich hab's auch nicht im Sinn, von Ew. Gnaden Schutz zu begehren: ja ich halte, ich wollte Ew. Gnaden mehr schützen, denn sie mich schützen könnte. Dazu wenn ich wüßte, daß mich Ew. Gnaden könnte und wollte schützen, so wollt' ich nicht kommen. Dieser Sachen soll, noch kann kein Schwert rathen noch helfen: Gott muß allhie allein schaffen, ohne alles menschliche Sorgen und Zuthun. Darum wer am meisten glaubt, wird am meisten schützen. Dieweil ich denn nun spüre, daß Ew. kurf. Gnaden noch gar schwach ist im Glauben, kann ich (in) keinerlei (Weise) Ew. kurf. Gnaden für den Mann ansehen, der mich schützen oder retten könnte. — — Gott will und kann nicht leiden Ew. Gnaden (Sorgen) oder mein Sorgen; — da mag sich Ew. Gnaden darnach richten! Glaubt sie (Ew. Gnaden) nicht, so glaube doch ich, und muß Ew. Gnaden Unglauben seine Qual in Sorgen haben, wie sich's gebührt allen Ungläubigen zu leiden. Dieweil denn ich nicht will Ew. Gnaden folgen, so ist Ew. Gnaden vor Gott entschuldigt, so ich gefangen oder getödtet würde. Vor den Menschen soll Ew. Gnaden also sich halten, nämlich der Oberkeit als ein Kurfürst gehorsam seyn und kaiserliche Majestät lassen walten — nach Reichsordnung und ja nicht wehren, — ob sie mich fahen oder tödten will. Denn die (rechtmäßige) Gewalt soll Niemand brechen, noch (ihr) widerstehen, denn allein der, der sie eingesetzt hat, sonst ist sie Empörung und wider Gott. Werden sie (nämlich Kais. Majestät) so unvernünftig seyn und gebieten, daß Ew. Gnaden die Hand an mich lege, so will ich Ew. Gnaden schon sagen, was zu thun ist. Ich will Ew. Gnaden vor Gefahr und Schaden sicher halten, es gläube es Ew. Gnaden oder gläub's nicht. Hiemit befehle ich Ew. Gnaden in Gottes Gnaden. — — Es ist ein anderer Mann, denn Herzog Georg, mit dem ich handle: der kennet mich fast wohl, und ich kenne ihn nicht übel. Wenn Ew. kurf. Gnaden gläubte, so würde sie Gottes Herrlichkeit sehen. Weil Sie aber noch nichts gläubt, hat Sie auch noch nichts gesehen. Gott sey Lieb' und Lob in Ewigkeit. Amen!"

So spricht nur der, welcher sich im unmittelbarsten Schutze Gottes weiß, wenn auch, wie oft bei Luther, die natürliche Kraft und Gottes Kraft wie Zettel und Einschlag bei einem Gewirke sich finden.

Also erschien er unvermuthet in Wittenberg und betrat eine Woche hindurch täglich die Kanzel, auf der er in 8 Predigten voll Mäßigung und Schonung den wilden Sturm der „Schwarmgeister und Sacramentirer" beschwichtigte, so daß Karlstadt sich äußerlich eine Zeitlang ruhig verhielt, die geistestreiberischen Zwickauer Propheten aber (darunter auch Thomas Münzer, der sich wieder zu ihnen gefunden hatte) sich wenigstens aus Wittenberg entfernten, um sich aus der Ferne an Luther durch Schmähungen zu rächen.

Im ersten Sermon vertheidigte Luther die christliche Freiheit des Gewissens: er giebt zu, daß die Cultusformen allerdings nicht die Seligkeit zu Wege brächten, tadelt aber das Bestreben, die Nichtbeobachtung jener Formen erzwingen zu wollen: das gebe einen Glauben ohne Liebe, folglich nur einen Scheinglauben. — Im zweiten Sermon sagte er, auch er wünsche die Messe allenthalben abgethan: dennoch gebiete die Liebe, dabei nicht mit Gewalt zu verfahren; man hätte Gottes Wort allein wirken lassen sollen. Den Glauben könne man nicht eingießen, noch Jemand dazu bringen oder zwingen, sonst werde Heuchelei und Gleißnerei daraus entstehen. „Wo ihr also verharret und wollet euch nicht lenken lassen, so wisset, daß ich nicht will bei euch stehen: ich will euch dürre abgesagt haben! Die Liebe erfordert's, daß du Mitleid habest mit den Schwachen, bis sie auch im Glauben stärker werden. Also haben alle Apostel gethan. Summa Summarum: predigen will ich's, sagen will ich's, schreiben will ich's, aber zwingen, dringen mit Gewalt will ich Niemand, denn der Glaube will willig, ungenöthigt angezogen werden. — Wenn ich hätte mit Ungemach (äußerer Gewalt) (ver)fahren, ich wollte Deutschland in ein groß Blutvergießen gebracht haben; ja ich wollte zu Worms ein Spiel angerichtet haben, daß der Kaiser nicht sicher wäre gewesen. Aber was wäre es? Narrenspiel wäre es gewesen und ein Verderbniß an Leib und Seele! — Was meinet ihr wohl, daß der Teufel gedenkt, wenn man das mit Rumor ausrichten will? Er sitzet hinter der Hölle und denket: o wie sollen nun die Narren ein so feines Spiel machen! Aber dann so geschieht ihm leid, wenn wir allein das Wort (Gottes) treiben und das allein wirken lassen. Das ist allmächtig, das nimmt gefangen die Herzen, und wenn die gefangen sind, so muß das (Außen-) Werk hintennach von selbst zerfallen! — Darum soll man (sagt er im 5. Sermon) keine Neuerung aufrichten, das Evangelium sey denn durch und durch erkannt!" — — In Betreff der Bil-

derstürmerei erklärt er in der 4. Predigt, nur der Mißbrauch habe die Bilder schädlich gemacht; dennoch seyen sie nicht zu verwerfen. Wenn man alles verwerfen wolle, was man mißbrauchen könne, wo würde man da hinkommen! (In einer spätern Schrift sagt er, Crucifixe und Gemälde als Gedenk- und Zeugen-Bilder seyen nicht nur zu dulden, sondern auch löblich und ehrlich. Unwillkührlich mache man sich ja auch beim Lesen und Hören einer Sache innerlich ein Bild der gelesenen und gehörten Sache oder Person, warum es denn Sünde seyn solle, wenn man das Bild auch vor die leiblichen Augen stelle?")

Der Sieg über Karlstadt und seine Genossen hob Luther's Ansehen noch mehr, ja das Volk, das sich so leicht an Persönliches und Aeußerliches hängt, räumte seinem Urtheil eine Autorität ein, wie Römischgesinnte sie nur immer den Kirchenvätern oder dem Papste zuschreiben, so daß Luther selbst in jener seiner „Vermahnung an alle Christen" lauten Einspruch dagegen that.

„Zum Ersten — schreibt er — bitt' ich, man wolle meines Namens schweigen, und sich nicht lutherisch, sondern Christen heißen. Was ist Luther? Ist doch die Lehre nicht mein; so bin ich auch für Niemand gekreuzigt. Nicht also, liebe Freunde! lasset uns tilgen die parteiischen Namen und Christen heißen (von Christus), deß Lehre wir haben. — Ich bin und will keines Meister seyn. Ich habe mit der Gemeine die einige gemeine Lehre Christi, der allein unser Meister ist."

Um so eifriger gieng er nun an den positiveren Ausbau seines Werks. Zuerst ließ er die Uebersetzung des Neuen Testaments drucken, die im Sept. 1522 erschien und einen so außerordentlichen Eindruck machte, daß Herzog Georg seinen Unterthanen befahl, alle Exemplare dieser Verdeutschung auszuliefern. Deßhalb gab Luther eine Schrift „Von weltlicher Obrigkeit" heraus, worin er nachweist, daß weltliche Obrigkeit zwar eine Ordnung Gottes sey, gegen die das Evangelium Gehorsam fordere, daß aber die weltliche Obrigkeit nicht die Macht habe, in das Gebiet des Glaubens und religiösen Gewissens einzugreifen. Thue sie das, so dürfe man nicht folgen, doch auch nicht mit Gewalt widerstehen, sondern solle lieber Unrecht leiden um Gottes Willen.

Im folgenden Jahr gieng Luther an die Uebersetzung des Alten Testaments, wobei ihm außer Melanchthon,

seine Freunde Cruciger, Bugenhagen (genannt Pomeranus) Justus Jonas und Aurogallus Beistand leisteten. Sie erschien schriftenweise und wurde im J. 1532 vollendet. Durch diese seine Bibelübersetzung, in welcher er seinem Volke die Urkunden, auf die des Christen Glaube ruht, in volksthümlicher Sprache in die Hände gab, machte er die Reformation unüberwindlich und wurde zugleich der Schöpfer der neuhochdeutschen Sprache.

Dr. Mathesius, Luther's Freund und nachmaliger Biograph, schrieb: „Dies ist der größten Wunderwerke eines, das unser Gott durch Dr. Martin Luther vor dem Ende der Welt hat ausgerichtet, daß er uns eine schöne deutsche Bibel läßt zurichten und redet und erklärt uns, was sein ewig göttliches Wesen und gnädiger Wille ist, in guten, derben (kräftigen) und verständlichen deutschen Worten." — Luther nahm keinen Heller Lohn dafür, sondern unterzog sich der schweren Arbeit „rein zu Gottes Ehren und zum Dienst der lieben Christen". — Ließ ihm auch der damalige Stand der Sprachforschung und das Streben nach volksthümlichem Ausdruck nicht allenthalben den vollkommen entsprechenden Ausdruck zu, so hat ihn doch in keiner von allen den Stellen, welche zur Seligkeit den Ausschlag geben, der Geist Gottes verlassen, und die Versuche einer Berichtigung nach dem heutigen Standpunct der Sprachkunde, können nur untergeordnete Beziehungen betreffen. Treffend bezeugt ein neuerer Beurtheiler den hohen Werth der Bibelübersetzung Luther's mit folgenden Worten: „Luther hat im Schrecken der Sünde und im Tröste des Evangeliums die Bibel übersetzt, und darum ist, wie die Bibel weltumgestaltend und weltbeherrschend, so die Uebersetzung sprachumgestaltend und sprachbeherrschend geworden."

Auch beförderte er nun selbst die Abänderungen im Gottesdienst, gab eine Anweisung zum Predigen und regelte den Kirchengesang, wobei er selbst das erste evangelische Lied dichtete. Der Kurfürst gab ungern nach und suchte wenigstens die Messe festzuhalten, weil die Entscheidung darüber dem zu erwartenden Concilium vorbehalten werden müsse. Allein Luther bestand auf ihrer Abschaffung, selbst das Domkapitel fügte sich zuletzt und der Kurfürst, ohnedies länger her an Leibesschwäche leidend, konnte nichts thun, als seine Mißbilligung zu erkennen geben und die Messe wenigstens in seiner Schloßkirche noch beibehalten.

Der in diese Zeit fallende scharfe Streit des Erasmus mit Luther über die Willensfreiheit, worin Beide von

einem entgegengesetzten Anschauungsgrund ausgiengen, hätte, wenn er früher eingetreten wäre, der Sache Luther's viel geschadet, wiewohl jener Vertreter einer ecclesia bonarum artium et honestorum morum weder die evangelische Reformation im Ganzen angriff, noch auch mit einem eigenen Entwurf zu einer römisch-katholischen Reform hervortrat. Nun aber, da Luther's Partei so groß und ihr Vertrauen auf ihn so unbedingt war, konnte ein solcher Angriff, wie meisterhaft er auch in dialectischer Beziehung war, die Verbreitung der Reformation nicht hindern: sie war Volkssache geworden. Gab es doch bereits sehr viele Städte, und darunter so wichtige, wie Nürnberg, Magdeburg, Frankfurt, wo man überall das Meßopfer abstellte, das Abendmahl in doppelter Gestalt austheilte, die Klöster und den Cölibat aufhob und die evangelische Predigt einführte. Wo die Domkapitel nicht nachgeben wollten, mußten sie weichen, so daß es nicht allenthalben ohne Unruhe abgieng.

Das Reichsregiment konnte nichts hindern und selbst der Reichsstatthalter Ferdinand klagte in allen Briefen an seinen Bruder, den Kaiser, daß „Luther's Lehre im ganzen Reiche eingewurzelt sey, daß es keinen Menschen gebe, der nicht ein wenig davon angesteckt wäre," und daß, wenn der Kaiser nicht bald Einhalt thue, alle Mittel zu spät seyn würden.

„Ich fürchte — schreibt Ferdinand (1523) — es werde nicht in meiner Macht stehen, Abhülfe zu leisten, wie ich denn keine Mühe scheue und von Tagesanbruch bis Nachts berathschlage und mit dem Einen oder dem Andern verhandle, um die großen Uebel zu entfernen, die ich herannahen sehe." — In einem andern Briefe schreibt er: „Die lutherische Secte herrscht überall in diesem deutschen Lande so mächtig, daß schon die guten (römischen) Christen das Bekenntniß scheuen. Und wenn Gott und Ihr und der h. Vater nicht bald einschreiten, so ist zu fürchten, daß die Sache in die allerschlimmste Lage kommen werde."

Die frühsten und entscheidendsten Schritte für das von Luther aufgedeckte Evangelium that die Stadt Nürnberg, wo vorher schon Männer, wie Willibald Pirkheimer, Albrecht Dürer, Hans Sachs, sich auch so laut für Luther ausgesprochen hatten, und nun der kräftige und gelehrte Osiander schon 1522 die erste evangelische Predigt hielt und nach dem Vorgang der Wittenberger den neuen Gottesdienst mit voller Uebereinstimmung des Raths und der Bürgerschaft einführte. — Auf Frankfurt am Main hatte der warme

Reformationseifer des Ritters Hartmuth von Cronberg, (der seine Unterthanen, die Einwohner des in der Nähe von Frankfurt liegenden Städtchens Cronberg, zum evangelischen Glauben anleitete) einen großen Einfluß. — In Straßburg reformirten besonders Kaspar Hedio, Fabricius Capito und Martin Bucer. — Die Stadt Magdeburg bat den Kurfürsten Friedrich von Sachsen, ihr zu diesem Zweck den lutherisch gesinnten Domherrn Nicolaus von Amsdorf auf ein Jahr zu überlassen, und als das Reichsregiment entgegentreten wollte, nahm die Stadt 1500 Reiter in Sold, um nöthigenfalls Gewalt mit Gewalt abzuwehren, — ein Verfahren, das jedoch Luther mißbilligte.

10. Die Reformation der Schweiz in ihrem Anfange. Ulrich Zwingli. Sein Verhältniß zu Luther. Die Disputation Zwingli's mit Faber. Reformation des Kirchenwesens zu Zürich. Verbreitung derselben am Oberrhein und in andern oberdeutschen Städten.

Unterdeß hatte die Reformation auch in der Schweiz Boden gewonnen, wo ohnedieß schon frühe die gegen den Klerus gerichteten Bestrebungen des Jahrhunderts um sich gegriffen, auch die deutschen Poetenschulen durch den literarischen Einfluß des in Basel wirkenden Erasmus Eingang, und nachher Luther's Schriften so große Theilnahme gefunden hatten, daß im J. 1518 schon in Basel und Bern reformatorische Bestrebungen rege waren. Selbst in's Gebirg drang dieser Geist durch die aus Wittenberg zurückkehrenden Studierenden hie und da ein. Seit dem Jahr 1519 trat die Reformation auch in Zürich öffentlich hervor und zwar durch Ulrich **Zwingli**, dessen Wirken daselbst bis zum Jahr 1522 ein von Wittenberg sowohl, als von Basel und Bern unabhängiges und mehr für sich bestehendes war, wie denn auch beide Reformationsbewegungen, die lutherische und die zwinglische, in Bezug auf Gehalt und Umfang dessen, was sich bis zu dem letztgenannten Zeitpunct aus dem ersten gemeinsamen Grunde entwickelt hat, von wesentlicher Verschiedenheit sind.

Huldreich (Huldericus) **Zwingli**, geb. 1484, Sohn des Ammanns zu Wildhaus in der Grafschaft Toggenburg, erhielt seine humanistische Vorbildung bis zu seinem 15. Jahre zu Bern, ergab sich dann zu Wien den philosophischen Studien und erhielt nach deren Vollendung eine Lehrerstelle in Basel, wo er daneben von dem durch seine freie theologische Richtung berühmten Thomas Wyttenbach tiefer in das Studium der Klassiker eingeführt wurde.

So kam sein Geist mehr auf dem Wege der Wissenschaft, als auf dem schwerer innerer Kämpfe, welchen Luther geführt wurde, zu seiner theologischen Erkenntniß, zu welcher jedoch bald das Forschen in der Schrift hinzutrat, deren Urtext ihm die Mißbräuche der herrschenden Kirche noch schärfer erkennen ließ. Der Ruf von seiner Gelehrsamkeit verschaffte ihm schon in seinem 22. Jahre die Anstellung als Prediger in Glarus, wo er von 1506—1516 das Studium der Klassiker sowohl, als der h. Schrift fortsetzte, welche letztere seinem vorherrschenden subjectiven Verstand einen festeren Halt gab, wenn sie auch sich demselben in verschiedenen Beziehungen fügen mußte. Bereits im J. 1516 erklärte er dem Cardinalbischoff Schinner von Sitten unverholen, daß das Papstthum in der Schrift keinen Grund habe. Dabei aber beschäftigten ihn schon länger her auch die politischen Verhältnisse, da die Kriege in Italien damals die Schweiz in große Bewegung setzten und die kriegslustige Jugend dahin zogen, so daß selbst Zwingli seine kriegerische Gemeinde in's Feld (gen Marignano) hatte begleiten müssen. Die Ueberhandnahme des Reißlaufens und das allgemeine Nehmen von Sold und Jahrgeldern von auswärtigen Mächten und die daraus für das Land entstehenden Nachtheile (XVIII. 3, 2. a. C.) bestimmten ihn, seine Stimme gegen dieses Unwesen zu erheben und nachher selber auf die päpstliche Pension zu verzichten, die er deßhalb eine Zeit lang bezogen hatte. Dieser sein Widerstand zog ihm Verfolgungen von der französisch gesinnten Partei in Glarus zu; um ihnen zu entgehen, folgte er der Einladung des der Reformrichtung zugethanen Klosterpflegers Diebold von Geroldseck und nahm eine Leutpriesterstelle in Mariä Einsiedeln an (1516). Hier wurde er durch den Anblick der vielen Tausende, die zu dem Marienbild in Einsiedeln wallfahrteten, bewogen, das Volk daselbst zu belehren, daß Gott überall den suchenden Herzen nahe sey und daß es nur Einen Erlöser von Sünde und Tod gebe. Als hierauf im J. 1518 ein päpstlicher Ablaßkrämer, Namens Bernardino Samson aus Mailand, nach Schwyz kam und es wie Tetzel machte, predigte Zwingli so gegen ihn, daß derselbe Schwyz verlassen mußte. Zwingli nahm hierauf einen Ruf als Leutpriester am Münster in Zürich an, dem einzigen eidgenössischen Hauptorte, der keine französischen Jahrgelder mehr annahm. Hier nun trat er vom 1. Jan. 1519 an gegen die politischen und kirchlichen Mißbräuche mit offener Entschiedenheit auf, so daß es ihm zunächst gelang, die Ablaßverkäufer fern zu halten, wobei ihn sogar seine bischöffliche Behörde zu Constanz unterstützte. Seine Predigten, worin er ganze Bücher der h. Schrift im Zusammenhang erklärte, waren von so eindringlicher Wirksamkeit, daß der Zürcher Rath schon 1520 Reform-vorbereitende Verordnungen erließ. Auch nahm Zwingli nun nähere Kenntniß von Luther's Sache und vertheidigte ihn gegen die päpstliche Bulle. Daß er bis zum Jahr 1519 ganz unabhängig von Luther seinen Reformweg gegangen war, sagte er nachher

selbst mit folgenden Worten: „Ich hab angehebt zu predgen, ehe ich den Luter je hab ghört nennen. Zu Anfang des Jahrs 1519 hatte Nieman by us (in Zürich) von dem Luter üzid gewüsset, usgenommen, daß von dem Ablaß etwas usgegangen was von ihm, das mich wenig lerete: dann ich vorhin von dem Ablaß bericht was, wie es ein Betrug und Farbe wär', us einer Disputation (von Wyttenbach); dannenhar mich des Luters Gschrift aus derselben Zyt wenig gholfen hat." Dabei zollte er aber Luther'n volle Anerkennung: „Luter (schrieb er) ist so ein treffenlicher Stryter Gottes, der da mit so großem Ernst die Gschrift durchfündelet, als dheiner in tusend Jahren auf Erden je gsyn ist; und mit dem manlichen, unbewegten Gmüt, damit er den Papst von Rom angegriffen hat, ist ihm dheiner nie glych worden. — Weß ist aber söliche That? Er selbst spricht: Gottes! Noch will ich Luter's Namen nit tragen; denn ich siner Lehr' gar wenig gelesen hab. Was ich aber gelesen hab, so viel Dogmata, Lehr' und Meinungen und Sinn der Gschrift an- (be) trifft (denn siner Spänen nimm ich mich nit an), das ist gemeinlich so wohl besehen und gegründt im Wort Gottes, daß nit möglich ist, daß dhein Creatur umkehr'." — Auch als Zwingli Luther's Werk näher kennen lernte, blieb er mehr für sich stehend, da der ganze Kreis, in welchem er sich bewegte, nicht bloß ein engerer, sondern auch ein ganz „anderer" war.

Während Luther durch Reinigung des Glaubens auf die Umgestaltung des sittlichen Lebens zu wirken strebte und in seiner monarchischen Gesinnung nur so viel am Bestehenden änderte, als sich mit dem klaren Worte Gottes nicht vereinbaren ließ, indem er die Kirche nur reinigen und von unbegründeten Zusätzen und Verunstaltungen befreien wollte: — wollte Zwingli gleich von vorne herein und unmittelbar die Sitten bessern, und gieng in seiner republikanischen Gesinnung darauf aus, durch völlige Umstoßung alles Bestehenden die Kirche auf die Idee der Gemeinde zu gründen und zugleich die Eidgenossenschaft auf ihre ursprünglichen Grundsätze zurückzuführen.

Da die neuen Grundsätze schon in vielen eidgenössischen Orten, namentlich in Bern durch Haller, in Basel durch Oekolampadius (Hausschein) Eingang fanden, so trat Lucern entgegen und suchte durch den Bischoff von Constanz (aus dem Hause Landenberg) die Reformation zu unterdrücken, vertrieb den Dr. Myconius, der in Lucern zu lehren begonnen hatte, und gewann die Tagsatzung für Verwerfung der Anträge von eilf schweizerischen Reformatoren; nur Zürich blieb standhaft. So lange Zwingli daselbst die äußere Kirchenordnung noch nicht berührt hatte, hatte ihn — wäh-

rend Luther schon längst in Bann und Acht war — sein Bischoff gewähren lassen, damit nur die Werbung der schweizerischen Mannschaft, deren der päpstliche Hof bedurfte, nicht gestört wurde. Als man aber zu Zürich im März 1522 die Fasten brach, da forderte der Bischoff endlich den Züricher Rath auf, die Ceremonien der Kirche aufrecht zu erhalten. Der große Rath erließ hierauf eine Weisung an die Prediger, sich auf der Kanzel und bei Disputationen zu mäßigen. Als aber Zwingli den feurigen Franciscanermönch Franz Lambert von Avignon, der, obwohl schon für Luther gestimmt, doch die Ceremonien und die Anrufung der Heiligen beibehalten wissen wollte, in einer deßfalls angestellten öffentlichen Disputation durch Aussprüche der Schrift so vollkommen überzeugte, daß derselbe die Hände emporhebend Gott dankte und gelobte, ihn allein anzurufen und allen Rosenkränzen zu entsagen: da gebot der Rath, daß künftig nichts anderes, als „das reine Wort Gottes" in der Stadt gepredigt werden solle.

Zwar erließ der Bischoff ein verdammendes Decret dagegen; allein Zwingli erklärte, die Gemeinde und an ihrer Stelle der Rath habe im Einverständniß mit den Dienern der Kirche allein das Recht, die nothwendigen kirchlichen Einrichtungen zu treffen. So sah er also nicht bloß in politischer Beziehung das Recht der Gesammtheit in dem freistädtischen Rathe dargestellt, sondern er schrieb ihm auch in kirchlicher Beziehung die höchste Gewalt zu, gründete also seine Kirche und ihre Verfassung auf den Begriff der Gemeinde, als deren Diener er auch den Geistlichen betrachtete, — eine Annahme, durch die sich sein Kirchenbau wesentlich von dem Luther's unterschied, der (von einem frühern oben K. 4, 5. a. E. berührten Irrthum zurückgekehrt) den Prediger und Seelsorger als Diener Gottes an die Gemeinde und dessen Amt als eine göttliche Einsetzung betrachtete, in so fern nämlich Gott das Evangelium, das der Geistliche zu verkündigen, und die Sacramente, die er zu spenden hat, als Mittel gab, durch welche Gott den heiligen Geist mittheilt.

Da sich indeß noch Anhänger der alten Kirche in Zürich fanden, welche in Zwingli einen Ketzer sahen, so suchte der Rath der Uneinigkeit durch ein von ihm angeordnetes Religionsgespräch ein Ende zu machen. Dieser am 29. Jan. 1523 gehaltenen Disputation, wobei Zwingli 67 Thesen aufstellte, wohnten auch bischöffliche Abgeordnete bei, unter welchen sich auch der Generalvicar Faber befand. Da sich dieser auch in die Disputation hineinziehen ließ und sich rühmte, einst einem gefangenen Prediger die Anrufung der Heiligen aus der Schrift nachgewiesen zu haben, so forderte ihn Zwingli auf, diesen Beweis hier auf dieser Stelle noch einmal zu führen. Als sich der Generalvicar bei seinem Beweisversuch stark verwickelte, ward er von Zwingli aus der h. Schrift so vollständig geschlagen, daß der Rath Zwingli's Lehre bestätigte und die Geistlichkeit anwies, nichts zu lehren, was sich nicht aus der h. Schrift beweisen ließe.

Und nun kam die Reformation des zürcherischen Kirchenwesens durch Aufhebung der Klöster, Abschaffung des Cölibats &c. erst recht in Gang. (Auch Zwingli heirathete im folgenden Jahre, und zwar die Wittwe Hans Meyer's von Knonau.) Als sich dabei Streit über die Bilderverehrung und über die Messe erhob, so berief der Rath abermals eine kirchliche Versammlung (im Oct. 1523), um die Verwerfung beider Puncte zu beantragen, und da fast Niemand zu opponiren wagte, so befahl der Rath allen Geistlichen, nicht wider die Abschaffung derselben zu predigen; Zwingli aber arbeitete eine Instruction für die Geistlichen aus, welche ein Symbol der reformirten Kirche der Schweiz wurde.

Hiemit war die Trennung von der römischen Kirche vollzogen und das von Zwingli aufgestellte Prinzip der Gründung der Kirche auf den Begriff der Gemeinde practisch geworden. Denn nun wurden auch ferner keine Neuerungen anders eingeführt, als bis man des Erfolgs „durch den ausgesprochenen Beifall der städtischen Gemeinde" sicher war.

Da diese Bewegungen gegen die römische Kirche in der Schweiz immer weiter um sich griffen, so betrieben Faber und Eck die Abhaltung eines Religionsgesprächs zu Baden im Aargau (1526), in welchem Haller und Oekolampadius den Gegnern den Sieg nicht einräumten, so daß nun dem Beispiele Zürich's im Reformiren zunächst die Städte Basel, St. Gallen, Bern und Mühlhausen folgten, von wo aus sich dann Zwingli's Reform auch am Oberrhein und in verschiedenen Orten Oberdeutschland's und zwar durch Bucer und Capito in Straßburg, Lindau, Memmingen, Ulm, Augsburg, Kostnitz, Reutlingen verbreitete, während die ältern Cantone Lucern, Uri, Schwyz und Unterwalden, Zug und Freiburg zusammentraten, um die alte Kirche zu erhalten.

5. Kapitel.

Fortgang der Reformation durch innere Kämpfe und äußere schwere Läuterungen.

1. Der Nürnberger Reichsabschied v. 1523. Die katholische Separat-Convention zu Regensburg und Anfang zur öffentlichen Spaltung unter den Reichsständen in drei Parteien. Die ersten protestantischen Märtyrer. Versammlung der Reichsstädte zu Speyer zur Einführung der Reformation. Reformerklärung Philipp's v. Hessen und Casimir's von Brandenburg.

Hatte der Nürnberger Reichstag v. 1522 durch Zurückweisung der Aufforderung Hadrian's zur Vollziehung des Wormser Edicts die Ohnmacht des Papstthums dargethan, so schienen zwar die Beschlüsse des nächstfolgenden Reichstags von 1523 ein günstigeres Ergebniß für den Papst zu haben, in so fern die Stände im Reichsabschied sich verpflichteten, die Presse zu überwachen und dem Achtsedicte nachzukommen. Allein der Zusatz „so viel ihnen möglich" ließ erkennen, daß es auch fernerhin werde unvollzogen bleiben, und da der Reichstag zugleich seine Forderung eines allgemeinen freien Conciliums der Christenheit erneuerte und zu diesem Zweck demnächst eine Vorberathungsversammlung zu Speyer zu halten beschloß, so war sowohl der Papst, als auch der Kaiser mit diesem Ausgang höchst unzufrieden; der Letztere verbot in einem eigenen Schreiben diese Versammlung und bestand auf unbedingtem Vollzug der Acht gegen den Mann, der an Bosheit dem Mahommed gleich sey.

Zwar wurde die Wirkung dieses kaiserlichen Schreibens durch eine neue, das Verfahren des Kaisers und Reichsregiments äußerst kühn strafende Volksschrift Luther's größtentheils entkräftet; indeß unterblieb doch jene Versammlung; dagegen schloßen die Fürsten von Oesterreich und Bayern mit zwölf Bischöffen eine Separat-Convention zu Regensburg, welche, neben Abschaffung einzelner Mißbräuche, die Aufrechthaltung des alten Gottesdienstes, durch Aufstellung von Agenten zur Anzeige ketzerischer Regungen, durch gegenseitige Auslieferung der Flüchtigen und überhaupt durch gegenseitige Hülfe gegen etwaige

Empörungen zum Zweck hatte. Wie uneinig aber die Gegner Luther's im Allgemeinen waren, zeigt der Umstand, daß selbst die heftigsten darunter, der Kurfürst Joachim von Brandenburg und der Herzog Georg von Sachsen, so wie die drei geistlichen Kurfürsten, sich von jenem Regensburger Bündniß fern hielten. So war dasselbe der erste Anfang zur öffentlichen Spaltung unter den Ständen, die nunmehr in drei Parteien zerfielen, von denen die eine die „römische Scheinreform", die zweite eine „katholische Halbreform", die dritte die „evangelische Reformation" darstellte.

In Folge jener Regensburger Verabredungen wurden nun in Oesterreich, Bayern, Franken, Schwaben und am Oberrhein geschärftere Maaßregeln gegen die Lutherischgesinnten ergriffen; dennoch schlugen alle Versuche zur gewaltsamen Unterdrückung der neuen Lehre zum Gegentheil aus: der standhafte Zeugenmuth der Getödteten und Eingekerkerten trug, wie alles Märtyrerthum, seine gewöhnlichen Früchte in der dadurch hervorgebrachten Stärkung und Ausbreitung dessen, was man auf diesem Wege vertilgen will.

In Ofen und Prag loderten die Scheiterhaufen zum Schutze des Papstthums; in Wien wurde unter andern Kaspar Tauber verbrannt; in Schwaben wurden einige Prediger von einem Ketzermeister an Bäume aufgehängt; in Brüssel hatten schon einige Zeit zuvor zwei Lutheraner, Namens Johannes und Henricus ihren Glauben mit dem Feuertod besiegelt; zu Mehldorf in Süddithmarschen wurde der sanfte und edle Heinrich von Zütphen, der zuvor Prediger in Bremen gewesen war, auf das schrecklichste zu Tode gemartert, so daß in ganz Deutschland die größte Theilnahme sich kund that und Luther ihn selig prieß. Als auch in Miltenberg einige getödtet, andere eingekerkert wurden, erließ Luther ein Trostschreiben an diese Gemeinde, worin er ihr räth, keinen Gedanken an Rache zu hegen, noch ihren Feinden Arges zu wünschen, sondern herzliches Erbarmen gegen sie anzuziehen: die Gegner hätten ihnen dadurch nur genützt, sich selbst arg geschadet.

Dem Regensburger Bündniß gegenüber traten daher von Seiten der Evangelischen zunächst die Reichsstädte in einer Versammlung zu Speyer zusammen und vereinigten sich dahin, daß in ihren Gebieten das Evangelium lauter und ohne menschliche Zusätze solle verkündiget werden. Auch der Land=

graf Philipp von Hessen, genannt der Großmüthige, der durch Luther's Schriften und in einer persönlichen Zusammenkunft mit Melanchthon für die Reformation gewonnen worden war, erklärte sich — zu großem Verdrusse seines Schwiegervaters, des Herzogs Georg von Sachsen, — am 18. Juli 1524 öffentlich für freie Verkündigung des Evangeliums in seinen Landen, und hatte hierin den Markgrafen Casimir von Brandenburg zum Nachfolger, welcher am 1. Oct. desselben Jahrs in seinem Landtagsabschiede die gleiche Erklärung erließ.

2. Beginn des Sacramentstreits. Luther im Kampf mit dem politisch-socialen Umwälzungsgeist jener Zeit. Ursachen des Bauernkriegs: die süddeutschen Bauernunruhen; Sickingen's Ausgang; Thomas Münzer's Umtriebe.

Während so im Aeußern sich für und gegen die Reformation die Keime künftiger Kämpfe verbreiteten, sollten auch aus dem Innern heraus, was sich an Fremdartigem, Unlauterem, dem Lebensbestande des neuen Kirchenorganismus Schädlichem angesammelt hatte, in gefährlichen Aeußerungen hervorbrechen, und es sich zeigen, ob das neue Leben so viel Kraft habe, die bösartigsten Fieberstürme zu überwinden.

Seit der Beschwichtigung des Wittenberger Bildersturms hatte Karlstadt zwar eine Zeit lang sich ruhig verhalten, aber nichts desto weniger seinen subjectiven Spiritualismus nicht aufgegeben, so daß er im zweiten Jahre darauf mit Luther in einen heftigen Streit gerieth, in Folge dessen er aus Wittenberg verwiesen wurde. Er trieb hierauf — seit dem Anfang des Jahres 1524 — sein Wesen in Orlamünde und begann durch seine Läugnung des Mysteriums im Abendmahl den verhängnißvollen Sacramentstreit, in welchem Luther bald nachher auch mit schärferen und nüchterneren Geistern, als Karlstadt war, in einen Gegensatz gerathen sollte, der auf die Entwicklung der evangelischen Kirche den hemmendsten Einfluß hatte.

Sein Kampf mit dem Fanatiker Karlstadt war zwar zugleich ein persönlicher; deßungeachtet erhebt sich auch hier Luther über das Persönliche, indem er schrieb: „Ich bitte eure Evangelisten (Evangeliumsverkündiger), daß sie euch von Luther und Carlstadt (hinweg-) weisen und immer nur auf Chri-

stum richten, nicht aber, wie Karlstadt, bloß auf die Werke Christi", wodurch Christus zu einem bloßen „Exempel" herabgewürdigt werde, was doch „das geringste Stück an Christo" sey und worin derselbe andern Heiligen gleiche, da doch Christus vielmehr „ein Geschenk Gottes" sey, „Gottes Kraft" und uns gegeben zur „Weisheit, Gerechtigkeit, Erlösung und Heiligung": — ein Verständniß, das sich jenen sogenannten himmlischen Propheten (nämlich den Zwickauer Wiedertäufern, mit denen Karlstadt in steter Verbindung war) niemals erschlossen habe. — Und in einer andern Streitschrift zeigt er, daß diese „Rottengeister" mit ihrem Bilderstürmen, Kirchen- und Sakramentbrechen nur sich und ihre eitle Ehre suchten, und vom Glauben und dem h. Geiste nie etwas gefühlt hätten, ja daß sie im Grunde aus dem Christenthum in's Judenthum, aus dem Evangelium Christi in das Gesetz Mosis zurückgefallen seyen.

Daß das niederreißende Treiben dieser falschen Geister, denen gerade das Hauptstück der christlichen Lehre eine Nebensache war, bald auch in das politische Gebiet übergreifen würde, sahen Viele voraus, und selbst Luther verhehlte es sich keineswegs, vielmehr hatte er schon im Jahr 1522, als er die ersten Spuren davon entdeckte, in einer eigenen „Vermahnung an alle Christen, sich vor Aufruhr und Empörung zu hüten", demselben zu begegnen gesucht.

„Kein Aufruhr, heißt es in dieser Schrift, ist recht, wie gerechte Sache er haben mag: es folgt allezeit mehr Schaden, als Besserung daraus. Ich halte und will es allezeit halten mit dem Theil, der Aufruhr leidet, wie ungerechte Sache er immer haben möge, und zuwider seyn dem Theil, der Aufruhr macht, wie gerechte Sache er immer habe." Aber Fürsten und Obrigkeit müßten auch ihre Pflicht thun, um zu keinem Aufruhr Veranlassung zu geben und „nicht den armen Mann schinden und ihren Muthwillen an Gottes Wort büßen." — Während er hierauf zum Theil in grellen Ausdrücken die Unbilden der Fürsten rügt, stellt er anderseits das Bild eines wahrhaft christlichen Fürsten auf, in dessen Amte er vorzüglich die sittliche Bedeutung hervorhebt.

Nichts desto weniger sollte Luther, wie er in den kirchlichen Umwälzungsbestrebungen Karlstadt's und der Wiedertäufer einen dogmatischen Gegensatz bekämpfte, nun auch auf anderer Seite einen politisch-socialen Revolutionsgeist zu bekämpfen haben, und bei diesem Kampfe nicht frei von dem Schmerze bleiben, den derjenige empfindet, der durch Unvorsichtigkeit das Entstehen eines Unheils zwar nicht veranlaßt, aber doch der Stärke

seines Ausbruchs freilich ohne es zu wollen, indirecte Nahrung gegeben hat. Denn unläugbar hatte die nicht selten ungemessene Heftigkeit der Sprache, mit der er in seinen Schriften die geistlichen wie weltlichen Großen strafte, von Anfang an zur größern Aufregung des Volks beigetragen, so daß bei denen, welche der Sache des Evangeliums ohne innere, aus bußfertigem Glauben kommende Theilnahme zufielen, die in der ungebrochenen Natur des Menschen vorhandene Neigung zur Selbsthülfe nicht geringe Nahrung fand. Und so wie bei'm Beginn der reformatorischen Bewegung in dem Mißverstehen der wahren christlichen Freiheit ein Theil des Ritterstandes unter der Leitung Sickingen's und seiner Freunde vorausgegangen war und das, was nur vom Geistlichen galt, auf das Politische übertragen hatte: so faßte jetzt besonders der in verschiedenen Gegenden Deutschlands von der Leibeigenschaft gedrückte Bauernstand das, was er von „christlicher Freiheit" vernommen, in fleischlichem Sinne auf, und indem er sie mit bürgerlicher Freiheit verwechselte, zeigte er in Gegenden, wo theils das Beispiel der Ritter vorangegangen war, da, wo jene vom einfachen Evangelium abgefallenen Schwarmgeister hinkamen, sich um so leichter zu Empörungen geneigt, je länger er in seinen menschlichen und bürgerlichen Rechten zurückgesetzt worden war. Dieß war namentlich im Südwesten Deutschlands der Fall, wo so viele kleine, meist geistliche Fürsten regierten und wo die von ihren Feudalherren gedrückten Bauern schon im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts sich zur Erringung eines leichtern Looses mehrmalige Aufstände gegen ihre Obrigkeiten erlaubt und dabei jedesmal die Religion mit eingemischt hatten.

Bereits oben (K. 4, 4) ist erwähnt worden, daß dem Ritter Franz von Sickingen und seinen Freunden zu ihren politischen Umwälzungsbestrebungen, durch welche sie die gesunkene Macht und die Güter der Ritterschaft auf Kosten der geistlichen Fürsten wieder emporbringen wollten, Luther's Sache eine wesentliche Beihülfe abgeben zu können schien, daß aber Luther den guten Sinn hatte, sich ihrer Einladung zu genauerer Verbindung mit ihnen auf's entschiedenste zu entziehen, ohne auch nur im mindesten zu wanken. „Ich möchte nicht, schrieb er, daß man das Evangelium mit Gewalt verfechte: durch das Wort ist die Welt überwunden worden, durch das Wort ist die Kirche erhalten, durch das Wort wird

sie auch wieder in Stand kommen." Vollends aber mißbilligte er die rohen Artikel eines von dem (pseudonymen) Ritter „Karsthans" und seinen Genossen gegen den Papst und die „Pfaffen" geschlossenen Bündnisses. — Würde sich Luther hierin von politischen Tendenzen nicht ganz rein gehalten haben, so würde er und seine Sache ähnlichem Verderben unterlegen seyn, welchem Sickingen und seine Sache unterlag. Als dieser nämlich in seiner Fehde gegen den von ihm schwer beleidigten Kur-Erzbischoff von Trier und gegen dessen Bundesgenossen, den Landgrafen Philipp von Hessen und Pfalzgrafen vom Rhein, sich vor der Uebermacht auf seine Veste Landstuhl zurückzog, wo ihn die Fürsten belagerten, wurde er durch einen, von einem Schuß aus einer Nothschlange zerschmetterten Balken, davon ihm ein Stück in die Seite fuhr, tödtlich verwundet und die Veste mußte sich übergeben. Die eindringenden Fürsten fanden ihn im Burggewölbe sterbend. Auf die Frage seines Kaplans, ob er noch zu beichten verlange, antwortete er: „Ich habe Gott in meinem Herzen gebeichtet!" Während die drei Fürsten mit entblößtem Haupt knieend für seine Seele beteten, verschied Sickingen (7. Mai 1523). — Sein von ihm bisher beschützter Freund Ulrich von Hutten flüchtete sich nach Sickingen's Tod nach Basel, fand aber weder dort, noch in Mühlhausen und Zürich eine Zufluchtsstätte, und starb von Allen verlassen noch in demselben Jahre auf der Insel Ufnau (Aufenau) im Zürchersee, an einer bösen, ihn schon lange quälenden Krankheit in einem Alter von 35 Jahren.

Die ersten Anfänge der süddeutschen Bauernunruhen (in Franken, Schwaben und am Rhein) finden sich schon in der Zeit Kaiser Friedrich's III, da im fränkischen Dorfe Nielashausen durch die Bußpredigten Hans von Böheim, genannt das Pfeiferhänslein oder der Pauker, sich ein vom Geist des rohsten Fanatismus beherrschter Aufstand gegen „Pfaffenthum" und Fürstendruck erhob, aber mit der Hinrichtung ihres Urhebers endete. — Ein größerer Aufruhr war der sogenannte Bundschuh, der zuerst 1493 im Elsaß, dann 1505 bei Speyer und 1513 im Breisgau sich erhob und jedesmal durch Hinrichtungen gedämpft wurde. Die Pläne des Bundschuh's zielten auf Abschaffung der Leibeigenschaft, der Fürsten und des römischen Rechts, auf Freigebung von Jagd, Wald und Fischerei, auf Abstellung der Zölle und Steuern und auf Zerstörung der Klöster. Dabei mußte jeder Bundesgenoß täglich 5 Paternoster und 5 Ave Maria auf den Knieen beten! — Ein Zweig dieser Bauernverschwörung war der sogenannte arme Konrad oder Kunz — im Württembergischen Remsthal, der aber durch einen Vertrag beigelegt wurde.

Als mit Sickingen's Fall die revolutionären Entwürfe der Ritter dahinfielen, wurde der Geist der Unruhe unter den Bauern am Rhein und in Schwaben, rege, da nicht nur ein Theil von ihnen schon von Sickingen zur Theilnahme an der Bewegung gegen Trier aufgefordert worden war, sondern auch vorzüglich

darum, weil das Feuer der Unruhen noch von zwei andern Seiten her geschürt wurde. Es war nämlich der seine Unterthanen vergewaltigende Herzog Ulrich von Württemberg seit 1519 vom schwäbischen Bunde (XVII. 4, 3. a. E.) aus seinem Lande vertrieben worden; weil aber Kaiser Karl V mit den österreichisch-deutschen Ländern auch das schwäbische Land seinem Bruder Ferdinand gab, so verlangten die Schwaben lieber nach ihrem Herzog, der von der Schweizergränze aus sein ihm entrissenes Herzogthum wieder zu erobern drohte, weßhalb sich zu seinen Gunsten im Jahr 1523 ein Bauernaufstand im Hegau und Klettgau bildete. Zwar wurde er vom schwäbischen Bunde bald wieder unterdrückt; doch blieb eine Gährung zurück. Diese aber wurde nun anderseits durch den wiedertäuferischen Schwärmer Thomas Münzer genährt, einen Mann von vieler Schriftbelesenheit und Beredtsamkeit, aber dabei heuchlerischem und herrschsüchtigem Wesen, der aus Neid Luther'n heftig schmähte und, göttlicher Offenbarung sich rühmend, auf den Umsturz des geistlichen und weltlichen Regiments ausgieng, weßhalb er die Landleute durch die Aussicht auf Freiheit von Abgaben und Frohnden für seine eigensüchtigen Zwecke zu gewinnen suchte. Anfangs trieb er sein Wesen zu Altstädt in Thüringen, in dessen Nähe er einen Wallfahrtsort zerstört hatte. Von dort verwiesen, zog er weiter, und nachdem er auch aus Nürnberg vertrieben worden war, wandte er sich nach Waldshut und streute von dort aus den bösen Samen seiner schwärmerischen Lehren aus; darauf kehrte er über Fulda wieder nach Thüringen zurück, um dort von Neuem sein Unwesen zu beginnen.

Zwar hatten länger her die reformatorischen Bewegungen durch ihre Erschütterung des in der Kirche Bestehenden, und durch die Forderung und Verkündigung der Freiheit des Evangeliums die altbestehende Unzufriedenheit des Landbauers und niedrigen Handarbeiters in den Städten mit seiner gedrückten Lage vermehrt, und da die geistlichen und weltlichen Verhältnisse, besonders in den genannten Gegenden so ineinander verschlungen waren, und geistlicher Druck mit bürgerlichem Hand in Hand gieng, so lag der Uebergang der Bewegung aus dem geistlichen Gebiet in das weltliche nur zu nahe, und zwar vorzüglich da, wo von Seiten der geistlichen Obrigkeit die religiösen Neuerungen mit Gewalt gehemmt wurden. Wenn nun auch die idealistischen Träume, wieder-

täuferischer Weltumgestaltung sich mit den Zwecken des Bauernaufstandes nur theilweise vermischten und dieser, wie oben gezeigt, auch einen andern weit zurückgreifenden Entstehungsgrund hatte, so trägt doch die Propaganda der an allen Ecken und Enden hervortretenden Wiedertäufer eine Hauptschuld, daß die aufrührerische Bewegung einen so bösartigen Character annahm. Hatte doch Münzer schon in Altstädt unter andern Schmähungen gegen die Fürsten drucken lassen: „Siehe zu, die Grundsuppe des Wuchers, der Dieberei und Räuberei sind unsere Fürsten und Herren, nehmen alle Creaturen zum Eigenthum: die Fische im Wasser, die Vögel in der Luft, das Gewächs auf Erden muß alles ihnen seyn!" — Die fränkischen und schwäbischen Landleute lehrte er ausdrücklich „keine Schlösser zu dulden", — und an die Mansfelder Bergleute schrieb er späterhin: „Lasset euer Schwert nicht kalt werden! schmiedet Pinkepank auf dem Amboß Nimrod, werft ihnen (den Herren) den Thurm zu Boden: es ist nicht möglich, weil sie leben, daß ihr der menschlichen Furcht sollt los werden. Man kann euch von Gott nichts sagen, so lange sie über euch regieren! Dran, dran, dran, die ihr Tag habt! Gott gehet euch vor(an), folget!" — Auch geht aus seinem Bekenntniß hervor, daß sein und seiner Gesellen Wahlspruch war: „Omnia sunt communia, d. i. alle Dinge sollen gemein seyn und Jedem nach seiner Nothdurft davon zugetheilt werden." (Also hier schon das Vorbild des Communismus!)

3. Ausbruch des Bauernkriegs: sein Ziel. Der Aufstand in Schwaben. Die zwölf Artikel der Bauernschaft. Luther's Ermahnungen an die Obrigkeit und an die Bauernschaft. Verbreitung des Aufstandes. Die Prädicanten der Münzer'schen Richtung. Plünderungs- und Zerstörungslust der Bauern. Die Rottenführer. Die Gräuelthat in Weinsberg. Götz von Berlichingen. Theilnahme der Bürger in manchen Städten. Münzer in Mühlhausen.

So brach denn am ersten Tag des Jahres 1525 zunächst die Flamme des oberdeutschen Bauernaufstandes aus, der in kurzer Zeit in den großen Bauernkrieg übergieng, in welchem Schwaben, Franken und die obern und mittlern Rheinlande, darauf ganz Thüringen bis in's Hessische, Braunschweigische und Meißnische hinein unter der blutigen Schreckensherrschaft der entzügelten Volksmasse und der fanatischen Führer derselben durch Mord, Brand, Raub und Zerstörung auf das gräulichste verheert wurden. Aus dem ganzen Verlauf des Kriegs geht hervor, daß er eine überwiegend weltliche Revolution war, bei welcher dem Streben nach bürgerlicher Freiheit das der religiösen beigemischt war und ihm größtentheils zum Vorwand diente: das Ziel gieng,

wenn nicht geradezu auf Errichtung eines vierten Standes, so doch auf Erweiterung des dritten Standes durch Ausdehnung seiner Rechte auf eine größere Volksmasse.

Zuerst erhoben sich in Schwaben die Bauern des Abts von Kempten und die Bürger dieser Reichsstadt und erzwangen sich durch Zerstörung des Klosters Befreiung von herkömmlichen Leistungen. Im Nu verbreitete sich der Aufstand von der Donau bis zum Bodensee. Die Bauern bildeten drei große Haufen, von denen der eine im Allgau, der andere am Bodensee, der dritte an der Donau auf dem Ried stand. — Weil der schwäbische Bund eben wieder mit einer Rüstung gegen den von der Schweizergränze her abermals eindringenden Ulrich beschäftigt war, so suchte man die Bauern durch Unterhandlungen zu begütigen, die aber zu keinem Ziele führten, zumal die Bauern ihre Begehrungen noch in keine bestimmte Fassung zu bringen wußten. Als aber Herzog Ulrich wieder abgetrieben war, setzte sich der bei dem Reichsregimente angestellte österreichische Statthalter Georg Truchseß von Waldburg, ein strenger Aristokrat und Katholik, der sich schon 1514 bei der Bekämpfung des „armen Konrads" den Bauern furchtbar gezeigt hatte, als Anführer des bündischen Kriegsvolks, in Bewegung, überfiel den 8000 Mann starken Haufen an der Donau (zwischen Günzburg und Leipheim), sprengte einen Theil in den Strom und ließ die Rädelsführer aufknüpfen. Dann wandte er sich gegen den Seehaufen, der sich aber so tapfer schlug, daß Truchseß für gut fand, ihm einen Vergleich zu gewähren.

Noch ehe der Aufstand die Gränze von Schwaben überschritt, erschienen die Beschwerden der Bauernschaft in verschiedenen Druckschriften, darunter die zwölf Artikel der sogenannten „hellen, lichten, christlichen Haufen" sich am weitesten verbreiteten. Diese Schrift schickten die Bauern an Luther und forderten ihn auf, einen Ausspruch darüber zu thun, in der Meinung, er werde ihr Beginnen vertheidigen. Luther schrieb hierauf eine „Ermahnung zum Frieden", worin er zuerst mit rücksichtsloser Freimüthigkeit den Fürsten und Herren ihre üble Behandlung des armen Landvolks vorhält und diese als Veranlassung dieses Auf-

stands bezeichnet, dann sich an die Bauern wendet und sie ermahnt, nicht allen Geistern und Predigern zu glauben, den Balken im eig'nen Auge über dem Splitter des Nächsten nicht zu übersehen, kein Unrecht zu thun und sich nicht wider die von Gott verordnete Obrigkeit aufzulehnen, sondern ihre Sache einem Schiedsgericht aus dem Adel- und Bürgerstand zum Austrag zu überlassen.

Vier Wochen vor der Stellung jener Artikel hatten die oberschwäbischen Bauern einen sogenannten „Bundesvertrag" ausgehen lassen und sich darin für einen gütlichen Vergleich und gegen einen Aufstand ausgesprochen. Eine bestimmtere Ausführung davon waren nun die 12 Artikel, die wahrscheinlich einer ihrer Prediger gemacht hat. In der Einleitung verwahren sich die Bauern gegen die Anklagen derer, welche ihr Beginnen als „Frucht des neuen Evangeliums" darstellten, das doch nie Ursache einer Empörung seyn könne, sondern einig, friedlich und geduldig mache; man solle ihnen das Evangelium nicht vorenthalten; denn wer nach demselben leben wolle, den dürfe man nicht ungehorsam und aufrührerisch nennen. In den Artikeln selbst verlangten sie für ihre Gemeinden das Recht, sich christliche Lehrer zu setzen; Verwendung des Getreidezehnten auf den Pfarrer, auf die Armen und auf andere Gemeinbedürfnisse, dagegen Abschaffung des Viehzehnten; deßgleichen Abschaffung der Leibeigenschaft, wogegen sie im Uebrigen der Obrigkeit allen Gehorsam zu leisten versprachen; Antheil an Jagd, Vogel- und Fischfang und Schutz gegen Wildschaden; Rückgabe der ihren Gemeinden ohne Kauf genommenen Waldungen und entfremdeten Aecker und Wiesen; Minderung der Abgaben und Pachtgelder; Abstellung willkührlicher Strafen; endlich Abschaffung des Todfalls, d. i. des herkömmlichen Antheils der Herrschaft an jeder Erbschaft. Am Schlusse erboten sie sich, alle diejenigen Forderungen zurückzunehmen, deren Ungrund man ihnen aus der h. Schrift erweise und die überhaupt gegen Gott und die Nächstenliebe wären. — Einige dieser Artikel, namentlich den ersten und eilften, hielt Luther für gegründet, und ermahnte die Fürsten, den Bauernstand billig zu behandeln, sonst werde Gott Vergeltung über sie schütten. Den Bauern aber stellte er vor, daß sie sich mit Unrecht eine „christliche" Vereinigung nennten; sie hätten die Schrift und die Erfahrung gegen sich: denn Christus sage, wer das Schwert nehme, solle mit dem Schwert umkommen, und der Apostel fordere, eine jegliche Seele solle der Obrigkeit unterthan seyn. Der Einwand aber, die Obrigkeit sey unleidlich, sie wolle das Evangelium nicht zulassen und drücke zu hart durch Beschwerung zeitlicher Güter, — entschuldige keine Rotterei, noch Aufruhr. Nach göttlichem und menschlichem Recht könne Niemand sein eigener Richter seyn. Auf denen, welche sagten: „Lasset uns Böses thun, auf daß Gutes daraus entstehe", ruhe billig und recht die Verdammniß. Nicht Wieder-Unrecht thun, nicht Sich-rächen — sey des Christen Recht, sondern Selbstverläugnung, Leiden und Kreuz.

Nicht lange darauf schrieb Luther noch eine eigene „Widerlegung der 12 Artikel mit einer Vermahnung an die Obrigkeit und Bauernschaft“. Dann ermäßigt er z. B. ihre Forderung, sich selbst einen evangelischen Pfarrer wählen zu dürfen, dahin, daß er sagt, wenn die Pfarrgüter der Obrigkeit gehörten, sollten sie erst die Obrigkeit demüthig bitten, dieselben ihrem gewählten Pfarrer zuwenden zu dürfen; versage dieß die Obrigkeit, so sollten sie ihn aus ihrem eigenen Vermögen ernähren: denn sonst wäre jene eigenmächtige Verwendung des Pfarrguts ein Raub und Frevel. Auch dürften sie den der Obrigkeit gebührenden Zehnten nicht an sich reißen, um ihn den evangelischen Pfarrern oder den Armen zuzuwenden, das hieße die Obrigkeit absetzen und sich selbst zum Herren machen. Besonders nachdrücklich zeigt er ihnen, daß „die christliche Freiheit nicht fleischlich gemacht werden dürfe. „Auch ein Leibeigener — sagt er unter Anderm — kann wohl Christ seyn und christliche Freiheit haben, gleichwie ein Gefangener oder Kranker ein Christ ist und doch nicht frei ist. Es will dieser (euer dritter) Artikel alle Menschen gleich machen und aus dem geistlichen Reich Christi ein weltlich äußerliches Reich machen, welches unmöglich ist; denn weltlich Reich kann nicht stehen, wo nicht Ungleichheit ist in Personen.“

Auch **Melanchthon** schrieb wider die Bauern und that auf das überzeugendste dar, daß selbst eine gegründete Beschwerde gegen die Obrigkeit kein Recht zum Aufruhr geben könne. Er stellte dabei folgende mit Luther übereinstimmenden reformatorischen Grundsätze auf: „die Obrigkeit ist schuldig, das Evangelium rein predigen zu lassen; wenn aber eine Obrigkeit das nicht leiden wollte, dürfe kein Aufruhr erhoben werden, den Gott verboten habe, sondern jeder solle für sich seinen Glauben bekennen und ihn seinem Hausgesinde und wer ihn kennen lernen wolle, lesen; — wolle die Obrigkeit das nicht dulden, so dürfe man keine Rache oder Hülfe bei dem Haufen suchen; — wolle die Obrigkeit die Pfarrgüter nicht verabfolgen lassen, so solle man den evangelischen Lehrer auf eigne Kosten halten, und wenn auch dieses die Obrigkeit wehre, solle man doch nicht Aufruhr anrichten, sondern an andere Orte ziehen, wo man die rechte Lehre hören könne; — an falschen Lehrern solle man keine Gewalt üben, sondern sie meiden, da auch Christus nicht befohlen habe, den Pharisäern die Güter zu nehmen oder gar sie zu tödten, sondern nur ihre Lehre zu meiden. — Wo eine gottesfürchtige Obrigkeit das Evangelium predigen lassen wolle, so wäre es gut, wenn die Gemeinden ihre Pfarrer selbst wählen dürften, in welchem Fall aber auch dem Landesherrn das Aufsichtsrecht zustehen müsse, damit nichts Widerchristliches oder Aufrührerisches gepredigt werde; — der Obrigkeit den Zehnten zu verweigern, sey unrecht: „den Zehnten giebt man nicht aus Kraft des Alten Testaments, denn dasselbe verbindet uns nicht, sonderlich in Sachen, die da weltliche Ordnung und Regiment

betreffen; — christliche Freiheit bestehe im Herzen und lasse sich nicht mit leiblichen Augen sehen; äußerlich trage ein Christ geduldig und fröhlich alle weltliche und bürgerliche Ordnung, möge er leibeigen und unterthan oder edel und Regent seyn, nach sächsischem oder römischem Rechte leben. Dagegen solle die Obrigkeit um des Friedens willen den Unterthanen ihre Lasten erleichtern; sie solle die Bösen strafen, aber auch den Unschuldigen behülflich seyn, daß sie in Ruhe und Stille leben könnten; insbesondere solle sie die Gerichte recht bestellen und für eine gute Erziehung der Jugend sorgen.

Alle diese und ähnliche Ermahnungen der Reformatoren drangen nicht durch: denn die Gefahr nahm nur zu schnell eine furchtbare Gestalt an. Die Odenwälder zogen hinab in's Main= und Neckarland: bald schlug die Lohe in ganz Franken auf, namentlich im Deutschordischen, Hohenlohischen, Würzburgischen, ergriff das Aschaffenburgische und Mainzische, den Rheingau, das Bisthum Speyer, das Elsaß, die Schweiz, verbreitete sich bis in's Salzburgische, Steiermärkische, in's Inn= und Etschthal; sprang über in's Hessische, Thüringische, wo Münzer in Mühlhausen und auf dem Eichsfeld schürte, drang in's Münster'sche und glimmte selbst im preußischen Samland. Nur in Bayern, in einem großen Theil von Kursachsen und in den übrigen ostdeutschen Ländern (in denen Slaven den Grundstamm bilden) blieben die Bevölkerungen ruhig. — Die zusammengerotteten Schaaren hatten meist ein weißes Kreuz (im Gegensatz gegen das rothe der Bündischen) zum Abzeichen; daneben bestanden auch andere, z. B. das Glücksrad, eine Pflugschaar, ein Paar Dreschflegel ꝛc.

Auch die Bürger mancher Städte ergriff, nach dem Beispiel von Kempten, der Aufruhrschwindel, wie z. B. Rothenburg (wo Karlstadt schürte), Dinkelsbühl, Heilbronn, Memmingen, Wimpfen, Speyer, Worms, Frankfurt, Mühlhausen, wo überall die geistlichen Güter der Gegenstand des Gelüstens waren. In Städten, wo die Reformation schon Fuß gefaßt hatte, wie namentlich in Nürnberg und Straßburg, blieb Alles ruhig; andere, wie Schwäbischhall, widerstanden den Auf=

rührern mit rüstiger Entschlossenheit. Zu Erfurt nahm Eobanus Hessus Theil am Aufstand, während der edle Eberlin von Günzburg nicht ermüdete, vom Aufruhr abzumahnen.

Der ganzen Bewegung aber fehlte es an Einheit, die weder in einer Persönlichkeit, noch in der Berathung und Führung, sondern nur in der „gleichartigen dämonischen Stimmung" zu erkennen war, welche „ihre nächste Befriedigung im Toben und Zerstören" fand. Die Hauptheßer waren die sog. evangelischen Prädicanten der schwärmerischen (münzerischen) Richtung, welche meist als Feldschreiber mit den Bauern herumzogen; die Verkündiger der reinen Lehre aber, die gezwungen darunter waren (wie Schappler von Memmingen, Eberlin, Jak. Strauß u. a.), suchten zu dämpfen und wurden daher von den Bauern zuletzt selbst schwer verfolgt.

Im völligsten Abstand gegen die gemäßigte und christlich lautende Sprache der zwölf Artikel zeigte sich das wirkliche Thun der Bauern, das ganz von dem wilden Empörungsgeiste zeugt, den eine andere Druckschrift „an die Versammlung der gemeinen Bauernschaft" athmete. Die Gräuel, die sie und ihre Rottenführer verübten, erreichten in der Weinsberger Unthat ihren höchsten Gipfel, und vor ihrem Terrorismus wußten sich manche aus dem verfolgten Adel nur durch Concessionen oder gar durch den Uebertritt zu ihrer Partei zu retten.

Fast bloß auf thierischen Genuß ausgehend plünderten und zerstörten sie Klöster und Schlösser, vorzüglich, um in reichgefüllten Kellern sich toll und voll zu saufen, und was sie vom Wein nicht bewältigen konnten, wegzuschütten. So lagerte ein Haufe beim Kloster Eberbach vier Wochen lang, ohne nüchtern zu werden. Selbst die Bauernweiber rotteten sich an manchen Orten bewaffnet zusammen und schrieen nach „Plünderung der Pfaffenhäuser", oder waren mit Wagen bereit, die Beute wegzuführen. Ueberall in dem ganzen Treiben sprach sich kein erhebender Gedanke aus, sondern allenthalben war das Bild eller Gemeinheit wahrzunehmen, wie es von einer Menschenklasse, die man Jahrhunderte lang auf das gewissenloseste in der tiefsten Versäumniß und Verkümmerung gelassen hatte, nicht anders zu erwarten war. — Die Führer der vielen wilden Haufen waren meist verschuldete Wüstlinge und unter ihnen Jäcklin Rohrbach aus Böckingen bei Heilbronn, sein Schreiber Wendel

Hippler aus dem Hohenlohischen und Georg Metzler aus dem Odenwald die berüchtigtsten.

Es war am Morgen des ersten Ostertags (16. Apr.), als die Rotte Jäcklin's vor den Mauern von Weinsberg stand, wohin kurz zuvor Graf Ludwig von Helfenstein mit etwa 70 Reisigen von der österreichischen Regierung in Württemberg den Bürgern zu Hülfe gesandt worden war. Da aber die Bürger entweder nicht fest, oder nicht tapfer genug zu ihm standen, drangen die Bauern ein und nahmen den Grafen sammt seinen Rittern gefangen. — Der Bauernrath beschloß, zur Rache für die durch Truchseß gefallenen Brüder im Oberland, alle Fürsten, Edelleute und Pfaffen umzubringen, und gleich mit dem gefangenen Grafen den Anfang zu machen. Fußfällig bat seine Gemahlin mit ihrem zweijährigen Söhnlein auf dem Arm die Bauern um das Leben ihres Gatten: höhnend stieß man sie zurück, riß ihr das Geschmeide ab und verwundete ihr Kind mit einem Spieß. Dann wurde der Graf mit den übrigen Edelleuten von den Bauern umringt und gezwungen, im Kreise hin- und herlaufend wider die Spieße zu rennen, bis Alle, von tausend Stichen durchbohrt, niederfielen. Einer der Aufrührer, ein ehemaliger Diener des Grafen, Melchior Nunnenmacher, blies zu diesem Todeslaufe die Pfeife!

Diese Gräuelthat erschreckte selbst manchen Bauernanführer und Einige kamen daher auf den Gedanken, durch eine Verbindung mit dem Ritterstand ihrer Sache eine bessere Haltung zu geben. Nicht sowohl aus Menschlichkeit, als um seine weitgehenden Entwürfe zur Brechung der Fürstenmacht und zum völligen Umsturz der Reichsverfassung besser in's Werk setzen zu können, brachte der schlauberechnende Wendel Hippler, nach der Besetzung von Heilbronn, den dortigen Bauernrath, wiewohl mit Mühe, dahin, daß der biderbe Ritter **Götz von Berlichingen** (mit der eisernen Hand), der früherhin im Solde Herzog Ulrich's gegen den schwäbischen Bund gefochten hatte und sich gern noch an's Faustrecht hielt, zum Hauptmann gewählt wurde. Kurz zuvor hatte Götz dem Kurfürsten Ludwig von der Pfalz seine Hülfe gegen die Bauern angeboten; vergebens aber wartete er auf Antwort, weil seine Gattin und deren Schwiegermutter dieselbe aus Furcht vor den Bauern unterschlagen hatten. Als daher kurfürstlich Mainzische Räthe in ihn drangen, ihrem Herrn und den Fürsten zu Lieb zur Verhütung größern Uebels die Hauptmannschaft anzunehmen, und die Bauern ihm mit den Spießen drohten, nahm er, um sein Leben und seine Güter zu retten, diese Stelle auf vier Wochen an, kündigte aber vorher seinem Lehnsherrn, dem Bischoff von Würzburg, den Lehensverband auf. Weil aber die Bauern ihr Gegenversprechen, von Brand und Verwüstung abzustehen, nicht hielten, so trat Götz schon nach acht Tagen von seiner Hauptmannschaft ab, die nun Metzler übernahm. Götz mußte jedoch bei den Bauern bleiben, wurde auf's strengste bewacht und war in steter Lebensgefahr. Nichts desto weniger fuhr er fort, zur Ordnung zu

rathen, Unheil von seinen Standesgenossen möglichst abzuwenden und den Bauern über ihre Ausschweifungen Vorhalt zu machen, wiewohl vergebens: sie wollten sich durchaus keiner militärischen Zucht fügen, sondern nur plündern, schwelgen und die Herren spielen.

Unterdeß arbeitete Hippler daran, den Adel zu gewinnen, und wirklich ließen sich mehrere Grafen und Herren theils aus Furcht, wie zwei Grafen von Löwenstein und von Hohenlohe, theils in der Hoffnung, ihr Besitzthum auf Kosten des Klerus zu mehren, zu Verträgen mit den Bauern herbei; die meisten Herren, darunter mehrere Bischöffe, suchten sich durch Einräumungen zu schützen: denn wer es nicht that, dessen Schloß legten die Bauern in Asche. Der Graf von Werthheim gieng mit all' seinem Geschütz ganz zu den Bauern über; desgleichen ergriff der Graf von Henneberg freiwillig ihre Partei. — Der Bischoff von Würzburg hatte vor, ihnen zu widerstehen, als aber Metzler's Haufe im Anzug war und sich die Bürgerschaft der Stadt für die Bauern erklärte, war Widerstand unmöglich. Und obgleich diese Metzler'schen Bauern, bei denen auch Götz und Hippler waren, sich eine besonders feste Lagerordnung gegeben hatten, so überschritten sie dieselbe doch so arg, daß „die ganze Landschaft südlich vom Main vom Feuer geröthet war und 179 Schlösser mit 28 Klöstern in Flammen aufgiengen".

Auch die Württemberger Bauern stunden nun in Masse auf (25,000 an der Zahl), wollten sich aber den Odenwäldern nicht anschließen, „um ihr Land nicht zu verderben". Sie waren, wenn auch eben so erbost auf die Klerisei, doch nachsichtiger gegen den Adel. Obwohl sie demnach im Ganzen sich minder wild benahmen, als die Andern, so sollten sie doch zuerst die strafende Macht des schwäbischen Bundes zu fühlen bekommen.

Während sich auch in Hessen, in Fulda, in Hersberg und im Hennebergischen, wo überall Münzer vorgearbeitet hatte, die Bauern und Bürger im Aufruhr erhoben, stand es besonders im Thüringischen gefährlich. Dort hatte **Münzer** seinen bösen Samen am reichlichsten ausgestreut. Zu Mühlhausen wider den Willen der Bessern zum Prediger gewählt, hatte er die Errichtung des Gottesreichs mittels „Erniedrigung der Hoheiten und Gemeinschaft der Güter" verkündigt, die Einsetzung eines neuen Stadtraths aus seinen Anhängern erwirkt, und — nachdem er, nur stark im fertigen Reden und in großsprecherischen Aufrufen, aber feige zur That, sich durch einen zu jedem tollkühnen Frevel bereiten und ihm ergebenen Gehülfen, Namens Pfeiffer, einen ehemaligen Mönch, ergänzt hatte, — schickte er Briefe und Boten im Lande umher, und schürte dadurch,

besonders in Süddeutschland, die Flamme des Aufruhrs mächtig. Sein Hauptziel war Beseitigung der Fürstenmacht durch Vertreibung und Ermordung der „großen Hansen". Von weit und breit her strömten die Bauern nach Mühlhausen und sogen begierig seine verführerischen Reden ein.

Die Armen drangen in die Häuser der Reichen und forderten von ihnen „aus christlichem Recht", was ihnen beliebte, und wer nicht willig gab, wurde vergewaltigt. Stürmischer noch, als Münzer, drang Pfeiffer auf einen bewaffneten Auszug, dessen Ergebniß die Verwüstung von 25 Klöstern und große Beute war. Diese Züge wiederholten sich und wurden von den Bürgern von Nordhausen, Eisenach, Erfurt und von den Bauern im Mansfeldischen und Stolbergischen nachgeahmt, so daß eine Menge Schlösser und Klöster ausgeplündert und zertrümmert wurden. Dabei wurde (wie das überhaupt auch anderwärts, wo die Bauern sich erhoben, geschah) vorzüglich gegen die vorgefundenen Handschriften und Bücher gewüthet, so daß der Bauernkrieg auch der Literatur Deutschlands nicht geringen Schaden gethan hat.

4. Luther's Aufruf an die obrigkeitliche Gewalt zur Unterdrückung des Aufstands. Die Rüstungen der Fürsten und des schwäbischen Städtebunds. Unterdrückung des Aufstands in Schwaben und Franken durch Truchseß von Waldburg und Ludwig von der Pfalz, in Hessen und Thüringen durch Landgraf Philipp und seine Verbündeten. Ausgang Münzer's in Frankenhausen. Harte Bestrafung der Aufständner.

Die Nachricht von den entsetzlichen Freveln der Bauern und dem fanatischen Treiben Münzer's und seines wiedertäuferischen Anhangs empörte Luther'n auf das Aeußerste: bitterer Schmerz ergriff ihn, das von ihm betriebene Werk des Evangeliums durch den bösen Geist der Schwärmerei und des Aufruhrs von der Gefahr des Untergangs bedroht zu sehen. Er gab nun den Weg der Vermittlung auf und ergoß die ganze Kraft und Heftigkeit seines Zorneifers in einer neuen Schrift „wider die räuberischen und mörderischen Bauern" aus, gegen die er wie gegen den Teufel selbst die obrigkeitliche Gewalt zur vollsten Ausübung ihres strafgerichtlichen Amtes aufrief.

„Im vorigen Büchlein (schreibt er) durft' ich die Bauern nicht verurtheilen, weil sie sich zu Recht und besserm Unterricht erboten. Aber ehe ich mich umsehe, fahren sie fort und greifen mit der Faust darein, rauben und toben, und thun

wie die rasenden Hunde. — Kurzum, eitel Teufelswerk treiben sie und insonderheit ist's der Erzteufel Münzer, der zu Mühlhausen regiert und nichts als Raub, Mord und Blutvergießen anrichtet. — Weil sie denn anders thun, als sie geredet, muß ich auch anders von ihnen schreiben und der weltlichen Obrigkeit das Gewissen unterrichten, wie sie sich hierin halten solle!" — — Und nun räth er in den heftigsten Ausdrücken, den Aufruhr mit aller Strenge niederzuschlagen. Zwar solle man sich vorher noch einmal zum Ueberfluß den tollen Bauern, ob sie es wohl nicht werth seyen, zu Recht und Gleichem (zur Ausgleichung) erbieten," darnach, wenn das nicht helfen wolle, flugs zum Schwert greifen. Ein Fürst muß hie bedenken, wie er Gottes Amtmann sey, dem das Schwert über solche Buben befohlen ist, denn wo er kann und straft nicht, da ist er schuldig an allem Mord und Uebel, das solche Buben begehen. — Darum ist hier nicht zu schlafen: es gilt auch nicht hie Geduld oder Barmherzigkeit; es ist des Schwertes und Zornes Zeit und nicht der Gnaden Zeit." — Dünkt das Jemand zu hart, der denke, daß Aufruhr unerträglich ist und alle Stunden der Welt Zerstörung zu erwarten sey." —

Der Zorn, von welchem Luther in dieser Schrift sich hinreißen ließ, scheint durch die schändlichen Angriffe Müntzer's auf ihn und durch die von diesem Manne ausgehende Schändung des Evangeliums auf eine Höhe getrieben worden zu seyn, die Luther's Feinden als Grausamkeit und Blutdurst vorkam, und selbst seinen Freunden wider das Gefühl gieng, weil er in der Hitze vergaß, Verführer und Verführte zu unterscheiden. Daher er sich nachher selbst in einem Schreiben an den Mansfelder Kanzler Müller unter andern mit den Worten zu rechtfertigen suchte: „Barmherzig hin, barmherzig her: wir reden jetzt von Gottes Wort, der will den König geehrt und die Aufrührer verderbt haben, und ist doch wohl so barmherzig, wie wir sind!"

Zu denen, welche Luther'n offene Vorwürfe machten, gehörte besonders Erasmus, der in einer Streitschrift unter Anderm äußerte: „Du hast nun zwar in Deinem höchst grimmigen Büchlein gegen die Bauern den Verdacht (Anstifter des gräulichen Aufruhrs gewesen zu seyn) von dir gestoßen; aber du widerlegst die Ueberzeugung nicht, daß durch die Bücher, welche du gegen Mönche und Bischöffe für die evangelische Freiheit und gegen die menschliche Tyrannei hast ausgehen lassen, zumal durch die deutschgeschriebenen, zu diesem Unheil Anlaß gegeben worden ist. Ich denke nicht so übel von dir, um zu glauben, daß dieß in deinem Plan gelegen habe; aber schon längst hab' ich aus der Heftigkeit deiner Feder die Vermuthung gezogen, die Sache werde dahin gelangen, wohin sie nun gelangt ist." — Erasmus vergißt dabei nur, daß er selbst früherhin unter denen, welche zuerst die Verachtung gegen die Geistlichkeit genährt hatten, der thätigste gewesen war und daß ihn noch dazu mehr frivoler Spott, als Eifer für die Sache Christi, der einzig und allein Luther'n beseelte, angetrieben hatte.

Indeß waren die Fürsten schon von selbst allenthalben in der Rüstung begriffen. Am eifrigsten betrieb sie Erzherzog Ferdinand, als damaliger Inhaber von Württemberg, indem er zugleich auch den schwäbischen Bund zu stärken suchte, dessen Feldhauptmann Truchseß sich nun zuerst wieder aufmachte, die in einem festen Lager bei Böblingen verschanzten Bauern angriff und durch ihre Niederlage (am 12. Mai) zuerst das Württemberger Land befreite.

Es wurden dabei an 8000 Mann erschlagen, die Uebrigen zerstreut. Unter den Gefangenen befand sich jener Mensch, der den unglücklichen Edlen bei Weinsberg zu ihrem Spießlauf gepfiffen hatte. Truchseß ließ ihn mit einer Kette an einen Baum befestigen, in einiger Entfernung um ihn herum Feuer anlegen, von dessen Gluth gepeinigt er an der Kette im Kreise hin- und hersprang, bis er mit verbrannten Gliedern todt niederfiel. Acht Tage darauf (20. Mai) hielt Truchseß eine zweite grause Sühnefeyer. Er eroberte Weinsberg, ließ die Stadt anzünden und erklärte die Gemeinde für aufgelös't; den Jäcklin Rohrbach aber, der dabei ergriffen wurde, ließ er eben so wie jenen Nunnenmacher, mit einer Kette an einen Baum gebunden, sich am Feuer zu Tode laufen! — Am gleichen Tage schlug auch der Herzog Anton von Lothringen, nachdem er an den zwei vorhergehenden Tagen zwei Haufen (bei Lupfenstein und Zabern) vernichtet hatte, einen dritten Haufen (bei Scherrweiler) und dämpfte mit einem Opfer von wenigstens 18 bis 20,000 Bauern den Aufstand im Elsaß.

Zugleich hatte auch der junge, rasche thatkräftige Landgraf Philipp, zuerst unter den Fürsten, durch die Einnahme von Hersfeld und Fulda den Aufstand in seinem Hessenlande gedämpft, ohne sich durch Grausamkeit zu beflecken; und zog nun nach Thüringen seinen Nachbarn, den sächsischen, braunschweigischen und mansfeldischen Herren, zu Hülfe, denen durch das täglich wachsende Bauernlager bei Frankenhausen die größte Gefahr drohte. Denn dieser Stadt hatte sich Münzer durch einen Ueberfall bemächtigt und sie nach der Plünderung der Reichen zu seinem Hauptquartier gemacht, während Pfeiffer in Mühlhausen das Regiment führte. Münzer hatte so eben sowohl dem Grafen Albrecht von Mansfeld, der kurz zuvor einen Bauernzuzug geschlagen hatte, als auch dem Bruder desselben im frechsten Tone schriftlich befohlen, sich ihm zu unterwerfen, und anderseits die Erfurter aufgefordert, ihm zu Hülfe zu ziehen und

sich aller Barmherzigkeit und Schonung zu enthalten. Er wußte nicht, daß schon das Schwert über seinem Haupte schwebte. Denn einige Tage darauf erschien Landgraf Philipp mit den verbündeten Fürsten. Bestürzt verlangten Münzer's Bauern zu unterhandeln; aber Münzer, gegen dessen Auslieferung die Fürsten Gnade vor Recht ergehen lassen wollten, suchte mit seinen gewohnten Prahlreden die Schwankenden zum Kampfe zu begeistern. Bei'm ersten Angriff jedoch zerstreuten sich die rathlosen Bauern und wurden theils niedergemacht, theils zerstreut (den 15. Mai), der feige Münzer aber aus einem Versteck hervorgeholt und nach vorausgegangener Folterung enthauptet.

Der Haufe der, auf der Anhöhe bei Frankenhausen hinter einer Wagenburg stehenden Bauern betrug 8000 Mann, das Heer der Fürsten bestand aus 6000 meist Adeligen und Reisigen und war gut mit Geschütz versehen, während die Bauern kaum Pulver hatten. Bei diesem Anblick entsank den meisten der Muth und als Münzer wahrnahm, daß sie dem Verlangen der Fürsten, ihn auszuliefern, nicht üble Lust hatten zu willfahren, so entschloß er sich, obgleich des Krieges unkundig, zur Annahme der Schlacht, indem er ihren Muth zu befeuern suchte und unter anderm sagte: sie sollten sich ja nicht vor dem Geschütz fürchten, er werde alle Büchsensteine, welche der Feind auf sie schösse, mit seinem Rockärmel auffangen! Zugleich benützte er einen am Himmel erscheinenden Regenbogen, um ihnen daraus die Gewißheit der Hülfe Gottes zu bezeugen, der nicht wolle, daß sie mit den gottlosen Fürsten Frieden machen sollten. Und um ihnen alle Aussicht auf die Gnade derselben zu benehmen, ließ er vor ihren Augen einen jungen, aus dem fürstlichen Lager als Parlamentär gesandten Ritter niederstechen und darauf das Lied: „Komm', heil'ger Geist", anstimmen! — Allein mit allen Kriegsbedürfnissen schlecht versehen, aller Ordnung und Zucht baar, und vom Gefühl ihrer schlechten Sache gedrückt, setzten die Bauern dem Angriff der Fürsten nichts als ihren brüllenden Gesang und eine stumpfe Erwartung entgegen, ob Münzer die Kugeln auffangen werde; denn anfangs glaubten sie's wirklich, weil die ersten Schüsse der Angreifer nicht trafen. Bald aber, als die Kugeln und Schwertschläge der ihre Wagenburg durchbrechenden Reiter rechts und links einschlugen, da gaben sie unaufhaltsam die Flucht, auf der an 5000 getödtet wurden. In Frankenhausen, das sich sogleich ergab, wurden sodann 300 Bürger hingerichtet und unter ihnen Nicolaus Storch, das ehemalige Haupt der Wiedertäufer. Münzer selbst wurde im Bette eines Hausspeichers gefunden: er gab sich für einen Kranken aus, aber seine danebenliegende Brieftasche verrieth ihn. — Vor die Fürsten geführt, antwortete er anfangs frech, er habe ganz recht gethan, die Fürsten zu strafen, weil diese dem Evangelium entgegen wären. Als ihm Landgraf Philipp

aus der Schrift bewies, daß man der Obrigkeit unterthan seyn solle, schwieg er trotzig. Als er auf der Folter vor Schmerz schrie und Herzog Georg ihm zurief: Thomas, das thut freilich weh, aber den armen, von dir Verführten hat es weher gethan! —, lachte er laut auf und sagte: „Sie haben's nicht anders haben wollen!" — Hierauf zogen die Verbündeten vor Mühlhausen, das Pfeiffer vertheidigen wollte; weil jedoch die Bürger nicht Lust hatten, Stand zu halten, entwich er, und die Stadt ergab sich am 25. Mai. Pfeiffer aber wurde bei Eisenach ergriffen und in Mühlhausen mit 24 seines Anhangs enthauptet. Münzer widerrief zuletzt nicht nur seine Irrthümer, sondern trat sogar wieder in die katholische Kirche zurück, vielleicht um sein Leben zu retten. Nichts desto weniger wurde er hingerichtet und soll noch zuvor die umstehenden Fürsten ermahnt haben, milder und gerechter gegen das arme Volk zu seyn, um in Zukunft solchem Unheil vorzubeugen. Er starb übrigens kleinmüthig und verzagt. Sein Haupt wurde auf einer Stange im Felde aufgesteckt.

Indeß hatte man angefangen auch den hartnäckigen Aufstand in Franken niederzuschlagen, wo der Metzlerische Haufen unter Raub und Brand und Schlemmerei, allen Abmahnungen Götzens zum Trotz, auf das gräulichste haus'te und schon geraume Zeit sich vergeblich abmühte, die Veste Marienberg bei Würzburg theils durch Unterhandlung, theils durch Sturm zu gewinnen. Der tapfern Vertheidigung derselben hatte man es zu danken, daß sich nicht das Verderben über einen noch größern Theil von Deutschland verbreitete. Denn dadurch gewannen die rheinischen und fränkischen Fürsten Zeit zu ihren Rüstungen, nach deren Vollendung sie von Heidelberg aus unter der Führung des Kurfürsten Ludwig von der Pfalz, der früher schon vergeblich Sühne angeboten hatte, und des streitlustigen Erzbischoffs von Trier aufbrachen. Nachdem sie bei Bruchsal einen Bauernhaufen unterworfen und sich dann mit dem Heere des schwäbischen Bundes unter Truchseß vereinigt hatten, boten sie Sühne, die jedoch verschmäht wurde; vielmehr rückte Metzler mit 8000 Bauern von Würzburg gegen sie heran, um Neckarsulm zu retten. Er wurde aber geschlagen, und da auch noch zwei andere Haufen von dem Grafen von Truchseß — und zwar ein odenwäldischer bei Königshofen an der Tauber (d. 2. Juni) und der rothenburgische bei Ingelstadt (Rigelstadt) — geschlagen wurden, die Würzburger aber mit dem Rest der Bauern sich auf Gnade und Ungnade ergaben: so war der Aufstand in Franken gedämpft

und die Fürsten konnten sich wieder dem Rheine zuwenden, um die unterdeß in der Pfalz wieder ausgebrochenen Unruhen zu dämpfen. Auch den Rest der oberschwäbischen Aufrührer war Truchseß im Begriff zu vernichten, wenn nicht der aus Italien herbeigerufene berühmte Landsknechtführer Georg von Frundsberg aus Menschlichkeit ihnen Gelegenheit gegeben hätte, der unmäßigen Strenge des bündischen Feldhauptmanns durch schleunige Zerstreuung zu entgehen.

Nach der Niederlage Metzler's (der übrigens mit Hippler entkam) wurden 60 Theilnehmer am Weinsberger Mord hingerichtet. Bei dieser Gelegenheit gelang es dem Ritter Götz, den Bauern zu entkommen. Die Niederlage bei Königshofen kostete 7000 Bauern das Leben. Der sogenannte schwarze Haufe, der nach der Ingelstadter Niederlage sich in ein festes Haus geworfen hatte, wurde gänzlich vernichtet. Von denen, die sich in Würzburg ergeben hatten, wurden 60 enthauptet. — In Franken belief sich die Zahl der förmlich Hingerichteten auf 211. — Die aufständischen Bauern am Mittelrhein wurden bei Pfeddersheim geschlagen: 5000 blieben auf der Wahlstatt, 3000 baten um Gnade, die ihnen versprochen wurde, wenn keiner zu entfliehen trachte; da aber einige zu entkommen suchten, stürmten die fürstlichen Reisigen über sie her und würgten 800 nieder, selbst der Erzbischoff von Trier stach mit eigner Hand mehrere Bauern todt. Die Stadt Weißenburg, das letzte Bollwerk des pfälzischen Aufstands, ergab sich dem Kurfürsten Ludwig erst nach einer ernstlichen Beschießung. — Die Aufständischen im Rheinggu unterwarfen sich, und Mainz mußte auf seine kaum wiedererworbenen Freiheiten Verzicht leisten. Die Bauern im Breisgau suchten und empfiengen gütlichen Vergleich. In Salzburg und in Steiermark beugten sie sich nur der Gewalt. — Von den beschwertesten Häuptern des Aufstands wurde Hippler, der sich noch länger als ein Jahr in verstellter Tracht umhertrieb, in der Pfalz verhaftet und starb im Gefängniß zu Neustadt an der Haardt.

Auch in die Schweiz hatte sich, und zwar von dem österreichischen Waldshut aus, durch münzerische Prädicanten (Hubmeier, Rönbli, Blaurock ꝛc.) die Bauernbewegung erstreckt. Sie hatte mit einem Bildersturm im Dorfe Zullikon bei Zürich begonnen und da die Regierungen von Zürich, Basel und Schaffhausen vermitteln wollten, so brach gegen dieselben der Sturm los. Den Zürichern gelang es zuerst, mit Hülfe des kyburgischen Vogts Rudolf Lavater ohne Blutvergießen die Ruhe herzustellen, was die Folge hatte, daß sich auch in den übrigen Theilen der Schweiz der Aufruhr legte.

Nicht genug, daß die Würgelust der fürstlichen Heere, mehr noch aber des bündischen Heers und ihres Führers, durch scho=

nungsloses Niedermetzeln in den Treffen, durch Sengen und Brennen, Plündern und Brandschatzen in den Dörfern und Städten und durch die Ausdehnung des Standrechts ein Unmaas von Rache an den Bauern geübt hatte: es folgten nun in den einzelnen Ländern noch die besondern Bestrafungen, von deren Härte und Willkühr auch viele Unschuldige betroffen wurden; und weit entfernt, in weiser Berücksichtigung der Zukunft das Loos der Bauernschaft in manchen Stücken zu erleichtern, übte das Herrenthum, unter Mitwirkung des confessionellen Gegensatzes, nur noch einen härtern Druck auf den ohnedieß überbürdeten Dienststand aus, und die wenigsten Fürsten und Herren zeigten durch Milderung der drückendsten Auflagen ein landesväterliches Herz.

Aus den vielen Beispielen übermäßiger Strafbehandlung nur folgende: der Bischoff von Würzburg durchzog mit gemietheten Scharfrichtern und Henkern in seinem Gefolge sein Land und ließ, wie berichtet wird, 211 Ueberführte köpfen, darunter einen Bauer aus Dettelbach, der, als er sein Urtheil hörte, ausrief: „daß Gott erbarm, ich soll nun sterben und habe mich mein Lebtage nicht satt gegessen!" Mit dem aus den Gütereinziehungen gewonnenen Gelde wurden die würzburgischen Edelleute entschädigt. — Auch der Deutschmeister ließ in Mergentheim viele hinrichten und minder Schuldigen die Schwurfinger abhauen. Das Gleiche that Markgraf Casimir von Brandenburg; auch ließ er 59 Kissingern, die gesagt hatten, sie wollten ihn nie wieder ansehen, die Augen ausstechen. Doch gab er nachher auf die Vorstellungen seines Bruders, des Herzogs Albrecht von Preußen, einen Generalpardon.

Schwer empfunden wurden auch die Schatzungen, durch die man die fürstlichen Kammern füllte, aber dadurch den Hülfsquellen manches Landes auf weit hinaus schadete. Am weitesten trieb es hierin der schwäbische Bund.

Die grausamste Wiedervergeltung wurde besonders von vielen Edelleuten geübt. — Unter den unschuldig Verfolgten befanden sich auch unbescholtene lutherische Prediger, denen ihr Bekenntniß der evangelischen Lehre so gut den Tod brachte, wie den münzerischen oder wiedertäuferischen Prädicanten. Wie weit mancher katholische Fürst in der Verfolgung gieng, ersieht man daraus, daß Herzog Georg von Sachsen in Leipzig zwei Bürger bloß deßwegen hinrichten ließ, weil man lutherische Bücher bei ihnen fand. Daher sagte Luther in der obenerwähnten Rechtfertigung seiner Aufforderung an die Fürsten (den Aufruhr mit allen Mitteln niederzuschlagen), er habe zwar zur äußersten Strenge gerathen, aber daß die unsinnigen Tyrannen auch nach der Schlacht fortfahren sollten, das Blut nicht zu schonen, dazu habe er in keiner Weise gerathen: nur Blutgierigen gelte

es gleichviel, ob sie Schuldige oder Unschuldige würgen. — Und in einer andern Schrift schilt er besonders die „Junker“, daß sie so viele Leute unter dem Vorwand des Antheils am Aufruhr unschuldig zum Tode und deren Wittwen und Waisen um ihr Gut brächten und dabei doch vom Adel heißen wollten. Sey doch der frühere Aufstand des Adels wider den Kaiser und die Fürsten ein eben so großes Verbrechen gewesen und nicht so streng bestraft worden; nun die Bauern in das gleiche Verbrechen gefallen, müßten sie alle schwarz seyn, Fürst und Adel aber giengen fein davon und wischten den Mund, als hätten sie nie etwas Böses gethan! — Wirklich gieng z. B. der Graf von Wertheim, der sich ungezwungen mit all' seinem Kriegszeug ganz zu den Bauern gehalten hatte, straflos aus; auch die Grafen von Hohenlohe ließ man in Ruhe, während der arme Ritter Götz vom schwäbischen Bunde nach Augsburg citirt, zwei Jahre lang daselbst in hartem Gefängniß gehalten und dann unter der Bedingung frei gegeben wurde, daß er zeitlebens kein Pferd mehr besteigen, keine Nacht außer seinem Schlosse zubringen, seine Markung nicht überschreiten und sich deßhalb nicht rächen wolle. Eilf Jahre lang dauerte sein Burgbann, bis ihn Kaiser Karl löste, dem er dann noch in Ungarn und Frankreich zu Felde diente. (Er starb 1562. Prof. Zöpfl hat jüngst aus 25 Urkunden und 33 Zeugenaussagen nachgewiesen, „daß Alles, was Götz in seiner Lebensbeschreibung sagt, sich als actenmäßige Wahrheit darstellt und daß diese Lebensbeschreibung nunmehr als eine vollständig wahrheitsgetreue, eben so einfache, als bescheidene Selbstschau erkannt werden muß.“)

Am mildesten handelte der Kur-Pfalzgraf Ludwig, wie er denn schon bald nach dem Aufstand manche erleichternde Einrichtungen gewährt hatte. Im Breisgau gewährte Erzherzog Ferdinand Untersuchung der bäuerlichen Beschwerden; in Oesterreich unter der Enns drangen die Stände darauf, die Beschwerden der Bauern zu untersuchen, und in Tyrol wurde der kleine Zehnten abgeschafft. Das sind aber auch die einzigen hellen Stellen in dem dunkeln Schatten dieser geschichtlichen Periode.

5. Folgen des Bauernkriegs: Nachlaß des Reformationseifers im Adel- und Bauernstand. Luther's Rechtfertigungsschrift und Streben nach objectiverem Standpunct. Tod Friedrich's des Weisen. Johann der Beständige und seine Bestätigung des neuen Kirchenwesens. Kursächsische Kirchenordnung. Landgraf Philipp's offenes Auftreten. Markgraf Albrecht's von Brandenburg Uebertritt zum Lutherthum und Verwandlung des preußischen Ordenslandes in ein weltliches Erbherzogthum. Säcularisationsgelüste weltlicher Fürsten und Widerstand des geistlichen Fürstenthums.

Der Bauernkrieg und sein Ergebniß schnitt nicht bloß tief in die politisch-socialen Verhältnisse ein, sondern er hemmte auch den ruhigen und sichern Gang der Reformation, deren Grundsätzen ihre Gegner all' das Unheil zuschrieben, das in diesem

Volksaufruhr heraustrat, obgleich sie nicht läugnen konnten, daß gerade im sächsischen Kurkreise und namentlich zu Wittenberg, dem „Sitze der Neuerung" die Ruhe nicht gestört worden war; daher auch die Freunde der Reformation stets an der Gegenbehauptung hielten, daß, wenn man der Verkündigung der neuen Lehre allenthalben Eingang gelassen hätte, es nirgends zu Empörungen gekommen wäre.

Luther selbst sprach sich darüber so aus: „Der Waizen ist nicht Schuld daran, daß Unkraut hervorwächst und die Wahrheit ist nicht Ursache an so vielem Unglück. Heut zu Tage wird uns (Evangelischen) alles Unglück beigemessen, das in der Welt geschieht und wir leiden daher die allerempfindlichste Schmach und Vorwurf. Hätte er das Papstthum zufrieden gelassen, sprechen sie, so wären nicht so viele Ketzer aufgestanden, vielleicht wäre auch nicht der Bauern-Aufstand geschehen! Aber an wem liegt die Schuld? Nicht an der Wahrheit oder am Lichte, sondern am Irrthum und an der Finsterniß. Nicht derjenige, der vor der Finsterniß flieht, sondern der in der Finsterniß bleibt, ist der Widerchrist. Wenn sie von uns ausgehen (von unserer Lehre abweichen), so geht es niemals ohne Tumult ab. Thomas Münzer war unter uns; da er aber selbst wollte klug seyn und von uns ausgieng (abwich), so wurde er ein Anstifter des Aufruhrs und seine Spießgesellen setzten — alles in Unruhe. — Ich sehe dieses Unglück und seufze darüber. — Der Tag wird es offenbar machen, welche von uns gewesen sind und von dem Evangelio gezeugt haben, und welche nicht. Denn wenn sie von uns gewesen wären, so wären sie bei uns geblieben!"

Deßungeachtet hatte Luther, der im Kampfe mit dem Papste die Macht des Schriftworts erfahren hatte, im Kampfe mit der Revolution und Anarchie gelernt, daß dem Mißverstand in der Auffassung desselben nur das positivste Halten am Wort begegnen könne; und hatte er sich früher mehr von dem Ungestüm des Subjectivismus tragen lassen, so trat er nun immer fester auf dem objectiven Boden auf, ohne doch einen Fuß breit dem Papstthum wieder einzuräumen. Dasselbe war der Fall bei allen, die den Stern und Kern der Lehre aus innerer Erfahrung kannten, und obgleich der Schrecken des Bauernaufstandes den Eifer des Adelstandes, die Härte des Rückschlags aber den Eifer des Bauernstandes für die Reformation sehr abgekühlt hatte, auch sonst viele redliche Katholiken sich deßhalb nur um so fester an die römische Kirche hielten: so machte die Reformation doch weitere Fortschritte und zwar gerade in dem besseren Theile der Land- und Bürgers-

leute; und selbst die blutigen Verfolgungen trugen großentheils zu ihrer Befestigung bei. (Zu den protestantischen „Märtyrern" aus dieser Periode gehören: Georg Carpentarius in München, Georg Winkler in Halle, Leonhard Kayser in Passau, Adolf Klarenbach in Köln.)

Vorzüglich aber gab der in Kursachsen unterdeß eingetretene Regierungswechsel der Reformation einen mächtigen Vorschub. Denn nicht lange vor der Niederlage der Münzerischen bei Frankenhausen war Kurfürst Friedrich gestorben und ihm sein Bruder **Johann** in der Kurwürde gefolgt, ein Fürst voll tiefreligiösen Ernstes und ganzer Hingebung an das Evangelium, der gleich nach seinem Regierungsantritt an die Stelle der bloßen Duldung des neuen Kirchenwesens die landesherrliche Bestätigung desselben setzte.

Kurfürst Friedrich der Weise war während des Bauernaufruhrs krank, drückte aber immer lebhaft seinen Wunsch nach gütlicher Beilegung desselben aus, indem er oft seinem Bruder schrieb, daß „die Armen in viel Wege von geistlicher und weltlicher Obrigkeit beschwert würden." Und zu seiner Umgebung sagte der fromme Fürst in seiner letzten Stunde: „Lieben Kindlein: habe ich einen von Euch beleidigt, so bitte ich ihn, mir es um Gottes willen zu vergeben; wir Fürsten thun leicht den armen Leuten mancherlei, das nicht taugt." Daß er sich aber durch die Revolution in seiner Neigung zum evangelischen Glauben nicht irre machen ließ, bewies er dadurch, daß er vor seinem Sterben, das am 5. Mai 1525 zu Lochau erfolgte, mit Spalatin noch viel von Gott und dem h. Evangelium sprach und sich das h. Abendmahl in beiderlei Gestalt reichen ließ. „Er war ein Kind des Friedens (sagte sein Arzt), friedlich ist er verschieden." Als seine Leiche in der Schloßkirche zu Wittenberg beigesetzt wurde, hielt Melanchthon die Grabrede. Friedrich hatte 38 Jahre lang den Kurkreis allein, — sein übriges sächsisches Gebiet aber gemeinschaftlich mit seinem Bruder Johann in steter Eintracht regiert. Er war unverheirathet. Ohne seine feste und nüchterne Haltung wäre die Reformation nicht aufgekommen.

Den ersten öffentlichen Schritt zur Anerkennung that Kurfürst Johann dadurch, daß er die Umänderung des bisherigen Gottesdienstes in seiner Schloßkirche zugab, für welche Luther am 14. Mai den ersten evangelischen Prediger weihte, so daß von da an die bischöffliche Gerichtsbarkeit in Sachsen aufhörte. Auch bestätigte der Kurfürst die von Luther für die kursächsischen Lande verfaßte Kirchenordnung. Auch bei andern Fürsten fand das

evangelische Kirchenwesen Unterstützung. Insbesondere that Landgraf Philipp seine evangelische Ueberzeugung immer mehr kund, wie er denn schon vor Mühlhausen einen evangelischen Prediger um sich hatte. Noch vor Beendigung des Bauernkriegs hatte Markgraf Albrecht von Brandenburg seinen schon länger her vorbereiteten Uebertritt zur lutherischen Lehre vollzogen, indem er als Hochmeister des deutschen Ordens auf seine geistliche Stellung verzichtete und das Ordensland Preußen mit Einwilligung der Stände desselben unter dem Titel eines erblichen Herzogthums in weltlichen Besitz nahm, wobei er jedoch die polnische Lehnshoheit anerkannte, weil sonst sein Land bei dessen politischer Schwäche gezwungen gewesen wäre, polnische Provinz zu werden. Indem so Preußen dem germanischen sowohl, als evangelischen Einflusse sich öffnete, konnte es in späterer Zeit eine Hauptstütze für Entwicklung deutscher Cultur und Nationalität werden.

Herzog Albrecht hatte in einem unglücklichen Kriege mit der polnischen Macht, von der er 1519 überfallen worden war, durch kaiserliche Vermittlung 1521 einen Waffenstillstand erhalten, während dessen er nach Nürnberg reis'te, um auf dem dortigen Reichstag den Beistand des Reichs zu erhalten. Dort erhielt der schon früher zu Luther's Grundsätzen sich neigende Fürst von dem Prediger Andreas Osiander näheren Aufschluß über die evangelische Lehre und bei seiner Rückreise in einer persönlichen Unterredung mit Luther durch diesen den ersten Gedanken zur Umwandlung seines geistlichen Gebiets in ein weltliches Fürstenthum. Im Anfang des Jahres 1524 wurde durch die ihm von Luther zugesandten Theologen der Bischoff Georg Polenz von Samland für die Reformation gewonnen, so daß dieser der erste evangelische Bischoff war, der mit dem Bischoff von Ermland der preußischen Geistlichkeit das Beispiel zur Nachfolge gab. Am 14. April schloß Albrecht mit dem König Siegmund von Polen zu Krakau Frieden, und empfieng Preußen, so weit es nämlich seit dem Thorner Frieden noch in den Händen des Ordens war (XVIII. 10, 1), als polnisches Lehen. Die beiden Bischöffe überließen die weltliche Verwaltung ihrer Bisthümer dem neuen Landesfürsten und gaben dem Lande eine von den Landständen genehmigte Kirchenordnung. Seinen Uebertritt besiegelte der Herzog durch seine Vermählung mit der Tochter des Königs von Dänemark und trat dadurch mit den nordischen Mächten in eine seinem Lande förderliche Verbindung. Gegen Vollziehung der Acht, welche der Kaiser deßhalb über ihn verhängte, sicherte ihn die Entfernung des Landes und der Schutz des Königs von Polen.

Während des Bauernkriegs hatte auch Kurfürst Albrecht von Brandenburg (der schon mehrerwähnte Erzbischoff von Mainz und Magdeburg) in der Meinung, es werde nun mit aller geistlichen Herrschaft ein Ende nehmen, Lust bezeugt, sich durch Anschluß an die Reformation im Besitz seiner Länder zu erhalten, und Luther hatte ihn dazu ermuntert; allein als die schnelle Beendung des Bauernkriegs ihm jene Sorge benahm, gab er den Plan auf und wurde ein größerer Feind der Reformation, als je zuvor.

Ueberhaupt begann das Streben, sich der geistlichen Gewalt zu entziehen, welches in der Bauernbewegung vorherrschend war, nun auch bei den Großen sich zu regen, und nicht bloß den evangelisch=gesinnten, sondern selbst auch katholischen Fürsten kam der Gedanke, der Geistlichkeit die Verwaltung des Weltlichen abzunehmen; ja Erzherzog Ferdinand war der erste, der ein Bisthum (es war das Bisthum Brixen, das dessen Bischoff gegen die aufrührerischen Bauern nicht hatte behaupten können) durch einen seiner weltlichen Räthe „bis auf ein künftiges Concilium oder eine Reformation des Reichs" verwalten ließ. Schon gegen das Ende jenes Jahres (1525) brachte ein Entwurf für ein künftiges Reichsregiment, der selbst in der Reichsversammlung zur Sprache kam, die Säcularisation der geistlichen Güter in Vorschlag, wobei der Grund angeführt wurde, es möchte sonst, wenn eine solche Maßregel nicht vom Kaiser und den weltlichen Ständen in die Hand genommen würde, der gemeine Mann sich ungebührender Weise damit befassen. Allein noch war das geistliche Fürstenthum überwiegend stark; vielmehr zeigte sich die Geistlichkeit entschlossen, bei dem Kaiser auf die vollständigste Herstellung ihrer frühern Gewalt zu bringen, und in diesem Bestreben wurde sie von den eifrigst katholischen unter den weltlichen Fürsten unterstützt, vor allen von dem Herzog Georg, der sich auf das bestimmteste gegen jede Veränderung in der hergebrachten Ordnung erklärte.

6. Parteibündnisse. Der Torgauer Bund. Der Reichsabschied von 1526 und sein Einfluß auf die Ausbildung der deutschen evangelischen Landeskirchen. Grundlage der kursächsischen Kirchenverfassung. Der lutherische Katechismus. Die hessische Kirchenverfassung. Vereinigung der bischöfflichen Rechte mit der Landeshoheit. Nachtheile davon. Weitere Ausbildung der Lehre. Der Abendmahlsstreit zwischen Luther und Zwingli.

Da man von den Evangelischen einen völligen Umsturz aller Dinge im Geistlichen und Weltlichen besorgte, so hatte Herzog Georg schon im Juli jenes Jahrs mit dem Kurfürsten Albrecht von Brandenburg und dem Herzog Hein ich von Braunschweig in Dessau Verabredungen zu einem näheren Anschluß wider einen etwaigen Angriff von Seite der Lutherischen getroffen, wogegen der Kurfürst Johann von Sachsen mit dem Markgraf Casimir von Brandenburg zu Saalfeld ähnliche Vorsichtsmaßregeln berieth, ohne daß es jedoch dort oder hier zu einem förmlichen Bunde gekommen wäre. Als aber nach dem entschiedenen Uebertritt des Kurfürsten Johann und des Landgrafen Philipp zur Reformation gegnerischerseits Drohungen verlauteten, daß man dem Kurfürsten, als einem Abgefallenen, die Kur entziehen müsse, da ließ Landgraf Philipp, dessen Land von lauter geistlichen Gebieten umschlossen war, im October dem Kurfürsten Johann zu Torgau, wo er Hof hielt, eine nähere Vereinigung vorschlagen, welche anfangs nur den Zweck hatte, die einmal genommene Stellung zu behaupten und daher für ein Zusammenstehen auf dem bevorstehenden Reichstag noch andere Fürsten und Herren zu gewinnen. Allein da diese Reichsversammlung wegen Unvollzähligkeit bald wieder auseinander gieng, so setzte man es nur durch, daß die Anordnungen der zwei vorangehenden Reichstage aufrecht erhalten wurden, im Uebrigen war für ein evangelisches Bündniß eine erweiterte Theilnahme noch nicht zu erreichen.

Indeß traten die katholischen Fürsten Herzog Georg, Herzog Heinrich von Braunschweig und der Kurfürst Albrecht zu Halle und Leipzig zusammen und riefen die Unterstützung des Kaisers an, der eben in Italien über seinen französischen Gegner (K. 6, 1. 2.) gesiegt hatte und nun fester als je entschlossen war, „gegen die Ketzer, die sich vom Schooße der Kirche losgerissen“,

einzuschreiten. Daher ermahnte er von Sevilla in Spanien aus, (wohin sich Herzog Heinrich eigens zur Rücksprache mit dem Kaiser begeben hatte) in einem kaiserlichen Schreiben vom 23. März 1526 die deutschen Fürsten und Herren, bei'm alten Glauben zu bleiben und gab jenem gegenlutherischen Bündnisse seinen ausdrücklichen Beifall.

Unterdeß aber hatten der Landgraf Philipp und der Kurfürst Johann das Torgauer Bündniß gegen Ende Februars 1526 in Gotha zum förmlichen Abschluß gebracht und sich verpflichtet, einander aus allen Kräften beizustehen, im Fall sie ihres Glaubens wegen angegriffen werden sollten. Diesem Bündnisse traten am 12. Juni der Herzog von Lüneburg, der Herzog von Mecklenburg, der Fürst von Anhalt, die beiden Grafen von Mansfeld und die Stadt Magdeburg bei. Der Markgraf Casimir von Brandenburg verpflichtete sich, ohne förmlichen Beitritt, dem Kurfürsten von Sachsen im Fall eines Angriffs beizustehen.

Gestützt auf diese Vereinigung traten die genannten evangelischen Stände auf dem Reichstage, der noch im gleichen Jahre zu Speyer eröffnet wurde, mit solcher Zuversicht auf, daß ihnen der Reichsabschied noch ein freies, nationales Concilium zur gemeinschaftlichen Schlichtung der kirchlichen Angelegenheiten in Aussicht stellte und in Betreff des Wormser Edicts es jedem Reichsstande überließ, „so zu leben, zu regieren und es zu halten, wie er es gegen Gott und kaiserliche Majestät zu verantworten sich getraue."

Schon ehe die verbündeten evangelischen Stände in Speyer ankamen, zeigte sich bei den vorläufigen Berathungen der Versammelten eine dem Klerus nicht geneigte Stimmung, und selbst der Gesandte des Herzogs Georg klagte, daß bei den Laien mehr Sinn für das allgemeine Beste zu finden sey, als bei den Geistlichen. Als die Verbündeten erschienen, konnte man an ihnen einen großen Ernst nicht verkennen: sie ließen in ihren Wohnungen einen um den andern Tag predigen und ihre Leute enthielten sich aller Leichtfertigkeit. Bei den Verhandlungen selbst herrschte übrigens auf beiden Seiten ein vermittelnder Sinn vor. Das Gutachten des fürstlichen Ausschusses (der aus den Bischöffen von Würzburg von Freisingen, von Straßburg und Georg Truchseß für die geistliche Bank, sodann aus Hessen, Pfalz, Baden und Solms für die welt-

liche Bank bestand) zeigte sich zu ernstlichen Reformen bereit: man wollte die Privatmesse abstellen, Taufe und Abendmahl in lateinischer und deutscher Sprache halten lassen, ja die Priesterehe und den Laienkelch empfehlen. Selbst im Plenum schien sich der reformirende Geist geltend machen zu wollen, — als plötzlich eine Instruction des Kaisers vorgelegt wurde, welche nicht nur den kaiserlichen Commissarien befahl, in keinen Beschluß zu willigen, der dem Herkommen der alten Kirche zuwiderlaufe, sondern auch das Wormser Edict auf's Neue einschärfte. Dadurch wurden die katholischen Stände in ihren Einräumungen zurückgehalten und es schien, als könne nun nichts erreicht werden. Jetzt aber traten die Städte Nürnberg, Straßburg, Augsburg und Ulm den evangelischen Fürsten bei und trugen darauf an, den Kaiser um ein Concilium und um Abstand vom Wormser Edict zu bitten. Der große Ausschuß stimmte bei und ordnete eine Gesandtschaft an den Kaiser ab, der damals in Sevilla war. Dieser nun war unterdeß mit dem Papst Clemens VII zerfallen, welcher, aus Besorgniß, der Kaiser möchte durch seinen Sieg über Franz in Italien zu mächtig und dadurch dem päpstlichen Stuhle gefährlich werden, nunmehr Frankreich begünstigte und zum Krieg gegen den Kaiser trieb. Dieser Umstand und die Besorgniß des Kaisers, von den deutschen Reichsständen für diesen wieder bevorstehenden Krieg keine Hülfe zu bekommen, bewog den Kaiser in einem Schreiben an seinen Bruder Ferdinand, ein Concilium in Aussicht zu stellen und sogar die Strafbestimmungen des Wormser Edicts aufzuheben. Allein Ferdinand fürchtete, die katholischen Stände durch die völlige Zurücknahme dieses Edicts, auf das sie ihre bisherigen Verfolgungen der Evangelischen gegründet hatten, zu erzürnen: daher setzte er die Aufhebung des Wormser Edicts noch zurück, drang aber auch nicht auf dessen Ausführung, und so erfolgte der obenerwähnte merkwürdige Reichstagsbeschluß, dessen Fassung die Evangelischen vorzüglich der Bemühung des Kurfürsten Johann zu danken hatten. Er war für beide Theile von der äußersten Wichtigkeit: denn wäre man auf der Ausführung des Wormser Edicts bestanden, so hätte sich der evangelische Theil nicht auf gesetzlichem Wege weiter ausbilden können; und wäre es förmlich zurückgenommen worden, so würde sich die römische Kirche in Deutschland nicht haben behaupten können.

Durch diese weite Fassung war der Ausbildung der deutschen evangelischen Landeskirchen Raum gegeben, zumal des Kaisers auswärtige Politik Sicherheit vor seinem Einschreiten gewährte. In allen Reichstheilen, in welchen die Reformation durchdrang, nahm man die kursächsische Kirchenordnung zum Muster: allenthalben wurde das Klosterwesen und der Cölibat aufgehoben, der Gottesdienst in der Landessprache gehalten, die Bibel in der Volkssprache verbreitet, den Laien der Antheil

am Kelch zurückgegeben und der christliche Unterricht der Jugend und des Volks auf das sorgfältigste betrieben. In Kur-Sachsen insbesondere wurde auf Luther's frühern Vorschlag eine Kirchenvisitation angeordnet, zu welcher Melanchthon eine von Luther gebilligte und vom Kurfürsten bestätigte Instruction entwarf, welche die Grundlage der neuen Kirchenverfassung wurde und vom Geiste weiser Mäßigung durchdrungen war. Da Luther bei dieser Visitation (1527 bis 1528), welcher er mit Melanchthon beigegeben war, die große Unwissenheit des Volkes und der meisten Geistlichen kennen lernte, so verfaßte er seinen kleinen und großen Katechismus, davon der erstere besonders (nächst der schon erwähnten Bibelübersetzung) den allergrößten Einfluß auf die Befestigung der evangelischen Lehre und Kirche hatte. Auch die Macht des evangelischen Kirchenliedes, das gleichfalls Luther'n seine Grundlage zu danken hat, leistete zur Verbreitung des evangelischen Glaubens eine wesentliche Beihülfe.

Um seine Lehre von der „Schriftwidrigkeit des Cölibats" oder der gezwungenen Ehelosigkeit der Priester, durch sein eigenes Beispiel zu besiegeln, war er am 13. Juni 1525 mit Katharina von Bora, einer gewesenen Nonne des aufgelösten Cisterzienserklosters Nimptschen, in den Ehestand getreten, indem er sich über den großen Anstoß, den seine Gegner und selbst viele seiner Freunde, darunter besonders Melanchthon, an diesem seinen kurz entschlossenen Schritte nahmen, in seiner gewohnten rücksicht- und furchtlosen Weise hinwegsetzte. Er führte bis an sein Ende eine glückliche Ehe und sein Hausstand war gesegnet. (Seine Kinder, von denen ihm das erste, Johannes, am 7. Juni 1526 geboren ward, liebte er mit großer Zärtlichkeit, wie unter Vielen andern der Brief an sein Häns chen und sein Verhalten bei'm Tod seines Margarethchens bezeugt.) Es wurde mit Recht schon bemerkt, daß eben aus der Tiefe seines liebenden Hausvaterherzens der kindliche Ton floß, der sich in dem kleinen lutherischen Katechismus ausspricht. Er ist auch in alle Sprachen übersetzt worden. „Wenn Dr. Luther (sagt Mathesius) in seinem Lauf sonst nichts Gutes gestiftet und angerichtet hätte, denn daß er beide Katechismen in Haus, Schule und auf den Predigtstuhl gebracht, so könnte ihm die Welt das nimmermehr genugsam verdanken und bezahlen." Und ein neuerer Geschichtschreiber (Ranke) drückt sich so darüber aus: „Der Katechismus, den er im Jahr 1529 herausgab und von dem er sagt, er bete ihn selbst, so ein alter Doctor er auch sey, ist eben so kindlich wie tiefsinnig, so faßlich wie unergründlich, einfach und erhaben. Glückselig, wer seine Seele damit nährte, wer daran festhält! Er besitzt einen unvergänglichen Trost in jedem Momente: hinter einer

leichten Hülle den Kern der Wahrheit, der dem Weisesten der Weisen genug thut." — Das vermöchte er nun freilich nicht, wenn er nicht durchweg mit der heiligen Schrift übereinstimmte: denn nur aus diesem Grund bekamen diese Katechismen symbolisches Ansehen.

Die Visitationsordnung selbst behandelt in 18 Abschnitten die Hauptrücksichten, von denen man bei Führung des geistlichen Amtes auszugehen habe. Es wurde eingeschärft, stets das Evangelium ganz, nicht stückweise vorzubringen, in jeder Predigt also zugleich sowohl auf Buße zu bringen, als auch die Gnade zu verkünden, desgleichen dabei alle persönliche Polemik zu meiden (z. B. wohl gegen das Papstthum fortzukämpfen, aber die Person des Papstes ꝛc. aus der Sache zu lassen); die beiden Sacramente ordentlich zu verwalten, auf Beichte ernst zu halten, doch keinen Zwang daraus zu machen; in der christlichen Freiheit drei Stücke zu unterscheiden, nämlich daß der Glaube Vergebung durch Christus habe, daß Christus die Seinen nicht an Ceremonien binde und daß Kirchenordnungen zwar nothwendig, aber nicht göttliche Gebote seyen; — Kirchenzucht zu üben durch Ausschluß offenkundiger Lasterdiener vom h. Abendmahl. (Um der Schwärmerei und Sectirerei vorzubeugen rieth Luther den in der Lehre noch unfesten Geistlichen, eine Postille zu gebrauchen: denn wo nicht geistlicher Verstand, ja „der h. Geist" selbst (der freilich besser als alle Postillen sey) durch den Prediger rede, könne es leicht dahin kommen, daß man, anstatt das Evangelium auszulegen, „von blauen Enten" predige. Zur Lesung und Erklärung der Bibel A. und N. T. wurden Wochengottesdienste angeordnet. Um die Gemeinde auch durch Kirchengesang zu bethätigen, dichtete Luther selbst verschiedene Kirchenlieder. „Legt (schrieb er an Spalatin) mit uns Hand an, damit das Wort Gottes auch durch den Gesang unter den Leuten bleibe." Schon 1524 hatte er das erste deutsche Gesangbuch herausgegeben, das zwar erst acht Lieder enthielt; aber bald ergoßen auch Andere die Fülle ihres Glaubens im Gesang, so daß das evangelische Kirchenlied eine Macht wurde, durch welche ganze Städte wie im Sturm für die Reformation gewonnen wurden. — An die Stelle der Bischöffe traten Superattendenten (später Superintendenten genannt), um über Befähigung, Lehre und Wandel der Geistlichen die Aufsicht zu führen.

In Hessen geschah die Kirchenreform nach Melanchthon's Gutachten in besonders schonender Form: denn dieser rieth, alle diejenigen alten Kircheneinrichtungen, welche nicht offenbar der heil. Schrift entgegen wären, fortbestehen zu lassen. Eine öffentliche, vor den zu Homberg versammelten Landständen gehaltene Disputation, in welcher der früher von Zwingli in einer Disputation bekehrte Franziscanermönch Franz Lambert (K. 4, 10) einen papistischen Gegner besiegte, bewirkte die allgemeine Zustimmung zur Durchführung im ganzen Hessenlande. Aus den eingezogenen Kirchengütern stiftete Land-

graf Philipp die Universität Marburg, welche die erste war, auf der kein canonisches Recht gelehrt wurde. (An derselben bekam auch jener Lambert eine Professur der Theologie, starb aber schon 1530.)

Auch in Preußen hielt sich die neue evangelische Agende so nahe wie möglich an das Herkömmliche; Dolmetscher wiederholten jeden Satz der Predigt in altpreußischer Sprache für die, welche nicht deutsch verstanden. — In Schlesien, wo das Lutherthum schon seit 1518 Eingang gefunden hatte, wurde es von dem Herzog Friedrich II von Liegnitz befördert. Zu Breslau wurde anfangs das Evangelium slavisch verkündet. Die nachfolgende strenge Verordnung König Ludwig's von Ungarn, als obersten Herzogs von Schlesien, wurde nicht beachtet. Die Schwarmgeisterei Caspar Schwenkfeld's aber wurde durch Luther's Weisheit und Kraft glücklich niedergekämpft. — (Ebenso war durch Luther's Schüler seine Lehre schon nach Liefland, Dänemark und Schweden gedrungen.)

Da allenthalben, wo Klöster aufgehoben und die Kirchen evangelisch wurden, die weltlichen Obern nach dem geistlichen Gut ihre begehrlichen Hände ausstreckten und eine völlige Kirchenberaubung einzureißen drohte, so drang Luther mit aller Kraft auf die Verwendung der Klöster- und Kirchengüter zu frommen Zwecken, namentlich zur Unterhaltung der Pfarreien und zu Errichtung von Schulen, und forderte deßhalb seinen Kurfürsten auf, das neue Kirchenwesen seines Landes in seine besondere Obhut zu nehmen. Dasselbe that Melanchthon in seinem Gutachten an den Landgrafen von Hessen.

Weil schon in dem letzten Jahrhundert des Mittelalters die Klagen über den Reichthum der Geistlichkeit und die daraus entstandene Vernachläßigung des Seelsorgerberufes allgemein waren und schon die vorreformatorischen Bestrebungen, den geistlichen Stand auf die Demuth und Armuth der Apostel zurückgewiesen, nachher Luther und seine Freunde selbst aber jene Anklagen noch vermehrt hatten, so hatte sich bei den meisten Neuerungsbeflissenen die Ansicht gebildet, daß das Gut der Geistlichkeit ein mit Unrecht erworbenes sey, welches man ihr abnehmen müsse und es ihr durch Entziehung der bisherigen Zinsen und Gaben schmälern dürfe. Als daher bei der Bildung der evangelischen Landeskirchen besonders der Adel zu eigener Bereicherung überall nach dem Kirchengut griff und die Leute größtentheils keine Kirchengülten und Kirchenzinsen mehr geben wollten, so fiel es Luther'n schwer auf's Herz, welch' ein böser Weltgeist sich an seinen Kampf gegen das römische Kirchenthum gehängt hatte, und wider diesen Geist des „fleischlichen Haufens", der von Kirchen und Schulen nichts wissen und zu diesen

Zwecken nichts opfern wollte, sollte nun Luther sein Lebenlang einen eben so schweren Kampf zu kämpfen haben, wie gegen das Papstthum. Daher war es sein größtes Anliegen, der verfallenden Kirche und dem aus dem Christenglauben fließenden höhern Geistesleben eine Wiedergeburtsstätte in der christlichen Schule zu bereiten, die Schule zur Pflanzschule für die Kirche, gleichsam zur Vorkirche zu machen. Deßhalb hatte er schon 1524 eine Aufforderung an alle Bürgermeister und Rathsherren Deutschlands ausgehen lassen, daß sie sich der christlichen Schulen mit allem Fleiß annehmen und nicht nur für den Volksunterricht, sondern auch für ein gründliches wissenschaftliches Sprachstudium sorgen sollten. Die lateinische, griechische und hebräische Sprache erklärte er für die Grundlage der Bibelerkenntniß: würde man diese Sprachen fallen lassen, so würde man auch das Evangelium verlieren, ja am Ende selbst dahin kommen, nicht mehr deutsch reden und schreiben zu können, wie sich's gebühre. Bei der Aufforderung an den Kurfürsten das neue Kirchenwesen unter seine landesherrliche Aufsicht zu stellen, drang Luther gleichfalls, außer auf Einrichtung von Pfarreien, auf Errichtung von Schulen: denn wo die Jugend versäumt und unerzogen bleibe, da sey die Obrigkeit daran Schuld. Bei der obgedachten Kirchenvisitation wurde daher auf seinen Rath auch darauf gesehen, die kirchlichen Güter zu untersuchen und davon zu retten, was möglich sey. — Um die nähere Einrichtung der höhern Schulen nahm sich dann besonders Melanchthon an und erwarb sich damit den Ehrennamen Præceptor Germaniae. Dieß geschah eben bei jenen in Kursachsen und Hessen angeordneten jährlichen Visitationen. Denn auch Landgraf Philipp erklärte vor seinen Ständen, er werde keinen Heller von den geistlichen Gütern zu weltlichen Zwecken nehmen, und die eigentliche Kirchenverwaltung übertrug er einer Synode, welche jährlich in Marburg gehalten werden sollte. —

Durch diese Uebertragung der bischöfflichen Rechte an den Landesherrn benahmen allerdings die Reformatoren selbst, jedoch ohne es zu wollen und ohne es verhüten zu können, der Kirche ihre vorige Freiheit und Selbständigkeit. Denn nicht alle reformirenden Landesherren und Obrigkeiten waren so gewissenhaft wie Kurfürst Johann und Landgraf Philipp; und wenn auch an der Ausbreitung der Reformation nicht nur in Deutschland, sondern auch in andern Ländern, die innerste redliche Ueberzeugung einen Hauptantheil hat, so waren doch auch die weltlichen Vortheile, welche die Landesherren durch die Säcularisationen oder Einziehungen geistlicher Güter, und durch die Vereinigung der bischöfflichen Rechte

mit ihrer Landeshoheit fanden, kein geringer Grund, warum die Reformation bei so manchem Mächtigen Schutz fand, aus welchem in der Folge der Kirche sowohl, als dem Staat nicht allenthalben der rechte Segen erwuchs.

Der Kurfürst von Sachsen übernahm die bischöflichen Rechte nur nach langem Bedenken, und als er sich endlich dazu entschloß, ließ er sie nur durch eine eigene und zwar gemischte Commission ausüben, aus der sich späterhin (nach Luther's Tod) die lutherische Consistorialverfassung entwickelte. — Anfangs zeigte sich überall, wo das neue Kirchenwesen eingerichtet wurde, rücksichtlich der äußern Form der Kirchenleitung weder ein einseitig landesfürstliches, noch auch hierarchisches Verfahren, sondern ein zusammenstimmendes „Collegialsystem", indem reformgesinnte Fürsten oder Stadtmagistrate und reformverständige Theologen, in gegenseitigem Vertrauen und bei'm Volke durch ihr moralisches Ansehen gestützt, sich zur Leitung der Kirchenbesserung vereinigten. Aber so blieb es (ausgenommen in Kursachsen, wo Luther's herrschendes Wort am meisten durchdrang, und in Hessen, wo die Synode eine Schutzwehr war) nicht lange: denn bald drohten in dieser Beziehung von Seiten mancher weltlichen Regierung dem kirchlichen Leben mancherlei Hemmungen, die vornehmlich von den Juristen ausgiengen, welche theils bei Einziehung des Kirchenguts willkührlich und rücksichtslos verfuhren, theils den Pfarrern auf mannichfache Weise in's Amt zu greifen anfiengen, so daß schon Luther den Juristen scharfen Vorhalt machte, daß sie stets unbefugter Weise die Kirche regieren wollten. Aber da die Reformatoren selbst in der Ausscheidung und Begränzung der Rechte des Fürsten, des Geistlichen und der Gemeinde im Unklaren waren, so trat eine gewisse Verwirrung in dem äußern Verhältniß der evangelischen Kirche ein, und eine Einheit in der Verfassung ließ sich bei der Verschiedenheit der Territorialverhältnisse nicht erringen. Um der Vermengung der weltlichen und geistlichen Rechte Einhalt zu thun und die Juristen in die Schranken zu weisen, drang Luther späterhin (1536) auf eine strenge Sonderung des geistlichen und weltlichen Regiments. „Weltlich Regiment, schrieb er, hat für sich zu thun genug, darf sich nicht mit unnöthigem Regiment beladen!" — „Haltet ihr Juristen nur an euern Moralibus und Rechten, was äußerliche Zucht und Ehrbarkeit belanget, und strafet nur weidlich, so wollen wir unsere Ceremonialia und der Kirchen Jurisdiction und Rechte auch handhaben!" — Allein es war zu spät, ja unmöglich, die Freiheit und Selbständigkeit der Kirche zurückzurufen. Es mußte genügen, daß zwischen individueller Gewissensfreiheit und gemeinschaftlicher Einheit in der innern Ordnung eine „Vermittlung" gefunden war, die als ein Hauptgrundsatz der ältesten deutsch-evangelischen Kirchenverfassung erscheint.

Uebrigens hatte sich, ehe an eigentliche Ausbildung einer Verfassung zu denken war, die Lehre, als der durch eine Verfassung zu schützende und zu bewahrende Inhalt, in ihren Einzelnbeziehungen noch erst weiter zu läutern und auszugestalten, wenn auch bereits das jetzt sogenannte „materielle und formelle Prinzip" derselben, nämlich die alleinige Rechtfertigung durch den Glauben (oder die Rettung und Beseligung des sündlichen Menschen allein aus Gottes Gnade und nicht aus eig'nem Verdienst) und die allgemeine Autorität der h. Schrift als Gotteswortes und nicht als Menschenwortes — feststand. Namentlich hatte der Streit, den schon Karlstadt mit Luther (K. 5, 2) über die Abendmahlslehre begonnen, unterdessen weiter um sich gegriffen und Luther'n auch mit den Schweizerreformatoren in den schärfsten Gegensatz gebracht, der nun auch in der Lehre die Grundverschiedenheit der beiden Reformationsrichtungen herausstellte. Denn da Zwingli rücksichtlich der beiden Sacramente eine den Worten der Schrift widerstreitende Deutung aufstellte, so sah ihn Luther, dem jener ohnedieß im Verwerfen des in der Kirche Bestehenden (sogar des Gesangs und Glockenläutens) zu weit gieng, ebenfalls als einen Sectirer an, und der heftige Schriftenstreit, der anfangs zwischen den Anhängern beider Reformatoren, dann zwischen ihnen selbst schon seit 1523 begonnen hatte, drohte in eine völlige Spaltung der Evangelischen in zwei sich bekämpfende Parteien auszugehen.

Zwingli's Geistesrichtung verwarf überhaupt Vieles, was er nicht mit dem Verstande begreifen oder fassen konnte, wie er denn bei seiner Reformirung des Zürcher Kirchenwesens, um den Kirchengesang als unnütz darzustellen, vor den Magistrat mit einer Petition hintrat und sie nicht ablas, sondern absang. Auf die Frage wegen dieses befremdenden Beginnens, antwortete er, daß es eben so sonderbar wäre, wenn man Gott seine Bitten und Beschwerden vorsinge. — So galt ihm auch Brot und Wein im Abendmahl als ein bloßes Erinnerungszeichen. Als er über seine Abendmahls-Theorie von Bugenhagen angegriffen wurde, vertheidigte ihn Oekolampadius, welcher zwar früherhin Luther'n, der im Wein und Brot die Gegenwart Christi festhielt, beigestimmt hatte, aber allmählig auf Zwingli's Seite gerückt war. Gegen ihn erklärten sich sodann die lutherischgesinnten Prediger Brenz (in Schwäbischhall) und Schnepf (in Wimpfen). Nun griff der Streit um sich. Auch Wilibald

Pirkheimer, Urbanus Regius, Billicanus (eig. Gerlacher, Prediger in Nördlingen) u. a. erklärten sich öffentlich gegen die Schweizer. Zwingli, der auch leidenschaftlich werden konnte, ließ es nicht an scharfen Entgegnungen fehlen, worauf denn Luther mit der ihm eigenen Kraft und Derbheit die gegnerische Deutung als „Sacramentsschändung" bezeichnete; „Es ist der Groll und Ekel der natürlichen (unerleuchteten) Vernunft, der will und mag diesen Artikel des Glaubens nicht, und will sich darnach doch in die Schrift hüllen, daß man ihn nicht kennen solle." — „Mit solchem Ekel bereiten diese Schwärmer die Bahn, daß man (zuletzt) schier wird Christum, Gott und Alles mit einander läugnen!" — „Es hilft nicht, daß sie rühmen, wie sie sonst Christum in andern Stücken recht lehren und preißen; denn wer Christum in Einem Stück läugnet —, der kann ihn an keinem andern Ort recht lehren. — Der Teufel bereitet aber durch diese Schwärmer die Bahn andern Ketzern, die kommen werden und sagen, daß Christus nicht sey, weder Fleisch noch Gottheit habe." — „Denn alle (Glaubens-) Artikel sind in einander gewunden und geschlossen, wie eine gülden Kette, daß wo man Ein Glied auflös't, so ist die ganze Kette aufgelöst und geht Alles von einander."

Und als Capito und Bucer vermittelnd auftraten und ermahnten, daß man bei einer Glaubensverschiedenheit in diesem Artikel — doch im Uebrigen die wesentliche Einigkeit nicht verkennen möge, und selbst Melanchthon Zwingli's Ansicht zwar nicht theilte, aber auch nicht als Grund einer Trennung gelten lassen wollte, so schrieb Luther: „Sie schreiben, — man solle um dieser Sache willen die christliche Einigkeit, Liebe und Friede nicht zerreißen — und schelten uns, daß wir so steif und hart darüber halten, und Uneinigkeit machen. Siehe doch da, lieber Mensch, was soll man doch sagen? Es gehet uns wie dem Schaaf, das mit dem Wolfe zur Tränke in's Wasser kam: der Wolf trat oben, das Schaaf trat unten in's Wasser; da schalt der Wolf das Schaaf, es mache ihm das Wasser trübe.... Also diese Schwärmer auch, die haben das Feuer angezündet, wie sie selbst gar herrlich rühmen als eine Wohlthat, und wollen nun die Schuld der Uneinigkeit von sich schieben auf uns"! — — „Nein, lieber Mann, mir nichts des Friedens und der Einigkeit, darüber man Gottes Wort verleurt, denn damit wäre das ewige Leben und Alles verloren! Es gilt hier nicht weichen, noch etwas einräumen dir oder einigen Menschen zu Liebe, sondern dem Wort sollen alle Dinge weichen, es heiße Feind oder Freund. Denn es ist nicht um äußerlicher oder weltlicher Einigkeit und Friedens willen, sondern um des ewigen Lebens willen gegeben. Das Wort und die Lehre soll christliche Einigkeit oder Gemeinschaft machen: wo die gleich und einig ist, da wird das andere wohl folgen; wo nicht, so bleibt doch keine Einigkeit."

Aus dieser seiner innersten Ueberzeugung von der gefährlichen Consequenz der Zwingli'schen Lehre wirkte Luther dahin, daß sie in Kursachsen bei Strafe

verboten wurde. Entrüstet darüber, äußerte daher Zwingli: ob denn der Papst anders verfahren sey, so oft die Wahrheit ihr Haupt erhoben habe? — Luther aber verfiel in Folge der Kränkungen, die ihm dieser Streit verursachte, in eine lebensgefährliche Krankheit, die aber selbst bei dem Gedanken, daß nach seinem Tode die „Sacramentfälscher" und andere „Rottengeister" ein greulich Wesen anrichten würden, seinen Glauben auch in diesem Puncte nicht erschüttern konnte. „Ich tröste mich des", sagte er, „daß Christus stärker ist denn Satan: ja er ist der HErr." — „Da er solches sagte (erzählt Dr. Jonas) weinte er laut auf, daß ihm die Thränen über die Backen herabflossen." — Im nächsten Jahre darauf schrieb Luther sein „großes Bekenntniß vom Abendmahl". Indeß der Streit währte fort.

7. Der Reichstag von Speyer. Wiederholung des Wormser Achtsedicts und Verbot kirchlicher Neuerungen. Protestation der Evangelischen, Appellation an den Kaiser und Plan zu einem Vertheidigungsbündniß. Spaltung der Evangelischen in Lutheraner und Reformirte. Das Religionsgespräch zu Marburg. Die Schwabacher Artikel.

Inzwischen aber hatten sich in Deutschland katholischer Seits die Bischöffe zu einem bessern Zusammenhalten vereinigt, auch die weltlichen Fürsten sich verständigt; ja letztere hatten sich bei der Krönung Ferdinand's zum Könige von Böhmen (1526) zu einem gemeinsamen Widerstand gegen die lutherische Partei verbunden.

Dieß machte die Evangelischen besorgt, und besonders vermuthete Landgraf Philipp immer einen baldigen Angriff. Daher schenkte er auch dem künstlich angelegten Betrug des geldsüchtigen herzoglich-sächsischen Canzleiverwesers Otto v. Pack, der ihm im J. 1528 ein angebliches Angriffsbündniß katholischer Fürsten (mittels Vorweis einer Abschrift des Bundesinstruments) vorschnellen Glauben und begann in Hast kriegerische Rüstungen, die ganz Deutschland in Bewegung brachten. Nur der Widerstand Luther's gegen jede Gewaltanwendung und die Aufdeckung des Packischen Betrugs hielt das Schwert in der Scheide zurück.

Auch die unterdeß, wie es schien, eingetretene Wiederannäherung der beiden höchsten Gewalten der Christenheit hatte gleich eine merkliche Rückwirkung auf Deutschland geäußert, so daß nun die Reichsgewalt ungetheilt in den Händen der katholischen Mehrheit war. Als daher der Papst den Kaiser aufforderte, sich der Kirche kräftiger anzunehmen, als bisher, und als zugleich die Türkengefahr der deutschen Gränze immer näher rückte, indem die

Türken nach der Eroberung Belgrad's (1521) und nach ihrem Sieg über die Ungarn bei Mohacz (1526, wobei König Ludwig von Ungarn blieb) so eben mit einem Einfalle in Deutschland drohten: so schrieb der Kaiser einen Reichstag nach Speyer aus, mit dem ernstlichen Ermahnen an die Stände, sich zahlreich und zur gesetzten Zeit einzufinden.

Auf diesem Reichstag nun, der am 21. Febr. 1529 eröffnet wurde, brachte es die katholische Mehrheit durch die Unterstützung Ferdinand's und der kaiserlichen Commissarien dahin, daß der den Evangelischen günstige Reichsabschied von 1526 aufgehoben, das Wormser Achtsedict gegen Luther für die katholischen Länder auf's Neue bestätigt, jede weitere Neuerung in evangelischen Ländern untersagt, die Zwinglischgesinnten aber nebst den Wiedertäufern völlig verworfen wurden.

Da zugleich die Obrigkeit der Bischöffe auch in geistlichen Dingen wieder neu bestätigt wurde, so folgte daraus, daß ihnen damit auch die Jurisdiction, von der sie in den evangelischen Ländern und Städten bei Einführung des neuen Gottesdienstes stillschweigend ausgeschlossen worden waren, wieder eben so stillschweigend zurückgegeben, folglich das Recht zugestanden wurde, auch Prediger ab- und einzusetzen.

Wurden nun zwar die Evangelischen nicht ausdrücklich angewiesen, in den Schooß der römischen Kirche zurückzutreten, so mußte doch, wenn sie sich solchem Bescheid gefügt hätten, alles bisher Errungene und Eingerichtete wieder untergehen. Kein Wunder also, daß sie sich dabei nicht beruhigten. Es erklärten daher zunächst die Fürsten, nach dem Vorgang des Landgrafen, daß sie der Mehrheit das Recht, solche tief in das Innere der Minderheit einschneidende Beschlüsse zu fassen, nicht einräumen könnten; und ihnen beistimmend, begegneten besonders die Städte der gegnerischen Behauptung, daß der vorige Reichstagsabschied so gefährliche Folgen gehabt habe, mit der Einrede, daß man gerade ihm die Ruhe zu danken hätte, welche Deutschland in den letzten Jahren genossen habe.

Es erklärten daher sämmtliche evangelische Stände, auf den Vorgang des sächsischen Gesandten, daß sie der Majorität in Sachen des religiösen Gewissens keine Entscheidung zugestehen könnten, und schlugen der Reichsversammlung vor, zur Vermei-

dung einer Spaltung lieber an dem frühern Beschlusse festzu=
halten.

Vom damals noch allgemein geltenden staats- und kirchenrechtlichen Stand-
punct aus hatten die Evangelischen (die das landesherrliche summum jus circa
sacra sich erst später errangen) allerdings nur einen schwachen Grund zum Pro-
testiren, nämlich den, daß die Majorität ein ihr zwar an sich zustehendes Recht
ohne einen hinreichend in der Sache selbst liegenden Grund — also in wenn
auch mechanischrechtlicher, doch in unbilliger Weise anwende. Der höhere, über
dem starren Recht liegende Protestationsgrund aber lag für sie in der „Gewis-
senspflicht" und dem daraus fließenden „Gewissensrecht in Sachen Got-
tes und des Seelenheils", so wie auf „Urkund der heiligen Schrift". Es
ist dieß das allgemeine und höchste Reformationsprinzip, das die
Protestation einstweilen theoretisch in dem Vertrauen hinstellte, „die Kirche"
werde wohl auch noch die heilige Schrift „als ihre höchste Instanz" einmal
wirklich noch über sich hinstellen.

Allein die Majorität war nicht zur Nachgiebigkeit zu bewe=
gen und der verlesene Abschied sollte zu den Reichsacten gelegt
werden. Da, in diesem wichtigen Augenblicke, von dem das Da=
seyn der evangelischen Sache abhieng, traten die evangelischen
Stände in ein Nebengemach, um sich zu einem Einspruch zu
vereinigen. Ohne aber ihrer Bitte, sich bis zu ihrer Rückkunft
ein wenig zu gedulden, Beachtung zu schenken, entfernte sich
König Ferdinand mit den kaiserlichen Commissarien. Kurz
nachher traten die Evangelischen wieder ein und verlasen vor den
noch versammelten Ständen ihre Protestation, von der sie nach=
her von den Gegnern den Namen **Protestanten** bekamen. Ge=
kränkt aber durch Ferdinand's Weggang und durch die darin lie=
gende Mißachtung ihrer Würde und Rechte, beschloßen sie nun
das Rechtsmittel der Appellation zu ergreifen, die sie vor
Notar und Zeugen an den Kaiser, an das verheißene freie allge=
meine Concilium und an die gesammte deutsche Nation ausstellten.
Nahm auch König Ferdinand die Protestation nicht an, so war
doch ihr Eindruck gewaltig, weil Jeden eine Ahnung überkam,
wohinaus diese Entzweiung der Stände führen werde.

Die protestirenden Stände bestanden damals aus sieben Landesherren:
Sachsen, Hessen, Brandenburg, Braunschweig-Lüneburg, Meck-
lenburg, Anhalt, Mansfeld und aus 15 Reichsstädten: Magdeburg,

Straßburg, Nürnberg, Ulm, Constanz, Reutlingen, Windsheim, Memmingen, Lindau, Kempten, Heilbronn, Nördlingen, Isny (im Württembergischen), Weißenburg, St. Gallen, Köln und Frankfurt hatten auch mit unterschrieben, zogen aber nachher ihre Erklärung wieder zurück. Noch einige andere evangelisch-gesinnte Städte ließen sich durch verschiedene Einflüsse abhalten. — Die Besorgniß vor den Folgen dieser Spaltung bewog die katholische Mehrheit, eine Vermittlung zu versuchen. Schon gaben die damit Beauftragten eine Beschränkung des die obgenannten Rechte der Geistlichkeit betreffenden Artikels zu, wogegen die Evangelischen bis zum Concilium keine weitern Neuerungen vornehmen wollten; allein die geistlichen Stände und einige weltliche (kath.) Fürsten willigten nicht ein, und noch weniger war Ferdinand dafür zu gewinnen. Daher glaubten auch die Evangelischen auf sein Ersuchen, die Protestation nicht zu veröffentlichen, keine Rücksicht nehmen zu dürfen.

So nicht nur in ihrer religiösen, sondern auch in ihrer politischen Stellung bedroht, indem sogar eine Ausschließung von der Reichsverwaltung zu besorgen war, brachte noch in Speyer der allezeit schlagbereite Landgraf Philipp mit dem Kurfürsten Johann und den Städten Nürnberg, Ulm und Straßburg (von denen die beiden letztern zwinglischgesinnt waren) für den Fall, daß sie um des Evangeliums willen von den Gegnern angegriffen würden oder auch daß sie „unter dem Schein geistlicher Jurisdiction" am Kirchenvisitiren gehindert werden sollten, am 22. Apr. ein Vertheidigungsbündniß zu Stande. Auch Zürich und Bern traten auf Betrieb Zwingli's in einen schweizerischen Bund zusammen, der zugleich die Nebenabsicht hatte, den Herzog Ulrich wieder in sein Württemberg zurückzuführen. Sie luden sogar den Landgrafen Philipp zur Theilnahme ein, und er war um so weniger abgeneigt, als er sich überhaupt in seinen religiösen Ueberzeugungen mehr dem Zwingli zuneigte. Und so schien man der Majorität des Reichs eine mehr als hinreichende Widerstandskraft entgegensetzen zu können.

Allein Luther und Melanchthon mißbilligten, wie früher immer, so auch jetzt, nicht nur jede Anwendung von Waffengewalt in Sachen des Glaubens, sondern mißriethen auch entschieden eine nähere Verbindung mit den Zwinglischen, indem Melanchthon sich nun Vorwürfe

machte, nicht schon auf dem Reichstag vor einem Zusammenstehen mit ihnen gewarnt zu haben, und **Luther** der Meinung war, daß, wo es an Glaubensübereinstimmung fehle, auch eine volle Treue in der Noth nicht erwartet werden könne.

Da nun aber dem Landgrafen ein Bündniß zur Rettung vor der Uebermacht der Gegner das einzige Mittel schien, so faßte er den Entschluß, vor Allem die Häupter der beiden theologischen Richtungen und durch sie deren Anhänger mittels eines **Religionsgesprächs** zu vereinigen, zu dem er sie auf das Schloß zu **Marburg** einlud. Mit Mühe kam es am Michaelisfest (1. bis 3. Oct.) 1529 zu Stande, hatte aber bei der einmal festgestellten Ueberzeugung beider Reformatoren in den strittigen Puncten, ungeachtet einer bessern Verständigung in den übrigen Lehrstücken, nicht den gehofften Erfolg.

Den **Zwingli** hatte die Einladung des Landgrafen so erfreut und er hatte sie so begierig angenommen, daß er ohne Geleitsbrief, ohne Anzeige bei seiner Obrigkeit, ja ohne Wissen seiner Frau, welche beide ihn aus Besorgniß vor Gefährdung seiner Person zurückgehalten haben würden, die weite Reise unternahm und in Begleitung des **Oekolampadius**, **Bucer** und **Hedio** zu Marburg erschien. **Luther** nahm die Einladung nur widerstrebend an, weil er voraussehe, daß doch nichts herauskommen werde, und **Melanchthon** hätte lieber gesehen, wenn der Kurfürst ihnen die Erlaubniß dazu nicht gegeben hätte. Lutherischer Seits erschienen noch **Jonas**, **Brenz**, **Myconius**, **Osiander**, **Menius**, **Mecum**, **Schnepf**, **Crato**, **Agricola**. Die Schweizer kamen mit großen Hoffnungen, zumal sie wußten, daß der Landgraf sich auf ihre Seite neigte, — die Wittenberger mit dem festen Entschluß, keiner Person zu Lieb ihrem Glauben etwas zu vergeben. — In der Disputation standen **Luther** und **Oekolampadius**, **Zwingli** und **Melanchthon** einander gegenüber. Zuerst wurden die Lehren von der Gottheit Christi, von der Erbsünde, von der Wirksamkeit des göttlichen Worts und von der Taufe verhandelt, in welchen Puncten allen Zwingli früherhin mehr oder weniger abgewichen war. Obgleich nun **Zwingli** im Lauf des Gesprächs sich in allen diesen Glaubensartikeln mit den Wittenbergern einverstanden erklärte, folglich wieder auf den positivern Grund der Kirche zurücktrat, und **diese Uebereinstimmung auch protocollirt** wurde: so gab doch **Zwingli** in der Lehre vom **Abendmahl** seinen Spiritualismus nicht auf, und da **Luther** anderseits selbst **in sich** über das Wesen des h. Abendmahls den ernstesten innern Kampf bestanden und gerade **in dem Mysterium der Eucharistie den Mittelpunct des Glaubens und**

des Cultus gefunden hatte, so konnte hierin eine Einigung nicht zu Stande kommen.

So blieb denn die Spaltung der Gegenrömischen in Lutheraner und Reformirte, — eine Spaltung, die von den traurigsten Folgen war und von Niemand mehr beklagt wurde, als von Luther selbst, der, um eine volle Uebereinstimmung in der Erkenntniß der beiden Sacramente zu erzielen, „sein Leben lieber dreimal daran gesetzt hätte". Aehnlichen Schmerz empfand anderseits Zwingli, wie seine Thränen bei jenem Gespräche bezeugten.

Nichts desto weniger brachte das Marburger Gespräch den Gewinn, daß die Heftigkeit des Streits nachließ, indem Luther erkannte, daß der Gegner aus redlicher Ueberzeugung und ohne verwerfliche Nebenabsicht an seiner Vernunftdeutung hielt, und auch Zwingli sich überzeugte, daß er von Luther's Abendmahlslehre sich eine zu grobfleischliche Vorstellung gemacht und dessen heilige Ueberzeugung fälschlich für Eigensinn gehalten habe. Daher schieden beide, der deutsche und der helvetische Reformator, unter Zusicherung gegenseitiger Duldung und Liebe: doch verstand darunter Luther stets nur die allgemein christliche, nicht die speziell brüderliche Liebe, weil zu derselben eine vollkommene Uebereinstimmung des Glaubens gefordert werde.

Der politische Zweck aber, den Landgraf Philipp mit dieser Disputation verbunden hatte, „war und blieb verfehlt". Denn der Kurfürst von Sachsen und der Markgraf Georg von Brandenburg giengen (zu Schleiz) ganz auf Luther's Behauptung ein, daß zu einer gegenseitigen Vertheidigung auch volle Glaubenseinheit gehöre, und als man den oberländischen Gesandten zu Schwabach ein deßhalb entworfenes Bekenntniß, die sogenannten Schwabacher Artikel, zur Annahme vorlegte, verweigerten diese die Unterschrift und so mußte das eingeleitete Bündniß unterbleiben.

8 Die Frage über das Widerstandsrecht. Verwerfung desselben von Seite der Reformatoren. Die Türkengefahr. Ferdinand König von Ungarn. Zapolya. Luther's Heerpredigt wider die Türken. Suleyman vor Wien. Anzug der Deutschen. Rückzug der Türken nach Ungarn.

Da inzwischen der Kaiser schon von Spanien aus die Protestation der Evangelischen mißbilligt und ihre ihm nach Italien zugesandte Appellation nicht angenommen, vielmehr die Ueberbrin-

ger derselben gewissermaßen als Gefangene zurückbehalten hatte, so daß diese nur durch „eine Art Flucht" loskamen: so hatte sich den lutherischen Ständen die Frage über das Recht des Widerstandes gegen das Reichsoberhaupt aufgedrängt. Obgleich nun die sächsischen Juristen die Rechtmäßigkeit dieses Widerstandes behaupteten und in Luther's Abwesenheit Bugenhagen sein theologisches Votum dahin abgab, daß, wenn eine, obgleich selbst von Gott eingesetzte Gewalt sich wider Gott auflehne, der Gehorsam gegen sie aufhöre: so erklärte sich doch Luther bei seiner Rückkehr auf's entschiedenste gegen diese Ansicht: denn wenn auch der Kaiser wider seinen Eid handle, so sey und bleibe er doch die von Gott verordnete Obrigkeit, der man (ausgenommen in reinen Glaubenssachen) zu gehorchen habe.

Luther sah nämlich im deutschen Kaiserthum „eine Fortsetzung des römischen", und darum konnte er seinen Monarchismus um so leichter mit dem der Bibel begründen. Auch Brenz war der Meinung, die Fürsten seyen „eben so wenig berechtigt, gegen den Kaiser die Waffen zu ergreifen, wie einst die Bauern gegen Adel und Prälaten." Auch die Nürnberger Theologen traten Luther'n bei. Der Frage, ob man denn, wenn der Kaiser Gewalt brauche, ihm etwa dazu behülflich seyn solle, entgegnete Luther, das zwar würde eine Sünde seyn; aber das Land ihm zu öffnen und ihn schalten zu lassen, wie er wolle, das sey Pflicht; und wenn der Kaiser seine (Luther's) Auslieferung erzwingen wolle, so solle man nicht für ihn (den Luther) in Sorgen seyn, er werde sich ihm zu stellen nicht weigern.

Da stimmten die lutherischen Fürsten und Städte auch bei, und so wie sie um des Gewissens willen nicht glaubten, sich mit den Zwinglischgesinnten verbinden zu dürfen, so traten sie nun auch aus „reiner, großartiger" Gewissenhaftigkeit von einer Vereinigung zu gewaltsamem Widerstand gegen den Kaiser ab.

Es sollte sich auch in derselben Zeit zeigen, ob die Evangelischen den Gehorsam gegen den Kaiser und das Reich in weltlichen Dingen gelten lassen und bei einer allgemeinen, das deutsche Vaterland betreffenden Noth mit den Gegnern ihres Glaubens zusammenstehen würden. Die Türkengefahr war nämlich unterdeß immer näher gerückt. Nun hatte man schon früher den Evangelischen zum Vorwurf gemacht, sie lehrten, dem Türken dürfe der Christ nicht widerstehen, weil Rache schriftwidrig sey,

und darum habe der Türkenkrieg bisher nicht mit dem nöthigen Nachdruck geführt werden können. Schon in der kursächsischen Kirchenvisitations-Instruction aber hatte Luther gezeigt, daß dieß eine falsche Nachrede sey, und den Pfarrern an's Herz gelegt, zu lehren, daß man der Obrigkeit, als einer Rächerin Gottes zum Schutz der Frommen und zur Strafe wider die Uebelthäter, gehorchen und sich daher auf den Ruf der Obrigkeit auch gegen den Türken, als den ärgsten Feind der Christenheit, wehren müsse. Kurz vor dem Speyrer Reichstag hatte er auch einen Aufruf an die evangelischen Fürsten gerichtet, sich gegen die Türken zu vereinigen und Gott zu Ehren mit dem Kaiser in den Krieg zu ziehen. Das Gleiche that er kurz darauf in seiner kräftigen „Heerpredigt wider den Türken", und bewirkte so, daß die Protestanten mit den Katholiken unter der Führung des Pfalzgrafen Friedrich, als Reichsfeldherrn, auszogen, um Wien zu retten, das nur von 17,000 Mann deutscher Truppen vertheidigt wurde.

Nachdem nämlich die türkischen Sultane Bajazeth II und Solim I ihre Waffen mehr gegen Wien gekehrt hatten, richtete Süleyman (Soliman) II seine Hauptkraft gegen das im Innern zerrüttete Ungarn, und als dessen König Ludwig in der Schlacht bei Mohacz (27. Aug. 1526) gefallen war, lag ganz Ungarn dem türkischen Sieger offen. Gemäß dem frühern zwischen Wladislav und Maximilian I abgeschlossenen Vertrag (XVIII. 3, 5 a. E.) war nach Ludwig's Tod Ungarn und Böhmen an das Haus Oesterreich und zwar an des Kaisers Bruder Ferdinand, den Gemahl Anna's, der Tochter Wladislav's, gefallen und derselbe am 3. Nov. 1526 zu Stuhlweißenburg gekrönt worden. Diese Machtvergrößerung der Habsburger machte manche deutsche Reichsstände, protestantische wie katholische, besorgt und wenig geneigt, Ferdinanden in Behauptung jener Krone behülflich zu seyn. Denn nur ein Theil der Ungarn hatte ihn anerkannt, der andere den Woywoden von Siebenbürgen Johann von Zapolya zum König gewählt. Zwar schlug Ferdinand denselben bei Tokay, bewirkte aber dadurch, daß Zapolya sich dem Sultan unterwarf und ihm den Einbruch in Ungarn erleichterte, das bei seinen schlecht

besetzten Festungen wenig Widerstand leisten konnte, zumal Ferdinand aus Furcht vor einem Aufstand nicht wagte, die leichte ungar'sche Reiterei aufzubieten. Nachdem Ofen erobert und dessen Besatzung, ungeachtet der feierlichsten Zusage freien Abzugs, noch unter den Thoren niedergehauen worden war, wälzte sich die Türkenmacht, 250,000 Mann stark, den deutschen Gränzen zu: denn Soliman wollte den König Ferdinand aufsuchen und ihn züchtigen, weil ihm gesagt worden war, derselbe halte das Schwert in der Rechten, um ihn zu empfangen. So langte er unaufgehalten vor Wien an, — der Gebieter des Orients im Herzen von Europa, um die „staubgleichen Ungläubigen" zu lehren, daß es, wie nur Eine Sonne am Himmel, hinfort auch nur Einen Herrn auf Erden geben müsse! Aber wie täuschte er sich!

Auf der Höhe des Semmering stand sein Hauptgezelt: „um ihn herum lagerten die Truppen der Pforte; hinter ihm bis Schwechat dehnte sich das kleinasiatische Heer aus; vor ihm hielt der Seriasker mit den europäischen Sipahi's, den Rumelioten und Bosniaken, den Sandschaks von Mostar und Belgrad." Die Donau war ganz mit türkischen Segeln bedeckt und im türkischen Lager zählte man bei 22,000 Kameele. So schlecht die Befestigung Wiens war, so gut war die Stadt aus den durch Maximilian's Liebhaberei und Erfindungskunst gefüllten Arsenalen mit Geschützen aller Art versehen, und so klein die Besatzung war, so trefflich war sie von dem alten Grafen Nicolaus von Salm und von dem aus den italischen Kriegen her vertheidigungskundigen Eitleck von Reischach (K. 6, 2) geleitet. Bei jedem Sturm erlitten die Osmanen mörderische Verluste und alle ihre Anstrengungen waren vergebens. Als daher die Nächte kälter wurden und die Nachricht vom Anzug eines großen deutschen Hülfsheers sich verbreitete, dachte der Sultan an den Abzug, wollte aber noch einen Hauptsturm versuchen. Allein seine Leute mußten mit Gewalt dazu getrieben werden und erlagen schaarenweise dem wohlunterhaltenen Feuer.

Die tapfere Ausdauer des Streiterhäufleins in Wien vereitelte seinen ganzen Eroberungsplan und noch ehe das deutsche Hülfsheer anlangte, zog er wieder aus der von ihm schrecklich verheerten Umgebung Wiens ab und nahm die Erfahrung mit, daß es außer ihm noch eine Macht gebe, an der die Schärfe seines Säbels sich wohl noch abstumpfen könne. Ungarn indeß blieb in seinen Händen; denn der von ihm bestätigte König Zapolya war im Grunde sein Vasall, und wenn auch Ferdinand einige Gränzplätze wieder gewann oder in seiner Gewalt behielt, so

konnte er doch, aus Mangel an Geld, für Söldner, seine Anhänger in Ungarn nicht unterstützen und fühlte selbst den böhmischen Thron noch unter sich wanken: daher er die endliche Rückkehr seines Bruders, des Kaisers, aus Italien mit Sehnsucht erwartete.

---

6. Kapitel.

Karl's V Kriege mit Franz I in Italien: Uebergewicht der habsburgischen Macht.

1. Erster Krieg. Die Franzosen in Mailand. Franzens Bündniß mit den Schweizern. Seine Verluste in Mailand. Georg von Frundsberg. Befreiung Mailands und Wiedereinsetzung des Hauses Sforza.

Der Kaiser hatte sich unterdeß eine Machtstellung errungen, wie sie ein deutsches Reichsoberhaupt lange nicht gehabt hatte. Seine achtjährige Abwesenheit von Deutschland war größtentheils mit den Kriegen ausgefüllt, die er gegen Frankreich besonders in Italien zu führen hatte, wo König Franz I, ein zwar ritterlich tapferer, aber leichtsinniger und launenhaft willkührlicher Fürst, noch in der letzten Regierungszeit des Kaisers Maximilian sich zum Herrn von Mailand gemacht (XVIII. 3, 5) und seitdem nicht unterlassen hatte, seine vermeintlichen Ansprüche auf Neapel zu erheben.

Franz I stand einerseits unter der Herrschaft seiner sinnlichen Leidenschaften, anderseits unter dem verderblichen Einflusse seiner ränkevollen, ausschweifenden Mutter, Louise von Savoyen, und seines Kanzlers Düprat. Auf den Rath des letztern hatte er (in einer Uebereinkunft mit dem Papst Leo X 1516) auf die pragmatische Sanction, die Frankreich aus den Beschlüssen des Basler Concils davongetragen hatte, verzichtet und sich dafür, sowie gegen Rückgabe der Annaten an den römischen Hof, das Recht der Besetzung aller Bisthümer und Abteien geben lassen. Gegen diese Willkühr protestirte das Parlament und wollte das Concordat nicht in seine Acten eintragen. Erst als der König mit roher Gewalt drohte, gab es nach, jedoch mit der Erklärung, daß es dazu gezwungen worden sey und mit Berufung von dem gegenwärtigen an einen künftigen besser unterrichteten Papst. Die Folge war, daß der König diese geistlichen Aemter auf das gewissenloseste nach Gunst und Vortheil an die unwürdigsten Menschen vergabte, welche durch die Zügellosigkeit ihrer Lebensweise das Volk in noch tieferes sittliches Elend stürzten. Auch bei andern Gelegenheiten behandelte er das Parlament mit der empörendsten Despotie.

Als Franz bei der Kaiserwahl gegen Karl durchgefallen war, bot er in seinem Aerger alle Ränke auf, um dem Kaiser allenthalben Verlegenheiten zu bereiten und zu einem Hauptschlag gegen ihn sowohl die Hülfe des Königs von England, Heinrich's VIII, als auch den Beistand des Papstes (Leo's X) zu gewinnen. Allein der klügere und besonnenere Karl wußte seine Künste zu vereiteln und jene beiden Mächte (im Mai 1521) durch vortheilhaftere Anerbietungen zu einem Bündniß zu bestimmen, das den Zweck hatte, die Franzosen aus Mailand zu vertreiben und daselbst den von Franz vertriebenen Herzog Maximilian Sforza auf den Thron seiner Ahnen zurückzuführen. Doch wollte der Kaiser den Krieg nicht ohne Herausforderung beginnen. Diese nun blieb nicht aus: denn Franz machte den Anfang zum Krieg damit, daß er sowohl in Navarra, zur Unterstützung der Ansprüche des Herzogs von Albret, als auch in das Luxemburgische, zur Unterstützung des, einem Ausspruche des Kaisers sich widersetzenden Robert's von der Marc, französische Truppen einrücken ließ. Das kaiserliche Heer (unter Nassau, Sickingen und Frundsberg) aber drängte die Franzosen bald aus dem Luxemburgischen zurück, und ein spanisches Heer schlug sie aus Navarra hinaus.

Auch in Italien hatte Franz den Anfänger gemacht. Nachdem er mit den Schweizern das Bündniß zu Lucern (vom 15. Mai 1521) geschlossen hatte, das ihm gegen Erhöhung der Pensionsgelder (K. 4, 10) die Werbung schweizerischer Jungmannschaft im Betrag von 6000 bis 16,000 Mann gestattete und die Grundlage aller spätern Bündnisse zwischen Frankreich und der Schweiz geworden ist, begann er die Feindseligkeiten in Italien durch einen unüberlegten Ueberfall auf die Stadt Reggio.

Sogleich ließ der Kaiser seinen Statthalter von Neapel, Prospero Colonna, als Oberfeldherrn der kaiserlich-päpstlichen Truppen, von Bologna aus gegen das Mailändische vorrücken, das von dem französischen Marschall Lautrec vertheidigt wurde. Anfangs schienen Colonna's Unternehmungen (z. B. auf Parma) keinen günstigen Fortgang zu haben. Als es aber der päpstlich-kaiserlichen Partei glückte, ebenfalls eine starke Schaar Schwei-

zer anzuwerben und diese zum kaiserlichen Heere in Italien stieß, das unterdeß den Po überschritten hatte, so überließ Lautrec, dem es an Entschlossenheit sowohl, als an Geld zur Bezahlung seiner Söldner fehlte, (die Mutter des Königs hatte die angewiesene Summe für sich behalten!) seinem Gegner nicht nur das freie Feld, sondern mußte ihm auch einen festen Platz nach dem andern einräumen, bis er sich zuletzt auf Genua, Cremona und die Festung von Mailand beschränkt sah.

Unterdeß jedoch war es dem König Franz wieder gelungen, die zwölf Orte der Schweiz zu einem erneuerten Werbebündniß mit ihm zu bewegen und plötzlich sah sich der Kaiser nur auf den Arm und die Treue der deutschen Landsknechte angewiesen, davon ihm Georg von Frundsberg 12 Fähnlein zuführte. Zum Glück gelang es nicht nur diesen Landsknechten, sondern auch noch einem dritten deutschen Heere unter Maximilian Sforza, sich mit dem Hauptheere zu vereinigen, noch ehe die Schweizer und Franzosen vor Mailand anlangten. Kurz darauf erfolgte das feindliche Zusammentreffen, und ungeachtet nun alle Schweizer ungetheilt zusammenstanden (in welchem Falle sie noch immer gesiegt hatten), mußten sie dennoch dem Ungestüm der deutschen Landsknechte weichen und einige tausend Todte auf der Wahlstatt zurücklassen. Doch war ihr Rückzug ein geordneter, und Frundsberg, froh des Sieges, den er nicht etwa durch einen Zufall noch gefährden lassen wollte, — unterließ es, sie zu verfolgen.

Nach der Befreiung Mailands, das mit Freuden seinen angestammten Fürsten wieder aufgenommen hatte, konnte sich auch Genua nicht länger halten: es wurde erobert und geplündert, und in Kurzem mußte Lautrec mit dem Rest des französischen Heeres Italien ganz verlassen. Der Kaiser aber war wieder Herr der „alten Reichskammerländer“ und hatte die Genugthuung, ohne Hülfe der Schweizer, nur mit deutscher Kraft die Eroberung vollbracht und sich die Aussicht zur Verwirklichung noch tiefer liegender Plane geöffnet zu haben.

2. Der Kaiser und die italischen Mächte gegen Frankreich. Franz und der Connetable Bourbon. Abfall Bourbon's. Rückzug der Franzosen. Tod Bayard's. Pescara's vergeblicher Einfall in Frankreich. Einbruch der Franzosen in Oberitalien. Die Schlacht bei Pavia. Franz in Gefangenschaft. Pescara's Tod vor Mailand.

Zunächst suchte nun sein Verbündeter, Heinrich VIII von England, in welchem sich sogar das alte englische Gelüste nach der französischen Krone regte, die schlimme Lage Frankreichs zu einem Einfall in die Picardie zu benützen, und wenn er sich auch, nach Plünderung einiger Städte und Landstrecken, beim Eintritt der schlimmen Jahreszeit wieder zurückzog, so blieb er doch am Bunde mit dem Kaiser, der unterdeß in Italien den Papst (Hadrian VI), den Herzog von Mailand und die Republiken Venedig, Florenz, Genua, Lucca und Siena zur Vertheidigung Italiens gegen Frankreich vereinigt hatte.

Franz verlor zwar den Muth nicht und machte die angestrengtesten Rüstungen, um Mailand wieder zu erobern; auch war er schon im Begriff, selbst nach Italien zu gehen und die Bewegungen seines Heeres zu leiten, als ihn der plötzliche Abfall seines mächtigsten Kronvasallen, des Herzogs Karl von Bourbon, den er etliche Jahre zuvor zum Connetable von Frankreich ernannt hatte, nöthigte, in seinem Reich zu bleiben und die Leitung seines Heeres in Italien seinem Admiral Bonnivet zu überlassen.

Der Herzog von Bourbon stand sowohl wegen der Macht, die er besaß (er gebot über zwei Fürstenthümer, vier Grafschaften, zwei Vicegrafschaften und sieben andere Herrschaften), sondern auch wegen seiner Tapferkeit, Freigebigkeit und Leutseligkeit in allgemeinem Ansehen. Er hatte sich für den Fall, daß Franz keine legitimen Nachkommen bekäme, die Hoffnung gemacht, einst den französischen Thron zu erben, da er die nähern Ansprüche der Familie Alençon, wegen einer frühern Empörung derselben, für verwirkt hielt. Der König, den Ehrgeiz desselben gewahrend, schloß ihn daher, nachdem er seine Dynastie durch einen thronfähigen Nachkommen gesichert sah, von allen Staatsgeschäften aus und entzog ihm sogar die Connetable-Würde wieder. Dadurch machte er ihn zum Haupt der mit der Regierung unzufriedenen Partei. Als vollends nach dem Tode von Bourbon's Mutter Susanna die Mutter des Königs in die Verlassenschaft derselben, also in das Hauptbesitzthum Bourbon's, eintreten und der König aus noch andern Titeln dasselbe für die Krone einziehen

wollte: da bot Bourbon in der Verzweiflung seine Dienste dem deutschen Kaiser an, der sie mit Freuden annahm und ihm seine Schwester zur Gattin und die Krone Frankreichs zusagte. Auch der König von England versprach ihm gegen Anerkennung der englischen Lehenshoheit seinen Beistand.

Rasch begann Bourbon mit deutschen Landsknechten von Deutschland aus den Angriff auf Frankreich, während ein englisch-niederländisches Heer durch die Picardie vordrang und schon Paris in Schrecken setzte; allein der Versuch scheiterte, und Bourbon sah sich genöthigt, nach Italien zu gehen, wo übrigens Franzens Heere bereits das platte Land gewonnen und die Kaiserlich-Päpstlichen auf Coma, Cremona, Mailand und Pavia eingeschränkt hatte.

Als aber nach und nach die Heere der übrigen Verbündeten — nämlich Pesaro mit den Venetianern, Lannoy, Vicekönig von Neapel, mit den Neapolitanern, der tapfere Caspar Frundsberg (der Sohn) mit den deutschen Landsknechten und der eben so tapfere Marquis von Pescara mit den Spaniern — anlangten und dieser letztere, nach dem so eben erfolgten Tode des alten Colonna, den Oberbefehl über das vereinigte Heer übernahm: da sahen sich die Franzosen genöthigt, bei Pavia über den Tessino und bald darauf auch, nach dem Verluste von Vercelli, hinter die obere Sesia zurückzugehen, wo sie von Pescara so mächtig angegriffen und geschlagen wurden, daß ihnen nichts übrig blieb, als ganz Italien wieder zu verlassen.

Auf diesem Rückzuge fiel der durch seine ritterliche Tapferkeit, Tugend und Ehrenhaftigkeit berühmte Ritter Pierre de Terrail de **Bayard**, genannt „der Ritter ohne Furcht und Tadel", welcher nach du Guesclin der größte Held Frankreichs war. Er hatte sich schon unter Karl VIII und Ludwig XII durch tapfere Thaten und edle Gesinnungen und Handlungen ausgezeichnet. Seine Hauptwaffenthaten waren die glückliche Vertheidigung der Brücke bei Garigliano und der Festung Mezières. Von ihm hatte sich Franz I (nach der Schlacht bei Marignano) zum Ritter schlagen lassen. Als echter Ritter hatte er einen besondern Haß gegen die Geschützkunst; auch fiel er wirklich von einer Hakenschützenkugel getroffen im Thal von Aosta 1528. Daß er noch vor seinem Sterben eine Unterredung mit Bourbon gehabt und ihm seine Untreue gegen sein Vaterland verwiesen habe, behaupten die Franzosen; doch soll er nach italienischen Berichten auch über die Ungerechtigkeit des französischen Königs geklagt haben. Er starb still betend, indem er das Gefäß seines Schwerts

wie ein Crucifix vor sich hielt, bis es ihm entsank. Pescara sorgte für die ehrenvollste Bestattung und ließ seine Leiche durch Savoyen nach Grenoble in die Gruft seiner Ahnen bringen.

Bourbon's Rath, sogleich in das erschöpfte Frankreich einzubringen, wurde vom Kaiser zwar angenommen, nur nicht vollständig befolgt: denn anstatt gleich auf Lyon loszugehen, befahl der Kaiser, sich erst der Provençe und des wichtigen Marseille zu bemächtigen. Allein obgleich Bourbon die Städte Aix und Toulon eroberte, so erhob sich doch Niemand für ihn, als einen Abtrünnigen, während sich an den König Franz, ungeachtet seiner argen Fehler, alle Franzosen anschloßen und zum Aufbringen eines neuen Heeres kein Opfer scheuten. Vergebens bemühte sich der tapfere Pescara mit den ihm spärlich zufließenden Mitteln, das feste, wohlvertheidigte Marseille zu erobern, und die Gefahr, in der von den Franzosen absichtlich verwüsteten Gegend zu verhungern, wuchs mit jedem Tag. Da, als zu besorgen war, der König werde, unbekümmert um Marseille, unmittelbar nach Italien ziehen, hob Pescara, zum Verdrusse Bourbon's, die Belagerung auf und kehrte nach Italien zurück, um dieses dem Kaiser zu erhalten.

Schon aber war Franz mit einem wohlgerüsteten Heere hinter ihm her, brach über die Oberalpen in Italien ein, gieng über den Tessin und breitete sich über das offene Plattland aus, aus dem sich die kaiserlichen Besatzungen in die Festungen zurückzogen; selbst in der Stadt Mailand, wo gerade die Pest ausgebrochen war, hielt sich nur noch die Veste. Pescara selbst aber konnte die Gebirge nicht verlassen, da es ihm an Sold für die Truppen fehlte, weßhalb in Pasquino's Hand zu Rom der Spott zu lesen war, es sey in den Alpen ein kaiserliches Heer verloren gegangen, der ehrliche Finder werde gebeten, es gegen eine gute Belohnung auszuliefern. Allein die Würfel wandten sich wieder. Während Franz seine Zeit und Kraft mit der Belagerung der Stadt Pavia verlor, die von Deutschen auf das treuste vertheidigt wurde, hatte Bourbon in Deutschland aus dem Verkauf seiner Juwelen 18 Fähnlein Landsknechte geworben, und Lannoy die Einkünfte seiner neapolitanischen Provinzen ver-

äußert und das Geld dem alten Georg Frundsberg geschickt, der damit 11 Fähnlein warb. Und ehe sich's der König versah, kamen Pescara, Lannoy und Bourbon mit diesen Truppen aus den Alpen hervor, griffen den König in seinem wohlversehenen Lager an und nöthigten ihn zu der denkwürdigen Schlacht bei Pavia (24. Febr. 1525), in welcher vorzugsweise deutsche Kraft den vollkommensten Sieg über die Franzosen davontrug, und König Franz selbst, ungeachtet seiner großen persönlichen Tapferkeit, den Siegern sich ergeben mußte.

Der König hatte ein festes Lager im Park vor Pavia jenseits des Tessino und war mit allen Bedürfnissen reichlich versehen. Den Oberbefehl in dem belagerten Pavia hatte Antonio de Leyva, welcher, trefflich unterstützt von den Obersten Zollern und Laudron nnd von tapfern Hauptleuten (darunter Caspar Frundsberg und der K. 5, 8. a. E. erwähnte Eiteleck von Reischach), so wie von den, der Sache des Kaisers gleichfalls treu ergebenen Einwohnern von Pavia, bereits drei (Winter-) Monate hindurch alle Stürme der Franzosen tapfer abgeschlagen und sich gehalten hatte, bis das Entsatzheer herankam. Zuerst suchte Pescara den König aus seinem Lager herauszulocken: dieser aber hatte keine Lust, seine wohlgeschützte Stellung aufzugeben. So mußte sich also Pescara zu einem Angriff entschließen, bei dem freilich Ehre und Leben auf dem Spiele stund. Es gab aber keinen andern Ausweg: denn für seine Truppen begann es bereits an Nahrung und Geld zu gebrechen. Er ließ daher in einer Nacht von 2000 Landsknechten und 1000 Spaniern die festen Mauern des feindlichen Parks einreißen und nöthigte dadurch die Franzosen, in's freie Feld zu kommen. Anfangs nahm das französische Geschütz die Angreifer so stark mit, daß Franz, als er sie zersprengt fliehen sah, ausrief: „Heute noch werde ich mich Herr von Mailand nennen können!" Allmählig aber rückte das volle kaiserliche Heer in die Schlachtlinie ein, und nun erst begann die eigentliche Schlacht. Der Angriff der auf dem linken kaiserlichen Flügel stehenden nnd vom alten Frundsberg und Marr Sittich geführten Landsknechte auf die für Frankreich kämpfenden Lothringer und Gelderer gab die Entscheidung: die letztern unterlagen gänzlich und verloren all' ihr Geschütz. Im Centrum griff Pescara mit den spanischen Veteranen die 28 Fähnlein der Schweizer und die französische Reiterei so ungestümm an, daß letztere floh und auch die ersteren mit sich fortriß. Da nun auch die siegreichen Deutschen nachdrängten und zu gleicher Zeit die Besatzung von Pavia den Weichenden in den Rücken fiel, so war die Niederlage des Centrums allgemein. Als der König, der den rechten Flügel befehligte, die Seinen in voller Flucht sah, eilte er den Fliehenden nach, um sie zum Stehen zu bringen. Er wurde aber bald selbst von den nacheilenden Deutschen erreicht und verwundet, und als er stets

um sich hauend, als wolle er die Schlacht noch gewinnen, sich retten wollte, wurde ihm das Pferd unter dem Leibe erstochen, so daß er zu Boden stürzte. Zwei Spanier wollten ihn tödten; aber ein unter Bourbon dienender Franzose erkannte ihn und wandte die Gefahr ab; doch ihm wollte sich Franz nicht ergeben, sondern verlangte, man solle den Vicekönig Lannoy herbeirufen. Als dieser kam und Franz seinen Degen an ihn abgeben wollte, empfieng (so erzählen französische Berichte) Lannoy denselben knieend und gab ihm den seinen dagegen, weil es sich nicht schicke, daß ein König unbewaffnet vor einem Dienenden stehe. Darauf ließ er ihm die Wunden verbinden und gab ihn einem Ritter zur Haft. Zehntausend Todte mit fast allen französischen Anführern (darunter La Tremouille und Bonnivet) bedeckten das Schlachtfeld, und die ganze französische Artillerie ward eine Beute der Sieger.

Als der junge Kaiser, der sich damals in Castilien befand, die Nachricht von diesem außerordentlichen Sieg erhielt, verließ er still seine Umgebung, gieng in seine Kammer, kniete nieder und dankte Gott im Gebete. Auch im Uebrigen ertrug er sein Glück mit Würde und Mäßigung. Als der König von England auf die Thronentsetzung des gefangenen Königs antrug und die französische Krone für sich in Anspruch nahm, dagegen dem Kaiser Burgund und alle ehemaligen deutschen Reichstheile zurücknehmen zu lassen versprach, und ihm mit der Hand seiner Tochter sogar den einstigen Anfall Englands und Frankreichs in Aussicht stellte, — so wies Karl solche ausschweifende Vorschläge, deren Gefährlichkeit er wohl durchschaute, besonnen zurück und verlangte von dem gefangenen König nur die Verzichtleistung auf die mailändischen und neapolitanischen Ansprüche und die Zurückgabe von Burgund und der Provençe. Auf diese Bedingungen, die jedenfalls noch schwer genug waren, gieng aber Franz nicht ein und verlangte, in der Hoffnung durch persönliche Unterhandlung mit dem Kaiser gelindere Bedingungen zu bekommen, nach Madrid gebracht zu werden.

Indeß erwachte in allen Verbündeten des Kaisers die Furcht vor seinem nunmehrigen Uebergewicht und bald begannen unter ihnen mannigfaltige Anknüpfungen zum Widerstand gegen dasselbe. Einerseits zog sich der König von England, durch die Zurückweisung seines Vorschlags gekränkt, aus dem Bunde zurück und schloß mit Franzens Mutter, welche während der Haft ihres Sohnes

die Regentschaft in Frankreich übernahm, insgeheim ein Bündniß wider den Kaiser; anderseits traten auch die italienischen Staaten, die bisher mit ihm zusammengehalten hatten, in eine geheime Verbindung, um Italien vom Joche der Fremden zu befreien.

Schon gleich nach der Schlacht von Pavia regte sich unter den Führern der verbündeten kaiserlichen Truppen Eifersucht. Als Lannoy, bloß weil ihm der französische König sich ergeben hatte, während er sonst bei dieser Schlacht wenig Verdienst in Anspruch nehmen konnte, mit Gnaden überhäuft wurde, — vollends als er wider den Rath der anderen Feldherren (aber auf geheimen Befehl des Kaisers) den gefangenen König nach Madrid brachte: da fühlte sich besonders Pescara für seine großen Verdienste zurückgesetzt und suchte um seinen Abschied nach. Auf diese Empfindlichkeit Pescara's gründete der Kanzler des Herzogs von Mailand seinen Plan, in Verbindung mit den andern italienischen Staaten, die Macht des Kaisers in Italien zu untergraben. Er versuchte es, den Pescara mit der Aussicht auf die Krone von Neapel und Sicilien zum Abfall vom Kaiser zu bewegen. Pescara, zwar selbst von Geburt ein Italiener, aber schon von seinen Voreltern her ganz dem spanischen Interesse ergeben und die Italiener als feige und treulos hassend, ehrgeizig und trotzig zwar, aber stets „loyal", gab nur zum Schein keine ablehnende Antwort, um dem Plan tiefer auf den Grund zu kommen; machte aber sogleich geheime Anzeige davon beim Kaiser, und da dieser ihm unbedingte Vollmacht gab, traf er im Stillen seine Vorkehrungen. Dann nahm er plötzlich den Kanzler gefangen und forderte den Herzog auf, ihm alle festen Plätze seines Landes, selbst die Citadelle von Mailand auszuliefern. Da Sforza nicht darauf eingehen wollte, schritt Pescara zur Belagerung Mailands und ließ gegen den Herzog den Felonie-Prozeß eröffnen. Allein plötzlich starb Pescara, erst 36 Jahre alt, und mit ihm verlor der Kaiser seinen tüchtigsten Feldherrn. An seiner Stelle erhielt der Connetable von Bourbon den Oberbefehl und der Kaiser hatte sogar vor, ihn mit dem Herzogthum Mailand zu belohnen, falls Sforza unterliegen würde.

3. Franzens Entlassung aus der Haft. Die Ligue gegen den Kaiser. Zweiter italienischer Krieg. Die anfängliche Schwäche der Kaiserlichen Frundsberg's und Bourbon's Zug gegen Rom. Erstürmung und Plünderung Rom's. Bourbon's Tod. Vertrag mit dem Papst. Die Belagerung von Neapel. Doria's Abfall. Der Damenfriede zu Cambray. Kaiser Karl's Krönung zu Bologna.

Alle Versuche des nun in der Haft zu Madrid lebenden Königs Franz, von dem Kaiser gelindere Freiheitsbedingungen zu

erhalten, schlugen fehl. Der Kaiser wollte ihn anfangs gar nicht sehen und besuchte ihn erst, als derselbe vor Gram erkrankte. Franz wurde nun zwar wieder gesund, die Freiheit aber erhielt er nicht eher, als bis er durch einen feierlichen Eid gelobte, seinen Ansprüchen auf Mailand, Genua, Neapel, Flandern und Artois zu entsagen, Burgund herauszugeben, den Herzog von Bourbon wieder in seine Güter einzusetzen und 200,000 Thaler zu entrichten; ferner seine zwei ältesten Söhne als Geiseln zu stellen und des Kaisers Schwester, die verwittwete Königin Eleonore von Portugal, zu heirathen und im Falle der Nichterfüllung des Vertrags sich nach sechs Monaten wieder in die Gefangenschaft zu stellen. — Bedingungen, die selbst Karl's Räthen viel zu hoch gespannt, Franzen aber unerträglich erschienen. Anstatt aber lieber als Ehrenmann in der Haft zu bleiben, als sie einzugehen, nahm er, um nur um jeden Preis frei zu werden, seine Zuflucht zu einem ehrlosen Mittel: er erklärte kurz vor Ablegung des Eides in einer förmlichen Protestationsurkunde vor seinen Räthen, den Vertrag, als einen erzwungenen, nicht halten zu wollen. So vermeintlich im Gewissen gedeckt, leistete er bei einem feierlichen Hochamt mit der Hand auf dem Evangelium den Eid. Und selbst noch beim Abschied wiederholte er dem Kaiser auf die Frage, ob er alle Puncte des Beschworenen zu erfüllen die Absicht habe, sein Gelöbniß, indem er ein am Scheideweg stehendes Cruzifix zum Zeugniß nahm. Als er an der Gränze von Spanien, nach erfolgter Auswechslung gegen seine beiden Söhne, den französischen Boden betreten hatte, warf er sich auf ein ihm zugeführtes Pferd, rief, die Hand über den Kopf schwenkend: „Nun bin ich wieder der König, der König!" und sprengte mit seinen Begleitern nach Bayonne, wo seine Mutter mit dem Hof ihn erwartete.

Mit Sehnsucht hatten die Italiener auf diesen Augenblick gewartet. Papst Clemens VII, schon längst mit dem Kaiser über verschiedene Gerechtsame in Spannung, und nun in Besorgniß, der römische Stuhl möchte durch die wiederemporkommende Kaisermacht in Nachtheil kommen, war es eben, der zuerst den Gedanken der Wiederherstellung italienischer Unabhängigkeit gefaßt und

daher zunächst den Herzog Sforza und die Venetianer in's Einverständniß gezogen, mit den Schweizern das alte Bündniß erneuert und die Aussöhnung zwischen England und Frankreich zu Stande gebracht hatte. Jetzt lud er den freigewordenen König Franz ein, dem allgemeinen Bunde gegen den Kaiser beizutreten und sprach ihn zu diesem Ende — von seinem Eide frei.

Franz hatte ohnedieß gleich nach seiner Befreiung die Stände von Burgund zu der Erklärung veranlaßt, daß ihre alten Verträge mit der Krone dem Könige kein Recht zur Abtretung Burgunds gestatteten, und hatte dann dem Kaiser für Burgund zwei Millionen Kronen angeboten. Da nun dieser nicht darauf eingieng, sondern verlangte, er solle, wenn er die Bedingungen nicht erfüllen könne, vertragsmäßig sich wieder zur Haft stellen: so schloß Franz mit den Italienern den Bund von Cognac (1526), der den Zweck hatte, die Folgen der Schlacht von Pavia abzuwenden und den Kaiser nicht nur aus Oberitalien, sondern auch aus Neapel zu vertreiben.

Alles war in Italien für diesen Plan begeistert und leicht hoffte man, mit Franzens Hülfe das kaiserliche Heer vor Mailand vernichten zu können. Der Kaiser, die Gefahr ahnend, machte nun dem Papst gelindere Vorschläge; allein Clemens, zu sicher in seiner Berechnung, wies sie von sich und nöthigte dadurch den Kaiser zum Beginn des zweiten italischen Kriegs.

Obgleich anfangs das kaiserliche Heer Mailand eroberte, so erhielten doch die allmählig auf dem Kampfplatz erscheinenden Verbündeten in den ersten Monaten die Oberhand, so daß der Kaiser dem Papste abermalige Vergleichsvorschläge machen ließ, die aber nicht angenommen wurden. Da bemächtigte sich der dem Kaiser ergebene, kriegerisch gesinnte Cardinal Pompeo Colonna, von Neapel aus, der Stadt Rom und zwang den Papst zu einem Waffenstillstand. Allein der Papst hielt denselben nicht und beließ auch seine Truppen bei dem Heere der Verbündeten, welche gegen Mailand und Genua operirten. Zum Unglück für den Kaiser konnte sein Bruder Ferdinand keine Hülfe senden, weil dieser selbst in Ungarn alle seine Streitkräfte nöthig hatte; und so stand es mit der kaiserlichen Sache in Italien höchst bedenklich.

Da wendete sich Ferdinand an den alten Georg von Frundsberg, der unterdeß den Bauernkrieg hatte beenden helfen. (K. 5, 4. a. E.) Dieser, froh, seinem Kaiser noch einmal dienen zu können, fieng an, theils aus eignen, theils aus österreichischen Mitteln, wieder deutsche Landsknechte zu werben, und bald hatte sein Name, mehr aber noch der Haß gegen den Papst, 11000 derselben aus Deutschland und 4000 aus Italien unter seine Fahne getrieben. Ehe sich's die Italiener versahen, stand Frundsberg nach Umgehung der Veroneser Klause im Gebiete von Brescia, zog, unter mancherlei Gefahren und Entbehrungen, mitten durch die Feinde hindurch, setzte bei Ostiglia über den Po und vereinigte sich bei Firenzuola mit dem aus Mailand heranziehenden Herzog von Bourbon, der gleichfalls schweren Haß gegen den Papst trug, weil dieser durchaus nicht in seine Erhebung zum Herzog von Mailand willigen wollte.

Die Begierde der beiden Führer, dem Papste, als dem Gegner des Kaisers, selbst zu Leibe zu gehen, und das Drängen ihrer Truppen nach rückständigem Sold führte nun zu dem Plan, unmittelbar auf Rom loszurücken, und in sechs Haufen getheilt, trat das 20,000 M. starke Heer den Zug mit der Hoffnung an, sich an den päpstlichen Schätzen für alle bisherigen Entbehrungen zu erholen. Als ihnen unterwegs das Gerücht entgegenkam, der Papst habe mit den Neapolitanern Waffenstillstand geschlossen und sich dabei den Rückzug der frundsbergischen und bourbonischen Truppen nach der Lombardei ausbedungen: da erhoben sich diese im Aufruhr gegen ihre Führer, und als Frundsberg sie zur Ordnung anweisen wollte und kein Gehör fand, sank er sprachlos um, und konnte die Führung nicht mehr übernehmen.

Die Meuterei brach bei den Spaniern aus, welche Bourbon's Zelt plünderten, so daß dieser sich nur durch Entspringen rettete. Dann theilte sich die Wuth den Deutschen mit. Frundsberg, der nie vor Jemand sich fürchtete hieß sie einen Kreis schließen, trat mit den vornehmsten Hauptleuten in denselben und suchte sie durch vernünftige Vorstellungen zu begütigen. Allein das half nicht; mit dem Gebrüll: „Geld, Geld!" legten sie die Spieße ein, als wollten sie ihre Obern durchbohren. Diesen Undank konnte der greise Held, stets gewohnt, von den Seinen als Lehrer und Vater geehrt zu werden, nicht ertragen. Mitten in der erregten Rede verlor er Bewußtseyn und Sprache und sank

auf eine Trommel nieder. Da legte sich das wilde Toben; das Wort der andern Obersten fand nun Gehör und ruhig entfernte sich die Menge. Erst nach vier Tagen erhielt Frundsberg seine Sprache wieder; aber seine Kraft war gebrochen. Er übergab seine Leute dem Herzog von Bourbon und ermahnte ihn, mit dem Zug nach Rom nicht zu zögern.

Das Heer von Rom zurückzuhalten, war nun nicht mehr möglich: nach Uebersteigung der Gebirgspässe erschien es in den Quellgegenden des Arno und der Tiber und bedrohte schon Rom. Nun suchte der Papst durch ein Geldanerbieten den Schlag von sich abzuwenden. Allein die Summe wurde zu gering befunden und selbst Lannoy's Vermittlung nicht angenommen, und da der Papst, auf die Hülfe seiner Verbündeten harrend, nicht nachgab, so erschien Bourbon mit dem aus Spaniern, Deutschen und Italienern gemischten Heere am 5. April von Campanien her vor den Mauern des Vatican und schritt am folgenden Tag zum Sturm. Zwar fiel Bourbon gleich im Anfang desselben; dennoch wurde der Vatican erstürmt und der Papst hatte nur noch so viel Zeit, sich in die Engelsburg zu flüchten.

In der Nacht vor dem Sturm hatte Bourbon sein Testament gemacht und seinem Beichtvater aufgetragen, dem Kaiser zu sagen, er rathe ihm, künftig seine Truppen zu befriedigen, vorzüglich die Deutschen, ohne welche man Italien nicht im Zaume halten könne; auch solle er sich bald in Rom krönen lassen, um in Italien mehr Ansehen zu haben; er selbst (Bourbon) habe mit der Erstürmung Rom's nichts anderes im Sinn, als dem Kaiser den Weg zur Krönung zu bahnen und den Papst zu einem Darlehen für den Truppensold zu nöthigen. — Der Angriff auf die den Vatican umgebenden Verschanzungen geschah unterhalb des h. Geistthors von den Deutschen, oberhalb desselben von den Spaniern; an der Spitze der letztern stand Bourbon ganz gepanzert und über der Rüstung mit einem weißen Gewande bekleidet, um allen kenntlich zu seyn. Während des Kampfes zeigte er sich aller Orten, und ermunterte die Stürmenden durch Reden und Rufen. Um selbst ein Beispiel zu geben, riß er einem Spanier eine Leiter aus der Hand, legte sie an und hatte eben einige Sprossen erstiegen, als ihn ein Schuß aus einer Hakenbüchse traf, der ihm Rippen und Eingeweide zerriß. Dennoch stieg er gefaßt wieder hinunter und bat, indem er sank, die Umstehenden, ihn mit einem Mantel zu bedecken, worauf er sogleich verschied. Viele in jener Zeit sahen in seinem Fall ein Strafgericht für den Mann, der sein Vaterland zu verrathen und Rom in Jammer zu stürzen sich nicht gescheut habe. — Nach der Einnahme der ersten Schanzen wurden die Sturmleitern angelegt und die Deutschen waren die Er-

sten auf den Mauern, nahmen das Geschütz und öffneten den Nachdrängenden das Thor.

Noch enthielt sich das Heer der Plünderung und forderte durch seine Obersten vom Papste 300,000 Scudi. Allein dieser — immer in der Hoffnung, die Liguisten würden noch zum Entsatz kommen, — wies auch in diesem entscheidenden Augenblick alle Vorschläge zurück. Nun aber ließen sich die Kaiserlichen nicht mehr abhalten: sie erbrachen das Tiberbrückenthor und drangen ohne Widerstand in die Stadt ein, wo sie sich zuerst auf einigen Plätzen aufstellten und bis zur Mitternacht ruhig standen. Als aber Niemand kam, ihnen Befriedigung zu bieten, so fiengen sie an, die Stadt auf das schonungsloseste zu plündern und auf das bestialischeste zu mißhandeln, und zwar so lang, bis sich der Papst, jedoch erst nach einigen Monaten, zu einem Vertrage herbeiließ, worin er ihnen 400,000 Ducaten in verschiedenen Fristen zu zahlen, mehrere feste Plätze einzuräumen und bis zur Entrichtung der Summe ihr Gefangener zu seyn versprach.

Bei dieser schrecklichen, von den Dämonen der Rachsucht und des Religionshasses, der Beutegier und Rohheit geleiteten Plünderung wurde zwischen Ghibellinen und Welfen, zwischen Kirchen- und Privathäusern kein Unterschied gemacht: selbst das Grab des h. Petrus wurde durchwühlt und dem Leichnam Julius II der goldne Ring vom Finger gezogen; Kunstwerke, Alterthümer, Büchersammlungen wurden barbarisch verwüstet. Zehn Millionen Goldes an Werth sollen die Plünderer zusammengerafft haben. Die Spanier, als die gierigsten, wußten sich die reichste Beute zu machen. Die Neapolitaner benahmen sich am grausamsten und bösartigsten. Die Deutschen zufrieden, daß sie Essen und Trinken hatten, verspielten meistens ihre Beute gleich wieder, im Uebrigen waren sie gutmüthiger, als alle andern, ließen aber ihren muthwilligen Spott gegen das Papstthum auf die roheste Weise aus. — Der Vertrag mit dem Papste wurde durch Lannoy vermittelt und gleich nach dem Abschluß bezogen Spanier und Deutsche die Wache in der Engelsburg.

Um den übeln Eindruck, den die Plünderung Roms und die Gefangenhaltung des Papstes in Europa hervorbrachte, zu begegnen, betheuerte Karl in einem Schreiben an alle Höfe, daß die ganze Unternehmung ohne seinen Willen geschehen sey, und gewährte dem Papst in einem neuen Vertrage weit billigere Bedin-

gungen, wogegen der Papst sich verbindlich machte, nicht nur das Kriegsvolk (aus einer großen Säcularisation geistlicher Güter im Neapolitanischen) möglichst zu befriedigen, sondern auch ein Concilium „zur Einigung und Reformirung der Kirche" zu berufen. Hierauf erhielt Clemens seine Freiheit. Da er sich aber wegen des noch in Rom befindlichen Heeres nicht sicher hielt, so entwich er aus Rom nach Orvieto in's liguistische Lager.

Obgleich der Kaiser im Vortheil schien, so war doch seine Lage, den Verbündeten gegenüber, nicht glänzend: denn auch ihm fehlte es an Geld zur kräftigen Fortsetzung des Kriegs. Daher knüpfte er, vom Bedürfniß des Friedens getrieben, mit König Franz, der kurz vor der römischen Katastrophe, von englischem Geld unterstützt, ein Heer unter Lautrec in die Lombardei gesandt und sich Pavia's bemächtigt hatte, Unterhandlungen an d. i. zeigte sich geneigt, auf dessen früheres Anerbieten einzugehen und zwei Millionen Kronen für Burgund anzunehmen, wogegen der König für die Freigebung seiner Söhne sein Heer wieder aus Italien ziehen solle. Allein Franz glaubte sich im Vortheil und brach die Unterhandlungen ab.

Als Karl ihn hierauf an seine einstige Aeußerung in Madrid erinnern ließ, daß er als Lügner und treuloser Mann angesehen werden wolle, wenn er sein Wort nicht halte, so ließ Franz ihn zum Zweikampf fordern; Karl nahm die Herausforderung an; er bestimmte den Ort und überließ es dem König, die Waffen mitzubringen. Aber Franz ließ darauf nichts weiter von sich vernehmen und so unterblieb die Sache.

Als hierauf Lautrec in's Neapolitanische einfiel, zogen endlich die bourbonischen Truppen, welche unterdeß, zum Theil durch Ausschweifungen, auf 12,000 Mann zusammengeschmolzen waren, von Rom ab nach Neapel, das nicht lange nachher von Lautrec belagert und auf der Seeseite von einer genuesischen und venetianischen Flotte bedrängt wurde. Schon schien die Stadt verloren, als der Abfall des Admirals Andrea Doria von der französischen Sache und eine im französischen Lager ausbrechende Seuche, welche fast das ganze Heer Lautrec's und ihn selbst hinraffte, die Stadt rettete und den Kaiser in Vortheil setzte.

Andrea Doria, dem seine Vaterstadt Genua die Wiederhebung ihrer Seemacht verdankte, hatte sich in diesem Krieg, von Franzens Versprechungen

geblendet, auf die Seite Frankreichs geschlagen. Er fühlte sich aber bald von Franz zurückgesetzt, und als ihm der leichtsinnige König auf Düprat's verkehrten Rath auch die billigsten Forderungen nicht genehmigte, knüpfte Doria mit dem Kaiser Unterhandlungen an und trat, unter der Bedingung der Anerkennung Genua's als eines unabhängigen Freistaats, in kaiserliche Dienste.

Weil nun auch im folgenden Jahre das andere französische Heer, das vor Mailand lag, von dem spanischen Feldherrn Antonio de Leyva geschlagen wurde, so zeigte sich Franz zum Frieden geneigt, und da auch Karl durch die Lage der ungarischen und deutschen Angelegenheiten an einem entscheidenden Vorschreiten gehindert war, so kam unter Vermittlung Luisens, der Mutter des Königs, und Margarethens, der Tante des Kaisers, am 5. Aug. 1529 der sogenannte Damenfriede von Cambray, zu Stande, in welchem Frankreich (gegen Zahlung von zwei Millionen Kronen) im Besitze von Burgund, das deutsche Reich aber im Besitze des Herzogthums Mailand, das Uebergewicht in Italien also auf Seite des habsburgischen Hauses blieb.

Doch behielt sich der Kaiser in diesem Vertrage ausdrücklich seine Ansprüche auf Burgund vor. Auch mußte Franz auf Artois und Flandern verzichten und versprechen, des Kaisers Schwester Eleonora zu heirathen und die Anhänger Bourbon's in ihre Güter wieder einzusetzen. Franzens Moral verschmähte es nicht, abermals seine Zuflucht zu dem unwürdigen Mittel einer geheimen Protestation gegen alle diese Bewilligungen zu nehmen!

Mit dem Papste, der von der Ligue nur Nachtheil gehabt hatte, so daß er sich nun sogar vom Kaiser mehr Schutz versprach, hatte dieser schon am 29. Juni zu Barcellona einen eigenen Friedensvertrag geschlossen, in welchem er vom Papste Neapel als zinsloses Lehen und das Versprechen der Krönung empfieng, dafür aber die Wiederherstellung der während dieses Kriegs abermals aus Florenz vertriebenen Mediceer und die Ausrottung der lutherischen Lehre versprach. Am 9. Aug. landete Karl in Genua und trat, umgeben von lauter spanischen Granden, mit dem ganzen Gewicht eines Siegers auf, aus dessen Hand Italien den Frieden zu empfangen habe. Nach vollendeten Vorbereitungen — wozu die Wiederbelehnung Sforza's mit Mailand gegen Entrichtung von 400,000 Ducaten und

gegen eine jährliche Abgabe von 50,000 Ducaten auf zehn Jahre, so wie auch ein Versöhnungsbündniß mit Venedig gegen Erlegung von 300,000 Ducaten für vertragsmäßige Rückstände gehörte — begab sich Karl nach Bologna zu einer Zusammenkunft mit dem Papste, bei der auf alle bisherigen Verhandlungen das Siegel durch die Ertheilung der lombardischen und römischen Krone gedrückt wurde. Die Krönung selbst hatte indeß das Auffallende, daß sie nicht nur ganz in spanischem Gepränge, sondern auch ohne Benachrichtigung und Einberufung der deutschen Kurfürsten vor sich gieng, die sich daher über diese Vernachlässigung ihrer Personen und Würden mit Recht beklagten und gegen alles, was in des Kaisers Verträgen mit den italienischen Mächten etwa dem Reiche Nachtheiliges enthalten seyn möchte, förmliche Verwahrung einlegten.

Gern hätte der Kaiser die Krönung in Rom empfangen; aber er konnte sich in Italien unmöglich länger aufhalten, da sein Bruder Ferdinand dringender als je auf des Kaisers endlicher Rückkehr nach Deutschland bestand. Nachdem er zwei Tage vorher die lombardische Krone erhalten hatte, fand die Krönung mit der römischen am Jahrstage der Schlacht bei Pavia Statt, der zugleich sein Geburtstag war. Als der feierliche Zug zur Kirche gieng, stürzte hinter dem Kaiser der hölzerne Verbindungsgang ein, den man vom Palast bis zur Kirche gebaut hatte. Lächelnd sah sich der Kaiser um, als rechnete er es „mit zu seinem Glücke", auch diesem Unfall entgangen zu seyn. Man bemerke: es war der letzte Kaiser, der zu einer römischen Krönung gelangte! — Daß der Kaiser nicht gewillet war, die Erinnerungen der Kurfürsten zu beachten und Mailand und Genua dem Reiche zurückzustellen, erkannte man bald an den Hemmungen, welche die deutschen Truppen in Italien von dem kaiserlichen Oberfeldherrn Antonio de Leyva erfuhren, den der Kaiser mit Pavia belehnte.

So ward noch einmal die Einigung der geistlichen und weltlichen Hierarchie vollzogen; ob sie aber Stand halten würde, war die Frage, und während man sich Glück wünschte, daß die höchsten Häupter wieder einig wären, war der französische Gesandte der einzige, der die stille Unzufriedenheit des Papstes über diese Vorgänge kannte und aus ihr seinem Herrn einen einstigen für ihn glücklichen Umschlag weissagte.

7. Kapitel.

Der Reichstag zu Augsburg und seine Folgen.

1. Des Kaiser's Einzug in Augsburg. Uebergabe des evangelischen Glaubensbekenntnisses. Die Confutation. Die Apologie. Standhaftigkeit der Evangelischen.

In dieser Fülle der Macht, die das Glück dem Kaiser gewährt hatte, wandte sich dieser nun nach achtjähriger Abwesenheit von Deutschland wieder den Angelegenheiten dieses Reiches zu und schrieb einen Reichstag auf den 8. April 1530 nach Augsburg in der Absicht aus, theils seinem Bruder Ferdinand die deutsche Königswürde zu verschaffen, folglich sie beim habsburgischen Hause zu befestigen, theils künftigen Türkengefahren, denen nicht mehr bloß Ungarn, sondern selbst Deutschland ausgesetzt war, mit ausreichenderen Maßregeln vorzubeugen, theils und vorzüglich um die Kirchenangelegenheiten zu ordnen und zwar, den Verträgen mit dem Papste gemäß, die Protestanten zuerst in Güte, und wenn diese nicht helfen sollte, durch Gewalt wieder zur römischen Kirche zurückzubringen, „um die Schmach, die man Christo angethan, zu rächen".

Das kaiserliche Ausschreiben athmete daher nur Milde und Frieden und drückte den Wunsch aus, „eines Jeden Gutdünken, Opinion und Meinung in Liebe zu hören, zu erwägen, zu einer christlichen Wahrheit zu bringen und Alles abzuthun, was zu beiden Seiten nicht recht ausgelegt worden." Die katholischen Fürsten freuten sich darüber und stellten wieder ihre frühern Beschwerden und Rathschläge zur Abstellung kirchlicher Mißbräuche sowohl, als auch der lutherischen Neuerungen zusammen.

Um sich einen guten Erfolg der bevorstehenden Reichsverhandlungen im Voraus zu sichern, verlegte der Kaiser seinen Hof von Bologna nach Innsbruck und ließ es nicht an Geschenken und Versprechungen fehlen, durch die er verschiedene Reichsglieder auf seine Seite zu ziehen suchte. Da es ihm dort gelang, seinen Schwager, den vertriebenen König Christian von Dänemark, vom Lutherthum ab- und zur katholischen Kirche zurückzubringen, worüber der Papst seine große Freude bezeugte, so hoffte der Kaiser sogar den Kurfürsten Johann gewinnen zu können, wenn es ihm nur gelänge, ihn nach Innsbruck an seinen Hof zu locken.

Allein der Kurfürst, der bereits in Augsburg (am 4. Mai) angekommen war, nahm die Einladung nicht an, theils weil man ihm zumuthete, seine mitgebrachten Theologen Spalatin, Melanchthon und Jonas nicht predigen zu lassen, theils weil er so wichtige Angelegenheiten nicht an einem fremden Ort und nicht in einer Umgebung von lauter persönlichen Gegnern verhandelt wissen wollte.

Allmählig sammelten sich in Augsburg alle protestantischen Stände, welche im Gefühle der Wichtigkeit des Augenblicks die lange Verzögerung der kaiserlichen Ankunft zur Erzielung eines genauen Verständnisses untereinander benützten. Weil sich nämlich zu denen, die der Stimme der Reformatoren aus reinem Wahrheitstriebe gefolgt waren, so viele herangedrängt hatten, welche theils aus Unglauben, theils aus schwärmerischem Sectengeiste die römische Kirche verließen und überhaupt gegen alle Lehren und Anordnungen, die ihnen nicht gefielen, willkührlich protestirten, wodurch die Sache der Reformation als aufrührerische Neuerung verdächtigt wurde: so war es den evangelischen Ständen darum zu thun, deutlich und klar zu zeigen, daß sie keine neue Kirche stiften, sondern nur die alte gereinigt wieder herstellen wollten. Was ihre Reformatoren daher in den drei Bekenntnissen der ältesten Kirche als schriftgemäß befunden und beibehalten, auch schon mehrmals in ihren Schriften bekannt hatten, das wollten sie nun in einem klar zusammengestellten Bekenntnisse öffentlich und bestimmt aussprechen und sich dadurch gegen den Vorwurf der Häresie und Ketzerei verwahren.

Schon in Wittenberg hatte man in Betreff der Lehre, die Schwabacher Artikel (K. 5, 7 a. E.) zum Grunde gelegt; diese wurden dann nach vorhergegangenen Berathungen mit andern vorzüglichen lutherischen Theologen von Melanchthon gründlich überarbeitet und mit den Artikeln vom freien Willen und vom Glauben vermehrt, die Uebereinstimmung derselben mit der Schrift und den Kirchenvätern, besonders mit Augustinus, hervorgehoben und namentlich in der Lehre von der Bedeutung der weltlichen Obrigkeit der Vorwurf der Ketzerei zurückgewiesen. Bei der Erörterung der Mißbräuche wurde alle gehässige Polemik vermieden und bloß das Gefährliche solcher Kirchengebote durch Hinweisung auf ihre Abweichung von der h. Schrift, ja zum Theil selbst von den alten canonischen Satzungen aufgezeigt, — die Aufstellung der neuen, auf die h. Schrift

zurückgehenden Grundsätze aber mit Ruhe vertheidigt. Denn man wollte nichts als Frieden und Duldung, und mied es, den frühern reformatorischen Eifer hervorzukehren, der übrigens seit der Spaltung der Protestanten in Lutheraner und Reformirte, auch nicht mehr in Bewegung zu setzen gewesen wäre.

Nachdem diese Bekenntnißschrift in Augsburg vollends beendigt und mit den anwesenden Fürsten und Städtevertretern Artikel für Artikel sorgfältig durchgegangen worden war, wurde sie Luther'n (der sich damals in dem nahen Coburg aufhielt, weil er als geächtet nicht an den Ort des Reichstags kommen konnte, ohne dem Kaiser zu trotzen,) zur Begutachtung zugesendet. Er gab seine Zustimmung in folgenden Worten: „Ich habe M. Philipp's Apologie (so hieß nach altem Ausdruck jedes christliche Bekenntniß) gelesen, — die gefällt mir fast (sehr) wohl, und weiß nichts daran zu bessern, noch zu ändern; würde sich auch nicht schicken: denn ich so sanft und leise nicht treten kann. Christus, unser Herr, helfe, daß sie viel' und große Frucht schaffe, wie wir hoffen und bitten!"

Endlich hielt der Kaiser, der nach seinem Aufbruch aus Innsbruck in München von den Gliedern des frühern Regensburger Bündnisses prächtig empfangen worden war, am 15. Juni, umgeben von dem glänzendsten Geleite, seinen feierlichen Einzug in Augsburg.

Voran giengen zwei Fähnlein Landsknechte, dann kamen die reich und bunt gekleideten reisigen Mannen der sechs Kurfürsten; hierauf hinter vorausgehenden Herolden die Fürsten, dann die Kurfürsten, von denen Johann dem Kaiser das bloße Schwert vortrug; nun der spanisch gekleidete Kaiser selbst unter prächtigem Baldachin, welchen sechs Augsburger Rathsherren, auf weißen Hengsten sitzend, trugen; rechts davon der päpstliche Legat Campegius (Campeggi,) links König Ferdinand; darauf die deutschen Cardinäle und Bischöffe, und die fremden Gesandten und Prälaten. Kaiserliche und königliche Reiter mit der Augsburger Bürgerwehr und Soldmannschaft machten den Schluß. Der Zug gieng in den Dom, wo auch die protestantischen Fürsten dem Te Deum beiwohnten, worauf alle Fürsten den Kaiser bis an seine Pfalz begleiteten.

Gleich nach dieser Feierlichkeit ließ der Kaiser den Kurfürsten Johann, den Landgrafen Philipp, den Markgrafen Georg von Brandenburg und den Herzog Franz von Lüneburg zu sich rufen und sie durch seinen Bruder auffordern, ihren Geistlichen das Predigen während des Reichstags zu untersagen. Als Landgraf Philipp darzuthun suchte, es werde ja nichts als das reine Gottes Wort gelehrt, wurde der Kaiser roth und bestand um so

mehr auf seiner Forderung. Da nahm der alte Markgraf Georg das Wort und erklärte, ehe er von Gottes Wort abtrete, wolle er sich lieber hier auf der Stelle den Kopf abschlagen lassen. Einlenkend erwiederte der Kaiser in gebrochenem Niederdeutsch: „Löver Först! nit Kopp ab, nit Kopp ab!" — bestand aber nichts desto weniger auf seiner Forderung; doch erhielt er ihre Einwilligung nur, nachdem er ihnen versprochen hatte, daß er auch der andern Partei Stillschweigen auferlegen wolle. Wirklich wurde dieser Befehl durch die Herolde verkündigt und hatte zur Folge, daß während des Reichstags nicht gepredigt, sondern nur an den Sonntagen das Evangelium und die Episteln verlesen wurden. Des Kaisers weitere Zumuthung aber, daß sie am folgenden Tag in Person mit ihm der Frohnleichnamsprozession beiwohnen sollten, lehnten die Fürsten unbedingt ab und blieben auch wirklich davon weg, was einen um so mächtigeren Eindruck machte, da man hierin auf einen Triumph über die Protestanten gerechnet hatte.

Nachdem der Reichstag am 20. Juni eröffnet war, übergaben die lutherischen Stände ihr Glaubensbekenntniß und erhielten, wiewohl mit Mühe, die Bewilligung, es am 25. Juni öffentlich vor Kaiser und Reich vorzulesen und in deutscher und lateinischer Sprache zu übergeben. Die Vorlesung geschah nicht in dem von den Fürsten vorgeschlagenen größern Locale, wo noch andere Zuhörer hätten Platz nehmen können, sondern in der Kapitelstube des bischöfflichen Hofes, den der Kaiser bewohnte, nur vor den Mitgliedern des Reichstags, von denen die meisten geistlichen in der falschen Voraussetzung wegblieben, es werde dabei die katholische Kirche scharf mitgenommen werden. Da der Kaiser die Verlesung in der lateinischen Fassung vorzuziehen schien, so verhinderte dieß der Kurfürst Johann durch die Worte: „Wir sind Deutsche, und auf deutschem Boden lasset uns deutsch reden!" Hierauf verlas der kursächsische Kanzler Dr. Bayer das Bekenntniß so laut und vernehmlich, daß auch viele Außenstehende es verstehen konnten. Nach der Verlesung, die beinahe zwei Stunden währte, fühlten sich alle Evangelischen freudig gehoben durch das Bewußtseyn, ihr Gewissen gewahrt und ihren Glauben

frei bekannt zu haben und selbst viele der Gegner staunten über die Christlichkeit der lutherischen Lehre, von der sie sich vorher so viel Entsetzliches hatten sagen lassen.

Beide Urkunden waren von dem Kurfürsten Johann und seinem Sohne, dem Kurprinzen Johann Friedrich, dem Markgrafen Georg von Brandenburg, den Herzögen Franz und Ernst von Lüneburg, dem Landgrafen Philipp, dem Fürsten Wolfgang von Anhalt und den Abgeordneten der Städte Nürnberg und Reutlingen unterschrieben. Jene fürstlichen Unterzeichner galten nämlich als Vertreter der meisten mittel- und norddeutschen Evangelischen und ihrer im Wesentlichen gleichen Lehre. — Von Städten traten nachträglich noch Kempten, Heilbronn, Windsheim und Weißenburg bei. — Von den beiden Exemplaren des Bekenntnisses, die dem Kaiser überreicht wurden, behielt dieser das lateinische für sich, das deutsche gab er dem Reichserzkanzler (also dem Erzbischoff von Mainz) in Verwahrung. Beide Originalurkunden sind übrigens nicht mehr vorhanden!

Alle protestantischen Fürsten und Städte hielten sich in dieser schweren Zeit der Prüfung mit der größten Standhaftigkeit, — vor Allen Kurfürst Johann, der, als ihm seine Theologen die Gefahr, die über seinem Haupte schwebte, vorstellten und sich erboten, das Bekenntniß bloß in ihrem Namen zu unterschreiben, die Unterzeichnung seines Namens mit den Worten gegeben hatte: „Das wolle Gott nicht, daß ihr mich ausschließet! Ich will meinen Christus auch mit bekennen!" Und gegen seine Räthe äußerte er oft, „seine Gelehrten sollten thun, was recht sey, Gott zu Lobe, und ihn oder sein Land und Leute nicht ansehen!" Von diesem Zeugenmuth erhielt er auch den Beinamen „der Beständige." Hätte er gewankt, sagte Luther, so hätte keiner seiner Räthe festgehalten. — Landgraf Philipp, der, wie früher erwähnt wurde, sich mehr zur zwinglischen Ansicht neigte, weigerte sich zwar anfangs zu unterschreiben, aber bloß, um dadurch eine Annäherung an die Zwinglischen zu bewirken; allein ein Brief Luther's erwirkte bald seine Unterschrift. Auch ließ er sich weder durch Drohungen, noch durch Versprechungen vom Bekenntniß abschrecken, sondern war stets voll Muth und wollte gern Leib und Gut, Land und Leute für Gottes Wort lassen. — Der Herzog Ernst wich gleichfalls nicht und erwarb sich dadurch den Beinamen „der Bekenner." — Auch den Markgrafen Georg konnten weder die Versprechungen des Kaisers, noch die bittern Vorwürfe seines katholischen Vetters, des Kurfürsten Joachim, zum Wanken bringen: „er habe es in seinem Herzen erfahren, daß Luther's Lehre auf Christum hinweise; solle er aus seinem Lande verjagt werden, so müsse er das Gott befehlen!" — Und der alte Fürst Wolfgang sagte: „Ich habe für meine Herren und Freunde manchen Ritt gethan: mein Herr Christus verdient wohl auch, daß ich etwas für ihn thue." Gleich stand-

haft hielten sich die Städte, besonders die Nürnberger Abgeordneten, welche schrieben: „Unsers Erachtens ist nicht zu weichen, man wolle denn des Kaisers Gnade höher anschlagen, als die Huld Gottes."

In den „Stürmen jener Tage" entstand das Lied: „Ein' feste Burg ist unser Gott" rc., das nach Text und Melodie Luther'n zum Verfasser hat und stets von mächtiger Wirkung blieb. Luther selbst, immer und unausgesetzt in der vollen Ueberzeugung, daß seine Sache Gottes Sache, seine Lehre die Lehre der h. Schrift ist, ließ, obgleich das Kampfesfeld nur aus der Ferne beobachtend, nicht ab, seine Freunde zu ermuntern, die Zagenden zu stärken, die Ungewissen zu befestigen und nach allen Seiten hin durch seine Briefe, gleichsam wie durch fliegende Boten, ein festes Zusammenwirken der streitenden Kräfte gegen den mächtigen Feind zu unterhalten.

Dieses Glaubensbekenntniß, bei dessen Ablegung es deutlich wurde, in welch' hohem Grade die Reformation eine Angelegenheit des deutschen Volkes geworden war, wie nicht minder, daß sie sich im Grunde bereits von Luther's Person abgelös't hatte, behielt von da an den Namen **Augsburgische Confession** und gab der „lutherischen" Kirche, als solcher ihr Daseyn.

Schon von 1532 an ließen die Reformatoren selbst alle diejenigen darauf verpflichten, welche zu einem Kirchenamte wahlfähig waren. Doch sollte durch dieses Verfahren nur die Bewahrung der Kirche vor schriftwidrigen Neuerungen und kein Glaubenszwang bezweckt werden. — Der Name „lutherisch", gegen welchen selbst Luther längst protestirt hatte (K. 4, 9), war einmal im Munde des Volks und blieb nachher dieser Kirche als gegensätzliche Bezeichnung derselben gegen die in der Folge sich neben ihr geltend machende Lehre der „Reformirten." — Auch Zwingli, der seit dem Marburger Gespräch wieder mehrere der dort von ihm zugestandenen Lehrstücke zurückgenommen hatte, sandte ein eigenes, besonders den Abendmahlspunct mit Heftigkeit behandelndes Bekenntniß ein, das aber vom Kaiser nicht angenommen wurde. Die von den zwinglischgesinnten Städten Straßburg, Lindau, Memmingen und Constanz übergebene Confessio tetrapolitana, welche Bucer, Capito und Hedio entworfen hatten, nahm der Kaiser zwar an, gestattete aber die öffentliche Verlesung derselben nicht. (Uebrigens folgten diese vier Städte späterhin (K. 8, 2) dem Beispiel der vier andern zwinglischgesinnten Städte und traten der augsburgischen Confession bei, wodurch die Tetrapolitana ihre symbolische Kraft verlor.)

Um dem Eindrucke, den das lutherische Bekenntniß hervorgebracht hatte, ein Gegengewicht zu geben, ließ der Kaiser auf den

Rath des päpstlichen Legaten durch die katholischen Theologen Eck, Cochläus, Wimpina, Faber u. a. eine Confutation oder Widerlegung desselben abfassen, die aber so leidenschaftlich und feindselig ausfiel, daß sie auf des Kaisers Befehl mehrmals umgearbeitet und zum Verdruße Eck's von mehreren hundert Blättern auf zwölf Blätter reducirt werden mußte, worauf sie am 3. August in deutscher Sprache den Reichsständen vorgelesen wurde. Die Evangelischen baten um eine Abschrift davon: sie sollte ihnen aber nur unter der Bedingung mitgetheilt werden, wenn man sie weder abschreiben, noch drucken, noch widerlegen werde. Solchem Verfahren gegenüber verzichteten die lutherischen Stände auf die Mittheilung und ließen durch Melanchthon nach dem, was Camerarius während des Vorlesens nachgeschrieben und was ein' und der andere sich gemerkt hatte, eine **Apologie** oder Schutzschrift verfassen, die zwar dem Kaiser übergeben, aber von ihm nicht angenommen wurde. (Sie war in lateinischer Sprache verfaßt und wurde nachher von Justus Jonas in's Deutsche übersetzt.)

Ueberhaupt erkannten die Evangelischen, daß der Kaiser ihre Sache nicht näher kennen lernen wollte und daß sie einen strengen Bescheid zu erwarten hätten. Als der Kurfürst Johann um die Belehnung mit der rechtmäßig auf ihn übergegangenen Kur, so wie um Bestätigung des Ehevertrags seines Sohnes mit der Prinzessin von Jülich und Cleve nachsuchte, wurde ihm beides aus dem geradezu erklärten Grunde abgeschlagen, weil sich der Kurfürst von der alten Kirche entfernt und dem kaiserlichen Edict widerstrebt habe. Der Kurfürst vertheidigte sich mit Würde und zugleich mit einer glaubensfreudigen Offenheit, welche gegen die schleichende Politik des Kaisers merkwürdig abstach und den Evangelischen ein fühlbares Uebergewicht über ihre Gegner gab.

2. Vergebliche Vermittlungsversuche. Entwurf des Reichstagsabschieds. Standhafte Weigerung der Evangelischen. Härtere Fassung des Abschieds.

Zwar schien die Uneinigkeit der protestantischen Gesammtpartei, welche durch die verschiedenen Bekenntnisse zu Tag getreten war, des Kaisers tiefer liegenden Plan zu begünstigen. Al-

lein auch die katholische Partei war nicht so einig, daß ein allzu-rasches Vorschreiten räthlich gewesen wäre. Denn standen auch die katholischen Stände noch so eifrig gegen das Lutherthum zusammen, so hielt sie doch die Besorgniß vor des Kaisers wachsender Macht ab, sich seinem Willen so unbedingt hinzugeben. Besonders war zwischen den Habsburgern und Wittelsbachern, seit diesen letztern der Plan, die böhmische Krone auf das Haupt des Herzogs Wilhelm von Bayern zu bringen, vereitelt worden war, eine Spannung eingetreten, die es der Politik der bayrischen Herzöge rieth, sich einen Halt an Kursachsen und Hessen zu verschaffen. Dies merkte der Kaiser und gieng daher auf den Vorschlag der katholischen Stände, in der Religionssache einen Vermittlungsweg zu suchen, um so mehr ein, da die unvermuthete ohne erhaltnen Urlaub erfolgte Abreise des Landgrafen Philipp alle Gegner der Lutherischen besorgt machte, es möchte bei dem Landgrafen auf eine Rüstung zum Angriff abgesehen seyn. Allein die Vermittlungsversuche, bei denen beide Theile ungewöhnlich viel nachgaben, kamen nicht zum Ziel, da einerseits Luther an der Aufrichtigkeit der Gegner und an der Dauer einer künstlichen Aussöhnung zweifelte, auch Melanchthon ihm und seinen Glaubensgenossen in der Nachgiebigkeit all zu weit gieng, anderseits der Legat, auf erhaltene Anweisung von Rom, sich gegen jede den Protestanten zu machende Einräumung erklärte.

Bei den Vermittlungs-Unterhandlungen, die am 26. August begannen, wurden die Lehrartikel der Augsburgischen Confession zu Grunde gelegt. In den Glaubensartikeln (selbst in der Lehre von der Rechtfertigung) machten die Katholiken unerwartete Schritte des Entgegenkommens. Mehr Schwierigkeiten zeigten sich bei'm Laienkelch, dem Meßopfer, der Priesterehe und den Klostergelübden, wiewohl auch hierin beide Theile sich näherten und Melanchthon so weit gieng, daß er in einem Briefe an den Legaten sich den Papst und die ganze römische Kirchenverfassung gefallen lassen wollte, wenn man nur, außer der Garantie für die gewährten Einräumungen, die Verwerfung der Protestanten zurücknähme. Selbst Luther wollte (obgleich er die von Melanchthon gemachten Zugeständnisse mißbilligte) die bischöfflichen und päpstlichen Rechte anerkennen, wenn man seine Lehre nicht verfolgen wolle. „Wenn der Papst (schrieb er) Solches zugeben wollte, so achte ich, wir Lutheraner wollten seine Ehre und Obrigkeit besser schützen und handhaben, denn der Kaiser selbst und alle Welt: denn wir könnten's thun ohne Schwert mit Gottes Wort und

Kraft, welches der Kaiser mit der Faust, ohne Gottes Wort und Kraft, nicht erhalten kann." — Da diese Verhandlungen zu keiner Vereinigung führten, so wurde ein engerer Ausschuß niedergesetzt, der es jedoch zu einem noch weniger befriedigenden Ergebniß brachte.

Nachdem der Kaiser alle Mittel der Ueberredung, um die Protestanten zur Nachgiebigkeit zu bewegen, vergebens aufgeboten hatte, das Mittel der Gewalt aber noch scheute, weil er dazu nicht hinlänglich vorbereitet war und die katholische Standschaft sich keineswegs unbedingt dazu hergegeben hätte, so ließ er ihnen den die Religionssachen betreffenden Reichstagsabschied im Entwurf vorlegen, worin ihnen, weil ihre Confession auf den Grund der heiligen Schrift widerlegt worden sey, bis zum 15. April Bedenkzeit zur Wiedervereinigung mit der römischen Kirche gegeben und befohlen wurde, in der Zwischenzeit nichts Neues in Glaubenssachen drucken zu lassen, weder die eigenen, noch fremde Unterthanen zu ihrer Seite hinüberzuziehen, die Römischkatholischen bei ihrem Cultus nicht zu beirren und sich mit dem Kaiser und den übrigen Ständen zur Unterdrückung der Sacramentirer (Wiedertäufer) zu vereinigen.

Diesen Abschied aber erklärten die Protestanten nicht annehmen zu können, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen. Selbst als ihnen der Kaiser durch den Kurfürsten Joachim von Brandenburg einen noch strengern drohenden Vorhalt machen ließ, blieben sie fest, so daß der Kaiser höchst unwillig war. Dennoch reichte er dem Kurfürsten Johann bei dessen Beurlaubung die Hand und sagte leise die Worte: „Ohem, Ohem, dat hätt' ich mich zu Ewr Liebden nit versehen!" Stumm verbeugte sich der Kurfürst und entfernte sich mit thränengefüllten Augen in Begleitung des Herzogs von Lüneburg und des Fürsten von Anhalt, mit denen er auch sogleich den Reichstag verließ.

Vor seiner Abreise beeilten sich viele katholische Fürsten, dem Kurfürsten Johann in verschiedenen Formen zu versichern, daß sie mit der strengen Rede des Kaisers nicht ganz einverstanden, auch nicht gewillet seyen, ihn und seine Glaubensgenossen dem Kaiser zu Lieb zu bedrängen. — Luther versäumte nicht, den Kurfürsten durch eine kräftige Zuschrift zu weiterer Standhaftigkeit zu stärken. — Auch die Städte, darunter selbst Augsburg, Frankfurt, Ulm und Schwäbisch-Hall weigerten sich standhaft, den Abschied anzunehmen. —

Die zwinglisch-gesinnten Vierstädte erhielten vom Kaiser eine noch strengere Weisung; aber auch sie ließen sich durch keine Drohungen schrecken.

Und so behaupteten die Protestanten bis an's Ende dieser Verhandlungen eine sichere Haltung und ließen sich nicht einschüchtern, obgleich die Ausfertigung des Reichstagsabschieds eine noch härtere Fassung erhielt, indem der Kaiser ihnen bei strengem Vollzug des Wormser Edicts unbedingte Rückkehr zur römischen Kirche auferlegte und die Entscheidung über alles Streitige bis zu einem Concil hinaussetzte. Unzufrieden und mit dem Vorsatz, bei nächster Gelegenheit die Protestanten sowohl auf dem Prozeßweg, als auch durch Waffenanwendung zum Gehorsam zurückzuführen, verließ der Kaiser die Stadt, worin er „wider seinen Willen dem neuen Kirchenthum so große Stärkung verschafft hatte."

---

8. Kapitel.

Weitere Verbreitung und Befestigung der Reformation in Deutschland und der Schweiz.

1. Wahl und Krönung Ferdinand's zum deutschen König. Der schmalkaldische Bund. Die Wahlopposition und die Türkengefahr. Der Nürnberger Friede. Anzug der Türken. Abwehr der Türkengefahr.

Noch vor Beendigung des Reichstags hatte der Kaiser, freilich nur gegen Einräumung verschiedener Vortheile, von fünf Kurfürsten das Versprechen erlangt, seinen Bruder Ferdinand, dem er während dieses Reichstags die Belehnung über die ihm acht Jahre zuvor überlassenen deutschen Erbländer ertheilt hatte, zum deutschen König zu wählen. Ob man zur Wahlhandlung, die in Köln vor sich gieng, auch den Kurfürsten Johann zulassen solle, wurde lange erwogen, endlich aber, vorzüglich auf Betrieb der Pfalz, beschlossen, ihn einzuladen und daher den auf ihm ruhenden Bann, jedoch nur für diesen Act und ohne sein Vorwissen, durch ein geheimes päpstliches Breve zu suspendiren. Obgleich dadurch der Kurfürst sein und überhaupt der Protestanten Recht der Theilnahme an den Reichsgeschäften, ungeachtet ihrer Trennung von der Kirche, noch anerkannt sah, hielt er es

doch nicht für angemessen, in Person zu erscheinen, sondern sandte seinen Sohn, den Kurprinzen, und ließ durch denselben förmlich gegen diese Wahl protestiren, was dieser auch „mit Geschick und Entschlossenheit" that. Die Wahl erfolgte am 5. Jan. 1531 und am 11. wurde Ferdinand zu Aachen gekrönt. Hiemit verschwand die Sorge des Hauses Oesterreich, daß man bei der Schwäche des Reichsregiments und bei der häufigen und langen Entfernung des Kaisers ein neues Haupt aus einem andern Hause küren oder die Rechte der Reichsverweser, von denen der eine der Kurfürst von Sachsen war, wieder „hervorziehen" und anerkennen möchte.

Auf den Vorgang Sachsens verweigerten auch Hessen und Anhalt dem neuen Könige die Anerkennung und die meisten Städte wenigstens den Titel. Auch die Herzöge von Bayern, die ihm ohnedieß schon in Ungarn entgegenstanden und es dort mit Zapolya hielten, erkannten ihn nicht an, wie denn schon vorher der oberwähnte Herzog Wilhelm dem Kaiser auf seinen Vorwurf, daß er nach der böhmischen und römischen Krone getrachtet habe, offen erklärt hatte, daß die Herzöge von Bayern schon Könige von Ungarn und Dänemark, ja römische Kaiser und Könige gewesen, als die Herren von Oesterreich noch Grafen waren."

Die Besorgniß von der dadurch vermehrten kaiserlichen Macht, sowie die strenge Weisung des Kaisers an das durch den Reichstag erweiterte und im Sinne der Ständemajorität gereinigte Reichskammergericht, die etwaigen Uebertreter des Reichsabschieds im Wege Rechtens zu verfolgen, hatte die evangelischen Fürsten schon im Dec. 1530 wieder in Schmalkalden zusammengeführt, um sich über Maßregeln zum Schutz ihres Glaubens gegen Angriffe zu berathen; sie konnten sich aber nur zu einer Vorstellung an den Kaiser einigen, daß er dem Kammergerichte verbieten solle, Prozesse in Religionssachen vorzunehmen. Da aber der Kaiser keine bestimmte Antwort gab, so brachten sie auf einer nachmaligen Versammlung zu Schmalkalden (am 29. März 1531) den schmalkaldischen Bund vorläufig auf sechs Jahre zu Stande, wobei sie sich verpflichteten, demjenigen unter ihnen, der unmittelbar oder mittelbar um des göttlichen Wortes willen würde angegriffen werden, Beistand zu leisten und sollte es selbst gegen den Kaiser seyn.

Denn da die Juristen erklärt hatten, daß ja der Kaiser bei seiner Erwählung sich, den Fürsten gegenüber, gleichfalls durch einen Eid gebunden habe und daß das deutsche Reich nicht rein monarchischer, sondern auch aristokratischer Natur sey, Stände und Kaiser also miteinander die Reichsregierung bildeten, so ließen auch die Theologen (selbst Luther in seiner heftigen „Warnung an meine lieben Deutschen") ihr früheres Bedenken, in Betreff der Gegenwehr gegen den Kaiser, fallen, zumal er nicht Richter in Glaubenssachen seyn könne, und ihm keine Vollziehung gebühre, bevor sie ihm durch die Entscheidung eines Concils übertragen werde. Auch sollte es nur ein Vertheidigungsbündniß seyn, das um so weniger verwerflich erschien, da wirklich zwischen Ferdinand und dem Papste schon über Kriegsrüstungen gegen die Protestanten verhandelt worden war. — Doch sollte die vom schmalkaldischen Bund verabredete Gegenwehr nicht bloß auf kriegerischem, sondern auch auf juridischem Wege stattfinden, falls ein oder das andere Glied um der Religion willen von dem Reichskammergericht angegriffen würde.

In ersterer Beziehung besagte die Bundesformel, daß man sich verbunden habe „allein gegenwehr- und rettungsweise, und (daß es) gar nicht darum angesehen (ist), daß Jemand unter uns einigen Krieg anfahen soll", sondern weil es scheine, als ob man begehre, diejenigen, welche das helle, klare, reine, unvermakelte Wort Gottes in ihren Fürstenthümern und Städten, Ländern und Gebieten durch Gnade und Verleihung des Allmächtigen predigen und verkündigen lassen, wodurch allerlei Mißbräuche abgestellt und verändert (würden), — mit der That und Gewalt von solchem ihrem christlichen Vorhaben zu bringen." Weder dem Kaiser, noch sonst irgend Jemand solle durch diese Uebereinkunft Eintrag geschehen. — In Beziehung auf die Vertheidigung vor dem Kammergericht, wurden Procuratoren bestellt, um „alle Sachen, die Religion, Ceremonien und was dem anhangt, anlangend, in ihrer Aller Namen zu vertreten und ausführen zu helfen." — Die Bundesurkunde wurde anfangs nur von dem Kurfürsten Johann und seinem Sohn, von den Herzögen Philipp, Ernst und Franz von Braunschweig, dem Landgrafen Philipp von Hessen, dem Fürsten Wolfgang von Anhalt, den Grafen Gebhard und Albrecht von Mansfeld und den Städten Straßburg, Ulm, Constanz, Reutlingen, Memmingen, Lindau, Bibrach, Ysni, Lübeck, Magdeburg und Bremen unterschrieben. Brandenburg und Nürnberg schloßen sich vom erstern Zweck (der militärischen Gegenwehr) aus, und bloß dem juridischen an.

Diese Verbindung hatte gleich im Beginn ein solches Gewicht, daß die bayrischen Herzöge im nämlichen Jahre (am 24. Oct. 1531) mit dem schmalkaldischen Bund einen Vertrag zum Zweck der Nichtanerkennung der deutschen Königswürde Ferdinand's und der Aufrechthaltung „deutscher Freiheit" schloßen. Sie verabredeten auch mit Zapolya in Ungarn, dem Schützling der Türken, einen Einfall der Türken in Ungarn; ja man suchte sogar an Frankreich und England einen Anhalt gegen den Kaiser.

Diese von so vielen Seiten her drohenden Verwicklungen belehrten den Kaiser, daß er mit bloßen Machtsprüchen nichts ausrichten könne, und da die Türkengefahr am drohendsten war und ihm zu ihrer Abtreibung Alles an dem Beistand der Protestanten gelegen war, so gab er dem Kur-Erzbischoff Albrecht von Mainz und dem Kurfürsten Ludwig von der Pfalz Vollmacht zu einer Friedensverhandlung mit dem schmalkaldischen Bund. Die Unterhandlungen, die von Seite der Bundeshäupter, des Kurfürsten Johann und des Landgrafen Philipp, durch den kursächsischen Kronprinzen und den Kanzler Brück geführt wurden, boten dem Kaiser darum viele Schwierigkeiten, weil seine Gegner auf der Nichtanerkennung Ferdinand's bestunden und die Einstellung der Kammerprozesse gegen sie und einen allgemeinen Frieden sowohl für die gegenwärtigen, als auch für die künftig noch hinzutretenden Anhänger der neuen Lehre, deßgleichen ein allgemeines freies Concilium forderten.

Erst als Luther und durch ihn Kurfürst Johann zum Verdrusse aller übrigen Evangelischen Stände in so weit nachgaben, daß sich dieser Friede nur auf die damaligen obgenannten Bundesstände (zu denen, außer dem Markgrafen von Brandenburg und der Stadt Nürnberg, auch noch die unterdeß hinzugetretenen Städte Goslar, Eimbeck, Eßlingen, Nordhausen und Hamburg gerechnet wurden) erstrecken solle, — fand sich auch der Kaiser zum Nachgeben bereitwilliger, zumal die Türken von Ungarn her bereits in mächtigem Anzug waren. Und so entschloß er sich, auf Ferdinand's Rath, auf Anerkennung der Königswahl für jetzt nicht zu bestehen und — mit den Protestanten den **Nürnberger Religionsfrieden** (23. Juli u. 2. Aug. 1532) zu

schließen, worin bis zu einem künftigen Concil die Einstellung der fiscalischen Prozesse in Glaubenssachen und die Unterlassung gegenseitiger Befehdung zugestanden, dagegen bestimmt wurde, daß „rechte Freundschaft und christliche Liebe" zwischen beiden Theilen geübt, sonach also auch die Türkenhülfe von Seiten der Protestanten gebührend geleistet werden solle.

Luther ist damals und auch nachher von seiner Partei sehr getadelt worden, daß er durch seine obberührte Nachgiebigkeit seinen frühern Standpunct verlassen habe und sich gleichsam selbst untreu geworden sey. Allein bereits ist (von K. A. Menzel) anerkannt worden, daß sein tiefster Beweggrund dazu ein „großherziger und vaterländischer" war. Denn da schon im Mai zwischen dem schmalkaldischen Bund und Bayern wider den Kaiser ein Bündniß mit Frankreich abgeschlossen worden war, worin sich König Franz zu einem Geldvorschuß von 100,000 Kronen verpflichtet hatte: so erfüllte der Gedanke an die schmachvolle Politik, durch welche sowohl der Erbfeind im Westen, als auch der Erbfeind im Osten in's Reich gezogen — und dieses sammt dem Evangelium der Gefahr des Untergangs ausgesetzt werden sollte, welcher dann der Reformation würde zur Last gelegt worden seyn —, die Seele Luther's mit Schaudern (wozu bei ihm noch die Besorgniß kam, daß man sich dabei am Ende auch mit den Zwinglischen würde verbinden müssen). Daher rieth er, ohnedieß aus Grundsatz von Ehrfurcht vor des Kaisers Majestät durchdrungen, zum Frieden um jeden Preis. Er war überzeugt, daß dann das Evangelium leicht durch alle Schranken hindurch seinen Weg finden werde. — Landgraf Philipp dagegen war über diese Selbstbeschränkung höchst unwillig, und wollte den Frieden nicht unterschreiben; ja er schloß sogar mit Mainz, Trier, Pfalz und Würzburg einen Vertheidigungsbund. Doch unterschrieb er nachher noch.

Durch diesen Frieden, darin der stolze Kaiser alle zu Worms und Augsburg gegen die neue Lehre erlassenen Verbote zurücknahm, verdarb es der Kaiser mit seiner ganzen Partei, die ihm bittere Vorwürfe machte, daß er noch kein Concil, als das einzige Mittel wider den Abfall, betrieben habe. Darum ließ er in dem Publicationsmandat an die Reichsstände den Punct der Einstellung der Kammergerichtsprozesse weg, ja er erwähnte dieses Friedens in dem Reichsabschiede gar nicht, sondern gab bloß die Versicherung, daß er den Papst um ein Concil angehen wolle. Da also diesem Frieden die rechtsgültige Form mangelte, so konnte er den Protestanten auch keinen festen Sicherheitsgrund gewähren. Nichts desto weniger freute sich der alte

fromme Kurfürst Johann kindlich darüber, überlebte aber diese Freude nur wenige Wochen, indem er am 16. Aug. 1532 plötzlich am Schlagfluß starb, worauf ihm sein Sohn Johann Friedrich, dem er einige Zeit vorher aus Kränklichkeitsrücksichten die Regierungsgeschäfte übertragen hatte, im Regiment des Kurstaats, so wie in der Vorstandschaft der Evangeliumspartei folgte.

So unsicher der Nürnberger Friede war, so hielt er doch eine Zeitlang den Ausbruch der feindlichen Gesinnungen zurück und hatte für das gemeinsame Vaterland den günstigen Erfolg, daß die heranziehenden Türken — nach der Niederlage einer ihrer bereits in's Oesterreichische vorgeschobenen Abtheilungen und beim Anblick des 80,000 M. starken deutschen Heeres — wieder den Rückzug nach Ungarn antraten. Damit schwand aber für Ferdinand die Hoffnung wieder, in diesem Kampf sein Ungarn einzunehmen: denn die Deutschen hielten sich an die Gränzen ihrer eingegangenen Verpflichtung und zogen wieder heim. Der Kaiser aber begab sich von Wien aus nach Italien, um mit dem Papst über ein Concil zu verhandeln und dann nach Spanien zurückzukehren.

Schon 1530 hatte Ferdinand nach einem abermals fehlgeschlagenen Versuch auf Ofen sich zu einem Waffenstillstand mit Zapolya verstanden und hoffte Ungarn durch einen Vertrag mit der Pforte wieder zu gewinnen, dem die vielversprochenen Rüstungen der Deutschen einen Nachdruck geben sollten. Allein Suleyman kannte die Entzweiung der Deutschen und die Schwerfälligkeit derselben in Aufbringung der Mittel zu einem Reichskrieg und forderte von Ferdinand die völlige Aufgebung Ungarns. Stets mit dem Plane beschäftigt, Constantinopel zur Hauptstadt der Welt zu machen, rüstete der Sultan zu Land und zur See und brach im April 1532 an der Spitze eines mächtigen Heeres mit alt-orientalischem Prunk aus seinem Reiche nach Ungarn auf, um von da aus das Kaiserthum der Deutschen an sich zu bringen.

Erst als er schon Ungarn aufwärts zog, setzten sich in den verschiedenen Kreisen Deutschlands die auf dem Regensburger Reichstag verabredeten Rüstungen in Gang. Ganz Deutschland war in kriegerischer Bewegung und Alles voll Muth, den auch der Kaiser mit Freuden theilte. Die wunderbare Rettung der kleinen Stadt Günz in Ungarn, welche von dem tapfern Hauptmann Jurischitz nur mit 30 Reitern und 700 Bürgern und Bauern gegen den 12maligen Ansturm der Türken vertheidigt und nach dem Verlust ihrer Hauptschanzen nur durch das Verzweiflungsgeschrei der Weiber und Kinder, vor welchem die Türken erschrocken zurückwichen, erhalten wurde, war eine gute Vorbedeutung. Als sodann das deutsche Heer — das schönste und größte, das man seit Jahrhun-

derten in der Christenheit gesehen hatte und das alle jene Kräfte in sich vereinigte, durch die der Kaiser seine Siege in Italien erfochten hatte, — sich in Wien sammelte, erschrack der Sultan vor der Einigkeit der Deutschen; und als vollends eine vorausgesandte Türkenschaar von 15,000 M. vor Grätz vernichtet wurde und auch im jonischen Meer das Türkengeschwader durch Andreas Doria bedrängt wurde: so entschloß sich der Sultan, der ihm drohenden Gefahr durch jenen unerwartet raschen Rückzug auszuweichen. — Die Furcht eines so mächtigen Feindes vor der Einigkeit der Deutschen und vor ihrer daraus entspringenden Ueberlegenheit derselben war ein eben so wichtiger Gewinn, als eine feindliche Niederlage selbst.

2. Fortgang und Stillstand der Reformation in der Schweiz. Ausbruch des Parteihasses. Kampf der Fünforte mit Zürich. Die Schlacht bei Kappel. Zwingli's Tod. Uebergewicht der Fünforte.

Nicht so ruhig, als sich die Spannung der getrennten Religionstheile in Deutschland durch den Nürnberger Frieden zu lösen schien, hatte unterdeß die Reformationsbewegung in der Schweiz ihren Fortgang genommen: dort war der Haß der Parteien ein Jahr zuvor zum blutigen Ausbruch gekommen.

Durch den Uebertritt von Bern, Basel und andern Cantonen sah sich nämlich die katholische Majorität des eidgenössischen Bundes zuletzt auf fünf herabgekommen. Diese — nämlich Uri, Schwyz, Unterwalden, Lucern und Zug — stunden aber um so fester auf ihrem alten Glauben, wollten auf die Pensionsvortheile und auf das Recht des fremden Kriegsdienstes nicht verzichten und duldeten die neue Lehre weder in ihren Vogteien, noch in den freien Aemtern, und zwar so wenig, daß sie vielmehr jeden Abfall auf's härteste (durch Gefängniß, Ruthenschläge, Landesverweisung, insbesondere durch Verjagung, ja Hinrichtung reformirender Prediger) bestraften. Unterwalden machte sogar mit den Waffen einen landfriedensbrecherischen Einfall in das Bernische, um den Widerstand der dortigen Landleute gegen die von der Stadtobrigkeit befohlnen Reformmaßregeln zu unterstützen. Dieser Bruch des eidgenössischen Bundes erregte den Unwillen der reformirten Städte und sie ließen es nicht an Rachedrohungen fehlen.

Die Fünforte suchten daher an Oesterreich einen Anhalt und schloßen mit dem König Ferdinand einen Bund zum

Schutz des alten Glaubens und zur Vertheidigung gegen Angriffe, wobei sie dem Könige die Stadt Constanz, die mit Zürich im Bürgerrecht stand, zu überlassen versprachen und dagegen von ihm die gemischten Vogteien (darunter den Thurgau) garantirt erhielten.

Schon längst war Zürich über das Verfahren der Fünforte gegen Uebertretende ergrimmt, und als vollends ein hintersässiger zürcherischer Prediger auf seinem Amtsweg nach einem benachbarten Orte (Gaster) von den Schwyzern aufgegriffen und auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde (1529): da wollte Zürich nicht länger duldend zusehen, sondern suchte durch ausgesandte Truppen die freien Aemter zu schützen. Und als die Feinde sich in Bar sammelten, zog das große Banner von Zürich, trefflich gerüstet, aus, und selbst Zwingli, der von keinem Frieden eher wissen wollte, bevor die Gegner das Jahrgelderwesen und die Predigt des Evangeliums dulden würden, hatte sich aus freiem Antrieb zu Pferd dem Zuge angeschlossen, obgleich man ihn seiner Pflicht, als Prediger dabei zu seyn, entbunden hatte.

Allein da Bern, zum Theil aus Eifersucht gegen Zürich, seine Hülfe nur für den Fall zusagte, wenn Schwyz den Angriff beginnen werde, so ließen sich die Zürcher wider Zwingli's Meinung in Unterhandlungen ein, welche dahin gediehen, daß die Fünforte sich zur Aufhebung des österreichischen Bündnisses, zur Erstattung der Kriegskosten und zur Einwilligung in den Grundsatz, daß die Mehrheit einer Gemeinde über Einführung der Reformation zu entscheiden habe, bequemten.

Die Folge davon war, daß die Reformation sich rasch weiter verbreitete (oder nach Bullinger's Ausdruck „das Gotteswort ermehret ward"). Im Thurgau, in Schaffhausen, in Neuenburg, Glarus, St. Gallen, Toggenburg u. a. O. erhielten die Reformirten die Majorität. Desto unerschütterlicher verharrten die Fünforte bei ihrem Glauben: weder hemmten sie die Schmähreden ihrer Prediger, noch unterließen sie es, mit Oesterreich neue Verhandlungen zu pflegen, und erhielten für den Fall, daß sie angegriffen würden, Ferdinands Hülfeversicherung.

Anderseits sahen sich die Reformirten durch den Anschluß von Straßburg verstärkt, das 1530 in das Bürgerrecht der Schwei=

zerstädte trat, so daß sich beide wechselseitig beizustehen versprachen. Dieser Umstand schien die Möglichkeit einer Wiedervereinigung der Eidgenossenschaft mit Deutschland herbeiführen zu können, wenn nicht vorzüglich Zwingli selbst ein Hinderniß gewesen wäre.

Da nämlich in Straßburg Martin Bucer durch seine vermittelnde Auffassung der lutherischen und zwinglischen Abendmahlslehre (daß nämlich „der HErr in dem Sacrament seinen wahren Leib und sein wahres Blut wahrlich zu essen und zu trinken gebe zur Speise der Seele und zum ewigen Leben) es dahin gebracht hatte, daß die Reformirten der oberländischen Städte durch die Erklärung ihrer Abgeordneten für jene Auffassung förmlich in den schmalkaldischen Bund aufgenommen wurden (K. 8, 1), so suchte er nun auch die schweizerischen Reformirten zu einer Vereinigung mit den Lutheranern zu bringen und hatte schon den Oekolampadius und durch diesen Basel dafür gewonnen; allein Zwingli war nicht zur Beistimmung in jene Auffassung des Abendmahlsbegriffs zu bewegen, und da auch der Kurfürst von Sachsen seine Bedenken behielt, so unterblieb auch diesmal eine Vereinigung der beiden großen protestantischen Parteien, — und dieses hatte sowohl auf die Entwicklung des schmalkaldischen Bundes, als auch auf den Gang der schweizerischen Reformation hemmenden Einfluß.

Inzwischen hatte in der Schweiz die Erbitterung der Katholiken und Reformirten in steigendem Grade zugenommen, indem jene nicht ohne Grund über Rechtsbeeinträchtigungen, diese über fortgesetzte Schmähreden klagten. Zwingli, der fortwährend nicht bloß die kirchliche, sondern auch die politische Umgestaltung der Schweiz zum Ziel hatte, sah mit Schmerz sein Wirken durch den Umstand gehemmt, daß die Fünforte in der Tagsatzung noch rechtlich die Majorität hatten, und wollte sie factisch den stärkern Städten Zürich und Bern zuwenden. So wie er in Zürich selbst durch strenge Maßregeln die politisch-religiöse Einheit der öffentlichen Gewalt zu Stande gebracht hatte, so hoffte er es auch im Großen, in der ganzen Schweiz, dahin zu bringen und drang daher entschieden auf Krieg.

Allein Bern trug Scheu vor dem äußersten Schritt und schlug vor, die Fünforte durch Entziehung der Zufuhr zu zwingen. Zwingli mußte nachgeben und die Gränzsperre trat ein. Doch weit entfernt, daß der Mangel an Lebensmitteln die Fünforte zum Nachgeben gebracht hätte: sie wurden dadurch nur erbitterter, daß man ihnen „unter dem Schein des Christenthums die Früchte entziehe, die Gott frei wachsen lasse." Da alle Un-

terhandlungen nichts fruchteten, so kam es in ganz anderer Weise zum Aeußersten, als es sich Zwingli gedacht hatte. Denn unversehens brachen die Fünfortischen, gering zwar an Zahl, aber einig, aus ihren Alpenpäßen hervor, und fielen, 8000 Mann stark, plündernd in das Gebiet der Zürcher ein, welche nur 1200 Mann bei Kappel stehen hatten. Die strenge Gränzaufsicht hatte verhindert, daß den Zürchern Nachricht von diesem feindlichen Vorhaben zukam. Und da sie versäumt hatten, den Paß über den Albis zu besetzen, so konnten die Fünforte, nachdem sie ihre Fähnlein in Zug vereinigt hatten, so schnell und so weit vordringen.

Bei der ersten Nachricht hievon sammelte man sich in der Stadt Zürich in großer Unordnung, und als die zweite Nachricht vom drohenden Ueberfall bei Kappel einlief, eilten die wenigen Gesammelten, kaum 700 Mann stark, zu Hülfe, ohne weitern Zuzug abzuwarten. Auch Zwingli zog wieder mit aus, und zwar als Feldprediger, da man ihn diesmal dieses Postens nicht enthob.

Die bei Kappel Stehenden hätten sich vor der Uebermacht zurückziehen können, wollten aber aus Ehrgefühl nicht weichen und nahmen die Schlacht an. Gleich darauf erschien das Hülfshäuflein aus Zürich auf dem Albisberg und stutzte über die feindliche Menge; aber von Zwingli angetrieben, rückte es vollends an und theilte mit den Andern Gefahr, Kampf und — Untergang: denn von zwei Seiten angegriffen, wurden die Zürcher am 11. Oct. 1531 bei Kappel völlig geschlagen und auch Zwingli fand hier das Ziel seines Lebens.

Da die Zürcher einen kleinen Wald am Fuß des Albis unbesetzt gelassen hatten, drangen dort die Feinde hervor und übermannten die Zürcher, die ungeachtet aller Tapferkeit nach dem Verlust von 500 Mann gänzlich zersprengt wurden. Unter den Gefallenen befanden sich die angesehensten Männer, nur allein vom großen Rath 19 Glieder; auch sieben Geistliche und mitten unter den Seinen Zwingli, der nach seiner Verwundung unter einem Birnbaum saß, „die Hände gefaltet und die Augen gen Himmel gerichtet." Ein paar feindliche Kriegsleute, die ihn nicht kannten, ermahnten ihn, sich noch der heil. Jungfrau Maria und den Heiligen zu empfehlen. Da er den Kopf schüttelte, gaben sie ihm, als einem „verstockten Ketzer", den Todesstoß. Erst am andern Tag wurde sein Leichnam von den Feinden erkannt und nach einem abgehaltenen Gericht über

ihn — geviertheilt, verbrannt und seine Asche den Winden übergeben!

Jetzt erst rückte das unterdeß zusammengezogene Hauptheer der Zürcher und ihrer Bundesgenossen, 12,000 Mann stark, deßgleichen Bern, Basel, Biel, zusammen mit einer fast gleichen Anzahl, in's Feld. Bei ihrem Anblick zogen sich die Fünfortischen an den Zugerberg zurück. Lange zögerten die reformirten Verbündeten, sie anzugreifen, und als sie sich endlich mit wenig Vorsicht dazu entschloßen, erlitten sie einen Ueberfall und mußten sich mit Verlust zurückziehen.

Auf Seite Ferdinand's und des Kaisers war große Freude über Zwingli's Tod und über diese Siege, und schon wurde Frankreich durch den Kaiser aufgefordert, die Fünforte zu unterstützen und die reformirten Schweizer zu bekriegen. Allein König Franz hatte die Verbindung der Fünforte mit Oesterreich schon ungern gesehen und ließ sich daher zu nichts herbei.

Indessen aber vertrugen sich die Schweizer selbst: Zürich zuerst und dann Bern bequemten sich zu einem Frieden, versprachen ihre Bündnisse mit Auswärtigen aufzuheben und Kriegskosten zu zahlen. Doch behaupteten sie ihren Reformationsstandpunct, mußten aber in der Friedensurkunde zugeben, daß die Fünforte die Reformirten nicht nur in ihren Landschaften, sondern auch in drei freien Aemtern bestrafen durften, und daß es in den übrigen gemeinen Vogteien jedem Uebergetretenen gestattet seyn müsse, zum alten Glauben zurückzutreten.

So kam es, daß die Fünforte in vielen Landschaften und Orten der Schweiz das volle Uebergewicht behielten und der Katholicismus in denselben nicht nur her-, sondern auch auf die folgenden Jahrhunderte hinaus festgestellt wurde.

3. Vollzug und Entwicklung des schmalkaldischen Bundes. Auflösung des schwäbischen Bundes. Zurückführung des Herzogs Ulrich nach Württemberg durch den Landgrafen Philipp. Die Schlacht bei Lauffen. Der Friede zu Kadan.

Eben jene Ereignisse in der Schweiz beschleunigten den Entschluß des schmalkaldischen Bundes, sich eine militärische

Verfassung zu geben, da er außer den fürstlichen Gliedern schon sieben ober= und sieben niederdeutsche Städte umfaßte.

Die Leitung des Bundes erhielt der stets kriegsrüstige Landgraf Philipp, welcher in Hessen und Oberdeutschland, — und der Kurfürst Johann Friedrich, welcher in Sachsen und Westfalen den Oberbefehl haben sollte, je nachdem ein Angriff auf der einen oder auf der andern Seite drohen sollte. Außerdem sollte der eine um den andern dieser beiden Häupter die allgemeinen Geschäfte besorgen. Der Nachtheil dieser Doppelthauptmannschaft trat späterhin zu Tage. Gern hätte man dem Kurfürsten die alleinige Leitung gegeben, da der Landgraf Allen zu rasch-vorgehend war: allein er war nicht zu umgehen. — In Entscheidungsfällen hatten Sachsen und Hessen miteinander vier Stimmen, die Städte auch vier und die übrigen bis jetzt dem Bunde angehörigen Fürsten eine Stimme.

Dadurch, und besonders als nach dem Nürnberger Frieden noch weitere Beitritte erfolgten, wuchs der Bund mehr und mehr an politischer Bedeutung. In welches enge Verhältniß selbst die bayrischen Herzoge zu ihm getreten waren, ist bereits erwähnt worden und die dadurch entstandene mächtige Wahlopposition gegen Ferdinand erhielt sich auch noch nach dem Nürnberger Frieden. Auch die andern katholischen Mitglieder des lange bestandenen schwäbischen Bundes, der bisher dem König Ferdinand in Südwestdeutschland zur Stütze gedient hatte, waren mit Oesterreich unzufrieden, wie denn überhaupt der schwäbische Bund in der Auflösung begriffen war: denn einerseits unterwarfen sich die fürstlichen Glieder desselben (namentlich Hessen, Trier und Pfalz) nur ungern dem Bundesrath, weil darin Städte und Prälaten gleiche Geltung mit ihnen hatten; anderseits beugten sich auch Städte, wie Ulm, Augsburg und Nürnberg, der Mehrzahl der katholischen Bundesglieder nur mit Widerwillen. Vergebens bemühte sich der Kaiser Karl und König Ferdinand, den Bund noch zusammenzuhalten, der ihnen für ihren Besitz des württembergischen Landes so dienlich war. Auf dieses Land aber machte der Sohn des verjagten Herzogs Ulrich, der junge Herzog Christoph, Ansprüche und wurde auf dem schwäbischen Bundestag zu Augsburg von den meisten Gliedern des Bundes, darunter auch von den bayrischen Herzögen, gegen Ferdinand's Unterhändler kräftig unterstützt.

Herzog Christoph war nach der Verjagung seines Vaters, als fünfjähriges Kind aus Württemberg auf Ferdinand's Anordnung weggeführt, in Innsbruck und Neustadt erzogen und von seinem treuen Lehrer, Michael Tifernus, in den Wissenschaften unterrichtet worden. Allmählig wurde er an den Hof gezogen, war 1530 mit dem Kaiser in Augsburg und sollte ihn nun nach Italien und Spanien begleiten. Allein Christoph entfloh in den Alpen, entgieng mit Hülfe seines Lehrers einer großen Lebensgefahr und fand zunächst bei den Herzogen von Bayern Schutz und Förderung in seinen Ansprüchen an Württemberg.

Da auch der Papst (Clemens) dem Bestreben des Kaisers, alle italienischen Staaten zu einem Vertheidigungsbündniß gegen Frankreich zu vereinigen, entgegen war und vielmehr zu Frankreich neigte, dessen König bereits (wie oben K. 8, 1 erwähnt) wegen Nichtanerkennung der Wahl Ferdinand's, sich mit der deutschen Wahlopposition in's Einvernehmen gesetzt und für den Fall eines Kriegs der Verbündeten gegen den Kaiser 100,000 Kronen bei den Herzögen von Bayern niedergelegt hatte, so erschien Oesterreich in völlig politischer Vereinzelung.

Unter so günstigen Umständen betrieb Landgraf Philipp, der schon längst eine Gelegenheit abgewartet hatte, dem Herzog Ulrich wieder zu seinem Lande zu verhelfen, mit dem höchsten Eifer die Wiedereinsetzung des Vertriebenen. Es fehlte ihm nicht an Mannschaft und Kriegsvorräthen, und das Geld dazu erhielt er in einer persönlichen Zusammenkunft mit König Franz (zu Bar=le=duc), der 125,000 Kronen als Subsidien bewilligte. Auch gaben ihm sämmtliche Kurfürsten, nachdem er ihnen gelobt hatte, der Wahl Ferdinand's wegen keinen Krieg anfangen zu wollen, insgeheim ihre Einwilligung zu diesem Unternehmen. Auch die Herzöge von Bayern stimmten bei und versprachen den Kurfürsten, Ferdinand's Wahl nicht länger beanstanden zu wollen, wenn Württemberg den Händen Oesterreichs entrissen würde.

Mit 20,000 Mann zu Fuß und 4000 Mann zu Pferd, — meist protestantisch=gesinnten Leuten und von protestantischen Hauptleuten befehligt, — also mit einer höchst ansehnlichen Macht für einen einzelnen Reichsfürsten, — zog Landgraf Philipp aus und stieß bei Lauffen am Neckar auf das nur 10,000 Mann starke österreichisch=schwäbische Heer, das von dem österreichischen Statt=

halter Württembergs, Philipp von der Pfalz, befehligt wurde. Die Ueberlegenheit des Landgrafen besonders an Reiterei verschaffte ihm einen leichten Sieg, so daß er sich selbst wunderte, daß die sonst so tapferen feindlichen Führer, wie ein Caspar von Frundsberg und andere von den italienischen Kriegen her bekannte Hauptleute, so wenig Stand gehalten.

Mit dieser einzigen Schlacht war das Schicksal des Landes entschieden: Herzog Ulrich zog nach langer Abwesenheit wieder in sein Stuttgart ein und gewährte Verzeihung; die übrigen Städte und Aemter folgten dem Beispiele der Hauptstadt und auch die Festungen ergaben sich. So wurde Württemberg wieder seinem angebornen Fürstenhause zurückgegeben, und Ferdinand, der vergebens bei dem Papste um Hülfe nachgesucht hatte, mußte sich zu einem Vergleich verstehen und im Frieden zu Kadan (in Böhmen d. 29. Juni 1534) das Geschehene wenigstens in der Art bestätigen, daß Herzog Ulrich sein Württemberg als Afterlehen von Oesterreich besitzen, dabei aber doch Sitz und Stimme im Reich haben sollte. Dagegen erklärte sich nun auch Sachsen bereit, den Ferdinand — gegen erneuerte Versicherung der bis dahin noch unterbliebenen Einstellung der Kammerprozesse wider die Theilnehmer des Nürnberger Friedens — als römisch-deutschen König anzuerkennen; ein Gleiches thaten die Bayernherzöge: ja sie schloßen sich von nun an enger an Oesterreich an und suchten den Kaiser zu ernsten Schritten gegen die Protestanten zu bewegen.

Frankreich aber hatte von seiner eigennützigen Beihülfe keinen Gewinn und blieb in seinen italienischen Unternehmungen gegen den Kaiser auf sich selbst angewiesen, da auch kurz darauf Papst Clemens VII (d. 25. Sept. 1534) starb und somit dem Könige Franz die Verwandtschaft, in die er ein Jahr zuvor mit demselben durch die Heirath seines zweiten Sohnes mit Katharina von Medicis, einer Base des Papstes, getreten war, keinen Vortheil mehr brachte: denn Clemens' Nachfolger, der Cardinal Alexander Farnese, ein Römer, der als Paul III den römischen Stuhl bestieg, neigte sich mehr auf die Seite des Kaisers.

4. Die Wiedertäufer in Münster: Johann von Leyden und sein wahnwitzig-theokratisches Reich. Unterdrückung des wiedertäuferischen Unwesens und Wiederherstellung des Katholicismus im Münster'schen.

Unter diesen Umständen fand die Reformation im deutschen Süden und Norden noch weitern Eingang und geringern Widerstand. Zunächst führte in Würtemberg, wo bisher das österreichische Regiment die von Brenz begonnene Reformation niedergehalten hatte, Herzog Ulrich durch den Prediger Ambrosius Blaurer (oder Blaarer, einen Freund Bucer's) und den Marburger Professor Schnepf, einen Lutheraner, vollends durch, indem letzterer eine Abendmahlsformel aufstellte, mit der auch die Oberländer einverstanden waren. Die eingezogenen Klostergüter wurden zum Theil zur Bezahlung von Landesschulden und Landesbedürfnissen, zum Theil für die Schulen verwendet. Tübingen wurde seitdem „eine der ersten Pflanzstätten protestantischer Gelehrsamkeit."

Dem Beispiele Württembergs folgten Elsaß, Baden, Hanau, Fürstenberg und andere deutsche Landschaften, auch noch Reichsstädte, wie Weißenburg, Frankfurt und vorzüglich Augsburg, das nun endlich (d. 22. Juli 1534) förmlich zur lutherischen Kirche übergieng und dadurch ein großes Gewicht in die Wagschale der protestantischen Sache legte.

In den meisten Städten gieng die neue Lehre — anfangs unter mehr oder minder starkem Widerstand der Rathsbehörden, alsdann mit Einwilligung derselben durch; die Geistlichkeit mußte entweder nachgeben oder aus der Stadt weichen. Doch kam es auch in mehreren Territorien, namentlich in Pommern und Westfalen, zu heftigen Kämpfen mit dem Klerus und Adel, welche beide stets zusammenhielten.

In Pommern entzweiten sich die beiden Herzoge Georg und Barnim, weil der letztere reformiren wollte. Erst nach Georg's Tode (1534) willigte sein junger Sohn in Barnim's Absichten, die nun durch den herbeigerufenen Bugenhagen (daher Dr. Pomeranus genannt) in's Werk gesetzt wurden, obgleich Adel und Klerus noch lange sich versagten. — In Westfalen gieng die Bewegung nur in wenigen Orten, wie in Lemgo, friedlich vor sich; in

Soest dagegen nur unter starker Erschütterung, und in Paderborn mißglückte sie ganz.

Am heftigsten aber war der Zusammenstoß der beiden religiösen Gegensätze in der volkreichen und wohlhabenden Hauptstadt des Bisthums Münster, wo sich mit den reformirenden Bestrebungen des Prädicanten Rottmann wiedertäuferische Umtriebe verbanden und darauf das tyrannisch-fanatische Regiment des Johann von Leyden und seiner Helfershelfer, worin sich geistlicher Hochmuth mit fleischlicher Sinnenlust, tolle Zerstörungswuth mit niedriger Habsucht, frommer Wahnsinn mit blutdürstiger Rohheit auf das widerlichste mischte, nicht nur jene Stadt in's gränzenloseste Elend stürzte, sondern auch ganz Deutschland mit einer communistisch-socialen Umwälzung bedrohte, die zugleich die Sache der Reformation völlig zurückgeworfen hätte, wenn dieser Gräuel nicht am Herde der Entstehung noch unterdrückt worden wäre.

Seit dem Bauernkrieg, während welches auch in Münster sich eine Bewegung gegen die Geistlichkeit gezeigt hatte, die aber bei seiner Dämpfung sich legte, hatte sich in den Bürgern dieser Stadt ein Geist der Unruhe erhalten, der 1527 in eine Empörung gegen ein geistliches Gericht ausbrach, die aber von dem Rath durch Bestrafung der Rädelsführer, unter denen der Tuchmacher Knipperdolling war, abermals gedämpft wurde. Zwei Jahre darauf (1529) trat Bernhard Rottmann, ein Capellan an einer der vorstädtischen Kirchen, auf und fieng an, lutherische Grundsätze zu predigen. Die Stiftsgeistlichkeit wollte die Gefahr dadurch ableiten, daß sie ihm die Weisung und die Mittel gab, seine theologischen Studien besser zu begründen, und zwar auf der Universität Köln. Er aber gieng nach Wittenberg und dann über Straßburg nach der Schweiz, wo er die zwinglische Abendmahlslehre annahm. Nach einem Jahr kehrte er wieder auf seinen vorigen Posten nach Münster zurück, und setzte nun mit größerer Keckheit das Reformiren fort. Der Bischoff verbot ihm das Predigen; allein er gehorchte nicht und erhielt bald einen so starken Anhang, daß nach einem heftigen Bildersturm der Bischoff die Stadt verließ und seine Würde niederlegte, die dann der braunschweigische Prinz Erich erhielt. Da dieser aber schon nach etlichen Wochen starb, so erhielten die Neuerer Zeit, sich in den Besitz der meisten Kirchen zu setzen, und als in einer von Rottmann angekündigten Disputation die Gegner den Streitplatz verließen, so untersagte der von den Zünften beherrschte Stadtrath den katholischen Geistlichen ihre Amtsverrichtungen und führte den neuen Gottesdienst ein.

Als von dem aus der Stadt in die Nachbarschaft geflüchteten Domkapitel ein neuer Bischoff in der Person eines Grafen von Waldeck gewählt war, ließ dieser die Landstraßen sperren, um der Stadt die Zufuhr abzuschneiden. Daher unterhandelte die Stadt mit dem schmalkaldischen Bund um Aufnahme, und als der Bischoff in dem nahen Städtchen Telgte von seiner Klerisei die Huldigung einnahm, bemächtigten sich 600 Bürger von Münster mit 300 Söldnern und einigen kleinen Kanonen in einem glücklichen Ueberfall jenes Städtchens und bekamen zwar nicht den Bischoff, auf den es besonders abgesehen war, aber doch 18 seiner Geistlichen gefangen, mit denen sie im Triumph nach Münster zurückkehrten. Um die Gefangenen zu retten, gieng nun der Bischoff, unter Vermittlung des Landgrafen von Hessen, einen Vertrag mit der Stadt ein, worin er sich zur Freigebung der evangelischen Predigt in sechs Pfarrkirchen der Stadt (bis zum künftigen Concil) verstand; dann nahm er mit dem Kapitel seinen Sitz in Münster ein, wobei es große Festlichkeiten gab.

Mit der wiedereingetretenen Ruhe schien sich nun auch in Münster die Reformation auf ruhigem Wege entwickeln zu können. Allein während jener Streitigkeiten hatten sich einzelne Wiedertäufer eingeschlichen und ihr schwärmerisches Wesen zu treiben angefangen. Sie kamen von den Niederlanden her, wohin sie sich nach der münzerischen Niederlage gezogen hatten, und wo besonders zu Leyden ihr Haupt, der Bäcker Jan Matthies (Schüler eines damals berüchtigten Schwärmers Hoffmann) zwölf sog. Apostel aussandte, die an vielen Orten, vorzüglich in dem Handwerkerstande, ihr sitten- und staatsgefährliches Wesen verbreiteten.

Anfangs predigte Rottmann gegen sie, überließ sich aber bald selber in Betreff der Abendmahlslehre sonderbaren Ausschweifungen: daher Luther durch ein Schreiben den Münsterer Stadtrath warnte, sich vor den Münzerischen und Zwinglischen, als vor falschen Geistern, zu hüten. Allmählich aber (wahrscheinlich in Folge eines von Melanchthon näher erwähnten sittenwidrigen Verhältnisses, das Rottmann gepflogen hatte) gab sich dieser den schwärmerischen Lehren von dem nächstens eintretenden „Reiche der Kinder Gottes" hin, so daß es zwischen den Evangelischen und Wiedertäuferischgesinnten zu einer Spaltung kam, die der Stadtrath dadurch zu heben suchte, daß er befahl, sich alles Streits über die Sacramente zu enthalten. Aber Rottmann und seine Anhänger folgten nicht und sahen sich bald durch große Schaaren von Außen her kommender Wiedertäufer verstärkt. Als nun der Rath die wiedertäuferischen Prediger und ihre Anhänger aus der Stadt verwies, erhoben sich diese, von dem oberwähnten Knipperdolling angereizt, zum Widerstand. Um Blutvergießen zu vermeiden, gab der Rath nach und beließ die Prediger, verbot ihnen aber das Predigen. Nichts desto weniger nahm das sectirerische Unwesen so überhand, daß selbst zwei vom Rath erbetene hessische Geistliche dage-

gen nichts auszurichten vermochten. Die lockenden Lehren von der Herrschaft der durch das Bundeszeichen der Neutaufe Erwählten und die schwärmerischen Träume mißverstandener apokalyptischer Weissagungen zogen immer mehr Anhänger an, und als der Rath drei der ärgsten wiedertäuferischen Prediger zu einem Stadt-Thore hinausführen ließ, führten ihre Anhänger sie zum andern Thore wieder herein.

Um diese Zeit (im Anfang des Jahres 1534) erschien in Münster das Haupt der Leydner Wiedertäufer, jener Jan Matthies selbst mit einem seiner fanatischesten Jünger, dem Schneidergesellen Jan Bockold oder Bockelsohn aus dem Haag, genannt **Johann von Leyden**, und verschaffte den Wiedertäufern das Uebergewicht; selbst Nonnen ließen sich in nicht geringer Zahl taufen, und bürgerliche Frauen schlichen sich in die Versammlungen der Täufer und zogen allmählig ihre Männer nach sich. — Als am 23. Jan. ein bischöfflicher Amtsbefehl gegen Rottmann und seine Anhänger erschien, liefen Johann von Leyden und Knipperdolling wie besessen durch die Stadt und riefen alle Nicht-Wiedergetauften zur Buße, denn der Tag des HErrn sey nahe. Darauf drang eine Schaar Bewaffneter in's Rathhaus und nahm dort die Waffen weg. Der Rath verlor den Kopf, und obgleich Hülfe aus den Dorfschaften herbeikam, unterhandelte er doch und verstand sich in einem Vertrage zur vollen Freigebung der Predigt. Aber als die magistratische Mannschaft auseinander gegangen war, begann das Toben von Neuem. Weiber, die sich überhaupt dabei am meisten betheiligten, rannten mit fliegenden Haaren und gelösten Kleidern wahnsinnig durch die Straßen, warfen sich zur Erde, schrieen, heulten, lachten, zerkratzten sich die Brust; und stießen dazwischen wildes Geschrei und Bußermahnungen, Gebete und Verwünschungen aus. Viele noch nicht Wiedergetaufte ließen sich nun aus Furcht taufen; Viele verließen vor Schrecken die Stadt, indeß eine Menge auswärtiger Wiedertäufer, von Rottmann eingeladen, mit Weib und Kind herbeizogen.

Als so die Stadt völlig in den Händen der Wiedertäufer war, wählten sie einen neuen Rath aus lauter begeisterten Handwerkern und den Knipperdolling zum Bürgermeister. Das Erste war, daß das neue Regiment die Kirchen und Klöster plünderte, im Dom die Werke der Kunst und Denkmäler des Alterthums zerstörte und alle Druck- und Handschriften, die in öffentlichen und Privatgebäuden sich vorfanden, auf offenem Markte verbrannte, um gleichsam mit der ganzen geistigen Vergangenheit zu brechen und nur die Bibel übrig zu lassen, die den theils mystischen, theils rationalistischen Auslegungen dieser Propheten auf das mißbräuchlichste dienen sollte. Alsdann ertheilte Matthies, wie von einer Eingebung ergriffen, den Rath, alle, die sich nicht taufen lassen wollten, zu vertreiben: denn nicht den Kindern Esau's, sondern den Kindern Jakob's gebühre das Erbe, und auf der Stelle wurden mehrere Tausend an der Zahl, von al-

ler Habe entblößt, ohne Unterschied des Alters und Gesundheitszustandes, bei Regen und Schnee mit Prügeln aus der Stadt gejagt, um so das „neue Jerusalem" von allen Ungläubigen zu reinigen. Darauf wurde die Stadt nach Landsmannschaften vertheilt, das Eigenthum der Ausgewanderten zusammengebracht, und zu dessen Verwaltung sieben Diakonen bestellt, alsdann der Befehl gegeben, daß alles Gold und Silber, auch der Schmuck der Frauen, abgeliefert werden solle. Als Einige in der Versammlung widersprachen, tödtete Matthies auf der Stelle einen derselben und ließ zwei andere gefangen nehmen. Da wagte Niemand mehr, sich dem Befehl zu widersetzen und Alles beugte sich dem beginnenden Schreckensregiment, unter welchem der Begriff des Eigenthums vollständig aufgehoben ward und jeder Handwerker sein Geschäft wie ein vom Staat verliehenes Amt zu betreiben hatte.

Ohne Zweifel hätten die Fanatiker zur Verbreitung ihrer Herrschaft in ganz Deutschland, wo in unzähligen Städten der wiedertäuferische Zunder vorlag und da und dort einzelne Funken schon zünden wollten, ihre Apostel ausgesandt, wenn nicht seit dem April der Bischoff mit Unterstützung von Cleve und Köln die Stadt Münster von allen Seiten umschlossen gehalten hätte. Da die Stadt mit Kriegsbedürfnissen wohl versehen war, so war sie zur äußersten Vertheidigung entschlossen, und selbst Knaben mußten sich wenigstens im Pfeilschießen üben. Aber gleich im Anfang (zu Ostern) wurde Matthies, der sich vermaß, mit einer kleinen Schaar die Feinde zu vertilgen, bei einem Ausfall getödtet.

Jetzt ergriff Jan von Leyden, der wegen seiner jugendlichen Kraft, geistigen Gewandtheit, natürlichen Wohlredenheit und feurigen Phantasie der Prophetenrolle am besten gewachsen war, die Zügel der Herrschaft, erniedrigte den Knipperdolling, (der mit Beziehung auf den Bibelspruch, daß alles Hohe erniedrigt werden müsse, den Vorschlag gemacht hatte, die Thurmspitzen abzutragen) vom Bürgermeister zum Scharfrichter, entsetzte unter Vorgebung eines himmlischen Befehls den ganzen Rath, ernannte zwölf Aelteste mit unbeschränkter Gewalt und setzte auf jede Uebertretung der göttlichen Gebote den Tod! Um mit dem Amte seines Vorgängers auch die junge Frau desselben zu überkommen, stellte er, da er schon verheirathet war, den Grundsatz der Mehrweiberei auf, den er mit den Patriarchen beschönigte. Noch aber waren einige bessere Elemente vorhanden, die eine solche schnöde Verhöhnung aller Sitte mißbilligten: es sammelten sich ein paar hundert um einen Schmied, überfielen in der Nacht den Propheten und nahmen ihn gefangen. Allein die Schlechten, meist aus Fremden bestehend, bildeten die Mehrzahl, befreiten ihr Haupt und nahmen die schrecklichste Rache, indem sie alle Gegner ohne Ausnahme auf das grausamste ermordeten. Darauf wurde die Mehrweiberei durch Jan's Vorgang sanctionirt und fortan jede Gesetzesübertretung mit dem Tode bestraft, wobei

Knipperdolling in seinem neuen Amte, von vier Trabanten begleitet, mit dem bloßen Schwert durch die Straßen zog und Jeden, der ihm als Uebertreter erschien, ohne Urtheil und Gericht, auf der Stelle hinrichtete.

Das Unwesen erstieg aber consequenter Weise eine noch höhere Stufe. Um ein völlig theokratisches Regiment einzuführen, ließ sich Jan von Leyden, auf die vorgebliche höhere Eingebung eines andern Propheten, zum König des neuen Jerusalems erklären, in welcher Eigenschaft er, auf David's Stuhl sitzend, über alle Fürsten zu gebieten und das Regiment über den ganzen Erdkreis zu führen habe, bis Gott das Reich wieder von ihm fordern werde.

Er legte sich nun nicht nur eine Hofhaltung bei, in welcher Rottmann als Redner, Knipperdolling als Vollstrecker der Blutbefehle, Krechting als Kanzler, und andere Fanatiker (vorzüglich Prädicanten) die angesehensten Aemter erhielten, sondern bildete sich auch einen Harem von 17 Weibern. Dreimal in der Woche setzte er sich in seiner goldnen Krone und Kette auf dem Markt auf einen Thron und hielt Gericht, und wenn er durch die Straßen ritt, mußte sich alles vor ihm auf die Kniee werfen. Auch ernannte er zwölf Herzöge für Deutschland und schrieb an die benachbarten Reichsfürsten wie an seines Gleichen. — Der Wahnsinn dieser Menschen gieng so weit, daß Knipperdolling einmal die versammelte Menge mit dem heil. Geist anblies, und daß der König mit 4200 Männern und Weibern ein Abend- und Liebesmahl auf offenem Markt hielt, wobei er einen ihm unbekannten Fremden, von dem er sagte, er habe kein hochzeitlich Kleid an, vom Tische wegführte und mit eig'ner Hand enthauptete, worauf er sich mit begeisterter Fröhlichkeit wieder zum Mahl setzte. — Als ihm einst eine seiner Frauen den Dienst aufsagte, führte er sie auf den Markt, enthauptete sie selbst, stieß ihren Leichnam von sich und ließ von den umherstehenden Weibern das Lied: „Allein Gott in der Höh' sey Ehr'" anstimmen!!

Während dieser Tollhauswirthschaft wagten die Belagerer einen Sturm, wurden aber, besonders durch die Wuth der Weiber, mit brennendem Pech und siedendem Kalk abgetrieben. Ungeachtet der Umschließung machten sich doch mehrere theokratische Sendlinge auf, um anderwärts das neue Heil zu verkünden, wurden aber aufgefangen und mit dem Tode bestraft.

Mit genauer Noth erhielt endlich der Bischoff auf Betrieb der niederrheinischen, oberrheinischen und sächsischen Stände von Reichs wegen etwas ernstlicheren Beistand, so daß im Juni der Stadt alle Zufuhr abgeschnitten werden konnte, um sie auszuhungern. Zwar machten sich Haufen von Wiedertäufern in allen Provinzen Hollands auf, um dem König von Münster Entsatz zu bringen, wurden aber schon gleich von ihren Landesobrigkeiten meistens zerstreut und so die prophetischen Vertröstungen Jan's auf deren Hülfe vereitelt. Nun verließ ein Theil der Belagerten die Stadt: sie bewiesen durch ihren entsetz-

lichen Jammeranblick, wie mächtig der Hunger schon in der Stadt wüthete. Dennoch wiesen die übrigen Belagerten jede Aufforderung zur Uebergabe beharrlich zurück, entschlossen, im äußersten Fall die Stadt anzuzünden und den Tod im Gefecht zu suchen.

Da gelang es, mit Hülfe eines Verräthers, 400 Landsknechten in der Nacht auf den 24. Juni 1535 an einem unbewachten Ort in die Stadt einzubringen und die Gegenwehr der Wiedertäufer so lange auszuhalten, bis auch das Belagerungsheer durch das geöffnete Thor eindrang. Die meisten Wiedertäufer fielen im Verzweiflungskampf, unter ihnen Rottmann (doch soll er nach Anderer Annahme entkommen und verschollen seyn); ein Theil wurde gefangen, darunter Jan von Leyden, Knipperdolling und Krechting. — Beim Verhör war Jan anfangs trotzig und blieb im Gespräch mit hessischen Theologen starrsinnig auf seinen Irrthümern. Bald aber widerrief er sie alle und erbot sich, gegen Begnadigung alle Wiedertäufer zur Unterwerfung zu bringen. Auch als er sah, daß keine Gnade für ihn zu finden war, blieb er reumüthig und gestand, zehnfach den Tod verdient zu haben. Knipperdolling und Krechting aber blieben hartnäckig auf ihrer Behauptung, sich nicht wider die Gottesordnung verfehlt zu haben. Alle drei wurden auf dem Markt von Münster mit glühenden Zangen gezwickt und zuletzt mit einem glühenden Dolch getödtet. Ihre Körper wurden in drei eisernen Käfigen zur Abschreckung auf einem der Kirchthürme von Münster aufgehängt. — Zwar durften die Vertriebenen (ein Drittheil der frühern Einwohnerzahl) in die Stadt zurückkehren; diese aber büßte ihre vorigen Freiheiten ein und mußte sich's gefallen lassen, daß der Bischoff auf ihre Kosten eine Veste darin errichtete.

Nach der Unterdrückung des widertäuferischen Unwesens wurden in Münster alle Kirchen dem Katholicismus zurückgegeben und der Reformation hinfort kein Eingang mehr gelassen. Allenthalben in Deutschland und in den Niederlanden wurde der Anabaptismus, als ein für Staat und Kirche gefährliches Element, verfolgt, und nur in seiner ruhigsten und stillsten Form hie und da geduldet, wie denn aus den von Menno Simonis gesammelten und geregelten Gemeinden die bessere Secte der Mennoniten entstand, die besonders in den Niederlanden, in Westfalen, an der Nord- und Ostsee Anhang fand. Sehr viele Wiedertäufer zogen sich nach England, wo sie Aufnahme fanden und wo das, was sich als Besseres und Religiös-sittliches abklärte, sich im folgenden Jahrhundert als Baptismus (und zuletzt als Quäckerthum) ausbildete. — Die Sache des Evangeliums

aber, die durch jenen Auswuchs in ihrer Fortentwicklung schwer bedroht erschien, zog übrigens daraus den Gewinn, daß die schriftgemäße Lehre mit desto größerer Nüchternheit und Klarheit betrieben und gegen sectirerische Einflüsse gewahrt wurde.

5. Karl's V Zug gegen Tunis. Chaireddin's Vertreibung. Tunis spanisches Lehen. Erneuerter Krieg mit Frankreich. Franzens Einfall in Italien und offenes Bündniß mit den Türken. Erneuerung und Erweiterung des schmalkaldischen Bundes. Die schmalkaldischen Artikel. Die Wittenberger Concordie.

Während die Münster'sche Katastrophe einerseits den Gegensatz zwischen falschem und wahrem Protestantismus, anderseits die Unmacht der deutschen Reichsgewalt, die so lange Zeit brauchte, um eine einzige Stadt zur Ordnung zu bringen, in's Licht setzte, befand sich der Kaiser in Spanien und rüstete sich zu einem Zug gegen Tunis. Es hatte nämlich auf Antrieb des Sultans Soliman — der 1533 in einem Krieg gegen Persien Bagdad erobert hatte, — wohl nicht ohne Einverständniß mit Frankreich der Seeräuber Chaireddin (Haradin), genannt Barbarossa, der sich in Algier festgesetzt hatte, mit List auch Tunis seinem bisherigen Beherrscher Muley-Hassan entrissen, und beunruhigte von dort aus mit seinen Kaperschiffen das ganze Mittelmeer, wodurch natürlich der spanische und italienische Handel schwer beeinträchtigt wurde. Diesem Unwesen ein Ende zu machen, zog der Kaiser mit der Begeisterung eines Kreuzfahrers an der Spitze eines Heeres von 26,000 M. (darunter sich 8000 deutsche Landsknechte befanden) aus, landete im Meerbusen von Tunis, erstürmte Goletta, besiegte das 50,000 M. starke Heer Chaireddin's und zog ohne Widerstand in der Stadt Tunis ein: denn in derselben hatten bereits, auf die Nachricht vom Verluste der Schlacht, die Christensclaven das Schloß genommen und den Chaireddin genöthigt, aus Tunis zu entfliehen, das alsdann vom kaiserlichen Heere geplündert wurde. Mehr noch, als über diesen Sieg, freute sich der Kaiser über das Glück, 22,000 Christensclaven der Freiheit wiedergeben zu können. Stadt und Land aber gab er als ein spanisches Lehen dem Muley-Hassan zurück und

behielt nur Goletta als Waffenplatz. — Das that Karl V für die Christenheit, während der französische König mit den Türken im engsten Vernehmen stand und sie zu einem neuen Einbruch in Deutschland ermunterte, worin er die Protestanten durch erheuchelte Hinneigung zu ihren Grundsätzen, welche er doch im eigenen Lande mit Scheiterhaufen verfolgte, gegen den Kaiser zu hetzen suchte.

Schon handelte sich's zwischen dem Kaiser und dem Papste von einem ausgedehnteren Unternehmen gegen die Türken, insbesondere gegen Constantinopel, wohin sich Chaireddin gewendet hatte; allein die Verwicklungen des Kaisers mit Frankreich ließen es nicht dazu kommen. König Franz suchte nämlich schon lange her seine verlorne Stellung in Italien wieder zu gewinnen und verlangte nach dem Tode Franzesco Sforza's nicht nur die Belehnung mit Mailand für seinen zweiten Sohn, den Herzog von Orleans, für sich aber den einstweiligen Nießbrauch dieses Landes, sondern er machte auch auf den Grund von Familienpacten Ansprüche auf Savoyen, und da ihm nicht willfahrt wurde, ließ er durch ein französisches Heer unversehens Turin besetzen. Weil er nun durch keine Unterhandlungen zum Aufgeben dieser Stellung zu bringen war, so fiel der Kaiser — auf dessen Seite jetzt alle italienischen Mächte und von den übrigen europäischen diejenigen traten, welche bis dahin die Opposition gegen den Kaiser gebildet hatten — mit einem in Italien gesammelten Heere von 30,000 M. in Südfrankreich ein, während von den Niederlanden her ein anderes kaiserliches Heer auch in Nordfrankreich eindrang.

Franz aber ließ sich dadurch nicht bewegen, aus seiner gewonnenen Stellung zu weichen, sondern suchte bloß durch mehrere feste Lager die Rhone zu decken. Da indessen die Provençalen das platte Land wüste gelegt und alle Vorräthe vernichtet hatten, um dem Feind keinen Halt zu gewähren, so kam des Kaisers Heer durch Mangel und durch daraus entstehende Krankheiten in die mißlichste Lage. Vergeblich suchte sich der Kaiser durch einen raschen Angriff auf Marseille zu helfen, allein er mißlang, und so sah sich das kaiserliche Heer zum Rückzug aus Frankreich genöthigt. Dadurch in seiner Stellung noch mehr gesichert, berei-

tete Franz nicht nur einen Einfall in Flandern vor, sondern trat sogar in ein offenes Bündniß mit den Türken — er der „allerchristlichste König" mit den Todfeinden des Christennamens! —, und sagte sich damit gleichsam von der bis dahin behaupteten religiös-politisch-militärischen Einheit der lateinischen Christenheit los, — was damals noch allgemein für eine große Schmach galt, zumal es eine katholische Macht war, welche diesen verhängnißvollen Schritt that.

Obgleich sich der schmalkaldische Bund an Frankreich und England einen Halt gegeben hatte, und Franz darauf ausgieng, ihn zu seinen eigensüchtigen Absichten zu benützen, so kam doch keinem der Bundesglieder der Gedanke bei, die Einheit des Reichs zu zertrümmern und der Würde des Kaisers zu nahe zu treten. Ihr einziges Bestreben gieng nur dahin, dem Kaiser „die rechtliche Anerkennung" ihrer Glaubens- und Lebensform abzugewinnen. Die Erreichung dieses Ziels schien ihnen daher vor Allem von dem Bestehen und der Fortbildung ihres Bundes abzuhängen. Denn ungeachtet des Nürnberger Friedens war ihre rechtliche Stellung noch sehr unsicher, und das Kammergericht fuhr fort, die schmalkaldischen Stände, besonders die nicht namentlich im Frieden eingeschlossenen, fiscalisch anzugreifen, — wozu noch die einzelnen Gewaltthätigkeiten kamen, die sich katholische Stände zur Wahrung ihrer Interessen gegen Uebertretende gestatteten.

Um so mehr suchte sich der Bund zu erweitern, was zwar im Nürnberger Frieden „nicht verboten", aber freilich auch „nicht vorbehalten" worden war. Doch brachte es der Kurfürst Johann Friedrich bei Gelegenheit seiner Belehnung mit der Kur, die er im Nov. 1535 in Wien erhielt, beim König Ferdinand dahin, daß dieser in einer erneuerten Bestätigung des Nürnberger Friedens die namentliche Aufführung der in denselben Eingeschlossenen wegließ, was so viel sagen wollte, daß man der Erweiterung des Bundes kein Hinderniß in den Weg legen würde. (Durch diese Begünstigung wollten nämlich der Kaiser und König eine größere Annäherung der Protestanten an Frankreich verhindern, gegen das der Kaiser damals den obenerwähnten Zug

in die Provençe vorhatte.) Als sich der Bund daher im Dez. 1535 auf weitere zehn Jahre erneuerte und die Bestimmung aufnahm, daß Jeder, der das Evangelium rein und öffentlich bekenne (sich folglich an das Augsburgische Bekenntniß halte) und den Frieden liebe, zur Aufnahme in den Bund gelangen könne, so traten ihm sogleich die beiden Herzöge von Pommern, der Herzog von Württemberg, ein Pfalzgraf von Zweibrücken-Veldenz, die drei Fürsten von Anhalt und die Städte Augsburg, Frankfurt, Kempten, Hamburg und Hannover bei, die alle an dem Bund eine Stütze suchten, so daß derselbe schon ein Heer von 10,000 M. Fußvolk und 2000 Reiter auf gemeinschaftliche Kosten unterhielt, und selbst die Könige von Frankreich und England die Bundesversammlung beschickten.

Im Gefühl des politischen Uebergewichts gedachten die schmalkaldischen Bundesglieder das Concilium, zu dem der neue Papst Paul III geneigt schien, zurückzuweisen, weil sie dem Papst, als ihrem Gegner, keinen Einfluß auf dasselbe einräumen wollten, während Luther nicht einmal glaubte, daß es ihm Ernst mit einem Concilium sey. Als aber der Papst, vom Kaiser bestimmt, es wirklich und zwar nach Mantua ausschrieb, nahmen sie auf einer Versammlung zu Schmalkalden den päpstlichen Nuntius Vorstius mit unverholener Mißachtung auf, und besonders blieben Luther und Johann Friedrich fest auf der Ansicht, das Concil sey ein Heuchelwerk des Papstes, womit er die Protestanten verderben wolle, da derselbe in einer andern Bulle, welche die Reformation Roms und des päpstlichen Hofes beabsichtigte, die Ausrottung der lutherischen Ketzerei als Zweck des Conciliums angegeben hatte.

Daher erhielt der Reichsvicekanzler Held von den Bundeshäuptern einen förmlichen Weigerungsbescheid, worin sie sich gegen das vom Papst ausgeschriebene Concilium erklärten und ein freies, d. i. vom Papst unabhängiges Concil auf deutschem Reichsboden verlangten. Da jedoch der Papst auf seinem Standpunct ein solches nicht gewähren konnte, so verschob er das Concilium auf eine günstigere Zeit.

In Bezug auf die von ihm beabsichtigte Reformation des römischen Hofs setzte er wirklich eine Commission von vier Cardinälen und fünf andern Prälaten nieder, die in ihrem Bericht an den Papst die Mißbräuche des Papstthums klar erkannte und fast mit eben so großer Strenge rügte, als es die Protestanten gethan, aber die Lehre der römischen Kirche unberührt ließ.

Für den Fall eines Conciliums hatte Luther kurz vor der Zusammenkunft in Schmalkalden auf Ersuchen des Kurfürsten die sog. Schmalkaldischen Artikel abgefaßt, die von dem Kurfürsten und allen evangelischen Ständen gebilligt und auch von den anwesenden Geistlichen mit unterschrieben und nachher zu den symbolischen Büchern der evangelischen Kirche gerechnet wurden.

Diese in deutscher Sprache und mit rücksichtsloser Schärfe abgefaßten Artikel sprechen das Bekenntniß des damaligen Protestantismus im Gegensatz gegen die römische Lehre aus. Widerspruch erhob sich nicht, weil Luther selbst zugegen war und dazumal so sehr an Steinschmerzen litt, daß er dem Tode nahe kam (wie denn überhaupt von da an seine Kräfte mehr und mehr abnahmen.) Nur Melanchthon gab seine Unterschrift bedingt mit folgenden Worten: „Ich Philipp Melanchthon halte diese obgestalten Artikel auch für recht und christlich. Vom Papst aber halte ich, so er das Evangelium wollte zulassen, daß ihm um Frieden und gemeiner Einigkeit willen derjenigen Christen, so auch unter ihm sind und künftig seyn möchten, seine Superiorität über die Bischöffe, die er sonst hat, jure humano (d. i. nach menschlichem Rechte) auch von uns zu lassen sey." — Deßhalb wurde Melanchthon heftig angegriffen und sogar des heimlichen Papismus verdächtigt, obgleich er in einem Anhang zu jenen Artikeln ausdrücklich erklärte, er halte die drei Behauptungen des Papstes, daß er 1) seine Gewalt aus göttlichem Rechte habe, 2) daß er von Gott beide Schwerter empfangen habe (d. i. daß er auch das Recht habe, weltliche Reiche zu ordnen und daher Könige ab- und einzusetzen), 3) daß, wer dieses nicht glaube, seiner ewigen Seligkeit verlustig gehe, — für „falsch, ungöttlich, tyrannisch und der christlichen Kirche schädlich".

Vor dieser schmalkaldischen Zusammenkunft war durch Bucer's Bemühung auch eine förmliche Verständigung der oberländischen Städte (an deren Spitze Straßburg) mit den Lutherischen in der sog. Wittenberger Concordie, welche Melanchthon verfaßte, zu Stande gekommen, am 25. Mai 1536 von 18 Conventsgliedern unterschrieben und am 28. Mai dadurch besiegelt worden, daß Bucer und Capito in Wittenberg das h. Abendmahl zum Zeichen ihrer Uebereinstimmung mit dem Augsburgischen Bekenntnisse empfiengen. Die in jenem Vergleiche vorgenommene allgemeine Fassung des

Abendmahlsartikels aber lautete nämlich dahin, daß mit dem Brot und mit dem Wein der Leib und das Blut Christi wahrhaftig und wesentlich zugegen sey, dargereicht und von den Würdigen sowohl, als von den Unwürdigen empfangen werde, von den letztern aber zum Gericht. Selbst Luther war damit nicht unzufrieden, und als im folgenden Jahr (am 12. Nov. 1537) sieben schweizerische Städte: Zürich, Bern, Basel, Schaffhausen, St. Gallen, Mühlhausen und Biel ihre Zustimmung zu jenem Vergleiche gaben, so schrieb er ihnen: „Ich bin erstlich deß höchlich erfreut, daß ich vernommen, wie es, hintangesetzt aller vorigen Schärfe und Verdachts, so wir mit Euern Predigern gehabt, Euer ganzer Ernst sey, die Concordie anzunehmen, und sie zu fördern beschlossen habt. Der Gott und Vater aller Einigkeit und Liebe wolle selbst solch gut angefangen Werk vollführen. — Und zuvor will ich ganz gemüthiglich gebeten haben: wollet Euch zu mir versehen, als Einem, der es ja auch mit Herzen meint, und (daß), was zur Förderung der Concordia dient, so viel mir immer möglich, an mir nicht mangeln soll: das weiß Gott, den ich zum Zeugen auf meine Seele nehme. Denn die Zwietracht weder mir, noch Jemand geholfen, sondern Vielen Schaden gebracht hat. — — (In Betreff des Sacraments) wir lassen's göttlicher Allmächtigkeit befohlen seyn, wie Sein Leib und Blut im Abendmahl uns gegeben werde. Wir bleiben einfältiglich bei Seinen Worten „das ist mein Leib". Doch wo wir hierinne einander nicht gänzlich verstünden, so sey das jetzt das Beste, daß wir gegeneinander freundlich seyen und (uns) immer das Beste zu einander versehen, bis das Glüm und trübe Wasser sich setze, — — wo wir nur die Herzen zusammensetzen und allen Unwillen fahren lassen. — Hiemit befehle ich Euch Alle dem Vater aller Barmherzigkeit und alles Trostes, der verleihe uns beiden Theilen seinen heiligen Geist, der unsere Herzen zusammenschmelze in christlicher Liebe und Anschlägen, allen Schaum und Rost menschlicher und teuflischer Bosheit uud Verdacht ausfege zu Lob und Ehre Seinem heiligen Namen und zur Seligkeit vieler Seelen." — In ihrem Antwortschreiben verwahrten sich die Schweizer bloß, daß aus dieser unirten Abendmahlslehre nichts gefolgert werde, was der wahren Menschwerdung und Himmelfahrt Christi, seiner himmlischen Herrlichkeit, den christlichen Glaubensartikeln und der h. Schrift zuwiderlaufen möchte. Auch darauf antwortete Luther freundlich und beruhigend und schloß mit der Hoffnung, daß Gott zu fröhlicher Aufhebuug aller Irrung helfen werde. — Damit war der Streit, der zehn Jahre lang mit so großer Heftigkeit geführt worden war, für diesmal beschwichtigt. Weil aber Melanchthon, den Schweizern zu Gefallen, in einer neuen Ausgabe des lateinischen Textes der Augsburgischen Confession bei dem Abendmahlsartikel nicht nur die auf die Zwinglischen sich beziehende Mißbilligungsformel (improbant secus docentes) wegließ, sondern auch die ältere Fassung der Abendmahlslehre (quod corpus et sanguis Christi vere adsint et distribuantur in coena) mit der neuern (quod cum pane

et vino vere exhibeantur corpus et sanguis Christi) vertauschte, und dadurch ein vor Kaiser und Reich rechtsgültiges Document eigenmächtig veränderte, zog er sich bei dem strengern Theile seiner Glaubensgenossen bittern Verdruß zu und gab so dem alten Streite neue Nahrung.

6. Der katholische Gegenbund. Der Frankfurter Anstand. Die Reformation im Besitz von fast ganz Norddeutschland. Versuche des Kaisers zur Wiedervereinigung der Katholiken und Protestanten: das Regensburger Religionsgespräch. Verlängerung des Religionsfriedens.

Obgleich dem Kaiser so viel daran lag, die Protestanten zu befriedigen, nahm doch sein Vicekanzler Held, ein ehrgeiziger, gegen die Protestanten mit Bitterkeit erfüllter Mann, auf jene Zusage des Kaisers und Königs in Betreff der Einstellung der Kammerprozesse keine Rücksicht, sondern nannte vor den versammelten Schmalkaldnern das kammergerichtliche Verfahren ein „gerechtes" und wollte auch die Aufnahme neuer Glieder nicht zulassen. Erschreckt, daß man ihnen hiemit gleichsam den Frieden aufkündige, nahmen sie wieder eine drohendere Haltung an, worauf der Vicekanzler, von einem katholischen Hofe zum andern eilend, unter den eifrigsten Anhängern Rom's ein Gegenbündniß zu Stande brachte, das zu Nürnberg 1538 unter dem Namen „Christliche Einigung", auch heiliger Bund genannt, geschlossen wurde und, als ein Nachbild des schmalkaldischen, eine ähnliche Verfassung und den Herzog Heinrich von Braunschweig und den Herzog Ludwig von Bayern zu Bundeshäuptern hatte. Doch umfaßte dieser Bund nicht alle katholischen Reichsstände und der Kurfürst von Mainz konnte nicht einmal sein Kapitel zum Beitritt bringen. Da dieser Bund sich's ausdrücklich vorsetzte, die kammergerichtlichen Urtheile gegen die Protestanten zu vollstrecken und sich dabei nur an die enge Bestimmung des Nürnberger Friedens halten zu wollen, so lag die Gefahr eines Zusammenstoßes beider Theile ganz nahe.

Zwar hatte der Kaiser in diesem Augenblicke die Protestanten in Betreff Frankreichs nicht mehr zu fürchten, da er unter Vermittlung des Papstes, der eine Vereinigung gegen die sich wieder regenden Türken erzielen wollte, mit dem Könige Franz I einen Waffenstillstand zu Nizza geschlossen und zu Aigues Mortes eine persönliche Zusammenkunft gehabt

hatte. Allein weil er eben eine Empörung in Gent unterdrücken wollte, vorzüglich aber weil er zur Abwehr der Türken, deren Flotte unter Chaireddin die Seinen unter Doria bei Santa Maura (1538) zum Weichen gebracht hatte, des Beistands der Protestanten bedürftig war, so bewilligte der Kaiser in dem sogenannten Frankfurter Anstand 1539 allen Bekennern der Augsburgischen Confession die Einstellung der kammergerichtlichen Prozesse auf anderthalb Jahre, bestätigte jedoch, auf die Gegenvorstellungen des Papstes, auch den katholischen Bund, ja trat selbst dazu, wiewohl mit Ausnahme seiner Niederlande. Doch gab er den Protestanten noch die Aussicht auf eine „löbliche christliche Einigung", über welche im folgenden Jahre von Männern der Gottesfurcht und Friedensliebe solle verhandelt werden. Und so stand der schmalkaldische Bund gegen den katholischen Bund in entschiedenem Vortheil und das Vertrauen auf die protestantische Sache wuchs dadurch in Deutschland merklich.

Da nun auch schon 1535 der eifrig-katholische Kurfürst Joachim I von Brandenburg gestorben war, sein Sohn und Nachfolger Joachim II aber der Reformation beitrat; — da ferner seinem Beispiele alle Fürsten aus dem brandenburgischen Hause folgten, mit Ausnahme des Kur-Erzbischoffs Albrecht von Mainz, der aber den Landständen und Städten in seinen Bisthumssprengeln Magdeburg und Halberstadt gegen Bezahlung seiner Schulden Religionsfreiheit gab, und seine Residenz aus Halle, das sich gleich durch Justus Jonas die lutherische Kircheneinrichtung gab, nach Mainz verlegte; endlich da Herzog Heinrich von Sachsen-Freiberg zum Verdruß seines Bruders, des Herzogs Georg, dieses ältesten Protestantengegners, sich für die Reformation erklärte und nach Georg's Tode, 1539, als Erbe desselben, mit Luther's persönlichem Beistande in Leipzig und Dresden die Reformation ein- und durchführte: — so war beinahe das ganze nördliche Deutschland im Besitz des Protestantismus. Und da zu allen diesen Glücksfällen noch der Tod eines andern Protestantenfeindes, des Vicekanzlers Held, hinzukam und nun der friedlichere, mit der

größern Weltpolitik vollauf beschäftigte Granvella das kaiserliche Reichssiegel bekam: so hatte der Protestantismus die günstigsten Aussichten, also daß die in Bezug auf Deutschland stets schwankende Politik des Kaisers wieder einen Halt in der Hoffnung suchte, auf gütlichem Wege zur Aussöhnung der getrennten Theile zu kommen, an der ihm um so mehr lag, als der bevorstehende Beitritt von Cleve-Geldern zum schmalkaldischen Bunde seinen Niederlanden gefährlich zu werden schien.

Geldern war früherhin ein burgundisches Besitzthum und gerne hätte es der Kaiser wieder an seine Niederlande gebracht. Der Herzog Karl von Geldern aber, der kinderlos war, vermachte es lieber an Frankreich, das sich schon in den Besitz des Landes setzen wollte. Die geldrischen Stände aber schloßen mit dem Herzog Johann von Cleve, der die nächsten Ansprüche auf ihr Land hatte, einen Vertrag, wornach dessen Sohn Wilhelm Herr von Zütphen und Geldern wurde. Als sodann Johann starb und Herzog Wilhelm auch Cleve erbte, und dieser nun, das ganze Gebiet von der Werra bis zur Maas und auf beiden Seiten des Rheins von Köln bis gen Utrecht beherrschend, einer der mächtigsten Reichsfürsten wurde, so konnte dem Kaiser diese Vereinigung von Cleve und Geldern um so weniger gleichgültig seyn, da Herzog Wilhelm, als Schwager des Kurfürsten von Sachsen, sich zur Reformation neigte und sonach der Kaiser daraus nicht ohne Grund eine Gefahr für seine Niederlande sah.

Weil nun der Papst jetzt um so weniger zu einer neuen Ausschreibung des Concils zu bringen war, so wollte der Kaiser für sich den Versuch machen, die allen seinen politischen Plänen hinderliche religiöse Trennung zu heben und eine Wiedervereinigung durch Religionsgespräche herbeizuführen, wozu er die angesehensten Theologen beider Theile einlud. Es kam auch wirklich zuerst in Speyer, dann in Hagenau, nachher in Worms zu dergleichen theologischen Unterhandlungen; sie wurden aber jedesmal bald nach ihrem Beginn wieder abgebrochen, bis endlich (bei Gelegenheit des Regensburger Reichstags von 1541) ein Religionsgespräch zu Stande kam, das unter dem Vorsitz des kaiserlichen Abgeordneten Friedrich von der Pfalz und unter der Leitung des päpstlichen Legaten Contarini und des kaiserlichen Kanzlers Granvella — protestantischerseits von Melanchthon, Pistorius und Bucer, katholischerseits von Eck, Pflug

und Gropper gepflogen wurde und bei Vielen in Deutschland große Erwartungen erregte.

Der Cardinallegat Contarini war einer von den 50 bis 60 ausgezeichneten Männern in Italien, die in Folge der Rückwirkung der Reformation noch unter Leo X eine Gesellschaft unter dem Namen „Oratorium der Liebe" gestiftet hatten, um, gestützt auf die augustinische Rechtfertigungslehre, eine Reinigung der Kirche auch in Betreff der Heilslehre anzustreben. Er leitete die Verhandlungen des Regensburger Gesprächs mit unverkennbarem Wahrheitssinn, und alle nach einer wirklichen Verbesserung der römischen Kirche Verlangenden hofften durch ihn zu einer gemeinsamen Verständigung zu kommen. Anderseits war es vorzüglich Bucer, der den Gedanken einer solchen Vermittlung auf's eifrigste betrieb und zu diesem Zweck eine Schrift (jedoch ohne seinen Namen) verfaßt hatte, die mit einigen von Gropper u. a. vorgeschlagenen Aenderungen den Verhandlungen zum Grund gelegt wurde.

Schon hatte man sich über vier strittige Hauptartikel des christlichen Glaubens (über die Begriffe von Willensfreiheit, Erbsünde, Rechtfertigung und Kirche) in gegenseitiger Annäherung vereinigt, als der Begriff des Altarsacraments, worin die Katholiken nicht wichen, ein Hinderniß des Weitergehens wurde. Indeß wollte man wenigstens die verglichenen Artikel festhalten und selbst die Reichsstände in ihrer Mehrheit (katholische, wie protestantische) wollten sie annehmen; — allein weder Luther, an den deßhalb eine Deputation mit zwei Fürsten an der Spitze geschickt wurde, noch der Papst bestätigten das Verhandelte: Luther aus Besorgniß, die römische Kirche möchte durch scheinbares Nachgeben die Protestanten fangen und nachher wieder unter das Joch ihrer Satzungen bringen wollen; der Papst aus Besorgniß, es möchte die päpstliche Gewalt darunter leiden und zugleich durch eine Wiedervereinigung Deutschlands die Stellung des in Italien ohnedieß so mächtigen Kaisers für Rom noch gefährlicher werden.

Somit scheiterte dieser Vereinigungsversuch gänzlich und beide Theile traten sich wieder schroff gegenüber.

Obwohl nun der Kurfürst von Mainz und die Herzöge von Bayern, welche ohnedieß mit den obgenannten Vergleichsartikeln nicht einverstanden waren, gegen die Protestanten den Kaiser zu einem Krieg und den Papst zu einem Kreuzzug aufforderten, so fiel doch der Reichsabschied unerwartet milde aus: die Religionsverhand-

lungen wurden auf ein Concilium verwiesen; der Nürnberger Religionsfriede wieder anerkannt und „erstreckt“, und die kammergerichtlichen Prozesse gegen die Protestanten stille gestellt. Dadurch suchte er sich diese zu verbinden; und um insbesondre den Eintritt Cleve's in den schmalkaldischen Bund zu verhindern, suchte er den Landgrafen Philipp und den Kurfürsten Johann Friedrich durch besondere religiöse Zugeständnisse zu verpflichten, sich jener Aufnahme sowie auch jeder Vereinigung mit Frankreich zu widersetzen. Doch nur der erstere ließ sich gewinnen, der Kurfürst Joachim gab bloß das Gelöbniß, nicht zum schmalkaldischen Bunde zu treten.

Der Landgraf erhielt vom Kaiser die Zusicherung, weder überhaupt um der Religion willen, noch auch wegen seiner frühern gegen das Haus Oesterreich gerichteten Unternehmungen etwas befahren zu dürfen; Joachim erhielt das Versprechen, bei der in Brandenburg neu eingeführten Kirchenordnung bis zum künftigen Landtag ungefährdet bleiben zu dürfen.

7. Karl's V verunglückter Zug nach Algier. Beginn des vierten französischen Kriegs. Franz im Bund mit Cleve, Dänemark und der Türkei. Vertreibung Heinrich's von Braunschweig durch den schmalkaldischen Bund. Uneinigkeit der Bundesglieder (die Wurzener Fehde). Strafzug des Kaisers gegen Cleve. Einwilligung der Schmalkaldner in die Reichshülfe gegen Frankreich und die Türken. Karl's Zug nach Frankreich. Der Friede zu Crespy.

Schon vor diesen Reichsverhandlungen hatte der Kaiser einen neuen afrikanischen Kriegszug, und zwar gegen Algier, das seit der Eroberung von Tunis der türkische Statthalter Hassan Aga (ein Gefährte Chaireddin's) zum Sitz des türkischen Seeräuberwesens gemacht hatte, vorbereitet, um die Bewohner der spanischen und italischen Küsten von dieser grausamen Plage zu befreien. Vergebens warnte der seekundige Admiral Doria vor einem Seeunternehmen in so später Jahrszeit; Karl's Eifer ließ sich nicht abhalten: er schiffte sich mit 22,000 Mann ein und erreichte am 24. Oct. 1541 glücklich die afrikanische Küste. Allein schon in der zweiten Nacht nach der Landung brach ein so heftiger Herbststurm mit unaufhörlichen Regenströmen los, daß die ohne Zelt unter freiem Himmel lagernden Truppen kaum Fuß fassen und der größte Theil der Schiffe theils zerstreut, theils

zerstört wurde, so daß am Morgen der Strand voll Schiffstrümmer und Leichen lag. Zu gleicher Zeit machten die Türken einen Ausfall aus der Stadt, der bei dem erschwerten Gebrauch des Geschützes nur mit Noth zurückgetrieben wurde.

Die traurige Verfassung des Heers und der Mangel an Vorräthen nöthigte zum Rückzug und zum völligen Aufgeben des Unternehmens. Unter unausgesetzten Angriffen und unter Entbehrungen aller Art, an denen aber der Kaiser mit dem standhaftesten Muthe Theil nahm, zog das Heer drei Tage lang an den Küsten hin bis zum Vorgebirg Metafuz, wo sich die zerstreuten Schiffe gesammelt hatten. Kaum waren die Schiffe bestiegen als ein abermaliger Sturm sie wieder zerstreute, bis der Kaiser, nach vielen Gefahren, zu Cartagena Spanien wieder betrat.

Ueber dieses Unglück des Kaisers freuten sich die Franzosen und die Türken gleichermaßen. Soliman war unterdessen wieder in Ungarn eingefallen, wo der König-Woywode Zapolya in einem Kampf gegen aufrührerische Große in Siebenbürgen gefallen war. Einem zwischen Zapolya und Ferdinand geschlossenen Vertrage gemäß, nach welchem Ungarn, im Fall der Eine stürbe, an den Andern fallen solle, gedachte sich Ferdinand nun endlich in den Besitz des Landes setzen zu können; aber dem Zapolya war kurz vor seinem Tode ein Söhnlein geboren worden, in dessen Namen eine Magnatenpartei die Landesregierung fortführen wollte. Ferdinand's schwaches Heer unterlag vor Ofen und die Stadt fiel in die Hände des Sultans, welcher der Wittwe und dem Sohne Zapolya's nur die Woywodschaft von Siebenbürgen beließ, Ungarn aber förmlich zur türkischen Provinz machte und von dort aus Deutschland wieder bedrohte. Mit Mühe brachte König Ferdinand auf dem Reichstag zu Speyer 1542 eine geringe, noch dazu schlecht ausgestattete Türkenhülfe auf, aber ihre Anstrengungen scheiterten vor Pesth.

Anderseits hatte König Franz unterdessen seine Ansprüche auf Mailand, das der Kaiser seinem eigenen Sohne Philipp verlieh, wieder hervorgeholt, sich mit dem Herzog von Cleve, mit den Dänen und mit den Türken verbündet, und indem er die zufällige Ermordung zweier französischer Geschäftsträger in Italien zum

Vorwand nahm, begann er jetzt seinen vierten Krieg gegen den Kaiser durch einen Einfall in Spanien und in die Niederlande, indeß dänische Schiffe die niederländischen Küsten beunruhigten und ein französisches Heer bei Marseille die türkische Flotte zu einem Hauptangriff auf Nizza erwartete.

Da eilte der Kaiser, nachdem er in Spanien seinem Sohne Philipp die Regentschaft zugewendet hatte, nach Italien, um in dem bevorstehenden Kampfe den Papst für sich zu gewinnen; weil dieser aber neutral bleiben wollte, so sah sich Karl genöthigt, bei seinen kirchlichen Gegnern, dem König von England und bei dem schmalkaldischen Bund Hülfe zu suchen, obgleich der letztere kurz zuvor den Herzog Heinrich von Braunschweig aus seinem Lande vertrieben und sich förmlich vom Reichskammergericht losgesagt hatte.

Herzog Heinrich hatte nämlich die zum schmalkaldischen Bund haltende Stadt Goslar, mit der er schon lange wegen eines Bergwerks haderte, und welche einige Klöster in ihrer Nähe niedergerissen hatte, damit er dieselben nicht zu Angriffsplätzen gegen sie gebrauchen könnte, beim Reichskammergericht verklagt und dieses hatte die Stadt in die Acht gethan. Obgleich der Kaiser, aus Rücksicht auf den Bund, die Acht suspendirte, so bekümmerte sich doch Heinrich — ein auch im Uebrigen launenhaft-willkührlicher, faustrechtlich gesinnter Fürst — nichts um die kaiserliche Suspension, sondern beschloß auf eigene Faust die Acht an Goslar zu vollstrecken. Daher gab der Bund dem Landgrafen Philipp von Hessen den Auftrag, der Stadt Beistand zu leisten. (Die schon länger her bestandene, in häßlichen Schmähschriften sich kundgebende Feindschaft zwischen diesen beiden Fürsten war zuletzt noch dadurch verschärft worden, daß der Landgraf (den, ungeachtet seines protestantischen Eifers, die Kraft des Evangeliums bei weitem nicht so durchdrungen hatte, wie den Kurfürsten Johann Friedrich) seine Gemahlin, eine dem Herzog Heinrich verwandte Prinzessin, wegen leiblicher Gebrechen und unangenehmer Gewohnheiten verstieß und mit ihrer Einwilligung eine — zweite Ehe mit dem Hoffräulein Margaretha von Saale eingieng. Zwar hatten ihn Luther und Melanchthon, mit deren Zustimmung er sein Gewissen beschwichtigen wollte, ernstlich von dieser Doppelehe abgemahnt, aber doch zuletzt seinem ungestümen Andringen aus leidiger Schwachheit unter der Bedingung nachgegeben, daß diese Ehe ein Geheimniß bleiben müsse!) — Als der Landgraf mit einer Bundes-Macht von 20000 M. im Felde erschien, gab Herzog Heinrich jeden Widerstand auf und flüchtete sich nach Bayern, um dort und beim Reich Hülfe zu suchen, während der Landgraf das ganze Braunschweiger Land sammt dem festen Wolfenbüttel einnahm und in dieser

Stadt die erste evangelische Predigt halten ließ (im Aug. 1542). Herzog Heinrich erhielt, anstatt der Hülfe, von des Kaisers Räthen Vorwürfe; König Ferdinand gewährte vielmehr den Protestanten Sicherheit, und auch der Kaiser unterließ jedes Vorschreiten gegen sie, um ihren Beistand zum Kriege gegen Frankreich zu gewinnen.

Das machte noch vielen Städten und Ständen Muth, die Reformation anzunehmen. Am 13. Oct. 1542 gab der Rath der Stadt Regensburg, ungeachtet des heftigsten Widerspruchs der Herzöge von Bayern, seinem Gemeinwesen eine evangelische Einrichtung. — Nachdem schon früher die Oberpfalz, gemäß dem Landtagsabschied, zu Amberg in der Annahme evangelischer Predigt vorangegangen war, reformirte nun auch Pfalzgraf Otto Heinrich von Neuburg (durch Osiander) sein Land und trat zum schmalkaldischen Bunde. — Am 26. Juli 1543 legte der Erzbischoff von Köln (Hermann von Wied), der schon länger her seinen Uebertritt beschlossen hatte, einen von Melanchthon verfaßten Entwurf über die Anstellung einer christlichen Reformation" seinen Ständen vor, von denen die weltlichen ganz damit einverstanden waren; die Kölner Universität aber und sein Domkapitel erklärten sich beide in so heftigen Ausdrücken dagegen, daß Melanchthon in seiner musterhaften Antwort darauf sagte: „Was sollen Schmähungen bewirken? solche unwürdige Mittel müssen den Unwillen aller würdigen Männer erregen!" Indeß hinderte dieser Widerspruch des Kapitels den Erzbischoff nicht, an mehrern Orten seines Sprengels protestantisch predigen zu lassen und selbst zwei protestantische Hofprediger anzunehmen. Und als nachher der Kaiser ihn deßhalb auf's strengste bedrohte, hielt der alte Mann, dem das Evangelium Sache des Herzens geworden war, lange so standhaft aus, daß der schmalkaldische Bund ihm die Hülfe, die er bei ihm suchte, zu gewähren versprach (1545). — Auch der Fürst-Bischoff von Münster, Osnabrück nnd Minden (derselbe, der in Münster den wiedertäuferischen Unfug unterdrückt hatte) erklärte sich nunmehr für die Reformation und suchte um Aufnahme in den schmalkaldischen Bund nach. Weil es ihm aber zur Bedingung gemacht wurde, erst mit seinen Ständen und dem Domkapitel darüber zu verhandeln, und diese standhaft ihre Einstimmung verweigerten, so kam es dort nicht zur Reformation. — Selbst in der Reichsstadt Metz regte sich der Reformgeist.

Die Schmalkaldner hätten sich damals mit der Macht, die sie im Felde hatten, die vollste Gewährung eines gesetzlichen Friedensstandes erzwingen können, aber dazu fehlte beiden Bundeshäuptern die Entschlossenheit. Ihr Schwanken und theilweises Zurücknehmen der Protestation gegen das Kammergericht, so wie ihre innerliche Uneinigkeit benahm daher den Gegnern alle Furcht.

Die Uneinigkeit unter den schmalkaldischen Bundesgliedern zeigte sich nicht nur in den heimlichen Verpflichtungen, welche Landgraf Philipp und Kurfürst Joachim (K. 8, 6. a. E.) gegen den Kaiser in Beziehung auf Cleve eingegangen hatten, wodurch die Kraft des Bundes gelähmt wurde, sondern auch in dem offenen Streit zwischen dem Kurfürsten Johann Friedrich und dem jungen Herzog Moritz von Sachsen, der 1541 seinem Vater Heinrich in der Regierung gefolgt und ein Schwiegersohn des Landgrafen Philipp war. Denn als der Kurfürst (welchem Moritz gewissermaßen den ungetheilten Besitz seines Landes verdankte, das der alte Heinrich unter seine beiden Söhne hatte vertheilen wollen) in dem meißnischen Städtchen Wurzen ein ihm mit Moritz gemeinschaftlich darin zustehendes Recht ausüben wollte und Moritz der sich weigernden Stadt beistand, so begann Johann Friedrich die Wurzener Fehde, welche zwar auf Luther's kräftige Friedensermahnung durch den Vergleich von Grimma beigelegt wurde, aber eine bleibende Spannung zwischen diesen beiden Fürsten zurückließ, welche sich dadurch verstärkte, daß sich Moritz aus dem schmalkaldischen Bunde, gegen den er gleich von Anfang an eine große Kälte bewiesen hatte, ganz zurückzog und an den Kaiser anschloß, von dem er sich mehr Vortheil versprach.

Da somit der Kaiser in diesem Augenblick vom Bunde nichts zu befahren und darum freie Hand hatte, zog er von Italien aus mit einem meist aus Spaniern und Italienern bestehenden Heere von 35000 M. Fußvolk und 8000 Reitern im August des Jahres 1543 (um dieselbe Zeit, da Soliman Gran und die französisch-türkische Flotte Nizza eroberte) den Unterrhein hinab, um zunächst den mit Frankreich verbundenen Herzog von Cleve zu strafen. König Franz ließ den Herzog im Stich und so unterlag dieser übel berathene junge Fürst schon nach wenigen Tagen durch den Fall seiner für unbezwinglich gehaltenen Hauptfestung Düren. Er mußte dem Kaiser im Lager zu Venlo Abbitte thun, auf Geldern und Zütphen verzichten, der Verbindung mit Frankreich und Dänemark entsagen und die Reformation in seinem Lande wieder abstellen. Als seine Mutter Maria, eine hochgesinnte Frau, diese Bedingungen erfuhr, starb sie vor Kummer. — (Auch der Stadt Metz befahl der Kaiser, den prot. Gottesdienst dort aufzuheben und keine Form der Neulehre ferner zu dulden.)

Da die Schmalkaldner dem Kaiser bei dieser Execution durch ihre Entfernthaltung so wesentlich gedient hatten, so suchte er nun

auch ihren Beistand zu seinen weitern Unternehmungen zu gewinnen. Weil sie aus Mittheilungen seines Vicekanzlers die Aussicht schöpften, des Kaisers Spannung mit dem Papste werde die protestantische Sache fördern, so kamen sie seinem Wunsche mit Vertrauen entgegen und bewilligten ihm auf dem Reichstag zu Speyer 1544 eine ansehnliche Reichshülfe zur Verwendung sowohl gegen Frankreich, dessen König wegen seines unchristlichen Bündnisses mit den Türken gestraft werden müsse, als auch gegen den Sultan, gegen den sich der Kaiser gleich nach dem französischen Krieg zu wenden gedachte. Dafür erhielten sie im Reichsabschied die wiederholte Bewilligung der Prozeßsuspension, ja die Aussicht auf Rechtsgleichheit am Kammergericht (in Betreff der Gesetze und Richter), so wie auf ein gemeines, freies, christliches Concilium, neben andern — die Anerkennung der Landeskirchen betreffenden Begünstigungen und sonstigen Gnadenerweisungen.

Selbst über die Vertreibung des Herzogs von Braunschweig drückte der Kaiser Ein Auge zu, noch dazu da ihm die Schmalkaldner das braunschweigische Gebiet gegen das Zugeständniß, die darin vorgenommene Reformation zu belassen, in Sequester überließen. Doch unterblieb diese Sequestration, als der Herzog Heinrich im J. 1545 mit französischem Gelde einen Versuch machte, sich mit den Waffen wieder seines Landes zu bemächtigen, wobei er vergeblich Wolfenbüttel belagerte und vom Landgrafen bei Nordheim geschlagen und gefangen nach Ziegenhayn in Verwahrung gebracht wurde.

So standen denn zu keiner Zeit die Angelegenheiten der Protestanten besser, zumal auch ihre Häupter ihre bisherigen Zerwürfnisse so ziemlich unter sich ausgeglichen hatten.

Nach den bemessensten Vorbereitungen, namentlich in Betreff der Lebensmittel, (denn König Franz hatte geäußert, daß er seinen Gegner weniger durch Waffen, als durch Hunger bekämpfen werde) rückte der Kaiser, nach der Eroberung von Luxemburg, mit einem größtentheils aus Deutschen bestehenden Heere von 32000 M. Fußvolk und 6000 Reitern in Frankreich ein, während der König Heinrich von England bei Calais landete und Boulogne belagerte, das er späterhin auch eroberte. Mit Vorsicht nahm der Kaiser erst die ihm im Wege liegenden festen Plätze weg, wendete sich dann gegen Chalons und zog unvermu-

thet die Marne abwärts gerade auf Paris los, so daß König Franz eilte, seine Hauptstadt zu erreichen, um sie zu schützen; denn seit seiner Niederlage bei Pavia vermied er grundsätzlich jede offene Feldschlacht. Schon früher hatte Franz Unterhandlungen mit dem Kaiser angeknüpft: jetzt da dieser schon bis Soissons vorgedrungen war, beeilte er sich, Frieden zu schließen, der auch wirklich den 14. Sept. 1544 zu Crespy zu Stande kam. In demselben gab Franz Mailand mit Inbegriff von Piemont heraus und verzichtete für sich und seine Erben auf Neapel, so wie auf die Oberherrlichkeit über des Kaisers burgundische Erblande (Flandern und Artois); der Kaiser stellte ebenfalls seine Eroberungen zurück und verzichtete auf das ältere Burgund; beide aber vereinigten sich nicht nur wider die Türken, sondern gelobten sich auch Unterstützung zur Herstellung des alten Glaubens.

Mailand sollte zwar der junge Herzog von Orleans, des Königs zweiter Sohn, „als ein neues Lehen, nicht als ein Erbgut des Hauses Orleans" erhalten, Stadt und Festung aber nebst Cremona in des Kaisers Hand bleiben, und alle Festungsbefehlshaber dieses Landes sollten dem deutschen Reiche den Eid der Treue leisten. Zur Befestigung dieses Vertrags sollte sich der Prinz mit des Kaisers ältester Tochter Marie vermählen; — für den Fall aber, daß er die Vermählung mit König Ferdinand's zweiter Tochter Anna vorzöge, sollte er anstatt Mailands die Niederlande als Mitgabe erhalten. Aber schon nach einem Jahre starb der Prinz, und Franzens Kraft war zu erschöpft, um einen neuen Krieg zur Erwerbung jener Länder zu beginnen.

8. Berufung des Conciliums nach Trient. Weigerung der Protestanten. Des Kaisers geheimer Bund mit dem Papst und geheimer Vertrag mit Moritz von Sachsen. Kriegsanzeichen. Luther's letzte Lebensjahre und Tod.

Da der Kaiser von Seiten Frankreichs nichts mehr zu befürchten hatte und er daher bei der zunehmenden Lockerung des schmalkaldischen Bundes seinen Bemühungen für die Einigung des Reiches mehr Nachdruck geben konnte, so war der Friede von Crespy für Deutschland ein folgenreiches Ereigniß. Dieß erkannte der Papst, der aus einer solchen Einigung die Verstärkung der kaiserlichen Macht befürchtete, gar wohl und beschwerte sich, daß man ihn weder bei den Bestimmungen des Reichsabschieds, der

den „Abtrünnigen" so große Zugeständnisse machte, noch bei den Friedensverhandlungen mit Frankreich zugezogen habe. Schon im J. 1542 hatte er ein Concilium nach Trient (einer Stadt in Tyrol, die noch als reichsangehörig galt) ausgeschrieben, es aber aus Mangel an Theilnahme bald wieder suspendirt. Jetzt da der Kaiser die Protestanten in der Hoffnung, sie würden sich einem Concilium fügen, ungeachtet seiner stärker gewordenen Stellung, noch immer so rücksichtsvoll behandelte, schrieb Paul III die Wiedereröffnung des Trienter Concils auf den 13. März 1545 aus, um noch vor einem neuen Reichsabschied die gänzliche Verwerfung des Protestantismus zu erzielen.

Der Kaiser seinerseits war mit der Berufung des Concils zufrieden, in der Hoffnung, durch die Theilnahme der Protestanten daran einen vorherrschenden Einfluß auf das Concil zu gewinnen und eine Reform des Papstthums durchzuführen. Allein die Protestanten weigerten sich, es zu beschicken, theils weil nicht einmal eine Einladung oder Anzeige an sie ergangen war, theils weil es kein freies wäre, indem der Papst als Partei und Richter zugleich erscheine, (zumal das Concilium anfangs mit lauter ausländischen Theologen besetzt war,) und bestanden auf einem Concilium deutscher Nation.

Da folglich diese Weigerung die ganze Politik des Kaisers durchkreuzte, beschloß er, so wenig er selbst mit der Zusammensetzung des Concils zufrieden war, die Protestanten zur Unterwerfung unter dasselbe zu nöthigen. Zu dem Ende gab er alle seine Plane gegen die Türken auf und schloß mit ihnen einen anderthalbjährigen Waffenstillstand, den diese, weil sie gerade selbst durch innere Parteiungen untereinander entzweit waren, gegen die Verzichtleistung auf Ungarn (mit Ausnahme der Gränzplätze) und gegen Erlegung eines Tributs von 10,000 Ducaten annahmen. Und da auch Frankreich und England wegen der Herausgabe von Boulogne noch miteinander im Krieg lagen, auch Dänemark nichts unternehmen konnte, — der Kaiser also die Hülfe der Protestanten nicht mehr bedurfte: so fieng er an, sich wieder dem Papste zu nähern, und dieser versäumte nichts, durch

Versprechung von Mannschaft und Geld einen endlichen Bruch zwischen dem Kaiser und den Protestanten herbeizuführen.

In einem längerher unterhandelten geheimen Vertrag, den jedoch der Kaiser erst am 26. Juni 1546 unterschrieb, verpflichtete dieser sich, nicht nur keinen Vertrag mehr mit dem schmalkaldischen Bund ohne päpstliche Zustimmung einzugehen, sondern auch denselben, sowie überhaupt alle Protestanten mit Waffengewalt zum Gehorsam gegen den heil. Stuhl zurückzubringen. Dagegen versprach der Papst zu diesem Kriege 200,000 Kronen (Scudi) zu erlegen und 12,000 Mann zu Fuß mit 500 Reitern auf die Dauer des Kriegs und noch auf 6 Monate weiter zu unterhalten, und erlaubte noch dem Kaiser zu diesem Zweck die halbe Einnahme der Kirche in Spanien und 500,000 Kronen aus dem Erlös der Klostergüter zu verwenden. — Um seine Plane gegen die Protestanten möglichst zu verdecken, suchte der Kaiser durch ein neues Religionsgespräch zu Worms auf den Grund der schon 1541 vertragenen Artikel eine Einigung zu Stande zu bringen; da er aber drei der strengst-katholischen Eiferer (darunter den Cochläus; Eck war kurz vorher gestorben) als Collocutoren aufstellte, mit denen selbst ein Bucer nicht zurecht kommen konnte, auch die Verhandlungen durch Eidesabnahme als geheime betrieben wurden, so brachen die Protestanten bald ab.

Vorsichtig suchte der Kaiser, während er die Protestanten über seine bereits begonnenen Kriegsrüstungen durch falschen Vorwand sicher machte, sich überall — selbst mit Opfern — Verbündete zu verschaffen und erhielt sie sogar mitten aus den protestantischen Ständen selbst.

Unter den katholischen Fürsten gewann er die Herzöge von Bayern durch die Aussicht auf die pfalzische Kurwürde und (mittels einer Vermählung des Herzogs Wilhelm mit Ferdinand's ältester Tochter) auf die Nachfolge in Böhmen, falls Ferdinand's Mannsstamm erlöschen sollte. Und dafür versprach Bayern nur heimliche Beihülfe an Kriegsbedarf, während es äußerlich gegen die Protestanten Neutralität zu beobachten schien. In ähnlicher Weise hielten sich alle katholische Fürsten, weil ihnen ein offenes Auftreten gegen die große Macht der Protestanten zu gefährlich schien. — Selbst der alte Kurfürst Friedrich II von der Pfalz, der 1544 zur Regierung gekommen war und im folgenden Jahr durch ein Gutachten Melanchthon's die Einführung des Lutherthums vorbereitet und am 3. Jan. 1546 zu Heidelberg den Gottesdienst in protestantischer Weise öffentlich zu halten erlaubt hatte; ja der, als der Kaiser ihm darüber grollte, bereits die Partei der Schmalkaldner ergreifen wollte, — näherte sich, aus Furcht, die Kur zu verlieren, wieder dem Kaiser und mußte das kaum begonnene Reformationswerk wieder aufheben.

Unter den protestantischen Fürsten versprach der Kurfürst Joachim II von Brandenburg, der ohnedieß dem schmalkaldischen Bunde nicht angehörte, sich neutral zu halten; sein Bruder, Markgraf Hans von Cüstrin, schlug sich wegen der Härte, mit der man seinen Schwiegervater, den Herzog Heinrich von Braunschweig, behandelte, zum Kaiser; Herzog Erich von Göttingen-Calenberg und Markgraf Albrecht von Brandenburg-Culmbrach traten in des Kaisers Dienste; die Herzöge von Pommern zogen auf Begehren ihrer Stände ihre Söldner aus dem schmalkaldischen Bundesheere zurück. Den bedeutendsten Bundesgenossen aber gewann der Kaiser an dem Haupt der albertinisch-sächsischen Linie.

Schon länger her hatte er sein Augenmerk besonders auf den Herzog Moritz von Sachsen geworfen, der ihm in dem letzten türkischen und französischen Feldzug gute Dienste geleistet und durch seinen hellen Verstand und sein kräftiges einnehmendes Wesen Achtung eingeflößt hatte. Ihn gegen seine Glaubensgenossen zu gewinnen, schien darum nicht unmöglich, weil man seine fortwährende Uneinigkeit mit dem Kurfürsten Johann Friedrich kannte, mit dem er eben wieder im Streit lag und zwar um die Oberherrlichkeit über die Bisthümer Magdeburg und Halberstadt, welche durch den Tod des Erzbischoffs Albrecht von Mainz erledigt waren. Nachdem ihn zuerst der kluge Granvella bearbeitet hatte, lud ihn der Kaiser zu einer persönlichen Zusammenkunft in Regensburg ein, und nach einigem Schwanken folgte der ehrgeizige Moritz, gelockt durch den Köder jenes Besitzes, ja durch die Aussicht auf die Kur in seiner Linie, und riß sich dadurch von seinen Blutsverwandten sowohl, als auch von der Gemeinschaft der Evangelischen los, der er doch sein Emporkommen zu danken hatte. In einem geheimen Vertrage wurden ihm einstweilen jene Stifter und für seine Landeskirche die Beibehaltung des Kelchs und der Ehe der Geistlichen zugesichert, wogegen er sich dem Kaiser beizustehen und das Concilium zu beschicken verpflichtete.

Nun erst — und da der Papst und der spanische Staatsrath die verheißenen Geldsummen sandten, — faßte der Kaiser den förmlichen Entschluß zum Krieg und der Papst sah die künftigen Beschlüsse des Concils gesichert. Die Protestanten aber hatten von des Kaisers Absichten und seinen geheimen Kriegseinleitungen bis

zum letzten Augenblick keine Ahnung. Erst als der Kaiser — es war eben auf dem Reichstag zu Regensburg, auf dem die Ständemehrheit das Concil zu beschicken versprach, — auf die Forderung der Schmalkaldner in Betreff eines Nationalconcils und sichern Friedens wider seine ernste Gewohnheit lachte, wußten sie sich seine bisher gemachten Rüstungen zu deuten und dachten auf ihre Vertheidigung. Ja so wenig glaubte Johann Friedrich an einen Verrath Moritzens, daß er ihm für den Fall eines Feldzugs sogar die Verwaltung seiner Kurlande anvertraute, und dieser, den Arglosen durch Verstellung täuschend, — nahm sie an.

Ein halbes Jahr vor diesen kriegerischen Anzeichen war Luther in seinem Geburtsort Eisleben den 18. Februar 1546 in einem Alter von 62 Jahren gestorben und ihm also sein Gebet, den Ausbruch eines Religionskriegs nicht erleben zu dürfen, erhört worden. Es sollte der Schmerz, jetzt das weltliche Schwert als Schiedsrichter in Sachen des Glaubens eingreifen zu sehen, dem Manne erspart werden, welcher ungeachtet der ihn selbst oft schwer drückenden Heftigkeit seines Temperaments, doch durch seinen geraden tiefen Wahrheitssinn und vor Allem durch die unerschütterliche Kraft des Glaubens — einer Sache zu dienen berufen war, die nur in dem Schwerte des Geistes, welches ist das Wort Gottes, ihre einzige Schutzwehr sucht und suchen darf.

Schon seit mehreren Jahren hatten ihn Kopfgicht und Steinschmerzen schwer geplagt, und Kummer und Verdruß über das unevangelische Leben der meisten Prediger und ihrer Gemeinden, so wie über die Selbstsucht und Uneinigkeit der protestantischen Fürsten seine Seele erfüllt. — Unzählige Stellen in seinen Schriften (besonders aus den letzten 15 Jahren seines Lebens) ergießen sich in Klagen, daß das Volk in Ausübung der Pflichten der Frömmigkeit so nachläßig sey; daß so Viele die christliche Freiheit mißbrauchten; daß man so wenig für Kirchen, Predigtstellen und Schulen opfern wolle; daß so Wenige ihre Kinder zur Erlernung der „schönen, vornehmlich der heiligen Wissenschaften" anhielten, sondern nur zu Gewinn und Gelderwerb; daß das fleißigste Treiben des Gottesworts Viele sogar mit Ekel und Verachtung erfülle, daß viele Gemeinden ihre Prediger verfolgten und lieber sie zum Lande hinausjagen, als ernähren möchten; daß, je mehr man die Leute ermahne, Gutes zu thun, den Nächsten zu lieben, die Bauchsorgen fahren zu

lassen, sie desto fauler würden zu Allem, womit sie Glauben und christlichen Wandel beweisen sollten. Der Mangel an uneigennütziger Nächstenliebe schmerzte ihn an Andern um so mehr, da er selbst der größten Aufopferung fähig und stets bereitwillig war, all' das Seine an Bedürftige um Christi willen hinzugeben, so daß er mit Recht von sich selbst sagen konnte: „Wenn ich mir's nicht von Herzen ließe sauer werden um des Mannes willen, der für mich gestorben ist, so könnte mir die Welt nicht genug Geld bieten dafür, daß ich ein Buch schreiben oder die Bibel verdolmetschen sollte. Ich will meine Arbeit von der Welt unbelohnt lassen, die Welt ist zu gering und arm dazu!" — Wenn er auch in andern Stunden sich freute, daß der lautern Predigt des Evangeliums die Besserung eines vorher gottlosen Lebens zu folgen pflege, so ergreift ihn bei der Wahrnehmung, daß die Meisten nur Hörer, nicht Thäter des Worts seyen, zuweilen eine Art Grimm. „Weil nun — schreibt er — die Lehre bei uns nicht so vollkommen in's Werk und Leben will kommen, wie es wohl sollte seyn, besorge ich, es werde unser HErr Gott, wo der jüngste Tag nicht d'rein schlägt, die Strafe nicht feiern lassen." — Doch tröstet er sich auch wieder: „Seht an, wie man sich allenthalben so närrisch zum Evangelium stellt, daß ich schier nicht weiß, ob ich noch predigen soll oder nicht! Ich wollte längst haben aufgehört, wo ich nicht wüßte, daß es Christo auch also ergangen wäre!" — „Wenn mir Gott (bei'm Beginn der Reformation) nicht die Augen geschlossen hätte und ich hätte diese Aergernisse vorhergesehen, so hätte ich nie angefangen, das Evangelium zu lehren. Nun aber tröstet mich dieß, daß ich weiß, mein Amt sey Gottes Amt." — „Wer wollte (schreibt er 1538) angefangen haben zu predigen, wenn wir zuvor gewußt hätten, daß so viel Unglück, Rotterei, Aergerniß, Lästerung, Undank und Bosheit sollte darauf folgen? Aber nun wir darinnen sind, müssen wir herhalten und solches lernen und sehen, daß es nicht Menschen-Thun, noch-Kraft ist, sondern der h. Geist selbst es thun und erhalten muß: sonst wären wir die Leute nicht, die solches ertragen und ausführen könnten."

Ebenso klagte er über so viele unpractische und ungeschickte Lehrer und Prediger: „den Papst, die Mönche und Pfaffen könnten sie wohl schelten, aber des rechten Grundes, womit man das Papstthum und allerlei falsche Lehre stürzen müsse, wüßten ihrer wahrlich Wenige! — Von der Wahrheit seiner Lehre war er so unerschütterlich fest überzeugt, daß es kein leeres Wort war, wenn er schrieb: „Welcher König oder Fürst meint, daß sich der Luther vor ihm demüthige, als reue ihn seine Lehre, der betrügt sich weidlich und macht sich selbst einen goldenen Traum! Meiner Person und Lebens halber will ich mich demüthigen vor Jedermann, auch vor einem Kinde; — aber meines Amtes und meiner Lehre halber erwarte nur Niemand Geduld noch Demuth, sonderlich die Tyrannen und Verfolger des Evangeliums!"

Seine letzten Lebensjahre waren besonders durch die Erfahrung getrübt

worden, daß das protestantische Kirchenwesen nicht zur rechten Selbständigkeit kommen konnte, weil die oft rücksichtslose Einziehung der geistlichen Güter die Kirche zu arm gemacht hatte und manche landesherrliche und stadtobrigkeitliche Gewalt die ihr von den Umständen eingeräumten bischöfflichen Rechte arg mißbrauchte.

Alle diese kirchlichen und politischen Wirrnisse, die er um sich sah, verbunden mit seinen körperlichen Schmerzen steigerten die natürliche Heftigkeit seines Gemüths oft bis zum äußersten Unmuth, ja zu einer gewissen eigensinnigen Härte, unter der in seinen letzten Jahren besonders seine Wittenberger Collegen und Freunde zu leiden hatten, am meisten Melanchthon, der oft mit Thränen darüber klagte. Als Luther zuletzt (1544) mit den Schweizern wieder über die Abendmahlslehre Streit bekam (s. weiter unten) und in demselben von Niemand unterstützt wurde, so verließ er im Mißmuth darüber 1545 Wittenberg und konnte nur auf vieles Bitten der Universität und durch die Vorstellungen des Kurfürsten selbst bewogen werden, von Naumburg dahin zurückzukehren.

Neun Monate darnach wurde der vielbeschäftigte und vielangegangene Mann von den beiden Grafen von Mansfeld ersucht, einen Familienstreit, der unter ihnen über Bergwerksangelegenheiten entstanden war, persönlich zu schlichten. Er mochte diesen Dienst seinen ehemaligen Landesherren nicht ausschlagen und reis'te in Begleitung seiner drei Söhne und des treuen D. Justus Jonas am 23. Jan. 1546 von Wittenberg in's Mansfeldische ab. Die ausgetretenen Wasser nöthigten ihn unterwegs drei Tage in Halle zu verweilen, worauf sie auf einem Kahn unter Lebensgefahr über das Wasser setzten. An der Gränze wurde er von einem gräflichen Geleite empfangen und fuhr am 28. Jan. in Eisleben ein. Dort fühlte er sich gleich unwohl, widmete sich aber unter wechselnden Schwachheitsanfällen mit Anstrengung dem verwickelten Geschäfte der Grafen bis zum 16. Februar. Dann aber bekam er einen härtern Anfall, dem er schon in der Nacht vom 17. auf den 18. Februar erlag, nachdem er viel gebetet und zuletzt auf des D. Jonas Frage, ob er auf Christus und die Lehre des Evangeliums, die er gepredigt, sterben wolle, noch mit einem klaren Ja geantwortet hatte. — Auf Befehl des Kurfürsten wurde sein Leichnam unter großem Geleite aus allen Städten, durch die der Zug gieng, nach Wittenberg gebracht und am 22. Februar, nach einer deutschen Predigt von D. Bugenhagen (Pomeranus) und einer lateinischen Rede Melanchthon's, in der dortigen Schloßkirche beigesetzt.

Mit Recht sagt ein neuerer protestantischer Geschichtschreiber (obwohl er sonst an Luther meist lieber die Schattenseite hervorhebt), daß viele seiner Verehrer zwar seinen Eifer gegen Andersglaubende, nicht immer aber seinen „Glauben an die allesversöhnende Liebe theilten"; auch könnten unter seinen Kirchenliedern besonders solche wie: „Mitten wir im Leben sind" ꝛc. „Mitten in dem Tod anficht" ꝛc. „Mitten in der Höllenangst" ꝛc. „Zu dir, Herr Jesu

Christ, alleine ꝛc. das innerste Wesen Luther's treffender bezeichnen, als jede andere Characterschilderung. — Selbst einer der schärfsten neusten katholischen Gegner Luther's bezeugt (neben dem unerschöpflichen Tadel, den er über ihn ausgießt), daß er wegen des „unverkennbar Großen und Trefflichen" in ihm „unstreitig zu den ausgezeichnetsten Männern aller Jahrhunderte gehöre." — Tiefer und wahrer erfaßte den deutschen Reformator sein neuster Characterzeichner H. Gelzer in den Worten: „Er war das providentielle Organ einer neuen Epoche der irdischen Verwirklichung des Christenthums. Erst durch ihn griffen die reformatorischen Kräfte (zur Wiedergeburt der christlichen Welt in Erkenntniß und Leben) unüberwindlich in das innerste Schicksal Europa's, in den unauflöslichen Zusammenhang der Geschichte ein. Als „Stifter einer neuen religiösen Gemeinschaft", als „das geistige Haupt einer besondern Confession" ist Luther noch immer nicht in seiner höchsten bleibenden Bedeutung gefaßt: er ist noch viel mehr der Reformator der christlichen Kirche (in allen ihren Confessionen), als der menschliche Begründer des Lutherthums. Es ist ein providentieller Zug in seinem Auftreten, daß ihn niemals die Ueberzeugung verließ, auf dem Grunde der wahren, allgemeinen christlichen Kirche stehend, reiße er den Faden der organischen geschichtlichen Entwicklung nicht ab, nehme ihn vielmehr erst wieder auf durch Aufgrabung der verschütteten lebendigen Quellen der Religion Christi. Indem er ihr edles, ursprüngliches Bild von hierarchischer und naturalistischer Entstellung und Verhüllung zu reinigen suchte, arbeitete er im Dienste aller Confessionen und Parteien des Christenthums, im Dienste aller, welche die Hoffnung nicht sinken lassen, daß nur die Wahrheit uns befreien, nur der überirdische Sinn des Gekreuzigten uns auf die Dauer vereinigen werde, während die menschlichen Parteiungen, die willkührlichen Schöpfungen des Stolzes und der Selbstsucht, in den Flammen göttlicher Weltgerichte, die nur der Blinde nicht sieht, untergehen."

Die Zeit ist noch nicht gekommen, in welcher das Urtheil über Luther übereinstimmend abgeschlossen werden kann. Darum bleibe annoch das Endurtheil Dem anheimgestellt, „der da recht richtet"; diejenigen aber, welche sich ein Urtheil über ihn zu bilden suchen, mögen dabei stets jenes Wortes eingedenk seyn, das Luther's ganzen Lebensweg, selbst in seinen dunkelsten Momenten, tröstend erhellt hat: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben!"

---

9. Kapitel.

Der schmalkaldische Krieg und seine nächsten Folgen.

1. Entschlossenheit und Schlagbereitschaft der Schmalkaldischen. Ihre Manifeste. Schärtlin's Eroberung der Ehrenberger Klause. Seine Rückberufung. Des Kaisers Stärkung. Achtserklärung gegen die Bundeshäupter. Ihre Wiederlegungsschrift. Ihre Unentschiedenheit in der Kriegsführung. Der Kaiser in der Offensive und Meister der Donau.

Wie schwach und zusammenhanglos der Zustand des schmalkaldischen Bundes zu dieser verhängnißvollen Zeit auch war, so einigte doch die plötzlich so entscheidend herantretende Gefahr die noch übrigen Bundesglieder schneller und fester, als die Bundesgegner dachten, welche auf die bisherige Uneinigkeit jener gerechnet und sie durch falsche Vorgebungen zu vergrößern gesucht hatten, indem z. B. Granvella die Städte versicherte, des Kaisers Vorhaben gehe nicht auf sie, sondern nur auf die rebellischen Fürsten. Alle aber fühlten, daß es ihrem Glauben gelte, und brachten getrosten Muthes die größten Opfer, und ehe man sich's versah, standen sie mit einem wohlgerüsteten Heere von mehr als 40,000 M. schlagfertig da, während der Kaiser sich mit nur geringer Mannschaft in Regensburg befand und erst seine Truppen aus Italien, Ungarn und den Niederlanden erwartete.

Die beiden Bundeshäupter beschloßen, nicht vereinzelt, sondern ohne Rücksicht auf ihre Länder alle ihre Kräfte auf denjenigen Punct hin zu richten, wo der Angriff geschehen werde. Beide Fürsten brachten zusammen 16,000 M. Fußvolk und 5000 Reiter auf; unter den letztern hatte der Landgraf eine ansehnliche Zahl wohlgeübter Ausländer in seinem Sold. — Württemberg, Augsburg, Ulm und Constanz stellten zusammen 12,000 M. in's Feld; an 7000 bis 9000 die übrigen Städte, mit Ausnahme von sechsen, die ihren eigenen Weg giengen, darunter Nürnberg und Regensburg sich befanden, welch' letztere Stadt jedoch durch die Anwesenheit des Kaisers in ihren Entschließungen gehemmt war. — Die oberländischen Stände unterhandelten einerseits mit den Venetianern, daß sie den dem Kaiser zu Hülfe ziehenden päpstlichen Truppen —, anderseits mit den Eidgenossen, daß sie überhaupt keinen fremden Truppen den Durchzug durch ihr Land gestatten sollten; zugleich erhielten

sie von den letztern die Befugniß, Söldner in der Schweiz zu werben. Von dem übrigen Ausland hatten sie keine Hülfe zu gewarten, selbst nicht von Schweden und Dänemark.

Als die beiden Bundeshäupter ihre Truppen in Ichtershausen (im Gothaischen) vereinigt hatten, erließen sie von dort aus zwei an den Kaiser gerichtete Schutzschriften, worin sie ihr Verhalten gegen den Vorwurf des Ungehorsams vertheidigten und die Rüstungen des Kaisers als gegen die Wahlcapitulation laufend —, ihre Gegenrüstungen aber als durch die Nothwehr geboten darstellten. Da der Kaiser begreiflicherweise seine Rüstungen nicht einstellte, das Zusammenziehen seiner Truppen aber noch Zeit erforderte, so gab der kriegserfahrene Führer der oberländischen Städtemacht Schärtlin von Burtenbach, der schon gegen die Türken und Franzosen tapfer gefochten hatte, den Rath, unverweilt die kaiserlichen Sammelplätze zu überfallen und den Kaiser durch Besetzung der Graubündtner und Tyroler Pässe von Italien abzuschneiden. Der Bundesrath willigte ein und am 9. Juli Abends stand Schärtlin mit seiner Macht vor Füssen (am obern Lech), einem der Sammelplätze der Kaiserlichen. Weil er aber, um seinen Truppen Ruhe zu gönnen, den Angriff auf Nachmitternacht aufschob, so zogen die Kaiserlichen in dieser Zwischenzeit durch das Städtchen nach Bayern ab, dessen Gränze sie glücklich erreichten.

Eben als er sie dahin verfolgen wollte, um den Kaiser in Regensburg zu überfallen, erhielt er vom Bund den Befehl, davon abzustehen, weil Herzog Wilhelm von Bayern drohte, eine Verletzung seines Gebietes mit den Waffen zu ahnden: denn noch war ihnen das geheime Einvernehmen desselben mit dem Kaiser gänzlich unbekannt. Mit Schmerz entsagte Schärtlin seinem Plane und wendete sich nach Tyrol, um, wo möglich, das in Trient versammelte Concilium auseinander zu sprengen oder wenigstens dem Kaiser die Zuzüge aus Italien abzuschneiden. Schon hatte er die Tyroler Klausen, nämlich das Schloß Ehrenberg, das den nach Innsbruck führenden Engpaß beherrscht, erobert und die Tyroler aufgefordert, ihm den Durchzug durch ihr Land zu gewähren, — als ein Schreiben der schmalkal-

dischen Fürsten aus Ulm ihn von weiterem Vorschreiten abmahnte, damit König Ferdinand (als Herr von Tyrol) nicht beleidigt werde: denn sie glaubten, er werde sich vielleicht noch gegen das Beginnen seines Bruders erklären! Mit noch schwererm Herzen, als das erstemal, gehorchte Schärtlin, und ein Kriegsgefährte von ihm meinte, es sey ihm zu Muth gewesen, wie dem Hannibal, als er von seinen karthagischen Obern von Italien abberufen wurde.

So kamen „die Väter in Trient mit dem bloßen Schrecken davon". Die Klause aber und das Städtchen Füssen blieben in bündischen Händen, und mit reicher, aus den Klöstern und Schlössern jener Gegenden zusammengeraffter Beute kehrte Schärtlin an die Donau zurück. Zu Günzburg vereinigte er sich mit dem Führer der württembergischen Truppen, dem Obersten von Heideck, und eroberte mit ihm Donauwörth, wo sie die Ankunft der Bundeshäupter erwarteten.

Unterdeß war der Kaiser ruhig in Regensburg gesessen, hatte die Vermählung seiner zwei Nichten, der einen mit dem Herzog Wilhelm von Bayern, der andern mit dem Herzog von Cleve, gefeiert und den Zuzug seines Bruders aus Ungarn, so wie die italienische Hülfe abgewartet, welche Alessandro Farnese (Schwiegersohn des Kaisers und Neffe des Papstes) über Innsbruck heranführte, während vieles Geschütz von Wien auf der Donau heraufkam. An demselben Tage, als die ersten Truppen in Regensburg einrückten, erließ er die längst vorbereitete Achtserklärung gegen die schmalkaldischen Bundeshäupter, worin er sie als pflichtvergessene Rebellen, Majestätsverräther und Landfriedensbrecher „aus dem Frieden in den Unfrieden" setzte, ihre Länder und Leute des Unterthanengehorsams entband und jedes mit ihnen geschlossene Bündniß für nichtig erklärte. Und als er die italienischen (neapolitanischen, päpstlichen, florentinischen und ferraresischen) Truppen in Landshut empfangen und mit den übrigen in Regensburg vereinigt hatte, sah er sich von einem trefflich gerüsteten Heere von 34000 M. zu Fuß und 5000 M. zu Pferd, umgeben, worunter sich 10000 Italiener und 8000 Spanier befanden, seine Niederländer aber noch nicht begriffen waren, weil sie am Rhein durch ein schmalkaldisches Kriegsheer noch aufgehalten wurden.

Unter den im kaiserlichen Achtsbrief aufgeführten Gründen fehlte gerade der Hauptgrund, der dem Kriege gegen die Protestanten wenigstens einen Schein des Rechts geben konnte, nämlich die oben erwähnte Weigerung derselben, sich dem Ausspruch des Conciliums fügen zu wollen. Alle andern im Achtbrief angegebenen Gründe waren nicht rechtfertigend. Hatte man doch die Protestanten auf keinem Reichstage jemals des Hochverraths beschuldigt und selbst über die auffallendsten Handlungen der Schmalkaldner hinweggesehen, wenn man einen Vortheil von ihnen hoffte! Die Ursache aber, aus welcher der Kaiser die Anführung des plausibelsten Grundes unterließ, war die, weil er diesen Krieg in den Augen der nicht am Krieg betheiligten sowohl, als auch der mit ihm verbundenen evangelischen Fürsten, besonders aber in den Augen der Bewohner evangelischer Länder nicht als einen Religionskrieg erscheinen lassen wollte, durch den es auf Unterdrückung des neuen Kirchenthums abgesehen wäre. In so fern der Kaiser im Grunde selber dem Papste ein verbessertes Kirchenthum abringen wollte, erwähnte er aus Klugheit jenes Grundes nicht, während umgekehrt der Papst, dem alles daran lag, diesen Krieg von aller Welt als einen Krieg zur allgemeinen Herstellung des alten Kirchenthums ansehen zu lassen, sein mit dem Kaiser gegen die Protestanten geschlossenes Bündniß in eigenen Ausschreiben bekannt machte und in einer Bulle allen Denjenigen Ablaß verhieß, welche den Zug des Kaisers gegen die Ketzer durch Gebet und Spendungen fördern würden.

Der Gemüthseindruck, den die Acht auf die beiden schmalkaldischen Fürsten, besonders auf Johann Friedrich, machte, vermehrte noch ihre bisherige Unentschiedenheit. Als ihnen aber ein aufgefangenes Schreiben des Papstes an die Eidgenossenschaft, worin der beabsichtigte Krieg ein „Kreuzzug zur Ausrottung der Ketzer" genannt wurde, die Augen über den versteckten Plan ihrer Feinde öffnete: da schwanden mit Einemmal ihre Zweifel an der Berechtigung zum Widerstand, und indem sie den Kaiser nicht mehr als selbständig, sondern als einen Dienstmann des Papstes betrachteten, wiesen sie in einer eigenen, gegen die Achtserklärung gerichteten Widerlegungsschrift alle ihnen gemachten Beschuldigungen als unbegründet zurück und beschuldigten dagegen den Kaiser des Bruchs der Bedingungen, die er bei seiner Wahl eingegangen, indem er mit Verletzung ihrer verbrieften Freiheiten wider alles Fürstenrecht sie unvorgeladen und ungehört ihrer Länder und Würden verlustig erkläre und sie mit gro=

ßentheils fremdem Kriegsvolk auf deutschem Boden bekriege, wofür es ihm nun gehen werde, wie einst dem Varus.

So entschlossen sie nun waren, es mit dem Kaiser aufzunehmen, so dachten sie doch nicht weiter, als auf bloße Vertheidigung: was aus dem Siege, wenn er ihnen zu Theil werden sollte, kommen solle, das wußten, ja bedachten sie nicht. Dazu kam, daß ein großer Theil ihres Heeres aus Söldnern bestand, denen die religiöse Frage wenig anlag. Was aber das Schlimmste war, ihrer Kriegsleitung fehlte die Einheit, indem bei eintretender Meinungsverschiedenheit der Häupter ein Bundesrath zugezogen wurde und so fast jeder Schritt vorher erst der gemeinsamen Besprechung unterworfen werden mußte, was auf den Gang der Operationen äußerst hemmend wirkte. Dagegen stand dem Kaiser der Vortheil traditionellen Ansehens und die Macht des gewohnten Gehorsams zur Seite.

Ihre militärische Stellung war indeß günstiger, als die des Kaisers: denn noch beherrschten sie das rechte Rheinufer, das linke Donauufer und den untern Lech, und es fehlte ihnen nur noch Ingolstadt als Stützpunct. Weil aber die Scheu vor Bayerns vermeintlicher Neutralität sie von der Besetzung jenes Platzes zurückhielt, zogen sie auf dem linken Donauufer hinab nach Regensburg, um den Kaiser dort zu einer Schlacht zu bringen. Allein der Kaiser, ihnen an Einsicht und besserer Berathung überlegen, wartete sie nicht in Regensburg ab, sondern zog auf der rechten Seite der Donau aufwärts und nahm nun selber in der Nähe von Ingolstadt eine feste Stellung. Alsbald zogen die Schmalkaldischen wieder Donau-aufwärts, schlugen dem Kaiser gegenüber am jenseitigen Ufer ihr Lager auf und beschossen einige Tage lang das Lager des Kaisers, um ihn zu einer Schlacht zu nöthigen. Allein er ließ sich nicht aus seiner Stellung bringen.

Ungeachtet die Kanonade furchtbar war, so behielt der Kaiser doch seinen Muth, und als eine Kugel sein Zelt zerriß und dicht neben ihm niederschlug, eben da er sich von seinem Astronomen Apian den Lauf der Planeten erklären ließ, so sagte er ruhig zu dem erschrockenen Astronomen, er solle fortfahren. Ein andermal, als er persönlich im Felde bei seiner Reiterei sich befand und ein

Reiter neben ihm von einer Kugel getödtet wurde, so antwortete er seinen Offizieren, die ihn baten, sich nicht so großer Gefahr auszusetzen: „Ist denn je ein römischer Kaiser im Treffen geblieben?“

Endlich setzte sich das schmalkaldische Heer in Bewegung und ein Theil besetzte eine von den kaiserlichen Feldherren unbeachtet gelassene Anhöhe, von wo aus man das kaiserliche Lager in den Grund schießen konnte und ein Hauptangriff das beste Gelingen versprach. Diesen wollte daher Schärtlin, von anderen Obersten unterstützt, ungesäumt beginnen; — aber der Landgraf, der dazu kam, wiederrieth es, und in dem schnell auf freiem Felde gehaltenen Kriegsrathe wurde beschlossen, davon abzustehen und es beim bloßen Kanoniren bewenden zu lassen.

Als hierauf die Botschaft eintraf, daß des Kaisers niederländische Truppen den Rheinübergang, woran sie bisher gehindert worden waren, mit Hülfe des Erzbischoffs von Mainz bewerkstelligt hätten und unter dem Grafen von Büren, 17,000 Mann stark, in raschem Anzug begriffen wären: so brachen die Fürsten auf, um dieselben von einer Vereinigung mit dem Kaiser abzuhalten. Allein Büren nahm seinen Weg, anstatt durch den Ries, über Aschaffenburg, Nürnberg und Regensburg und erreichte unaufgehalten das Lager des Kaisers, der nun sogleich die Offensive ergriff und sich durch die Einnahme Neuburg's zum Meister der Donau machte.

Lange zogen beide Heere, einander fast meidend und nur in kleinen Scharmützeln sich messend, bald am linken, bald am rechten Donauufer hin und her. Schärtlin suchte die Bundeshäupter zu überzeugen, daß diese Kriegsführung höchst verderblich sey, gerieth aber deßhalb mit dem Landgrafen hart zusammen. Denn dieser, dem es stets um sein Land bange war, wollte nichts Entscheidendes wagen. Daher Schärtlin in seiner noch vorhandnen Lebensbeschreibung sagt, daß ihm die Lust an diesem Krieg ganz verleidet worden wäre, seit er gesehen, daß man kein Herz zu einem rechtschaffenen Handeln gehabt habe: daher ihm Stund' und Weile dabei lang geworden sey. Es war ihm daher lieb, daß ihn die Augsburger, in deren Dienst er stand, abriefen, um ihre Stadt gegen den Kaiser zu schützen. Von dort aus that er den Kaiserlichen möglichsten Abbruch; deßhalb schickte der Kaiser eine Reiterschaar aus, um sein Schloß Burtenbach zu zerstören. Allein Schärtlin hatte es mit 200 Knechten besetzt

und alle Bauern der Umgegend bewaffnet, so daß der Kaiser auf die Vorstellungen benachbarter Herren den Angriff zu unterlassen befahl. Noch einmal machte Schärtlin mit dem Herzog von Württemberg den Plan, mit 40,000 oberländischen Truppen den Kaiser zu überfallen; allein die schmalkaldischen Häupter, ihrer zaghaften Kriegsführungsweise treu, verwarfen den Anschlag.

2. Schwankendes Waffenglück. Moritzens Hervortreten gegen seine Glaubensgenossen. Seine Besetzung des kurfürstlichen Landes. Kleinmüthiges Auseinandergehen der Bundeshäupter. Unterwerfung und Züchtigung der bündischen Städte und Fürsten in Süddeutschland.

Um nun den Krieg aus Bayern nach Württemberg zu spielen, wollte der Kaiser Nördlingen nehmen, traf aber dort mit der ganzen schmalkaldischen Macht zusammen, welche, auf den Anhöhen anrückend eine so feste Stellung einnahm, daß, als sie nicht aus derselben zu bringen war, der Kaiser sich nach Ulm wandte. Sie folgten ihm dahin und lagerten sich bei Giengen. Sie da anzugreifen, wagte nun auch der Kaiser nicht, und so schleppte sich der Krieg unentschieden bis in den Spätherbst hinein, wo Kälte und Regenwetter Krankheiten erzeugten, die besonders dem kaiserlichen Heere nachtheilig waren, weil die Italiener und Spanier das deutsche Klima nicht gewohnt waren und in großer Zahl dahinstarben.

In der Hoffnung daher, der Kaiser werde nun zum Nachgeben geneigter seyn, machten die Verbündeten Friedensvorschläge: denn sie selbst litten Mangel, besonders an Geld zur Bezahlung der fremden Söldner, die dem Landgrafen haufenweis davon liefen. Weil aber um dieselbe Zeit der Herzog Moritz, nach Beseitigung aller Hindernisse in seinem Lande, aus seiner scheinbaren Neutralität hervortrat und offen des Kaisers Partei ergriff, indem er auf dessen Befehl die Achtsvollstreckung gegen seinen Vetter, den Kurfürsten, übernahm: so wies der Kaiser den Friedensantrag der Schmalkaldischen zurück und verlangte von ihnen Unterwerfung auf Gnade nnd Ungnade.

Moritz hatte nämlich seit dem Abschluß seines geheimen Bündnisses mit dem Kaiser — seine Rüstungen begonnen. Um seine Stände dazu willig zu

machen, mußte er vor Allem ihre religiösen Bedenken beseitigen, was ihm erst gelang, als er ihnen sein Halten am protestantischen Bekenntnisse betheuert und ihnen auf dem Landtag zu Freiberg die förmliche Erklärung des Kaisers, sie bei ihrer Religion bis zum Austrag auf dem Concilium ungestört belassen zu wollen, vorgelegt hatte, worauf sie versprachen, nicht mehr gegen den Kaiser, als den Feind ihres Glaubens, predigen zu lassen. Um sie zur Einwilligung in die Besetzung des sächsischen Kurstaates, über die er sich zuvor mit König Ferdinand verständigt hatte, zu vermögen, stellte er ihnen vor, daß, wenn nicht er die Achtsvollstreckung ausführe, dieselbe wahrscheinlich vom König Ferdinand, der schon an der böhmischen Gränze ein die kurfürstlichen Lande bedrohendes Heer zusammenzog, zum Schaden des sächsischen Gesammthauses würde übernommen werden. Mit einem ähnlichen Vorgeben brachte König Ferdinand seine böhmischen Stände dahin, daß sie ihm Beistand zur Besetzung der kursächsischen Lande versprachen. Beide Fürsten hatten sich aber insgeheim schon über die Theilung Kursachsens verständigt, und als Moritz als letztes Unterpfand die (auf Ferdinands Betrieb) vom Kaiser besiegelte Uebertragung der sächsischen Kurwürde, die in Folge der Ächtung Johann Friedrichs auf ihn übergehen sollte, erhalten hatte, ward an die Ausführung gegangen.

Plötzlich überschritten verabredetermaßen böhmische Truppen die kursächsische Gränze und schlugen bei Adorf einen Haufen thüringischer Landleute. Die darüber bestürzten Städte (Zwickau, Schneeberg, Altenburg, Torgau 2c.), suchten nun bei Moritz Hülfe. Dieser versprach, sie bei ihrer Religion zu schützen, wenn sie ihm huldigen und gehorchen würden, bis sein Vetter sich wieder mit dem Kaiser versöhnt haben würde. Sie willigten ein, ohne zu ahnen, daß ihnen ihr alter Landesherr für immer genommen werden sollte!

Mit tiefem Schmerz entnahm der arglose Kurfürst aus der Freudenkanonade im kaiserlichen Lager die geschehene Einnahme seines Landes, und forderte von den zu Ulm versammelten Bundesständen eine nachhaltigere Hülfe, als sie besonders von den oberländischen Städten in der letztern Zeit geleistet worden war. Allein die Mehrheit wollte von ernstlicheren Schritten nichts wissen und beschloß zu unterhandeln.

Die Antwort des Kaisers, weit entfernt, sie zu einem kräftigen Entschlusse zu treiben, bewirkte in sämmtlichen Bundesgliedern einen solchen Kleinmuth, daß sie den Kurfürsten — der, ob-

wohl kein Feldherr, doch unter ihnen der standhafteste und zum Ausharren bereitwilligste war, — einmüthig baten, seinem eigenen Lande zu Hülfe zu kommen: denn die meisten, besonders die Städte, dachten, wenn sie seiner los wären, würden sie beim Kaiser leichter Gnade finden. Da nun auch der Landgraf —, der vor diesem Krieg immer zum Schlagen bereit —, während desselben aber, aus steter Besorgniß für sein Land, allen entscheidenden Schritten entgegen gewesen war, — zum Schutze seines Landes abzuziehen beschloß, so brach das ganze schmalkaldische Heer von Giengen auf (22. Nov). Zwar folgte ihnen der Kaiser bis Heidenheim, fand aber dann für gut, von ihnen abzulassen. Darauf trennten sich die beiden Bundeshäupter, ein jeder, um sein Land zu vertheidigen und im nächsten Frühjahr gestärkt dem Kaiser wieder entgegenzutreten, da man übereingekommen war, zu diesem Zweck unterdeß ein Winterlager bei Elwangen zu bilden und eine allgemeine Kriegssteuer auszuschreiben.

Um dieß zu verhindern, wendete sich der Kaiser, der sich nach solchem Vorgang, wenn auch noch nicht als vollen Sieger, doch als Herrn des Feldes ansah, unverweilt gegen die Bundesstädte in Süddeutschland und am Rhein, brachte eine nach der andern, zum Theil durch Religionszugeständnisse, zur Unterwerfung und züchtigte sie alle durch starke Schatzungen.

Die ersten Reichsstädte, die sich ergaben, waren Bopfingen, Nördlingen, Dinkelsbühl, Rothenburg an der Tauber, Heilbronn und Schwäbisch-Hall. In der letztern Stadt (aus der sich Brenz nur mit Lebensgefahr rettete) hielt sich der Kaiser gichtkrank auf und empfieng die persönliche Demüthigung des alten Pfalzgrafen Friedrich von der Pfalz, der wegen seiner frühern Verbindung mit den Schmalkaldnern Verzeihung suchte und erhielt. Die Furcht mancher Städte vor dem Kaiser war so groß, daß z. B., während das damals kleine Darmstadt sich erst nach tapferer Gegenwehr ergab, die Herren von Frankfurt dem nach den Niederlanden hinziehenden Grafen von Büren Gesandte nachschickten und ihn baten, ihre Stadt für den Kaiser zu übernehmen. Nichts desto weniger mußten sie 80,000 Ducaten zahlen. Das mächtige Ulm wagte nicht den mindesten Widerstand, that durch Gesandte Abbitte und war so undeutsch, daß es den Kaiser an der Gränze des Stadtgebiets mit einer Anrede in spanischer Sprache empfieng.

Hierauf mußten die Ulmer 100,000 Goldgulden erlegen und 12 Geschütze ausliefern. Alle Städte, welche begnadigt sein wollten, mußten ein Strafgeld im Verhältniß zu ihrem Vermögen bezahlen: so Memmingen 50,000 Goldgulden, Eßlingen 40,000, Heilbronn 20,000, Reutlingen 20,000 u. s. f. wobei der Grundsatz angenommen wurde, daß der Bürger 1 vom 100 beizutragen habe. Die Städte konnten diese Schatzungen als eine Strafe für ihre Engherzigkeit ansehen, mit der sie in der letzteren Zeit dem Bundeszweck gedient hatten. Hätten sie einig und muthig ausgehalten, so war allein ihre Macht ausreichend, dem Kaiser zu widerstehen, aber hauptsächlich die Liebe zum Besitz und Geld benahm ihnen Muth und Macht. So gab die Stadt Augsburg, die reichste unter ihnen, umgeben von den festesten Mauern, geschützt von 1200 Kanonen, angefüllt mit allen Kriegs- und Lebensbedürfnissen, ihrem tapfern Kriegsobersten Schärtlin, als er ihr zumuthete, sich zu vertheidigen, die Weisung, ihr Gebiet zu meiden, weil der Kaiser es zu einer Hauptbedingung seiner Gnade gemacht hatte, daß Schärtlin entfernt werde. Als dieser, auf seinen Vertrag sich stützend, bleiben wollte, baten ihn die reichen Bürger mit Thränen, doch im Guten zu gehen, sie wollten ihm Ersatz für seine liegenden Güter geben. Obgleich nun der reiche Fugger (der reichste Handelsherr der damaligen Zeit) selber mit dem Kaiser im Namen der Stadt auf günstige Bedingungen unterhandelt hatte, so mußte die Stadt doch 150,000 Goldgulden erlegen, 12 Kanonen hergeben und zwölf Fähnlein kaiserliche Besatzung einnehmen. Schärtlin verließ mit einer Verschreibung für seine Güter im Geleite von 35 Reitern die Stadt und erreichte unaufgehalten die Stadt Constanz. — „Es ist ganz unglaublich, schrieb König Franz von Frankreich an seinen Gesandten in Kassel, daß die Leute, die bei gesundem Verstand und so mächtig sind, lieber ihr Geld hingeben wollen, um sich in die Knechtschaft zu stürzen, als sich die Freiheit zu erkaufen!" Er begriff freilich nicht, daß doch auch noch die Scheu vor des Kaisers Majestät einigen Antheil an dieser demüthigen Unterwerfung hatte. Mit Recht wiesen sie die französischen Geld- und Hülfsanerbietungen zurück, selbst zu der Zeit, als der Kaiser durch den Abzug der italischen Soldtruppen an Stärke verlor.

Von Schärtlin's weitern Schicksalen ist bekannt, daß er nachher in französische Dienste trat und darüber geächtet wurde. Doch ward er in der Folge begnadigt und in seine reichen Güter eingesetzt, worin er, einige Fehden mit seinen Nachbarn abgerechnet, ein zurückgezogenes Leben bis zu seinem Tode führte (1577.). Aus Th. Herberger's neuesten Untersuchungen über Schärtlin's Leben geht hervor, daß er das Waffenhandwerk ganz im Sinne der Söldnerführer seiner Zeit trieb. Er besaß „eine immer rege Kampflust, Keckheit, Scharfsinn, festen Willen, dabei aber auch unbeugsamen Stolz, schnelle Reizbarkeit, glühenden Zorn, verachtenden Trotz, unversöhnlichen Haß und uner-

sättlichen Rachedurst." Dabei war und blieb bei ihm „Gewinn stets die erste Triebfeder seiner Handlungen." Im Frieden erscheint er als Familienvater und Herr seiner Unterthanen milder.

Auch einige Fürsten, die der Kaiser erreichen konnte, mußten die züchtigende Hand desselben fühlen. So konnte der alte Herzog Ulrich von Württemberg nur durch die schwersten Opfer und unter persönlicher Abbitte seine Begnadigung erkaufen. Der alte Erzbischoff Herrmann von Köln, gegen den der Papst eine Absetzungsbulle erlassen hatte, wurde jetzt vom Kaiser förmlich seiner Fürstenwürde entsetzt, — eine Gewalthandlung, welche gegen das deutsche Reichsrecht lief. Auf diese Weise wurden wieder alle geistlichen und weltlichen Stände in Schwaben und am Rhein zum Gehorsam gegen den Kaiser zurückgebracht. — Auch in Norddeutschland erhoben sich bereits für den Kaiser die Waffen, indem die Partei Heinrichs von Braunschweig die Stadt Minden einnahm.

Der Herzog Ulrich mußte 300,000 Gulden Kriegskosten zahlen, die Festungen und Städte Hohenasperg, Kirchheim und Schorndorf herausgeben, dem schmalkaldischen Bunde entsagen, alle von den Schmalkaldnern zurückgelassenen Geschütze und Vorräthe ausliefern, alle Ansprüche des Hauses Oesterreich an Württemberg anerkennen, sich noch in mehrern andern Beziehungen den An- und Aussprüchen des Kaisers unterziehen und endlich persönliche Abbitte thun. Bei dieser wurde der alte gichtkranke Mann zu Ulm von vier Männern vor den Kaiser getragen, und sein Kanzler und seine Räthe mußten knieend im Namen ihres Herrn um Begnadigung flehen. — Der Erzbischoff Hermann gab nach einiger Weigerung den Umständen nach und zog sich in sein Erbland (in die Grafschaft Wied) zurück, wo er nach sechs Jahren, dem evangelischen Glauben treu, eines ruhigen Todes starb.

3. Die ersten Verhandlungen des tridentinischen Conciliums. Mißhelligkeit zwischen dem Kaiser und Papst. Rasch abschließende Fassung der tridentinischen Rechtfertigungs-Lehre. Verlegung des Conciliums nach Bologna.

Obgleich der Kaiser um diese Zeit von seiner Gichtkrankheit auf's kläglichste angegriffen war, so daß er kaum gehen konnte, so lag doch fast das halbe protestantische Deutschland besiegt zu seinen Füßen. Zugleich aber leitete sich durch ein neu eintretendes Miß-

verständniß zwischen dem Papst und dem Kaiser eine künftige Wendung der Dinge ein, die einen von beiden nicht geahneten Ausgang des mit den Protestanten begonnenen Kampfes zur Folge haben sollte.

Die Ursache dieser Mißhelligkeit lag in dem Gang des Tridentiner Conciliums und in den Absichten, welche der Papst damit verfolgte. Bereits ist erwähnt, daß dieses Concil auf den 13. März 1545 ausgeschrieben, aber, weil die Theilnehmer nur allmählig ankamen, und Papst Paul noch einen Versuch machte, es in's eigentliche Italien zu verlegen, was jedoch der Kaiser nicht zugab, erst am 13. Dez. eröffnet worden war. Der Mitglieder waren es anfangs darum so wenige, weil der Papst den Prälaten verboten hatte, sich — außer im äußersten nachweisbaren Nothfalle — durch Procuratoren vertreten zu lassen, und weil insbesondre die Deutschen, des ausgebrochenen Krieges wegen, nicht wohl kommen konnten. Das Gleiche gilt von den Theologen, die noch dazu lauter Mönche waren, vorzüglich aus dem Dominicanerorden, welcher noch überall die Lehrstühle inne hatte; auch unter ihnen waren keine Deutsche.

So bestand denn das Concilium in dieser Periode fast nur aus Italienern und Spaniern, denn die dort eingetroffenen französischen Bischöffe, hatte ihr König bald wieder zurückberufen; doch fanden sie sich nach und nach wieder ein. Zudem hatte der Papst gesorgt, daß die Leitung des Concils durch seine Legaten, welche mittelst einer in Rom für diesen Zweck errichteten Congregation mit ihm in genauer Verbindung standen, sich ganz in seinen Händen befand. Denn erstens sollte (nach geschehener Vorbereitung der Anträge in den Ausschüssen oder Congregationen) nach Köpfen und zwar nach der einfachen Mehrheit abgestimmt werden; sodann sollten die Legaten allein nicht nur das Recht der Initiative haben, so daß in der That alle Decrete „auf den Vorschlag der Legaten" ergiengen, sondern sie sollten auch das Geschäft der Vorbereitung übernehmen und zwar durch specielle Leitung der Conferenzen, sowohl der Prälaten als auch der Theologen, welchen letzteren sie, besonders bei Beschlüssen über das Dogma, den größten Einfluß einräumten.

So saßen denn in einem Concil, das hauptsächlich um der Deutschen willen berufen worden war, nicht nur keine Deutsche, sondern nur Solche, die von vorne herein das hierarchisch-scholastische System festzuhalten angewiesen waren!

Nachdem in einer Vorversammlung die päpstliche Eröffnungsbulle verlesen und die Bischöffe geprüft waren, verlangte ein Bischoff, daß auch die Legaten ihre Vollmachtsbriefe vorlegen sollten: dieses Verlangen wurde aber klug beseitigt, weil die Legaten nicht willens waren, die Gränzenweite ihrer Instruction mitzutheilen. Die feierliche Eröffnung selbst geschah mit nur 27 Bischöffen und Erzbischöffen, 7 Aebten und Ordensgeneralen und einer Anzahl Theologen in der Hauptkirche. In der Festpredigt forderte der Bischoff von Bitonte die Versammelten auf, sich „wie im trojanischen Pferde" zu vereinigen, und apostrophirte die Wälder um Trient, sie sollten es der Welt kund thun, daß sie dem Concil sich unterwerfe; geschehe dies nicht, so könne man mit Recht klagen: „das Licht des Papstes sey in die Welt gekommen, aber die Welt habe die Finsterniß mehr geliebt, als das Licht!" Es würden nun die Thore des Concil's aufgethan, und das heiße so viel, als die Thore des Paradieses aufthun, woraus das Wasser des Lebens hervorströme, das die Erde mit Erkenntniß des HErrn tränke. Die Väter sollten ihr Herz diesem Labsal öffnen, Buße thun und sich der Besserung befleißen; wenn sie das indeß auch nicht thäten, so werde doch der heilige Geist ihren Mund regieren, wie dem Kaiphas und Bileam. Sie sollten ohne Leidenschaft berathen, damit sie mit Recht sagen könnten: „Es gefällt dem heiligen Geist und uns." — Tactvoller und zweckmäßiger und darum auch eindringlicher waren die darauffolgenden Ermahnungen der Legaten. Nach der Eröffnungsfeierlichkeit wurde die erste Sitzung auf den 7. Januar 1546 anberaumt. In dieser wurde nichts beschlossen, als daß die Versammelten die Sonntage würdig und anständig begehen sollten. — In der Sitzung vom 13. Januar wurde über den Titel der Versammlung disputirt, indem die französischen Bischöffe die Einschaltung verlangten, daß die Synode die ganze Kirche vorstelle; allein die Legaten widerstanden dieser Forderung und verlangten vom Papste eine verstärkende Zusendung päpstlich gesinnter Glieder.

Das Begehren der kaiserlich-gesinnten Prälaten (deren Sprecher der Cardinal Madruzze war), daß man sich vor allen Dingen mit der Beseitigung der kirchlichen Mißbräuche beschäftigen und die Kirchenreform vornehmen möge, damit die Ketzer die Klerisey nicht für unverbesserlich halte, wurde von den Legaten zurückgewiesen und, als die Vornahme der Dogmen nicht durchgieng, wurde die vermittelnde Ansicht, daß man nämlich immer

einen Glaubenspunct und einen Reformpunct miteinander vornehmen solle, von ihnen zwar angenommen, aber nicht förmlich den Acten einverleibt, weil dem Papste alles daran lag, das Reformrecht sich vorzubehalten und es den Händen der Synode zu entwinden. Es wurde auch wirklich vor Allem mit den Dogmen begonnen, deren Wiederbefestigung sein Hauptziel war. Man müsse sich, sagte der päpstlich=gesinnte Cardinal Poole, erst mit Waffen versehen, ehe man den Kampf mit dem Feinde beginne. Und so wurde in den ersten der nächsten Sitzungen zunächst die kirchliche Gültigkeit der Apokryphen, die Alleingeltung der Vulgata oder lateinischen Bibelübersetzung, die Gleichberechtigung der ungeschriebenen Tradition mit dem geschriebenen Wort ausgesprochen und damit der Grund zur Aufrechthaltung des ganzen, die Unfehlbarkeit beanspruchenden päpstlichen Systems gewonnen, von wo aus man, unbekümmert um die Lehren der Evangelischen, weiterschreiten konnte.

Die Apokryphen sind im 1. Jahrhundert v. Ch. und zwar in griechischer Sprache von unbekannten Verfassern (meist ägyptischen Juden) geschrieben, aber von den hebräischen Juden nie als heilige Schriften anerkannt worden, weil sie nicht von göttlich=beglaubigten Personen herrühren. Auch die erste christliche Kirche erkannte sie nicht als heilige, gesetzlich verbindende Schriften an, und aus diesen, wie auch aus andern innerlichen Gründen gelten sie dem Protestanten nicht als Gotteswort, wiewohl dasjenige, was in ihnen nicht den kanonischen Schriften widerspricht, von Luther als gut und nützlich zu lesen empfohlen wurde. Selbst die griechisch=katholische Kirche läßt sie fortwährend nicht als Glaubensregel gelten. Vom Anfang des 5. Jahrhunderts an neigte die römische Kirche zur Anerkennung derselben, weil sie denjenigen Kirchenlehrern folgte, die aus Unkunde des Hebräischen eine genaue Vergleichung mit dem hebräischen Text des alttestamentlichen Kanon's anzustellen nicht im Stande waren. Dieß allein vermochte der Kirchenvater Hieronymus, der darum die Apokryphen ausdrücklich von den heiligen Schriften ausschließt. Auch die Kirchenväter Origenes, Hilarius, Athanasius, Cyrillus, Gregor v. Nazianz nahmen sie nicht in ihre Verzeichnisse der h. Schriften auf. Kirchlich festgestellt war darüber noch nichts, als im Jahr 1441 die jacobitisch=ägyptische Kirche sich auf dem Concil zu Florenz der römischen Kirche anschloß und nun das Concil die Titel der von jener Kirche angenommenen heiligen Schriften, worunter auch die Apo=

kryphen waren, verzeichnen ließ und sie damit gewissermaßen kirchlich bestätigte. Als nun auf dem Concilium zu Trient auch der Unterschied zwischen den kanonischen und apokryphischen Schriften zur Sprache kam, begnügte man sich ohne näheres Eingehen auf den Grund jener Annahme, bloß auf jenen Vorgang des Florentiner Concils fußend, mit der bloßen Aufzählung der in jenes Verzeichniß aufgenommenen Schriften und belegte die Nichtheilighaltung der Apokryphen mit dem Anathema. (Der Evangelische erkennt, daß in den Verfassern der Apokryphen der Glaube an den Messias als Retter und Helfer aus Sünde und Tod erloschen war; daß viele Stellen dem Worte Gottes geradezu widersprechen (wie z. B. Judith 9, 2 der Stelle 1. Mos. 49, 5—7; Judith 9, 10 der Stelle Röm. 3, 8; B. d. Weish. 3, 16 den Stellen Ezech. 18, 2 u. 20; B. d. Weish. 16, 17—22 den Stellen 2. Mos. 9, 23—26; Tob. 6, 9; 8, 2—3 den Stellen 5. Mos. 18, 10 und 1. Joh. 3, 8; Sir. 25, 30 der Stelle Matth. 19, 6; Sir. 12, 4—5 den Stellen Matth. 5, 44—45; Sir. 3, 4 u. 17 den Stellen 5. Mos. 27, 26 und Jak. 2, 10; Sir. 12, 9; 25, 10 den Stellen Zach. 7, 10 und Matth. 5, 23. 24 u. s. w.); daß insbesondere die Stellen: Tob. 4, 11; 12, 9. Sir. 3, 33 und Man. 8 im Vergleich mit 1. Petr. 1, 18; 1. Joh. 1, 7 und 1. Kor. 13, 3 eine falsche Rechtfertigungslehre enthalten; daß in 2 Macc. 12, 39—46 das Opfer für die Todten empfohlen und, in 2. Macc. 14, 41—46 der Selbstmord entschuldigt wird, — geschichtliche Widersprüche und Irrthümer nicht zu gedenken. Auch findet sich in Christi vielen Hinweisungen auf die heiligen Schriften keine Spur von einer Anerkennung der Apokryphen.)

Die erste lateinische Bibelübersetzung war ursprünglich wahrscheinlich in Afrika gefertigt worden und bald in der abendländischen Kirche in Gebrauch gekommen. Da sie durch vielfaches Abschreiben Verunstaltungen erlitten hatte, ließ sie Papst Damasus durch den h. Hieronymus 384 n. Ch. revidiren, der das Neue Testament nach guten griechischen Handschriften berichtigte, das Alte Testament aber ganz neu aus dem Hebräischen übersetzte. Obgleich diese Uebersetzung einigen andern Kirchenvätern, die des Hebräischen unkundig waren, nicht ganz gefiel, so erhielt sie doch allmählig den Vorzug vor den andern lateinischen Uebersetzungen und den Namen Vulgata oder communis (die allgemein gebrauchte). Nun erfuhr aber auch die Vulgata im Laufe der Zeit Entstellungen, welche zur Zeit Karls des Großen Alkuin, in der Folge dann der Erzbischoff Lanfranc von Canterbury, im zwölften Jahrhundert der Abt Stephanus, der Cardinal Nicolaus u. a zu entfernen suchte. Da man diese und ähnliche spätere Verbesserungen nur aus der Zusammenstellung der lateinischen Lesarten und nicht nach dem Urterte vornahm, so wurde der Zweck nicht erreicht; und als die gedruckten Exemplare aufkamen, wurde das Bedürfniß

nach gründlicherer Revision fühlbarer. Sie wurde zuerst im Jahr 1502 von Ximenes —, und während der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts noch von Anderen nach verschiedenen Texten vorgenommen. Und nun setzte das Tridentiner Concilium (in seiner ersten unvollständigen Zusammensetzung) die Vulgata in der Geltung dem Urtext gleich, ohne einen bestimmten Text als den gültigen zu bezeichnen. Aber schon Papst Sixtus V. erkannte das Unzureichende dieses Beschlusses und ordnete 1588 von der Vulgata eine neue Revision an, die er für alle Zeit gültig erklärte. (Sie erschien zu Rom unter dem Titel Biblia sacra vulgatae editionis 1590.) Doch er selbst erkannte noch die Mangelhaftigkeit derselben, und Papst Gregor XIV ließ eine neue Revision besorgen, welche unter Clemens VIII 1592 vollendet wurde. Aber auch dieser Papst gab schon ein Jahr darauf eine viel veränderte und verbesserte Revision heraus, welche, ungeachtet noch mannigfacher Mängel, von der römischen Kirche für unveränderlich angesehen wird.

Bei der Berathung über die Tradition erklärte ein einziger Bischoff (von Chiozza), das geschriebene Wort enthalte Alles, was der Christ zum Heile bedürfe; er wurde aber von den Legaten mit der spöttischen Bemerkung zurückgewiesen, daß dies ein Einwurf sey, „der einem in Wittenberg Ehre machen könne!" Es wurde festgesetzt, daß es eine Ueberlieferung gebe, die sich aus dem Munde Christi und der Apostel bis heute fortgepflanzt habe und dem geschriebenen Wort gleichstehe; doch wurde anzugeben unterlassen, welches die Kennzeichen seyen, welche die wahre mündliche Tradition an sich tragen müsse.

Nachdem den Bischöffen, die sich beklagt, daß ihnen das wichtige Recht, sich durch Predigt und Vorlesen der heiligen Schrift als Seelenhirten zu erweisen, durch die den herumziehenden Bettelmönchen ertheilten Privilegien verkümmert worden sey, die Aufsicht — als päpstlichen Bevollmächtigten — über die Mönche eingeräumt worden war, gieng man, von der fünften Hauptsitzung an (17. Jun.), zur Festsetzung der Glaubenslehren über, indem vor Allem die bisherige Lehre von der Erbsünde und von der Rechtfertigung festgehalten und sonach die diesen beiden Artikeln entgegenstehenden Lehren der Protestanten verdammt wurden.

Vor der Eröffnung der Debatten über Glaubenslehren ermahnten die Legaten die Versammlung, daß, da man jetzt an lutherische Streitpuncte komme, die Väter nicht meinen sollten, ein Satz müsse schon darum verdammlich seyn, weil ihn Luther gelehrt habe. Diese lobenswerthe Ermahnung nahmen aber die Wenigsten zu Herzen und der Haß der alles Alte vertheidigenden Mehrheit gegen die Protestanten und ihre Lehre setzte zuweilen „selbst die Legaten" in Staunen. — In Betreff der Lehre von der Erbsünde wurden diejenigen anathematisirt,

welche läugnen würden, daß die Erbsünde durch die Taufe vollständig getilgt werde, und daß etwas mehr als bloße Begier (die doch eigentlich keine Sünde sey, sondern nur so genannt werde) im Getauften zurückbleibe: im Gegensatz der lutherischen Lehre, welche die im Getauften zurückbleibende „böse Lust" aus demselben Grunde „Sünde" nennt, aus welchem der Same eines Giftgewächses giftig heißt, auch wenn es noch keine Frucht gebracht hat. — In Betreff der Rechtfertigungs- oder Justificationslehre nahm man zwar an, daß der Glaube rechtfertige, aber wie dieser Glaube beschaffen seyn müsse, darüber erhub sich großer Streit, bis endlich das Decret so gefaßt wurde, daß es die verschiedenen von den Vätern vorgebrachten Ansichten zu vereinigen schien: denn der Dominicaner Soto schrieb gleich nach der Sitzung eine Schrift, worin er behauptete, die Versammlung habe seine Ansicht angenommen; worauf der Franziskaner Vega eine Gegenschrift ausgehen ließ, worin er seine jenem entgegengesetzte Ansicht als vom Concil angenommen darstellte. Neun Prälaten hatten theils der vollen, theils der minderstrengen augustinischen Rechtfertigungslehre das Wort geredet, wurden aber überstimmt. Catharinus wagte die Behauptung, daß Luther's Satz, alle Werke ohne Glauben seien Sünde, wahr sey, und berief sich dabei nicht einmal auf die Bibel, sondern auf den Thomas von Aquino; er wurde aber dafür ketzerisch gescholten. Da in der 5. (und 6.) Sitzung, auch die Frage aufgeworfen wurde, ob der gerechtfertigte Mensch wissen könne, daß er im Stande der Gnade lebe, folglich seiner Seligkeit gewiß seyn könne, und das Concilium diese Frage verneinte, so zeigte der obgenannte Katharinus in einer kleinen Schrift, es wäre ein Widerspruch wenn das Concil, welches lehre, daß der Mensch die Gnade freiwillig annehme, doch behaupten würde, man wisse nicht, ob man die Gnade habe: Niemand nehme doch eine Sache freiwillig an, von der er nicht gewiß wisse, daß sie ihm gegeben werde und er sie empfangen habe. Selbst der Legat Cervinus trat auf die Seite des Catharinus. Indeß — der Beschluß war gefaßt und dabei blieb es. — In Bezug auf Reformen kam in der 4. Sitzung ein Decret zu Stande, das den Bischöffen und Prälaten aufgab, selber zu predigen oder tüchtige Männer dazu aufzustellen, den Mönchen aber einschärfte, nicht ohne des Bischoffs Segen und in fremden Kirchen nicht ohne des Bischoffs Erlaubniß zu predigen, Ablaßkrämern dagegen weder selbst zu predigen, noch predigen zu lassen erlaubte.

Unterdeß war der schmalkaldische Krieg ausgebrochen und das Concil gieng auf Antrieb des Papstes mit dem Plan um, auseinander zu gehen; allein der Kaiser bedrohte die Legaten so streng, daß der Papst die Congregationssitzungen zwar fortsetzen, jedoch sie nur in weiten Zwischenräumen halten, die öffentlichen Sitzungen vollends auf unbestimmte Zeit vertagen ließ. Als aber der Kai-

ser nach der Unterwerfung Oberdeutschlands bei seinen Capitulationen den Unterworfenen neue religiöse Zugeständnisse machte und kein Hehl hatte, dadurch dem Concil eine andere Richtung geben zu wollen, so regte der Papst die Verlegung des Concils wieder an, und als der Kaiser sie untersagte und das Concil persönlich zu leiten drohte, da ließ der Papst in der Besorgniß, der Kaiser möchte dann auf die dogmatischen Bestimmungen seinen ganzen Einfluß geltend machen wollen, in der (sechsten öffentlichen) Sitzung vom 13. Jan. 1547 die katholische Lehre von der Rechtfertigung — und in der (siebenten) Sitzung vom 3. März die Lehre von den Sacramenten feststellen und gleich bekannt machen, um ein für allemal eine Verbindung der Protestanten mit den Katholiken unmöglich zu machen. Diese eilige Bekanntmachung war den Absichten des Kaisers völlig entgegen; denn da namentlich die Rechtfertigungslehre den Mittelpunct des ganzen Streits zwischen den Katholiken und Protestanten bildete, so war vorauszusehen, daß eine Endbestimmung dieser Lehre den ganzen in den frühern Religionsgesprächen gewonnenen Vereinigungsboden für immer entziehen und die Kluft zwischen beiden noch mehr erweitern werde. Daher verreisten des Kaisers Gesandte vor dieser Bekanntmachungssitzung, um ihr nicht anwohnen zu müssen. — Das Decret über die (katholische) Rechtfertigungslehre, das aus 16 Kapiteln und 33 Kanones (Regeln) besteht, suchte zwischen der strengen augustinischen und der pelagianischen Lehre (XIII. 13, 2.) hindurchzusteuern und setzte den zwar in der Praxis des Mittelalters herkömmlichen, aber selbst von den Thomisten (die sich mehr dem Augustinismus zuneigten) nicht völlig anerkannten Semipelagianismus (XIII. 13, 2.) für alle Zukunft kirchlich fest. Sonach wurde durch die tridentinische Fassung dieser wichtigsten Lehre ein neuer Gegensatz gegen die in Art. 10 der Augsburger Confession aufgestellte Fassung der Evangelischen geschaffen, der vorher in dieser Schärfe nicht vorhanden war. Als bald darauf die sechs Monate zu Ende giengen, auf welche die päpstliche Kriegshülfe gewährt worden war, lehnte der Papst den Antrag des Kaisers auf Verlängerung des Bündnisses ab und

rief seine Truppen aus dem kaiserlichen Heere zurück, während er sich dem französischen Hofe wieder näherte. — Damit entzog er dem Kaiser die Mittel, die Einheit der lateinischen Kirche wieder herzustellen, welche der Kaiser stets angestrebt hatte. In Folge dieses Zerwürfnisses zwischen der weltlichen und geistlichen Macht geriethen sogleich die meisten italienischen Staaten in aufrührerische Bewegungen, denen jedoch das kaiserliche Ansehen noch gewachsen war. Der Papst selbst aber schritt nun zur Verlegung des Concils, indem seine Legaten in Trient eine Krankheit, an welcher zwei Prälaten und einige Personen aus der Dienerschaft der Legaten starben, und welche von den städtischen Aerzten für eine gewöhnliche Folge der Jahrszeit, von dem Arzt des Concils aber und dem Arzt eines Cardinals für eine Seuche erklärt wurde, zum Vorwand nahmen und in der achten öffentlichen Sitzung (11. März) den Beschluß fassen ließen, daß das Concil sich zur Erhaltung des Lebens der Prälaten nach Bologna verlegen solle. Acht und dreißig Prälaten machten sich sogleich dahin auf; die kaiserlich gesinnte Minderheit aber, die nicht dafür gestimmt hatte (18 an der Zahl), blieb in Trient zurück und wurde deßhalb vom Kaiser belobt, wagte es aber nicht, Verhandlungen vorzunehmen, um die innerliche Spaltung nicht zu einer äußerlichen und förmlichen werden zu lassen. Als der päpstliche Nuncius die Entschuldigung des heiligen Vaters überbrachte, äußerte der Kaiser, „der Papst sey ein hartnäckiger Alter, der die Kirche zu Grunde richte; es werde wohl noch Mittel gegen dieses Uebel geben: es solle zuletzt nicht an einem Concilium fehlen, das Alle befriedigen und Alles zurechtbringen werde!"

4. Fortsetzung des Kriegs im nordöstlichen Deutschland. Moritz im Gedränge. Der Kurfürst Herr an der Elbe. Feste Haltung der niederdeutschen Städte. Die Böhmen im Abfall begriffen. Aufbruch des Kaisers. Die Schlacht bei Mühlberg. Gefangenschaft des Kurfürsten. Die Wittenberger Capitulation.

Seit der Mitte des Dezembers 1546 hatte sich der schmalkaldische Krieg in das nordöstliche Deutschland an die Elbe gezogen

und Kurfürst Johann Friedrich dort eine bedeutende Stellung gewonnen. Er war nämlich von Frankfurt aus, wo er viele aus Frankreich zurückkehrende Söldner an sich gezogen hatte, nach seinem Kurlande gezogen, um es den Händen seines treubrüchigen Vetters Moritz wieder zu entreißen. Dieser hatte eben nach einer an der Stadt Halle vorgenommenen Strafvollziehung (sie hatte den Schmalkaldischen Hülfe geschickt) in und um Dresden sein Heer in das Winterquartier verlegt und die kurfürstlichen Stände nach Torgau zur Huldigung beschieden. Da stürmte der Kurfürst heran, nahm Halle weg, wo er leicht die Huldigung empfieng, ließ sich von dem alten Erzbischoff Johann Albrecht die Stifter Magdeburg und Halberstadt, welche eben Moritz in Besitz zu nehmen Anstalt machte, gegen eine Jahresrente abtreten, bestürmte dann Leipzig, das er aber nicht erobern konnte, und bezog in der Gegend von Altenburg ein Winterlager. Allenthalben in den herzoglichen Landen war die Bevölkerung dem Kurfürsten, als dem Vertheidiger des Evangeliums, so sehr geneigt, daß Moritz sogar die Befürchtung aussprach, er möchte aus seinem eigenen Lande gejagt werden, und daher den Kaiser, so wie den König Ferdinand, der in Böhmen war, um schleunige Hülfe bat.

Ferdinand aber hatte selbst seine Noth, seine Rechte in Böhmen zu wahren, weil der utraquistische Theil dieses Landes seine Sympathieen für den evangelischen Kurfürsten immer lauter aussprach und, gleich den niederdeutschen Städten, von denen sich eine nach der andern für den Kurfürsten erklärte, ein mächtiges Gewicht in die Wagschale der protestantischen Sache legte.

In Böhmen, wo sich, besonders in Prag, so viele Utraquisten befanden, war die Bewegung für den Kurfürsten so stark, daß, als König Ferdinand die Stände zu einem Kriegszug gegen Sachsen aufforderte, nur der katholische Adel seine Bereitwilligkeit dazu erklärte; die Städte aber und der utraquistische Adel vereinigten sich und faßten in Prag den Beschluß, ein Heer in's Feld zu stellen, um „das Eindringen des unchristlichen hispanischen Volks zu hindern." So bedrängt daher Ferdinand war, so schickte er doch dem Herzog einige Mannschaft zu Hülfe und verabredete mit ihm, den Kurfürsten in Altenburg zu überfallen. — Was die niederdeutschen Städte betrifft, so

erklärte zuerst Magdeburg, dann Bremen, Hamburg, Lüneburg und Braunschweig, nachher Goslar, Hildesheim und Hannover, beim Evangelium bleiben und die verletzten Freiheiten der deutschen Nation vertheidigen zu wollen; und andere Städte setzten den Grafen von Oldenburg und den Grafen von Mansfeld in den Stand, mit einem Heer für den Kurfürsten in's Feld zu rücken.

Indessen sandte der Kaiser dem Herzog Moritz einstweilen den jungen, kriegsbegierigen Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Culmbach mit 7000 Mann zu Hülfe. Dieser nahm in dem Städtchen Rochlitz, wo die weltlustige Wittwe des vorigen Kurfürsten Hof hielt, eine Stellung, ließ sich aber in die ihm von dieser Frau absichtlich gelegten Genußschlingen so verstricken, daß er vom Kurfürsten plötzlich überfallen und gefangen, sein Kriegsvolk aber theils niedergeschlagen, theils gegen das eidliche Versprechen, sechs Monate lang nicht gegen den Kurfürsten zu dienen, entlassen wurde. Auf diese Nachricht zog sich Moritz, der schon im Anzug gegen Altenburg begriffen war, eiligst nach Dresden zurück, worauf die Städte Annaberg, Marienberg und Friedberg dem Kurfürsten die Thore öffneten und sich nur noch Dresden, Pirma, Chemnitz und Zwickau in Moritzens Händen befand.

In Kurzem war Johann Friedrich Herr an der Elbe und die ganze Bevölkeruug dieser Lande erkannte ihn als ihren „Verfechter". Selbst die böhmischen Stände traten jetzt mit ihm in offene Unterhandlung wegen Erneuerung der alten „Erb-Einigung zwischen der böhmischen Krone und dem Kurhause". Allein solche weitaussehende Plane, die am Ende zu einer Usurpation der Kaiserkrone hätten führen müssen, wenn sie durchgeführt werden sollten, lagen nicht im Sinne des Kurfürsten, der nur sein Land und seinen Glauben vertheidigen wollte. Anstatt nun sein Glück wenigstens so weit zu verfolgen, als es zur Sicherung seines beschränkteren Zweckes nöthig gewesen wäre, kehrte er nach Altenburg zurück und verlor die kostbare Zeit mit Friedensunterhandlungen, die sich zerschlugen, weil der Kaiser Ergebung auf Gnade und Ungnade und sogar die Ueberlieferung der Festungen verlangte.

Da, als eben Straßburg, zuletzt unter den süddeutschen Städten, dem Kaiser sich unterworfen hatte, und in Frankreich sein alter Gegner Franz I. gestorben war, brach der Kaiser, seiner Kränklichkeit ungeachtet, von Nürnberg, dem Sammelorte seines zu einem Feldzug an der Elbe bereiten Heeres, nach Eger auf, wo sich Ferdinand und Moritz unaufgehalten mit ihm vereinigten, weil sich die Böhmen durch die Scheu vor des Kaisers Namen und ihres Königs Rechte von einem ernstlichen Losschlagen abhalten ließen. Vergebens wartete Johann Friedrich, der einen Theil seines Heeres schon in's Böhmische (in den Ellenbogner Kreis) vorgeschoben —, mit dem andern aber sich bei Meißen an der mittlern Elbe aufgestellt hatte, auf eine Vereinigung der Böhmen mit ihm. Da sonach seine Kräfte getheilt waren, und ihm aus Mangel an Kundschaftern der Standort und die Bewegungen des Kaisers unbekannt blieben, so wär er um so überraschter, als er erfuhr, der Kaiser sey mit 17,000 Mann zu Fuß und 10,000 Mann zu Pferd von Eger aus am 22. April drei Meilen von Meißen erschienen.

Da Johann Friedrich nur noch 4000 Mann zu Fuß und 2000 Mann zu Pferd um sich hatte, so ging er über die Elbe, ließ die Brücke in Brand stecken und suchte, am rechten Elbufer abwärts ziehend, Wittenberg zu erreichen. Dieser Zug gieng aber zu langsam von Statten: denn schon in Mühlberg machte der Kurfürst Halt, da er sich durch die Elbe gedeckt glaubte. Allein der Kaiser bewerkstelligte in der Nacht vom 23. auf den 24. April den Elbübergang und nöthigte den Kurfürsten zur Schlacht bei Mühlberg, welche denselben seine Freiheit, sein Land und seinen Kurhut kostete.

Der Kaiser, dem Alles daran lag, daß der Kurfürst sein Wittenberg nicht erreichte, wollte auf einem näheren Weg, als über Meißen, an ihn kommen und beschloß sogleich den Fluß zu überschreiten. Ein spanischer Hauptmann meldete ihm, daß der Feind bei Mühlberg stehe, und daß ihm dort eine Furth gezeigt worden sey, die jedoch so tief wäre, daß die Pferde schwimmen müßten. Noch an demselben Abend mußte die Artillerie, und um Mitternacht das spanische und deutsche Fuß- und Reitervolk aufbrechen. Am Morgen des 24., nachdem die Nebel gefallen waren, langte man am Strome an, dessen jenseitiges Ufer mit Geschütz besetzt war; tiefer im Hintergrund befand sich das sächsische Lager.

Als der Kaiser mit dem Herzog Moritz dem Ufer entlang ritt und dieser nach einer Furth spähte, begegnete ihnen der Herzog von Alba und hatte aus dem nahen Dorfe einen Müller, Namens Strauch bei sich, der ihnen aus Rache gegen die Kurfürstlichen, die ihm ein paar Pferde mitgenommen hatten, für 200 Kronen und für den Ersatz von zwei andern Pferden die gesuchte Furth zeigte. Während der Kaiser die das jenseitige Ufer deckenden Sachsen, welche, zum Theil auf Kähnen herumfahrend, scharf herüberschossen, mit Kanonen und Hackengeschütz angreifen ließ, wurde die Furth untersucht und der Uebergang unter unausgesetztem Feuer begonnen. Jeder Reiter nahm einen Fußgänger zu sich auf's Pferd; der wegweisende Müller ritt voraus und alle folgten ihm durch den Fluß. Als die ungar'sche und spanische Reiterei mit dem Herzog von Alba übergesetzt war, folgte der Herzog Moritz mit seinen Sachsen. Während sodann die übergesetzte Reiterei einstweilen die Verfolgung des flüchtigen Feindes begann, kam der Führer zurück und brachte den Kaiser Karl und den Herzog Ferdinand, die am Ufer so lange gewartet hatten, ebenfalls hinüber. Als beide das ersehnte Ufer erreicht hatten, ließ der Kaiser eine Schiffbrücke schlagen, auf der die spanischen und deutschen Fußvölker den Uebergang vollendeten. Darauf stellte der Kaiser — angethan mit einer vergoldeten Rüstung und der rothen, goldgestreiften burgundischen Feldbinde, das Haupt mit der deutschen Sturmhaube bedeckt, in der einen Hand eine große Lanze schwingend, mit der andern sein braunes, andalusisches Roß tummelnd und so gleichsam seinem Podagra Trotz bietend, — das Hauptheer in Ordnung und rückte gegen Mühlberg an.

Es war ein Sonntagsmorgen. Schon in der Frühe hatte der Kurfürst von Moritz durch Boten die Aufforderung erhalten, sich dem Kaiser zu unterwerfen, dann werde ihm der Herzog milde Bedingungen erwirken. Johann Friedrich wies aber das Anerbieten zurück und begab sich in die Kirche, wo er mit Andacht die Predigt anhörte. Während derselben ward ihm der Angriff des Kaisers auf seine Stellung am Flusse gemeldet. Er glaubte aber erst den Gottesdienst auswarten zu müssen und verlor darüber die Zeit. Als sodann die Nachricht kam, daß der Feind im Begriff sey, den Uebergang zu gewinnen, geschah der Aufbruch so hastig, daß sein Abzug aus dem Städtchen einer Flucht glich. Um desto leichter fortzukommen, fuhr der Kurfürst, weil er sehr corpulent war, in einem Wagen. Als er auf der Lochauer Haide ankam, ward er von der anstürmenden ungar'schen Reiterei erreicht. Er machte daher Halt, ordnete seine Leute und ließ das Gefecht beginnen. Allein seine Reiterei ergriff bald die Flucht. Noch hätte er sich persönlich retten konnen, aber er wollte treulich bei seinem Fußvolk aushalten.

Indessen hatte sich das kaiserliche Hauptheer genähert und machte nun mit dem Feldgeschrei „Hispania!" den Angriff. Diesen konnten die Kurfürstlichen nicht aushalten, sondern wurden auf ihrer Flucht von Koßdorf an bis Falken-

burg und Bayersdorf hinaus in Haufen erschlagen und gefangen. Da stieg der Kurfürst aus dem Wagen und ließ sich auf einen großen friesischen Hengst heben, um schneller zu entfliehen. Er wurde aber von einem leichten Reiterschwarm verfolgt und eingeholt. Ungeachtet seiner Unbehülflichkeit wehrte er sich mit Muth gegen einige an ihn herandrängende ungar'sche Husaren, erhielt aber einen Hieb auf die linke Wange, und als Thilo von Trodt, ein Ritter des Herzogs Moritz, ihm zurief, er möchte sich ergeben, zog er seinen Ring vom Finger und gab ihm denselben zum Zeichen, daß er sich ihm, als einem Deutschen, ergebe. — Eben hatte der Kaiser mitten in der Haide seinen Truppen den Befehl ertheilt, sich wieder zu sammeln, da meldete ihm der Herzog Alba die Gefangennehmung des Kurfürsten. Als der Kaiser befahl, ihn vorzuführen, bat ihn Alba, dieß zu unterlassen: denn er besorgte, der Kaiser möchte ihn zu hart anlassen. Allein der Kaiser bestund darauf und so wurde ihm der gefangene Kurfürst zugeführt. Der Anblick desselben erregte allgemeines Mitleid; denn Gesicht und Panzer war mit Blut bedeckt. Als er sich näherte, hob er die Augen gen Himmel und sagte: „Herr Gott, erbarme Dich meiner! nun bin ich hier!' — Als ihm Alba vom Pferd geholfen hatte, wollte er niederknieen und dem Kaiser in deutscher Weise die Hand reichen. Dieser aber wandte sich ungnädig ab, und als der Kurfürst anhub: „Allergnädigster Kaiser!" — fiel ihm der Kaiser in die Rede: „So? bin ich nun Euer gnädigster Kaiser? So habt Ihr mich lange nicht geheißen!" Darauf entgegnete der Kurfürst: „Ich bin Ewr. Kaiserlichen Majestät Gefangener und bitte um ein fürstliches Gefängniß!" — „Wohlan, sagte der Kaiser, das soll Euch werden, wie Ihr es verdient!" Und König Ferdinand rief ihm zu: „Ihr seyd ein feiner Mann; Ihr habt mich und meine Kinder in's Elend bringen wollen!" Darauf wurde der Kurfürst mit dem gleichfalls gefangenen Herzog Ernst von Braunschweig-Lüneburg in das kaiserliche Lager am Elbe-Ufer abgeführt.

Als auch der Kaiser dahin zurückkehrte und erfuhr, daß die Elbe wenige Stunden nach seinem Uebergange, so hoch gestiegen war, daß derselbe, wenn er ihn um so viel später versucht hätte, nicht geglückt wäre, so rief er, das Glück dieses Tages mit dem Glücke Cäsar's vergleichend und dessen Worte (Ich kam, sah, siegte) bescheiden parodirend aus: „Ich kam, sah und — Gott siegte!'

Nach zweitägiger Rast rückte der Kaiser über Torgau vor Wittenberg, das durch Gräben, Wälle und Basteien und durch eine zahlreiche Besatzung stark verwahrt war. Dazu kam, daß die Anwesenheit der Kurfürstin Sibylle mit ihren beiden Söhnen und das Bewußtseyn der Bedeutung des Orts, wo die neue Kirche entstanden war, den Muth der Bürgerschaft belebte. Daher forderte der Kaiser den Kurfürsten auf, den Seinigen die Uebergabe zu

empfehlen und bedrohte ihn, als er sich deß weigerte, mit dem Tode. Allein Johann Friedrich entgegnete standhaft, das Unglück habe ihm den Muth nicht benommen und dieser sey bei ihm keinem zeitlichen Wechsel unterworfen. Erzürnt darüber ließ der Kaiser, dem Rathe heftiger Protestantengegner folgend, wider alles Fürstenrecht über den Kurfürsten, als über einen Rebellen, das Todesurtheil aussprechen, das dieser aber mit der größten Getrostheit empfieng, da er mit seinem höhern Richter längst im Reinen war. Er spielte gerade mit dem Herzog Ernst Schach, als ihm das Urtheil verkündigt wurde. „Der Kaiser wird, antwortete er, gnädiger mit mir verfahren; kann es aber nicht seyn, so bitte ich, mir den Tag meines Todes vorher anzuzeigen, damit ich noch mit meiner Gemahlin und meinen Söhnen über Manches verkehren kann!" Darauf fuhr er im Spiel mit den Worten fort: „Habt acht auf Euer Spiel! Ihr seyd matt!"

Bald indeß gewahrte der Kaiser und die Besonneneren seiner Umgebung, wie der Bischoff von Arras (Granvella's Sohn) und der Herzog von Alba, daß man zu weit gegangen sey und sich nur selbst schaden würde, und da auch der Kurfürst Joachim II von Brandenburg und der Herzog Wilhelm von Cleve sogleich herbeieilten und sich dringend für den Gefangenen verwendeten, so unterhandelte man mit ihm. Voran stellte man die Bedingung, sich den Beschlüssen des Conciliums und den Religionsanordnungen des Kaisers zu unterwerfen. Er wollte aber lieber Leib und Leben lassen, als sich dieser Zumuthung fügen, und nur in den weltlichen Beziehungen zeigte er sich nachgiebiger, da er auch nicht von Seite des Landgrafen von Hessen auf Hülfe rechnen konnte, der selbst darauf bedacht war, sich mit dem Kaiser zu vertragen.

So unterschrieb denn Johann Friedrich am 18. Mai 1547 die sogenannte Wittenberger Capitulation, worin ihm alle Rechte und Ansprüche auf sein Fürstenthum, so wie die Kurwürde abgesprochen und die Gefangenschaft auferlegt wurde, deren Dauer in dem Belieben des Kaisers stehen sollte. Einige Wochen darauf, den 4. Jun. wurde Moritz noch im Lager zum Kurfürsten ausgerufen, so daß also die sächsische Kur von der ernestinischen auf die albertinische Linie übergieng.

In der gedachten Capitulation mußte er auch die beiden Festungen Wittenberg und Gotha in die Hände des Kaisers geben; nur die beweglichen Güter in seinen Schlössern durfte er behalten. Ferner mußte er seinen Ansprüchen auf die Stifter Magdeburg, Halberstadt und Halle, desgleichen allen Bündnissen mit den Feinden und Unterthanen des Kaisers und Königs entsagen, endlich den Markgrafen Albrecht frei geben und in die endliche Ledigung des Herzogs Heinrich von Braunschweig willigen. (Auch der Kaiser gab dem Herzog Ernst von Lüneburg, gegen fußfällige Abbitte, die Freiheit.) — Von den kurfürstlichen Ländern erhielt Moritz den größten Theil, mußte aber den Kindern Johann Friedrich's ein jährliches Einkommen von 50,000 Gulden gewähren und ihnen deßhalb eine Anzahl Städte und Aemter — darunter Eisenach, Weimar, Jena und Gotha — einräumen. Auch gab ihnen der Kaiser noch Saalfeld dazu, und dem Bruder des Gefangenen wies er Coburg an. Aus diesen Parcellen entstunden die nachherigen sächsischen Herzogthümer.

Die Stadt Wittenberg öffnete nur auf Zureden Johann Friedrichs und gegen des Kaisers Versicherung, daß den Einwohnern ihre Habe und ungestörte Religionsfreiheit gelassen werden solle, ihre Thore und erhielt auch auf ihren Wunsch keine Spanier, (vor deren Grausamkeit man sich allgemein fürchtete), sondern nur Deutsche als kaiserliche Besatzung. Als der Kaiser bei seinem Einzuge in die Stadt an der Hauptpfarrkirche eine Kreuzabbildung erblickte, entblößte er und sein Gefolge das Haupt. Als man dem Kaiser bei der Besichtigung der Schloßkirche im Innern derselben Luther's Grab zeigte, gab er auf die Aeußerung Alba's und einiger andern Herren, daß man die Gebeine des Erzketzers ausgraben und verbrennen sollte, die Antwort: „Lasset ihn liegen: er hat seinen Richter! ich führe Krieg mit den Lebenden, nicht mit den Todten!" — Und als er hörte, daß man seinetwegen in dieser Kirche den protestantischen Gottesdienst eingestellt habe, sagte der Kaiser: „Wer richtet uns das an? Geschieht solches in unserm Namen, so thut man uns keinen Gefallen; haben wir doch nichts gewandelt in der Religion in den oberdeutschen Landen, warum sollten wir es hier thun?" — Damals hörte Bugenhagen, der in der Hauptpfarrkirche stets muthig fortgepredigt hatte, der Kaiser habe in Gegenwart von Fürsten und Gesandten unter Anderm geäußert: „Wir haben's in diesen Landen viel Anders gefunden, als uns gesagt worden ist!" — Der gefangene Kurfürst wurde von ihm sehr milde gehalten und selbst die Spanier leisteten ihm ehrerbietig und aufmerksam ihre Dienste, so daß er selbst in einem Handschreiben sagte: „Meine Freunde haben mich verlassen und meine Feinde thun mir Gutes."

5. Unterwerfung der niederdeutschen Bundesglieder. Alleiniger Widerstand Magdeburgs. Demüthigung und Gefangennehmung des Landgrafen Philipp. Folgen davon in der Stimmung des Volks. Wiederunterwerfung Böhmens.

Inzwischen hatten die niedersächsischen Städte festen Widerstand geleistet, ganz vorzüglich Bremen, das Herzog Erich von Braunschweig mit 29,000 Mann umlagerte, bis er durch die vereinigte Macht der Städte Magdeburg, Braunschweig und Hamburg zum Abzug gezwungen und an der Weser von einer Schaar religionsbegeisterter Städter vollends geschlagen wurde. Auf die Nachricht von der Unterwerfung Wittenbergs gieng auch das Heer der niedersächsischen Bundesglieder auseinander: eines nach dem andern unterwarf sich dem Kaiser, und nur Magdeburg allein widerstand seiner Aufforderung. Um sich nicht aufzuhalten, überließ der Kaiser die Bezwingung dieser Stadt ihrem neuen Landesherrn, ohne zu ahnen, daß er das unbezwungene Magdeburg als „einen Dorn in seinem Fuße stecken ließ, der ihm nachher sehr schmerzhaft werden sollte.“ Darauf hielt er seinen Einzug in Halle, das 200,000 Gulden Kriegskosten erlegen mußte.

Am Abend dieses Einzugs geriethen im Heere des Kaisers die Deutschen mit den Spaniern in blutigen Streit, der den Spaniern 70 Leute kostete, und selbst seinem Neffen, dem Erzherzog Maximilian, der begütigen wollte, eine Wunde eintrug. Kaum konnte selbst der Kaiser die Wuth der Deutschen durch Bitten und völligen Straferlaß stillen! — Von Halle aus wurde Naumburg besetzt und der früher von den Protestanten vertriebene Julius v. Pflug wieder seinem Bisthum zurückgegeben.

Von Halle aus wurde die Unterhandlung, durch welche nun auch das andere schmalkaldische Bundeshaupt zur Unterwerfung gebracht werden sollte, ernstlicher betrieben: denn schon lange zuvor hatte der Kaiser den Gedanken gefaßt, sich wo möglich der Person des Landgrafen zu bemächtigen oder ihn wenigstens aus seinem Lande zu jagen. Dieser, seines Landadels nicht sicher, hatte während der Belagerung Wittenbergs mit seinem Schwiegersohne, dem Herzog Moritz, eine Zusammenkunft gehabt, deren Erfolg aber an des Kaisers Forderung, alle Festungen auszuliefern und sich

auf Gnade und Ungnade zu ergeben, gescheitert war. Darauf versuchten Moritz und Joachim II. von Brandenburg eine Vermittlung und erhielten die Zusage, daß der Landgraf nach persönlicher Abbitte weder an Leib und Gut, noch durch den Verlust des Landes gestraft, auch nicht mit ewigem Gefängniß (wie Johann Friedrich) beschwert werden solle: nur sollte er seine Festungen bis auf Eine schleifen und 150,000 Gulden erlegen. Den ihm von den beiden Kurfürsten zugesandten Capitulationsentwurf, der jene Bedingungen enthielt, nahm der Landgraf an, weil ihm die Vermittler ein freies, sicheres Geleite „ab und zu" zusichern und mit ihren Personen dafür stehen zu können glaubten.

Nichtsdesto weniger wurde der Landgraf, als er in der Residenz zu Halle vor dem Kaiser fußfällige Abbitte gethan hatte, in kaiserlichem Gewahrsam zurückbehalten und aller Vorbitten und Gegenvorstellungen der compromittirten Kurfürsten ungeachtet, nicht frei gegeben.

Es hatte nämlich König Ferdinand vor seiner Abreise aus dem Lager nach Böhmen allerdings den beiden Kurfürsten verstattet, dem Landgrafen sicheres Geleite zu geben, woraus sie schloßen, daß man ihm nicht an seine Freiheit gehen werde. In Halle wurde sogar die Zusage dieses Geleites erneuert. Auch hatte der Kaiser mündlich versprochen, ihm unmittelbar nach der Abbitte einen Sühnebrief zu geben. Dennoch befanden sich die Kurfürsten im Irrthum. Es fragt sich nur, ob der Kaiser diesen Irrthum kannte und sie doch darin beließ, um zu seinem Ziel zu gelangen? Ranke schließt dies aus dem Schreiben, das der Kaiser um diese Zeit an seinen Bruder Ferdinand erließ, worin er sagt, daß „er den Landgrafen zu behalten gedenke, wenn auch nur auf eine kleine Zeit; das würden ihm doch die Kurfürsten nicht übel nehmen, weil er ja dadurch der Versicherung nicht entgegen handle, die er gegeben habe," indem er von einem „nicht ewigen" Gefängniß gesprochen. Obgleich nun Ferdinand ihm dies zu thun widerrieth, so konnte der Kaiser doch der Versuchung nicht widerstehen, seine beiden alten Gegner, besonders den, der ihm am meisten getrotzt hatte, in seine Gewalt zu bekommen.

Als der Landgraf bei seiner Ankunft am kaiserlichen Hoflager die ihm vorgelegte, allerdings mit jenem Entwurf übereinstimmende Urkunde gelesen und unterschrieben hatte, verlangte der Bischoff von Arras noch die schriftliche Versicherung von ihm, die Beschlüsse des Tridentiner Conciliums annehmen zu wollen. Philipp verweigerte dieß; da man aber darauf bestand und sagte, der Kaiser warte schon auf ihn und werde ihm sein Zögern übel vermerken, so

unterschrieb er, jedoch in anderer Form, nämlich daß er mit den beiden Kurfürsten dasjenige halten wolle, was ein christlich-freies General-Concil, darin das Haupt sowohl, als die Glieder reformirt würden, beschließen werde." Darauf trat der Herzog in schwarzer Sammtkleidung, die rothe österreichische Feldbinde darunter, zwischen den beiden Kurfürsten in den Saal, worin die Ceremonie der Abbitte vor sich gehen sollte. Der Kaiser saß schon lange auf seinem Thron, umgeben von einer großen Anzahl deutscher, spanischer und italienischer Fürsten, Prälaten und Gesandten. Als sich der Landgraf dem Thron genähert hatte, kniete er nieder, worauf sein Kanzler Günterrode, hinter ihm knieend, die Abbitte verlas. Unter den verschiedenen Darstellungen dieser Scene von Personen, die als Augenzeugen, aber in verschiedenen Graden räumlicher Entfernung, beiwohnten, verdient die des pommerschen Gesandten Sastrowe besondre Beachtung. Dieser berichtet: Als der Landgraf während jener Ablesung sein Gesicht zum Lächeln verzog, sagte ihm der Kaiser, mit drohend gehobenem Finger: „Wel, ik sal u leeren lachgen!" (Wart' ich will Euch lachen lehren!) Ein Anderer berichtet, der Landgraf habe (vielleicht geschah dieß nach jener Zurechtweisung) die Hände zusammengeschlagen und dabei Kopf und Augen zur Erde geneigt. — Als der Kanzler die Abbitte mit einer Danksagung geschlossen hatte, und der Kaiser mit dem Wink zum Aufstehen zögerte, stand der Landgraf ungeheißen auf und wollte dem Kaiser die Hand reichen; dieser aber hielt die seine zurück, worauf der Herzog von Alba sie ihm reichte. Darauf bemerkte ihm Kurfürst Joachim, gleichsam begütigend, der Kaiser wolle ihm die Hand der Sühne erst nach Erfüllung aller Capitulationspuncte geben, und lud ihn mit dem Kurfürsten Moritz ein, bei dem Herzog von Alba in der Moritzburg zu Abend zu speisen. Nach der Tafel, während des Brettspiels, geriethen Alba und die beiden Kurfürsten in einem Nebenzimmer bis tief in die Nacht hinein in ein eifriges Gespräch mit einander. Endlich, als der Landgraf aufbrechen wollte, erblickte er spanische Wachen und nun traten die beiden Kurfürsten bestürzt herein und sagten ihm, daß Alba aus Auftrag des Kaisers darauf bestehe, daß der Landgraf in Haft bleibe; sie hofften am andern Morgen den Kaiser von diesem Entschluß abzubringen; ja Moritz blieb, um seinen Schwiegervater nicht zu verlassen, selbst auf dem Schlosse übernacht, weil Philipp ganz außer sich war. Aber alle Vorstellungen der tief beleidigten Fürsten, alle Bitten, sie nicht in diesem „Unruhm" stecken zu lassen, vermochten den Kaiser nicht zu bewegen, der sich streng an den Wortlaut der schriftlichen Capitulation hielt. Und so war und blieb der Landgraf Gefangener und mußte als solcher gleich dem Kurfürsten Johann Friedrich, dem kaiserlichen Hoflager folgen. — Da nun einmal der Kaiser den Landgrafen nicht durch Großmuth fesseln mochte, so scheint es, daß er sich durch jene Strenge vor seiner Rache habe schützen wollen, ohne zu bedenken, daß diese Politik ihm nicht nur einen großen Theil sowohl des Erfolgs seines bisherigen Kriegsglücks, sondern auch seines Nachruhms kosten werde. Gleich von

Anfang an schadete ihm die mit Blitzesschnelle sich verbreitende Nachrede von einer bei der Gefangenehmung Philipps vorgegangenen Ueberlistung im ganzen Lande, und der Anblick der vor ihm herreisenden, nur von Spaniern bewachten gefangenen Fürsten wendete ihm die Herzen vieler Deutschen ab, die sich ohnedieß in seine kalte, abgemessene, düsterernste spanische Erscheinung nicht finden konnten, so sehr er sich auch bemühte, ihnen zu gefallen.

Unterdessen hatte sich Ferdinand mit Reiterei und Geschütz nach Böhmen gewendet, um den ersten Schrecken, den die Niederlage Johann Friedrich's dort hervorgebracht hatte, zu benützen. Nachdem er einen Theil des böhmischen Adels durch das Anerbieten der Verzeihung auf seine Seite gezogen hatte, zwang er Prag zur Uebergabe und bestrafte diese Stadt auf das nachdrücklichste. Gleiches Schicksal hatten alle übrigen Städte Böhmens und der beiden Lausitzen, und allenthalben bekam die königliche Gewalt die Uebermacht.

Prag verlor alle seine Freiheiten, mußte alles Geschütz ausliefern und auf alle seine Herrschaften und Güter, Zoll- und Mautheinkünfte verzichten. Alle andere Städte hatten Aehnliches zu leiden. Ein Theil der Gefangenen wurden hingerichtet oder gestäupt. In den Lausitzen verlor der Adel, der sich mit den Städten verbündet hatte, sein freies Erbeigenthum und mußte damit beim Könige zu Lehen gehen.

6. Vergebliche Unterhandlungen des Kaisers mit dem Papste. Aufstellung des kaiserlichen Interims. Verwerfung desselben von Seiten der Katholiken; gezwungene Annahme von Seiten vieler protestantischen Stände.

Gern hätte der Kaiser auf seines Bruders Rath auch Niederdeutschland vollends unterworfen; allein sein unterdeß offen zu Tag getretenes Zerwürfniß mit dem Papste erforderte seine Gegenwart in Oberdeutschland. Der Papst hätte es freilich lieber gesehen, wenn er nun seine Waffen gegen das ketzerische England gerichtet hätte; aber der Kaiser antwortete dem Nuntius, der ihm diesen päpstlichen Wunsch vortrug, er wolle sich nicht noch einmal zum dienenden Hauptmann eines Mannes machen, der ihn schon einmal im Stiche gelassen habe. Er zog daher ungesäumt aus Sachsen nach Augsburg, wohin er einen Reichstag ausgeschrieben hatte, auf welchem sich die deutschen Reichsstände so

zahlreich und gehorsam, wie noch nie, einfanden. (Unterwegs, in Nürnberg, hob er die Acht über den Landgrafen auf, ohne ihn jedoch frei zu geben; vielmehr ließ er ihn in Donauwörth zurück und härter halten, wie zuvor, während er den Johann Friedrich, den er bei sich behielt, stets mit standesmäßiger Rücksicht behandeln ließ, ja selber ihm mit Ehrerbietung begegnete. In Augsburg hatte der Kaiser gleich anfangs wieder einen blutigen Zusammenstoß der deutschen und spanischen Soldaten zu schlichten und Galgen und Rad waren fast täglich geschäftig, das zuchtlose Heer zur Ordnung anzuhalten.

Es wäre dem Kaiser leicht gewesen, auf diesem Reichstage die Macht der Stände, darin er so eben die jahrelange Opposition vernichtet hatte, zu brechen und die Kaisergewalt bedeutend zu stärken; allein er wußte sich zu beschränken, und einzig auf Regelung der bürgerlichen und kirchlichen Zustände innerhalb der bestehenden Reichsformen bedacht, versuchte er es nur, seinen Lieblingsgedanken der Herstellung der Reichseinheit durch ein kirchliches Compromiß in Ausführung zu bringen. Nicht gewillet, weder die Verlegung des Concils nach Bologna, noch die bereits veröffentlichten tridentiner Glaubensartikel anzuerkennen, gelang es ihm nicht nur die drei geistlichen Kurfürsten, sondern auch die versammelten protestantischen Fürsten dahin zu bestimmen, daß sie sich dem Concil unterwerfen wollten, wenn es wieder nach Trient zurückverlegt und alsdann eine erneuerte Berathung der schon aufgestellten Dogmen vorgenommen werden würde.

Die Nachgiebigkeit, welche die weltlichen Kurfürsten durch diese Zustimmung bewiesen, hatte verschiedene Gründe: der Kurfürst von der Pfalz wurde durch die Furcht vor des Kaisers Ungnade, der Kurfürst Moritz durch die Hoffnung, seinem Schwiegervater dadurch die Freiheit zu erwirken, der Kurfürst Joachim durch seine frühere Stellung zur protestantischen Sache bewogen. — Herzog Ulrich von Württemberg äußerte über diesen Beschluß, „er hoffe, daß Gott in seinem heiligen Rathe ein Anderes beschließen werde" Und der gefangene Kurfürst, dem der Kaiser zumuthete, sich wenigstens den Voten Moritzens und Joachim's anzuschließen, antwortete: „er verlasse sich auf keines Menschen Standhaftigkeit und werde kein Decret des Concils annehmen, bevor er es geprüft habe."

Der Papst aber gab nicht nach und ließ sich um so weniger dazu bewegen, da der Kaiser das Herzogthum Piacenza als

Reichslehen einzog, nachdem der Inhaber desselben, Pier Luigi Farnese, des Papstes Sohn, in einer Verschwörung des Adels wegen unerhörter Tyrannei ermordet worden war. Weil nun auch die in Bologna versammelten Prälaten, festhaltend an dem Begriff von der Unabhängigkeit der geistlichen Gewalt, gegen die Zurückverlegung nach Trient protestirten: so faßte der Kaiser den Gedanken, auch ohne den Papst aus alleiniger kaiserlicher Autorität eine Reformation der deutschen Kirche vorzunehmen, da ihm eine vollständige religiöse Restauration im Sinne Rom's unmöglich schien.

Wie groß der Einfluß des Kaisers auf diesem Reichstag war, ersieht man daraus, daß 1. als der Fürstenrath die erneuerte Besetzung des Reichskammergerichts mit lauter katholischen Mitgliedern durchsetzte, die Stände dem Kaiser das Recht zugestanden, für diesmal diese Glieder allein wählen zu dürfen; — 2. daß man sich über eine neue Kammergerichtsordnung einigte; — 3 daß man des Kaisers Vorschlag zur Bildung eines „Vorraths“ d. h. einer Reichskriegskasse annahm, ihn also so zu sagen in den Stand setzte, jede innere Bewegung auf Kosten des Reichs zu dämpfen; — 4. daß er den sogenannten burgundischen Vertrag (v. 26. Jun. 1548) zur Annahme brachte, vermöge dessen seine Erbniederlande, in die er nicht nur das vormalige französische Flandern mit Artois, sondern auch seine neuerworbenen Provinzen Utrecht, Oberyssel, Gröningen, Geldern und Zütphen sammt Mastricht mit einrechnete, als burgundischer Kreis in den Reichsverband aufgenommen wurden. Dieser Vertrag legte dem Reiche die Pflicht auf, die Niederlande zu vertheidigen und deren Freiheiten (Exemtionen) unverkürzt zu belassen, und gewährte dem Kaiser den Vortheil der Regierungseinheit und doch zugleich „die Befreiung von fremdartigem Einfluß benachbarter Kreisversammlungen“. Ausdrücklich steht in dieser Urkunde, daß der Erb- und Oberherr der Niederlande (gleich Oesterreich) Sitz und Stimme am Reichstage haben sollte und daß doch diese Provinzen niemals den Satzungen und Ordnungen des Reichs verpflichtet seyn sollten. Das einzige Aequivalent, das die Niederlande leisteten, war, daß sie bei Erhebung eines allgemeinen Reichspfennigs so viel aufbringen mußten, als zwei rheinische Kurfürstenthümer zusammengenommen zu zahlen hatten. — Da der Kaiser demnach so viele, seine Macht vermehrende Vorschläge durchsetzte, warum sollte er mit so gefügigen Ständen sich es nicht getraut haben, auch die kirchlichen Angelegenheiten Deutschlands in seinem Sinne zu ordnen?

Weit entfernt, auf den Rath seines Beichtvaters im Sinne der Römlinge, daß er durch ein Verbot der lutherischen Predigt den alten Gottesdienst allenthalben wieder herstellen solle, irgend einzugehen, ließ der Kaiser (der mit seinem Bruder Ferdinand die Verhältnisse Deutschlands besser kannte und von einer Entscheidung dieses Concils, das er doch nur auf eine völlige Restauration lossteuern sah, nichts Befriedigendes erwartete) von zwei dazu bevollmächtigten katholischen Theologen, dem Bischoff Julius von Pflug und dem Weihbischoff Helding unter Zuziehung des brandenburgischen Hofpredigers Johann Agricola, eine aus 26 Artikeln bestehende Glaubensvorschrift ausarbeiten, die einstweilen, bis zum Schlusse des Concils, gültig sein sollte, und daher den Namen Interim bekam. Darin wurde den Protestanten der Kelch, die Ehe der Geistlichen und der Besitz der geistlichen Güter zugestanden, die Lehre von der Rechtfertigung, von der Messe und von der Kirche der protestantischen Auffassung genähert, sonst aber die bischöffliche Jurisdiction, die sieben Sacramente, die Transsubstantiation, die Fürbitte der Heiligen und die Ceremonien beibehalten. Im Uebrigen sollte diese Interimskirche vom Papste weniger abhängig und der Protestantismus wegen seiner Abweichung nicht schlechthin anathematisirt seyn.

In der Rechtfertigungslehre wurde bestimmt, daß Gott den Menschen nicht aus den Werken, sondern aus Barmherzigkeit umsonst und ohne Verdienst gerecht mache und daß sich ein Jeder immer an Christi Verdienst zu halten habe. — In der Lehre von der Messe wurde angenommen. „Christus habe durch sein Blutopfer am Kreuz die Versöhnung erworben, und das Dankopfer sey nicht dazu eingesetzt, daß wir dadurch Vergebung der Sünden verdienten, sondern dazu, daß wir die von Christus am Kreuz uns verdiente Vergebung „uns durch den Gedanken zu Nutze machen." — In der Lehre von der Kirche erscheint der Papst als oberster Bischoff, doch seyen auch die anderen Bischöffe wahrhaftige Bischöffe „aus göttlichem Rechte": seine Gewalt habe der Papst nur zum Erbauen, nicht zum Zerstören; das Recht, die Bibel auszulegen, stehe nur der Kirche zu, bei der allein der heilige Geist sey.

Dieses Interim verwarfen aber von vorne herein, besonders auf den Vorgang Bayerns, sämmtliche katholische Stände, so daß der Kaiser zu seinem Verdrusse sich gezwungen sah, es bloß auf

die Protestanten zu beschränken. Allein selbst bei den protestantischen Fürsten fand es theilweisen Widerspruch. Der Kurfürst Moritz, der früherhin seinen Landständen auf das Wort des Kaisers bestimmte Religionszugeständnisse gemacht hatte, erklärte sich nur bedingt dafür; der Pfalzgraf Wolfgang von Zweibrücken und der Markgraf Johann von Cüstrin unterschrieben nicht; der gefangene Johann Friedrich wollte seine Freiheit, die er durch seine Unterschrift leicht hätte bekommen können, nicht mit Verletzung seines Gewissens erkaufen. Nur der Kurfürst von Brandenburg und der Kurfürst von der Pfalz, desgleichen Markgraf Albrecht von Brandenburg und Herzog Erich von Braunschweig unterschrieben unbedingt. Erst nachdem das Interim förmlich publicirt war, empfieng der Kaiser den neuangekommenen Nuncius, der von Seite des Papstes eine Mißbilligung des Interims brachte, und so konnte der päpstliche Einspruch nichts mehr helfen.

So glaubte denn der Kaiser die Protestanten beruhigt und unter die Hierarchie des Reichs gebracht zu haben, um nun ernstere Vorschritte zur Geltendmachung der alten Kaiserrechte auf die allgemeine Kirche thun zu können. Allein als es an die Einführung des Interims gehen sollte, erhoben die protestantischen Städte, deren Abgeordnete auf diesem Reichstage wenig beachtet worden waren, den allgemeinsten Widerspruch: denn der protestantische Volksgeist wollte sich Ceremonien und Glaubensbestimmungen, die er seinem Princip gemäß mit vollem Bedachte verworfen hatte, nicht wieder aufdringen lassen, und was ihm zur Versöhnung gereicht wurde, dünkte ihm, unleidliche Unterdrückung. Gelang es auch dem Kaiser, die süddeutschen Städte, die sich ja auch im schmalkaldischen Kriege wenig standhaft erwiesen hatten, theils durch Drohungen, theils durch Mißhandlungen zur Unterwerfung unter diesen Gewissenszwang zu bringen, so blieben doch ihre meisten Prediger, (im Ganzen wohl 400) standhaft ihrem Bekenntnisse getreu und ließen sich lieber vertreiben, als daß sie ihren Glauben verleugnet hätten.

Unter den freien oberländischen Städten, die sich bald fügten, war Nürnberg die erste, wie sie denn stets es gern mit dem kaiserlichen Hofe gehalten

hatte. Andere, wie Memmingen, Regensburg ꝛc., wichen nur den Drohungen der kaiserlichen Beamten, die sich bei Frankfurt auch Verhöhnungen erlaubten. Augsburg wurde vom Kaiser selbst dadurch gezwungen, daß er eigenmächtig einen neuen gefügigern Rath einsetzte und die Zünfte sammt ihren Privilegien mit Einemmal abschaffte. Straßburg gab nur theilweise nach, und behielt sich in einigen Kirchen die freie Predigt vor. Die Stadt Kostnitz wurde, weil sie einen Ueberfall spanischer Truppen aufs tapferste abschlug, in die Acht erklärt, obgleich sie sich nun dem Interim fügen wollte; um sich zu retten, begab sie sich nun in den Schutz König Ferdinands, der ihr aber sogar die ganze katholische Kirchenordnung, ohne Rücksicht auf das Interim, aufnöthigte. — In der Pfalz fand das Interim keine Schwierigkeit und das Volk mußte bei Gefängniß- und Geldstrafen mit der Frohnleichnamsprocession gehen. In den meisten Orten am Rhein, in Westfalen und Franken erfolgte kein Widerstand. — Von den standhaften Predigern, die lieber die Verbannung wählten, sind zu bemerken: Wolfgang Musculus von Augsburg, Veit Dietrich und Osiander von Nürnberg, Johann Brenz von Schwäbisch-Hall, der sich nur durch viele Gefahren hindurch nach Württemberg rettete, Frecht von Ulm, der dem Kaiser gefangen nachgeführt wurde, Ambrosius Blaurer von Kostnitz, der greise Ehrhard Schnepf von Tübingen, Bucer von Straßburg u. s. w.

7. Standhaftigkeit der norddeutschen Freistädte. Das Leipziger Interim (die veränderte Augustana.) Verbreitung desselben. Geneigtheit vieler katholischen Stände zur Annahme des kaiserlichen Interims: daher Zurückverlegung des Conciliums nach Trient. Beschickung desselben von Seiten mehrerer protestantischen Stände.

Fester und standhafter im Allgemeinen widerstanden die norddeutschen freien Städte, namentlich Bremen, Braunschweig, Hamburg, Minden u. a., in denen überall das Wort der Geistlichkeit die Verwerfung des Interims bewirkte. Den heftigsten Widerstand setzte Magdeburg entgegen, das schon deßhalb, weil der Kaiser es schon vorher in die Acht erklärt hatte, der Hauptsammelplatz aller politischen und geistlichen Opposition wurde, welche besonders darauf ausgieng, das Interim durch Predigt und Satire dem Haß und Spott preißzugeben.

Auch in fürstlichen Landen bequemte man sich nicht so leicht. Selbst Joachim von Brandenburg, der Hauptbeförderer des Interims, hatte seine Noth, da sich seine Geistlichen dagegen erklärten. Auch in den sächsischen Landen weigerten sich die Städte und Stände und hielten dem Kurfürsten Moritz

seine ihnen vor dem Ausbruch des Kriegs gegebenen Versicherungen, in den religiösen Ordnungen ihres Landes bis zu einem freien Concil keine Aenderungen eintreten lassen zu wollen, mit aller Entschiedenheit entgegen. Diese Weigerung wurde vorzüglich durch ein „Bedenken" Melanchthon's, das man ohne sein Wissen in Magdeburg drucken ließ, befördert, so daß der Kaiser in einem Mahnschreiben an den Kurfürsten sogar die Auslieferung oder Verjagung des Unruhstifters (worunter er den Melanchthon verstand) begehrte, in welche Moritz allerdings nicht willigte. Doch mußte er sich zu Unterhandlungen mit den Bischöfen von Naumburg und Meißen verstehen; allein erst nach langen Versuchen und nur nachdem Melanchthon sich zu einer Veränderung der Augsburgischen Confession herbeigelassen hatte, setzte man auf dem Landtag zu Leipzig die Annahme des zwischen den Theologen und fürstlichen Räthen erzielten Vergleichs durch, welcher daher das Leipziger Interim genannt wurde und als Norm für die Religionsübung in sächsischen Landen gelten sollte.

In den Kriegsunruhen hatte sich die Universität Wittenberg zerstreut und war dann von ihrem neuen Landesherrn Moritz durch Zurückberufung der geflüchteten Professoren wieder hergestellt worden. Auch Melanchthon, welcher verschiedene Berufungen an andere Universitäten Deutschlands, Englands und Frankreichs bekam, zog es vor, nach Wittenberg zurückzukehren, um (nach seinem Ausspruch) aus dem Schiffbruch die Trümmer zu retten. Da ihn die kluge und gewandte Regierung Moritzens vielfach zu Rathe zog, schloß er sich ihr mit so großer Hingebung an, daß er darüber seine frühere, mehr unabhängige Haltung verlor: daher sein Antheil an dem Zustandekommen des Leipziger Interims, durch das sich auch die berühmte Universität Wittenberg, die Geburtsstätte des protestantischen Glaubens, und dessen Miturheber und berühmtester Lehrer verpflichtete, die Autorität des Papstes, die Messe, die letzte Oelung, die Fasten, das Frohleichnamsfest und alle übrigen Ceremonien der römischen Kirche sich gefallen zu lassen.

Die Lage Melanchthon's war bedauernswerth: denn während er Andere, die noch außer Berührung mit dem Interim waren, glücklich prieß, rieth er doch Andern, die sich widersetzten, sich demselben zu unterwerfen! Daher wurden seine besten Freunde an ihm irre, und Calvin, der seit 1536 der Reformator der französischen Schweiz geworden war (s. unt. Kap. 11, 1), schrieb ihm unter liebreicher Anerkennung seiner übrigen Verdienste: „Du allein hast dadurch,

daß du ein wenig nachgabst, mehr Klagen und Seufzer erregt, als hundert Mittelköpfe durch ihren Abfall!' — Melanchthon selbst tröstete sich und Andere in einem Schreiben an die märkischen Prediger damit, daß er sagte: „Wir wollen jetzt um so geduldiger die Knechtschaft ertragen, weil wir Alle den Vorwand der Freiheit zu sehr gemißbraucht haben. Viele Lehrer haben ihren Leidenschaften mehr als recht ist gehuldigt. Diese unsere Fehler — wollen wir nach der Warnung, welche uns die gegenwärtigen Bekümmernisse zukommen lassen, beweinen und die Knechtschaft so tragen, daß wir nicht vom Platz weichen, so lange wir etwas nützen können."

Den heftigsten Widersacher erhielt das Interim mit der in ihm enthaltenen Lehre von den Adiaphoris oder sogenannten „Mitteldingen" (deren Beobachtung oder Nichtbeobachtung keinen Einfluß auf die Seligkeit hätten) an dem jungen Wittenberger Theologen Flacius mit dem Beinamen Illyricus (weil er aus Dalmatien stammte), der nach der Einführung des Interims Wittenberg verließ und ganz Niederdeutschland durchziehend in Wort und Schrift dagegen eiferte. Von Magdeburg aus, wo er mit andern vertriebenen und dort sich sammelnden strengen Lutheranern freudig aufgenommen wurde, ließ er die heftigsten Anklagen über die Wittenberger, als über Verläugner der wahren Religion und Verfälscher der Rechtfertigungslehre, — ja selbst starke Angriffe auf den Kurfürsten ausgehen. Es kam so weit, daß der Kaiser im Zorn den Rath und die ganze Gemeinde von Magdeburg, als die Hegerin und Pflegerin aller kirchlichen und politischen Widersetzlichkeit, in verstärkte Acht erklärte, zu deren Vollziehung es ihm vor der Hand nur noch an Macht fehlte.

Das Beispiel wittenbergischer Nachgiebigkeit wirkte nicht blos auf ganz Sachsen, sondern auch auf andere norddeutsche Fürstenthümer zurück, und überall in Brandenburg, Hessen, Pommern, Cleve nahm man, wiewohl „mit nicht geringer Beschwerung der Gewissen" ein mehr oder weniger im Sinn des Leipziger Interims vermitteltes Kirchenthum an; nur den Grafen von Mansfeld glückte es, ihr Land durch Einwendungen und Zögerungen vor der Einführung desselben zu bewahren.

Und so weit war schon der kaiserliche Wille durchgedrungen, daß selbst das katholische Deutschland anfieng, die vom Kaiser dargebotene Reformation anzunehmen, und daß dadurch auch der Papst bewogen wurde, dem erneuerten Andringen des Kaisers nachzugeben und durch einen abgesandten Cardinallegaten in Augsburg erklären zu lassen, daß in dem Interim nichts der

Seele Gefährliches oder das Gewissen Beschwerendes enthalten sey.

Der Papst hielt es seinem eignen Interesse gemäß, Indulte zu ertheilen, da er hoffte, dadurch in protestantischen Ländern wieder Boden zu gewinnen. Für die katholischen Länder jedoch beschränkte selbst der Kaiser die Anwendung jener Indulte, weil die Strengeren unter den Katholiken eine Reaction gegen das Interim vorbereiteten. Dagegen steigerte in protestantischen Ländern die Art der Einführung des Interims den Haß gegen Rom und gegen Alles, was von dort kam, noch mehr, so daß einer der päpstlichen Nuntien nicht nur über die Gefahren, die er bei seiner Reise durch Oberdeutschland zu bestehen hatte, sondern auch über die geringe Zahl derer klagte, die zur katholischen Kirche zurückkehren wollten.

Schon gab Papst Paul auch so weit nach, daß er das Concil von Bologna, das ohnedieß nichts ausrichtete, weil es keine öffentlichen Sitzungen zu halten wagte, im Sept. 1549 auflöste, um eine neue Versammlung nach Rom zu berufen, — als er 18 Tage darauf starb. Den Absichten des Kaisers konnte nichts förderlicher seyn, als die Wahl eines Papstes von kaiserlicher Gesinnung: sie glückte, und wenn auch Julius III als bisheriger Cardinal-Legat (del Monte) und Vorsitzer des Concils dem Kaiser oft entgegen gewesen war, so gieng er doch als nunmehriger Papst, der seine Erhebung dem Kaiser zuzuschreiben hatte, so dankbar in die Wünsche desselben ein, daß er nicht nur in die Erneurung des Concils, sondern auch in dessen Zurückverlegung nach Trient willigte, wogegen der Kaiser versprach die Beschlüsse, die das Concilium fassen würde, zu vollziehen.

Hierauf forderte der Kaiser die Reichsstände, protestantische wie katholische, auf, ihre Abgeordneten nach Trient zu schicken, und bei der Bereitwilligkeit der meisten Fürsten schien die Zeit gekommen zu seyn, da die Religionsfragen, durch welche Deutschland so lange her bewegt worden war, in Trient „unter Mitwirkung der Deutschen" zur Entscheidung kommen sollten.

Das Concil wurde am 1. Mai 1551 in Trient wieder eröffnet; der Kaiser sorgte aber, daß vor der Ankunft der Deutschen nichts Wesentliches vorgenommen wurde. Die drei geistlichen Kurfürsten Deutschlands erschienen Ende Augusts in

Person, andere deutsche Prälaten kamen nach ihnen. Im Januar des folgenden Jahres begaben sich die Procuratoren der weltlichen protestantischen Fürsten dahin, versehen mit Geleitsbriefen und Vollmachten, insbesondre aber mit den Bekenntnißnormen, welche unterdessen zum Anhalt für ihr dortiges Verfahren entworfen worden waren. So hatte Melanchthon die sogenannte sächsische Confession, die auch von Pommern und andern kleinen Territorien angenommen wurde, und Brenz eine württembergische Confession verfaßt. Vor allem aber waren sämmtliche Protestanten darin einig, daß die früheren Decrete des Concils aufs Neue geprüft und das ganze Verfahren am Concil abgeändert werden müßte. In diesem Sinne erklärte sich auch der kaiserliche Orator Vargas.

Als hierauf die Abgeordneten des Kurfürsten Moritz sogar den Grundsatz aufstellten, daß bei der Entscheidung nur die heilige Schrift als Norm zu gelten habe, und die Forderung machten, daß die Mitglieder des Concils von der Eidesverpflichtung gegen den Papst losgebunden werden sollten, weil das Concilium ja über dem Papst stehe und die Rede frei seyn müßte — eine Forderung, die selbst manchem katholischen Bischoff aus dem Herzen gesprochen war, — da erschracken die Legaten und der Papst; — und als vollends sämmtliche spanische Prälaten, die stets mit dem römischen Hof in Opposition standen und ihm gegenwärtig das Recht der Pfründenhäufung bestritten, sich mit den Forderungen der Protestanten einverstanden erklärten: so trat dem Papste die ganze Gefahr vor Augen, welche in dem großen Uebergewichte lag, das die Kaisergewalt bekäme, wenn dem Begehren der Protestanten willfahrt würde.

Der Eindruck, den dieses erste Auftreten der Protestanten und ihre freie Sprache bei manchen Prälaten machte, erhellt aus einem Brief des Bischoffs von Orense an Granvella: „Heute — schrieb er — haben die protestantischen Gesandten in voller Versammlung weitläufig über Reform gesprochen, was wir selbst davon vorzubringen uns bisher nicht getraut hatten, — neben einigem Schlimmen so viel Gutes, daß der Legat klüglich that, daß das Volk es nicht hörte (weil nämlich die Sitzung keine öffentliche war). — Schon vorher hatte der Papst seine Legaten angewiesen, den Protestanten zwar freundlich zu begegnen,

auch ihnen gute Versprechungen zu machen und dabei „keine Kosten zu scheuen", aber es durchaus zu keinem Religionsgespräch mit ihnen kommen zu lassen.

---

10. Kapitel.

Die Wirren in Deutschland seit der Einführung des Interim bis zum Religionsfrieden.

1. Der Kaiser in politischen Verwicklungen mit auswärtigen Mächten. Erbitterung in Deutschland über den kaiserlichen Religionsdruck. Die Achtsvollstreckung gegen Magdeburg. Moritzens Wendung. Moritz und Hans von Cüstrin. Ihre Unterhandlungen mit Frankreich. Geheime Rüstungen gegen den Kaiser.

Während so der Kaiser seinem Ziele — der Abschaffung kirchlicher Mißbräuche und der Einschränkung päpstlicher Alleinherrschaft immer näher zu rücken schien, hatte sich allmählig der politische Horizont umwölkt, und Verwicklungen mit auswärtigen Mächten nahmen des Kaisers Sorgen nach verschiedenen anderen Seiten hin in näheren Anspruch. Ein unglücklicher Seekrieg mit dem Korsaren Dragut, dem kühnen Nachfolger Chaireddin's, hatte die Folge, daß die Maltheser (d. i. der Johanniterorden, der nach dem Verlust von Rhodus von dem Kaiser Karl Maltha, Gozzo und Tripoli in Afrika zu Freistätten eingeräumt erhalten hatte) aus Tripoli vertrieben wurden und die Seeräuberstaaten sich in Algier und Tripoli festsetzten, somit das Uebergewicht im Mittelmeer erhielten. — Eine Einmischung des Königs Ferdinand in die Angelegenheiten Siebenbürgens, dessen Besitz er um jeden Preis erstrebte, verwickelte denselben mit den Türken, die sich dort als Oberherren betrachteten, in einen gefährlichen Krieg, der auch den Kaiser beunruhigte. — Die Aufhebung der Messe in England und die Unterstützung, die der Kaiser, welcher eben im Begriff war, die Messe in Deutschland wieder aufzurichten, der englischen Prinzessin Maria, die sich jener Neuerung nicht fügen wollte, gewährte, brachte ihn mit der englischen Regierung in eine so feindliche Spannung, daß auch da ein Krieg

bevorzustehen schien. — Endlich drohte dem Kaiser auch mit Frankreich wieder ein Krieg, indem dort Franzens Nachfolger, der junge kriegsbegierige Heinrich II, sich einerseits mit England ausgesöhnt, anderseits mit der Familie Farnese, die über Piacenza und Parma herrschte, verbündet hatte, um wieder einen festen Fuß in Italien zu fassen, wovon die Franzosen auszuschließen das fortwährende Bemühen des Kaisers war.

So vielen gleichzeitigen Verwicklungen und Gefahren besser begegnen zu können, glaubte der Kaiser vorerst in Deutschland den Hauptherd aller protestantischen Widersetzlichkeit zerstören lassen zu müssen, um desto leichter die Gesammtkraft Deutschlands zur vollen Disposition zu bekommen. Denn Magdeburg trotzte noch fortwährend der Reichsacht und hatte, da Niemand ernstlich die Vollziehung derselben übernahm, seither den Feindseligkeiten, welche benachbarte kleinere Herren, zuletzt selbst der junge Georg von Mecklenburg, gegen ihr Gebiet unternahmen, leicht widerstanden. Als aber Kurfürst Moritz sich nicht nur mit letzterem, sondern auch mit dem Kurfürsten Joachim und dem Markgrafen Albrecht in Verbindung setzte und den Anfang zur Belagerung machte, da wurde die Sache ernster. Doch wollten diese Fürsten den Krieg mit einer so wohlgerüsteten Stadt nicht auf eigene Kosten übernehmen und forderten Reichshülfe. Diese wurde gewährt und Kurfürst Moritz durch Reichsbeschluß im November 1550 beauftragt, im Namen und auf Kosten des Reichs die Achtvollziehung zu übernehmen.

Nun erst umlagerte Moritz auf allen Seiten die Stadt, in der sich Alles zusammendrängte, was mit der aufgedrungenen Ordnung der Dinge in offenem Widerspruch stand und dort eine sichere Freistätte gefunden hatte. Das ganze protestantische Deutschland nahm ängstlichen Antheil an der Vertheidigung dieser Stadt, von deren Schicksal das fernere Bestehen des Protestantismus abzuhängen schien, der nach ihrem Fall durch das weitere Vorgehen des Concils in Vieler Augen für verloren galt.

Die Stadt Magdeburg hatte sich daher für alle Fälle vorgesehen. Sie hatte auf zwei Jahre Lebensmittel eingenommen, alle Bollwerke und Thürme, selbst die hohen Domthürme, mit

schwerem Geschütz reichlich bepflanzt, und alle Bürger und Söldner eidlich zur Treue verpflichtet. Von ihren Geistlichen aus Gottes Wort mit der vollsten Zuversicht, für Gott zu streiten, erfüllt, wiesen die Bürger jede Aufforderung zur Uebergabe zurück und trauten dem Kurfürsten selbst dann nicht, als er sich erbot, ihnen freies Bekenntniß nach der augsburgischen Confession und die Bestätigung aller ihrer Freiheiten vom Kaiser zu erwirken: denn man traute weder ihm, noch dem Kaiser.

Was man nach dem Falle Magdeburg's zu befahren haben werde, konnte man aus der Behandlung anderer Städte abnehmen. In Augsburg wurden die Bürger vom kaiserlichen Kriegsvolk, Spaniern und Italienern, wie Besiegte behandelt: jene zerschlugen Kanzeln und Kirchenstühle, diese spielten bei einer Kirche während der Predigt Ball, so daß der Ball unter die Zuhörer fiel. Als in Ulm ein Rathsherr sein Kind nach lutherischem Gebrauch (noch dazu außer der Stadt) taufen ließ, ward er abgesetzt. Wer irgend etwas wider das Interim oder wider den Katholicismus lehrte, wurde vertrieben. In Regensburg mußten die Rathsherrn schwören, keine Prediger zu wählen, die nicht der römischen oder wenigstens der Interims-Kirche zugethan wären. In den meisten Städten, besonders im Mainzischen und Hessischen, machte die hohe Geistlichkeit Versuche, die alten römisch-katholischen Verhältnisse wieder herzustellen.

Ueberhaupt hatte jenes anmaßende, übermüthige Betragen der spanischen Soldatesca bei allen Parteien Deutschlands einen bis zur Erbitterung gehenden Unmuth —, der dazu kommende Religionsdruck aber bei den Protestanten einen Haß erzeugt, der selbst den Kaiser traf. Viele seiner dem deutschen Herkommen und Rechtsgefühl entgegenlaufenden Regierungshandlungen verletzten auch das Selbstgefühl der Fürsten, die noch überdieß durch seine dynastischen Plane in Besorgniß gesetzt waren: denn er wollte den Deutschen seinen Sohn Philipp von Spanien zu seinem Nachfolger im Kaiserthum aufmuthen und wußte seinen gleichfalls darüber betroffenen Bruder Ferdinand dadurch zu begütigen, daß er den Sohn desselben, Maximilian, zum einstigen Nachfolger Philipp's im Kaiserthum bestimmte. Allein die deutschen Fürsten konnten den jungen Philipp wegen seines kalten, abstoßenden Wesens nicht leiden, zumal da man allenthalben wahrnehmen konnte, daß die Spanier Deutschland bereits als eine Provinz ihres Landes ansahen. Auch konnte den deutschen Für-

sten die fortdauernde Gefangenschaft des Landgrafen von Hessen und die unwürdige Behandlung, die derselbe erdulden mußte, unmöglich gleichgültig seyn: alle ihre Verwendungen für ihn, selbst die ernstlichsten, halfen ihnen aber nichts.

Der Landgraf Philipp war nämlich unterdeß nach den Niederlanden gebracht worden, wo er anfangs zu Oudenarde, dann zu Mecheln von Spaniern bewacht wurde, die ihm ohne alle Ehrerbietung und nicht selten auf die roheste Weise begegneten. Wahr ist es, der thatkräftige und lebhafte Character des Fürsten ließ ihn sein Schicksal nicht mit Gelassenheit ertragen. Seine Haltung war daher ungleich; ja der Wunsch nach Freiheit hatte ihn bewogen, das Interim anzuerkennen und sogar einmal eine Messe zu besuchen. Indeß blieb er doch protestantisch gesinnt, las fleißig in der Schrift und im Augustinus und ermahnte seinen Sohn, dem Evangelium treu zu bleiben, auch wenn es ihm Leib und Leben kosten sollte, und die vertriebenen Prediger zu unterstützen. Einmal machte er einen Versuch zu entfliehen, und schon standen die Pferde in Bereitschaft; aber die Furchtsamkeit eines Dieners vereitelte die Ausführung. Seitdem erfuhr er eine doppelt strenge Behandlung: man nahm ihm seine deutschen Diener, ja der Kaiser ging sogar damit um, ihn nach Spanien zu schicken.

Zog sich so der Kaiser und seine Regierung bei allen Deutschen Mißtrauen und Abneigung zu, so warfen die Protestanten ihren Haß vorzüglich auf den Kurfürsten Moritz, den man sowohl als den Verräther seines Vetters, seines Schwiegervaters und der deutschen Sache, wie auch als den Verläugner des Evangeliums und Mitunterdrücker seiner frühern Glaubensgenossen ansah, der sich nun auch gegen das bekenntnißtreue Magdeburg gebrauchen lasse. Selbst die Ritterschaft seines Landes verweigerte ihm ihren Beistand gegen Magdeburg und richtete ihre Hoffnung auf seinen Bruder August, während das Volk in den Städten und auf dem Lande, von muthigen Predigern zum Glaubenseifer entflammt, entschlossen schien, dem Kurfürsten bei weiterem Vorgehen den Gehorsam zu verweigern.

Die Wahrnehmung dieser bedenklichen Stimmung in Sachsen, wie im übrigen Deutschland, verbunden theils mit der Besorgniß, daß die fernern Beschlüsse des Tridentiner Concils einen noch größern Druck in Deutschland zur Folge haben möchten, theils mit der Furcht vor dem Verlust der deutschen Freiheiten durch das drohende Joch des spanischen Philipp (eine Furcht, die, wenn wir auf

die nachmalige Regierung desselben in Spanien hinblicken, keine leere war) — alles dieß erzeugte in dem durch die Gefangenschaft seines Schwiegervaters gereizten Moritz eine völlig veränderte Gesinnung gegen den Kaiser, die allmählig in einer feindlichen Entgegenstellung zu Tage treten sollte. Doch gieng Moritz mit der ausgesuchtesten Verstellung an die Ausführung seines Plans. Unter der Hand unterstützte er bereits den jungen Maximilian, Ferdinands Sohn, in seinem Widerstreben gegen die Prätensionen des spanischen Philipp; ja er richtete schon seine Augen nach Frankreich.

Den eigentlichen Anstoß zu einer so folgenreichen Wendung für den Gang der Geschichte gaben indeß zwei Fürsten aus dem brandenburgischen Hause: der Markgraf Hans von Cüstrin und der Markgraf Albrecht von Culmbach. Markgraf Hans, der bisher mit dem Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg, dem Interim zum Trotz, die Reformen fortgesetzt hatte, schickte — fest entschlossen, der „Schmach Christi", so viel an ihm lag, ein Ende zu machen, — eine Söldnerschaar (unter dem schon im schmalkaldischen Krieg genannten Obersten von Heideck) den Magdeburgern zu Hülfe. Obgleich Moritz die Belagerung bereits mit Absicht lässiger betrieb, so gieng er doch dem Succurs entgegen und schlug ihn bei Verden. Aber gleichsam „im Augenblick des Siegs zu der Meinung der Besiegten" übergehend leitete er durch Heideck eine Zusammenkunft mit dem Markgrafen Hans in Dresden ein, bei welcher Moritz versprach, sich wieder zur augsburgischen Confession zu wenden und für den evangelischen Glauben und die deutsche Freiheit Leib und Leben zu wagen. Darauf kam zwischen beiden Fürsten ein Vertrag zur Aufstellnng eines gemeinschaftlichen Heeres von 27,000 Mann zu Stande, womit sie wenigstens eine Defensivstellung einzunehmen gedachten.

Um die Mittel dazu aufzubringen, schlug der Markgraf vor, die Könige von Frankreich und England um eine Geldunterstützung anzugehen. Diesem von Moritz gebilligten Plane schloßen sich in einer neuen Zusammenkunft zu Torgau (im Mai 1551) auch der Markgraf Johann Albert von Mecklenburg und der Land-

graf Wilhelm von Hessen an, worauf alle vier gemeinschaftlich die Unterhandlungen mit Frankreich begannen.

Dem damaligen französischen König Heinrich II, der, wie sein Vater darauf ausgieng, einen Fuß in Deutschland zu fassen, war die dargebotene Gelegenheit um so willkommener, da deutsche Fürsten selbst es waren, die ihn anriefen. Obgleich er in seinem eigenen Lande die Protestanten noch grausamer wie sein Vater verfolgte, so wußte er doch eine Unterstützung derselben in Deutschland mit seiner Politik gar wohl zu vereinigen. Begierig, die Macht des österreichisch-spanischen Hauses zu mindern und seine eigene gegen Deutschland hin auszudehnen, schlug er durch seinen Gesandten den in Lochau versammelten Fürsten einen Angriffskrieg vor, auf den dieselben, mit Ausnahme des Markgrafen Hans, sogleich eingiengen. Ob nun gleich der König für eine monatliche Hülfs-Summe von 100,000 Kronen das Reichsvicariat über die vier wichtigen, dem Reich gehörigen Städte Metz, Toul, Verdun und Cambray verlangte, so gieng doch Moritz mit seinen Verbündeten darauf ein, und weder die Dankbarkeit gegen den Kaiser, der ihn erhöht hatte, noch die Rücksicht des deutschen Reichs, dessen Unverletzlichkeit ihm als Kurfürsten heilig hätte seyn sollen, konnte ihn abhalten, seine vorige Untreue durch eine neue Untreue wieder gut zu machen! Sein Vorbehalt der Rechte des Reichs an jene Städte schien ihm den Schaden zu mindern, und dieser letztere däuchte ihm jedenfalls nicht so groß, als der Gewinn, Deutschland vom Joch der spanischen Politik des Kaisers zu befreien und die evangelische Kirche, wie dürftig auch sein Glaube war, dem Netze des Concils zu entziehen, — wiewohl ihn offenbar das Bedürfniß der Wiederherstellung seines Rufs und sein Drang nach Genugthuung für die seinem Schwiegervater zugefügte Schmach zu jenem Bündniß wider den Kaiser trieb.

Alles geschah unter dem Siegel des Geheimnisses; nur wenige Vertraute wußten darum; die meisten Verhandlungen besorgten die Fürsten persönlich. Einen großen Antheil daran hatte auch Markgraf Albrecht von Culmbach, der zwar, um sich nach allen Seiten frei zu halten, dem Bündnisse nicht förmlich

beitrat, aber es übernahm, am französischen Hofe im Namen der deutschen Fürsten das Bündniß abzuschließen. Es geschah am 15. Jan. 1552 in dem Schlosse Chambord, wo der Markgraf unter einem fremden Namen durch den in französische Dienste getretenen Schärtlin eingeführt wurde (K. 9, 2. a. E.). Und nun gieng es an die Rüstungen, die ebenfalls unter allerlei Vorwänden gemacht wurden. Am leichtesten hatte es Moritz, der vor Magdeburg schon eine leicht noch zu vermehrende Macht beisammen hatte. Kaum hatte Moritz die Gewißheit des erfolgten Abschlusses in Händen, als er mit Magdeburg, dessen Belagerung er zum Schein fortgesetzt hatte, unterhandelte und im Namen des Kaisers, doch ohne dessen Vorwissen, günstigere Bedingungen stellte, welche die Stadt annahm. Darauf ließ er sich huldigen, entließ aber die Truppen nicht, sondern behielt sie bis auf Weiteres in seinen Diensten.

Der Kaiser hatte von der Stadt Unterwerfung auf Gnade und Ungnade gefordert: Moritz milderte die Bedingung dahin, daß nach wirklicher Unterwerfung nur Gnade eintreten und die gleichfalls geforderte Unterwerfung unter die kaiserlichen Verordnungen sich nicht auf die religiösen Angelegenheiten erstrecken solle. — Als der Kurfürst Moritz am 9. Nov. in Begleitung des kaiserlichen Commissarius und anderer Fürsten und Herren seinen Einzug in die Stadt gehalten hatte und der sächsische Kanzler die Vorlesung des Huldigungsactes mit den Worten begann: „Nachdem die Stadt sich nunmehr ergeben", — so rief einer der Huldigenden: „vertragen, nicht ergeben!" Sogleich sagte der Kurfürst: „Ja vertragen soll es auch heißen und bleiben!" — Auch allen Predigern, selbst denen, welche durch schmähende Ausfälle auf seine Person seinen Zorn gereizt hatten, erhielten Vergebung (bis auf einen, der die Stadt verlassen mußte). Alle wurden ermahnt, Gottes Wort nach Inhalt der augsburgischen Confession standhaft zu lehren, gleichwie auch er, der Kurfürst Moritz, ihr bis an sein Ende getreu zu seyn denke; dabei sollten sie für das Concil beten, damit daselbst eine christliche Vereinigung geschehe. Der letztern Forderung aber setzten sie die Bemerkung entgegen, daß sie das nicht vermöchten, da Christus mit Belial nichts zu thun haben könnte. Der Kurfürst schwieg dazu und selbst Flacius gieng frei aus.

Darauf erklärte Moritz zu Torgau und Landgraf Wilhelm zu Cassel — ein Jeder seinen Landständen ihre Absicht, den Landgrafen zu befreien, und während die Franzosen von der Champagne her nach Lothringen vordrangen, vereinigten sich die hessi-

schen, sächsischen und markgräflich-brandenburgischen Truppen bei Rothenburg an der Tauber und schlugen ihren Weg nach Augsburg ein.

2. Der Kaiser in Innsbruck. Die prot. Theologen in Trient. Vorrücken der Verbündeten. Auseinandergehen des Conciliums. Die Manifeste der Verbündeten. Unterhandlungen Ferdinands mit Moritz. Ueberfall der Ehrenberger Clause. Des Kaisers Flucht. — Besetzung von Metz, Toul und Verdun durch die Franzosen.

Unterdessen saß der Kaiser in Innsbruck, mit den Angelegenheiten des Concils und seinen dynastischen Entwürfen beschäftigt, ohne von dem, was in seinem Rücken vorgieng, näher unterrichtet zu seyn. Wohl hatten Gerüchte und Warnungen sein Ohr erreicht, aber er glaubte ihnen nicht, da er von seinem, bei Moritz befindlichen Commissär Lazarus Schwendi nur günstige Berichte, und von Moritz selbst stete Versicherungen erhielt, daß er bald nach Innsbruck kommen werde, daß (wie schon oben angegeben wurde) seine Gesandten und Procuratoren in Trient angekommen und daß nun auch seine Theologen darunter Melanchthon, auf dem Wege dahin seyen. Letztere indessen hatten unterwegs in Nürnberg von ihrem Herrn den Befehl erhalten, daselbst bis auf weitere Weisung zu bleiben.

In diese Zwischenzeit fielen aber jene oben angegebenen Verhandlungen der sächsischen Gesandten und Procuratoren mit den „Vätern in Trient.“ Als sodann das Gerücht von einem Bündniß der deutschen Fürsten mit Frankreich nach Trient drang, verließen die Kurfürsten von Mainz und Trier das Concil und auch die sächsischen Gesandten reis'ten in der Stille von Trient ab. Dagegen trafen nun vier württembergische Theologen (darunter Brenz) und zwei Basler ein, um an den Verhandlungen des Concils Theil zu nehmen, und blieben selbst dann noch, als auch der Straßburger Gesandte Sleidan nach vergeblichem Dringen, daß alle Artikel der vorigen Sitzungen von Neuem abgehandelt werden sollten, ebenfalls abreis'te. Aber alle ihre von den kaiserlichen Gesandten unterstützten Versuche, es zu einem Religionsgespräch zu bringen, waren rein vergeblich. Der überdieß durch eine Krankheit verhinderte Legat verschob die Sitzung von einer Zeit zur andern. Als endlich die Nachricht von dem Vorrücken der Deutschen einlief, wurde zwar noch eine Hauptsitzung (die 16.) gehalten, aber nur um die Suspension des Concils auf zwei Jahre auszusprechen und die Fürsten zur Vollziehung der bisherigen Beschlüsse aufzufordern.

Zwölf spanische Bischöffe protestirten zwar dagegen, wurden aber überstimmt. Wenige Tage darauf verließen die Väter Trient. Der kranke Legat starb kurz nachher in Verona.

Noch immer konnte der Kaiser an einen Verrath Moritzens nicht glauben, da er und seine Räthe den Deutschen alles Geschick zu listigen und klugen Unternehmungen absprachen, bis nicht nur die durch ganz Deutschland fliegenden Manifeste der verbündeten Fürsten, worin ihm diese mannigfache Verletzungen seiner Wahlcapitulation und die Unterdrückung der deutschen Reichsfreiheit Schuld gaben, — sondern auch kurz darauf die Nachricht von der Besetzung Augsburg's durch die deutschen Verbündeten, so wie von der Besitznahme von Metz durch die Franzosen den Kaiser völlig enttäuschten.

In dem sächsischen Manifeste sagte der Kurfürst, daß sie nichts als den Frieden im Reich herstellen und zu dessen Aufrechthaltung eine wahre christliche, dem apostolischen Worte gemäße Ausgleichung aufrichten wollten. Der Kaiser habe unter dem Schein der Religion auswärtige Feinde aufgeregt, die deutschen Fürsten gegeneinander gehetzt und unter dem Vorwand, die Kirchentrennung heben zu wollen, durch listige und gewaltsame Unterdrückung der Augsburgischen Confession nur die Erweiterung seiner Macht und Herrschaft vor Augen gehabt. Unleidlich unbillig sey auch die fortwährende Gefangenschaft des Landgrafen, wodurch zugleich den übrigen Fürsten die größte Schmach angethan würde. Endlich habe der Kaiser, seinem Eid entgegen, fremdes Kriegsvolk nach Deutschland gebracht und Jahre lang bei den armen Unterthanen eingelegt, die dadurch Hab und Gut eingebüßt und durch viehische unerträgliche Behandlung so gelitten hätten, daß noch Kind und Kindeskinder über diese Noth zum Himmel schreien würden. — In dem Manifeste des Markgrafen Albrecht (von Brandenburg-Culmbach) wurde dem Kaiser auch vorgeworfen, daß er die Stände durch überhäufte theure Reichstage beschwert, durch „abgerichtete" Stimmen (vornehmlich der hohen Geistlichen) nur seinen Vortheil gewahrt, fremden Räthen die nationalen hintangesetzt, das Reichssiegel fremden Händen (dem Bischoff von Arras, Granvella's Sohne) anvertraut und die Deutschen genöthigt habe, in fremder Sprache ihr Recht zu suchen; er habe protestantischen Städten ungeheure Schatzungen abgepreßt, fast alles Geschütz aus Deutschland weggeführt, kurz die Freiheit der Deutschen, dieser edelsten und vornehmsten Nation der ganzen Christenheit, schmählich untertreten.

Vergebens wandte sich der Kaiser an Ferdinand mit dem Andringen, ihn als Bruder und römischer König zu unterstützen;

allein Ferdinand war selber in Ungarn auf allen Seiten von den Türken bedrängt; auf ein Anlehen wollten die Wechselhäuser Augsburgs unter den gegenwärtigen Umständen nicht eingehen. So ohne Hülfe, ohne Geld, ohne Truppen brach der Kaiser, so gichtkrank er war, in aller Stille, nur von einigen Dienern begleitet, in der Nacht des 6. Aprils von Innsbruck auf, um durch die Clausen nach Ulm und von da nach den Niederlanden zu entkommen. Als er aber in der Nähe der Ehrenberger Clause erfuhr, daß Moritz bereits gegen Füßen im Anzug sey, kehrte er eiligst wieder nach Innsbruck zurück.

Zum Glück hatte König Ferdinand den Kurfürsten Moritz kurz darauf in einer Zusammenkunft mit ihm zu Linz durch das Versprechen, daß man mit den Reichsfürsten in eine Unterhandlung zu Passau eintreten werde, zu einem vierzehntägigen Waffenstillstand geneigt gemacht. Da jedoch die Einwilligung seiner Bundesgenossen nicht sobald, sondern erst am 26. Mai erfolgte, so ließ der Kaiser, der diesem Stillstand nicht traute, von einigem unterdeß aufgebrachtem Gelde Truppen werben, die sich bei Frankfurt, Ulm und Reitti (Reuten in der Nähe der Clause) sammelten.

Darum beschloßen die Verbündeten (noch vor Eintritt des Waffenstillstands) dem Kaiser zuvorzukommen und ihn in Innsbruck zu überfallen. Rasch zersprengte Moritz mit seinem Heerhaufen die kaiserlichen Truppen bei Reitti und nahm am 19. Mai die Clause ein. Und nun wäre ohne Zweifel der Kaiser sammt seinem Bruder Ferdinand, der sich von Linz aus gleich nach Innsbruck begeben hatte, in die Hände seiner Gegner gefallen, wenn nicht das siegende Heer erst den Sturmsold begehrt und auf erhaltenen Abschlag seine Waffen gegen Moritz gekehrt hätte, der sich vor ihren Spießen und Schüssen nur durch die Schnelligkeit seines Pferdes rettete und daher um einen Tag zu spät die vorausgezogenen Verbündeten erreichte.

Dadurch gewann der Kaiser Zeit. Noch am Abend des 19. erhielt er Kunde von der Einnahme der Clause und in der Nacht war er schon auf dem Weg nach Trient, wandte sich aber dann über das Gebirg, um nach Villach in Kärnthen zu fliehen.

Unmittelbar nach seiner Abreise ließ er dem gefangenen Johann Friedrich seine Hafterledigung verkündigen, doch mit der Bedingung, daß derselbe noch eine Zeit lang dem kaiserlichen Hoflager nachfolgen solle.

Da es eine regenstürmische Nacht war und der Zug durch ungebahnte, schneebedeckte Gebirgswege gieng, leuchteten Diener mit Windlichtern dem fliehenden Kaiser voran, der wegen Gichtschmerzen in einer Sänfte getragen wurde, an die sich König Ferdinand zu Pferd mit dem theils reitenden, theils zu Fuß gehenden Hofgefolge anschloß. Am frühen Morgen fuhr der Kurfürst Johann Friedrich, von dessen Thüre die spanische Wache in der Nacht abgezogen war, gewissenhaft dem Hofe nach und stimmte beim Anblick der Morgensonne in der Freude seines Herzens ein geistliches Danklied an. Da er dem kaiserlichen Zug nur mit großer Anstrengung nachkommen konnte, sagte er scherzend: „Ich wollte ja gern dem Hof nicht entlaufen, wenn der Hof mir nicht entliefe!" Als er den Zug erreichte und der Kaiser, ihn zu sprechen, an einer breiten Wegstelle hielt, gieng ihm Johann Friedrich entgegen, dankte ihm für seine Freiheit und erbot sich zu Dienst und Gehorsam, worauf der Kaiser, der ihn seines standhaften Glaubens und seiner treuen Redlichkeit wegen hatte schätzen lernen, das Haupt entblößend und ihm die Hand reichend in deutscher Sprache sagte: er habe ihn gern erledigt und wolle ihm auch fürderhin ein gnädiger Kaiser bleiben. — Auf der Weiterreise nach Villach äußerte der Kaiser zu Lazarus Schwendi: „Ich habe es mit den Deutschen gut gemeint, aber bei keinem Theile Dank verdient: bei den Katholiken nicht, denn wenn ich es diesen zu Gefallen hätte machen sollen, dann hätte ich dem Kurfürsten müssen den Kopf abschlagen lassen; bei den Lutherischen auch nicht; darum will ich sie Gott befehlen, der mag es gut machen!"

Am 23. Mai besetzte Moritz Innsbruck, überließ die Habe des Kaisers seinen Soldaten als Beute, die Habe Ferdinands aber und das Eigenthum der Bürger verschonte er. Darauf kehrte er mit seinem Heere zurück, verlegte es in's Eichstädtische und fuhr auf dem Inn nach Passau zur verabredeten Fürstenversammlung.

Der König von Frankreich war unterdeß nach Besetzung der drei lothringischen Städte in's Elsaß gezogen, besetzte dort mehrere kleinere Städte und nahm — Straßburg in Augenschein. Die rheinischen Fürsten hatten nicht das Herz, ihm zu widerstehen, und legten bloß eine höfliche Bitte ein. Die Kraft des Reichsoberhaupts schien gebrochen: dadurch erschienen auch die Fürsten schwach. Ohnedieß waren längst auch die außerdeutschen Mächte viel zu mächtig geworden, um sich „ein Uebergewicht des Kaiserthums gefallen zu lassen."

3. Die kaiserlichen Rüstungen. Der Passauer Vertrag. Abschaffung des Interims. Johann Friedrich und Landgraf Philipp in Freiheit. Vergeblicher Versuch zur Rückeroberung von Metz. Abnahme des kaiserlichen Ansehens. Albrechts Plünderungskrieg gegen die geistlichen Stifter. Moritz im Krieg gegen ihn. Moritzens Tod. Rückkehrende Ruhe.

Indeß Kaiser Karl ließ nicht so leicht von seinen Entschlüssen und Entwürfen ab und es stund ein langwieriger und gefährlicher Krieg zu erwarten, zumal er bereits von Villach aus die Rüstungen dazu betrieb und Truppen um Frankfurt zusammenzog. Allein König Ferdinand, der ohnedieß die Gefangenschaft des Landgrafen nicht gebilligt und überhaupt das Wohl der Deutschen sich stets hatte angelegen seyn lassen, theilte seines Bruders Ansichten nicht alle, und hatte schon in der Unterredung zu Linz dem Moritz zugegeben, daß ein Concilium, wie das tridentinische, die Protestanten nie beruhigen werde. Seiner Zusage gemäß trat er daher zu Passau mit den sechs Kurfürsten, dem gemäßigten Herzog Albrecht V von Bayern, dem Erzbischoff von Salzburg und dem Bischoff von Eichstädt, so wie mit den Abgeordneten der Herzöge von Braunschweig, Jülich (Cleve) Pommern, Württemberg, des Markgrafen Hans von Cüstrin und des Bischoffs von Würzburg zusammen, von denen selbst die katholischen Fürsten der Ueberzeugung waren, daß man an Vernichtung des Protestantismus nicht mehr denken könne und man es daher zu einem Krieg in Deutschland nicht kommen lassen dürfe. Ohnedieß war in diesem Augenblick die ganze katholische Partei gegen die protestantische im Nachtheil und konnte auf einen ausreichenden Schutz des Kaisers nicht rechnen.

Die Frage, „ob ohne Anerkennung der päpstlichen Oberhoheit oder eines Concils ein friedliches und sicheres Daseyn möglich sey", bejahten jetzt geistliche und weltliche, katholische wie protestantische Fürsten mit der Forderung, daß der Friede beiden Theilen zu gute kommen und beide gegen einander sicher stellen müsse.

So kam also den 6. Juni 1852 der **Passauer Vertrag** zu Stande, dieses „ewig merkwürdige" von den Fürsten Deutschlands verfaßte, von König Ferdinand mitunterschriebene, und nachher von dem Kaiser bestätigte Grundgesetz, welches den Protestanten Augsburgischer Confession völlige Gewissensfreiheit einräumte, die bürgerliche Rechtsgleichheit unter Hinweisung auf die Entscheidung des nächsten Reichstags in Aussicht stellte und allen aus dem Lande Vertriebenen eine allgemeine Verzeihung gewährte. Eine Clausel enthielt noch die wichtige Bedingung, daß der Friede auch dann aufrecht bleiben sollte, wenn kein Religionsvergleich zu Stande kommen sollte.

Anfangs setzte der Kaiser hauptsächlich der Forderung Moritzens, daß die Beschwerden der jüngst verbündeten Fürsten wegen Verletzung der Reichsverfassung durch die gegenwärtige Versammlung sollten entschieden werden, die entschiedenste Abneigung entgegen. Um einen bessern Bescheid von ihm zu erlangen, verglich man sich über eine Verlängerung des Waffenstillstands bis zum 3. Juli. Vier Tage zuvor kam anstatt der Einwilligung des Kaisers eine Beschwerde desselben über jene Herabwürdigung der Autorität seiner Person und des Reichs. Nun reis'te Ferdinand selbst nach Villach und brachte den Kaiser dahin, daß er den Friedensvorschlägen Gehör gab und die Beschwerden über Verfassungsverletzung auf den kommenden Reichstag verwies. — Unterdeß war auch Moritz in sein bis Mergentheim vorgeschobenes Lager gereis't und hatte dort mit seinen Verbündeten den Beschluß gefaßt, durch eine Ueberrumpelung Frankfurts, worin eine starke kaiserliche Besatzung war, den Kaiser auf andere Gedanken zu bringen. Während dieser Belagerung aber, bei welcher der tapfere junge Georg von Mecklenburg fiel, erhielt Moritz Nachricht von der Einwilligung des Kaisers in Ferdinand's Vorschläge. Nun bedachte sich Moritz erst noch, ob er nachgeben solle; doch die Erwägung, daß der Kaiser es in seiner Hand habe, ihn durch die Wiedereinsetzung Johann Friedrich's um sein Kurfürstenthum zu bringen — ein Gedanke, den der Kaiser wirklich schon geäußert hatte, — bewog ihn, die Belagerung aufzuheben und den von der Versammlung gebilligten Vertrag anzunehmen. Derselbe enthielt im Wesentlichen folgende Puncte: 1. die Verbündeten entlassen ihr Kriegsvolk; 2. der Kaiser gebraucht das seine nicht gegen die Stände; 3. der Landgraf Philipp wird frei, gegen das wiederholte Gelöbniß, sich nicht rächen zu wollen; 4. auf dem nächsten Reichstag wird ein Religionsvergleich unterhandelt; 5. in der Zwischenzeit verhält sich jede Religionspartei ruhig; 6. für beide Theile soll der Kaiser auf Rechtsgleichheit am Kammergericht bedacht seyn; 7. die Beschwerden über

die kaiserliche Reichsverwaltung sollen dem Reichstag vorgelegt werden; 8. alle während des letzten Kriegs eingezogenen und eroberten Länder sollen gegenseitig ihren vorigen Besitzern wieder zurückgegeben werden; 9. die Entschädigungsforderungen an die verbündeten Fürsten sollen aufgehoben, die Fürsten aber vom Reich entschädigt werden. — Alle diese Puncte nahm der Kaiser an, nicht aber die Clausel wegen Fortdauer des Friedensstandes beim Scheitern eines Religionsvergleichs, weil auch dieser Punct vor den Reichstag gehöre. Allein da vorläufig König Ferdinand und die vermittelnden Fürsten den Inhalt jener Clausel verbürgten und der Kaiser im Grunde nur die Form beanstandete, so beruhigten sich auch die verbündeten Fürsten dabei.

Einer der Gründe, aus welchen Ferdinand den Vertrag so eifrig betrieb, war der, weil Moritz ihm für den Fall, daß der Kaiser nachgeben und ihm auch sein Kurfürstenthum lassen werde, seine persönliche Hülfe im Kriege gegen die Türken in Ungarn versprochen hatte. Als daher Moritz seine Truppen vor Frankfurt auseinander gehen ließ, nahm sie Ferdinand in seine Dienste und forderte insgeheim den Kaiser auf, den Johann Friedrich nicht eher von sich zu lassen, bis dieser die Auseinandersetzung seiner Söhne mit Moritz genehmigt habe. — Noch einmal wollte der Kaiser aus Abneigung gegen Moritz es auf den Krieg ankommen lassen; doch brachte ihn Ferdinand davon ab und die Rücksicht auf die Nothlage seines Bruders diente dem Kaiser auch zum officiellen Grund seiner endlichen Bestätigung des Vertrags.

Von nun an hörte der gedrückte Zustand des Reichs auf; die vertriebenen Prediger kehrten zurück, das Interim wurde — und zwar in einigen Ländern durch förmliches Edict — abgeschafft, die Acht auf die schmalkaldischen Bundesglieder aufgehoben und die beiden gefangenen Fürsten ihrer Haft entlassen.

Johann Friedrich mußte zuvor noch das Abkommen seiner Söhne mit Moritz bestätigen. Noch einmal wollte ihm der Kaiser zumuthen, sich den Beschlüssen eines künftigen Concils oder Reichstags in Sachen der Religion zu unterwerfen; aber er blieb bis zum letzten Augenblick standhaft in seiner Glaubenstreue, die selbst der leidenschaftliche Parteischriftsteller jener Zeit (Pallavicini) achtend anerkennt, — so daß ihn deßungeachtet der Kaiser mit der Erklärung entließ, daß er an seinem Verhalten in der Gefangenschaft ein gnädiges Wohlgefallen gehabt habe. — Als Johann Friedrich die sächsischen Lande wieder betrat, ward er allenthalben, besonders in den ihm gebliebenen Gebietstheilen, fast „wie ein Martyrer oder Heiliger" empfangen und von Alt und Jung in allen Ständen mit Freudenrufen und Thränen der Rührung, so wie mit andern Beweisen der Verehrung und Anhänglichkeit überhäuft. „So war selbst Kaiser Karl nirgends empfangen worden." Als er z. B. in Eisenach einzog und die

Kinder ihm zusangen: „Singet, singet unserem Gott, weil er wunderbare Dinge gethan hat," sagte er zu dem neben ihm sitzenden Amsdorf mit Thränen in den Augen: „Ich bin ein armer Sünder, wie darf mir solche Ehre widerfahren!" — Auch Melanchthon eilte von Wittenberg herbei, ihn zu begrüßen. Zu erwähnen ist, daß der berühmte Maler Lucas Kranach aus Liebe zu ihm die ganze Zeit der Gefangenschaft bei ihm ausgehalten hatte. — Auch Landgraf Philipp, der bis zum letzten Augenblick von seinen eigennützigen und übermüthigen Wächtern eine üble Behandlung erfahren hatte, kehrte in sein Land zurück. Durch sein Unglück ruhig geworden, gieng er nach seiner Ankunft in Cassel gleich in die Kirche und lag dort lange im Gebete knieend am Grabe seiner indeß verstorbenen Gemahlin. Auch enthielt er sich aller Staatsgeschäfte.

Die wiederkehrende Bereitwilligkeit der meisten deutschen Fürsten, das Reichsoberhaupt zu unterstützen, das Herbeieilen vieler Großen aus Spanien, um sich ihrem bedrängten Herrn zu Diensten zu stellen und der Empfang von einer Million Ducaten, die ihm sein Sohn Philipp in Spanien aufgebracht hatte, — setzte den Kaiser in den Stand, ein ansehnliches Heer zusammenzubringen, mit dem er vor Allem die Franzosen aus Lothringen wieder zu vertreiben beschloß. Anstatt aber gleich ins Innere von Frankreich einzudringen und den dort unvorbereiteten König in die Enge zu treiben, zog er nach Lothringen, wo er den unruhigen Markgrafen Albrecht von Culmbach, der den Passauer Vertrag nicht unterzeichnet hatte, um auf eigene Faust mit 10,000 M. einen Plünderungskrieg gegen die geistlichen Stifter führen zu können, in seine Dienste nahm, und hielt sich auf Alba's ungeschickten Rath ungeachtet der vorgerückten Herbstzeit mit der Belagerung der Stadt Metz auf. Allein die naßkalte Witterung erzeugte in seinem Heere Krankheiten, denen besonders viele Spanier und Italiener erlagen, so daß der Kaiser im Anfang des Jahres 1553 die Belagerung aufhob. Von da an war Metz, welches nun die Franzosen noch mehr befestigten und durch Aufhebung aller Reformation darin dem französischen Wesen dienstbar machten, für das deutsche Reich verloren!

Da man auch in Ungarn gegen die Türken große Verluste erlitt und selbst Moritz nur zur Befestigung der Gränzen beitragen konnte, weil Ferdinand aus Mißtrauen sein weiteres Vordringen nicht gern sah; — da ferner in Italien die

kaiserlichen Waffen in Bekämpfung des von den Franzosen in verschiedenen Städten und Staaten daselbst unterstützten Widerstandes nicht glücklich waren und Papst und Kaiser mit den Franzosen einen Stillstand eingehen und zwei feste Plätze (Parma und Mirandola) in deren Händen lassen mußten; — da endlich eine türkisch französische Flotte Neapel angriff, die toscanischen Küsten plünderte und fast ganz Corsica einnahm: so gerieth das Ansehen des Kaisers in und außer Deutschland in Abnahme.

Das Verhältniß des Kaisers zu dem Markgrafen Albrecht von Culmbach und besonders die Zugeständnisse, welche der Kaiser demselben zu Ungunsten der von Albrecht benachtheiligten geistlichen Fürsten gegeben hatte, erfüllte viele Fürsten mit der Besorgniß, daß der Kaiser durch solche und ähnliche Stärkung seiner Macht seine schon zurückgewiesenen Successionsentwürfe doch noch würde in's Werk setzen wollen.

Der Markgraf Albrecht hatte früherhin (bei seinem Anschluß an die gegen den Kaiser gerichtete Verbindung) von den damaligen Verbündeten das Versprechen erhalten, sich für seinen Kriegsaufwand aus den Gütern der nicht zum Bunde haltenden Herren schadlos halten zu dürfen. Gleich nach der Rückkehr vom Ueberfall des Kaisers fiel er in das Gebiet der Bischöffe von Bamberg und Würzburg und der Reichsstadt Nürnberg ein, zwang sie in besondern Verträgen zu verschiedenen Gebietsabtretungen und preßte den Nürnbergern noch überdies 200000 Gulden ab. Als man ihm bei Aufrichtung des Passauer Vertrags jene Verträge nicht garantiren konnte, trat er dem Vertrage nicht bei, um sich durch einen fortgesetzten Plünderungskrieg zu entschädigen. Als nämlich bei Frankfurt die Truppen der Verbündeten dem Vertrage gemäß sich auflösten, behielt Albrecht einige Regimenter in seinen Diensten und überfiel damit nun auch die rheinischen Bisthümer Worms, Mainz und Trier, plünderte Stifter und Klöster und wurde dabei von dem Volkshaß unterstützt, der gegen die dort während des Interims wieder festgestellte geistliche Herrschaft gerichtet war. Als sodann der Kaiser auf seinem Zug gegen Metz diesen überall gefürchteten Kriegsmann aus der Verbindung mit Frankreich und auf seine Seite zog, gelang ihm dieß nur durch die ungerechte Zusage, daß er ihm alle seine jenen fränkischen Fürsten und Städten abgezwungenen Verträge bestätigte. Denn er hoffte diesen kriegerischen Reichsfürsten auch zu seinen weitern Planen gebrauchen zu können!

Wirklich machte der Kaiser noch einmal den Versuch, die Kurfürsten für die Wahl seines Sohnes Philipp zum römischen

König (natürlich beim Eintritt der Nachfolge Ferdinand's im Kaiserthum) zu stimmen, wobei er versprach, daß Philipp nur durch Deutsche und in deutscher Sprache regieren solle. Allein er täuschte sich: es traten Friedrich von der Pfalz, Albrecht von Bayern, Wilhelm von Cleve und Christoph von Würtemberg — also katholische, wie protestantische Fürsten in Wimpfen und nachher in Heidelberg zu einem förmlichen Bündniß zusammen, das den Zweck hatte, sich den Spanier nicht aufdringen zu lassen und zum Schutz der Religion den Passauer Vertrag aufrecht zu erhalten.

Da der Markgraf, auf des Kaisers Zusage und Verbindung mit ihm trotzend, seine ungerechte Forderung gegen die fränkischen Bischöffe durchsetzen wollte, und keinen Vergleich annahm, so erklärten sich die vermittelnden Fürsten neutral. Im Unwillen darüber brach er wieder los, eroberte Bamberg, wendete sich dann in's Nürnbergische und Würzburgische, brandschatzte Schlösser, Städte und Klöster, nahm sogar die Reichsstadt Schweinfurt in Besitz und drohte Alles wieder in Verwirrung zu stürzen.

Schon längst hatte Moritz in dem Verhältnisse des Kaisers mit dem Markgrafen, dem jener das wilde Treiben in auffallender Weise hingehen ließ, eine Gefahr für sich selbst gesehen, indem er fürchtete, der Kaiser möchte die erste Gelegenheit ergreifen, seinen Haß gegen ihn auszulassen. Daher schloß er mit dem König Ferdinand, der gleichfalls den Markgrafen fürchtete, und mit dem Herzoge Heinrich dem Jüngern von Braunschweig, der dem Moritz eine kräftige Hülfe gegen seinen aufständischen Adel verdankte, zu Gunsten der bedrängten Bischöffe eine Verbindung gegen den Markgrafen Albrecht, den er einen „bissigen Hund" nannte, „gegen den sich Jedermann wehren müsse."

Daß Moritz dabei mehr seine Person, als das Wohl des Reichs vor Augen hatte, beweist die geheime Verbindung, in der er noch immer mit dem König von Frankreich stand, dem er sogar, als der Kaiser vor Metz lag, geheimen Zuzug versprochen hatte, und von dem er dann zu einem Angriff auf die Niederlande aufgefordert worden war. Ja eben als sich Ferdinands Truppen mit den seinigen gegen den Markgrafen vereinigten, machte

er dem König von Frankreich Hoffnung auf die — deutsche Krone! Daß Moritz jetzt als Vertheidiger des Landfriedens und Beschützer des bestehenden Rechtszustandes erschien, war daher nicht sein Verdienst, und siegte er im Kampfe mit seinen ehemaligen Waffengenossen, so konnte dem Kaiser für seine Niederlande —, siegte Albrecht, so konnte dem Moritz für sein Kurfürstenthum bange seyn und in beiden Fällen die kaum gewonnene Ruhe und Ordnung auf lange hinaus in Frage stehen.

Um dem drohenden Gewitter zuvorzukommen, wendete sich der Markgraf zuerst gegen den, obgleich schon gerüsteten, Herzog Heinrich nach Niedersachsen, fand unter den dort noch sehr gedrückten Protestanten, die er (besonders im Calenbergischen) von dem daselbst noch geltenden Interim erlöste, einen bedeutenden Anhang und erregte eine bis an die Nordsee und Böhmen hin reichende Bewegung.

Nun aber rückte Moritz mit einem vereinigten Heere von 16,000 M., davon fast die Hälfte aus Reitern bestand, gegen das an Zahl um ein Viertheil schwächere Heer des Markgrafen heran, und als dieser rasch durch das Magdeburgische ziehen wollte, um in Moritzens Erblande einzufallen, verlegte ihm Moritz den Weg und bei Sievershausen kam es (d. 9. Juli 1553) zu einer Schlacht: Moritz siegte, erhielt aber im wilden Reitergetümmel eine Schußwunde, an der er zwei Tage darauf starb. — Sein Abfall von der protestantischen Sache hatte sie dem Untergang nahe gebracht, sein Abfall vom Kaiser sie wiederhergestellt: sein Tod sollte die dopelte Untreue sühnen. In ihm erlosch eine gewaltige Geisteskraft, welche für die Geschicke Deutschlands von weithin wirkender Bedeutung war.

In der Nacht vor der Schlacht war sein Zelt, mitten aus den übrigen heraus durch einen Sturmwind umgerissen worden. Als Moritz im Beginn der Schlacht zu Pferde stieg, riß der Steigbügel und er fiel zu Boden. Dem Beschluß des Kriegsraths zuwider, erwartete er den Feind nicht, sondern stürzte ihm entgegen und warf zwar das feindliche Fußvolk, störte aber dadurch die Stellung der Seinen. Schnell drang der Markgraf vor und warf die kurfürstlichen Reiter. Aber Moritz stellte die Ordnung wieder her und griff mit dem Herzog Heinrich von Neuem in einem so wilden Reitersturm an, daß in dem schrecklichen Getümmel die beiden Söhne Heinrich's fielen, und Moritz, eben als er den Sieg errang, von einer Kugel in den Leib getroffen wurde.

Von den Seinen an einen Baum gelehnt, gebot er noch, den Feind zu verfolgen. Darauf in's Lager gebracht, machte er unter entsetzlichen Schmerzen seine letzten Verfügungen, und verschied nach dem Empfang des Sacraments. Seine letzten Worte sollen gewesen seyn: „Gott wird kommen —!"

Als Johann Friedrich seinen Tod erfuhr, sagte er: „Moritz hat mir viel Böses gethan, aber er war ein Mann von besonderen Gaben!" — Da Moritz keinen Sohn hinterließ, so folgte ihm sein Bruder August in der Regierung, weil er schon früher vom Kaiser mitbelehnt worden war. Zwar forderte Johann Friedrich sein Land und seine Würde von ihm zurück; aber der Prozeß endigte unter Vermittlung Ferdinands und Dänemarks mit einem Vergleich (dem Naumburger Vertrag vom 26. Februar 1554), durch den die Wittenberger Capitulation aufrecht blieb, aber Johann Friedrich für sich und seine Erben noch vier Aemter, darunter Altenburg zurückerhielt. Acht Tage darauf (am 3. März) starb er, nachdem er noch seine Söhne zur Eintracht ermahnt und mit Amsdorf gebetet hatte, mit den Worten: „Gott sey mir Sünder gnädig!" — Hat sich auch sein Geist in nicht sehr weiten Gränzen bewegt, so bewies er doch innerhalb des ihm zugefallenen Berufskreises eine Treue und Redlichkeit, eine Seelenstärke und Glaubensfestigkeit, auf die sich eben das an ihm zu rühmende Verdienst gründet, den Protestantismus aufrecht erhalten zu haben.

Während nach Moritzen's Tod der Kaiser die Franzosen wenigstens an der Eroberung Cambray's hinderte, setzte Herzog Heinrich den Krieg gegen den Markgrafen fort, besiegte ihn bei Braunschweig und verfolgte ihn bis in die Erblande desselben, wo er ihn bei Lichtenfels schlug und Bayreuth und Hof eroberte. Jetzt erst sprach das Kammergericht, nachdem es lange genug durch bloße leere Mandate zur Ruhe ermahnt hatte, die Reichsacht über den Markgrafen aus. Dieser, darüber in Wuth gerathend, kündigte nun dem Kaiser auf und fiel wieder in Norddeutschland ein. Da nunmehr der Kaiser, gleich als habe er erst diese Aufkündigung abwarten wollen, die Acht bestätigte, vollzog Herzog Heinrich dieselbe an allen Denjenigen, welche er für Anhänger des Markgrafen und Frankreichs hielt, mit entschiedener Strenge. Nach noch einem vergeblichen Einfall in Franken, wurde Albrecht genöthigt, seinen Waffenplatz Schweinfurt zu räumen, und nach seinem letzten unglücklichen Treffen bei Schwarzach, wo er sein ganzes Heergeräthe und alle seine Habe verlor, mußte er über den Rhein nach Frankreich fliehen (1554).

Dort lebte er von französischem Gnadenbrod, kehrte aber bald, dessen überdrüssig, nach Deutschland zurück, wo er, durch sein maaßloses Leben erschöpft, obgleich erst 35 Jahre alt, kinderlos zu Pforzheim starb.

Er sah zwar zuletzt sein Unglück als „eine Strafe Gottes" an, weil er „dessen Wort verfolgt" habe, schob aber doch in einer eignen Vertheidigungsschrift, durch die er sich wieder seine verlornen Reichsrechte verschaffen wollte, alle Schuld auf den Kaiser, der ihm durch die Bestätigung seiner Verträge mit den Bischöffen das Recht zu seiner Handlungsweise gegeben habe. Nach Empfang des Sacraments erwartete er in einem Sessel den Tod, mit den Worten: „Nun will ich sterben, als ein verjagter Fürst und als ein frommer Christ." Aus jener seiner Bekehrungszeit ist das von ihm verfaßte Kirchenlied: „Was mein Gott will ꝛc."

Nach dem Sieg der Verbündeten über diesen Ruhestörer neigte sich Alles zum Frieden; die deutschen Fürsten legten ihre Privatstreitigkeiten in Güte bei und waren dem Kaiser behülflich, die Franzosen aus den Niederlanden zu treiben: doch kam es zu keiner vollen Entscheidung und man mußte sich mit einem Waffenstillstand begnügen, der 1556 geschlossen wurde.

4. Der Augsburger Religionsfriede. Sieg der Reformation in Deutschland. Mehrung der landesfürstlichen Macht. Abdankung Karl's V. Sein Ende.

Dem Kaiser hatte der Abfall Moritzens und was sich aus demselben zu Passau entwickelte und auf dem verheißenen Reichstag zum Abschluß kommen sollte, die deutschen Angelegenheiten verleidet, so daß er —, um der Schmach auszuweichen, dem Aufgeben des so lange Jahre hindurch mit allen Mitteln verfolgten Hauptgedankens seines Lebens durch seine persönliche Gegenwart und Zustimmung auch noch die augenfälligste Förmlichkeit geben zu müssen, — sich mit Entschuldigung seiner allerdings sichtlich zunehmenden Kränklichkeit zurückzog und seinem Bruder, dem König Ferdinand, die Leitung dieses verhängnißvollen Reichstags übergab, der am 5. Februar 1555 eröffnet wurde.

Im Collegium der Fürsten war, besonders auf Betrieb der geistlichen, von der Majorität beschlossen worden, noch vor der

Vornahme der Religionsfriedensangelegenheit den Landfrieden durch Aufstellung einer starken Executionsgewalt zu sichern. Die Protestanten (unter denen vorzüglich Christoph von Württemberg ein gewichtiges Wort redete) erkannten wohl, daß, wenn ihnen nicht zuvor ein sicherer Religionsstand gewährt würde, ihnen die vorausgehende Verstärkung der Reichsgewalt leicht jene Wohlthat ferner vorenthalten und ein erneuerter Krieg wieder ihre religiöse Existenz in Frage stellen könnte.

Da aber ein Artikel im Passauer Vertrage die Forderung der Protestanten, daß die Sache des Religionsfriedens zuerst vorgenommen werden sollte, unterstützte, und die weltlichen Fürsten ihr Wort gaben, daß gleich nach der Religionsfriedensangelegenheit über den Landfrieden berathen werden solle, so gaben auch die geistlichen Fürsten auf den Vorgang des vaterländisch-gesinnten Kurfürsten Johann von Trier (aus dem Hause Isenburg) nach, und so kam (jedoch erst, indem nach der Entfernung der beiden päpstlichen Cardinallegaten, die der Tod des Papsts Julius III zum Conclave nach Rom rief, die versöhnlichere Ansicht vorwog) am 25. Sept. 1555 **der Augsburger Religionsfriede** zu Stande. Dieser räumte den Protestanten Augsburger Confession vollkommene religiöse Gewissensfreiheit und volle bürgerliche Rechtsgleichheit mit den Katholiken ein, auch ließ er sie in dem Besitz der geistlichen Güter, jedoch mit dem „geistlichen Vorbehalte", daß, wenn ein katholischer Geistlicher zum Protestantismus übertreten wolle, er zwar deßhalb nicht angegriffen werden, aber durch seinen Uebertritt unmittelbar sein kirchliches Amt, Gut und Recht verlieren solle, dessen Beibehaltung nur dem Weltlichen zugestanden wurde. Kaiser, Stände und Reichskammergericht wurden verpflichtet, einander wider jede Verletzung dieses Friedens Machtbeistand und Rechtshülfe zu leisten. Von diesem Frieden waren aber die Reformirten noch ausgeschlossen.

Diese Friedensconstitution gewährte endlich ein friedliches Nebeneinanderbestehen von zunächst zwei christlichen Religionsparteien. „Der Kaiser und die Stände der alten Kirche sollten keinen Reichsstand um des Augsburgischen Bekenntnisses willen vergewaltigen oder sonst wider sein Wissen und Willen in

Glaubenslehren, Kirchengebräuchen und Kirchenordnungen, „so die Protestanten aufgerichtet hätten, oder noch nachmals aufrichten würden", bedrängen oder stören, sondern sie bei solcher ihrer Religion, wie auch bei ihren Besitzungen und Rechten friedlich bleiben lassen." Anderseits sollten „die der Augsburgischen Confession verwandten Stände die der alten Religion anhangenden geistlichen und weltlichen Stände sammt ihren Capiteln und Andern geistlichen Standes im Besitz, Ausübung und Gebrauch ihrer Religion, so wie ihrer Rechte und Einkünfte unbeschwert lassen und schützen." — „Die streitige Religion soll bloß durch christliche friedliche Mittel verglichen werden. Auch wenn solches nicht möglich würde, soll dennoch bis dahin, in allen nachfolgenden Artikeln und in allewege, ein unbedingter und ewig währender Friede hiemit aufgerichtet seyn."

Das Reservatum ecclesiasticum oder der geistliche Vorbehalt aller Güter und Rechte beim Religionswechsel geistlicher Personen erschwerte natürlich den Uebertritt zur protestantischen Religion, der außerdem in großer Zahl Statt gehabt hätte. Auf diese Weise sicherte sich die römisch-katholische Kirche den größern Reichthum und die Kirchentreue vornehmlich der „einflußreichen" geistlichen Reichsstände und Prälaten. Da nun auch alle künftigen Einziehungen von Kirchengütern verboten, ja selbst die frühern Einziehungen der den Reichsunmittelbaren gehörigen Kirchengüter ungültig wurden, so ward dadurch der protestantischen Kirche „die ausreichende Dotation ihrer Anstalten" unmöglich gemacht.

Eine weitere Einschränkung der völligen Religionsfreiheit lag endlich noch in der Bestimmung, daß sie nur für die eigentlichen Reichsstände gelten sollte, so daß also alle mittelbaren Stände, sowie alle Unterthanen in Bezug auf die Religion von ihren Landesherren abhängig blieben, die Reichsunmittelbaren demnach das Vorrecht hatten, als Herren der Religion ihres Gebiets die Unterthanen in ihren Religionswechsel hineinzuziehen (— ein Recht das sich späterhin als „eine der tiefer liegenden Ursachen des dreißigjährigen Krieges" erwies).

So ungern sich die Protestanten in den die Religionsfreiheit beschränkenden Vorbehalt fügten, welcher einen Theil des Erreichten wieder auf das Unsichere stellte, so war doch die größere Summe dieses friedlichen Austrags von unschätzbarem Werth, weil damit die Reichsgesetzlichkeit und Rechtegleichheit des Protestantismus, als einer „zweiten Staatsreligion im Reich," ausgesprochen war und ihn fortan das Anathema eines Concils nicht mehr berühren konnte. Und so war durch diesen Religionsfrieden der

Sieg der Reformation vollständig entschieden und die Macht des Papstes in und über ganz Deutschland für immer gebrochen. Daher denn auch die Verwerfung dieses Friedens von Seiten des neugewählten Papstes Paul's IV von keinem Gewicht war.

Mit diesem Religionsfrieden konnten besonders die deutschen Landesherren, katholische, wie protestantische, zufrieden seyn, denn er gab ihnen in politischer Hinsicht gegenüber dem Kaiser, eine größere fürstliche Selbständigkeit, zumal ihre Gewalt auch durch die Aufhebung so vieler geistlichen Herrschaften (mit der auch der Adel eine Hauptstütze verlor) und die dadurch gewonnene Möglichkeit der Gebietsabrundung einen bedeutenden Zuwachs erhielt.

Die weitern Verhandlungen dieses Reichstags betrafen die Befestigung des Landfriedens und der denselben schützenden Executivgewalt durch eine weitere Ausbildung der Kreisverfassung. Es kam dabei darauf an, die Gewalt der Kreisobersten zu verstärken, jedoch nur in so weit, daß sie keinen Mißbrauch davon machen konnten. Demnach sollte jeder Kreisoberst d. i. derjenige weltliche Fürst in jedem Kreise, welchem die Leitung der seinen Kreis betreffenden Execution übertragen war und welchem behufs der Berathung die andern Fürsten und Stände dieses Kreises als „Zugeordnete" beigegeben waren, nicht vom Kaiser, sondern von den Kreisständen erwählt werden und im Nothfall das Recht haben, einen „doppelten Romzug" auf den Kreis auszuschreiben. Die neue Kreisordnung sollte nicht bloß gegen innere Unruhen, sondern auch gegen auswärtige Feinde angewendet werden. — Den Niederlanden sollte jedoch dieselbe nicht zu Gute kommen, weil sie als „exemt" sich dem Kammergericht nicht unterworfen hatten.

So kam denn auch die ausübende Gewalt fast ganz in die Hände der Gesetzgebenden, folglich der Reichsstände, so daß des Kaisers Macht auch dadurch eine weitere Einschränkung erhielt, indem er bei seinen Kriegen die Kraft der Nation nur zur Vertheidigung verwenden konnte.

Da nun bei dem Kammergericht auch protestantische Richter, Beisitzer und sonstige Gerichtspersonen zugelassen werden mußten, so hatten die Protestanten auch hier ihre Wünsche erreicht. — Nachdem nun so viel gewonnen war, so konnten sowohl sie, als die übrigen Stände die angedrohten Beschwerden gegen die Verwaltung des Kaisers, leicht fallen lassen und sich mit der Zusage dessel-

ben, daß ein mit Deutschen besetzter, von einem deutschen Vorsitzer geleiteter Reichshofrath errichtet werden solle, zufrieden geben.

Noch einmal gieng dem Kaiser durch die Vermählung seines Sohnes Philipp mit der Königin Maria von England, welche in diesem Reiche die katholische Kirche wieder zurückführte (XX, 2, 2), eine Hoffnung auf, von dieser Seite her seinen Lieblingsplan für Deutschland verwirklicht zu sehen; aber diese Aussicht war eine vorübergehende, zumal der neue Papst Paul IV (aus dem Hause Caraffa) sich durch seine Verbindung mit Frankreich als einen offen erklärten Gegner des Kaisers zeigte und den alten Hader zwischen Papstthum und Kaiserthum erneuerte.

Weil also Kaiser Karl V alle hohen Entwürfe seines Lebens —: die Demüthigung des anmaßlichen Frankreichs, die Schwächung der Türkenmacht, die Wiedervereinigung der getrennten Religionsparteien, die Wiederherstellung der alten Kaisermacht, die Einschränkung der päpstlichen Gewalt, die Befestigung der spanisch-habsburgischen Dynastie auf deutschem Throne — vereitelt sah, und die Ueberhandnahme seiner Körperschwäche fühlte, für die ihm seine Aerzte schon längst eine Vertauschung des nördlichen mit dem südlichen Klima gerathen hatten, so entstand in ihm eine lebhafte Sehnsucht nach „Zurückgezogenheit und klösterlicher Büßung", wozu der Wunsch seit dem Jahr 1542 nach seiner Rückkehr von Algier beim Anblick eines friedlichen Klosters an der spanischen Küste in ihm aufgestiegen war. Er übergab daher zu Brüssel am 21. Oct. 1555 zuerst in einer feierlichen Versammlung der Ritter des goldenen Vließes, dann am 25. Oct. in der Versammlung der niederländischen Stände seinem Sohne Philipp zunächst die Regierung der Niederlande sammt Burgund und hielt dabei eine Abschiedsrede, von der alle Anwesenden auf's tiefste ergriffen wurden.

In dieser Rede, während welcher der Kaiser stand und sich auf die Schultern des Prinzen Wilhelm von Oranien stützte, erwähnte er, daß er seit seinem 17. Jahre alle seine Zeit und Kraft auf die Regierung dieser Lande und wenig Zeit auf seine persönlichen Vergnügungen gewendet habe. Da er überall mit eignen Augen habe sehen wollen, so sey seine Regierung eine stete Pilgerschaft

gewesen: er sey 9 mal in Deutschland, 6 mal in Spanien, 7 mal in Italien, 10 mal in den Niederlanden, 2 mal in England und 2 mal in Afrika und dabei 11 mal zur See gewesen. Jetzt mahne ihn sein hinfälliger Leib, die Last der Regierung auf jüngere Schultern zu legen. Habe er etwas Wichtiges versäumt, oder irgend ein Unrecht gethan, so bitte er alle dadurch Gekränkten um Verzeihung. Darauf gab er seinem vor ihm knieenden Sohne eindringliche Ermahnungen zu einer gerechten und ruhmreichen Regierung, und als er geendet hatte, sank er erschöpft in seinen Sessel zurück.

Im folgenden Jahre trat er ihm die Regierung von Spanien und Neapel ab, und hätte gern auch noch die römisch-deutsche Kaiserkrone an seinen Bruder Ferdinand übertragen, wenn nicht erst die Formalität der Wahl desselben durch die Kurfürsten hätte vorausgehen müssen, — wie sie denn auch erst am 8. März 1558 erfolgte.

Karl wies die deutschen Reichsstände in einem eigenen Schreiben vom 7. Sept. 1556 an, seinem Bruder, als seinem unzweifelhaften Nachfolger, wie ihm selber, zu gehorchen. Papst Paul suchte Karl'n noch dadurch zu kränken, daß er seine Kronentsagung, weil sie ihm nicht zur Genehmigung vorgelegt worden war, nicht anerkannte! Um so mehr gefiel sich Karl in dem Gedanken, nicht mehr Kaiser und König zu seyn. Als er sich zum letzten mal bis spät in die Nacht mit seinem Kanzler Seld von Staatsgeschäften unterhielt, fiel ihm bei, daß ihn ja dieselben nichts mehr angiengen und wollte den Kanzler entlassen; da sich aber zeigte, daß die Diener schon schlafen gegangen waren, nahm der Kaiser das Licht und leuchtete selber ihm die Treppe hinab mit den Worten: „Das sey Euch eine Erinnerung an den Kaiser Karl, dem Ihr so viele Jahre gedient habt, daß er zu guter Letzt auch Euch ein Diener gewesen!"

Hierauf schiffte er sich im September 1555 in Begleitung seiner beiden Schwestern von Seeland aus mit einer glänzenden Flotte nach Spanien ein. Als er zu Laredo in Biscaya landete, fiel er auf die Kniee und küßte die Erde, und nachdem er sich in Burgos von seinem Gefolge und in Valladolid von seinen Schwestern getrennt hatte, bezog er eine kleine Wohnung neben dem Hieronymitenkloster St. Just bei Placencia in Estremadura, wo er noch zwei Jahre (ohne sich jedoch gänzlich aller Theilnahme an Staatsangelegenheiten zu entziehen) theils unter Beschäftigungen mit Gartenbau und mechanischen Arbeiten, theils in ernsten Betrachtungen über die Eitelkeit irdischer Größe lebte und am

21. Sept. 1558 mit dem Gebet für die Einheit der Kirche starb. Aber „für eine Kirche von politisch=religiöser Einheit, die ganze abendländische Welt umfassend, war kein Raum mehr in Europa!"

Karl hatte überhaupt schon sein ganzes Leben hindurch einen großen Theil seiner Zeit religiösen Betrachtungen gewidmet und jeden Tag mit einem dreiviertelstündigen Gebet auf den Knieen begonnen, auch niemals (mit Ausnahme Eines Tags beim africanischen Feldzug) die Messe versäumt. — In früherer Zeit hatte er fleißig den Thucydides und Macchiavelli gelesen, in seiner Einsamkeit las er nur in den Schriften des h. Augustinus und h. Bernhard's. Daß Gott ihn die Nichtigkeit der irdischen Größe habe erkennen lassen, erklärte er für ein größeres Glück, als daß er dieselbe jemals besessen. Dabei bereute er aber fortwährend, die lutherische Bewegung nicht in ihrem ersten Keim erstickt zu haben. Mehr und mehr ergab er sich mit großer Aengstlichkeit strengen ascetischen Bußübungen, durch welche aber seine körperlichen Uebel zunahmen. Zuletzt soll er, aufgeregt durch das feierliche Todtenamt, das er seiner im August verstorbenen Schwester Eleonora (der verwittweten Königin von Frankreich) halten ließ, auf den Gedanken gekommen seyn, noch bei seinem Leben sein eigenes Leichenbegängniß und ein feierliches Todtenamt für die Ruhe seiner Seele halten zu lassen, was ihn so angriff, daß er in ein Fieber verfiel, dem er nach etlichen Wochen erlag. Nach genossenem „Leib des Herrn" verschied er mit den Worten: „Du bleibst in mir, auf daß ich in dir bleibe." In seinem Testamente ermahnte er seinen Sohn Philipp, jede Ketzerei im Keim zu unterdrücken (denn in Valladolid und Sevilla hatten sich kleine Gemeinden protestantischer Richtung gezeigt), — und wie dieser Rath in Spanien befolgt wurde, wird sich weiter unten zeigen.

An Weltübersicht und Klugheit war Karl allen seinen Zeitgenossen (selbst seinem Kanzler Granvella) überlegen; er hatte alle politischen Fäden Europa's in seiner Hand und leitete dieselben nach jenem schweigsam in seiner Seele verschlossenen Grundgedanken seines Lebens. „Die Doppelseitigkeit seines Strebens spiegelt sich in den entgegengesetzten Eigenschaften, die sich in seinem Charakter vereinigen." Diesen bezeichnen einerseits Zweideutigkeit, stete Berechnung, mitunter Härte und Schonungslosigkeit, anderseits stolze Ruhe, Enthaltsamkeit, Seelenstärke verbunden mit „Schwung der Gedanken", und Würde in der Erscheinung —, eine echte Mischung spanischen und deutschen Bluts!

---

11. Kapitel.

Weitere Ausbildung der religiösen Gegensätze. Der Calvinismus und Kryptocalvinismus; der tridentinische Katholicismus und der Jesuitismus.

1. Erwählung Ferdinand's I.; päpstlicher Einspruch. Corpus Evangelicorum, Corpus Catholicorum. **Fortdauer des confessionellen Streits unter den Protestanten. — Nachholende Betrachtung der weitern Reformationsentwicklung in der französischen Schweiz: Calvin; die „Genferkirche." Unterschied zwischen der calvinischen und lutherischen Kirchenverfassung. Servet, Calvin und Melanchthon. Der Calvinismus, das Bekenntniß der Deutsch-Reformirten.**

Ein halb Jahr vor Kaiser Karl's Tod war ihm sein Bruder Ferdinand der Erste (d. 8. März 1558) in der Kaiserwürde gefolgt, nachdem er sich in der Wahlcapitulation verpflichtet hatte, den Religionsfrieden sowohl, als den Landfrieden „stät und fest" zu beobachten und immer mit dem Willen und dem Rathe der Fürsten zu regieren. Die Kurfürsten selbst aber schloßen einen neuen Kurverein, wobei sie gelobten, über diesen Ordnungen zu halten und einander zu Hülfe zu kommen, wenn einer von ihnen, dem Religions- und Landfrieden zuwider, angegriffen werden sollte.

Da Ferdinand vorzüglich den drei evangelischen Kurfürsten seine Krone zu danken hatte, sämmtliche Kurfürsten aber sich dahin einigten, daß keiner den andern auf künftigen Wahltagen, der Religion wegen, ausschließen und für unfähig halten wolle, zu wählen und gewählt zu werden: — so versagte der Papst Paul IV der Wahl Ferdinands die Bestätigung und verlangte, er solle die zum Theil aus den Händen der „Ketzer" empfangene Krone niederlegen und warten, bis sie ihm aus päpstlicher Machtvollkommenheit gegeben werde. Es sah aus, als wollte der alte Hader zwischen Papstthum und Kaiserthum wieder erneuert werden. Auf den Rath des Kanzler's Seld aber, der mit großem Geschick die veralteten päpstlichen Anmaßungen zurückwies, ließ Ferdinand die Sache auf sich beruhen, da er einem fortlaufenden Streite mit dem Papste doch keinen Waffennachdruck hätte geben können. Denn

seit der Vererbung Mailands an den König Philipp von Spanien war des Kaisers Stellung zu Italien eine weit schwächere geworden, wie denn überhaupt das deutsche Reich seinen Vorrang unter den Nationen Europa's, während der Religionsstreitigkeiten mehr und mehr verloren hatte, und Spanien, Frankreich und England, diese drei zu geschlossenen Reichen herangewachsenen Mächte, Alles thaten, Deutschland nicht mehr emporkommen zu lassen. War doch bei dem Friedensschluß zu Chateau-Cambresis (im April 1559) der den bis dahin dauernden Krieg unter diesen Mächten beendigte, kein deutscher Bevollmächtigter zugegen, obgleich Frankreich kurz zuvor die drei lothringischen Bisthümer an sich gerissen hatte!

Ferdinand I gab sich mit gemäßigtem und wohlwollendem Sinn alle Mühe, den Religionsfrieden zu erhalten. Auch fand die neue Kirche augsburgischen Bekenntnisses im deutschen Reiche ihren Schutz in der ziemlich gleichen Vertheilung des Länder- und Machtbestandes der beiden Religionstheile, denn den drei geistlichen Kurfürsten standen gegenüber die drei evangelischen weltlichen Kurfürsten (Sachsen, Brandenburg, Pfalz), und den andern größern katholischen Reichsfürsten wurde durch die große Mehrheit evangelischer mächtiger Reichsstädte, durch viele kleinere evangelische Fürsten und durch eine zahlreiche evangelische Ritterschaft die Wage gehalten. Und so stand von nun an dem Corpus Catholicorum ein anerkanntes Corpus Evangelicorum gegenüber, als eine gesetzlich anerkannte und nur „diplomatisch besondre" Verbindung gesammter evangelischer Stände augsburgischen Bekenntnisses, die ein gedoppeltes Recht hatte, nämlich das Recht auf den Reichstagen abgesonderte Conferenzen zu halten, und das Recht, ihre Vertretung beim Kammergericht sowohl, als überhaupt die Leitung und Wahrung ihrer evangelischen Interessen entweder einzelnen Gesandten oder einem Vorstande (director) zu übertragen, so daß sie den andern Theil des Reichs durch Ein Collegium und durch Eine Gesammtheit (alteram partem Imperii uno collegio et communitate) repräsentirten.

Mit welcher Kraft und Stärke hätten die Evangelischen diese ihre rechtliche Stellung behaupten können, wenn sie nicht durch innern Streit nach gedoppelter Seite hin in sich gespalten gewesen wären, in so fern nicht bloß der Streit der Lutheraner und Reformirten fortdauerte und durch die Fortbildung der letztern

Partei neue Stücke erhielt, sondern dadurch auch die Anhänger der Augsburgischen Confession in zwei sich bekämpfende Parteien zerfielen.

Um zunächst die in die Geschichte Deutschlands sowohl, als auch in die Geschichte mehrerer andern außerdeutschen Staaten tief eingreifende Bewegung, welche von der reformirten Schweiz ausgieng, zu würdigen, müssen wir einige Schritte zurück auf den Standpunct treten, auf welchem wir, um den Blick der Betrachtung der Reformationsentwicklung in Deutschland nicht zu stören, die Reformation der deutschen Schweiz verlassen haben. (XIX. 8, 2. u. 3)

Nach Zwingli's Tod erhielt die Zürcher Gemeinde an seinem jungen Freunde Heinrich Bullinger (geb. 1504) zwar einen kräftigen Vertreter, der auch den Abendmahlstreit mit Luther wieder aufregte; dennoch fand die schweizerische Reformation im Allgemeinen mehrere Jahre hindurch keinen Leiter, der alle zerstreuten Kräfte vereinigt hätte.

Erst mit Calvin, der nicht aus der Schule Zwingli's, auch nicht aus der deutschen Schweiz hervorgieng, kam ein Mann, der als Gründer der französisch-schweizerischen Reformation das Werk Zwingli's in einem geläuterteren Geiste fortsetzte und vollendete. Schon vor Calvin war in diese Theile der Schweiz die lutherische Bewegung gedrungen. Namentlich war schon im J. 1532 ein in Basel mit dem Evangelium bekannt gewordener französischer Edelmann, mit Namen Farel (aus Gap in der Dauphiné) nach Genf gekommen, wo er mit seinem Freunde Viret (aus Orbe) nach einem vom Stadtrathe veranlaßten Religionsgespräch eine evangelische Gemeinde bildete, die, von Bern aus unterstützt, vom Stadtrathe die Abschaffung des Papstthums erwirkte, worauf Farel unter schweren Kämpfen mit dem leidenschaftlichen, damals in sittlicher Hinsicht sehr verfallenen Volkscharacter den neuen Gottesdienst einrichtete.

Allein es bedurfte noch eines größern Geistes, der mit fester Hand das Steuer des von wilden Wogen umhergetriebenen Genfer Kirchenschiffleins in die Hand nahm, um es in den Hafen zu lenken. Ein solcher Geist eben fand sich in Calvin, der unter Beihülfe jener beiden Männer, denen sich auch Theodor Beza aus Bourgogne

in Frankreich beigesellte, mit der Schärfe eines durchdringenden Verstandes und der Kraft eines eisernen Willens, als ein „christlicher Moses" mit dem Eifer eines alten Propheten, das „Gesetz" Christi verkündete und nach dem Vorbilde des alttestamentlichen Gottesstaates mit dem vorherrschenden Zweck, das private bürgerliche Leben religiöser und sittlicher zu gestalten, die „Genferkirche" aufstellte, welche zum Reformgrund gleichfalls die heil. Schrift als alleinige Quelle des Glaubens und Lebens hatte und deren sociale Institutionen im Lehrglauben und in der Sittenzucht zwar mehr das Gepräge gesetzlicher Strenge, als evangelischer Freiheit, aber nichts desto weniger auch eine weitgreifende Mission zu erfüllen hatten, indem Calvin dabei in Cultus und Verfassung zur Einfachheit und Reinheit der Urkirche, wiewohl in mehr „idealisirender" als historisch-treuer Weise, zurückstrebte.

Jean Chauvin, oder, in Folge der Latinisirung seines Namens, **Calvin** genannt, geboren den 10. Jul. 1509 zu Noyon in der Picardie (in Frankreich), hatte einen strengrechtlichen Vater, welcher Geheimschreiber des Bisthums war, und eine gottesfürchtige Mutter, welche ihn frühe zur Frömmigkeit anleitete. Er erhielt mit den Söhnen einer vornehmen Familie eine sorgfältige Erziehung und bezog mit ihnen sehr frühe die Universität Paris, so daß er schon in seinem 18. Jahre eine Pfarrei erhielt. Nach dem Willen seines Vaters mußte er aber nun zu Orleans und Bourges das juristische Studium ergreifen, durch welches sich sein ohnedieß zu strenger Gesetzlichkeit geneigtes Wesen noch mehr ausprägte. Er war schon Doctor der Rechte, als er zum erstenmal eine Bibel zur Hand bekam. Begierig das Evangelium im Urtext zu lesen, lernte er von einem Deutschen, Namens Wolmer, das Griechische und erhielt zugleich durch denselben Anleitung zum Schriftverständniß. Von Natur schüchtern und die Einsamkeit suchend wurde er doch bald so sehr von der Liebe zum Evangelium entbrannt, daß er das Rechtsstudium wieder verließ und in den Versammlungen der Evangelisch-gesinnten als Prediger auftrat. Als diese von dem damaligen König Franz heftig verfolgt wurden, schrieb er eine erklärende Abhandlung über Seneca's Schrift von der Sanftmuth, womit er den König beschämen wollte. Auch arbeitete er für den Rector der Universität Paris eine Rede aus, worin er die Lehre des Evangeliums auf das freimüthigste hervorhob. Nur der Königin Margaretha von Navarra, Franzen's Schwester, welche die Evangelischen in Schutz nahm, verdankte er es, daß er der Verfolgung entging und nach Basel flüchten konnte, wo er bei Capito das Hebräische trieb und 1535 sein berühmtes Werk **Institutio christianae religionis** (ein Lehrbuch der christlichen Religion) schrieb, welches

er dem König Franz mit der Absicht widmete, ihn dadurch von seinem grausamen Verfolgungssystem abzubringen. Darauf gieng er 1536 nach Ferrara, wo sich die Evangelischen um die Herzogin, eine Schwägerin des Königs Franz, sammelten, mußte aber bald der Wachsamkeit der Inquisition weichen und kehrte in sein Vaterland zurück, um die Seinigen zur Auswanderung aus einem Lande zu bereden, in welchem allenthalben so viele Ketzerscheiterhaufen brannten. Unterwegs kam er nach Genf, wo sich gerade Farel nach Hülfe für sein noch unbefestigtes Werk umsah. Von ihm beschworen, das „Werk Gottes" dort zu betreiben, blieb er und erhielt (erst 28 Jahre alt) gleich eine Stelle als Prediger und Professor der Theologie. Mit der höchsten Begeisterung gieng er nun mit den drei obgenannten Freunden an die festere Organisation der neuen Gemeinde und verfaßte ein Bekenntniß, das die Bürger beschwören mußten: wer es nicht annahm, verlor sein Bürgerrecht; wer dagegen agitirte, wurde kirchlich und bürgerlich gestraft. Dabei wurden die strengsten Sittengesetze gegen die Laster, namentlich gegen Fluchen und Lästern, gegen Tanz und Mummenspiel, gegen Fleischeswerke und andere Ausschweifungen gegeben und streng gehandhabt. Diese Sittenzucht wurde den lebenslustigen Genfern bald zum unerträglichen Joch: es bildete sich eine mächtige Opposition, um es abzuschütteln. Die Vermittlungsversuche einer Synode halfen nichts: Haß und Zwietracht richteten eine Zerrüttung an, bei der alle Bande der Zucht sich zu lösen drohten. Da erklärte Calvin mit seinen Freunden, daß sie in einer Stadt, die keiner Zucht sich fügen wolle, kein Abendmahl mehr austheilen würden. Allein die Folge war ein Volksbeschluß, der sie binnen drei Tagen die Stadt zu räumen zwang.

Da Calvin in Bern und Zürich, wo man seine Handlungsweise mißbilligte, keine Zuflucht fand, wendete er sich nach Straßburg, wo er Prediger der französisch-reformirten Gemeinde und Lehrer der Theologie an der Universität wurde. Während seiner fast dreijährigen Wirksamkeit daselbst gelangte er zu einer tiefern Schrifterkenntniß, zu einer mehrseitigen Welterfahrung und durch beides zu einer größern Ruhe. (In jener Zeit wohnte er auch den Religionsverhandlungen zu Hagenau, Worms und Regensburg bei und kam mit Melanchthon in nähere Berührung.) — Unterdeß war in Genf die anarchische Zuchtlosigkeit des Libertinismus auf's Höchste gestiegen, so daß selbst vielen seiner ehemaligen Gegner die Augen über dieses Verderben aufgegangen waren, zumal der dort befindliche Cardinal Sadoletus, diese Verwirrung benützend, Viele wieder zur römischen Kirche zurückführte. Es wurde daher Calvin wieder nach Genf berufen, um die verfallene kirchliche und bürgerliche Ordnung herzustellen. Lange widerstrebte er: „Wollt Ihr, schrieb er an die Genfer, mich in Eurer Stadt haben, so schafft die herrschenden Sünden weg! Meint Ihr's redlich mit meiner Zurückberufung, so verbannt die Laster, mit denen ich nicht zusammen in Euern Mauern wohnen kann. Mit

einer verfallenen Kirchenzucht und ungestraften Frechheit im Bösesthun kann ich nicht zugleich haushalten. Nicht der Papst, nicht die Tyrannen, die nur außerhalb der Kirche wüthen, nein, Wollust, Schwelgerei, Meineid und dergleichen Verbrechen, die meine Lehren öffentlich widerlegen und die Kirche inwendig verdunkeln, diese sind die Erzfeinde des Evangeliums! Was hilft es von Außen die Wölfe abzuhalten, wenn die Heerde durch ansteckende Seuchen von Innen verzehrt und zu Grunde gerichtet wird!" — Ungern entließen ihn die Straßburger —, reuig empfiengen ihn die Genfer am 13. Sept. 1541, und unter dem ernsten Gerichte einer Pest begann Calvin in der Weise eines politischen, religiösen und moralischen Dictators die Reorganisation der zerrütteten Gemeinde, wobei ihn die Grundsätze leiteten, die er in der, in seinem oberwähnten, von ihm in Straßburg umgearbeiteten und aus der französischen in die lateinische Sprache umgesetzten Lehrbuche mit ausnehmender Klarheit der Gedanken und Präcision des Ausdrucks ausgesprochen hat.

Vergleicht man die calvinische Verfassung mit der lutherischen, so unterscheiden sich beide darin von einander, daß die calvinische eine collegiale Vereinigung war von geistlichen und Laien-Presbytern zu Einem Presbyterium, das die Gemeinde repräsentirte, — dagegen die lutherische Verfassung sich als eine kirchenregierende Vereinigung von geistlichen und weltlichen Behörden mittels Consistorien, Superattendenten und Synoden ohne Zuziehung der Presbyter darstellte. Die deutschen Reformatoren giengen dabei von dem Grundsatz aus, die Verfassung müsse sich von Innen heraus d. i. von der Lehre und dem Glauben aus, allmählig von selbst erbauen; sie waren aus innerlichen und äußerlichen Gründen abgehalten, eine solche einheitliche Kirchenregierung zu organisiren, und mußten und wollten mehr der freien Bewegung und künftigen Entwicklung überlassen. Schon der Umstand, daß Deutschland in mehrere hundert Staaten getheilt war, machte eine bestimmte gemeinsame Verfassungsform unmöglich. Eine solche konnte Calvin in dem kleinen Freistaat Genf leichter bewerkstelligen. Dennoch lag auch hier sowohl in der Art der Stellung der Kirche zum Staat, als auch in der Art der Handhabung der Disciplin eine Gefahr anderer Art. In Calvin's presbyterialer Verfassung unterschieden sich vier Klassen kirchlicher Beamtung: Prediger, Kirchenälteste, Doctoren der Schrift und Diaconen, von denen die beiden ersten die Kirchengewalt ausübten und die Kirchenzucht handhabten. Das Recht, die Kirchenältesten zu wählen, übertrug Calvin dem Rathe; die Gemeinde hatte das Recht der Zustimmung. Der Rath bestund aus dem sog. großen (allgem.) Rath, der aus 200, und aus dem kleinen Rath, der aus 60 Gliedern bestand: dieser letztere übte allmählig die Staatsgewalt allein aus und von ihm gieng die letzte Entscheidung in kirchlichen Angelegenheiten, ja selbst in Lehrfragen aus, — so daß also die weltliche Gewalt

offenbar einen zu großen Einfluß auf die Kirche bekam und Staat und Kirche fast wie in einer Theokratie sich deckten. — Was nun die Kirchenzucht betrifft, so ist die Schwäche und vollends der Mangel derselben gewiß ein großer Uebelstand, der eine Kirche in gänzlichen Verfall bringen kann; aber durch die Vermischung des Geistlichen und Weltlichen, welche der strengen Kirchenzucht Calvin's zum Grunde lag, mußte diese, wenigstens so lange er sie selbst durch die Verwechslung des geistlichen mit dem weltlichen Schwert (23 Jahre hindurch) handhabte, zur drückenden Fessel, seine Kirche zur Zwangsanstalt und somit von dieser Seite das Gegentheil der Urkirche Christi werden, auf die er doch alle kirchlichen Ordnungen zurückzuführen strebte. Von der Strenge dieser Zucht geben folgende Züge einen Begriff: Wer die Kirche versäumte, mußte drei Sols zahlen; wer einmal nicht zum Abendmahl gieng, wurde auf Ein Jahr aus der Stadt verbannt; wer beim Leib und Blut Christi schwur, mußte am Pranger stehen und fünf Sols Strafe zahlen; eine Frau, die ein weltliches Lied nach einer Palm-Melodie sang, wurde mit Ruthen gepeitscht; Trunkenheit wurde mit Geldstrafe belegt; Spieler wurden an den Pranger gestellt; Ehebruch wurde mit dem eisernen Halsband, doppelter Ehebruch mit dem Tode bestraft; ein Mädchen, das seine Mutter schlagen wollte, wurde öffentlich gepeitscht und aus der Stadt gewiesen, ein anderes, das seine Mutter wirklich schlug, geköpft. — Kein Wunder, daß selbst noch lange nach Calvin's Tod in der Genfer Republik so arge Laster nicht im Schwange giengen, als da, wo die Kirchenzucht darniederlag und kein Sittentribunal wöchentlich das Betragen der Bürger prüfte.

Die gleiche Strenge ließ Calvin in der Bewahrung der Kirchenlehre walten und scheute sich nicht, die Rechtmäßigkeit der Todesstrafe gegen Ketzer zu vertheidigen! Als der spanische Arzt Michael Servet (Servede) die Dreieinigkeit und die Gottheit Christi läugnete, wurde er auf Calvin's Betrieb 1552 zu Vienne gefangen gesetzt, und als er aus seinem Gefängnisse entfloh, zum Scheiterhaufen verurtheilt. Er wollte nach Neapel fliehen und berührte unterwegs Genf. Da ließ ihn Calvin vom Rathe festnehmen und suchte ihn von seinem Irrthum zu bekehren. Da aber Servet auf seiner Meinung beharrte, wurde er von dem Rathe nach Einholung eines Gutachtens der übrigen reformirten Gemeinden der Schweiz (namentlich Bern's, Zürich's und Schaffhausen's) zum Feuertod verurtheilt, den er auf eine klägliche Weise erlitt. Vergebens hatte Calvin eine Milderung des Urtheils (durch Vertauschung des Feuers mit dem Schwerte) zu erwirken gesucht. Hat doch selbst der sanfte Melanchthon es nicht gewagt, das Verfahren zu mißbilligen! Doch wurde schon damals von den Gegnern Calvin's diese neue Inquisition mitten in der protestantischen Christenheit schwer getadelt.

Eingedenk übrigens der Wahrheit, daß verflucht ist die Hand, die züchtigen will und sich nicht selbst der Zucht unterworfen hat, übte Calvin an sich

selbst die strengste Selbstverläugnung, und rührend ist das Geständniß des ernsten Mannes, das er mit den Worten giebt: „Ich habe keine härteren Kämpfe gegen meine Fehler, die groß und zahlreich sind, als diejenigen, in denen ich meine Ungeduld zu besiegen habe. Dieses reißenden Thieres bin ich noch nicht Herr geworden!"

Die unerschütterliche Strenge, mit der Calvin sein Werk zu schützen suchte, und die Anfeindungen, die er deswegen auch nach der Durchführung desselben erfuhr, bedingten sich gegenseitig. Jedenfalls aber erscheint in seinem Kampfe mit so frevelhaften Menschen, wie besonders die Libertiner in Genf waren, die ihm selbst nach dem Leben stellten, seine heldenmüthige Ausdauer bewundernswürdig. — Von seiner Lehre hat besonders seine Auffassung der Gnadenwahl oder Prädestination, und seine Lehre vom h. Abendmahl einen weit hinaus wirkenden Einfluß gehabt. Indem er die Prädestinationslehre an ihre äußerste Gränze führte, glaubte er ihre für die Sittlichkeit so gefährliche Consequenz eben durch die in seiner Kirche vorherrschende strenge Sittenzucht vermeiden zu können. Diese seine Prädestinationslehre schien übrigens dazu bestimmt, dem andern Extrem, nämlich der Werkheiligkeit, ein eben so extremes Gegengewicht zu geben, wurde aber von der lutherischen Kirche verworfen, welche das wahre Gegengewicht gegen die Werkheiligkeit in der Rechtfertigung aus dem Glauben allein erblickt. — In der Lehre vom h. Abendmahl dagegen nahm Calvin zwischen Zwingli und Luther eine vermittelnde Stellung ein, in so fern sie eine Annäherung an Luther in sich schließt, die der calvinischen Lehre eine weitere Verbreitung verschaffte, als die zwinglische hatte. Diese letztere trat gewissermaßen ganz zurück, als im J. 1549 von sämmtlichen reformirten Gemeinden der Schweiz in dem sogenannten Consensus tigurinus oder Zürcher Vergleich — die calvinische Abendmahlslehre — und durch den Consensus pastorum der Genfer-Kirche (1551 und 1554) auch seine Prädestinationslehre angenommen wurde.

Selbst Melanchthon neigte sich zu Calvin's Abendmahlslehre, ohne sie jedoch völlig anzunehmen, weil sie ihm doch noch zu unbestimmt war. Luther hatte zwar 1545 erklärt, daß, wenn früherhin Oecolampadius und Zwingli sich

hierin wenigstens so wie Calvin ausgedrückt hätten, keine „so weitläufige Disputation" entstanden wäre; doch lernte er Calvin's Lehre nie so genau kennen, als er die zwinglische kennen gelernt hatte. — Calvin selbst sprach stets mit hoher Achtung von Luther und dessen Werk; ja oft pflegte er zu sagen: „Auch wenn mich Luther einen Teufel hieße, so würde ich ihm doch so viele Ehre erweisen, daß ich in ihm einen ausgezeichneten Knecht Gottes erkennte." Darum vermied er auch jeden Angriff auf Luther, und warnte die Seinen, der Heftigkeit Luther's mit gleichem Maaße zu begegnen: „Bedenket, sagte er, daß wir's mit einem der ersten Diener Christi zu thun haben, dem wir alle viel verdanken. Mit ihm zu kämpfen, kann Euch ja gar nichts weiter helfen, als daß ihr den Feinden Gottes Freude macht, die nicht sowohl den Sieg über uns, als über das Evangelium feiern werden. Selbst wenn er zum Kampfe auffordern sollte, möchten wir uns lieber des Streites enthalten, als daß wir durch unsern beiderseitigen Fall den Schaden der Kirche noch vergrößern."

Calvin selbst nahm im Jahr 1556 die (wiewohl veränderte) Augustana an, gehörte also in melanchthonischem Sinne zu den augsburgischen Confessionsverwandten, wie er denn auch zu den deutschen Reformatoren in weit größerer Geistesverwandtschaft stand, als Zwingli. Eben wegen der „großartigeren Anlage, gebildeteren Fassung und kirchlicheren Haltung", welche die in Calvin's umfassendem und thätigem Geiste entsprungene Genfer Reformation vor der zwinglischen auszeichnet, erhielt sie auch mit der lutherischen Reformation fast gleichen räumlichen Umfang: denn so wie Wittenberg die Reformations-Metropole des mittlern und nördlichen Deutschlands und des scandinavischen und slavischen Nordens und Nordostens war, so wurde Genf, wo Calvin's Namen Fremde aus allen Ländern herbeizog, die Mutterstadt des reformirten Glaubens zunächst für die Länder romanischer Völkerbildung, und die lateinische Sprache erwies hiebei „ihr letztes universelles Verdienst" als Verbreitungsmittel des reformirten Bekenntnisses für die Völker des Westens.

2. Spaltungen in der deutsch-lutherischen Kirche. Die synergistischen und krypto-calvinistischen Streitigkeiten: Jena und Wittenberg. Theilnahme der Fürsten an den Theologenkämpfen. Vergebliche Vermittlung im Frankfurter Receß. Spitze des Streits. Melanchthon's Tod. Der Calvinismus in der Pfalz. Unirender Zweck des Heidelberger Katechismus. Calvin's Tod.

Während im ganzen 16. Jahrhundert die reformirten Landeskirchen der Schweiz ohne eine einheitliche Gesammtconfession waren und, ungeachtet selbst die Prädestinations- und Abendmahlslehre in beiden Schweizerkirchen nicht völlig ausgeglichen wurde, dennoch ohne öffentlichen Kirchenstreit neben einander bestanden, — ergab sich im lutherischen Reformationskreise, besonders seit dem Tode Luthers, eine Scheidung in zwei, scharf nach Innen und einflußreich nach Außen sich gegenüberstehende Parteien, in eine strenge, die in dem nach katholischer und calvinischer Seite hinabschließenden Geiste Luthers blieb und an der Universität Jena ihre Stütze hatte, und in eine laxere, welche von dem sich einerseits gegen das katholische, anderseits gegen das calvinistische Wesen offener haltenden Melanchthon und von der nunmehr ihm allein folgenden Universität Wittenberg vertreten wurde. Die zwischen diesen beiden Parteien obwaltenden sogenannten „synergistischen" und „krypto-calvinistischen" Streitigkeiten brachten lange Zeit hindurch in manchen Ländern, namentlich in Sachsen und in der Pfalz, und in Städten wie Bremen, Magdeburg und Königsberg, die traurigsten Zerrüttungen hervor.

Die strenglutherische Partei hatte in Jena ihre Hauptstützen an Nic. v. Amsdorf (der nach seiner Vertreibung aus Naumburg Prediger in Magdeburg, dann Professor und Superintendent in Jena wurde), an Wigand, Juder, Musäus, Strigel u. a., besonders an dem schon oben genannten Flacius, welcher letztere durch seinen dogmatisch-hierarchischen Eifer zu vielfachen Ruhestörungen Veranlassung gab. Der Hauptkampf dieser und anderer Männer war hauptsächlich gegen den von Melanchthon vertheidigten Synergismus (d. h. gegen die semipelagianische Annahme einer verdienstlichen Mitwirkung des (nach dieser Ansicht nicht ganz verderbten) menschlichen Willens zu seiner Bekehrung), wie überhaupt gegen den überall eindringenden, von den Wittenbergern mehr oder weniger begünstigten Calvinismus gerichtet.

Wenn auch von Melanchthon selbst durchaus keine förmliche Union mit den Calvinisten betrieben wurde, so sah er doch den dogmatischen Unterschied nicht für so wesentlich an; wenigstens blieb er für sich im Unentschiedenen. So viel jedoch ist gewiß, daß er in der Abendmahlslehre dem Calvin nicht näher trat, als er schon vorher vermöge seiner Umdeutung dieses lutherischen Lehrpunctes gewesen war, wogegen sich anderseits Calvin weiter vom Katholicismus entfernt hat als Melanchthon, dessen Semipelagianismus übrigens doch nicht ein und derselbe mit dem des Katholicismus war. Die Beharrlichkeit des Lutherthums, die Abgeschlossenheit des tridentinischen Katholicismus und der eintretende Religionsfriede hatten ohnedieß eine melanchthonische Vermischung evangelischer Lehre mit dem Katholicismus unmöglich gemacht.

Da die Hinneigung zum Calvinismus, wo diese in Deutschland vorkam, sich nicht bloß auf die Abendmahlslehre, sondern auch auf das gesammte Lehr- und Kirchenwesen Calvin's erstreckte und weit zahlreichere Uebertritte zum Calvinismus Statt fanden, als vorher zum Zwinglianismus, so wurde der Gegensatz der in Deutschland sich bekämpfenden zwei evangelischen Parteien immer schärfer, indem die Unionspartei — bald in Melanchthon's, bald in Calvin's Sinne — durch eine Verschmelzung beider Reformationsarten das evangelische Kirchenthum zu „vollenden" strebte, die eigentlich lutherische Partei aber ihre Reformation mit der von Luther in Betreff der genannten Streitpuncte aufgestellten Lehre abschloß.

Selbst Fürsten und Staatsmänner nahmen an den innern Theologenkämpfen persönlichen Antheil, der jedoch nur dazu diente, die Hitze des Streits zu vermehren und seine Dauer zu verlängern. So schloßen, um diese Streitigkeiten zu beendigen, die Kurfürsten von der Pfalz, von Sachsen und von Brandenburg, der Landgraf von Hessen, der Herzog von Württemberg und der Pfalzgraf von Zweibrücken im Jahr 1558 den Frankfurter Receß, worin sie über vier streitige Puncte der Augsburgischen Confession eine von Melanchthon entworfene vermittelnde Erklärung abgaben. Allein diese konnte die strengen Lutheraner nicht befriedigen, und der Streit entbrannte nur noch mehr.

Gleich auf einer Stuttgarter Synode suchten die württembergischen Theologen durch Brenz, um dem Melanchthonianismus entgegenzutreten, den echten lutherischen Lehrbegriff bei sich wieder festzustellen. Im J. 1561 veranstaltete sodann der edle Herzog Christoph eine Zusammenkunft aller lutherischen Fürsten zu Naumburg, um den fortgehenden Streit zu beschwichtigen, was jedoch nicht gelang; doch mußte Flacius die Universität

Jena verlassen. Er trieb sich noch 13 Jahre unstät umher, bis der Tod dem eifrigen Manne den Mund schloß.

Obwohl der Umstand, daß der Wahneifer der Streitenden den einen Reformator unbedingt über den andern erheben wollte, den Streit mehr zu einem landeskirchlichen, als allgemeinkirchlichen machte, so hat doch die Maaßlosigkeit in der Streitform nicht geringen Schaden gebracht. Am meisten litt der gute Melanchthon selbst darunter, der, noch ehe diese Kämpfe zu Ende giengen, theils durch die vielen Kränkungen und Schmähungen, die er wegen seiner nachgiebigen, unentschiedenen, weil nach Vermittlung strebenden, Haltung hatte leiden müssen, niedergedrückt, theils durch die Sorge für das allgemeine Kirchenwohl verzehrt, am 19. April 1560 zu Wittenberg starb.

„Nur Eine Sorge — äußerte er am Tage vor seinem Tode —, nur Eine Bekümmerniß hab' ich, daß die Kirche in Christo Jesu einmüthig seyn möchte!" Als ihm noch aus dem Johannisevangelium die Stelle von der Kindschaft Gottes im Glauben vorgelesen wurde, hob er Augen und Hände empor und rief: „das Wort steht immerdar vor meiner Seele!" — Mit dem öftern Gebetsruf: „Ach Gott erbarme dich meiner um deines Sohnes Jesu Christi willen!" und: „Auf dich habe ich gehofft: laß mich nicht zu Schanden werden!" entschlief er ruhig und sanft, und wurde in der Schloßkirche zu Wittenberg, Luther'n gegenüber, bestattet. — Nach seinem Tode fand man auf seinem Schreibtisch einen Zettel, worauf er verschiedene Puncte verzeichnet hatte, die ihm seinen Hingang erleichtern könnten; rechts stund: „du wirst in's Licht kommen; du wirst den Sohn Gottes schauen; du wirst jene wunderbaren Geheimnisse erfahren, welche du in diesem Leben nicht hast verstehen können, z. B. warum wir so erschaffen worden sind; wie die Vereinigung beider Naturen in Christo beschaffen ist rc."; — links stund: „Du wirst von der Sünde ablassen; du wirst von allen Mühseligkeiten befreit werden — et a rabie theologorum (und von der Wuth der Theologen)!

Den meisten Fuß auf deutschem Boden fand der Calvinismus — in der Pfalz. Nachdem dort im Jahr 1556 der Kurfürst Otto Heinrich der Großmüthige, vormaliger Pfalzgraf von Neuburg, das Lutherthum eingeführt, mußte es schon unter seinem Nachfolger, dem Kurfürsten Friedrich III (1559—1574, aus der simmern'schen Linie), der zum allgemeinen Erstaunen die schweizerische Reformation annahm, der calvinischen Einrichtung des Gottes=

dienstes weichen. Um dieselbe in seinem Lande zu befestigen, ließ er von seinen Theologen Zacharias **Ursinus** und Caspar **Olevianus** den **Heidelberger Katechismus** verfertigen und 1563 einführen. Dieser enthielt die erste staatskirchliche Aufstellung einer aus dem Lutherthum und Calvinismus gemischten Glaubenslehre und wurde von nun an die **Bekenntnißschrift der Deutsch-Reformirten.**

Der in alle Sprachen übersetzte **Heidelberger Katechismus**, an welchem **Ursinus**, ein Schüler Melanchthon's, den Hauptantheil hat, ist **Erbauungs-** und **Bekenntnißschrift** zugleich: er zeichnet sich durch Lehrweisheit, Glaubenswärme und Gedankenklarheit aus, wiewohl er für die kindliche Fassungskraft nicht so leicht zu handhaben ist, als der lutherische. Die darin enthaltene Abendmahlslehre ist calvinisch, mit einem Beischmack von Zwinglianismus; die Prädestinationslehre ist absichtlich nicht deutlich ausgedrückt; die Lehre von der Person Christi geht von der reformirten Anschauung aus. — Merkwürdig ist, daß bald nach Einführung des Heidelberger Katechismus in der **Pfalz** Prediger auftraten, welche die **Gottheit Christi** und die **Dreieinigkeit läugneten.** Der Kurfürst aber unterdrückte diese Partei dadurch, daß er einen von ihnen, J. **Sylvanus**, in Heidelberg — hinrichten (!) ließ, die andern aber verbannte. Das Haupt der Partei jedoch, der Prediger **Neuser**, flüchtete sich nach Constantinopel und **wurde dort — Muhammedaner! —** „verführt, wie er in flüchtiger Reue schrieb, durch den Calvinismus" — worin er übrigens so unwissend seyn mochte, wie im Lutherthum. Auch in **Zweibrücken**, **Nassau-Oranien** und **Dessau-Anhalt** wurde der Calvinismus eingeführt.

Calvin selbst starb ein Jahr nach der Aufnahme seiner Lehre in der **Pfalz**, zu Genf in Folge seiner großen geistigen Anstrengungen bei einem von einer Menge von Krankheiten bestürmten Körper, am 27. Mai 1564, nachdem er sich noch auf seinem Sterbelager zu den in seinem Hause versammelten Geistlichen hatte tragen lassen, um an ihrer gemeinsamen Vorbereitung zum h. Abendmahl Theil zu nehmen. „Der Staat, sagt sein Freund **Beza**, der Fortführer seines Werks, vermißte den weisesten seiner Bürger, die Kirche beklagte den Verlust des treusten Dieners, die Schule den Hingang eines so großen Lehrers; unter Thränen sahen sich alle des gemeinschaftlichen Vaters und Trösters beraubt!"

3. Tod Paul's IV. Wiedereröffnung des Concils unter Pius IV. Theoretische Wiederbefestigung des Papstthums und der Hierarchie durch die tridentinischen Beschlüsse. Bedingter Gehorsam der katholischen Mächte gegen das Tridentinum. Römischer und nicht-römischer Katholicismus. Stiftung des Jesuitenordens; seine Wirksamkeit und Ausbreitung.

Inzwischen war Papst Paul IV, der in beschränkter Verkennung der Zeit die päpstliche Weltherrschaft glaubte wieder zurückführen zu können, gestorben, ohne das Concil wieder berufen zu haben: denn, sagte er, es sei thöricht zu glauben, „daß eine Handvoll ungeschickter Bischöffe und noch unfähigerer Doctoren besser im Stande wären, die Kirche zu ordnen, als der Statthalter Christi und seine Cardinäle." Diese Ordnung zu handhaben, hatte er die Inquisition wieder in strengern Gang gebracht; daher ihn selbst das römische Volk verwünschte und nach seinem Tode nicht nur das Inquisitionsgebäude in Brand steckte, sondern auch seine Bildsäule zertrümmerte.

Um nämlich die Bemühungen des römischen Stuhls um Abwehr aller der Kirche gefährlichen Lehren zu erleichtern, hatte er schon, als er noch Cardinal Caraffa war, bewirkt, daß nach dem Muster der spanischen Inquisition (XVIII. 8, 3) eine allgemeine Inquisitionscommission (1542) niedergesetzt wurde, welche alle Ketzereien zu unterdrücken und mit der Wurzel auszurotten den Zweck hatte, daher ihr Jedermann ohne Rücksicht auf Stand und Würde unterworfen seyn sollte. An der Spitze der Commission standen sechs Cardinäle, unter denen eben Caraffa sich befand, der aus eigenen Mitteln das Inquisitionsgebäude mit seinen Gefängnissen eingerichtet hatte. Diese Commission durfte jeden der Ketzerei Verdächtigen einkerkern und nach Befund der Schuld ihn gar am Leben strafen und seine Güter verkaufen. Bekehrte sich ein Schuldiger, so behielt sich der Papst vor, ihn zu begnadigen — Ihre Wirksamkeit dehnte sich allmählig über Italien aus und ohne ihre Erlaubniß durfte dort kein Buch gedruckt werden. Damit hieng die Anlegung des Index librorum prohibitorum (Verzeichnisses der verbotenen Bücher) zusammen. — Wer sich der Inquisition nicht beugte, unterlag ihr oder flüchtete sich. Daher die Wuth des Volks beim Tode dieses Papstes.

Dadurch gewitzigt, zog sein Nachfolger Pius IV gelindere Saiten auf, und im Gefühl der veränderten Zeitumstände beeilte er sich, den Kaiser Ferdinand anzuerkennen, und zeigte sich auch

geneigt, das Concil fortsetzen zu lassen, jedoch mehr aus Furcht, Frankreich möchte mit einem Nationalconcil zuvorkommen, als weil er sich einen besondern Vortheil davon versprach.

Obgleich Ferdinand in die Fortsetzung des Concils nur dann einwilligen wollte, wenn ihm für seine Erbstaaten der Laienkelch und die Priesterehe gestattet und auch ein anderer Ort als Trient gewählt würde, so wurde doch das Concilium, nach zehnjähriger Unterbrechung, im Dezember 1562 wieder in Trient eröffnet.

Man begann mit der 19. Hauptsitzung und schloß am 4. Dez. 1563 das seit 18 Jahren oft unterbrochene Werk, welches in 25 Hauptsitzungen ein neues Glaubenslehrsystem auf den alten Grund der römischen Dogmenbildung und daneben eine strengere Kirchenordnung und bessere Disciplin aufgestellt hat, ohne durch irgend einen Beschluß dem Papstthum und der Hierarchie einen Abbruch zu thun, während es durch das jedem Glaubensartikel angehängte Anathema auf jede davon abweichende Lehre die Kluft zwischen der evangelisch-protestantischen und der römisch-katholischen Kirche für immer befestigt hat.

Die Befestigung der Kirchentrennung geschah durch nicht weniger, als 431 (den verschiedenen Decreten angehängte) über den Protestantismus ausgesprochene Verfluchungen, die außerdem noch in einem am Ende ausgesprochenen Generalanathema auf alle Ketzer zusammengefaßt wurden. Waren auch viele der Mitstimmenden ohne tiefe theologische Einsicht und nur Werkzeuge ihrer Stimmführer, so begriffen doch Alle gar wohl, daß mit der protestantischen Grundlehre von der Rechtfertigung durch den Glauben an Christus, als den Einen Mittler und Hohenpriester, der ganzen Hierarchie der Boden entzogen wurde.

Da die tridentiner Beschlüsse in den bedenklichsten Fällen durch die Unbestimmtheit ihrer Fassung dem Papste stets einen Ausweg boten; da ferner überhaupt die Auslegung aller dieser Beschlüsse dem Papste ausdrücklich vorbehalten war und zum Ueberfluß noch in der letzten Sitzung die Clausel eingeschoben wurde, daß die Machtvollkommenheit des apostolischen Stuhls in allen Beziehungen gewahrt seyn solle, — somit der Papst fast Alles, was bisher auf dem Spiele gestanden war, wenigstens theoretisch wieder gewann, um es in günstigerer Zeit practisch an=

zuwenden: so konnte derselbe unbesorgt die sämmtlichen Decrete (am 26. Jan. 1564) bestätigen und in einer eigenen Bulle den Kaiser, die Könige, Fürsten und Republiken auffordern, für die Annahme der tridentinischen Decrete in ihren Landen zu sorgen.

Diese Aufforderung konnte natürlich die protestantischen Fürsten und Stände nicht berühren. Doch auch die katholischen Fürsten leisteten — mit Ausnahme von Portugal und Polen — nur bedingten Gehorsam. König Philipp von Spanien, der zu sagen pflegte, er würde sich selber den Arm abhauen, wenn er auch nur Einen Tropfen Ketzerblut in seinen Adern wüßte, — erklärte, sie in Spanien nur mit Berücksichtigung der Landesgesetze und Landesgebräuche vollziehen zu lassen; in Bezug auf Neapel und die Niederlande behielt er sich seine königlichen Rechte gegenüber den tridentinischen Beschlüssen vor. — Mit besonderm Nachdruck wahrte die Republik Venedig bei der Annahme des Tridentinums ihre Hoheitsrechte. — In Frankreich protestirte der Staatsrath und das Parlament in dogmatischer Hinsicht gegen jeden Beschluß, der „die Freiheiten der gallicanischen Kirche" beeinträchtige; die Reformdecrete aber wurden von Frankreich gar nicht als verbindlich anerkannt, eben so wenig von den Schweizercantonen. — In Ungarn erhielten die Tridentiner Beschlüsse keine Gesetzeskraft. Und wenn auch in Deutschland die Bischöffe und Erzbischöffe vielen Bestimmungen des Tridentinums Anwendung zu geben wußten, so wurde es doch nie durch ein Reichsgesetz eingeführt.

Daraus ist zu entnehmen, wie sehr die Macht des römischen Stuhls durch die Reformation geschwächt worden war. Denn daß katholische Staaten in einen von Rom's Willen unabhängigeren Besitz und Gebrauch ihrer Herrschafts- und Hoheitsrechte kamen und diese ihre freiere Stellung zum römischen Stuhl auch durch die so beschränkte Annahme des Tridentinums bethätigten, das haben sie nur dem Bestehen der protestantischen, von Rom's Gewalt emancipirten Staaten und Mächte zu danken. — In Folge der nicht allgemein unbedingten Annahme dieser Katholicismus-Reformation unterscheidet man seitdem einen römischen und einen nicht-römischen Katholicismus.

So zeigte sich denn die Wirkung der Reformation fortan auch in den katholischen Ländern, wo sich allenthalben das Verhältniß der fürstlichen und päpstlichen Gewalt sowohl in kirchen- als in staatsrechtlichen Beziehungen änderte. Das Papstthum hatte zwar sein Princip gerettet, konnte sich aber in der That selbst nicht mehr auf die katholischen Fürsten, auch nicht einmal mehr auf seine Mönchsorden verlassen.

Das hatten schon viele hochstehende Kirchenmänner in Italien gefühlt und statt durch Ausschneidung der Auswüchse des Priesterthums das innere Glaubensleben zu befördern, durch Stiftung einer Congregation z. B. des Ordens von Camaldoli und des Ordens der Capuziner zu helfen gesucht. Auch Papst Paul IV hatte schon als Cardinal seinen römisch-kirchlichen Eifer auf diese Weise bethätigt und seinen „mildern Freund" Gaetano da Tiene in der Stiftung des Teatinerordens (1524) kräftigst unterstützt. Dieser sollte eine Art „Priesterseminar" seyn, durfte aber auch Weltgeistliche aufnehmen. Seine Glieder sollten weder im Leben, noch im Gottesdienst durch irgend einen Gebrauch im Gewissen gebunden seyn und sich vorzugsweise der Predigt, der Sacramentsverwaltung und der Krankenpflege widmen. Zwar wurde dieser Orden wegen der geringen Anzahl seiner Glieder kein eigentliches Priesterseminar; dagegen bildete er sich, weil sie meist dem Adel angehörten, „zu einem Seminar von Bischöffen aus" und wurde mit der Zeit der „eigentlich adelige Priesterorden." Doch reichten alle diese neuen Versuche bei weitem nicht hin, das tief erschütterte Papstthum zu stützen.

Dasselbe fand aber jetzt — außer, wie bisher, im Cardinalcollegium — seine zuverlässigste Stütze in dem von dem Spanier Ignaz Loyola 1539 gestifteten und 1540 vom Papst bestätigten Jesuitenorden, der sich die Aufgabe stellte, dem Protestantismus allenthalben und auf alle Weise entgegenzuarbeiten, eine Aufgabe, die er auf weit hinaus mit dem größten Geschick und mit einem um so größern Erfolg lösste, als ihm die Uneinigkeit der protestantischen Parteien, ohne es zu wollen, selbst dazu behülflich war.

Ignatius Loyola (eig. Don Iñigo Lopez de Recalde de Loyola), aus einem alten Rittergeschlechte, geboren 1491 auf dem Schlosse Loyola in der Landschaft Guipuzcoa und erwachsen am Hofe Ferdinand's des Katholischen, wurde 1521 (unter Karl V) bei Vertheidigung der Festung Pampeluna gegen die unter Franz I in Spanien eingefallenen Franzosen an beiden Beinen in der Art verwundet, daß er zu fernerm Kriegsdienst untauglich wurde und, angeregt durch Heiligenlegenden, die er während seiner Genesung auf seinem väterlichen Schlosse mit glühender Hingebung las, sich geistlicher Ritterschaft zu widmen beschloß. Voll Verlangen nach Heiligung gab er sich nun mit dem ihm eigenen beharrlichen Willen den härtesten Bußübungen, desgleichen innern Entzückungen und Gesichten hin, um sich Ruhm und Ehre bei Gott zu verdienen. Nach Vertheilung seiner Güter unter die Armen, wallfahrtete er in Bettlertracht nach Palästina, wo sein schwärmerisch-feuriger, durch keine theologische Bildung geläuterter Eifer dem Franziscaner-Provincial so bedenklich erschien, daß er ihn

zur Rückreise nach Spanien nöthigte, um sich dort erst theologisch auszubilden. Daher legte er sich 1524 auf der Schule zu Barcelona auf die Erlernung der lateinischen Sprache und überwand theils durch seine ungemeine Willenskraft, theils durch die eifrige Vertiefung in des Thomas a Kempis Büchlein von der Nachfolge Christi die Schwierigkeiten des Sprachstudiums so, daß er 1526 die Universität Complutum bezog und dort das Studium der Philosophie betrieb, daneben aber durch Predigten auch Andere für sein Heiligungsbestreben zu gewinnen suchte. Da er aber durch manche phantastische Lehren der Inquisition Anstoß gab und auch von Andern den Vorwurf hören mußte, daß ihm die Befugniß zum Predigen abgehe, so begab er sich 1528 nach Paris, um sich durch ein geregeltes Studium der Theologie das Fehlende zu erwerben. Dort verband er sich anfangs mit zwei, dann mit noch vier Gleichgesinnten, zu denen nachher noch drei hinzutraten, zu dem Plan der Vertheidigung und Befestigung des katholischen Glaubens. Mit diesen Männern, darunter Pierre le Fèvre (Faber) aus Savoyen, Franz Xaver aus Pampeluna, Salmeron, Jakob Laynez und Alfons Bobadilla die hervorragendsten waren, schwur er in der Kirche zu Montmartre auf die Hostie, daß sie in völliger Armuth ihr Leben der Pflege der Christen und Bekehrung der Ungläubigen, wo möglich in Jerusalem, weihen, und wenn sie daran gehindert würden, jeder andern Weisung des Papstes unbedingte Folge leisten wollten. Darauf trennten sie sich, um sich in Venedig wieder zusammenzufinden. Weil sich dort aber ihrem Vorhaben, nach Jerusalem zu gehen, politische Hindernisse in den Weg stellten, da Venedig sich mit der Pforte im Krieg befand: so dienten sie in den Spitälern (wobei z. B. Xaver den Kranken die eckelhaftesten Geschwüre aussog), übten an sich selbst die strengste Ascese und predigten Buße in den Straßen mehrerer Städte des venetianischen Gebiets.

Indeß gieng dem Loyola bei der Bekanntschaft, die er in Venedig mit dem freier wirkenden Teatinerorden machte, die Idee eines eigenen Ordens auf, und als er und seine Freunde 1537 nach Rom kamen und dort durch Predigt, Unterricht und Krankenpflege viele Anhänger fanden, richteten sie sich unter der Benennung der „Compagnie Jesu" ein, indem sie sich als Krieger betrachteten, die unter Jesu, als ihrem Hauptmanne, gegen den Satan zu kämpfen hätten. Diese geistliche Gesellschaft machte es sich zur Aufgabe, hauptsächlich in der Tugend des Gehorsams alle andern Orden zu übertreffen, und daher den Befehlen ihres Ordensgenerals sowohl, als auch denen des Papstes auf das unbedingteste zu folgen. Als Paul III den Plan des neuen Instituts gelesen hatte, rief er aus; „Das ist Gottes Finger!" und bestätigte auf das Gutachten des Cardinals Contarini am 27. Sept. 1540 den „Orden der Gesellschaft Jesu" durch die Bulle Regimini militantis ecclesiae.

Die Glieder dieses Ordens sollten, den Statuten gemäß, ihre Wirksamkeit — außer auf Werke der Liebe — vorzugsweise richten 1. auf die öffentliche Predigt, bei der sie es auf gemüthsergreifenden Eindruck — 2. auf die Beichte, bei der sie es auf genaue Leitung der Gewissen —, 3. auf den Jugendunterricht, bei der sie es auf Gewinnung der heranwachsenden Generation absahen. — Um diesen Pflichten ungehinderter leben zu können, sollten sie der zeitraubenden gemeinsamen Klostergebetsübungen überhoben seyn und nur für sich die vorgeschriebenen Gebete halten. — In ihrem Vorgesetzten sollten sie Christum als Vorgesetzten verehren und den ihnen auferlegten unbedingten Gehorsam als nützlich zur Abtödtung des eigenen Willens betrachten. Sie sollten auch eine beständige Armuth geloben, keine Güter erwerben, sondern mit dem zufrieden seyn, was ihnen zur Nothdurft geschenkt würde. (Ein Gelübde, das aber späterhin völlig zurücktrat, und dem Streben nach Reichthum, als Mittel zu ihren Zwecken, Platz machte.)

Der Orden gab sich besonders durch den Scharfsinn ihres zweiten Generals Lainez, allmählig die klügst-berechnete, den ganzen Menschen durch den unbedingtesten Gehorsam an den Orden fesselnde absolut-monarchische Verfassung: An der Spitze stand der General, der seinen Sitz beständig in Rom hatte, mit imperatorischer Gewalt und mit der Befugniß, seine Ordensglieder von allen Sünden und allen geistlichen und weltlichen Strafen loszusprechen, mit Ausnahme der größten Verbrechen, deren Untersuchung sich der päpstliche Stuhl vorbehielt. Nur im Fall eine Verfassungsänderung vorgenommen oder ein Collegium aufgehoben werden sollte, trat er mit seinen Assistenten in Berathung, im Uebrigen war seine Gewalt unumschränkt, — eine „Art päpstlicher Gewalt im Kleinen.“ Auch war er auf Lebenszeit ernannt und aller Verantwortung baar und ledig. — Dem General zur Seite stehen vier Assistenten; unmittelbar unter ihm die Superioren der Provinzen und Rectoren der Bezirke. Alle Glieder sind in vier Klassen getheilt 1. in Professi, welche als regulare Kleriker die vollen Gelübde geleistet haben und durch welche der General den Orden leitet, indem sie zu steten Reisen im Dienste des Ordens und Papstes verpflichtet waren; 2. in Coadjutores, die den einzelnen Collegien vorstehen und zum Theil auch Weltliche seyn konnten; 3. in Scholastici, welche an Universitäten und in den von den Jesuiten gegründeten Collegien die Lehrstellen begleiteten; 4. in Fratres, welche ohne bestimmten Beruf sich zu allen Aufträgen und Geschäften verstehen müssen. Die Befehle des Generals giengen durch die Behörden hinab an die Glieder. Ueber jeden Einzelnen wurde die genaueste Controle gehalten und dem General berichtet, so daß jeder nach seinen Fähigkeiten und Neigungen seinen Obern bekannt war und darnach verwendet wurde. Die tüchtigsten und gewandtesten Köpfe unter ihnen wurden die Beichtväter und Erzieher der Fürsten und Großen oder glänzten in den höchsten

Staats- und Kirchenwürden; die gelehrtesten wurden dem Schulfach zugewiesen oder dem Schriftstellerberuf überlassen; die Religions-Begeistertsten wurden zur Bekehrung der Heiden ausgesendet. Um aller Orten und in allen Ständen desto mehr wirken zu können, durften sie ohne Mönchskutte, doch in einer Ordenstracht, überall frei hingehen und sich in jeder Gesellschaft bewegen, selbst in der Gesellschaft der excommunicirten Ketzer, Schismatiker und Ungläubigen.

Sie erhielten nach und nach von verschiedenen Päpsten die außerordentlichsten Bevorrechtungen, durch welche eben ihr großer Machteinfluß begründet und der Erfolg ihres Wirkens gesichert wurde. Der Orden war von der bischöfflichen Gerichtsbarkeit und Aufsicht befreit und unmittelbar unter den Schutz des päpstlichen Stuhls gestellt. Keines Prälaten Bann oder Interdict konnte sie erreichen. Ihre Vorsteher und Priester durften überall Bethäuser errichten und darin sowohl, wie in jeder Kirche Messe lesen, selbst während eines (von ihnen nicht verschuldeten) Interdicts. Sie waren von Zehnten und andern Gebühren frei, durften alle ihnen gemachten Schenkungen an Häusern, Collegien, Kirchen und Gütern als eben dadurch vom Papste bestätigt ansehen. In den Orden durften, außer Mördern, Zwiebeweibten und Verstümmelten, Leute aller Art, auch unehelich Geborene, aufgenommen werden. Der General durfte nach Gutdünken aus den Gliedern seines Ordens öffentliche Lehrer der Theologie und anderer Wissenschaften bestellen. Er und seine Professen durften auch die Untergebenen von Fasten und verbotenen Speisen dispensiren und armen Studierenden nach vorgenommener Prüfung academische Würden ertheilen.

Kein Wunder, daß diese neuen Günstlinge und Werkzeuge des römischen Stuhls, so großer Bevorzugung wegen, auch bei katholischen Behörden, besonders bei den Bischöffen und Mönchsorden, die sich dadurch beeinträchtigt und hintangesetzt hielten, mit Mißtrauen und Unmuth betrachtet wurden. Weil sie manche protestantische Reformationsgrundsätze für ihre Zwecke adoptirten, insbesondere den vorherrschend mechanischen Gottesdienst durch practischere Anleitung zur Frömmigkeit, die beschauliche Andacht und die müssige Möncherei durch wissenschaftliche Regsamkeit und seelsorgerliche Thätigkeit zu verdrängen suchten: so wurden sie anfangs von manchem Katholiken für versteckte Lutheraner gehalten, und selbst der gelehrte Canus, Professor in Salamanca, stellte die Jesuiten den Ketzersecten gleich und warf ihnen vor, daß sie „die Menschen durch das Blendwerk falscher Frömmigkeit hintergiengen, in den Häusern umherschlichen und der strengen Zucht in schnödem Weltsinn sich entschlagen hätten." Selbst die theologische Facultät zu Paris erklärte in einem 1554 ausgestellten Gutachten die Gesellschaft für eine den Kirchenfrieden beeinträchtigende Institution. Allein der Orden siegte bald über alle aus katholischem Kreis ihnen entgegentretende Hindernisse.

Unbekümmert um die Urtheile seiner Gegner gieng der neue Orden Schritt vor Schritt vorwärts, um wo möglich Alles, was mit der römischen Kirche nur noch lose zusammenhieng, fester mit ihr zu verbinden, oder was sich ganz von ihr los gemacht hatte, wieder zu ihr zurückzuführen. Da alle Glieder sich äußerlich eines vor der Welt tadelfreien Wandels und eines priesterlichen Anstandes bei Amtsverrichtungen befleißigten, so war ihre ganze auf die Neubelebung des Katholicismus gerichtete Thätigkeit von außerordentlichem Erfolg. Sie suchten und fanden vorzüglich bei Vornehmen Eingang und faßten durch die Collegien (Priesterseminarien) und Schulen, die sie allenthalben errichteten, schnell in allen romanischen Ländern — Italien, Portugal, Spanien sammt den von dort aus beherrschten Niederlanden, und in Frankreich — festen Fuß. (Von ihrer spätern außereuropäischen Wirksamkeit wird weiter unten die Rede seyn.) In Deutschland gieng von Ingolstadt, Wien und Köln ihre Hauptthätigkeit aus. Besonders mächtig wurden sie durch den Beichtstuhl, da ihnen die erleichternde Art ihrer Beichte allenthalben die Gemüther gewann. Nicht minder sicherte ihnen ihr vielseitiger Jugendunterricht, zumal sie ihn unentgeldlich ertheilten, einen großen Anhang.

In Deutschland erhielten die Jesuiten besonders durch den König Ferdinand und durch den Herzog von Bayern Gunst und Förderung. Da namentlich in ihren Landen die alte Kirche Mangel an Arbeitern litt, indem z. B. in Wien zwanzig Jahre hindurch keine Weihe vollzogen worden, ja in Oesterreich kaum der dreißigste Theil mehr katholisch war, so fanden die Jesuiten dort ein reiches Feld für ihre Thätigkeit. In Bayern wurden ihnen bald alle Gymnasien übergeben und der von Canisius, Rector der Universität Ingolstadt und erstem deutschen Ordensprovincial, nach den Tridentiner Prinzipien verfaßte Katechismus wurde ein wesentliches Hülfsmittel zur Befestigung des römisch-katholischen Glaubens.

Allmählig drang der Jesuitenorden, der bei Loyola's Tod schon 1000, und fünfzig Jahre darnach schon über 13,000 Mitglieder zählte, in alle Welttheile ein und erwarb aus Geschenken und Vermächtnissen unermeßliche Reichthümer. Da die Vernichtung des Protestantismus sein Hauptziel war, auf dessen Erreichung er es mit allen seinen, ihm zu Gebot stehenden Mitteln und Kräften anlegte, der Protestantismus aber in sich getheilt

war, so schien der von den Jesuiten geleiteten Gegenreformation früher oder später der Sieg nicht entgehen zu können. Verschaffte ihm auch die aufopfernde Thätigkeit, mit der alle seine Glieder ihrer Aufgabe sich hingaben, ein außerordentliches Ansehen in der katholischen Welt, und können selbst seine Gegner der ungemeinen Klugheit und Geschicklichkeit, die er entfaltete, eine gewisse Bewunderung nicht versagen: so hat ihm doch die Fälschung der Moral, welche sich ein Theil seiner Glieder zur Erreichung der Ordenszwecke erlaubte, einen großen Haß zugezogen und den Namen Jesuit und Jesuitismus in den übelsten Geruch gebracht, so daß es auch dem besonnensten Beurtheiler schwerlich gelingen wird, diese welthistorische Erscheinung — ganz abgesehen vom Confessionsstandpunkt — in ein ungetrübtes Licht zu rücken.

Jene Fälschung — deren Schuld der Orden als solcher nicht auf sich nimmt — besteht zunächst einerseits in der Minderung des Ernstes und der Schärfe der göttlichen Sittengebote mittels der Lehre von der Verdienstlichkeit auch der bloß äußerlichen Erfüllung des Sittengesetzes (dem opus operatum), anderseits in dem Schein der Befestigung der Sittengebote mittels einer, den kleinsten Fällen und Zuständen des Lebens sich anbequemenden Anwendung derselben. Vorzüglich hat die Anwendung, welche davon viele Glieder dieses Ordens auf die Politik machten, die Furcht vor ihm — selbst in einem großen Theile der katholischen Welt — begründet. Um nämlich dem Papste die Vollherrschaft zu sichern, behauptete schon Loyola's Nachfolger, der Ordensgeneral Lainez in seiner vor den tridentinischen Vätern gehaltenen Rede, daß die weltliche Staatsgewalt aus einem Gesellschaftsvertrage (also durch Uebertragung vom Volk) entsprungen sey (— eine Theorie, die mit dem Rousseau'schen Contrat social übereinstimmt.) — Die Frage, „ob es erlaubt sey, Tyrannen aus dem Wege zu räumen", hat der spanische Jesuit Mariana (in seinem an den König Philipp II. gerichteten Buch de rege et regis institutione, „zwar mit Vorsicht, jedoch so behandelt, daß man deutlich wahrnimmt, seine Meinung neige sich der Bejahung zu." — Aus solchen und ähnlichen, schon frühe in den Orden gelegten Keimen entwickelten sich späterhin positiv gefährliche Lehren und weltverwirrende Thaten, — überhaupt jene Abweichungen von der christlichen Sittenlehre, die vielen Gliedern für gerechtfertigt galten, wenn das Beste des Ordens sie zu fordern schien, — zusammt jener schleichenden Weltklugheit, die es sich erlaubte, einerseits dem rohen Sinn der Menge durch Ausbildung neuer, von einer schiefen Kunstrichtung unterstützten Andachtsformen zu schmeicheln, — die Großen der Erde aber durch eine „versüßte, gegen die sündhaften Triebe des menschlichen Herzens nachsichtige Sittenlehre mit der Religion zu befreunden." — Dabei

wird jedoch anerkannt, daß so manche besser gesinnte Ordensobere und Ordensgenossen gegen die mehr und mehr im Orden überhandnehmende verderbliche Richtung auf Weltsinn und Weltbeherrschung angekämpft haben. Zur Beurtheilung des Werths und des Unwerths dieses tief in die Weltverhältnisse eingreifenden, auf Gewinn von Macht und Einfluß so überaus künstlich berechneten Triebwerks des menschlichen Geistes wird es der weitere Verlauf der Geschichte an Stoff nicht fehlen lassen, unt zur nähern Aeußerung unseres evangelischen Urtheils Gelegenheit geben.

4. Ferdinand's I Tod. Regierungsantritt Maximilian's II. Letzte Störung des Landfriedens durch die Grumbachischen Händel. Unglückliches Schicksal des Herzogs Johann Friedrich des Mittleren von Sachsen-Weimar.

Obgleich Kaiser Ferdinand sich fest an den katholischen Glauben hielt und daher auch den Jesuiten in seinen Erblanden Vorschub that, so war er doch im Allgemeinen gegen die Protestanten billig und milde gesinnt; ja er gab bis an sein Ende die Hoffnung nicht auf, durch angestrebte Bewilligung des Laienkelchs und der Priesterehe die Kluft der Religionstrennung, wo nicht zu heben, doch zu mindern. Er ließ sich deßhalb von zwei ehemaligen Protestanten, die aber, bewogen durch ihre Neigung zu einem gewissen Rationalismus, in die katholische Kirche zurückgetreten waren, Namens Cassander und Wicel, je ein Gutachten abfassen, starb aber, noch ehe er ihre Vorschläge prüfen konnte, im Jahre 1564 und hinterließ das Reich seinem Sohne Maximilian II, der schon zwei Jahre zuvor durch die Stimmeneinhelligkeit der Kurfürsten gewählt und gekrönt worden war.

In seiner letztwilligen Verordnung theilte Ferdinand seine Erbstaaten in der Art unter seine drei Söhne, daß Maximilian Ungarn, Böhmen und Oesterreich, Ferdinand Tyrol, und Karl Steyermark, Kärnthen und Krain bekam: eine Bestimmung, welche zur Schwächung des deutsch-habsburgischen Hauses beitrug.

Da Maximilian, ein Fürst voll Verstand und Herzensgüte, in ziemlich freien Religionsansichten erzogen worden war, so schmeichelten sich die Protestanten mit der Hoffnung, er werde

sich noch zu ihnen bekennen. Hatte er doch früherhin bereits das Abendmahl unter beiden Gestalten genommen; hatte doch der päpstliche Legat über seine Neigung zum Lutherthum bittere Klagen bei seinem Vater geführt und Max damals in einem eigenen Schreiben an den Kurfürsten von der Pfalz um Herberge gebeten, falls er nächstens als Vertriebener zu ihm kommen werde! Allein die Vorstellungen des Bischoffs Hosius von Ermeland, des damals berühmtesten katholischen Theologen, der ihm darzuthun suchte, daß das Joch des Lutherthums ein eisernes sey, während das päpstliche Joch nur ein hölzernes gewesen; dazu die eigene Beobachtung des, durch Religionsstreitigkeiten erzeugten traurigen Zustandes der evangelischen Kirche, am meisten aber die Rücksicht auf seine politische Stellung, — hielt ihn vom Uebertritt ab. Wie er sich jedoch stets gegen die Protestanten als ein unparteiischer Regent bewies, der nicht nur in seinen Erblanden den Gottesdienst frei ließ, sondern auch andere Fürsten zu gleicher Duldung zu bewegen suchte, — wird weiter unten (K. 3. u. XXI. 1, 1.) des Näheren gezeigt werden.

In den ersten Jahren seiner Regierung erfuhr der **Landfrieden** die letzte Störung durch die „**Grumbachischen Händel**", die dem Urheber derselben den Tod durch Scharfrichterhand, dem fürstlichen Beschützer desselben aber, dem Herzog **Johann Friedrich dem Mittleren** von Sachsen, den Verlust seines Landes und lebenslängliche Haft zuzog.

Der fränkische Reichsritter **Wilhelm von Grumbach**, Schirmvogt des Bisthums Würzburg, hatte in dem markgräflichen Krieg gegen die fränkischen Bisthümer es mit dem Markgrafen **Albrecht von Brandenburg**-Culmbach gehalten und war deßhalb von seinem Fürstbischoff **Melchior von Zobel** seines Amtes entsetzt und seiner würzburgischen Lehen verlustig erklärt worden. Obgleich das Reichskammergericht zu des Ritters Gunsten entschied, so konnte er doch von dem Bischoff seine Güter nicht wieder erlangen. Daher suchte er denselben in seine Gewalt zu bringen, um ihn auf diese Weise zur Rückgabe zu nöthigen. Als seine Leute aus einem Hinterhalt den mit schwachem Gefolge auf die Jagd reitenden **Bischoff** überfielen, ward derselbe unabsichtlich im Getümmel **getödtet**. Daher floh **Grumbach** nach Frankreich, und als weder die vier rheinischen Kurfürsten, noch die kaiserlichen Commissarien den Nachfolger des Bischoffs zur Befriedigung Grumbach's bringen konnten, hielt sich dieser zu weiterer Selbsthülfe berechtigt, verband sich mit andern fränkischen Rittern und ge-

wann (1559) den schwachen Herzog Johann Friedrich von Sachsen Weimar (den Sohn Johann Friedrich's des Großmüthigen). Dieser, angeleitet durch seinen Kanzler Brück, machte Entwürfe zur Wiedererlangung des sächsischen Kurlandes, ja er richtete in seiner durch abergläubisches Gaukelspiel bestärkten Einfalt seine Gedanken sogar nach der Kaiserkrone. Mit seiner Unterstützung sammelte Grumbach Kriegsvölker nnd zwang damit den Bischoff von Würzburg zur Unterzeichnung eines Entschädigungsvertrags. Wegen dieser Vergewaltigung erklärte der Kaiser Ferdinand I den Grumbach in die Acht, und gebot dem Herzog, den Landfriedensbrecher nicht länger zu bergen. Der Herzog gehorchte aber nicht und verlegte nach Ferdinands Tod, um desto leichter widerstehen zu können, seinen Sitz in die, durch die Veste Grimmenstein gedeckte Stadt Gotha, und bot, ungeachtet aller Abmahnung seines Schwiegervaters, des Kurfürsten Friedrich III von der Pfalz, der gesammten Reichsjustiz Trotz, worin ihn Grumbach durch Aufstachlung seines Hasses gegen den Kurfürsten August von Sachsen bestärkte.

Da der von seiner Umgebung durch das fortgesetzte Gaukelspiel von Engelerscheinungen tief verstrickte Herzog auch die Strafmandate des Kaisers nicht achtete, wurde er ebenfalls in die Reichsacht erklärt. Ehe er sich's versah, erschien das Executionsheer unter dem Befehl des Kurfürsten August vor Gotha und umlagerte die Stadt. Dennoch beharrte der geblendete Mann im Widerstand, voll der eitlen Hoffnung auf den ihm vom Grumbach vorgespiegelten Entsatz, bis sein eignes Kriegsvolk, dem er den Sold nicht zahlen konnte, sich empörte und ihn sammt seinem Kanzler und dem Grumbach gefangen nahm, worauf die Bürgerschaft dem Kurfürsten die Thore öffnete und ihrem neuen Gebieter, dem Herzog Johann Wilhelm, Bruder des Geächteten, huldigte. An demselben Tage, da Johann Friedrich's Vater bei Mühlberg 20 Jahre zuvor Herrschaft und Freiheit verloren hatte, verlor sie auch dieser sein unglücklicher Sohn. Er mußte in seiner Haft zu Wienerisch-Neustadt 28 Jahre lang seine Thorheit und Einfalt beklagen und mit Mühe konnte seine treue Gemahlin, die pfälzische Elisabeth, es erlangen, seine Leidensgefährtin in der Gefangenschaft zu seyn. Wohl verwendeten sich öfters selbst die drei katholischen Kurfürsten, ja auch der Kaiser Maximilian II bei dem Kurfürsten August für seine Befreiung, aber der Haß desselben blieb unerbittlich. Der Unglückliche starb 1595 zu Steyer, nachdem ihm ein Jahr zuvor seine musterhafte Gattin im Tode vorangegangen war. — Dem Grumbach sowohl, als dem Kanzler Brück wurde nach ausgestandener Folter das Herz aus dem lebendigen Leibe geschnitten, die Leiber geviertheilt und Stücke davon an den Landstraßen ausgesetzt! Der Kurfürst August rühmte sich dieser Hinrichtung durch eine Denkmünze mit der Umschrift Tandem bona causa triumphat! Der Kaiser Maximilian aber ließ ihm auf den ihm erstatteten Bericht von jener Execution die Worte sagen: Excessit medicina modum!

Während **Maximilian** sich alle Mühe gab, den Reichsfrieden in Deutschland zu erhalten, wütheten in Frankreich, in den Niederlanden, in England furchtbare Religionskriege, die sich dort in Folge der auch in jene Länder eingedrungenen Reformation erhoben hatten.

Es ist daher Zeit, die Betrachtung der Geschicke jener Nationen, so wie überhaupt der außerdeutschen Welt, da wieder aufzunehmen, wo wir sie ruhen ließen, um den Blick auf den Herd der Geisterbewegung zu richten, deren Schwingungen in die peripherische Ferne wir nunmehr in einer, wenn auch kürzern Rundschau verfolgen wollen.

Zwanzigstes Buch.

Die reformatorischen und politischen Bewegungen des 16. Jahrhunderts
in den
übrigen europäischen Staaten.

Zwanzigstes Buch.

Die reformatorischen und politischen Bewegungen des 16. Jahrhunderts in den übrigen europäischen Staaten.

---

1. Kapitel.

Frankreich im 16. Jahrhundert. Die französischen Religionskriege.

1. Verhältniß der romanischen und der germanischen Natur zur Reformation. Befestigung des französischen Königthums durch Franz I und seine Concordate mit dem Papst. Reformationsbestrebungen in Südfrankreich und Verfolgungen derselben. Vordringen des Calvinismus von Genf aus. König Heinrich II. Die Partei Montmorency und die Partei der Guisen. Einigung beider gegen die Protestanten. Zunahme der französischen Macht durch die Einnahme von Metz und von Calais. Niederlage bei Grävelingen. Friede von Chateau-Cambresis. Tod Heinrich's II.

Der Kampf der über die Fragen des Heils entbrannten Geister war in Deutschland nicht sowohl mit dem Schwert, als mit dem Wort geführt worden: aber auch in andern Landen standen sich, von der Flamme der deutschen Reformation ergriffen, zwei Religionsparteien, eine jede für ihren Glauben streitend, feindlich gegenüber. Die Frage, ob Frankreich, ob die von Spanien abhängigen Niederlande, ob England römisch-katholisch oder evangelisch-protestantisch seyn solle, wurde dort unter Jammer und Noth, unter Thränen und Blut entschieden. Kann sich auch in diesen blutigen Kämpfen um des Lebens höchste Güter kein Theil

rein von Blut und Frevel sprechen, so ist es doch namentlich in Frankreich und in den Niederlanden die alte, sich in ihrem mißbrauchten Besitz vertheidigende Kirche, welche in diesem Kampfe die Mehrzahl der Unthaten und Frevel auf sich lud, und das Märtyrerthum in seiner leidenvollsten, entsetzlichsten Gestalt tritt uns dort auf der Seite der Protestanten entgegen, über deren zerfleischten Leichen und rauchenden Gebeinen der Katholicismus Roms seine erschütterte Herrschaft entweder ganz wieder gewann, oder wie in den Niederlanden wenigstens zur Hälfte noch behauptete, wenn er sie auch in England, jedoch nur nach einer blutigen, aber mißglückten Reaction gänzlich verlor.

Der Grund dieser Erscheinung liegt in der innern Wahlverwandtschaft der Völker lateinischen Ursprungs mit der römischen Hierarchie. Sie waren durch die römische Kirche mit ihren eigenen Uranfängen und ihrer längern Vergangenheit wesentlich verbunden und sahen in einem engern Sinn, als die Germanen jene Kirche als die Mutter und Pflegerin ihres sittlichen Daseyns an. Sie war den Italienern, Franzosen und Spaniern als die Fortsetzung der altrömischen Herrschaft unter christlicher Form mehr eine „nationale Institution", in der ihre Ueberlieferungen und Sitten, ihre Gefühle und Gedanken wurzelten. Daher fand der von der selbständigeren Geistesrichtung der Germanen ausgehende Protestantismus in jenen latinisirten Völkern, obwohl ihn nicht wenige Seelen darunter mit eben so großer Kraft ergriffen als in Deutschland, nicht so tiefen und dauernden Eingang: denn die Masse dieser mehr sinnlich bewegten romanischen Völker fühlte sich von der Innerlichkeit und Unmittelbarkeit des Verhältnisses, in welches die deutsche Reformation den Einzelmenschen zu Gott stellt, nicht angezogen. Während die römische Kirche für die Völker deutschen Stammes verhältnißmäßig mehr oder weniger eine äußere Macht geblieben war, hatte sie sich mit den romanischen Völkern bei weitem inniger vereinigt, so daß, als die Reformationsbewegung entstand, sich dieser Unterschied in der Stimmung und in dem Verhalten der beiden Völkergruppen (der romanischen und germanischen) deutlich kund that.

Und dennoch — wie groß muß die Verweltlichung der römischen Kirche und der Contrast zwischen ihren Forderungen und Leistungen gewesen seyn, daß auch unter den Völkern lateinischen Ursprungs eine so lebhafte Protestation gegen die Hierarchie und eine so starke Hinneignng zu den religiösen Neuerungen entstand, die von Deutschland aus sich in alle Nachbarländer verbreitete. Dieß war besonders unter den Franzosen der Fall, welche durch ihre Nähe an Deutschland, wie durch ihre ursprüngliche Mischung der Elemente, aus denen ihre Nationalität sich gebildet hatte, den Ansatz zu einem Uebergang vom Romanischen zum Germanischen in sich tragen.

Schon wenige Jahre nach Luthers Auftreten in Wittenberg, fand sich zu Meaux in Frankreich ein Mann aus niederm Stande, der das Volk zur Abschaffung des Bilderdienstes aufforderte und in den untersten, wie in den höchsten Ständen, wenn auch in diesen letztern mehr im Geheimen, offenes Gehör fand, indeß von dieser religiösen Bewegung in den mittlern Ständen wenig zu spüren war.

Anfangs übersah Franz I in seinem eitlen, der feinen und groben Sinnlichkeit hingegebenen Wesen die Bedeutung dieser Bewegung, und erst als sein Despoteninstinct wahrnahm, daß die in seinem Volke aufkeimenden neuen Ueberzeugungen in der Auflehnung gegen die kirchliche Autorität auch seine weltliche antasten könnte, begann er die Protestanten seines Landes zu verfolgen. Daß die dadurch veranlaßten Verfolgungen rein nur in seiner Politik, nicht in seiner eigenen Glaubensüberzeugung ihren Ursprung hatten, erfahren wir schon aus seinem Verhältniß zu Deutschland, worin er die Protestanten gegen den Kaiser, seinen Erzfeind, zu unterstützen, und dabei sich mit dem Erzfeind der Christenheit, dem Türken, zu verbinden für zuträglich fand (XIX. 8, 5).

Seit in Frankreich sich das Königthum durch Vernichtung der Selbständigkeit der Lehensfürstenthümer immer mehr unumschränkt gemacht hatte, war der König in der Vorstellung seiner Unterthanen die allgemeine Sonne geworden, gegen die alle andern Lichtgrößen im Reiche zurücktraten. Diese Vorstellung befestigte Franz, wie keiner seiner Vorgänger, durch — seinen Character, in welchem sich alle Vorzüge und Mängel seines Volkes vereinigt

wiederspiegelten. Seine glänzende, ungestüme, mit seiner Eitelkeit und Ruhmsucht genau verwebte Tapferkeit, deren mächtiger Eindruck sich den Franzosen auch dann noch nicht verwischte, als der König im vorgerücktern Alter schwach und träge ward; — eine gewisse Zuneigung erweckende Heiterkeit und Offenheit seines leichtsinnigen Wesens; die ihm angeborne Verschwisterung von Kraft und Anmuth in Rede und Haltung; — der Schein von Größe und Hoheit, den er dem Auftreten seiner Persönlichkeit zu geben wußte: — das Alles gefiel seinen Landsleuten, die ihr eignes Wesen in dem seinen verkörpert sahen. Selbst seine treulose Moral und seine den Hof verpestende Sittenlosigkeit verdunkelte den Franzosen den Glanz jener Vorzüge nicht, zumal da seine Begünstigung der Industrie und des Handels, vorzüglich aber der Literatur, insbesondre der Poesie und bildenden Kunst, deren Pflege sich so leicht mit Characteren dieser Art verträgt, seinen Ruhm in den Augen seiner Nation noch erhöhte, da es ihr nicht auf die Motive solcher Begünstigung ankam. — Gewiß übrigens ist, daß der Schwung, den nachher die französische Literatur im 16. Jahrhundert nahm, dem Einfluß zuzuschreiben ist, welchen unter Franz die aufblühende, besonders in Paris gepflegte, Kenntniß der alten Literatur auf die Ausbildung der französischen Sprache ausübte (XX. 6, 5.).

Sein Streben, die Königsgewalt noch weiter zu stärken, zeigte sich in dem von ihm 1516 mit dem Papst geschlossenen Concordate, das durch die Aufhebung des Wahlrechts der Geistlichen dem Könige die Besetzung der Bisthümer und dadurch einen großen Theil der Kircheneinkünfte überließ; ferner in der Vereinigung der Bretagne mit Frankreich und in der Zurückdrängung der Stände, an deren Stelle er einen von seinem Willen abhängigen Notabeln-Ausschuß setzte. — Obgleich seine vielen Kriege, die oben (XIX. 6.) genauer erwähnt wurden, so wie seine Ueppigkeit und Verschwendungssucht dem Volke einen schweren Steuerdruck auflegte, so blieb er doch den Franzosen ein Ideal, wie sie sich denn jeden Herrn gefallen lassen, der muthig und anmuthig zugleich die Zügel zu führen weiß, durch die sie gelenkt seyn wollen, weil sie am wenigsten unter den Völkern (die Polen ausgenommen) sich selbst zu lenken vermögen.

Ungeachtet die Sorbonne die Schriften Luther's verbrennen ließ, fiengen doch selbst Bischöffe, wie Briçonnet von Meaux, an, sich Reformbestrebungen hinzugeben, und namentlich fand die neue Lehre in Südfrankreich, wo aus der Albigenserzeit her, besonders durch die noch übrigen Reste der Waldenser, eine große Empfänglichkeit vorhanden war, einen raschen, den Despoten erschreckenden Fortgang. Daher traf die Schwere der Verfolgungen am meisten jene Gegenden, wo die greulichen Mordscenen, die in

der Provençe, zu Meribol, Cabrières (1545) vorfielen, und die Ausrottung einer ruhigen und stillen Bevölkerung, bloß weil sie sich dem hierarchischen Joch entzogen hatte, einen Begriff von dem Fanatismus geben konnte, mit dem die französisch-römische Kirche und die mit ihr verbundene Königsmacht das aufwachende evangelische Leben zu ersticken suchte

Der Tod des Königs Franz änderte in diesem Verfahren nichts, und sein Sohn und Nachfolger Heinrich II (1547—1559) setzte nur die innere und äußere Politik fort, die sein Vater angebahnt hatte: nach Außen den beharrlichen Widerstand gegen die allerdings Frankreich schwer bedrohende Macht Habsburgs, ohne Rücksicht auf das religiöse Prinzip, — daher fortdauernde Verbindung mit den Türken und mit den Protestanten des Auslands; — nach Innen die Niederhaltung aller aufstrebenden, das Königthum in seinem Streben nach Unumschränktheit hemmenden Kräfte, insbesondre die vermehrte Grausamkeit gegen den Protestantismus des eignen Landes, wo derselbe unterdeß von Genf aus durch Calvin's Lehre eine weitere Verbreitung gefunden hatte.

Die große Characterschwäche des Königs machte ihn aber nur zum Spielball zweier seine Regierung und Frankreich beherrschenden Parteien, die zwar unter sich eifersüchtig und uneinig, doch, wenn es ihr Vortheil heischte, zu gemeinsamen Zwecken verbunden waren. Die eine Partei wurde von dem herrschsüchtigen und entschlossenen Connetable Anna de Montmorency geleitet, einem Manne, der darauf ausgieng, die Stände in der Unterwürfigkeit unter die königliche Gewalt zu erhalten, die Protestanten zu unterdrücken und das Haus Habsburg zu bekämpfen.

An der Spitze der zweiten Partei standen die Guisen, ein jüngerer Zweig des Hauses Lothringen, der sich unter Franz I in Frankreich niedergelassen hatte und, seiner Abstammung von den Karolingern sich rühmend, die von Capet stammenden Könige als Usurpatoren betrachtete und namentlich die Prinzen aus dem Hause Bourbon-Vendôme haßte. Unter Franz I, der sie durchschaute, hatten sie nicht aufkommen können und daher alle mit der Regierung Unzufriedenen um sich gesammelt, so daß Franz auf seinem

Todbette seinen Sohn vor diesem Geschlechte warnte. Allein der unkluge und von Diana von Poitiers geleitete Heinrich begünstigte die Guisen in aller Weise.

Der Vater der Guisen, Claude von Guise, war erst 1527 zum Herzog erhoben worden. Er hatte sechs Söhne, unter welchen der kriegstapfere Herzog Franz von Guise und der schlaue Cardinal Karl von Lothringen die hervorragendsten waren. (Ihre Schwester war mit Jakob V (IV) Stuart, König von Schottland, vermählt.) Der fünfte der Guisenbrüder, Herzog von Aumale genannt, hatte eine Enkelin Diana's zur Gemahlin und war dadurch dem Könige besonders werth. Diana selbst nämlich war, als Wittwe Louis de Brézé's, das Kebsweib Franz I geworden und nahm nach dessen Tode durch die Gewalt ihrer Schönheit und Klugheit die gleiche Stelle bei — seinem Sohne ein, obgleich dieser schon seit 1533 mit Katharina von Medici (einer Nichte des Papstes Clemens VII) vermählt war. Diese Mediceerin war, da sie bei ihrer Vermählung erst 14 Jahre zählte, anfangs ohne Einfluß, wurde aber in der Folge die eigentliche Hegerin und Pflegerin einer „macchiavellistischen" d. h. nur auf die nächstgelegenen Zwecke, ohne Hinblick auf ein höheres Ziel, mit allen Mitteln der Klugheit lossteuernden Politik. Bloß den rein äußerlichen Interessen der Kirche hingegeben, beobachtete sie zwar den Schein der Frömmigkeit, opferte aber dem „sinnlichen Genuß in schöner Form" und wurde dadurch die Hauptbegünstigerin des französischen Hofluxus.

Die Politik der Guisen, des allerdings geistvollsten und kräftigsten unter den hohen Geschlechtern Frankreich's, zielte darauf ab, sich als Verfechter des römischen Katholicismus geltend zu machen, um, auf diesen Ruhm gestützt, sich bei der Möglichkeit der Erlöschung des Hauses Valois (denn die Königin hatte in den ersten 10 Jahren ihrer Ehe keine Kinder) auf den französischen Thron zu schwingen oder wenigstens eine neue Herrschaft zu gründen. Sie hielten es daher heimlich mit Rom, Spanien und Oesterreich, während das katholische Prinzip im Allgemeinen das Band bildete, das sie an die Valois zu ketten schien.

Das Ziel der Montmorency's gieng nicht so weit: sie strebten nur nach den ersten Stellen im Dienste des Königs und hielten im Uebrigen treu am nationalen Interesse. — Beide Parteien kamen jedoch darin überein, daß sie den König unbedingt zur Verfolgung der Protestanten antrieben, zumal mit deren Verurtheilung hauptsächlich die Einziehung des Ver=

mögens derselben verbunden war, das dann unter den vornehmsten Hofleuten und Günstlingen vertheilt wurde: denn der Fanatismus war es nicht allein, sondern eben so sehr die Habsucht, welche die Scheiterhaufen in Frankreich anzündete.

Der mit den gerichtlichen Untersuchungen gegen die Protestanten beauftragte Parlamentsausschuß, genannt die Chambre ardente, weil diese Kammer meist auf den Feuertod erkannte, war ein Werkzeug des Hofs und wurde von demselben für seinen Eifer nicht selten aus den Güterconfiscationen belohnt. Der Parlamentspräsident Liset und der Polizeipräfect Morin ließen sich zuweilen die Güter einer des Protestantismus angeschuldigten Stadt, manchmal einer ganzen Provinz zuerkennen, und da die Ausführung einer befohlenen Verfolgung in den Händen feiler oder furchtsamer Magistrate war, auch die Folter angewendet wurde, so war es, wie z. B. 1549 in Guyenne, leicht, der Verfolgung die größtmöglichste Ausdehnung zu geben. Da sich auch mehrere Prälaten an diesem Raube betheiligten und daher dieses Verfahren allgemeine Mißbilligung erregte, so beschränkte der König die Gewalt des geistlichen Gerichts dadurch, daß er demselben das Recht, auf Geldbußen zu erkennen, entzog. Doch wurde den Richtern eingeschärft, deßhalb in ihrem Eifer gegen die Ketzer nicht nachzulassen. — Die Verfolgungen wurden noch dadurch erschwert, daß keine Appellation stattfand. Da die Feuerstrafe gewöhnlich zu einem öffentlichen Volksschauspiel diente, so erzeugte der häufig vorkommende Anblick der Scheiterhaufen im Volke allmählig eine gewisse fanatische Wuth, die es antrieb, selber den Behörden durch Angebereien die meisten Opfer zuzuführen. Nichts desto weniger wuchs in den Protestanten die Kraft der Wahrheitsüberzeugung mit jeder neuen Verfolgung.

Von Heinrich's Verbindung mit den protestantischen Fürsten Deutschlands und von seiner durch den Verrath des Kurfürsten Moritz begünstigten Erwerbung der lothringischen Bisthümer Metz, Toul und Verdun, so wie von seinem, wenn auch vergeblichen Versuch, sich Straßburgs zu bemächtigen und von den in allen diesen Handlungen zu Tage tretenden Absichten auf die Schmälerung Deutschlands ist bereits oben (XIX. 10, 2) die Rede gewesen. Alle Kämpfe, welche dieser König gegen die Macht Habsburgs am Rhein, in den Niederlanden und in Italien führte, förderten, ungeachtet vieler Nachtheile, die auch die Franzosen erlitten, im Allgemeinen die Ueberlegenheit Frankreichs. Dazu trug Franz von Guise das Meiste bei, sowohl durch seine

Vertheidigung der Stadt Metz, die Karl V vergebens wieder zurückzuerobern versuchte, als auch durch die Eroberung von Calais, das er den Engländern entriß, welche damals unter ihrer Königin Maria, der Gemahlin Philipp's II, die Verbündeten Spaniens waren.

Während Guise für den Papst gegen Spanien in Italien kämpfte, wo ihm aber sein Angriff auf Neapel mißglückte, führte der Admiral Gaspard de Coligny (aus dem Hause Chatillon) den Krieg gegen Spanien in den Niederlanden, wurde aber in St. Quentin eingeschlossen und mußte, da ein französisches Entsatzheer 1557 geschlagen wurde, diesen Platz übergeben. Nach Guise's Rückzug aus Italien, der den Papst bewog, mit Spanien Friede zu machen, wendete Guise sich gegen die Engländer in Calais und eroberte 1558 diese Stadt, die fortan wieder französisch wurde.

Die Eroberung von Calais hatte auch die Einnahme von Ham, Thionville, Dünkirchen u. a. O. zur Folge; als aber die Franzosen bei Grävelingen durch den Grafen von Egmont eine Niederlage erlitten, führte die Ermüdung der streitenden Theile zum Frieden von Chateau-Cambresis (3. April 1559). In demselben mußte zwar Frankreich auf seine Eroberungen in den Niederlanden und in Italien verzichten, durfte aber Calais und die drei „welschen Bisthümer" behalten zusammt dem Recht, in Turin und in einigen andern piemontesischen Orten Besatzungen zu halten. Die über diesen Frieden unwilligen Guisen wurden durch eine Vermählung des Dauphin's Franz mit ihrer Nichte, der schottischen Prinzessin Maria Stuart, versöhnt. Zugleich mußte Heinrich II seine älteste Tochter Elisabeth (Isabella) dem Könige Philipp II von Spanien vermählen, der kurz zuvor Wittwer geworden war. Diese Verbindung schloß die Bürgschaft in sich, daß in Frankreich das gegen den Protestantismus angewandte Vernichtungssystem werde aufrecht erhalten werden. Kurz nach diesem Frieden starb Heinrich II unerwartet an einer im Turnier erhaltenen Wunde (10 Jul. 1559).

Weil nämlich auch Heinrich's jüngste Tochter mit dem Herzog Franz von Lothringen, und Heinrich's Schwester mit dem Herzog von Savoyen verlobt wurde, so verherrlichte der König diese dreifache Verlöbnißfeyer mit einem glänzenden Turnier im Geschmacke jener Zeit. In diesem Schau-

gefechte hatte der König bereits mehrere Tage in voller Rüstung vor den Augen des Volkes gekämpft und mehrere Große seines Hofes besiegt. Da befahl er zuletzt dem Hauptmann seiner Leibgarde, dem tapfern Grafen von Montgomery, sich mit ihm zu messen. Als beide wider einander rannten, brach Montgomery's Lanze und ein Splitter davon drang dem König in das Auge, so daß er bewußtlos vom Pferde sank und 12 Tage darauf mit Hinterlassung von vier Söhnen (Franz, Karl, Heinrich und Franz Herkules) im 41. Jahr seines Lebens starb.

2. Franz II und Katharina von Medicis. Die Guisen am Staatsruder. Neue Verfolgung der Protestanten. Ludwig von Condé an der Spitze der Hugenotten. Versuche zum Sturz der Guisen. Die Verschwörung von Amboise. Vereitlung derselben. Berufung der Reichsstände. Verhaftung Condé's. Tod des Königs Franz II. Karl IX und Katharina's Regentschaft. Sturz der Guisen; Condé frei. Begünstigung der Bourbonen.

Mit Heinrich's Tod begann für Frankreich eine 30jährige Epoche der unheilvollsten Zerrüttung aller Elemente des öffentlichen Lebens, welche die besten Kräfte des Staats erschöpfte und diesen fast der Auflösung entgegenführte. Heinrich's ältester Sohn und Nachfolger Franz II, war noch nicht 16 Jahre alt und, seiner körperlichen und geistigen Entwicklung nach, noch hinter diesem Alter zurück. Seine Volljährigskeitserklärung eröffnete daher den Parteien ein volles Feld der Intrigue. Seine Mutter, die Königin-Wittwe Katharina von Medicis, hatte unter Heinrich II zu wenig Einfluß gehabt, als daß sie jetzt schon die Zügel der Regierung hätte ergreifen können; sie schloß sich daher, weil sie den alten Montmorency, der eine neue Verwaltung zu bilden suchte, nicht leiden mochte, den bereits am Hofe so mächtigen Guisen an, deren Nichte, die schöne, kaum 18jährige Maria Stuart die Gemahlin des jungen Königs und deren Haupt die Schwester desselben war. Durch diese Verwandtschaft und durch den Beitritt der Königin-Wittwe gestärkt, verdrängten die Guisen die Partei Montmorency gänzlich vom Hofe und bekamen so die alleinige Leitung des Staates.

Noch war aber der 66jährige Connetable rüstig und hatte in den drei Söhnen seiner Schwester, die das Haupt des alten, an-

gesehenen Hauses Chatillon geheirathet hatte, eine bedeutende Stütze. Diese drei Brüder waren de Coligny, Admiral von Frankreich, einer der angesehensten Kriegsführer seiner Zeit, der in der Gefangenschaft, in die er bei St. Quentin (1557) gerathen war, durch die Lesung der h. Schrift für den Protestantismus gewonnen worden war; d'Andelot, General der Infanterie, und der Cardinal von Chatillon, beide ebenfalls dem Protestantismus geneigt, der seit längerer Zeit in den höchsten Ständen immer mehr Fuß gefaßt hatte.

Mit Montmorency verschwägert war Ludwig von Condé, ein Glied des ältern Zweiges der Bourbonen, die, obgleich Prinzen von Geblüt, doch unter den beiden vorigen Königen nicht mehr den Einfluß hatten, wie unter den früheren. Das Haupt dieses Bourbonenzweiges war damals Condé's ältester Bruder Anton, der Besitzer des Fürstenthums Bearn und durch seine Heirath mit Johanna d'Albret, der Erbin Navarra's, Titularkönig dieses kleinen, unter spanischer Hoheit stehenden Königreichs: er war jedoch zu schwach, die nach Heinrich's II Tod ihm gebührende und ihm auch von Montmorency anfangs angebotene Stellung am Hofe einzunehmen, um in Verbindung mit der Königin-Wittwe ein Gegengewicht gegen die Guisen zu bilden, — was vielleicht den Ausbruch des Religionskampfes und in Folge desselben die hundert Jahre später erfolgende völlige Unterdrückung des Protestantismus in Frankreich hätte verhindern können.

Zu den Bourbonen des ältern Zweiges gehörte noch der Cardinal Karl von Bourbon, zweitälterer Bruder Condé's. Die jüngere Bourbonenlinie bestand aus dem Herzog von Montpensier und dem Prinzen La Roche-sur-Yon. Anton's und Johanna's Sohn war Heinrich von Navarra, von dem noch viel die Rede seyn wird. Alle diese bourbonischen Prinzen, mit Ausnahme des Cardinal's, neigten zum Protestantismus. Sowohl Johanna selbst, als auch die Prinzessin von Condé (eine Verwandte Coligny's) und die Herzogin von Montpensier waren dem neuen Glauben eifrigst ergeben.

Sobald die Guisen die volle Macht am Hofe hatten, veranlaßten sie eine neue Verfolgung der Protestanten durch königliche Edicte, denen gemäß alle religiösen Versammlungen der

Protestanten bei Todesstrafe verboten, ihre Versammlungshäuser niedergrissen, jeder des reformirten Glaubens Verdächtige ins Gefängniß geworfen und jeder Ueberführte dem Scheiterhaufen übergeben wurde.

Kurze Zeit vor Heinrich's II Tode fragte dieser König den Bruder Coligny's, d'Andelot, um seine Religionsansicht. Dieser antwortete: „In dieser Beziehung, Sire, kann ich mich nicht verstellen, noch Gott betrügen; verfügen Sie über mein Leben, meine Güter, meine Aemter; meine Seele aber ist nur Gott unterworfen, von dem ich sie empfangen habe, und dem ich allein als dem mächtigsten Herrn gehorchen muß: mit Einem Wort, ich will lieber sterben, als in die Messe gehen!" Auf diese freimüthige Rede, ließ ihn der König verhaften. — Als nachher der König in der letzten von ihm geleiteten Parlamentssitzung bei der Berathung einer Protestantenverfolgung bemerkte, daß fünf Parlamentsräthe ihm in ihrer reformirten Gesinnung widersprachen, ließ er sie verhaften, darunter den Annas du-Bourg, der nach dem Antritt der Regierung Franz II eines der ersten Opfer der Verfolgung war: er wurde erdrosselt und sein Leichnam verbrannt. Die Verfolgung nahm auch dadurch einen fanatischeren Character an, weil man den Protestanten, wie den Christen in den ersten Jahrhunderten, Schuld gab, daß sie unnatürliche Gräuel in ihren Versammlungen verübten.

Obgleich die neue Verfolgung alle Gefängnisse füllte und Todesstrafen und Verbrennungen in Menge sich folgten, so mehrte doch der Haß gegen den tyrannischen und unsittlichen Hof die Anhänger der Reformation, die besonders an einem großen Theile des seiner alten Rechte beraubten Adels seine Hauptstütze hatte. Diese Partei setzte alle ihre Hoffnung auf eine Zusammenkunft der Reichsstände: da aber diese Hoffnung zu weitaussehend war und ihre berühmtesten Rechtsgelehrten und Theologen eine bewaffnete Vertheidigung für rechtmäßig erklärten, aber zu diesem Zweck einen Prinzen von Geblüt an die Spitze zu stellen riethen: so gab sie sich den Prinzen Condé zum Führer. Seit dieser Verbindung mit den Bourbonen erhielten die französischen Reformirten den Namen Hugenotten, was entweder so viel als Eidgenossen bedeutet, oder, wie die gleichzeitigen Erklärer meinen, eine Anspielung auf Hugo Capet enthält. Zunächst umfaßten sie den Plan, sich des Königs zu bemächtigen, um die Guisen zu stürzen. Es war dies die soge-

nannte **Verschwörung von Amboise**, die von dem Edelmann **Godefroi von Barry**, genannt **La Renaudie**, unternommen, aber von den Guisen vereitelt wurde.

Die Verschwornen hatten sich mit den Protestanten der französischen Schweiz verbunden und unter dem protestantischen Adel der Provence und der westlichen Provinzen einen großen Anhang gewonnen. Da aber der Anschlag dem Herzog von Guise entdeckt wurde, brachte er den jungen König, der damals in Blois Hof hielt, nach **Amboise**, das durch ein festes Schloß und eine Besatzung geschützt war. Weil nun hierauf der König den Herzog zum Generalstatthalter von Frankreich erhob, so ließ die **Königin-Mutter** die drei Brüder **Chatillon** kommen, um sich mit ihnen zu berathen. Admiral **Coligny** erklärte, daß sich die Bewegung nur durch die Einstellung der Verfolgungen und durch die Gewährung der Gewissensfreiheit bis zur Entscheidung eines allgemeinen Concils stillen lassen werde. Da der gemäßigte **Kanzler Olivier** dem Rathe beistimmte, so erschien ein **königliches Edict**, (1560) das einige Freiheit gewährte, die Prediger und Verschwornen aber von der Amnestie ausnahm. Das **Parlament** hatte dieses Edict zwar sanctionirt, aber auf Anstiften des Hofs **insgeheim dagegen protestirt!** Als hierauf die Guisen die Einführung der Inquisition verlangten, erließ nach Olivier's Tod der neue Kanzler **L'Hospital** das **Edict von Ramorantin**, welches die Untersuchungen gegen die Protestanten zwar nicht der eigentlichen Inquisition, aber **ausschließlich den Bischöffen** übertrug, und für die Protestanten zwar den Zwang, dem katholischen Gottesdienst beizuwohnen, aufhob, aber alle andern Gesetze wider sie in Kraft ließ.

Da aber die Häupter der Verschwornen schon zu weit vorgegangen waren und an 500 Edelleute von verschiedenen Seiten herbeizogen, so entschloß sich **La Renaudie einen Angriff auf Amboise** zu machen. Allein der Herzog von **Guise** hatte an 800 seiner Waffengenossen in den Orten der Umgegend ins Versteck gethan, welche nun über die in kleinen Schaaren sich sammelnden Verschworenen herfielen und sie theils niedermachten, theils gefangen nahmen. **La Renaudie** selbst **fiel** im Kampf; die Gefangenen wurden theils an den Schloßzinnen aufgehängt, theils enthauptet. Schon gleich nach der Entdeckung der Verschwörung hatte sich **Condé** an den Hof nach Amboise begeben und, um seine Unschuld darzuthun, an der Vertheidigung von Amboise Theil genommen; ja er wohnte sogar den Hinrichtungen der Gefangenen bei. Da mehrere derselben auf der Folter gegen ihn aussagten, so erbot er sich zum Erweis seiner Unschuld zu einem Zweikampf. Dennoch rieth der Cardinal von Lothringen, ihn hinzurichten; weil aber der Herzog seine Hinrichtung für zu gefährlich hielt, wenn man nicht zugleich auch den König von Navarra unschädlich machen könne, so

entließ er, in der Erwartung gelegenerer Zeit, ihn ungehindert auf seine Besitzungen.

Da die Guisen aus diesem Vorfall die Tiefe der gegen sie gerichteten Unzufriedenheit erkannten, so gaben sie dem von einer Notabelnversammlung ausgesprochenen Verlangen nach einer Berufung der Reichsstände nach, aus denen sie eine Mehrzahl eifriger Katholiken und Feinde der Bourbonen für sich zu gewinnen hofften. Ehe aber die Ständeversammlung zu Orleans eröffnet wurde, sollten die beiden bourbonischen Prinzen, von denen Condé sich mit den Montmorency's in neue Plane eingelassen und den Ausbruch von Kämpfen in Lyonnais, in der Dauphiné und Provençe begünstigt hatte, unschädlich gemacht werden. Sie wurden daher ebenfalls zur Versammlung einberufen und, nachdem man sie beredet hatte, ihr 800 M. starkes Gefolge unterwegs in Verteuil zurückzulassen, gleich nach ihrer Ankunft in Orleans verhaftet. Schon war zur Verurtheilung Condé's, gegen den allein sich Beweise aufbringen ließen, der Tag bestimmt, der auch zugleich der Tag der Hinrichtung beider Brüder werden sollte, schon der Henker herbeigeholt und das Schaffot errichtet, — als plötzlich der stets kränkliche König Franz II so gefährlich erkrankte, daß die Aerzte ihn aufgaben. Rasch wollten die Guisen noch vor dem Tode des Königs die Hinrichtung vornehmen lassen; allein Katharina von Medicis, unterstützt sowohl vom Kanzler L'Hospital, der, wie sie, das Uebergewicht der Guisen fürchtete, als auch vom Staatsrathe, der beim bevorstehenden Regentenwechsel die Verantwortlichkeit scheute, willigte nicht ein, fest entschlossen, sich mit Hülfe dieser Bourbonen die anmaßenden Guisen vom Halse zu schaffen. Als daher Franz (Dez. 1560, 18 Jahr alt) starb, übernahm Katharina für Franzens zehnjährigen Bruder Karl IX die Regentschaft; Anton von Navarra wurde zum Generalstatthalter von Frankreich erhoben und Condé in Freiheit gesetzt.

3. Das Triumvirat unter dem Herzog von Guise. Das vergebliche Colloquium zu Poißy. Das Edict vom Januar. Das Blutbad von Vassy. Der Hof wieder in den Händen der Guisen und der strengkatholischen Partei. Condé und Coligny. Erster Hugenottenkrieg. Condé's Niederlage. Guise's Ermordung vor Orleans. Der Friedensvertrag von Amboise.

Auf diese Weise von den Guisen, ihren bisherigen Nebenbuhlern in der Macht, befreit, gieng Katharina nun, mit Unterstützung des dem Staatsrath vorsitzenden Kanzlers L'Hospital darauf aus, ihre Gegner zu trennen und dieselben im gegenseitigen Kampf ihre Kräfte sich aufreiben zu lassen. Allein der Wurf gieng über sein Ziel hinaus. Die Begünstigung der Bourbonen erregte in dem alten Connetable Montmorency die Besorgniß, es möchte durch sie der Protestantismus aufkommen und er dabei seine auf Kosten desselben erworbenen Reichthümer verlieren. Er brach daher mit seinen alten Freunden und schloß sich mit dem Marschall von St. Andrè dem Herzog von Guise an, so daß man diese Verbindung das Triumvirat nannte.

Unterdeß traten 1561 die Reichsstände wirklich zusammen. Weil von den drei Ständen der Adel und der tiers-état (der dritte Stand) im Allgemeinen gegen die Geistlichkeit gestimmt waren, so theilte der Kanzler für diesmal den Reichstag und ließ die Geistlichkeit in Poissy, die beiden andern Stände in Pontoise tagen.

Die letzteren genehmigten die getroffene Zusammensetzung der Regierung und verlangten nur die Entfernung der Cardinäle und Prinzen fremden Stammes aus dem Staatsrathe, weil erstere dem Papst verpflichtet, letztere als Fremde nicht über die Interessen der Nation entscheiden könnten. Ferner verlangten sie die Einberufung der Stände alle zwei Jahre, in der Religion Gewissensfreiheit, Einräumung einer Kirche für die Hugenotten in jeder Stadt, Einziehung der Güter des Klerus zur Bezahlung der Staatsschulden und zu andern allgemeinen Bedürfnissen, — Forderungen, die zum Theil mit dem Geiste der damaligen Zeit im geradesten Widerspruch standen; daher sie auch eben so großes Staunen, als Schrecken erregten.

Merkwürdiger Weise schienen sich in der Versammlung der Geistlichen zu Poissy Neigungen der Toleranz in so weit geltend

zu machen, daß man ein Religionsgespräch beider Confessionen, das sogenannte Colloquium von Poissy, veranstaltete, dem aber theilweise auch die Absicht zum Grunde lag, die Hugenotten namentlich im Puncte der Abendmahlslehre mit einander in Widerspruch zu bringen und dadurch ihre Kraft zu brechen. Allein die Disputation führte zu keinem Resultat.

An der Spitze der katholischen Colloquenten stand der gelehrte und gewandte Cardinal von Lothringen, der schon früherhin, um die deutschen Protestanten zu gewinnen, laut die lutherische Lehre vom h. Abendmahl gebilligt hatte. Auch andere Bischöffe neigten sich einigermaßen dieser Auffassung zu. Allein reformirter Seits leitete Calvin's Freund und Nachfolger in der Genfer Reformation Theodor von Beza (XIX. 11, 2) die Unterredung, und da er, dem reformirten Prinzip gemäß, die leibliche Gegenwart Christi in diesem Sacrament läugnend, sich des nackten Ausdrucks bediente: „Christi Leib ist so weit vom Brot und Wein entfernt, als der Himmel von der Erde"! — so sprangen der Cardinal Tournon und der größte Theil der Prälaten auf und riefen: „Er hat Gott gelästert!" Somit brach man das Colloquium ab, das man zum großen Verdrusse des Papstes begonnen hatte.

Um nun die aus den Forderungen der beiden andern Stände drohende Gefahr abzulenken, versprach die Geistlichkeit auf neun Jahre jährlich 1½ Mill. Frcs. zur Auslösung der verpfändeten Domainen zu zahlen, und ließ durch d'Andelot, dessen Calvinismus kein Geheimniß mehr war, den beiden andern Ständen in Pontoise Duldung des neuen Glaubens versprechen, wogegen diese die von der Regierung geforderten Steuern bewilligten und ihre übrigen Forderungen fallen ließen. Da jedoch die katholische Partei großen Widerspruch erhob, so genehmigte das königliche Edict vom Januar 1562 zwar die Abhaltung des protestantischen Gottesdienstes, jedoch nur auf dem Lande, und das Parlament sanctionirte es unter der ausdrücklichen Bedingung, daß damit keine Billigung der neuen Lehre sollte ausgesprochen seyn.

Da dieses Edict zugleich den Protestanten alle Kirchen in den Städten zu räumen und alle dem Klerus entrissenen Güter herauszugeben befahl, so wurden die Leidenschaften wieder reger; und da anderseits die Partei des Triumvirats alles aufbot, um das den Protestanten gemachte Zugeständniß zu vereiteln: so bedurfte es nur einer geringen Veranlassung, die Flamme des Bürgerkriegs

zu entzünden. Diese blieb nicht aus, und das sogenannte Blutbad von Vassy gab das Signal zum Beginn der neun Religionskriege, in welchen Frankreich durch die gräuelvollen Frevel beider Parteien in's tiefste Elend gestürzt werden sollte.

Das „Triumvirat" hatte im Einverständniß mit Philipp II von Spanien den schwachen König Anton von Navarra durch die Hoffnung auf das Königreich Sardinien und auf die Hand der jungen Wittwe des Königs Franz II (der Nichte der Guisen) zum Abfall vom Protestantismus und zur Wiederannahme des Katholicismus gebracht und den Herzog Franz von Guise nach Paris berufen, um mit seiner Hülfe den Prinzen von Condé zu entfernen, weil dieser daselbst die Protestanten in aller Weise förderte. Auf der Reise dahin störte das bewaffnete Gefolge des Herzogs in dem kleinen Städtchen Vassy (in der Champagne) den Gottesdienst der in einer Scheuer versammelten Hugenotten. Dadurch kam es zum Handgemenge, in welchem 60 Protestanten fielen und 200 verwundet wurden. Dieses massacre de Vassy betrachteten die Protestanten als angestiftet; die Katholiken behaupteten, es sey nur zufällig entstanden.

Vergebens baten die Protestanten um Bestrafung dieser Verletzung ihres Rechts. Katharina war selbst von beiden Parteien bedroht: in Fontainebleau, wohin sie sich, um freiere Hand zu bekommen, mit dem jungen König begeben hatte, wollte Condé sich ihrer und des Königs bemächtigen; aber Navarra kam ihm zuvor und führte beide wieder nach Paris zurück, so daß, da Condé bei Todesstrafe Paris verlassen mußte, Hof und Hauptstadt ganz in den Händen des Triumvirats und der strengkatholischen Partei war.

Nun beschloß Condé, — gestützt auf seine Berechnung, daß die Protestanten bereits 2150 Kirchen inne hatten und 50000 Bewaffnete stellen konnten, — mit den Waffen in der Hand dem Protestantismus das Recht einer geduldeten Existenz zu erkämpfen, und suchte den Admiral Coligny zur Theilnahme zu bewegen. Zuerst widerstand Coligny, der die überlegenen Kräfte der Gegner besser schätzen konnte, bis er endlich, durch seine für den evangelischen Glauben begeisterte Gattin bewogen, nachgab.

Hierauf bemächtigte sich Condé mit Hülfe d'Andelot's der festen Stadt Orleans, die von Anfang an viele Anhänger der Reformation in ihren Mauern zählte, und machte sie zu seinem Waffenplatz. In allen Theilen Frankreichs erhob sich der

protestantische Adel (darunter, außer den Chatillons, die Croy, Rochefaucault, Rohan, Grammont, Genlis) und stellten sich in **einer** förmlichen **Conföderationsacte unter die Leitung Condé's.** Ein eigenes **Manifest** erklärte diesen Schritt als **das** einzige Mittel, den Protestantismus vor Unterdrückung zu retten. Unter den Städten waren im Norden die meisten in der Normandie und an der Loire, im Süden die bedeutendsten Handelsstädte mit ihren freieren Municipalverfassungen und demokratischen Sitten, so wie viele andere Städte in Guyenne und Languedoc, in der Dauphiné und der Provençe die eifrigsten im Anschluß.

Während die Häupter beider Parteien vergeblich Ausgleichungen versuchten, das Parlament aber ein **Edict** erließ, das im Grunde die Protestanten jeder Verfolgung der Katholiken preißgab, erhob sich zunächst im Süden der Kampf, der durch den leidenschaftlicheren Character der Bewohner auf beiden Seiten die größten Gräuel zur Folge hatte, so daß Fingerabschneiden, Aufhängen an den Beinen, Hinauswerfen aus den Fenstern, Hinabstürzen von hohen Felsen ꝛc. an der Tagesordnung war.

Anfangs schien — ausgenommen um Paris, wo die Triumvirn und Navarra mit ihrem Heere standen, — der Kampf für die Protestanten eine günstige Wendung zu nehmen. Allein die Gegner hatten in dem Hofe, im Klerus, in den Parlamenten und Tribunalen, in dem größten Theile des Landvolks, so wie in der Verbindung mit Rom und Spanien, an den mannigfaltigsten Mitteln ein solches Uebergewicht, daß die Protestanten schnell hätten unterliegen müssen, wenn nicht die Königin-Mutter, um nicht ganz den Triumvirn zum Werkzeug dienen zu müssen, die Vernichtung der Protestanten möglichst aufzuhalten gesucht hätte.

Als die Hugenotten mehr und mehr in's Gedränge kamen und besonders in der Normandie eine Stadt nach der andern verloren, wandte sich Condé an die Königin **Elisabeth** von England um Hülfe und erhielt gegen die Einräumung von **Havre** und gegen das Versprechen, ihr einst Calais wieder auszuliefern, Geld und Truppen, welche Havre, Dieppe und Rouen besetzen sollten. Um nun der Besetzung von Rouen zuvorgekommen, zog das Triumviratsheer mit dem königlichen Heer unter Navarra vor

diese von einer kleinen Schaar Protestanten vertheidigte Stadt. Obgleich Navarra bei einem Sturm tödtlich verwundet ward und starb, so wurde doch Rouen von dem Herzog von Guise eingenommen. Als hierauf Condé Havre zu erreichen suchte, traf er an der Eure bei Dreux auf ein königliches Heer unter Montmorency und verlor, obwohl sein Gegner verwundet und gefangen wurde, die Schlacht zusammt der Freiheit. Doch führte Coligny die Reste des Heeres seinem Bruder zu, der Orleans vertheidigte, warf sich dann mit einem frischen Heer in die Normandie und eroberte Caen. Unterdeß rückte Guise vor Orleans, ward aber, während der Belagerung, in der Nähe eines Gehölzes von einem protestantischen Edelmann durch einen Meuchelschuß getödtet, und büßte damit die Schuld von Vassy. Der Thäter Jean de Meray, wurde ergriffen und sagte auf der Folter, um sein Loos zu mildern, auf Coligny und Beza aus, widerrief aber wieder und wurde geviertheilt.

Der Tod dieses mächtigen Mannes befreite die Protestanten von ihrem eifrigsten Gegner und die Königin-Mutter von ihrem lästigsten Rivalen. Stets darauf ausgehend, auf Kosten beider Parteien ihren Einfluß zu mehren, und die offene Entscheidung durch die Waffen scheuend, ließ Katharina die gefangenen Häupter vor sich kommen und unterhandelte mit ihnen den Friedensvertrag von Amboise (1563), der den Protestanten freien Gottesdienst — und zwar den großen Vasallen im Umfang ihres Gebiets, den kleinern Edelleuten in ihren Schlössern, dem Volke in einer bestimmten Stadt jedes Amtsbezirks — erlaubte. Da die Engländer Havre noch inne hatten und nicht herausgeben wollten, ließ Katharina diese Stadt durch ein königliches Heer, dem sich Condé selbst beigesellte, zurückerobern.

4. Großjährigkeitserklärung Karl's IX. Plan Katharina's zur Ausrottung des Protestantismus. Scheinbare Versöhnung der Guisen mit den Chatillons (Coligny.) Zweiter Hugenottenkrieg. Montmorency's Fall. Friedensvermittlung. Befehl zur Verhaftung Condé,s und Coligny's. Die Hugenotten in Rochelle. Dritter Religionskrieg. Ermordung Condé's. Heinrich von Navarra und der junge Condé. Wechselfälle. Der Friede von St. Germain.

Während die Hugenotten, besonders Coligny, mit diesem einseitig geschlossenen und beschränkten Frieden unzufrieden waren, fanden ihn die Katholiken noch zu günstig und mit Mühe erhielt er vom Parlament die Einregistrirung. Katharina hatte bei Eingehung desselben dem Prinzen Condé Hoffnung auf die Generalstatthalterei gemacht; um ihm nun dieselbe nicht geben zu müssen, — theils weil sie seine Energie fürchtete, theils weil ein Protestant an der Spitze der Regierung gefährlich schien, — so ließ sie auf den vermittelnden Rath L'Hospital's Karl IX großjährig erklären (1564) und von ihm in dem Edict von Rousillon den Frieden von Amboise mit der Anfügung bestätigen, daß keine Partei die andere angreifen, noch fremde Bündnisse eingehen solle.

Des Friedens ungeachtet begannen aber die Bedrückungen der Protestanten von Neuem und führten in ihrer Steigerung im J. 1567 zum zweiten Hugenottenkrieg, der dem greisen Montmorency das Leben kostete und durch diese glückliche Wendung im Frieden zu Lenjumeau 1568 den Hugenotten wenigstens die Erneurung des vorigen Vertrags verschaffte.

Vor dem Ausbruch dieses zweiten Kriegs bereis'te Katharina mit ihrem Sohn Karl IX das südliche Frankreich, wo man ihm die furchtbaren Verwüstungen zeigte und als alleinige Urheber derselben die Protestanten angab, so daß sich seinem Gemüthe ein tiefer Abscheu vor ihnen einprägte. Die Klagen Condé's, daß man katholischer Seits an den wenigsten Orten den Frieden halte und daß seit demselben 132 Mordthaten an den Protestanten verübt und nicht bestraft worden wären, halfen nichts. Denn Katharina hatte in einer Berathung mit dem Kardinal von Lothringen, dem Cardinal von Medicis und andern italienischen Rathgebern den Plan gefaßt, den Protestantismus in Frankreich langsam, aber sicher auszurotten. Nur schien sie dem römischen und spanischen Hofe

zu viel zu zaudern. Als sie daher auf jener Reise eine Zusammenkunft mit ihrer Tochter Elisabeth, der Königin von Spanien, zu Bayonne hatte, sandte Philipp II den Herzog von Alba mit den ausgedehntesten Vollmachten dahin, um Katharina zu einem kräftigeren Vorschreiten zu vermögen. Sie erklärte ihm aber die Schwierigkeiten und theilte ihm ihren feineren Plan mit. Daß aber bei dieser geheimen Unterredung schon der Entwurf zur Vertilgung der Protestanten und ihrer Häupter in der später versuchten Ausführungsweise gemacht worden wäre, ist nicht wahrscheinlich.

Nach der Rückkehr von der Reise begab sich der Hof nach Moulins zu einer Notabeln-Versammlung, in welcher eine Reform der gesammten Magistratur und des gerichtlichen Verfahrens berathen und durch eine Ordonnanz bestätigt wurde, welche bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts die Grundlage der französischen Gesetzgebung geblieben ist. Bei dieser Gelegenheit fand eine scheinbare Versöhnung der Guisen mit den Chatillons, besonders mit Coligny, Statt, den sie bisher der Theilnahme an der Ermordung des Herzogs bezichtigt hatten. (Der älteste Sohn des Ermordeten aber, Heinrich von Guise, und der Herzog von Aumale schloßen sich übrigens von dieser Versöhnung aus.)

Aber die Lage der Protestanten wurde täglich drückender. Die Katholiken waren fast überall die Angreifer, sie bedrohten und verletzten die Hugenotten in ihren Gottesdiensten, Besitzungen und Personen, rissen die Mauern ihrer Städte ein und bauten Citadellen, um sie im Zaum zu halten. Die Hugenotten, von ihren Geistlichen zum Glaubensmuth entflammt, ließen es in fleischlichem Eifer an Rache nicht fehlen. Condé, Coligny, Andelot machten wieder einen Versuch, sich des Königs zu bemächtigen. Katharina aber, rechtzeitig davor gewarnt, entkam mit ihrem Sohn durch die Hülfe der Schweizergarde nach Paris.

Allenthalben griff man nun zu den Waffen; aber ehe noch Condé mit seinen Rüstungen fertig war, wurde er mit seinem kleinen Häuflein von dem 80jährigen Connetable Montmorency mit 19000 M. bei St. Denis angegriffen. Doch der Connetable fiel gleich anfangs und sein großes Heer wäre fast geschlagen worden, wenn nicht seine Schweizer den Sieg errungen hätten.

Condé zog sich hierauf nach Lothringen, wo ihm der Pfalzgraf Friedrich deutsche Truppen zuführte, während anderseits Spanier sich mit dem königlichen Heere vereinigten. Eine Zeit lang wüthete der Krieg besonders in den Südprovinzen auf das heftigste, bis es endlich dem edlen Kanzler L'Hospital gelang, die streitenden Theile zum Frieden geneigt zu machen, der ihnen die Vortheile des Januar-Edicts ohne Einschränkung sicherte.

Nichts desto weniger betrachteten sich beide Parteien mit dem größten Mißtrauen, und im Volke hörte die Gährung nicht auf. Katharina gieng nun entschiedener auf ihr Ziel los: sie lies den Statthaltern der Provinzen bedeuten, daß der König den Frieden bald wieder aufheben werde, daher diese die Bedrückungen ihrer Untergebenen gegen die Protestanten nicht rügten; sie verabschiedete den Kanzler L'Hospital, der ihr mit seinem beständigen Rath zur Mäßigung und Gerechtigkeit lästig geworden war; ja sie gab den Befehl, den Condé und Coligny zu verhaften. Daher eilten diese nach der festen Seestadt La Rochelle und machten dieselbe zu ihrem Waffenplatz. Auch die glaubensstandhafte Wittwe Navarra's, Johanna d'Albret, flüchtete sich dahin. Allenthalben ertönte bei den Protestanten wieder der Ruf zu den Waffen und südlich von der Loire sammelten sich beträchtliche Kriegsschaaren. Da erließ der König ein Edict, wodurch er den protestantischen Gottesdienst bei Todesstrafe verbot und sämmtliche früheren Einräumungen zurücknahm. Damit gab er das Signal zum dritten Bürgerkrieg, in welchem die Hugenotten, von den Engländern mit einigem Geld und Geschütz unterstützt, zwar ihr bisheriges Haupt, den Prinzen Condé in dem Treffen bei Jarnac (an der Charente) verloren, aber an dem jungen König Heinrich von Navarra ein neues Haupt bekamen und, ungeachtet einer neuen Niederlage, durch Coligny's geschickte Leitung den Frieden von St. Germain en Laye (1570) erzwangen und in demselben freie Religionsübung außerhalb Paris, die Zulassung zu allen Staatsämtern und vier Sicherheitsplätze eingeräumt erhielten.

An der Spitze der königlichen Heere stand Karl's Bruder, der 17jährige Herzog Heinrich von Anjou als Generalstatthalter, welchem der Marschall Tavannes, der nach Guise's Tod für den ersten Feldherrn in den katholischen Reihen galt, als Rathgeber beigegeben war. Da die Regierung in drei Viertheilen des Landes die Obmacht hatte und von Spanien unterstützt war, die Hugenotten aber nur auf geringe Hülfe von Außen zu rechnen hatten, und in ihrem Heere, das meist aus unabhängig sich benehmendem Adel bestand, kein strenger Gehorsam herrschte: so konnte Condé nicht verhindern, daß das königliche Heer über die Charente setzte und seine vom Fußvolk abgeschnittene

Reiterei überfiel. Unerachtet des größten persönlichen Muthes wurde Condé gefangen und von dem Leibgardehauptmann von Montesquiou meuchlings erschossen.

Dieser Verlust war für die Protestanten sehr niederschlagend. Da führte ihnen die muthige Johanna ihren Sohn Heinrich von Navarra zu, der nun mit dem Sohne des Gefallenen, dem Prinzen Heinrich von Condé, durch seinen Namen der protestantischen Sache wieder eine Stütze gab, während Coligny's Kriegserfahrung und Thätigkeit, insbesondere sein sittlicher Ernst, ihr die eigentliche Kraft verlieh. Das erkannte auch der Hof; daher der König den Coligny sammt dem Montgommery, der sich neben ihm hervorthat, in die Acht erklärte und auf Coligny's Kopf einen Preis von 50000 Goldgulden setzte. Da nun auch der Herzog Wolfgang von Zweybrücken vom Elsaß aus den Hugenotten Verstärkung zuführte, so wuchsen ihre Hoffnungen wieder. Allein der in ihrem Heere herrschende Geist der Unabhängigkeit ließ keine rechte Einheit in der Kriegführung zu. Vergebens ward Poitiers, das der Herzog von Guise vertheidigte, belagert; Krankheiten brachen aus und Mangel an Allem riß ein, und da vollends die deutschen Reichstruppen in ihre Heimath zu gehen drohten, so sah sich Coligny zur Schlacht von Montcontour genöthigt, in der er von Anjou's überlegenen Streitkräften geschlagen wurde und dabei selbst eine Wunde im Gesicht erhielt. So schien es mit den Protestanten schlimmer als je zu stehen.

Allein Karl's IX Eifersucht auf den beginnenden Kriegsruhm seines Bruders Anjou, die so weit gieng, daß er sich nun selbst an die Spitze des Heeres stellen wollte; desgleichen die Furcht Katharina's, ihren beiden Söhnen dadurch Gelegenheit, sich von ihr unabhängig zu machen, zu geben, und ihren tiefern Plan dadurch gefährdet zu sehen, — hinderte die Benützung dieses Siegs. Coligny entkam nach dem Süden, wo er den Muth der Seinen belebte und neue Mittel zum Widerstand bereitete, und schon drang ein Hugenottenheer wieder gegen das königliche Heer vor, welches, da Anjou krank war, nur von dem unentschlossenen Marschall von Cossé befehligt wurde, — als der Hof sich beeilte, Vergleichsvorschläge zu machen, die zu jenem für die Protestanten so vortheilhaften Frieden führten. Die vier Sicherheitsplätze, die sie erhielten, waren La Rochelle, La Charité, Montauban und Cognac.

5. Verstellte Annäherung des Hofs an die Protestanten. Vermählung Heinrich's von Navarra mit Margaretha von Valois. Coligny am Hof. Die Bartholomäusnacht. Coligny's Tod.

Es hatte sich in den bisherigen Kriegen herausgestellt, daß die Hugenotten wegen ihres unter den Waffen sich stets steigernden Glaubenseifers, wegen der nur im Krieg möglichen stärkeren

Concentration ihrer Kräfte, wegen ihres Zusammenhangs mit ihren deutschen Glaubensgenossen, besonders aber wegen der Fähigkeiten ihrer Häupter im offenen Kampfe nicht zu vernichten waren, — während sie im Frieden nach niedergelegten Waffen über ganz Frankreich zerstreut und unter die gewöhnlichen katholischen Obrigkeiten zurückkehrend viel leichter durch die kleinern Verfolgungen und Vexationen der Gerichte, des Klerus und des katholischen Landvolks und städtischen Pöbels aufgerieben werden konnten.

Da sich Katharina mit ihren Vertrauten weder zu dem sittlichen Gedanken der Duldung erheben, noch den Muth fortgesetzter offener Bekämpfung des Protestantismus gewinnen konnte, so mußten Heuchelei und Treulosigkeit, Verrath, Tücke und kalte Grausamkeit die Mittel zur Erreichung des Zieles seyn, das sie sich gesetzt hatte. Vor allem wurde eine Annäherung sowohl an die Häupter der Hugenotten, als auch an die mit ihnen sympathisirenden Fürsten des Auslands angestrebt. Die schon länger her deßhalb eingeleitete Vermählung Karl's IX mit der Tochter des Protestanten-freundlichen Kaisers Maximilian's II wurde vollzogen; den Gesandten der deutschreformirten Reichsfürsten wurde Hoffnung auf ein Trutz- und Schutzbündniß gemacht; mit England wurde eine (nachher nicht zu Stande gekommene) Vermählung Heinrich's von Anjou mit der Königin Elisabeth unterhandelt, und durch alles dieß die auswärtigen Protestanten beruhigt. Um die Protestanten Frankreichs in Sicherheit zu wiegen, wurden die im Innern des Landes, besonders zu Rouen und an andern Orten früherhin gegen die Protestanten begangenen Gräuelscenen untersucht und bestraft; dem Coligny wurde versprochen, das im Land noch stehende Kriegsvolk zur Unterstützung der ebenfalls schon lange für ihren Glauben kämpfenden protestantischen Niederländer gegen Spanien zu verwenden; endlich der Entwurf zu einer Vermählung des jungen Heinrich's von Navarra mit Karl's IX Schwester, Margaretha von Valois, gemacht, um dadurch den Protestanten gleichsam das höchste Pfand der Aussöhnung zu geben, in der That aber, diesen Fürsten von seinen Glaubensgenossen abwendig zu machen.

Dadurch sicher gemacht und keiner Warnung Gehör gebend folgte Coligny der Einladung an den Hof, wo der König in ausgesucht freundlicher Weise ihn aufnahm und scheinbar in alle seine Wünsche eingieng. Bald vereinigte die wirkliche Vermählung Heinrich's mit Margaretha (17. Aug. 1572) auch viele andere Hugenottenhäupter am Hofe, und nun zog Katharina mit kalter List das lange von ihr gesponnene Netz des scheußlichsten Verraths zusammen, der in der blutigen Bartholomäusnacht den würdigen Coligny mit 2000 Protestanten in Paris und 30,000 in den Provinzen der gräßlichsten Ermordung preißgab.

Die erste Zusammenkunft des Königs mit Coligny, den man mit der Aussicht, den Oberbefehl über die den protestantischen Niederländern zu Hülfe zu schickenden Truppen zu empfangen, an den Hof lockte, geschah zu Blois, wo ihn der König mit den Worten empfieng: „Nun hab' ich Euch; nun sollt Ihr uns nicht mehr entweichen, wenn Ihr auch wollt, das ist der glücklichste Tag meines Lebens!" Er nannte ihn seinen „Vater" und behandelte ihn als solchen. Auch veranlaßte er eine scheinbare Aussöhnung des Herzogs von Guise mit demselben, so daß Coligny an der Aufrichtigkeit des Königs nicht zweifelte, und selbst sicher, auch Andere sicher machte. Doch kehrte er, da er am Hofleben keinen Gefallen fand, wieder nach Rochelle zurück, wo die meisten protestantischen Großen ihre Wohnung hatten. — Unter dem Vorwand einer Berathung über die niederländische Frage wurde er noch einigemal zum Könige beschieden, der ihm ein immer größeres Vertrauen zu beweisen schien und ihn sogar vor der Falschheit seiner Mutter warnte, vor der die niederländischen Plane geheim gehalten werden müßten. Wirklich unterstützte er mit Geld eine Schaar Hugenotten unter La Noue zu einem Einfall in Belgien. Ob Alles beim König Verstellung war, oder ob wirklich zunehmendes Vertrauen zu Coligny in ihm rege wurde, weil dieser ihm rieth, sich den Hofparteien zu entwinden und selbstständig zu handeln? Aber selbst aus diesem Vertrauen wußte die Königin-Mutter, die ihren Sohn, den König, nur im Allgemeinen in ihren Plan, nicht aber in das Innerste desselben eingeweiht hatte, Vortheil zu ziehen. In ähnlicher Weise wurden alle andern Hugenottenführer getäuscht. Nur die männlich starke und scharf blickende Johanna, Navarra's Mutter, die zur Ausrichtung der Hochzeit ihres Sohnes nach Paris gieng, traute den Schmeicheleien, die auch ihr überall am Hofe entgegenkamen, keineswegs, so daß ihre Wachsamkeit den Plan zu stören schien. Da wurde sie plötzlich krank und starb nach vier Tagen, wie man glaubte, von einem in Katharina's Diensten stehenden florentinischen Salbenhändler vergiftet. —

Während die Zahl der ankommenden protestantischen Großen mit ihren Edelleuten täglich wuchs, zog sich ein Theil der Truppen um Paris zusammen. Die Zeit des Mordausbruchs aber und die Wahl der Opfer behielt sich die Königin-Mutter vor, deren einzige Vertraute der Herzog Anton Gondy (Marschall de Retz), der Herzog von Nevers (ein Gonzaga) und der Kanzler Birago — alle drei Italiener — waren, wiewohl alle diejenigen, welche, wie die Guisen, der Herzog von Aumale, der Herzog von Montpensier u. a. zur Ausführung unentbehrlich waren, wohl darum wußten, daß es auf einen schweren Schlag gegen die Hugenotten und ihre Häupter abgesehen sey. Nur die jungen Prinzen Heinrich von Navarra und Heinrich von Condé, so wie die Montmorency's sollten verschont werden.

Unter dem Vorwand, das theure Leben Coligny's wider die mit zahlreichem Gefolge angekommenen Guisen zu schützen, ließ der König mit dessen Zustimmung ein Garderegiment in die Stadt kommen, um es im rechten Moment zu gebrauchen. Zuerst aber sollte Coligny, als die festeste Stütze der Hugenotten, fallen. Einige seiner Freunde, die vor diesen Anstalten erschracken, reis'ten von Paris ab, nachdem sie ihn gewarnt hatten. Am ersten Freitag nach dem Vermählungsfest war Coligny eben vom Louvre, wo er dem Ballspiel des Königs zugesehen hatte, in seine Wohnung zurückgegangen und las am Fenster in den ihm mitgetheilten Papieren, als ein Schuß fiel und zwei Kugeln eines von den Guisen gedungenen Mörders, Namens Maurevel, ihn trafen, die eine in die rechte Hand, die andere in den linken Arm. Schrecken und Zorn ergriff die Protestanten und mit Rachedrohungen forderten sie die Bestrafung des Mörders. Sogleich begab sich der König zu dem Verwundeten und Katharina mit dem Hof folgte ihm, um ein geheimes Gespräch zwischen beiden zu verhindern. Unter den höchsten Schwüren betheuerte der König, die Urheber des Frevels auf's strengste zu bestrafen. Zugleich ließ er zur Sicherheit des Kranken das Haus mit einer Compagnie von der Leibgarde umstellen, die aber von einem Guisenanführer befehligt war. Einige der ältern Hugenottenführer riethen, die Stadt zu verlassen; aber die jungen, unerfahrenen, vom Hofe bezauberten Edelleute widerriethen es, und so blieb man. Die in Paris anwesenden Edelleute erhielten auf Anjou's Rath meist ihre Wohnungen in Coligny's Nähe, angeblich zu ihrem Schutz, in der That aber, um ihrer desto sicherer habhaft werden zu können.

Am folgenden Morgen hielt die Königin-Mutter mit ihren beiden Söhnen und ihren Vertrauten eine geheime Berathung, worin sie dem Könige mittheilte, daß der Anschlag auf Coligny's Leben von ihr ausgegangen sey; und als der König nicht in den Tod desselben, noch in die Ermordung der übrigen Häupter willigen wollte, stellte sie ihm vor, die Hugenotten, deren 8000 in Paris seyen, wollten ihn um Krone und Leben bringen; und als er nun einwilligte, wurde die Frage aufgeworfen, ob nicht zugleich alle Protestanten, die man

erreichen könne, umgebracht werden sollten? Das Widerstreben des Königs überwand der kluge Godoy durch fein berechnete Aeußerungen, so daß der König endlich unter der Bedingung einwilligte, daß Keiner am Leben bleiben solle, der ihm einen Vorwurf machen könne. Und nun schritt man zur Ausführung. Am Abend des 24. August ließ der Herzog von Guise, der nach dem Attentat auf Coligny sammt Tavannes ungnädig vom König entlassen worden, aber heimlich in Paris geblieben war und nun die Leitung bei der Ausführung bekam, 2000 bewaffnete Bürger auf das Rathhaus kommen und gab ihnen so wie den Soldaten, die Weisung, auf den Glockenschall zum Angriff auf die Protestanten zu schreiten. Bei diesem Zeichen sollten alle Häuserfenster mit Lichtern versehen werden. Alle Katholiken sollten als Erkennungszeichen weiße Kreuze auf dem Hut und weiße Binden um den Arm haben.

Der Angriff sollte Morgens 3 Uhr beginnen; aber schon um Mitternacht stieg Katharina mit ihren Vertrauten in die Gemächer ihres Sohnes herab und hieß ihn das Zeichen früher geben: denn sie besorgte, der König möchte Reue bekommen und der so glücklich angelegte Plan scheitern. Kaum war das Zeichen gegeben und der erste Schuß gefallen, als wirklich den König entsetzliche Angst ergriff und selbst Katharina, davon angesteckt, den Coligny noch retten wollte. Allein der Herzog von Guise ließ sagen, es sey zu spät! Der Mordangriff hatte von allen Seiten begonnen, und Coligny war das erste Opfer. Als derselbe auf seinem Lager das anhaltende Schießen hörte, — zuletzt in seinem Haushof, worein Guise sogleich mit 300 Mann gedrungen war, — sprang er auf und betete. Schon war sein Hausmeister beim Oeffnen der Thüre niedergestoßen und vergebens vertheidigten Schweizer aus Navarra's Gefolge die Treppe zu seinem Gemach. Nun trieb Coligny seine geistlichen Freunde und Aerzte an, sich zu retten, und an die Wand sich lehnend erwartete er betend sein Geschick. „Im Namen des Königs!" tönte es vor der Thüre und schnell war die Wache an derselben überwältigt und herein stürmte ein junger Böhme aus Guise's Gefolge, Namens Dianowicz, und rief ihm zu: „Bist du der Admiral?" Dieser antwortete: „Ich bin's! junger Mann, du solltest Achtung haben vor meinem grauen Haupte! doch kannst du mein Leben nur wenig verkürzen!" Darauf stieß ihm der Böhme den Degen durch den Leib, zerstach ihm Gesicht und Brust, und rief dann zum Fenster hinaus: „Es ist geschehen!" Da Guise unten sich überzeugen wollte, daß Coligny todt sey, warf man ihm den Leichnam zum Fenster hinab. Der Herzog von Angouleme wischte ihm das Blut aus dem Gesicht, und als man ihn erkannt hatte, überließ man den Körper dem Pöbel, der ihn mit dem einen Bein an einen Galgen hängte, bis der Marschall Montmorency ihn abnehmen und zur Beerdigung nach Chatilly schicken ließ. Den Kopf sandte die Königin-Mutter einbalsamirt an den Papst!

Beim ersten Zeichen der Sturmglocke waren die Mörderschaaren in alle Häuser gedrungen, worin Protestanten waren. Diese, durch den Lärm vom Schlafe aufgeschreckt und die Gefahr gewahrend, wollten fliehen: allenthalben aber vertraten ihnen Katholiken mit den weißen Abzeichen den Weg; Ketten über die Straßen gespannt hemmten ihre Flucht, und auf sie gerichtete Büchsen und Schwerter begannen das Würgen. Vergebens versteckten sich Andere in Kellern und unter Dächern. Sie wurden hervorgezogen und kein Stand, kein Geschlecht, kein Alter geschont; Barmherzigkeit für Ketzer galt selbst für Ketzerei. Im Louvre wurden alle in diesem Palast befindliche Edelleute aus dem Gefolge der beiden Prinzen, sammt solchen, die bei diesem Schutz gesucht hatten, 200 an der Zahl, zusammengetrieben und miteinander niedergemacht. — Unter den Anführern der Mörderrotten waren die gefühllosesten der Marschall Tavannes, der Herzog von Nevers und der Herzog von Montpensier. Tavannes durchstürmte mit bluttriefendem Schwert die Straßen und munterte die von der Blutarbeit Ermüdeten mit den grausamscherzenden Worten auf: „Laßt zur Ader! die Aerzte sagen, das Aderlassen sey im August so heilsam, wie im Mai!" — Selbst der König in seinen Gemächern wurde von einem fieberhaften Paroxismus ergriffen und schrie: „Tödtet! tödtet!" Ja er soll selbst mit dem Jagdgewehr auf Einige geschossen haben, die sich auf Kähnen über die Seine retten wollten. — Aber nicht bloß religiöser Fanatismus, sondern auch Habsucht, Rache und Eifersucht reizte zum Morden an, wie denn der Philologe Petrus Ramus (K. 6, 3.) von den Schülern seines gelehrten Gegners, des Aristotelikers Jean Charpentier, ermordet wurde. Bei einem Goldschmied steigerte sich die Mordlust so, daß er sich rühmte 500 Hugenotten geschlachtet zu haben. Und mitten durch das Angstgeschrei der Verfolgten, durch das Wuthgebrüll der Würger und das Röcheln der Sterbenden tönten im grausen Contrast die Lobgesänge in den Kirchen zur Ehre Gottes und der heiligen Jungfrau! — Drei Tage lang dauerte das Morden in Paris, und als man die Wuth nicht mehr an den Lebenden sättigen konnte, ließ man sie vollends an den Leichnamen der Gemordeten aus, wobei sich selbst Hofdamen Katharina's schamlos benahmen! — Unter den Wenigen die, weil sie jenseits der Seine im Faubourg St. Germain wohnten, Zeit fanden zu entfliehen und England zu erreichen, befand sich Montgommery. Manche Protestanten verdankten ihre Rettung den Herzogen von Guise und Aumale, die, nachdem sie ihre Rache an Coligny gestillt hatten, etwas mehr Mäßigung bewiesen. Auch der König schenkte Mehreren das Leben.

Zu gleicher Zeit waren auch geheime Befehle in die Provinzen ergangen und allenthalben floß auch dort unter ähnlichen Gräueln das Blut der Hugenotten in Strömen. In einigen Provinzen jedoch, wie namentlich in der Dauphiné und in der Provençe, vollzogen die Statthalter aus Menschen-

liebe den Befehl nicht, und selbst ein Scharfrichter wies die Aufforderung, gefangene Hugenotten zu tödten, mit der Erklärung zurück, seine Hände seyen nur gewohnt, im Dienste der Gerechtigkeit zu arbeiten.

Während des Mordens in Paris hatte der König die jungen burbonischen Prinzen (Navarra und Condé) zu sich kommen lassen und ihnen Verzeihung angeboten, wenn sie katholisch würden. Auf die Antwort Condé's, daß sich Religion nicht befehlen lasse, drohte er ihnen mit Hinrichtung, worauf beide in ihrer Jugend und Hülflosigkeit sich fügten und die Messe besuchten. Weil sich der Abscheu der Wohlgesinnten über jene Blutthat nicht verläugnete (der alte edle L'Hospital starb aus Gram darüber), wollte der König vor den Augen der Welt die Schuld auf die Guisen wälzen. Als sodann der Hof aus der anfänglichen Betäubung der Hugenotten im Lande auf ihre künftige Widerstandsunfähigkeit schloß, erklärte der König auf seiner Mutter Antrieb im Parlament, daß der Blutbefehl von ihm ausgegangen sey, weil Coligny den Plan gehabt hätte, ihn, seine Mutter und den Heinrich von Navarra zu ermorden, um den Condé auf den Thron zu setzen. Und das Parlament mit seinem Präsidenten de Thou war schwach und feige genug, diesen leeren Schein zu ergreifen, um den König und den Hof von diesem Gräuelvorwurf zu reinigen. Man folterte zwei Hugenotten, um ein solches Geständniß von ihnen zu erpressen und führte sie gleich nach ihrer Verurtheilung zur Hinrichtung, welcher der König beim Fackelschein beiwohnte.

In Rom und Madrid triumphirte man darüber und der Papst ordnete Dankfeste zur Verherrlichung des Sieges der katholischen Kirche an. In Deutschland, England und der Schweiz aber mußten die französischen Gesandten die Bartholomäusnacht oder Bluthochzeit als ein Werk der Nothwehr darstellen, und da die auswärtigen Mächte, weil sie nicht gerüstet waren, es bei diplomatischen Verwendungen ließen, so sah der französische Hof darin einen Triumph seiner Politik.

6. Vierter Religionskrieg. Vertheidigung von Rochelle gegen Heinrich von Anjou. Dessen Erwählung zum polnischen König. Neuer Friede mit den Hugenotten. Die Guisen wieder am Hof. Die Partei der Malcontenten. Fünfter Religionskrieg. Karl's IX Tod. Heinrich III. Vereinigung der Politiker mit den Protestanten. Heinrich von Navarra's Flucht vom Hof und Vereinigung mit ihnen. Der Friede von Chastenoy.

Allein weit entfernt, die Hugenotten und ihre Sache vernichtet zu haben, sollte man sie mit neuer Kraft erstehen sehen. Ein großer Theil der Hugenotten war durch die Flucht in die protestantischen Nachbarländer entkommen (darunter zwei Söhne Coligny's und ein Sohn Andelot's, die sich nach Bern gerettet hatten); ein Theil behauptete sich hinter den Mauern von Rochelle, Montauban, Nismes und in andern Städten oder in den unzugänglichsten Theilen der Gebirge. Nicht lange, so sammelten sie sich wieder von allen Seiten und erhoben sich zum vierten Religionskrieg (Jul. 1573), der durch die heldenmüthige Vertheidigung von Rochelle, das Heinrich von Anjou belagerte, dahin ausschlug, daß, als derselbe zum König von Polen erwählt wurde, der Hof alle Vortheile der Bartholomäusnacht aufgab und einen abermaligen Frieden mit den Hugenotten schloß, der ihnen allgemeine Amnestie, freie Religionsübung in den Städten Rochelle, Montauban und Nismes, so wie in den Schlössern des hohen Adels bewilligte.

Da nämlich zu besorgen war, Rochelle möchte sich dem Schutze der Engländer überliefern, so sandte der König den Hugenottenführer La Noue (denselben, den er früher zum Kampf für die Protestanten in Flandern unterstützt hatte) in jene Stadt, um sie unter dem Versprechen freier Religionsübung der Krone zu gewinnen. Da sich aber die Einwohner nicht dazu verstanden, schloß er sich an sie an und leitete, obgleich er nur noch Einen Arm hatte, ihre Ausfälle, während der willensstarke Maire der Stadt, Kaufmann Henri, mit kräftiger Hand die durch Natur und Kunst, mehr aber noch durch die Glaubensbegeisterung der Einwohner feste Stadt befehligte. — Schon bald nach dem Beginn des Kriegs zog der Hof gelindere Saiten gegen die Protestanten auf, weil Katharina ihrem Lieblingssohne Heinrich von Anjou die Krone Polens verschaffen wollte und zur Erreichung dieses Ziels die Gunst der auswärtigen Reformirten nöthig war: denn auch in Polen hatte der Adel und

die Bürgerschaft großer Städte größtentheils die Reformation angenommen. Der König selbst betrieb diese Sache eifrig, weil er dadurch seines Bruders, auf den er eifersüchtig war, los zu werden wünschte. Daher wurden die Pläne gegen Spanien, die Verbindung mit den Oraniern in den Niederlanden, desgleichen ein neuer Vermählungsentwurf (zwischen dem dritten Sohn Katharina's, dem Herzog von Alençon, und der Königin Elisabeth von England) hervorgeholt. Und um Rochelle, welches, obgleich zu Land und zur See eingeschlossen, so gewaltig widerstand, desto rascher zur Unterwerfung zu bringen, wurde dem Herzog von Anjou die Leitung der Belagerung übertragen. Sein Heer aber erlitt durch das Schwert der Belagerten und durch hinzukommende Krankheiten schwere Verluste. Als es hieß, Montgommery komme mit einer englischen Flotte, um den Oberbefehl über die Stadt zu nehmen, entfernte sich La Noue, aus Haß gegen Montgommery, in das Lager des Herzogs. Nichts desto weniger blieb die Stadt ungebeugt. Bereits waren 35000 Kugeln in sie hineingeschossen worden und sie hatte zwanzig Angriffe und neun Hauptstürme abgeschlagen, als die Botschaft von der wirklichen Erhebung Heinrich's von Anjou auf den polnischen Thron ankam, und daher Katharina selbst sogleich ihrem Sohne rieth, die Belagerung so schnell wie möglich durch einen Vergleich zu beenden. Dieser wurde dann, weil es zur Fortsetzung des Kriegs an Geld und Mannschaft mangelte, durch das Edict von Boulougne auf ganz Frankreich ausgedehnt.

Als Heinrich von Anjou nach seinem Königreich abgereist war, beherrschten die von ihm seiner Mutter empfohlenen Guisen wieder die Regierung. Daher bildete sich unter Mitwirkung der Montmorency's unter dem Namen der „Politiker" (worunter man die gemäßigten Katholiken zu verstehen hat) eine Partei von „Malcontenten", die darauf ausgieng, mittels Berufung der Reichsstände eine Reform des Hofes und der Regierung zu erwirken, und sich den Herzog von Alençon zum künftigen Thronnachfolger ersah. Dieser, ein übrigens unbesonnener Jüngling, damit einverstanden, suchte eine Stütze an den Protestanten und gewann den König Heinrich von Navarra und den Prinzen Condé für sich. Da aber die Sache entdeckt und alle drei verhaftet wurden, entfloh Condé nach dem Elsaß und stellte sich von dort aus an die Spitze der Protestanten, die sich zum fünften Religionskrieg erhoben, während welches Montgommery gefangen und hingerichtet wurde und Karl IX, erst 24 Jahre alt ein klägliches Ende nahm (1574).

Gedrückt nämlich vom Argwohn und beständiger Furcht vor seiner ihn beherrschenden Umgebung und verfolgt von ängstigenden Gewissensbissen, schlich Karl abgemagert, bleich, zitternd und gebückt, als ein wahres „Schreckbild der Sünde und der Strafe Gottes" einher, und suchte vergebens durch lärmende und glänzende Hoffeste und wilde Jagdpartien die innern Qualen zu verscheuchen, die ihm besonders in Träumen und Gesichten von Blutströmen und Leichenhaufen, mit Jammern und Schreien von Ermordeten Tag und Nacht verfolgten, bis er sich verzehrte und ein plötzliches Hervorbringen des Bluts aus allen Oeffnungen und Poren des Körpers sein Leben endete.

Niemanden war der Tod Karls IX willkommener als seinem Bruder, dem König Heinrich von Polen. Denn weder ihm, noch seinen französischen Günstlingen gefiel das Leben unter den Polen, deren Adel dem französischen an Sittlichkeit voranstand. Kaum hatte er die Todesbotschaft erhalten, so brach er heimlich bei Nacht und Nebel von Krakau auf und eilte nach Frankreich zurück, um daselbst als Heinrich III den Thron seiner Vorfahren zu besteigen. Im höchsten Grade von sich eingenommen und sich über den Parteien erhaben dünkend, glaubte er die Ordnung an dem zerrütteten Hofe am besten durch Einführung der strengsten Etikette herstellen zu können, und von nun an war er für alle Staatsdiener, wie auch für das Volk unzugänglich, während er mit seinen Günstlingen, vorzüglich mit schönen Jünglingen, die man Mignon's nannte, ein nichtswürdiges, allen sinnlichen Lüsten hingegebenes Leben führte und dadurch nicht nur die öffentliche Moral noch mehr vergiftete, sondern auch die Noth des Landes durch unsinnige Verschwendung erhöhte.

Auf seiner Rückreise aus Polen hatte er in Venedig so ausschweifend gelebt, daß ihm das Haar ausfiel und keine Hoffnung auf Nachkommenschaft blieb, da er auch als König unnatürlichen Lastern fröhnte. Wiewohl er Kunst und Literatur, freilich mehr mit einer „luxuriösen Verderbniß der Phantasie" liebte, so gab er sich doch dem kleinlichsten Zeitvertreib, z. B. dem Putzen, Einrichten und Zuschneiden von Kleidern und andern erbärmlichen Dingen hin. „Die Erziehung von Papageien, Hunden und Affen kostete ihm unglaublich viel Zeit und Geld, und in spätern Jahren trug er die jungen Bestien in einem, an der Leibbinde befestigten Korbe mit sich umher. Und zwischen diesen Possen, Narrheiten und Zuchtlosigkeiten giengen Pilgerungen, Gottesdienst, Büßungen und Geiselungen bunt, frech und sinnlos durcheinander." (Fr. v. Raumer's Gesch. Europa's, II.)

Durch seine Heirath mit Luise von Lothringen, einer Verwandtin der Guisen, stärkte er den Einfluß der Guisen und der mit ihnen verbundenen „Politiker", deren Stütze, den Herzog von Alençon, er gleich bei seinem Regierungsantritt der Haft entlassen hatte. Auch den Heinrich von Navarra hatte er freigegeben, ihn aber noch unter Aufsicht gesetzt. Als sich nun die Protestanten und Politiker enger zu Einer Partei verbanden, die, von Condé und dem Marschall Damville geleitet, bei dem Könige auf Gleichstellung beider Religionen drang, schloß sich ihr Alençon eng an und gab ihr durch seinen Namen einen größern Halt. Darüber aufgebracht sprach der König über Alençon und Condé sammt ihrem Anhange die größten Strafen aus. Jetzt entfloh auch Navarra vom Hof, trat wieder förmlich in die reformirte Kirche zurück und brachte mit Condé und Alençon ein mächtiges Heer auf, das dem noch fortwährenden Krieg eine entscheidende Wendung geben sollte. Da trat Katharina aus Besorgniß, in diesem Parteigewirre ihren bisherigen Einfluß zu verlieren, mit ihrem Sohne Alençon in Unterhandlung und brachte mit Genehmigung des Königs den Frieden von Chastenoy zu Stande, durch welchen Alençon die Herzogthümer Anjou, Touraine und Berry, Condé die Picardie, Heinrich von Navarra Guyenne bekam, — den Hugenotten aber freie Religionsübung außer Paris, Freiheit der Abgaben auf sechs Jahre für die Nachgelassenen der Ermordeten, gleiche Rechte mit den Katholiken auf Aemter und Würden und acht Sicherheitsplätze eingeräumt wurden. (Weil Alençon, der als Bruder des Königs den Titel Monsieur führte, der Urheber des Friedens war, so nannte man diesen Frieden auch la paix du Monsieur.)

7. Die heilige Ligue unter Heinrich von Guise. Die Hugenotten unter Heinrich von Navarra. Berufung der Stände nach Blois. Ausbleiben der Protestanten. Auflösung der Versammlung und Gewähr des Friedens von Bergérac Fortwährende Spannung. Siebenter Bürgerkrieg des südfranzösischen Adels. Das Edict von Blois.

Wüthend über diesen Frieden, der für die Protestanten so vortheilhaft war, erneuerten die strengen Katholiken eine schon

etwas früher vom Marschall Tavannes gestiftete Verbindung, die heilige Ligue genannt, welche jetzt, von der Picardie (wo Condé den Protestantismus unterstützte) ausgehend und sich über alle Theile des Königreichs ausbreitend, eine vom König unabhängige Machtstellung, einen Staat im Staate, anstrebte und den Herzog Heinrich von Guise zum Haupt hatte. Dieser, die Karolinger-Tradition seines Hauses benützend, wußte das den König verachtende Volk zu gewinnen und trat zugleich mit Spanien in Verbindung. Die Hugenotten dagegen erkannten nun den König von Navarra für ihr Haupt, und ohne ihn nahmen sie nichts Wichtiges vor. So zwischen zwei mächtigen Parteien stehend, einerseits von dem Ehrgeiz der Guisen und dem Fanatismus seines katholischen Anhangs, anderseits von der Auflehnung der Hugenotten bedroht und außerdem vom Zwiespalt in der eigenen Familie geschwächt, befand sich der König in der schwierigsten Lage, die noch durch seinen eigenen politisch-schwankenden, sittlich verderbten und daher nur zur List und Verstellung geneigten Character erschwert wurde, ohne durch die nachher eintretende Wiederversöhnung seines Bruders gebessert zu werden.

Da er gegen die Feinde seines Glaubens zwar einen tödtlichen Haß zur Schau trug, aber doch aus Selbstsucht sich immer wieder mit ihnen versöhnte, um die eine Partei durch die andere zu schwächen, so wurde er bei seinen katholischen Unterthanen verhaßt, die in Guise den Helden ihres Glaubens und den Erhalter des Throns sahen. In dieser Zeit erschien nämlich von einem Parlaments-Advocaten eine auch dem päpstlichen und spanischen Hofe mitgetheilte Denkschrift, ein Meisterstück politischer Intrigue und religiösen Fanatismus, worin dargelegt wurde, daß die Kapetinger (von denen die Valois stammten) durch den Schutz, den sie in frühern Zeiten der gallicanischen Kirche in ihrer Opposition gegen den römischen Stuhl geliehen, sich ihrer Sendung unwürdig — und jetzt theils durch ihren Uebertritt zu den Ketzern, sich, wie Navarra und Condé, der Thronberechtigung verlustig —, theils durch ihre Verbindung mit ihnen sich, wie Alençon, unrein —, theils durch ihre Laster, wie der König, sich zur Fortpflanzung ihres Geschlechtes unfähig gemacht hätten, — daß folglich nur in den carolingischen Guisen die Erhaltung des Throns und das Heil Frankreichs beruhe.

Weil nun das Parlament die im Friedensvertrag bedingten Chambres mi-parties (aus Katholiken und Protestanten gemischten Kammern und Aemter) nicht anerkannte und das Volk da und

dort den protestantischen Gottesdienst durch Kirchenverbrennungen und Ermordungen störte, und daher ein neuer Krieg drohte, so berief der König, theils um den Schein eines Friedensbruchs von sich abzuwälzen, theils um sich Geld und Truppen und gegen die ihm abgewandten Parteien einen Halt zu schaffen, die drei Stände des Reichs nach Blois (Dez. 1576.) Diese Ständeversammlung, in welcher die Ligue das Uebergewicht über die gemäßigten Katholiken hatte und überdieß kein Protestant sich befand, faßte unter andern den Beschluß, daß bloß und allein die katholische Confession in Frankreich geduldet werden solle. Gerade dieser Beschluß aber beschleunigte den Ausbruch des Kriegs, der schnell über ganz Frankreichs sich verbreitete und, so kurz er war, doch auf beiden Seiten große Verheerungen mit sich führte.

Auf den Rath de Thou's aber, dem auch Katharina beistimmte, bot der König — welcher erkannte, wie wenig ihm sein Beitritt zu der die Stände beherrschenden Ligue nützte — wieder die Hand zur Aussöhnung und da auch Condé und Navarra geneigt waren und besonders letzterer aus angeborner Charactermilde billige Vorschläge machte, so löste der König die Ständeversammlung, die ihn von sich abhängig, ja zur bloßen Null machen wollte, auf und gewährte den Frieden von Bergérac (1577), der die Vortheile des vorigen Friedens zwar beschränkte, aber bei der eingetretenen Schwäche der Hugenottenpartei immerhin annehmbar war.

Die Protestanten sollten nicht in allen Parlamenten, sondern nur in fünfen die mi-parties und an der Stelle der vorigen Sicherheitsplätze zum Theil andere erhalten und, gleich den Katholiken, allen geheimen und öffentlichen Verbindungen (untereinander und mit fremden Staaten) entsagen. Uebrigens wurde bei der Schließung dieses Friedens die Bartholomäusnacht ausdrücklich gemißbilligt.

Obgleich in diesem Frieden den beiden Religionsparteien verboten war, sich wie ein Staat im Staate zu gebahren, so behielten doch beide den Character von Confessionen bei. Dazu waren freilich die Hugenotten zur Erhaltung ihrer Religion genöthigt, wie ihnen denn auch unter gewissen Beschränkungen eine Art Selbst-Organisationsrecht ausdrücklich zugestanden war. Allein auch die Ligue, obgleich sie für die Religion keines besondern Schutzes bedurfte, da die katholische Volksmasse für sie war, löste

sich dennoch auch nicht auf, und so war, da beide Conföderationen fortfuhren, einander bewaffnet zu beobachten, die Erhaltung des Friedens nicht gesichert: denn in Religion und Politik, die sich nun einmal in Frankreich nicht trennen ließen, waren Guise und Navarra die entschiedensten Gegner. Indessen war dem Hofe, wie den Hugenotten der Friede ein Bedürfniß, und als der stets unruhig sich umhertreibende Bruder des Königs, der Herzog von Alençon (oder Anjou, wie er jetzt hieß) nun ebenfalls eine Partei zur Erlangung des Throns bilden wollte, ließ ihn der König verhaften. Als sodann derselbe nach den Niederlanden entfloh, nahm der Herzog von Guise die Stelle desselben am Hofe ein und war dem Könige, der ihn tief haßte, ein noch schwererer Dorn in der Seite. — Da zugleich im Süden des Landes durch die stete Spannung der Katholiken eine große Verwirrung herrschte und die letztern durch den demokratischen Geist der Städte und durch die unabhängige Haltung ihrer Häupter den königlichen Hof in Unruhe versetzte, so suchte Katharina durch eine Reise in den Süden die gefährliche Spannung dadurch zu mindern, daß sie den Protestanten noch eilf Sicherheitsplätze zu den schon gewährten, wiewohl nur auf kurze Zeit, einräumte.

Nichts desto weniger erregte der leichtsinnig-übermüthige, zu politischen Ränken und blutigen Fehden und zu zügellosen Sitten, insbesondere zu abenteuernden Liebeshändeln geneigte Adel des Südens beider Parteien den siebenten Krieg (1579), der, weil er im Grunde nichts mit der Religion zu schaffen hatte und nur aus jenen Privathändeln des Adels entstanden war, den Namen la guerre des amoureux bekam. Dieser kleine, auf einen nicht weiten Raum eingeschränkte Krieg gab dem König Heinrich von Navarra die erste eigentliche Gelegenheit, seinen feurigen Muth, seine Besonnenheit in Gefahren, seine heitre geistreiche Laune und sein kriegerisches Talent zu zeigen, — Eigenschaften, durch die er die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Unterdeß war der Herzog von Anjou (Alençon) aus den Niederlanden wieder an den Hof zurückgekehrt und bot sich nun zum Vermittler in diesem Kriege an, der sodann durch das Edict von Blois beendigt wurde, ohne in der alten Stellung der Parteien etwas zu ändern.

Der Herzog von Anjou hatte bei dieser Vermittlung den Zweck das durch den Frieden entbehrliche Kriegsvolk des Königs in seine Dienste zu nehmen und nach den Niederlanden zu führen, wo ihm die Protestanten der Utrechter Union, welche unterdeß unglücklich gekämpft hatte, auf den Rath des

Prinzen von Oranien die Krone anboten. Der König Heinrich willigte um so lieber ein, weil er dadurch seines Bruders ledig zu werden und die Verbindung der Guisen mit Spanien zu schwächen hoffte.

8. Vierjährige Waffenruhe. Sinkendes Ansehen des Königs. Tod Anjou's und Aussicht Navarra's auf die Thronfolge. Die Ligue unter Heinrich von Guise. Achter Krieg (Krieg der drei Heinriche) Die Liguisten am Hof. Loser Zusammenhang der Hugenotten. Niederlage des pfälz. Hülfsheers. Die Ligue und die Sechzehner. Der Tag der Barrikaden. Des Königs Flucht. Sein Vergleich mi' Guise. Beiderseitige Verstellung.

In der darauf folgenden vierjährigen Waffenruhe in Frankreich sank des Königs Ansehen durch seine Trägheit und Sittenlosigkeit immer mehr, indeß die guisische Familie (der Herzog Heinrich in der Champagne, sein Bruder Mayenne in Burgund, Mercoeur in der Bretagne, Aumale in der Picardie, andere Glieder dieses Hauses in andern kleinern Gebietstheilen) fast im größten Theile von Frankreich herrschten. Die übrigen Provinzen wurden von den andern Großen ebenfalls in fast selbständiger Weise beherrscht; die großen Städte regierten sich als Republiken oder standen unter ihren Parlamenten; die kleinern Städte wurden im Namen der Statthalter von Edelleuten oder Söldnerführern verwaltet. Alle diese großen und kleinen Herren nahmen den größten Theil der öffentlichen Einkünfte für sich weg: dem Könige blieb von seiner Herrschermacht nur der Schatten, und selbst in Paris galt Guise's Namen mehr als der des Königs.

Als nun vollends der Herzog von Anjou, der bisherige muthmaßliche Thronfolger 1584 in Folge seiner schändlichen Ausschweifungen eines fast eben so elenden Todes wie Karl IX starb und sich dadurch für Heinrich von Navarra, Geburts halber, die Aussicht auf die Thronerbschaft aufthat, mehrten sich für den König die Verwicklungen. Denn weil die Hugenotten, welche im Anfang der Religionskriege doch fast ein Drittheil der französischen Bevölkerung ausgemacht hatten, durch Verfolgung, Krieg, Auswanderung und Abfall bis auf den zehnten Theil zusammengeschmolzen waren, nun ihre einzige Hoffnung auf Heinrich von

Navarra und sein Thronrecht setzten, — so erstand die Ligue in erneuerter Kraft, um mit Hülfe Spaniens und anderer katholischer Mächte des Auslandes dem Bestreben Navarra's und der Hugenotten entgegenzutreten, entschlossen, diesen ketzerischen Fürsten nie als König anzuerkennen.

Dadurch trat die Ligue auch in Opposition gegen den ihr besonders verhaßten König, der, wenn er auch wünschte und hoffte, Heinrich von Navarra werde sich für den Katholicismus gewinnen lassen, doch das Geburtsanrecht nicht in Zweifel zog. Indeß schwankte er vermöge seiner sittlichen Schwäche lange zwischen beiden Parteien hin und her. Sein Versuch, den Navarra zum Abfall zu bringen, scheiterte an dessen Klugheit, mit der er sich hütete, seine starke Stellung an der Spitze der Hugenotten, die er durch eine enge Verbindung mit England noch mehr befestigte, mit der schwachen Stellung am Hofe eines so unmächtigen Königs, der ja noch lange leben konnte, zu vertauschen.

Beiden trat Heinrich von Guise, das Haupt der Ligue, mit dem ganzen Gewicht seines vom Volk vergötterten Namens entgegen. Dem Navarra gleich an feurigem Muth und hohem Kriegstalent, an Redekunst und Heiterkeit, die mit weniger großer Liebenswürdigkeit, aber mit mehr äußerer Würde gepaart war, war er zwar von festerer religiöser Ueberzeugung, aber ohne Milde und Duldung und in Folge seines ungezähmten Ehrgeizes voll Gewandtheit in den Künsten der Lüge und Täuschung. Um die Thronfolge desto sicherer auf seine Person überzuleiten, die er nicht gleich in den Vordergrund zu stellen wagte, schloß er, unter Zustimmung Philipp's II von Spanien, mit dem alten, eiteln und schwachen Oheim Navarra's, dem Cardinal Karl von Bourbon und dem Herzog von Lothringen, dem Gemahl der Lieblingstochter Katharina's, den geheimen Vertrag von Joinville, demgemäß das Thronrecht auf den Cardinal und von diesem auf den Herzog von Lothringen, also auf das Geschlecht der Guisen übergehen sollte. Daß er diese beiden nur zum Schein vorschob, hatte er gegen Philipp kein Hehl, dem vor Allem daran lag, daß der Protestantismus vertilgt und dadurch seine Niederlande gerettet würden.

Mit der Waffenerhebung der Ligue brach 1585 der achte Religonskrieg oder der Krieg der drei Heinriche aus, in welchem zwar Heinrich von Navarra den blutigen Sieg bei Coutras (1587) errang, Guise aber durch Vernichtung des deutschen Hülfsheeres die Kräfte der Hugenotten so schwächte, daß sie sich schwer erholten und die steigende Macht der Ligue ihrem Ziele näher rückte.

Dieser Krieg begann damit, daß die Liguisten, welche vorher, ungeachtet eines königlichen Verbots, allenthalben Truppen geworben und zusammengezogen hatten, sich unversehens in den Besitz von Toul, Verdun, Chartres, Bourges, Angers, Lyon, Mezières, Chalons und anderer bedeutender Städte setzten; nur Marseille und Bordeaux widerstanden glücklich. Der König, ungewiß, wem er sich in die Arme werfen sollte, da der eine seiner Mignons (La Valette, den er zum Herzog von Epernon gemacht) gegen Guise —, der andere (Arques, den er zum Herzog von Joyeuse gemacht hatte) für Guise war. — Da Heinrich von Navarra die erneuerte Aufforderung, zur katholischen Kirche zurückzukehren, abwies und sein Erbieten, seine Sache im Zweikampf auszumachen, nicht beachtet wurde, so entschloß sich der König zur Unterhandlung mit der Ligue und bequemte sich zu dem Vertrage von Nemours (1585), worin die Ausrottung des Protestantismus durch das Verbot des Gottesdienstes und durch die Entziehung der Aemter, Güter und Sicherheitsplätze beschlossen wurde. Fortan waren die Liguisten obenan am Hofe und drängten sich in alle Aemter: Guise wurde Generalstatthalter des Reichs; Cardinal Bourbon wurde zum Thronerben erklärt, Navarra und Condé endlich vom Papst Sixtus V in den Bann gethan.

Allein Navarra's täglich sich mehr entwickelnde Ueberlegenheit des Geistes und Gemüths und seine Verbindung mit auswärtigen Höfen, dazu der Haß jenes Mignons (La Valette's) gegen Guise, bewogen den König zu nochmaliger heimlicher Unterhandlung mit Navarra, und Katharina selbst bemühte sich zu Brie (1586), ihn durch Schmeicheleien zu bekehren, scheiterte aber mit all' ihrer Klugheit an der Verstandesklarheit und Offenheit dieses Fürsten. Als sie z. B. dabei scherzend ihm an die Seite griff, und er merkte, sie wolle fühlen, ob er unter dem Gewande einen Harnisch trage, knöpfte er die Brust auf und sagte: „Madame, ich diene Jedem offenherzig!“ Und als sie ihn den Urheber der Unruhen nannte, entgegnete er: „Diese Unruhen und Verwirrungen gefallen Ihnen und nähren Sie; denn wenn Sie in Ruhe leben sollten, würden Sie bald sterben!“

Weil nun anfangs die Tapferkeit der Hugenotten geringen Erfolg hatte, indem selbst Condé, nach vergeblicher Belagerung von Angers, mit seinem Haufen von dem Hauptheere abgeschnitten wurde und sich gezwungen sah, nach England zu

fliehen, um von dort aus nach Rochelle zurückzukehren, so wendete sich der König wieder entschieden zur Ligue. Obgleich nun Heinrich von Navarra ein königliches Heer unter dem Herzog von Joyeuse gänzlich besiegte und dabei glänzende Beweise von Einsicht und Tapferkeit gab, so folgte diesem Siege doch keine Entscheidung, weil sich der hugenottische Adel zu früh auf seine Schlösser zerstreute und selbst Navarra an seinen Hof eilte, um seiner Neigung zu feinsinnlichen Vergnügungen zu leben und der Dame seines Herzens seine Trophäen zu Füßen zu legen! Denn sein religiöser Glaube gieng bei weitem nicht so tief, wie bei Condé, der daher ungern die Hauptleitung der protestantischen Sache in Navarra's Hand sah.

Bei diesem losen Zusammenhalt der Hugenotten gelang es dem Herzog von Guise um so leichter, das vom Pfalzgrafen Casimir und Wilhelm von der Mark befehligte 40,000 M. starke deutsche Hülfsheer, das von Elsaß aus in Lothringen eingedrungen und ohne Verbindung mit den französischen Reformirten war, theils aufzureiben, theils wieder aus Frankreich hinauszudrängen, worauf Guise in Nançy mit den Gliedern seines Hauses und der Ligue zu gesteigerten Forderungen an den König sich verband.

Die Ligue hatte sich nämlich durch den Hinzutritt einer in Paris aufgekommenen Verbindung der Sechzehn (so benannt nach der Zahl der 16 Viertel der Hauptstadt) verstärkt. Diese Verbindung hatte sich schon länger her im Geheimen aus den fanatischen Katholiken mit der Absicht gebildet, zur Aufrechthaltung der katholischen Religion den König zu entthronen und den Herzog Heinrich von Guise an seine Stelle zu setzen, und hatte sich, nachdem die Sechzehner durch Zuziehung der entschlossensten Leute aus dem gemeinen Volke erstarkt waren, mit der allgemeinen Ligue vereinigt.

An dieser Pariser Ligue nahmen, wie de Thou (der einflußreichste Parlamentsrath und Verfasser der Geschichte seiner Zeit) berichtet, meist Leute Theil, „die ihr Leben in Schande, Lüsten und Lastern hingebracht hatten und zur Befriedigung des Ehrgeizes und der Habsucht oder zur Herstellung ihrer zerrütteten Umstände eines Bürgerkriegs bedurften;" selbst die sechzehn Stifter waren, außer einigen Geistlichen, größtentheils Menschen, die „ihr Vermögen verschwendet oder die Gerichte zu fürchten hatten." Manche dieser Verbündeten, waren so fanatisch, daß sie den Eid, den man den Sechzehnern zu leisten hatte, mit ihrem Blute unterzeichneten. Auf Guise's Betrieb giengen Sendlinge in alle Städte aus, um Leute aller Art für die revolutionären Plane des Vereins zu gewinnen. Auch ließen sich allenthalben „Unbefangene und Ehrgeizige, Furcht-

same und Tollkühne, Kurzsichtige, Verschlagene und Fanatiker" in's Netz locken. Wer darin war, konnte nicht mehr loskommen, weil jeder Einzelne auf's strengste vom Andern überwacht war. — Guise dämpfte anfangs ihren ungestümen Eifer und stellte vorerst noch folgende Forderungen an den König: er solle den Liguisten Sicherheitsplätze einräumen, seine Rathgeber entlassen, die Inquisition zur leichtern Ausrottung des Protestantismus einführen, und ihn (den Guise) zum Generalstatthalter ernennen. — Da der König nicht darauf eingieng, im Gegentheil den Herzog von Epernon, Guise's Hauptgegner am Hofe, zum Großadmiral ernannte, beschloß Guise rascher vorzuschreiten.

Als der König von Lyon, wo er den Gang des Hugenottenkriegs beobachtet hatte, nach Paris zurückkehrte, fand er dort Alles in Gährung. Die Verschwörung war reif geworden und man hatte vor, sich bei ehester Gelegenheit des Königs zu bemächtigen und ihn in ein Kloster zu sperren; ja Einige wollten sogar bis zum Mord vorgehen. Dieß wurde dem Könige, und zwar durch einige Liguisten selbst, verrathen und sogleich verbot er dem Guise, die Stadt zu betreten. Als dieser nicht gehorchte, sondern unter dem Vorwand, sich zu rechtfertigen, dennoch in Paris erschien und vom Volk mit Jubel empfangen wurde, ließ der König 4000 Schweizer in die Stadt rücken, gab ihnen aber die Weisung, keine Gewalt zu gebrauchen. Da errichtete das Volk Barrikaden und zwang die königliche Kriegsmacht die Waffen zu strecken. Während nun die Königin-Mutter mit Guise um Herstellung der Ruhe unterhandelte, und dieser, um seine Großmuth zu zeigen, den gefangenen Soldaten ihre Waffen zurückgeben ließ und den königlichen Beamten Schutzwachen gab, verließ der König heimlich die Hauptstadt und floh, um Freiheit und Leben zu retten, nach Chartres.

Der „Tag der Barrikaden" hatte ihm seine ganze Lage klar vor Augen gestellt: daß die Pariser, die er stets für fügsam und schwach gehalten hatte, in dieser Art gegen ihn auftreten würden, hätte er nie gedacht; daß es im Grunde nicht eigentlich der Religion gelte, sondern daß Herzog Guise und die Ligue ihn verderben wollten, war für ihn kein Zweifel mehr. Von nun an faßte er den Entschluß, diesen ihm so gefährlichen Mann aus dem Weg zu schaffen und zu diesem Ziel dünkte ihm in seiner hülflosen

Lage der, ohnedieß seiner Natur entsprechende, Weg der Verstellung der einzig mögliche zu seyn.

Der Tag der Barrikaden hatte aber auch den Herzog Guise für die nächste Zukunft noch unvorbereitet gefunden. Er hatte vorerst den König bloß einschüchtern und durch ihn zunächst die Ausschließung der Bourbonen vom Thron erlangen wollen. Indeß benutzte er die Flucht des Königs und machte sich durch die Wegnahme des Arsenals, durch die Einnahme der Bastille und durch Bestellung eines neuen Magistrats zum Herrn von Paris. Katharina in ihrer macchiavellistischen Politik schloß sich ihm sogleich an, um wieder mehr Einfluß auf die Regierung zu gewinnen, den sie unter der Herrschaft der Mignons verloren hatte. Durch sie erbot sich daher der König zu einem Vergleich mit der Ligue, worin er die Ausrottung der Protestanten versprach, die Berufung einer Ständeversammlung genehmigte und den Guise zum Generalstatthalter ernannte.

Das Edict, das er erlassen mußte, (l'edit d'union) gewährte der Ligue Amnestie, eine Anzahl Sicherheitsplätze und für ihre Häupter die wichtigsten Statthalterschaften. Ja der König stellte sich selbst an die Spitze der Ligue, entfernte alle seine Minister und gab dem Guise als Oberfeldherrn in einer persönlichen Zusammenkunft, um ihn sicher zu machen, eine unbeschränkte Vollmacht. Guise weigerte zum Schein sich, sie anzunehmen, und gab erst nach, als der König befahl, so daß die Aussöhnung auf beiden Seiten vollkommen zu seyn schien.

9. Die Stände zu Blois. Ihre Anmaßung unter Guise's Einfluß. Des Königs scheinbare Nachgiebigkeit Ermordung Guise's. Tod der Königin-Mutter. Auflösung der Stände. Die Ligue und die Sechszehner unter Mayenne. Verbindung des Königs mit Heinrich von Navarra. Anschluß der Politiker. Belagerung von Paris. Ermordung des Königs.

Alles kam nun darauf an, wie die Ständeversammlung, welche zu Blois den 16. Oct. 1588 eröffnet wurde, sich benahm. Weit entfernt aber, daß sie mit dem Eingeräumten sich begnügt hätte, gebärdete sie sich so, als ob „bei ihr alle Machtfülle" — und der König nur ihr „Vorsitzer" wäre; die Triebfeder aller ihrer Schritte aber war Guise. Der König, sein Ziel im Auge,

gab allenthalben nach, obgleich er sich deßhalb nur desto mehr verspottet und hintangesetzt sah. Bereits giengen sogar wieder Gerüchte von seiner Absetzung. Zu gleicher Zeit waren gerade die großen Seerüstungen des mit der Ligue verbundenen Königs Philipp von Spanien gegen England im Gang, die im Fall des Gelingens auch für Frankreich bedrohlich waren.

In dieser drangvollen Lage, die allerdings eben sowohl eine Folge seiner eigenen Unwürdigkeit als der maßlosen Anmaßung seiner Gegner war, berief er seine Getreuesten in einen Rath, in welchem diese, weil sie selbst sich in ihren bisherigen Ansprüchen gefährdet sahen, seinen geheimen Gedanken entgegenkamen und auf Wegräumung nicht nur des Herzogs, sondern auch seines Bruders, des Cardinals (Ludwig), Sprechers der Geistlichkeit, drangen. Und so feierte er in der Ermordung beider den Triumph seiner aufs künstlichste durchgeführten Verstellung.

Der König hatte sich länger her mit einer Leibwache umgeben, die aus 45 wagehälsigen, dem kleinen, besitzlosen Adel angehörigen Waffenmännern, deren sich seit den Bürgerkriegen so viele an den Häfen der meisten großen oder kleinern Fürsten umhertrieben. Da indeß der Hauptmann derselben sich nicht zur Leitung des Anschlags hergeben wollte, wurde der König wieder wankend. Doch übernahm ein anderer darunter, Namens Lognac, mit noch sieben Leibwächtern die Ausführung. Zwar wurde der Herzog gewarnt, aber er hielt sich für stärker, und als er einmal unter seinem Tellergedeck auf einem Zettel eine nochmalige Warnung fand, warf er den Zettel mit den Worten: „Er wagt es nicht!" unter den Tisch. — Der König stellte sich, als wolle er zum Weihnachtsfest eine Wallfahrt antreten und lud vorher den Herzog in das Schloß ein unter dem Vorwand, er wolle noch eine berathende Versammlung halten. Als der Herzog in's Schloß eingetreten war, gab ihm ein Kriegsmann eine Bittschrift um rückständigen Sold und folgte ihm mit einigen hinzukommenden Soldaten bis vor den Saal nach. Bald erschien ein Kabinets-Diener und führte den Herzog in das Vorzimmer, wo jedoch keine Räthe, wohl aber die acht Verschworenen beisammen waren und ihn sogleich niederstießen und zwar auf derselben Stelle, wo der Herzog 16 Jahre zuvor „den ersten Berathungen der nachmaligen Bluthochzeit beigewohnt und für dieselbe gestimmt" hatte. Als er entseelt dalag, trat der König aus seinem Kabinet, besah den Leichnam und sagte, mit dem Fuß ihn zur Seite stoßend: „Wie groß er ist, scheint er doch im Tod noch größer, als lebend!"

Zu gleicher Zeit war der Cardinal Ludwig nebst dem Cardinal Bourbon und andern Verwandten und Freunden der Guisen verhaftet worden.

Doch wurde nur der erste erschossen; die andern wurden später wieder entlassen. — Inzwischen lag die alte Königin-Mutter, die von allen diesen Vorgängen nichts wußte, krank danieder, und als der König sie besuchte, und sie auf seine Frage, wie es gehe, antwortete: besser!" — sagte er: „Auch ich befinde mich weit besser: denn diesen Morgen bin ich König von Frankreich geworden und habe den König von Paris tödten lassen." Erschrocken machte ihm seine Mutter Vorwürfe, endete aber damit, daß sie ihm „Schnelligkeit und Entschlossenheit" rieth. Als von Stund an ihre Krankheit und mit dieser ihre Unruhe und Gewissensqual stieg und sie vom Cardinal Bourbon Trost verlangte, sagte ihr dieser vorwurfsvoll: „Madame, Sie haben uns alle auf's Schaffot gebracht!" — Sie starb am 5. Jan. 1589, siebenzig Jahre alt. „Die Schlechtigkeit der Könige, die Unzucht der Weiber, die entsetzlichen Verbrechen und das furchtbare Elend dieser Jahre fallen großentheils auf ihr schuldvolles Haupt." (Fr. v. Raumer a. a. O.)

Diese That und die sofortige Auflösung der Ständeversammlung schlug anfangs die Liguisten nieder; bald aber erhoben sie sich mit verdoppelter Wuth und von vielen Kanzeln ertönten Verwünschnungen über den Mörder nnd Ketzer. Die Sorbonne entband das Volk aller Pflicht gegen den König und billigte Widerstand und Krieg gegen ihn. Sogleich wurden unter der Leitung der Sechszehner seine Bildnisse zerstört, sein Anhang in Paris theils gefangen, theils ermordet und Guise's Bruder Mayenne zum unumschränkten Generalstatthalter erhoben, der nun durch Bestätigung aller, der Ligue anhängiger, Provincialstatthalter über den größten Theil von Frankreich gebot und mittels eines Unionsgeneralconseil's maßlose Edicte erließ, welche der Willkühr und dem Eigennutz Thür und Thor öffneten.

Dem Könige, der nur in der Dauphiné, in Languedoc, Guyenne und Poitou einige Gewalt besaß, und dem jeder Versuch, den Mayenne zu einem Vergleich zu bringen fehlschlug, blieb nun nichts übrig, als sich an den König von Navarra anzuschließen, der schon während der Reichsversammlung zu Blois mit seinem Anhang in Rochelle eine Gegenversammlung gehalten hatte, um die Mittel zum Widerstand gegen die Ligue zu berathen, und der nun in einem, Milde und Friede athmenden Ausschreiben alle Franzosen beschwor, aus der so großen Zerrüttung des Staats zur Ordnung und deßhalb zum Gehorsam gegen den

König zurückzukehren. Wirklich hielten beide Könige auf dem Schlosse du Plessis bei Tours eine Zusammenkunft, wobei der König von Navarra den König so ehrerbietig behandelte, daß dieser ganz gerührt war und seine frühere Thatkraft in etwas wieder zu bekommen schien.

Da Navarra hierauf die ganze protestantische Macht mit dem Heere des Königs vereinigte, schloßen sich auch die Politiker oder gemäßigten Katholiken an.

Beide Könige zogen nun vor Paris und umlagerten es mit so imposanter Macht, daß alle Unentschiedenen und Zaghaften die Sache der Sechszehner verließen und Mayenne nur 8000 Mann zur Vertheidigung der Stadt um sich hatte. Desto fanatischer trieben die Geistlichen das Volk zum Widerstand und versprachen dem, welcher die Erde von dem Könige, als dem größten Lasterungeheuer, befreien werde, den Lohn des Himmels. Durch solche Rede entzündet, schlich sich ein junger Dominikaner, Namens Jacques Clement, in das königliche Lager und ermordete Heinrich III, der aber noch vor seinem Verscheiden laut gegen seine Umgebung den König von Navarra als seinen Nachfolger anerkannte, ihm aber rieth, in den Schooß der katholischen Kirche zurückzukehren, wenn er Frankreich in Ruhe beherrschen wolle. Die That selbst versetzte die Liguisten in Jubel und selbst Sixtus V äußerte unverholen seine Billigung.

Clement war ein Mensch von schwachem Geist und darum desto leichter das Werkzeug Anderer. Als der finstre Gedanke in ihm reif war, theilte er ihn seinem Prior mit, der ihm bloß zu prüfen rieth, ob der Gedanke wirklich von Gott sey. Die Herzogin von Montpensier, längst erfüllt vom tiefsten Hasse gegen den König, so wie auch gegen die Protestanten, versäumte nicht, den Mönch durch hohe Versprechungen in seinem Vorhaben zu bestärken. Als derselbe vor den König geführt wurde, übergab er demselben ein Schreiben, und während der König es las, stieß er ihm ein Messer in den Leib. Heinrich von Navarra sprang hinzu, zog es heraus und stieß damit dem Mörder in's Gesicht. Ein Edelmann, der ebenfalls hinzu gesprungen war, durchbohrte den Mörder und warf ihn zum Fenster hinab, worauf die Soldaten ihn zerrissen und verbrannten.

10. Kampf Heinrich's von Navarra mit der Ligue um sein Thronrecht. Uneinigkeit der Liguisten Navarra's. Sieg bei Ivry. Vergebliche Belagerung von Paris. Noth des Landes. Entscheidung des Kampfs durch Heinrichs Religionswechsel. Einzug in Paris. Beruhigung des Volks. Aussöhnung mit dem Papst, Friede mit Spanien. Das Edict von Nantes.

Das Königsgeschlecht der Valois, das 260 Jahre über Frankreich geherrscht hatte, war somit erloschen; noch mußte aber der Bourbon sich sein Erbrecht erst erkämpfen. Heinrich von Navarra, durch Natur und Bildung nach Leib, Geist und Gemüth gleich ausgezeichnet, erhielt zwar sogleich von Vielen den Treuschwur; Andere aber machten erst eine Religionsänderung zur Bedingung ihrer Unterwerfung. Heinrich, im Gefühl, daß die plötzliche Erfüllung dieser Bedingung einen üblen Schein auf ihn werfen könnte, aber in der Absicht, mit Hülfe der Protestanten, die auf Begünstigungen von ihm — und derjenigen Katholiken, die auf seine Bekehrung hofften, zuerst seine Gegner zu überwältigen, dann sich „die ideale Bestätigung der Kirche" durch seine Rückkehr zu ihr geben zu lassen, — versprach in sechs Monaten ein Concil zu berufen und sich dem Ausspruche desselben zu unterwerfen. Darauf huldigte ihm das Heer, von dem jedoch ein Theil mit dem Herzog von Epernon zu den Liguisten übergieng, die ihrerseits um so hartnäckiger widerstanden, da das Parlament Heinrich den Vierten für einen Hochverräther erklärte und der päpstliche Cardinal-Legat Gaëtano — der vorsichtigen Weisung des Papstes zuwider — leidenschaftlich Partei für die Ligue nahm, deren Haupt Mayenne blieb.

Und so mußte Heinrich auf's Neue die Entscheidung den Waffen überlassen. Aber weder sein entscheidender Sieg bei Ivry (1590), noch seine wiederholte Belagerung von Paris führte ihn zum Ziel. Die Zerrissenheit der Parteien und die dadurch genährte Noth des Landes stieg auf's höchste, und auf dem fortgesetzten Weg des Bürgerkriegs war kein Ende derselben abzusehen.

Der Umstand nämlich, daß fast die Hälfte des vereinigten Heers vor Paris zu der Ligue übergegangen war, nöthigte den König Heinrich IV, seine Streitmacht

von Paris wegzuziehen und sich mit dem Kern seiner Truppen nach der Normandie zu wenden, um sich einiger fester Plätze zur Verbindung mit England zu bemächtigen. Unterdeß Mayenne den alten Karl von Bourbon, obgleich er noch Gefangener war, zum König ausrufen ließ, um sein Unternehmen mit dem Schein der Legitimität zu bekleiden, bekam Heinrich, der in Dieppe, wo er, eingeschlossen, sich glücklich vertheidigte, englische Hülfe und rückte nun wieder unmittelbar vor Paris. Er eroberte und plünderte die Vorstädte, mußte aber vor der Annäherung Mayenne's die Belagerung wieder aufgeben und überwinterte in Tours, dem Sammelplatze der Royalisten. — Indeß leistete ihm die Uneinigkeit der Liguisten einen größern Dienst, als seine eigene Partei. Nach neuen vergeblichen Sühnungsversuchen kam es im März 1590 zur obengenannten Schlacht bei Ivry. Vor dem Beginn derselben trat Heinrich vor sein Heer und betete laut für das Glück seiner Waffen, worauf das Heer ihm begeistert folgte. Als die Seinen vor der Uebermacht in's Schwanken geriethen und die Fahne sank, rief Heinrich: „Mein Helmbusch ist Eure Fahne, wenn ihr ihn weichen seht, erlaube ich Euch zu fliehen!" Da neigte sich ihm der Sieg und die Ligue wurde zerstreut. Seine milde Schonung gegen die Gefangenen erwarb ihm allgemeine Achtung; nichts desto weniger wiesen seine Feinde jeden Frieden zurück und bewaffnete Geistliche und Mönche in Paris riefen zum ewigen Krieg auf. Selbst der Tod des Cardinals Bourbon hatte keinen Einfluß auf die Vereinigung der Parteien.

Da umlagerte Heinrich nochmals Paris, enger als je; aber die Hoffnung erhielt die Widerstandskraft der Belagerten. Der Hunger in der Stadt war bereits so groß, daß selbst das Eckelhafteste gegessen, selbst aus Todtenknochen Brot gebacken wurde, ja in der Verzweiflung manches Kind geschlachtet und gegessen worden seyn soll und daß binnen drei Monaten 12000 Menschen großentheils vor Hunger starben. Bei allem dem wurde, wer von Uebergabe sprach, von Zeloten aufgehängt oder in's Wasser geworfen. — Plötzlich erschien spanische Hülfe von den Niederlanden her unter dem Herzog von Parma (Alexander Farnese), dem berühmtesten Feldherrn Spaniens in jener Zeit, der sich mit Mayenne's Truppen vereinigte, und den König Heinrich zwang, die Belagerung aufzuheben. — Parma's baldige Rückkehr nach den Niederlanden verschaffte dem König Heinrich wieder Luft, und während Mayenne die wilde Anarchie, die in Paris entstanden war, nur durch List und Strenge unterdrücken konnte, belagerte Heinrich Rouen, wurde aber von Mayenne an der Eroberung dieser Stadt verhindert. Parma's Rückkehr und Tod änderte am Fortgang des Kampfes nichts, da die Ligue zu keiner Nachgiebigkeit geneigt war.

Indeß führte nicht sowohl die steigende Verwirrung im Lande und die Unmöglichkeit einer Endscheidung durch den Reichstag,

als vielmehr die Furcht vor der Einmischung des Auslands einen Wendepunct herbei. Das Haupt einer neuen politischen Partei nämlich, der aus dem Gefängniß entkommene Sohn des ermordeten Herzogs Guise, bot dem König Philipp II von Spanien die französische Krone für den künftigen Gemahl seiner Tochter Isabella an, mit der Hoffnung selber dieser Gemahl zu werden. Da auch Mayenne für sich diesen Wunsch hegte und somit dieses Project von zwei Seiten mit Hintansetzung der nationalen Interessen betrieben wurde, so entschied das Parlament durch Geltendmachung des salischen Gesetzes, daß die Krone auf kein weibliches Haupt übergehen dürfe. Denn nur der zelotische Theil der Geistlichkeit und des Bürgerstandes wünschte die spanische Herrschaft. Der Adel im Allgemeinen und das Parlament widerstrebte diesem Gedanken; der wohlhabende und ruhige Theil der französischen Bevölkerung aber wollte Frieden, und diesen konnte im Grunde nur Heinrich der Vierte gewähren, der zuletzt in den meisten Provinzen nicht unerhebliche Vortheile errungen hatte. Auch der größte Theil der Hugenotten hatte länger her erkannt, daß ihr bisheriger Führer ohne die Annahme der katholischen Religion nicht zum ruhigen Besitz der Krone kommen, ohne dieselbe aber ihnen keinen sichern Bestand ihrer Religion gewährleisten könne.

So war denn der Augenblick gekommen, den Heinrich zu erwarten gewußt hatte. Nach einigen Conferenzen zwischen den Katholiken beider Parteien, in denen Bevollmächtigte Heinrich's seine Bereitwilligkeit zum Religionswechsel erklärten, berief er eine Versammlung von Prälaten und Theologen zu Mantes, hörte ihre Lehre und Predigt, ward von den Bischöffen vom Banne losgesprochen und wohnte dann zu St. Denis der feierlichen Messe bei.

Ungeachtet der fortgesetzten Wuth der Fanatiker und obgleich der Papst (vorzüglich auf Philipp's Drohung einer Handelssperre gegen den Kirchenstaat) die Anerkennung verweigerte, war doch die Mehrzahl der Franzosen mit ihrem neuen Könige zufrieden, dessen hoheitliche und dabei doch so herzgewinnende Persönlichkeit, von der Alle, die ihm nahten, hingerissen wurden, mehr und mehr die Vorurtheile der Leidenschaften zerstreute.

Hierauf ließ er sich zu Chartres am 27. Febr. 1594 krönen, und schickte sich an, Paris, das Mayenne kurz zuvor verlassen hatte, aber von den Sechzehnern noch tyrannisirt wurde, in seine Gewalt zu bekommen. Wohlgesinnte Bürger, unter der Führung des Stadtbefehlshabers Brissac, öffneten ihm die Thore, durch welche nun der König seinen Einzug hielt, der alsbald durch die Erklärung unbedingter Vergessenheit des Vergangenen, völliger Sicherheit des Eigenthums, Unverletzbarkeit der Religion und Bestätigung der sich unterwerfenden Beamten das Volk beruhigte, so daß nun auch die Geistlichkeit sammt der Sorbonne ihm huldigte. Seine über alle Rachsucht erhabene Seele „täuschte alle Besorgnisse und übertraf alle Hoffnungen durch ein wahrhaft edles und großmüthiges", mehr durch angeborne Herzensgüte, als durch Staatsklugheit geleitetes Benehmen.

Nur Einzelne beharrten in ihrem fanatischen Haß gegen ihn, der sich bei einem heruntergekommenen Menschen, Namens Chastel, zum Mordversuch steigerte: er traf aber den König nur in die Lippe. Bei der gerichtlichen Untersuchung schien es sich zu erweisen, daß der Mörder von Jesuiten war aufgereizt worden, die ihm die Lehre von der Verdienstlichkeit des Königsmords zu Gunsten der Kirche beigebracht. Doch stellte der Orden als solcher die Gültigkeit jenes Beweises in Abrede. Die meisten Parlamente sprachen die Verbannung gegen die Jesuiten aus und nur in Langued'oc und Guyenne erhielten diese sich, weil die dortigen Parlamente erklärten, daß die Schuld Einzelner nicht dem Ganzen aufgebürdet werden dürfe.

Endlich glückte es dem König Heinrich IV, den Papst Clemens VIII, aller spanischen Ränke ungeachtet, 1595 zur Anerkennung und Lossprechung vom Bann zu bewegen und zwar gegen Annahme der tridentinischen Beschlüsse und gegen Herausgabe eingezogener Kirchengüter. Hierauf zögerte auch der Herzog Mayenne, der bis jetzt nicht aufgehört hatte, gegen ihn zu Felde zu liegen, nicht länger, sich mit dem Könige auszusöhnen. Auch die Stadt Marseille, die allein unter den Städten bis dahin noch getrotzt hatte, ergab sich. Ja selbst der nun alternde König Philipp II von Spanien, welcher in dem Krieg, den ihm Heinrich gleich bei seiner Thronbesteigung förmlich erklärt hatte, nichts ausrichtete, vielmehr den völligen Verlust seiner Niederlande befürchtete, schloß

mit der Absicht, seinem schwachen Sohne ein ruhiges Reich zu hinterlassen, endlich mit Heinrich am 12. Jun. 1598 der Frieden zu Vervins (auf den Grund des Friedens von Chateau-Cambresis.) Beide Theile gaben alles heraus, was sie seit 1595 erobert hatten. Kurz darauf sah sich auch der letzte Rest der Ligue, unter dem Herzog von Mercoeur, in der Bretagne gedemüthigt. Jetzt da durch die Aussöhnung mit dem Papst und mit Philipp die Hindernisse gehoben waren, die bisher einer Rechtsverleihung an die Protestanten im Wege gestanden waren, erließ Heinrich das „unwiderrufliche" Edict von Nantes, welches die religiösen und bürgerlichen Rechte der Hugenotten ordnete und den mit geringen Unterbrechungen 38 Jahre hindurch geführten Religionskrieg beendigte.

Da die Eifrigen unter den Hugenotten sowohl, als unter den Katholiken in den Anforderungen an den andern Theil zu weit giengen, so schlug der König in folgenden Zugeständnissen einen Mittelweg ein: Beide Theile leben im Frieden und enthalten sich aller Beleidigungen. Die Katholiken haben das Recht, allenthalben ungestörten Gottesdienst zu üben, die Protestanten nur in den Orten, wo sie ihn bisher geübt und wo er ihnen sonst noch unter näher bestimmten Bedingungen eingeräumt werden würde; der höhere Adel darf ihn üben, wo er sich aufhält, ohne Einschränkung, der niedere Adel nur mit der Familie und mit höchstens 30 nicht dazu gehörenden Personen. — Protestantische Schulen dürfen nur da angelegt werden, wo protestantischer Gottesdienst erlaubt ist; zu protestantischen Synoden ist obrigkeitliche Erlaubniß nöthig. — Die Protestanten achten die katholischen Feiertage und geben Zehnten an die katholische Geistlichkeit, sind aber frei von Beiträgen an kath. Kirchenbauten 2c. — In bürgerlicher Beziehung tragen sie mit den Katholiken gleiche Steuern und Lasten, können zu allen öffentlichen Aemtern gelangen und in katholischen Schulen, Universitäten, Armen- und Krankenhäusern aufgenommen werden. Sie der Religion wegen zu enterben und ihnen ihre Kinder zu entziehen, um sie katholisch zu taufen und zu erziehen, ist verboten. Streitigkeiten zwischen Protestanten und Katholiken werden bei den Parlamenten in getheilten Kammern entschieden, wobei jede Partei 6 Richter des andern Bekenntnisses verwerfen kann. (Fr. v. Raumer a. a. O. II. S. 374 ff. Arnd III. S. 40.)

Daraus ist allerdings zu entnehmen, daß der König gegen seine ehemaligen Glaubensgenossen, von denen er sich seit seinem Uebertritt am Hof und im Kabinet entfernt hielt und deren Kräfte er nur im Kriege benützte, keine Abneigung hatte; aber auch, daß ihm die Politik mehr galt, als die Religion, wie er denn bei großer Thatkraft und leichter Auffassung alles dessen, was sei-

nem Geist und Gemüth näher gebracht wurde, dennoch durchaus keine eigentliche Tiefe besaß. Sein Uebertritt war allerdings, menschlich angesehen, eine nothwendige Bedingung zur Beruhigung Frankreichs, gleichwie zur Erlangung der Krone, und somit, wie Königin Elisabeth von England bei dieser Nachricht scherzend sagte, Frankreich „wohl einer Messe werth." Allein König Heinrich verzichtete dadurch auf die Erkenntniß des Unterschieds zwischen Wahrheit und Irrthum. Und sind auch aus seiner Abschwöru g zunächst allerdings Tage beglückender Ruhe und Einheit für Frankreich hervorgegangen, so wird sich doch aus dem weitern Verlauf der französischen Geschichte ergeben, was aus seiner von Anfang an unfesten Herzensstellung zum Evangelium in der Folgezeit Bedenkliches für Staat und Kirche nicht nur in Frankreich, sondern auch im übrigen Europa daraus hervorgegangen ist.

11. Die Friedensregierung Heinrich's IV. Sully's Verwaltung. Frankreichs Wohlstand. Heinrich's Weltumgestaltungsplan. Seine Ermordung.

Heinrich's IV Regierungssorgfalt war zunächst auf die Ordnung des Staatshaushalts gerichtet, der durch beispiellose Verschwendung und Veruntreuung so zerrüttet war, daß der König in der ersten Zeit an Kleidung und anderer Nothdurft Mangel litt und bei Andern seinen Tisch suchen mußte. Daher übergab er seinem Jugendfreunde und langjährigen tapfern Kriegsgefährten Maximilian von Sully, Chef der Artillerie, welcher sich erhaltener Wunden wegen auf sein Erbgut Rosny zurückgezogen hatte, die Verwaltung der Finanzen, und dieser brachte dieselben, ungeachtet aller ränkevollen Entgegenwirkung seiner Feinde und Neider am Hofe, durch die Schärfe seines Verstandes, welche allen ständischen Gegenstrebungen überlegen war, durch die Kraft und Festigkeit seines Characters, welche dem oft zu weichen und nachgiebigen Könige zur heilsamen Stütze diente, und durch seine Uneigennützigkeit und Sparsamkeit, welche am rechten Ort in Freigebigkeit übergieng, allmählig in solche Ordnung, daß nicht nur die auf 307 Millionen sich belaufenden Staatsschulden getilgt, sondern auch die Staatskasse so gefüllt wurde, daß Ackerbau und Gewerbe unterstützt und gehoben, Stadt und Land ver=

schönert, Verkehrs- und Verbindungswege eröffnet und sonst nützliche Einrichtungen zum allgemeinen Besten getroffen werden konnten.

In Betreff der Staatsschulden sagt Sully in seinen Memoiren: „Die Geschichte aller Jahrhunderte lehrt uns, daß Aufstände, Empörungen und bürgerliche Kriege weder taugliche Mittel waren, noch seyn werden, die gefährlichen Krankheiten zu heilen, welche die Völker ergriffen wegen großer Lasten, Abgaben, Kriege u. dgl. Die Uebel werden dadurch vielmehr erhöht, als vermindert und erleichtert, und insbesondere gilt dies für die armen Bewohner des platten Landes." — Unter Sully's Finanzmaßregeln gehörte z. B. die Rücknahme des zweckwidrigen Verbots der Geldausfuhr und die Einrichtung eines richtigen Werthverhältnisses der inländischen zu den ausländischen Münzen; ferner die Minderung übertriebener Zollansätze und die Aufhebung gewaltsamer Handelssperren, dieser beiden Quellen der Handelsstreitigkeiten mit andern Nationen. Auch den Bergbau befreite er von lästigen Beschränkungen. Alle Finanzbeamten wurden unter die strengste Controle gestellt. Selbst den König, wenn er ungemessene Forderungen für seine Nebenweiber oder Kinder stellte, wies er mit Festigkeit zurück, und Heinrich war edelsinnig genug, ihm solche Strenge nie entgelten zu lassen.

Heinrich's Freundschaft für Sully war daher so groß, daß er ihn zum Herzog von Bethune erhob, und Manche sogar fürchteten, er möchte dessen Sohn zu seinem Eidam machen: allein da Sully, allen Bitten und Anmuthungen des Königs, zur katholischen Kirche überzutreten, (wiewohl Sully selbst es gewesen war, dessen Rath früherhin zum Uebertritt des Königs das Meiste beigetragen hatte) sowohl für sich, wie für seinen Sohn standhaft zurückwies, so gieng diese Besorgniß für seine Gegner vorüber.

Obgleich Heinrich auch persönlich für das Wohl seines Reichs sehr thätig war, so überließ er sich doch auch den Erholungen des Spiels und der Jagd, so wie den Vergnügungen mit Nebenweibern, unter denen die schöne Gabriele die gefeiertste war: denn die öffentliche Gesittung Frankreichs fand an solchen unsittlichen Verhältnissen, wenn sie nur in den Schimmer äußerer Anmuth gehüllt waren, keinen sonderlichen Anstoß.

Heinrich's Gemahlin Margaretha, die er im Grunde wider seine Neigung hatte annehmen müssen, führte ein so ärgerliches Leben, daß ihr selbst ihr Bruder Heinrich III den Hof verbot. Daher wandte der König seine Neigung andern Weibern zu, unter denen er die schöne Gabriele d'Estrées, Herzogin von Beaufort, gerne geheirathet hätte, wenn Sully ihn nicht auf die

übeln Folgen einer Scheidung und eines vorauszusehenden Streites unter den Kindern aufmerksam gemacht hätte. Indeß ließ er sich ein Jahr darauf mit päpstlicher Bewilligung doch scheiden und mit der schönen Maria von Medici trauen, die ihm einen Sohn, den nachmaligen Ludwig XIII, gebar. Nichts desto weniger behielt er das Verhältniß zu seinen Mätressen bei!

Dabei aber war Heinrich stets auf die Größe Frankreichs bedacht, und wenn auch sein von Sully unterstützter geheimer Plan, alle christlichen Staaten des Continents, damit keiner den andern unterdrücken könne, auf ein gleiches Maaß von Macht und Größe zu bringen, den Schein eines edlen Kosmopolitismus hat, so zielte er doch im Grunde auf die Erniedrigung der spanisch-österreichischen Macht und auf die Erhöhung der französischen ab.

Dieser Plan sollte erreicht werden theils durch die Zusammenwerfung kleiner Staaten zu drei großen Freistaaten, theils durch Vereinigung kleiner Staaten mit schon bestehenden größern, theils durch Verwandlung der größern Staaten in Wahlreiche, nur Frankreich und Oesterreich sollten Erbstaaten bleiben; Deutschland dagegen sollte völlige Selbständigkeit seiner Fürsten und freie Königswahl bekommen; alle Beschränkung des Handels und aller Krieg sollte aufgehoben und zur Schlichtung der Streitigkeiten unter diesen Staaten ein allgemeiner europäischer Gerichtshof gebildet werden. Nur gegen die Ungläubigen sollte immerwährender Krieg bestehen und die dabei gemachten Eroberungen zur Vertheilung kommen, jedoch mehr an die Freistaaten und Wahlreiche, als an die Erbstaaten!

Um diesen eben so revolutionären, als chimärischen Plan zu verwirklichen, begann er mit der Einmischung in den jülichschen Erbschaftsstreit (XXI. 1, 4.) und hatte nach Veranstaltung großartiger Kriegsrüstungen schon seine Truppen angeblich „zur Unterstützung bedrängter deutscher Fürsten" in Bewegung gesetzt, als er den 14. Mai 1610 durch Ravaillac ermordet und Frankreich wieder die Beute des Ehrgeizes und der Habsucht ränkesüchtiger Parteien wurde.

Einen Tag nämlich nach der Krönung der Königin, die in seiner Abwesenheit die Regierung repräsentiren sollte, fuhr der König, im Begriff zu seinem Heere an die deutsche Gränze abzugehen, noch zu Sully, um mit ihm etwas zu verabreden, als seine Kutsche beim Einlenken aus der Straße St. Honoré in die Ferronerie auf zwei beladene Wägen stieß. Während seine Leute diese aus

dem Wege zu schaffen sich bemühten, stieg ein Unbekannter auf das Rad der Kutsche und stieß rasch zweimal mit einem Dolche nach dem Könige, der augenblicklich seinen Geist aufgab. Der Mörder, ein gemeiner Mensch beschränkten Geistes, der zuerst Mönch, dann Schullehrer war, wurde ergriffen, verurtheilt und zu Tode gemartert. Während des Prozesses äußerte er, wenn er die allgemeine Anhänglichkeit, die das Volk beim Tode des Königs zeigte, gekannt hätte, würde er seine That unterlassen haben; er habe geglaubt, dem Volk einen Dienst zu leisten. Alle Vermuthungen über etwaige Anstifter blieben unerwiesen, da der Mörder auch unter den schrecklichsten Qualen dabei blieb, die That ohne Mitschuldige unternommen zu haben. — Sully zog sich beim Beginn der neuen Regierungswirthschaft auf seine Güter zurück, ohne fernerhin Antheil an der Politik zu nehmen. Ludwig XIII ernannte ihn zum Marschall, obgleich Sully bis an seinen Tod Protestant blieb und selbst den Einladungen des Papstes zum Religionswechsel kein Gehör gab.

---

2. Kapitel.

England und Schottland im Zeitalter der Reformation bis zum Ende des 16. Jahrhunderts.

1. Heinrich VIII. Krieg mit Frankreich unter Franz I und mit Schottland unter Jakob IV. Cardinal Wolsey. Der Verfall der englisch-römischen Kirche. Des Königs Schriftenstreit mit Luther. Sturz Wolsey's. Losreißung von Rom. Cranmer. Der Supremats- und Erbfolgeeid. Hinrichtung des Kanzlers Morus. Einziehung und Verschleuderung des Kirchenvermögens. Des Königs Tyrannei und Tod.

Während in Deutschland die Reformation aus dem tiefsten religiösen Bedürfniß des ganzen Volkes hervorgieng und in Frankreich ihr Gedeihen durch die Politik eben so wohl getragen, als verkümmert wurde, fußt in England ihre Entstehung, wie auch ihre erste Durchführung auf einem sehr weltlichen, unreinen Grunde, giebt aber in ihrer nachmaligen Reinigung den Beweis, daß oft auch ein von Menschen in unheiligem Sinne begonnenes Werk von Gott zur Ausführung seines höheren Plans benützt und nach Ausscheidung des Schädlichsten als ein Materiale zum Weiterbau seines Reiches verwendet wird.

In England hatte die Regierung Heinrichs VII die königliche Macht zu einer fast unbeschränkten gemacht, nnd sein Sohn Heinrich VIII fand bei seinem Regierungsantritt ein strenggeordnetes Reich und einen gefüllten Schatz vor. Erst 18 Jahre alt und bis dahin, außer in ritterlichen Uebungen auch in höheren Studien gebildet, (weil er früherhin, bei Lebzeiten seines älteren Bruders Arthur, zum geistlichen Stande bestimmt gewesen war) wurde im Anfang seiner Regierung von seiner Mutter (der Gräfin Richmond) und von den Räthen seines Vaters geleitet. Die Letzteren brachten ihn dahin, daß er, im Grunde wider seine Neigung, die ihm an Jahren vorgehende Wittwe seines verstorbenen Bruders, Katharina von Aragonien (eine Tochter Ferdinands des Katholischen und Tante Kaiser Karl's V), zur Gemahlin nahm, damit ihre große Mitgift nicht wieder zurück- oder gar, wenn sie einen Andern heirathe, einem Gegner Englands zufallen möchte, jedenfalls aber das Band mit Spanien erhalten werde.

Sein leidenschaftlicher Hang zu sinnlichen Vergnügungen und seine unsinnige Verschwendungslust verminderte indeß bald den ererbten und erheiratheten Schatz, der durch einen Krieg mit Franz I von Frankreich, in den ihn sein Schwiegervater mit hineinzog, und durch einen Krieg mit Schottland (gegen seinen Schwager Jakob IV) noch mehr zusammenschmolz, so daß Steuererhöhungen nöthig wurden.

Um seiner Genußsucht zu fröhnen, überließ er die Regierungsgeschäfte dem Cardinal Wolsey, der, obwohl von geringer Herkunft, doch durch Bildung und Klugheit, Thätigkeit und Gewandtheit sich nach und nach dem Könige so unentbehrlich machte, daß er, ungeachtet sich das launenhafte und störrig-eigensinnige Wesen des Königs mehr und mehr ausprägte, die Alleingewalt in Händen zu haben schien. Da er aber zur Füllung der Kassen die Steuerpläne des Königs und dessen sonstige Eingriffe in die Volksfreiheiten unterstützte, so wurde er bald dem Volke verhaßt; nur seine hohe geistliche Würde und die fortgesetzte Gunst des Königs schien ihn zu schützen.

Wolsey wurde im Jahr 1514 Erzbischoff von York, ein Jahr darauf Cardinal und 1516 päpstlicher Legat. Seine Einkünfte aus diesen Stellen,

so wie aus andern Pfründen, dazu die Jahrgelder und Geschenke, die er von fremden Mächten bekam, machten ihn zum reichsten Mann im Lande. Bei der Zusammenkunft Heinrichs VIII mit Franz I hatte nur allein Wolsey 72 Edelleute und Kapelläne, 238 andere Diener und 150 Pferde bei sich. — So großen Aufwand er machte, so war er doch mild gegen Arme, beförderte die Wissenschaften, stiftete Lehranstalten zu Ipswich und Oxford und unterstützte die Gelehrten. Aus seiner Unterweisung giengen die tüchtigsten Staatsbeamten für die nächste Folgezeit hervor. Auch schritt er mit Energie gegen die Willkühr der Reichen und Vornehmen ein und war daher auch diesen ein Gegenstand der Klage und des Hasses. — Im Gefühl seiner Geistesüberlegenheit trachtete er zweimal selbst nach der Papstwürde und erhielt das erstemal 11, das zweitemal 19 Stimmen.

Obgleich der Character Heinrich's VIII dem eines wahren Reformators in Sachen der Kirche völlig entgegengesetzt war, so fiel ihm wenigstens die Bestimmung zu, die Losreißung der englischen Kirche von Rom anzufangen und durchzuführen und es späteren bessern Geistern zu überlassen, in das von ihm bewirkte Chaos Licht und Ordnung zu bringen.

Die vorreformatorischen Bestrebungen der Wiklefiten in England wurden schon oben (XVIII. 1, 3) erwähnt. Von ihnen hatten sich noch Reste bis in den Anfang des 16. Jahrhunderts erhalten. Bis dahin hatte sich in der englisch-römischen Kirche ein gleicher Verfall geoffenbart, wie in Deutschland, und gegen Klöster und Geistlichkeit war eine weitverbreitete Abneigung vorhanden (mit Ausnahme der von London entferntesten Gegenden). — Im Jahr 1519 kamen die ersten Schriften Luthers nach England, und fanden, weil dort gleichfalls Ablaßkrämer, gleich dem Tetzel, das Land durchzogen, günstige Aufnahme. Bald darauf übersetzten Johann Fryth und Wilhelm Tindal das Neue Testament in's Englische, gaben es 1526 heraus und bereiteten dadurch den Boden für eine künftige Reform vor. (Sie starben später den Märtyrertod.)

Von der Eitelkeit auf seine theologischen Kenntnisse gekitzelt und vor Ehrgeiz brennend, sich einen ähnlichen katholischen Ehrentitel, wie die Könige von Frankreich und Spanien führten, zu erwerben, schrieb der König gegen Luther's Schrift „von der Gefangenschaft der Kirche" eine grobe Schmähschrift, worin er die „sieben" Sacramente vertheidigte, und erhielt dafür vom Papst Leo X den Beinamen „Vertheidiger des Glaubens". (Daß Luther darauf ihn mit noch gröberer Münze bediente, ist

schon erwähnt worden, später bereute es Luther, ihn so arg mitgenommen zu haben und bat es ihm ab.)

Bald aber schlug der Vertheidiger des Papstthums in den heftigsten Gegner desselben um. Der ungeistliche König faßte eine brennende Leidenschaft für ein schönes und geistreiches Hoffräulein seiner Gemahlin, Namens Anna Boleyn, die sich ihm aber nur unter der Bedingung ergeben wollte, daß er sich mit ihr vermähle. Er betrieb daher die Scheidung von seiner spanischen Gemahlin unter dem Vorwand, daß ihm seine nahe Verwandtschaft mit ihr Gewissensscrupel mache. Allein er konnte die Einwilligung des Papstes — es war Clemens VII — nicht erlangen, der stets den anhängigen Scheidungsproceß schweben ließ.

Clemens hatte verschiedene Weigerundsgründe: Erstlich hätte er erst die Bulle, darin Papst Julius II den Dispens zur Ehe Heinrich's mit Katharina ertheilt hatte, zurücknehmen müssen; sodann wollte er auch Katharinens Neffen, den Kaiser Karl V, in dessen Abhängigkeit er damals war, nicht erzürnen. Doch gab er dem Cardinal-Legaten Wolsey und dem Erzbischoff von Canterbury den Auftrag, die Gültigkeit der Ehe zu untersuchen und sandte ihnen insgeheim eine eventuelle Erlaubniß für den König zur Eingehung einer zweiten Ehe. Immer noch hoffte Wolsey, der König werde allmählig von diesem Gedanken zurückkommen. Da aber der König von seiner Scheidungsforderung nicht abgieng und anderseits Katharina dieser Scheidung standhaft widerstand, weil sie dadurch hätte erklären müssen, daß ihre mit Heinrich erzeugte Tochter Marie aus einer Mißehe entsprossen sey: so erschien ein neuer Legat, Campeggio, und schritt mit Wolsey durch ein dazu niedergesetztes geistliches Gericht zur Untersuchung der Ehe. Als die Sache zum Endurtheil reif war, wagte aber Campeggio nicht, es auszusprechen, und der Papst, besorgt vor den Folgen, rief den Legaten zurück.

Die fortgesetzten Zögerungen erzürnten den König dermaßen, daß er beschloß den Cardinal Wolsey, den er mit Rom einverstanden hielt, zu demüthigen; auch Anna Boleyn war dem Cardinal gram und ehe sich's derselbe versah, wurde er seines Kanzleramts entsetzt, seine Güter eingezogen und seine Anklage im Parlament betrieben. Allein sein Freund und Zögling, der Geheimschreiber Thomas Cromwell, vertheidigte ihn mit so „nachdrücklicher" Beredtsamkeit, daß der König ihm wieder verzieh und ihm wenigstens sein Erzbisthum York zurückgab. Weil er

aber Heinrich's Scheidung nicht unbedingt billigen wollte, wurde abermals eine Anklage auf Hochverrath gegen ihn eingebracht. Das beugte den Mann so, daß er erkrankte und starb (1530).

Da der Scheidungsprozeß in Rom nicht von der Stelle rückte, zumal sich Clemens mit dem Kaiser völlig ausgesöhnt hatte, so forderte der König von einer großen Anzahl Universitäten in verschiedenen Ländern ein Rechtsgutachten über seine Ehe mit Katharina. Siebzehn davon erklärten dieselbe für ungültig. Darauf gestützt, vermählte sich nun Heinrich 1532 mit Anna Boleyn und ließ durch Cranmer, den er zum Erzbischoff von Canterbury erhob, aus eigner Macht den Scheidungsprozeß von Neuem einleiten, worauf das Gericht die Ehe mit Katharina für gelöst erklärte. (Dreiviertel Jahre darauf gebar Anna Boleyn eine Tochter, die nachmalige Königin Elisabeth)

Da nun der Papst den König in den Bann that, ließ dieser mit Hülfe des Parlaments dem Papste die Annaten entziehen und sie der Krone zuweisen. Obgleich sein Kanzler Thomas Morus (Mooré) diese Handlung mißbilligte und deßhalb sein Amt niederlegte, so gieng der König doch noch weiter und erklärte sich selbst zum Oberhaupt der englischen Kirche (1534). Das Parlament bestätigte diesen königlich-päpstlichen Supremat, ohne in seinem Eifer zu gewahren, daß die unbedingte Vereinigung der geistlichen und weltlichen Macht in der Hand des Königs eine neue Knechtschaft herbeiführen werde, von der das Land späterhin sich nur nach schweren Leiden wieder befreien konnte, während bei einiger Besonnenheit und Festigkeit von Seiten des Parlaments das rechte Gleichgewicht gleich im Beginn hätte hergestellt werden können. Daß die Bischöffe und der Adel sich so leicht von Rom losrissen, kam daher, daß jene sich eine große Freiheit und vermehrte Autorität, die Edelleute sich eine Mehrung ihrer Güter durch die Einziehung des Kirchenguts versprachen.

Schon ehe nämlich der Bannspruch in England einlief, hatte das Parlament in seiner gegenpäpstlichen Gesinnung fast alle Rechte des Papstes vernichtet, insbesondere die Klöster unter des Königs Aufsicht gestellt, desgleichen die Bischoffswahlen und letzten Entscheidungen in kirchlichen Streitigkeiten in seine Hände

gelegt. Die Bill gieng durch, weil die meisten Bischöffe und Aebte aus dem Oberhaus wegblieben. — Als nun die Geistlichkeit den König für ihr Oberhaupt erklären sollte, widersprach sie zwar, wurde aber vom König nun angeklagt, den verstorbenen Cardinal Wolsey als Legaten anerkannt zu haben, weßhalb sie ihre Güter verwirkt hätten. Vergebens stellten die Verurtheilten vor, der König habe ja selbst jenen Legaten bestätigt und sie zum Gehorsam gegen denselben angewiesen. Um sich des Königs Gnade zu erkaufen, zahlte nun die Geistlichkeit 118,000 Pfund Sterling und erklärte den König für das Haupt der Kirche, jedoch mit der Clausel, in so weit es Christi Gebot erlaube. — Die Bill, welche die gesammte Kirchenverfassung aufhob und dem Könige die Kirchengewalt übertrug, wurde an Einem Tage — dreimal im Oberhaus und dreimal im Unterhaus verlesen und dann genehmigt den Lords zurückgeschickt! Fast kein Katholik widersprach, und der protestantisch gesinnte Cranmer — in dem Glauben, daß die Reformation nur auf diesem Wege durchzuführen sey, — wurde selber eine Haupttriebfeder der königlichen Kirchensuprematie. Er hatte in Deutschland Luther's Lehre kennen gelernt und war Osiander's Schwiegersohn geworden. Da aber auch viele calvinistische Theologen nach England gekommen waren und ihren Lehren Eingang zu verschaffen wußten, so gieng Cranmer's Bestreben dahin, alle Protestanten in Einer kirchlichen Regierung und in Einem Glaubensbekenntnisse zu vereinigen: allein zu einer solchen Union ließen sich die verschiedenen Bekenntnisse, die noch in der Frischheit der ersten Liebe standen, nicht herbei, am wenigsten die Lutheraner. Auch war der despotische Eigensinn und die störrische Rechthaberei des Königs zu bekannt als daß man sich eine Vereinigung unter einem solchen Haupte hätte gefallen lassen mögen.

Hierauf verlangte der König von allen weltlichen und geistlichen Beamten sowohl den Suprematseid, als auch den Erbfolgeeid. Durch den letzteren mußte man seine Ehe mit Katharinen für ungültig, ihre Tochter Marie für thronunfähig — dagegen Elisabeth, Anna's Tochter, für thronberechtigt anerkennen. Als der 80jährige Bischoff Fisher und der ehemalige Kanzler Thomas Morus diesen Eid verweigerten, wurden sie als Hochverräther hingerichtet: ein Loos, das noch viele Andere traf.

Beide starben standhaft. Als Morus sein Haupt dem Beile darreichte, bemerkte er in seiner humoristischen Weise: bei seinem dicken Nacken werde der Scharfrichter keine Ehre einlegen! — Darauf that er, ehe er den Streich empfieng, seinen langen Bart zur Seite mit dem Bemerken, dieser habe

am Verrath keinen Theil. Mit ihnen wurden noch mehrere Geistliche theils geköpft, theils gehängt (1535).

Eine Untersuchung der Klöster, deren man über tausend zählte, führte zur Aufhebung von zunächst 376, durch welche dem durch Verschwendung erschöpften Fiscus eine jährliche Einnahme von 32000 Pf. Sterling zufloß. Das Mitleid mit so vielen entlassenen und bettelnd herumziehenden Klosterleuten, so wie die Furcht der übrigen Klöster und Abteien vor dem gleichen Schicksale führte zu Aufständen, welche alsdann Veranlassung zur Aufhebung der meisten noch übrigen Klöster wurden, deren Einkommen das Pa lament mit kopfloser Freigebigkeit dem Könige zuwies. Klöster, die bleiben durften, mußten sich freikaufen. Als Cranmer und andere wohlgesinnte Prälaten den König aufforderten, einen Theil der eingezogenen Güter auch zu Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten zu verwenden, erhielten sie zu ihrem Schmerz eine abschlägliche Antwort.

Bei der Aufhebung der Klöster verfuhr man so barbarisch, daß in wenigen Jahren aus Haß, Geiz und Dummheit die schönsten Kirchen, Stifter und Kunstwerke zerstört, eine Menge Bücher und kostbarer Handschriften verschleudert oder verbrannt wurden. Außer den Klöstern und Collegienhäusern zählte man noch 2484 Stiftungen verschiedener Art, darunter allein 150 Hospitäler, die alle, sammt den Gütern des Johanniterordens, eingezogen wurden.

Aber wie gewonnen, so zerronnen! Nach wenig Jahren war von dem aus diesem unermeßlichen Kirchenraub Erworbenen — nichts mehr übrig. Das Meiste gieng durch die sinnloseste Verschwendung auf dem Wege des Spiels, der Verschenkung, des Betrugs, der Unterschlagung und sonstiger Verschleuderung zu Grunde, und bald stellte sich die alte Finanznoth wieder ein, die der König vergebens durch Münzverschlechterung und Zwangsanlehen zu heben suchte.

So wie diese Reformation ursprünglich, ungleich der deutschen, aus keinem Glaubens- und Sittlichkeitsgrunde hervorgieng, wenigstens bei den meisten dabei handelnd eingreifenden Personen, so hatte auch das, was dieser Königspapst schuf, mit dem deutsch-reformatorischen Kirchenwesen keine Aehnlichkeit, weil er

aus Eigensinn und Stolz von dem, was er gegen Luther geschrieben und behauptet hatte, nichts zurücknehmen wollte. Die sechs Glaubensartikel, die er 1539 aufstellte, enthielten, indem sie die Transsubstantiation, das Abendmahl unter Einer Gestalt, die Ohrenbeichte, die Stillmesse, den Cölibat und (ungeachtet der Aufhebung der Klöster) die Mönchsgelübde vorschrieben, nichts als einen beschränkten Katholicismus. Dazu war auf ihre Uebertretung die Todesstrafe gesetzt, welche besonders häufig an Lutherischgesinnten vollzogen wurde. Ueberhaupt wurde des Königs Tyrannei von Jahr zu Jahr härter, wie denn bald selbst Anna Boleyn und späterhin auch die vorletzte der sechs Gemahlinnen, welche dieser sinnliche König nach einander hatte, Opfer seiner blutigen Grausamkeit wurden.

Weil Anna Boleyn in ihrem anmuthigen, aber leichtsinnigen Wesen auch gern mit Andern scherzte, ward des Königs Argwohn rege; auf die durch Todesfurcht erpreßten Angaben eines Musikers hin ließ er sie verhaften und des verbotenen Umgangs mit vier Edelleuten und sogar mit ihrem eigenen Bruder bezichtigen. Theils Verblendung, theils Furcht bewog die 26 Lordsrichter sie zu verurtheilen, worauf der König sie sammt allen angeblichen Mitschuldigen enthaupten ließ. Sie starb gefaßt, nachdem sie vorher dem König für alle frühere Güte hatte danken lassen. Dieser ließ nun eigens seine Ehe mit Anna für nichtig und ihre Tochter Elisabeth für unehelich erklären. Der neuere englische Geschichtschreiber Lingard hält Anna Boleyn für schuldig; Andere (z. B. Soame und ihnen folgend Fr. v. Raumer) nennen ihren Tod einen Gerichtsmord. Jedenfalls büßte sie die Schuld, die sie gegen ihre Vorgängerin Katharina begangen, dadurch, daß es ihr ihre Nachfolgerin eben so machte. Denn schon am andern Tage nach ihrer Hinrichtung schloß der rohe, sinnliche Mann eine neue Ehe mit Anna's schönem Hoffräulein Johanna (Jane) Seymour, die ihm bald den Prinzen Eduard gebar, aber im Wochenbette starb. — Sogleich dachte der König auf eine neue Heirath, und nahm auf Thomas Cromwell's, seines Großsiegelbewahrers, Rath die Prinzessin Anna von Cleve zur Gemahlin, weil das von Holbein gemalte Bild von ihr sie als sehr schön dargestellt hatte. Als er sie aber bei ihrer Ankunft gar nicht schön fand, ließ er sich bald von ihr scheiden. Den Cromwell aber, der ihm zu dieser Ehe gerathen hatte, ließ er des Hochverraths anklagen und — hinrichten, obgleich des sonst verdienten Mannes eigentliches Verbrechen nur das war, einen viel zu großen Gehorsam gegen des Königs tyrannische Befehle bewiesen zu haben. — Einige Wochen nach dieser Scheidung heirathete der König die Katharina Howard, Tochter des Herzogs von Nor-

folk, die zwar auch nicht schön war, aber den König durch einnehmendes Wesen eine Zeit lang fesselte, bis er dahinter kam, daß sie vor ihrer Verheirathung einen unzüchtigen Wandel geführt hatte: daher ließ er sie sammt ihren vorigen Buhlen hinrichten. Da sich nun nicht leicht eine andere bereit fand, so heirathete er die schöne Wittwe des Lord Latimer, nachdem er zuvor die Erbrechte der Prinzessinen Maria und Elisabeth wieder hergestellt hatte. Obgleich seine neue Gemahlin den alternden Mann sorglich pflegte und stets zu unterhalten wußte, so wäre sie doch beinahe ebenfalls dem Beil verfallen, weil sie einmal in religiöser Hinsicht abweichende Ansichten äußerte. Schon hatte er heimlich gegen sie die Anklage auf Hochverrath einzuleiten befohlen, als sie davon Kenntniß erhielt und durch geschicktes Einlenken sich rettete.

Nachdem König Heinrich VIII das Leben unzähliger Menschen seiner Laune geopfert und zuletzt auch den vornehmsten Mann seines Reichs, den Herzog von Norfolk, und dessen edlen Sohn, den Grafen Surrey, unter nichtigen Vorwänden des Hochverraths angeklagt und zum Tode verurtheilt hatte, (den der Sohn auch wirklich litt, der Vater aber erst noch leiden sollte) starb der tyrannische König d. 28. Jan. 1547 im 56. Jahre seines Alters.

2. Eduard VI. Somerset's Regentschaft. Innere Kirchenreformation durch Cranmer. Somerset's Sturz; Warwyk. Eduard's Tod. Johanna Gray. Königin Maria. Warwyk's Sturz. Katholische Reaction. Maria's Vermählung mit Philipp II von Spanien. Hinrichtung Johanna Gray's und Cranmer's. Verfolgung der Protestanten. Krieg mit Frankreich. Tod der „blutigen" Maria.

Dem Willen Heinrich's VIII gemäß sollte erst sein Sohn Eduard, auf diesen Maria und auf diese Elisabeth in der Regierung folgen. Da Eduard VI bei seines Vaters Tod erst neun Jahre alt war, hatte Heinrich einen Regentschaftsrath von 16 Gliedern unter dem Vorsitz des Erzbischoffs Cranmer eingesetzt. Um aber nicht in die Staatsgeschäfte hineingezogen zu werden, übertrug dieser den Vorsitz dem Oheim des jungen Königs, dem Lord Seymour, der nun den Titel eines Protectors bekam und zum Herzog von Somerset erhoben wurde. Dieser that bald, was er wollte, ohne sich an die übrigen Regentschaftsglieder zu kehren und übte fast königliche Gewalt.

Nach dem Wunsch des verstorbenen Königs sollte Eduard die einzige Toch- des Königs Jakob V, Maria, heirathen. Demgemäß schlug Somerset den Schotten vor, Marien nach erlangter Reife die Wahl eines Gatten zu lassen; bis dahin solle kein anderer Prinz dem Eduard vorgezogen werden. Die Schotten giengen diese Verpflichtung ein. Bald darauf aber bildete sich eine rein-schottische Partei, welche aus dieser Verbindung Schottlands mit England den Untergang ihrer Freiheit und Religion befürchtete, und daher einen Bund mit den Franzosen schloß. Die englisch-schottische Partei aber rief den Protector Somerset herbei, der auf Haltung des Versprechens drang, und als die französisch-schottische Partei sich widersetzte, sie bei Pinkey (1547) besiegte. Doch gieng er, um zu zeigen, daß er die Schotten nicht unterdrücken wolle, wieder nach England zurück, worauf die Prinzessin Maria nach Frankreich segelte, um sich der Verheirathung mit Eduard zu entziehen.

Unter Eduard fieng eigentlich die innere Reformation erst an. Zwar bestand Bischoff Gardiner darauf, daß man im Kirchenwesen bis zur Mündigkeit des Königs Alles unverändert lassen solle: allein der Erzbischoff Cranmer arbeitete mit Somerset's Unterstützung dahin, daß allmählig die sechs Glaubensartikel, die Gesetze über Ketzerei und die lateinische Messe abgeschafft, der Kelch und die Priesterehe gestattet, liturgische Veränderungen vorgenommen und Vorschriften zu einer bessern Predigtweise gegeben wurden, worauf er einen Katechismus, das sog. Communionbuch und das Allgemeine Gebetbuch (Common prayerbook) zur Annahme brachte.

Dabei wurden aber auch manche Willkührlichkeiten geübt, die zu andern Mißbräuchen führten. So zog Somerset, gegen Cranmer's Willen, die meisten noch übrig gebliebenen Stiftungen für die Krone ein: statt sie aber, wie verheißen, zu Schul- und wohlthätigen Anstalten zu verwenden, wurden sie verschleudert. Die Aenderung der Liturgie wurde mit solcher Strenge durchgeführt, daß auf die dritte Weigerung, sie anzunehmen, der Tod gesetzt wurde. Der im Ganzen sorgfältig erzogene und gebildete König wollte seiner Schwester Maria die freie Religionsübung versagen, so daß sie im Begriff war, das Reich zu verlassen, und ihre Abneigung gegen die neue Lehre gemehrt wurde.

Die willkührliche Verwaltung Somerset's, die sich, um die Finanznoth zu heben, nicht scheute, nochmals alle Kirchen zu plündern, war schon lange ein Gegenstand der Unzufriedenheit besonders des Adels, der ihn als einen Emporkömmling — und

jedes Römischgesinnten, der ihn wegen Begünstigung der Kirchenreformen haßte. Seine Hauptfeinde waren der Graf von Southampton und besonders der Graf Warwyk (Sohn Dudley's, eines von Heinrich VIII hingerichteten Schatzmeisters). Dieser letztere, ein herrschbegieriger, rachsüchtiger, aber äußerlich sich schlau in milden Formen einschmeichelnder Mann, hatte des jungen Königs Herz so eingenommen, daß es ihm gelang, den Somerset aus dem Protectorat zu verdrängen und, nachdem er sich zum Herzog von Northumberland hatte ernennen lassen, ihn durch eine Hochverrathsanklage in den Kerker und von da auf's Schaffot zu bringen.

Weil nun Eduard in Folge der Masern dem Tode entgegenkränkelte, brachte Warwyk den König dahin, seines Vaters Testament umzustoßen und Maria und Elisabeth vom Thron auszuschließen, dagegen Warwyk's Schwiegertochter, die erst siebzehnjährige Gemahlin seines vierten Sohnes Guilford Dudley (Tochter des Herzogs von Suffolk), Namens Johanna Gray, zur Thronfolge zu berufen. Selbst Cranmer pflichtete bei, weil er mit allen Reformationsanhängern von Marien für die Reformation, der sie gram war, zumal man sie zu derselben hatte zwingen wollen, die größte Gefahr befürchtete, Johanna dagegen eine große Liebe zum Evangelium und dabei eine so seltene Bildung besaß, daß sie Griechisch und Hebräisch verstand, übrigens so anspruchslos war, daß man ihr die Krone aufdringen mußte.

Allein der gute Zweck konnte das ungerechte Mittel nicht heiligen. Kaum war nach Eduard's Tod (6. Juli 1553) Johanna Gray als Königin ausgerufen, so trat Maria, unterstützt vom Adel der Provinzen, so wie von dem Landvolk, zur Behauptung ihrer Königsrechte auf. Warwyk konnte sich nicht halten und wurde schon nach neun „angstvollen" Tagen vom Grafen Arundel verhaftet und dabei vom Volke fast zerrissen. Hierauf hielt Königin Maria ihren feierlichen Einzug in London und ließ den Grafen Warwyk, der zuletzt sein Unrecht erkannte, hinrichten.

Alsbald gieng sie mit dem größten Eifer daran, durch Entfernung reformirter und Einsetzung römischer Bischöffe den alten Cultus wieder herzustellen. Zugleich setzte sie durch ihren Anhang im Parlament eine Bill durch, welche das Kirchenwesen wieder auf den Zustand zurückführte, auf welchem es sich vor Eduard's Thronbesteigung befunden hatte. Ihre Vermählung mit Philipp II (dem nachmaligen König von Spanien) ließ erkennen, was Alles noch gegen die Anhänger der Reformation folgen werde. Zwar entstund unter einem Theil des Adels eine Verschwörung und in Kent eine Empörung: jene wurde aber entdeckt, und diese unterdrückt und in Folge der letztern Johanna Gray mit ihrem Gatten hingerichtet. Sie ließ sich nicht zum Abfall bewegen und starb mit rührender Standhaftigkeit. Die Prinzessin Elisabeth, die dabei betheiligt schien, konnte sich Leben und Thronrecht nur dadurch retten, daß sie ihren Religionsgrundsätzen entsagte

Jetzt, nachdem auch der Papst gegen Einräumung verschiedener Rechte und für die Wiedereinführung des Zehnten und der Klöster das Land vom Banne losgesprochen hatte, erhoben sich allenthalben blutige Verfolgungen gegen die Neugläubigen, so daß viele Hunderte aus allen Ständen und Geschlechtern, und vorweg viele hochgestellte Männer, darunter auch Cranmer, den Flammentod starben. Mit der steigenden Wuth der Verfolgung stieg aber auch der Glaubensmuth der Verfolgten und erst aus diesem Schmelztiegel der Trübsal gieng die Reformation in England gereinigter hervor.

Unter den Vornehmen, die als Opfer fielen, befand sich Cranmer's treuer Gehülfe, der Bischoff Ridley, und der alte treffliche Bischoff Latimer, die sich beide im Sterben trösteten: „Sey gutes Muthes, sagte Ridley: wir werden heute eine solche Fackel in England anzünden, die, wie ich zu Gott hoffe, niemals auslöschen soll!“ — Als der Bischoff Gardiner, der hauptsächlich zur Ketzervertilgung gerathen hatte, wahrnahm, daß sie nicht durchzuführen sey, zog er sich zurück und starb noch in demselben Jahre (1555). Nichts desto weniger dauerten die Verfolgungen mit vermehrter Stärke unter der Leitung des hartherzigen Bischoffs Bonner von London fort. Auch der Bischoff Hooper von Glocester, der einst Mariens Recht gegen Johanna Gray vertheidigt hatte, mußte auf feuchtem Holzstoß elendiglich sterben.

Ja man grub selbst die Leichname der protestantischen deutschen Gottesgelehrten Bucer und Fagius, die in England gestorben waren, aus und verbrannte sie. — Eine Frau gebar mitten unter den Qualen des Feuers ein Knäblein, das mitleidige Zuschauer retten wollten; aber die Fanatiker schleuderten es in die Flammen unter Zustimmung des k. Beamten, der erklärte, das Kind sey vom Gift der Ketzerei angesteckt, müsse also umkommen!

Bisher hatte man den wegen seiner Gelehrsamkeit, Redlichkeit und großen Milde gegen die Armen allgemein und besonders beim Volke geachteten Erzbischoff Cranmer noch verschont, in der Hoffnung, ihn durch Vorstellungen und Verheißungen zum Abfall zu bewegen. Wirklich ließ sich der 67jährige Greis aus Schwäche und Furcht zur Unterschreibung eines katholischen Bekenntnisses, so wie zu einer Erklärung seiner Schuld und Reue über seine Irrthümer bewegen. Allein das half ihm nichts: man hatte seinen Untergang beschlossen. Gestützt auf eine vom Papst erhaltene Verdammniß des Ketzers, gaben Maria und Philipp den Blutbefehl. Als ihm derselbe in der Kirche verkündigt wurde, klagte er sich laut seiner Schwäche an und nahm feierlich seinen Widerruf zurück. Und als er am 21. März 1556 den Holzstoß bestieg, streckte er die Hand, womit er den Widerruf unterzeichnet hatte, zuerst in's Feuer und starb dann mit der größten Standhaftigkeit. — Obgleich Cranmer's Nachfolger im Erzbisthum Kanterbury, der bisherige Cardinal Pole, nun ein milderes Verfahren empfahl und höhere, wie niedere Gerichte der steten Verurtheilungen müde wurden, so ernannte der Hof außerordentliche Inquisitoren, welche noch spüriger und grausamer verfuhren, so daß man während der fünfjährigen Regierung der Königin nur allein 300 — 400 Hinrichtungen zählt. Um denselben zu entgehen, wanderten Viele nach den Niederlanden, den Rheinländern und in die Schweiz aus und nahmen dort die strengen calvinischen Grundsätze an, die sie späterhin mit nach England zurückbrachten.

War auch Marien's Gatte, Philipp II, keineswegs der Haupturheber dieser Gräuel, so war doch sein Einfluß darauf nicht so gering, und Marie, deren Liebe zu ihm er wenig erwiederte, that Alles, den kalten Gemahl (der nur zweimal in England war, v. Jul. 1554 bis Sept. 1555 und vom März bis Jul. 1557, während das Gesetz es ihr verbot, außer Landes zu gehen) durch bereite Erfüllung seiner Wünsche zu gewinnen. Ihm zu gefallen, erklärte sie Frankreich jenen Krieg, der den Verlust von Calais nach sich zog. Dieser Verlust, dazu die beständige Abwesenheit ihres Gemahls, so wie die Wahrnehmung, daß sie sich durch ihre grausame Unduldsamkeit den größten Theil ihres

Volks entfremdet hatte, griffen die Gesundheit der zwar willenskräftigen, aber körperschwachen, in sich selber gespaltenen Frau so an, daß sie d. 17. Nov. 1558 im 43. Jahre ihres Lebens starb und von der Geschichte den Namen der „blutigen" Maria erhielt. Der gleichzeitige Tod des Cardinalerzbischoffs Pole nahm das letzte Hinderniß weg, welches der Lebenserneuruug der zwar schwer unterdrückten, aber mitten unter dem Druck erstarkten Reformation im Wege stand.

3. Elisabeth's Thronbesteigung. Herstellung des Suprematseids. Einrichtung der Episcopalkirche. Die 39 Artikel. Die Uniformitätsacte. Die Nonconformisten (Dissenters, Puritaner.)

Mit Elisabeth's Thronbesteigung gieng über England ein besserer Stern auf: denn sie wurde die Begründerin der britischen Macht und Weltherrschaft.

Geboren den 7. (13.) Sept. 1533 aus der verhängnißvollen Ehe Heinrich's VIII mit Anna Boleyn, bei dem Tod ihrer Mutter als dreijähriges Kind für unecht erklärt und anfangs dem Mangel preisgegeben, nachher wieder in eine bessere Lage versetzt und durch Cranmer's Fürsorge in den Grundsätzen der Reformation erzogen, — besaß Elisabeth ausnehmende Geistesanlagen, zu deren eben so ungewöhnlicher Ausbildung noch die Schule früher Leiden hinzukam, um einen Character zu bilden, in welchem männliche Entschlossenheit und durchdringende Klugheit als Haupteigenschaften hervortreten, der natürliche Hang zum Ehrgeiz und zur Herrschsucht aber durch die vorherrschende Richtung auf Englands Glück meist in den Schranken der Mäßigung und Enthaltsamkeit gehalten ward.

Der gelehrte Roger Asham, einer ihrer Lehrer, schrieb 1550 an einen Freund: „Unter allen Jungfrauen leuchtet meine herrliche Lady Elisabeth gleich einem Sterne und glänzt mehr durch ihre Tugenden und Kenntnisse, denn durch die Glorie ihrer Abkunft. — Seit zwei Jahren treibt sie unter meiner Anleitung Griechisch und Lateinisch, wozu mein geliebter verstorbener Freund W. Grindal schon den Grund gelegt hatte. — In ihrem 16. Jahre zeigte sie so viel Reife des Verstandes, so viel Höflichkeit mit Würde verbunden, daß ich nie dergleichen

in so frühen Jahren gesehen habe. Für wahre Religion und den Kern der Wissenschaften hegt sie einen brennenden Eifer. Ihr Geist kennt keine weibliche Schwäche, und männliche Kraft zeigt sie bei dem, worauf sie sich legt. — Gleich dem Englischen spricht sie Französisch und Italienisch; Lateinisch redet sie geläufig, richtig, mit Beurtheilung; gern, oft und recht leidlich unterhielt sie sich mit mir auch im Griechischen. — Sie las mit mir fast den ganzen Cicero und einen großen Theil des Livius; der Anfang des Tages ward aber immer von ihr mit dem griechischen Neuen Testamente gemacht. Dann las sie ausgewählte Reden des Isokrates und die Trauerspiele des Sophokles, die ich für die besten hielt, um ihrer Sprache den reinsten Ausdruck, ihrem Geiste die besten Grundsätze, ihrer hohen Stellung eine Waffe gegen die übertriebene Gewalt des Glückes zu geben. — Was ihren Religionsunterricht anbetrifft, so schöpfte sie ihn zuerst aus den Quellen der Schrift, dann aus dem Kirchenvater Cyprian, den locis communibus des Melanchthon und ähnlichen Schriften, welche die reine Lehre in einer schönen Sprache vortragen." — Damit stimmen auch die Angaben anderer Schriftsteller jener Zeit. Ein besonderes Gewicht legte sie auf christlich-wissenschaftliche Bildung, und ihrer Beredtsamkeit konnte man nicht leicht widerstehen.

Der Versuch Mariens, sie durch falsche Beschuldigung einer Theilnahme am Kenter Aufstand von der Thronfolge auszuschließen, war am Widerstand des Parlaments gescheitert. Der Anblick des Beils, das sie während ihrer strengen Haft in Tower stets hatte über sich schweben sehen, und der Schmerz, den sie nach ihrer Befreiung in ihrer stillen Zurückgezogenheit auf dem Landgute Hatfield über die grausame Hinrichtung so vieler ihrer Freunde und Glaubensgenossen empfand, hatte vollends ihrem Wesen einen höhern Lebensernst und eine Festigkeit aufgeprägt, von der sie wider Erwarten einen frühen Gebrauch machen sollte. Als sie die Nachricht von Mariens Tod und von ihrer Thronerhebung erhielt, fiel sie auf die Kniee und dankte Gott mit den Worten: „Das ist des HErrn Werk und wunderbar in unsern Augen."

Gleich bei ihrem Regierungsantritt, welcher den 23. Nov. 1558 durch ihren Einzug in den Tower erfolgte, bewies sie ihren richtigen Verstand in der Wahl ihrer nächsten Räthe (z. B. des eben so scharfsinnigen, als treuen und uneigennützigen Walsingham, des thätigen und gewandten Nicolaus Baco, des tiefblickenden und erfahrungsreichen, edlen und unbestechlichen William Cecil (nachmaligen Baron Burleigh), welche Zierden und Stützen ihres Thrones waren. Da sie es anfangs mit einer zahlreichen, der Reformation abgeneigten Priesterschaft zu thun hatte, so gieng sie mit großer Vorsicht und Klugheit zu Werke: sie

beließ die meisten Bischöffe und Staatsbeamten in ihren Aemtern und behielt die gottesdienstlichen Formen noch bei, öffnete aber die Kerker und schützte eben so kräftig die Verfolgten, als sie gnädig den Verfolgern verzieh.

In der Hoffnung, sie werde katholisch bleiben und den Katholicismus in England aufrecht erhalten, bot ihr König Philipp II von Spanien seine Wittwerhand, um durch die fortgesetzte Verbindung mit England in seinem Kriege mit Frankreich unterstützt zu seyn. Allein Elisabeth lehnte in ihrer Klugheit eine so gefährliche Verbindung ab, die ihr nur den Haß des Volkes zugezogen hätte. Als sodann der Papst Paul IV die Anerkennung ihrer ehelichen Geburt verweigerte, trug sie beim Parlament auf Rückgabe des Zehnten ꝛc. an die Krone und der höchsten Kirchengewalt an die Königin an, und dieses bestätigte fast ohne allen Widerspruch den Supremat und setzte auf die Läugnung dieses Kronrechts beim erstenmal die Strafe des Güterverlusts, beim drittenmal die Hochverrathsstrafe. Desgleichen wurde der Königin das Recht der Anordnung des Gottesdienstes und der Liturgie übertragen und für alle Kirchensachen ein hohes geistliches Gericht eingesetzt. Diese englische Staatskirche erhielt sodann eine neugeformte Episcopalverfassung und auf der von der Königin berufenen Synode v. 1562 wurden die sogenannten 39 Artikel als Symbol der englisch-reformirten Kirche festgesetzt, welche in der Folge 1571 durch die Sanction des Parlaments zu einem Theil der englischen Staatsgrundverfassung gemacht wurde.

Den Suprematseid leisteten 9241 Geistliche und nur 159 entsagten ihrer Stellung oder verloren sie durch ihre Weigerung zu schwören oder sich der neuen Liturgie zu fügen. — Diese Liturgie wurde auf der Grundlage der von Eduard gegebenen ausgearbeitet und suchte die Mitte zwischen römischem und reformirtem Wesen zu halten. Sie bildet noch jetzt einen Hauptteil des englischen Gottesdienstes. — Die englische Staatskirche, welche zum Haupt den König unter dem Titel „Oberster Regent der Kirche" hat, wird die bischöffliche genannt, weil sie (besonders seit 1588) behauptet, der Episcopat d. i. die hierarchische Ueberordnung der Bischöffe über die andern Geistlichen sey eine göttliche Anordnung und beruhe auf der Succession der Bischöffe in fast römischem Sinne. Diese ursprünglich von den Aposteln eingesetzten Bischöffe

(in England zugleich die ersten Barone des Reichs) hätten apostolische Vollmacht und Superiorität, welche in dem Kirchenregiment, in der geistlichen Gerichtsbarkeit, in dem ausschließlichen Rechte der Ordination und Confirmation besteht, während diesen Bischöffen zugleich alle Amtsgewalt und alle Functionen der niedern Geistlichkeit d. i. der Priester und Diakonen zustehen, welche ihr Amt nur von den Bischöffen erhalten, denen sie in allem untergeordnet sind. Dieser Episcopat war von dem römischen übrigens dadurch verschieden, daß er zugleich ein geistlich und weltlich-gemischter war, indem er im Königthum (mit der Aristokratie) und in dem aus Bischöffen und Laien zusammengesetzten Parlamente sich darstellt.

Die 39 Artikel oder die confessio anglicana, das Werk einer von dem Erzbischoff von Kanterbury Matthäus Parker geleiteten Synodal-Commission, war eine Modification der früheren von Cranmer und Ridley entworfenen 42 Artikel. Sie enthalten in der Lehre vom Abendmahl und in der Lehre von der Gnadenwahl einen gemäßigten Calvinismus, und sind übrigens in Betreff des Wesentlichen weit mehr evangelisch, als römisch.

Viele Theologen und Lehrer, die vor den Verfolgungen unter Maria in's Ausland geflohen waren, und dort (namentlich in der Schweiz) den strengen Calvinismus kennen gelernt und sich angeeignet hatten, waren nach ihrer Rückkehr in's Vaterland mit der neuen Kirchenverfassung und Kirchenlehre nicht zufrieden und wollten sich nicht unterwerfen, weil sie in jener noch zu viel Römisches, in dieser zu viel Lutherisches fanden. Weil nun Elisabeth eine Spaltung befürchtete, hoffte sie dieselbe durch die Uniformitätsacte (1562) abwenden zu können, in welcher die Widerstrebenden mit Geldstrafen, Gefängniß und Landesverweisung belegt wurden. Allein diese unevangelische Maßregel legte gerade den Grund zu den späterhin ausbrechenden Parteikämpfen zwischen den Episcopalen und Presbyterianern, welche letztere hinsichtlich ihres Gegensatzes gegen die Anhänger der Uniformität, also gegen die Conformisten — den Namen Nonconformisten oder Dissenters erhielten, und in Hinsicht auf die von ihnen behauptete Reinheit ihrer Lehre Puritaner hießen.

Die Noncorformisten (Dissenters) nahmen den strengen calvinistischen Lehrbegriff an, verwarfen die bischöffliche Gewalt und den Einfluß des Staats auf die Kirche, erkannten aber das vom Staat geübte Recht der Bestätigung der Synodalbeschlüsse an. Diejenigen unter ihnen, welche man eigentlich Puri-

taner hieß, giengen noch weiter, indem sie auch alles Ceremonielle als vermeintliche päpstliche Auswüchse verwarfen und z. B. von Priesterkleidung, Kreuzzeichen, Altären, Orgeln, Glocken, dem Knieen beim Abendmahl, dem Neigen des Haupts beim Namen Jesu, der Confirmation, von Gebetsformeln, Kirchenfesten (mit Ausnahme des sabbathlich gefeierten Sonntags), von dem Gebrauch der evangelischen und epistolischen Pericopen, von Taufpathen ꝛc. nichts wissen wollten. — (Von diesen Puritanern sonderten sich späterhin durch Robert Brown 1581 die Independenten oder Congregationalisten ab, welche jeden Zusammenhang mit der Kirche für unchristlich erklärten.)

Nicht ohne Härte — allein im Sinne jener Zeit — verfuhr Elisabeth sowohl gegen die Dissenters, von denen ein Theil allerdings in Fanatismus und Schwärmerei verfiel und staatsgefährlich wurde, als auch gegen die Katholiken, welche sich in Verbindung mit katholischen Mächten des Auslands einließen und (besonders nachdem Papst Pius V den Bann gegen Elisabeth ausgesprochen hatte) Verschwörungen gegen sie anzettelten, so daß am Ende Elisabeth auf jeden schriftlichen Verkehr mit Rom die Todesstrafe setzte.

4. Maria Stuart. Ihre Ansprüche an England. Die schottische Reformation. Der Covenant. John Knox. Bildersturm. Aufstand des Covenants. Tod der schottischen Regentin. Vergleich zwischen Maria und Elisabeth. Die Presbyterialverfassung. Wittwenschaft Maria Stuart's und Rückkehr aus Frankreich. Katholische Partei in Schottland und England. Vermählung Maria's mit Darnley. Rizio. Bothwel. Darnley's Tod. Aufstand des Adels. Maria's Haft und Thronentsagung. Jakob VI und Graf Muray. Maria's Flucht.

Zunächst drohte der Regierung Elisabeth's die meiste Gefahr von ihrer katholischen Gegnerin Maria Stuart, der Tochter des im Wahnsinn gestorbenen schottischen Königs Jakobs V und der schon früher erwähnten Maria von Guise. Dieselbe war in den unter Heinrich VIII zwischen England und Schottland entstandenen Kriegswirren im J. 1548 als Kind nach Frankreich gesendet, dort in einem Kloster erzogen worden und als Verlobte des Dauphins an den von den Guisen beherrschten französischen Hof gekommen, wo sie unter dem Einfluß dieser ihrer Oheime in einer rechtswidrigen Urkunde für den Fall ihres kinderlosen To=

des Schottland der französischen Krone vermachte, worin die Engländer eine Beeinträchtigung ihrer Ansprüche auf Lehnshoheit über Schottland sahen.

Mariens Leben am französischen Hof und die dort erhaltenen Eindrücke legten den Grund zu ihrem nachmaligen Verhängniß. Von Natur mit allem Liebreiz des Leibes und der Seele ausgestattet, aber mehr unter der Herrschaft ihres lebhaften Gefühls stehend und der Reizbarkeit der Sinne nachgebend, konnte ihr die üppige, aller Wahrheit baare Hofumgebung Katharina's von Medicis kein ernstes, zur besonnenen Ueberlegsamkeit und selbstverläugnenden Willenskraft führendes Gegengewicht bieten. Der sittenverderbliche Leichtsinn und die religiöse Heuchelei dieses Hofes, welchem Verfolgungssucht und Unduldsamkeit als Christenthum galt, konnte unmöglich anders als nachtheilig auf das junge und so erregbare Gemüth dieser Fürstin wirken und muß jedenfalls bei Beurtheilung ihrer nachmaligen Handlungsweise mit in Rechnung gebracht werden.

Nachdem sie im April 1558 die Gemahlin des Dauphin geworden war, der als Franz II im Jun. 1559 den französischen Thron bestieg, nahm sie nach dem Tode der englischen Maria (im Nov. desselben Jahrs) Titel und Wappen von England an und erkärte Elisabeth, als eine Bastardin und Ketzerin, des Thrones unfähig. Als sodann in Schottland, wo seit ihres Vaters Tod die Regentschaft an den Grafen Arran, und 1554 an ihre Mutter Maria gekommen war, die Reformation immer weitere Fortschritte machte, unterstützte sie die Katholiken mit aller ihr zu Gebot stehenden Macht. Als sodann der von dem schottischen Reformator John Knox (spr. Nox) geleitete Aufstand des Covenant ausbrach, sandte sie ihrer bedrängten Mutter ein französisches Kriegsheer zu Hülfe, dessen Erscheinen jedoch vollends dazu beitrug, der schottischen Reformation den Sieg zu verschaffen.

Nach Schottland war nämlich noch unter ihrem Vater Jakob V Luthers Lehre durch einen dem königlichen Hofe verwandten Edelmann, Patrik Hamilton, gekommen. Dieser mußte zwar dafür mit dem Feuertod (1527) büßen, aber sein Martyrerthum trug nur zur Vermehrung seiner Anhänger bei, und die schwere Verfolgung derselben durch den Hof und durch die Bischöffe erfüllte das Volk mit Unwillen. Zündstoff zur Reformation war ohnedies mehr, als in andern Ländern vorhanden, weil in Schottland zu den allgemeinen Gebrechen der alten Kirche noch das besondere Uebel hinzukam, daß die Geist-

lichkeit in ihrer Mehrzahl dem hohen Adel, der im Parlament die königliche Macht überwog, angehörte und fast die Hälfte vom Grund und Boden des Landes besaß. Da nun der König nicht einmal das Veto bei Parlamentsbeschlüssen besaß und daher die reichsten Abteien nach Willkühr an diejenigen Adelsfamilien vergab, die er sich günstig stimmen wollte, so bildete sich dadurch ein so schlechter Klerus, daß die daraus entstehenden schreienden Mißbräuche um so mehr zur Kirchenopposition führten.

Als nach Jakob's Tode für seine damals unmündige in Frankreich lebende Tochter der Cardinal Beatoun (Baton), Führer der eifrig katholischen Partei, durch ein untergeschobenes Testament die vormundschaftliche Regentschaft an sich reißen wollte, ernannte das Parlament den Grafen Arran zum Regenten, der aber doch nun wegen seiner Schwäche ein Werkzeug in Beatoun's Händen wurde und, obgleich der Reformation geneigt, doch nicht hindern konnte, daß nicht wenige reformirte schottische Prediger verbrannt wurden. Die harte Verfolgung derselben, insbesondre die grausame Verbrennung des durch seinen würdigen, milden Character allgemein geliebten Predigers Wishart, führte dahin, daß Cardinal Beatoun in seinem Schlosse zu St. Andrews ermordet wurde (1546). Arran führte die Regentschaft fort, mußte aber zweimal die Engländer siegreich eindringen sehen. Jedesmal vermittelte Frankreich den Streit und brachte es auch dahin, daß Graf Arran die Regentschaft an Maria Guise, die Mutter der Maria Stuart, abtrat.

Die Verfolgungen, zu welchen sich diese an sich verständige und gemäßigte Regentin gegen die Reformirten verleiten ließ, drängte diese letzteren allmählig zu einem geheimen Bund, den man Covenant oder Congregation hieß, und der sich die Beförderung der Reformation und die Vernichtung des Papismus zum Ziel setzte. Sein Gesuch um freie Religionsübung wurde von der Regentin nach langem Zögern gewährt, aber bald wieder zurückgenommen. Von nun an hielt sich der Covenant zur Selbsthülfe berechtigt und erhielt an **John Knox** ein furchtbares Haupt.

Geboren 1505 zu Glifford und zu Glasgow gebildet, mit eben so scharfem Verstand, als eisenfestem Willen begabt, war Knox durch das Lesen der heil. Schrift und der Kirchenväter Hieronymus und Augustin zur evangelischen Anschauung gekommen, hatte als Prediger zu St. Andrews durch sein gewaltiges Zeugniß die ganze Stadt für die Reformation gewonnen, so daß sie von den Katholiken mit französischer Hülfe belagert und erobert werden mußte. Deswegen und weil Knox in seinem unmäßigen Eifer die Ermordung Beatoun's zu rechtfertigen gesucht hatte, wurde er zur Galeerenstrafe verurtheilt, nach fast zwei Jahren jedoch wieder freigelassen und aus Schottland verbannt. — In England, wohin er nun gieng, wurde ihm unter Eduard ein Bisthum angeboten; er schlug es aber aus, weil er sich mit der englischen Kirche nicht befreunden konnte, und als unter Maria die Verfolgungen eintraten und stiegen, gieng

er 1554 nach Genf zu Calvin, dessen tiefer Einfluß auf ihn auch für die Zukunft der schottischen Kirche entscheidend wurde. Seine kurze Rückkehr nach Schottland war durch die oberwähnte, von ihm entworfene Eingabe des Covenants um Religionsfreiheit bezeichnet.

Als er im J. 1559 wieder ganz von Genf nach Schottland zurückkehrte und in der Kirche der Stadt Perth gegen die katholische Messe eiferte, veranlaßte ein junger Mensch —, der den Priester an dem Meßopfer hindern wollte und, weil ihm dieser deßhalb eine Ohrfeige gab, einen Stein nach ihm warf, aber anstatt seiner ein Altargemälde traf, — den Ausbruch einer Bilderstürmerei, die sich über alle Kirchen der Stadt erstreckte. Darauf zog Knox unter dem Schutze Bewaffneter nach St. Andrews und entflammte daselbst durch seine Predigt von der Tempelreinigung das Volk zu ähnlichen Gewaltschritten. In Kurzem breitete sich der Bildersturm über einen großen Theil des Reiches aus. Dabei wurden unzählige Kunstwerke zertrümmert, schätzbare Büchersammlungen vernichtet und mehr als 200 Klöster und Abteien zerstört, deren Ruinen noch an ihre einstige Pracht erinnern.

Da viele Protestanten diese Ausschweifungen mißbilligten und die Regentin keine Macht zur Bestrafung hatte, so gewährte sie Verzeihung und gegen das Versprechen der Rückkehr zur Ordnung das Gegenversprechen, keine Verfolgungen mehr eintreten zu lassen. Weil sie aber in Betreff der Stadt Perth ihr Wort nicht hielt und auch einen zweiten Vertrag brach, so rief Knox zum Kampf auf und riß den Covenant zum offnen Aufstand gegen die Regentschaft fort: dabei wurde er von dem Prior von St. Andrews (einem natürlichen Sohne Jakob's) und von dem Grafen Arran unterstützt. Das Einrücken der französischen Truppen half daher nichts, sondern beschleunigte nur die Entscheidung.

Denn nun traten die Reformirten unter dem Namen „Adel und Gemeine der schottischen Kirche" auf, entsetzten die Regentin und schloßen 1560 ein Bündniß mit Elisabeth, die nun auch ihre Truppen einrücken ließ. Darauf kam es zwischen Frankreich und England zu Unterhandlungen. Ehe man aber sich näher kommen konnte, starb die Regentin Maria, vom Kummer gedrückt, und Franz und Maria waren nun genöthigt, in einem durch Elisabeth's Umsicht herbeigeführten Vertrag mit England und Schottland die französischen Truppen aus Schottland zurückzuziehen und auf Titel und Wappen Englands zu verzichten, wogegen die Schotten die Rechte ihres Königspaares anerkannten; doch sollte künftig ohne Zustimmung

des Parlaments weder Krieg noch Frieden beschlossen werden dürfen. Das hierauf zusammentretende Parlament verbot den katholischen Gottesdienst und brachte das von Knox in streng-calvinischem Geiste verfaßte schottische Bekenntniß zur Annahme.

Im Unterhaus wagte kein Katholik einen Widerspruch; im Oberhaus opponirten nur drei Lords. Auf die Verletzuug dieser schottischen Presbyterialverfassung, namentlich auf das Lesen oder Besuchen der katholischen Messe wurde Güterverlust und weitergehend der Tod gesetzt. Die noch übrigen Klöster wurden aufgehoben und vom Kirchenvermögen ein Drittheil dem Staate zur Besoldung der reformirten Geistlichen zugewiesen.

Gegen diese Kirchenreform legte zwar der französische Hof Protest ein: aber der bald darauf erfolgte Tod des französischen Königs Franz II benahm den mit Schottland und England darüber gepflogenen Unterhandlungen die Kraft. Maria Stuart sah sich nun genöthigt, den französischen Hof mit allen seinen Reizen und Annehmlichkeiten zu verlassen, um unter dem ihr religiös entfremdeten, sittenstrengen Volke der Schotten den Thron ihrer Aeltern zu besteigen (1561), mit dem ihr von ihren französischen Verwandten eingeschärften Vorsatze, bald möglichst eine Reaction im katholischen Sinne zu bewirken. Als sie (erst 19 Jahre alt) von Frankreich absegelte, drückte sie in rührenden Liedern ihren Schmerz aus, von einem Lande scheiden zu müssen, worin sie in ihrem Sinne so glücklich gewesen war. Daß Elisabeth ihr durch Kreuzer habe auflauern lassen wollen, wurde wohl mit Unrecht behauptet.

Ueberrascht von der Ehrerbietung, mit der die Schotten sie bei ihrer Landung empfiengen, erklärte sie auf den Rath ihres Halbbruders, des Priors Jakob von St. Andrews, an den Religionsbeschlüssen nichts ändern zu wollen, stellte nur Protestanten an die Spitze der Verwaltung und gewann dadurch, so wie durch ihre jugendliche Schönheit, geistige Bildung und anmuthige Herablassung viele Herzen. Als sie sich aber einen eigenen katholischen Gottesdienst einrichten ließ, erregte sie Mißtrauen bei den Strenggesinnten, die ohnedieß mit dem leichtsinnigen Ton, der an ihrem Hofe herrschte, unzufrieden waren.

Maria hatte mit Knox selbst mehrere Unterredungen und hoffte durch ihn seine Partei besser zu stimmen. Allein die herbstrafende Strenge seiner Grundsätze stieß sie ab. Er brachte sie zwar zum Weinen, aber nicht zur Ueberzeugung von der Wahrheit der presbyterianischen Lehre. Vielmehr zogen ihm seine bedenklichen Aeußerungen über den Gehorsam der Unterthanen gegen die Obrigkeit einen Hochverrathsproceß zu, in welchem er jedoch freigesprochen wurde.

Während sich so ihr Verhältniß zu ihren Unterthanen bald trübte, mehrte sich die Schwierigkeit ihrer Stellung durch ihr Mißverhältniß zu Elisabeth, der die fortgesetzten Ansprüche Mariens auf die einstige Thronfolge in England nicht gleichgültig seyn konnten. Erst nach zwei Jahren (1563) ordnete ein Vertrag, in welchem jedoch die Erbansprüche nicht berührt wurden, wenigstens die übrigen streitigen Angelegenheiten zwischen beiden Königreichen. In den Vorschlag zu einer Zusammenkunft der beiden Königinnen gieng Elisabeth nicht ein, und stets blieb, ungeachtet aller Höflichkeit, eine gewisse Spannung zwischen ihnen, die sich mehrte, als sich unter einem Theile des englischen Adels eine Marien geneigte katholische Partei bildete, um derentwillen Elisabeth gedoppelte Vorsicht anwenden zu müssen glaubte, zumal auch Englands Verhältniß zu Frankreich und Spanien strenge Wachsamkeit nöthig machte. Dadurch erhielt Elisabeth die Ruhe in ihrem Lande, während Maria in Schottland einen offenen Aufstand mehrerer Barone mit Hülfe ihres Halbbruders, den sie zum Grafen Murray erhob, unterdrücken mußte.

Das Mißtrauen der Schotten, so wie auch Elisabeths gegen Maria erhielt besonders durch die Entdeckung ihrer nähern Beziehungen zu Rom neue Nahrung. Ihr Oheim, der Cardinal von Lothringen, legte zu Trient ein Schreiben von ihr vor, worin sie das Concilium anerkannte und nicht nur für Schottland, sondern auch für England, wenn sie daselbst zur Thronfolge gelangen würde, „dem päpstlichen Stuhle Gehorsam" versprach. — Die Meinung, daß Eifersucht von Seite Elisabeths auf Mariens Schönheit viel zu der Spannung zwischen beiden Königinnen beigetragen habe, ist wohl nur zum Theil gegründet. Denn obgleich Maria 9 Jahre jünger als Elisabeth, und allerdings reizender und lieblicher war, so waren ihre Züge doch minder bedeutend, ihr Auge nicht groß und der untere Theil ihres Gesichts spitz abfallend. Elisabeth war als Kind und

Jungfrau schön, in mittleren Jahren mehr einnehmend als schön, hatte aber Geist in ihren Zügen, hohe schöne Stirn, blondes Haar, lebhaftes braunes Auge, weiße Hände, in Haltung und Gang (nach Welwood) „etwas Majestätisches, das mehr Ehrfurcht, als Liebe hervorrief; wenn sie aber wollte, konnte sie so bezaubernd seyn, daß Wenige ihr zu widerstehen im Stande waren." (Fr. v. Raumer a. a. O.)

Elisabeth's hoher, durchdringender und Alles beherrschender Geist konnte sich nicht abhängig von einem Manne denken, und als man sie bat, sich zu vermählen, antwortete sie: „Ich bin an England verheirathet, mein Volk bildet meine Familie, und die Grabschrift: Elisabeth lebte und starb als jungfräuliche Königin, wird mir einst Ruhm bringen." — Nichts desto weniger fühlte sie sich durch manche Bewerbungen um ihre Hand (wie z. B. vom Erzherzog Karl, dem spanischen Infanten Don Carlos, dem König Erich von Schweden, dem König Karl IX von Frankreich rc. geschmeichelt; sie wies sie aber alle ab und hielt nur aus Politik Manchen eine Zeit lang hin. — Als ihr Günstling Robert Dudley, den sie zum Grafen Leicester (spr. Lester) erhob, ihre Hand wünschte, erklärte sie, daß sie nie einem Unterthan ihre Hand reichen werde. Ihr Verhältniß zu ihm überschritt, nach den besonnensten Quellen, nie die Gränzen des Anstandes und ungeachtet ihrer hohen Gunst gegen ihn hielt sie ihn in strenger Zucht.

Auch Maria hatte viele Bewerber, darunter auch einige, die von Elisabeth abgewiesen worden waren, und jedenfalls war es ihr um Wiederverheirathung mit wo möglich einem Mächtigen zu thun, weil sie dadurch eine Stütze gegen Elisabeth zu erhalten hoffte, die jedoch eben deßhalb dagegen arbeitete, und erklärte: „nur wenn Maria sich mit ihrer Beistimmung vermähle, könne sie auf günstige Maaßregeln hinsichtlich der englischen Thronfolge hoffen." — Daß neben diesen politischen Gründen auch weibliche Eitelkeit und Eifersüchtelei mitunter die Handlungsweise Elisabeths bestimmt haben mochte, ist nicht unwahrscheinlich.

Um sich nun eine Stütze, wenigstens gegenüber ihren protestantischen Unterthanen, zu verschaffen, heirathete Maria — auf den falschen Rath Katharina's von Medicis und gegen die Warnung ihres Halbbruders Murray, sowie gegen den wohlbegründeten Einspruch Elisabeths — den katholischgesinnten, durch seine Schönheit sie blendenden englischen Lord Darnley, Sohn ihrer Tante Margaretha und des Lennox, Grafen Stuart, und erhob ihn, ohne das Parlament zu fragen, eigenmächtig zum König und Mitregenten. Diese leichtsinnige Wahl strafte sich schwer: bald sah sie sich von dem rohen, ausschweifenden Manne vernachläßigt und auf's unwürdigste behandelt: die Folge

war, daß sie sich lieber mit dem italienischen Sänger David Rizio beschäftigte, der ihren geheimen Briefwechsel mit dem Papst Pius IV wegen Einführung der katholischen Religion in Schottland besorgte und als ihr täglicher Tischgenosse und steter Gesellschafter auf — wenigstens scheinbar — vertrautestem Fuße mit ihr lebte. Dadurch wurde Darnley zur Rache gereizt und suchte nach Gelegenheit, sie zu kühlen.

Rizio hatte sich durch einen fast königlichen Aufwand, durch ein anmaßendes und übermüthiges Wesen und durch seine Beförderung katholischer Interessen allgemein verhaßt gemacht, und da Maria bereits den katholischen Gottesdienst allgemein erlaubte, sogar ein katholisches Erzbisthum wieder herstellte, ja Einleitung zu Ketzergerichten traf, so gab es im Lande eine Unzahl Mißvergnügter. Weil nun Maria ihrem Gemahl bisher die Krönung verweigert hatte, so trat derselbe mit einer Anzahl solcher mißvergnügter Barone in eine Verschwörung, um nach Wegschaffung Rizio's künftig als König die Geschäfte allein zu übernehmen.

Eines Abends trat Darnley in Marien's Zimmer, wo auch Rizio und eine Hofdame sich befanden, und ließ durch einige Verschworne den Italiener, der vergebens zu Maria's Füßen Schutz suchte, in's Nebenzimmer reißen, wo sie ihn mit 56 Stichen ermordeten. Von diesem Augenblick an sann Maria auf Rache. Sie wurde zwar eine Zeit lang von den Verschworenen gefangen gehalten; allein mehrere ihrer Anhänger, darunter Graf Bothwel, ein kühner und mächtiger Vasall, befreite sie. Darauf brachte sie durch ihren Halbbruder Murray den Darnley dahin, daß er die Theilnahme an der Verschwörung läugnete und dadurch seine Schuldgenossen preißgab, die nun theils entflohen, theils ergriffen und hingerichtet wurden. Dadurch gerieth Darnley bei allen Parteien in die tiefste Verachtung, und Maria, die um diese Zeit einen Sohn (Jul. 1566) gebar, ließ ihren Gemahl nicht einmal zur Taufe desselben zu.

Die Geburt dieses schottischen Kronprinzen Jakob setzte die Engländer wegen der Thronfolge in neue Besorgniß und die Lords drangen in Elisabeth,

sich zu einer Heirath zu entschließen; allein sie ließ sich nicht dazu bewegen und hielt selbst die Ernennung eines Nachfolgers für bedenklich.

Bald darauf wußte der genannte Graf Bothwel, ein durch seine Schönheit verführerischer, dabei ehrgeiziger und sittenloser Mensch, obgleich er seit Kurzem verheirathet war, Maria's Gunst zu fesseln, und in dem Grad ihr Gatte sich ihr durch Abbitte und Versprechungen zu nähern suchte, fühlte sie sich von ihm abgestoßen, und sie hätte sich von ihm scheiden lassen, wenn Wiederverheirathung ihr erlaubt gewesen wäre. Da wurde Darnley in Glasgow krank. Nach einiger Zeit besuchte sie ihn und ließ ihn am 31. Jan. nach Edinburg bringen, aber nicht in ihren Palast, sondern in ein Haus, das sie einem Diener Bothwel's geschenkt hatte. Hier pflegte sie ihn acht Tage lang und ließ sogar ihr Bett unter seinem Zimmer im untern Stock aufschlagen. Am 9. Febr. Abends um 11 Uhr verließ sie ihn, um einem Feste im Schlosse beizuwohnen: — nach Mitternacht flog das Haus, worin Darnley lag, durch Pulver gesprengt, in die Luft und Darnley's Leichnam fand man, jedoch ohne Brandspuren, in einem benachbarten Garten liegen, und seine Pantoffeln neben ihm.

Jedermann erwartete nun eine ernste Untersuchung; sie folgte nicht; und als die allgemeine Stimme den Grafen Bothwel der Mitschuld zieh, setzte Maria auf diese Beschuldigung die Todesstrafe. Zwar klagte nun Darnley's Vater den Grafen Bothwel förmlich der Theilnahme am Morde an; allein Maria machte den Grafen zum Befehlshaber des Schlosses und ließ vom Geheimen Rath die Anklage abweisen. Darnach ließ sie sich, taub gegen alle Warnungen, vom Grafen entführen und lebte bei ihm auf Dunbar so lange, bis er sich hatte von seiner Frau scheiden lassen, alsdann kehrte sie mit ihm nach Edinburg zurück, erklärte im Oberhaus, sie sey von ihm geraubt worden, vergebe ihm aber und wolle ihn heirathen, und ließ sich — es war erst drei Monate nach Darnley's Tode — mit dem allgemein als Mörder und Ehebrecher angesehenen Bothwel katholisch und protestantisch trauen!

Die Strafe folgte diesem Thun auf dem Fuße: schon in den ersten Tagen tyrannisirte Bothwel sie so, daß sie täglich weinte

und dem Selbstmorde nahe war, zumal alle Welt es ihr zu fühlen gab, daß man sie für schuldig hielt. Vier Wochen darnach erhob sich der Adel, nöthigte den Bothwel zur Flucht, brachte die Königin auf die Burg Lochleven in strenge Haft und zwang sie (ungeachtet der Protestationen des englischen Gesandten) durch einen Parlamentsbeschluß zur Thronentsagung, worauf ihr Sohn als Jakob VI auf den Thron erhoben und nach Mariens und des Adels Wunsch dem aus Frankreich zurückkehrenden Grafen Murray die vormundschaftliche Regentschaft übertragen wurde. (Bothwel floh nach den Orkneyinseln, trieb Seeraub an den norwegischen Küsten, wurde gefangen und starb im Wahnsinn.)

Marien aber gelang es, mit Hülfe des jungen schönen Lords Douglas (eines jüngern Halbbruders Murray's) aus ihrer Haft zu entkommen, und bald sah sie sich von einer Schaar katholischer, mit der Regierungsveränderung unzufriedener Männer umgeben, die, als Murray mit einem Heere gegen sie anrückte, auf eine Entscheidungsschlacht drangen. Sie wurden aber bei Longside 1568 so geschlagen, daß der Königin keine andere Wahl blieb, als bei ihrer, früher von ihr so verachteten Gegnerin Elisabeth Schutz zu suchen.

5. Maria in englischer Gefangenschaft. Beginn ihres Prozesses. Versuch zu ihrer Befreiung. Elisabeth's Unterstützung der niederländischen Protestanten. Verschwörungen gegen Elisabeth's Leben. Mariens Verurtheilung. Neue Verschwörung. Schwanken Elisabeth's. Maria's Hinrichtung. Elisabeth's Reue.

Als Maria auf englischem Boden ankam und angehalten wurde, bat sie um eine persönliche Zusammenkunft mit Elisabeth. Allein diese wollte sich erst dann dazu verstehen, wenn Maria sich von den gegen sie von den Schotten erhobenen Anklagen gereinigt haben würde: in diesem Falle würde sie ihr auch zu ihrer völligen Herstellung verhelfen.

Dagegen erklärte Maria, vor aller Untersuchung müsse sie erst frei und wieder auf ihrem Throne seyn. Zuletzt aber willigte sie ein, dem Murray und Morton gegenüber Rede zu stehen: denn von dem erstern, als ihrem Bruder, und von dem letztern,

als einem in die Sache gegen Darnley Mitverwickelten, hoffte sie Schonung. Und so begannen die Verhandlungen, anfangs zu York unter dem Vorsitz des Herzogs von Norfolk, alsdann in Westminster. Murray, für die Schotten das Wort führend, klagte den Bothwel als Hauptmörder Darnley's, Marien aber der Mitwissenschaft und Theilnahme an. Allein Maria wollte sich auf diese Anklage nur in Elisabeth's persönlicher Gegenwart einlassen. Da sie sich aber zugleich bemühte, einen Vergleich zu Stande zu bringen, sah Elisabeth darin ein neues Anzeichen ihrer Schuld und drang nun darauf, daß die beiden Schotten ihre harte Anklage beweisen sollten.

Nun ließ Maria die Verhandlungen abbrechen, in der Hoffnung, der Prozeß werde auf sich ruhen. Allein Elisabeth bedeutete den Schotten, daß sie sie für pflichtvergessene Unterthanen halten müsse, so lange sie keine Beweise beibrächten. Da legte Murray die von Maria an Bothwel gerichteten, von leidenschaftlicher Liebesgluth zeugenden Briefe und Sonette, welche schon von dem schottischen Parlament als echt erkannt worden waren, vor, und die von Elisabeth niedergesetzte Commission von 20 Lords und Gemeinen (darunter auch einige katholische Freunde Maria's waren) erklärte gleichfalls die Aechtheit der Documente. Auf Elisabeth's Aufforderung, Maria solle durch einen Bevollmächtigten vor der Commission ihre Gegnerklärung abgeben, gieng Maria nicht ein, sondern verlangte nach Frankreich oder Schottland entlassen zu werden, und darauf bestund sie, auch als Elisabeth zu bedenken gab, wie sehr sie sich dadurch in den Augen der Welt schade; vielmehr erklärte Maria nun, Murray und seine Freunde seyen die Urheber des Mordes.

So lange Maria sich nicht in die Anklage einließ und bei unbedingter Verwerfung jener Beweismittel blieb, glaubte Elisabeth, die Gefangene nicht freigeben zu dürfen, weil sonst ihr bisheriges Verfahren gegen sie in einem ungerechten Lichte erschienen wäre.

Aber war es nicht ungerecht, die Schutzflehende — selbst wenn sie als schuldig hätte überwiesen werden können, — vor einen Richterstuhl zu stellen, dem die schottische Königin nicht unterworfen war? Die

Furcht, Marie möchte durch ihre Entlassung nach Frankreich oder Schottland dem englischen Reiche schwere Nachtheile bereiten, konnte kein Recht zur Gefangenhaltung und Prozessirung geben. Gebot es die Politik, so zeigte sich's in der Folge, daß es politischer gewesen wäre, sie bei Zeiten loszugeben. Was Maria's Schuld betrifft, so halten die Geschichtschreiber Thuanus, Robertson, Hume, Buchanan Maria's Mitschuld für erwiesen; nur das bleibt Einigen zweifelhaft (wie z. B. dem Turner), „ob Maria ihre Einwilligung zu Bothwel's Planen nur im Allgemeinen gab, oder ob sie auch von der Art und Weise des zuletzt ausgeführten Mordes vorher genau unterrichtet war." — Andere, besonders katholische Schriftsteller, wie Chalmers, Gilbert Stuart, Whitaker, sprechen Maria von aller Schuld frei, in der gutgemeinten, aber, wie Thuanus sagt, „unverständigen Meinung, dadurch die katholische Religion, die durch ihre Wahrheit stark genug sey, schützen zu wollen." Ihr leidenschaftlicher Vertheidiger Chalmers gesteht übrigens, daß Maria, von der Aechtheit der Briefe und Sonette überzeugt, die Vorlegung derselben scheute. (Für Marien's Unschuld tritt auch der neuere englische Geschichtschreiber Lingard ein; seine Gründe widerlegt Fr. v. Raumer a. a. O.)

Als neuere Briefe Maria's aufgefangen wurden, worin sie ihre schottischen Anhänger ermunterte und auf mächtigen Beistand hinwies, hielt Elisabeth eine Freilassung sogar gefährlich; doch wollte sie dieselbe unter vollkommen sichernden Bedingungen gewähren (nämlich daß einerseits der Ruhe Englands keine Störung daraus erwachse und daß anderseits Marien von den Schotten keine Gewalt geschehen dürfe). Weil aber die Schotten eine solche Sicherheit nicht leisten konnten, Frankreich und Spanien aber gegen eine Auslieferung an ihre Feinde, die Schotten, Einspruch thaten, so schien kein anderer Ausweg, als — Marien in ihrer Haft zu lassen.

Um sich zu befreien, bot Maria nun dem Herzog von Norfolk ihre Hand und die Aussicht auf den schottischen Thron. Die Unterhandlungen, in die der schwache Mann eingieng, wurden entdeckt, Norfolk verhaftet, Marie aber in das festere Coventry gebracht. Nun erhoben sich, von den Guisen und Philipp unterstützt, die englischen Katholiken unter dem Grafen von Northumberland und dem Grafen von Westmoreland (1569). Der Aufstand wurde aber unterdrückt und die Empörer flohen theils nach Schottland, theils nach Flandern.

Obgleich nun der Herzog von Norfolk begnadigt wurde, so machte er doch in Verbindung mit dem Ausland wieder einen Versuch zur Befreiung Marien's, wurde abermals überführt und büßte mit dem Tode (1572).

Diese aus der Verbindung englischer und schottischer Katholiken entstandenen Unruhen, so wie der Umstand, daß der Papst den Bann über Elisabeth erneuert und ihr Erbrecht für nichtig erklärt hatte, das alles trug dazu bei, daß die Königin Elisabeth in Marien mehr und mehr ihre gefährlichste Feindin erkannte, was natürlich auch die Lage der unglücklichen Maria noch erschwerte.

Während Elisabeth auch strenge, ja harte Maßregeln gegen die Puritaner ergriff, deren Ansichten über Trennung der Kirche von dem Staate ihr zuletzt den Staat, wie die Kirche gleichmäßig zu zerstören schienen, und sie so einen doppelten Feind, die Katholiken und Puritaner, in ihrem Lande zu bekämpfen hatte, befestigte sich die reformirte Kirche in Schottland mitten unter den verschiedenen Schwankungen der politischen Stürme. — Die Regentschaft Murray's dauerte nicht lange mehr: er wurde von einem Edelmann aus Privatrache erschossen (1570). An seine Stelle wurde der Großvater des damaligen Königs, der alte Graf Lennor, Regent. Weil derselbe den am Morde Murray's betheiligten Erzbischoff von St. Andrews hinrichten ließ, ward auch er aus Rache ermordet. Sein Stellvertreter starb bald, und darauf erhielt Graf Morton die Regentschaft, unter welcher die Katholiken die Berechtigung zu Aemtern nicht nur, sondern auch das schottische Bürgerrecht verloren. Da ihn aber Graf Arran d. J., des Königs Günstling, der Mitwissenschaft an Darnley's Ermordung anklagte und Morton es gestand, so wurde er enthauptet und Graf Arran sein Nachfolger. Die übermüthige Regierungsverwaltung desselben veranlaßte einen Adelsaufstand und Arran's Gefangenschaft. Doch wurde Arran wieder frei und suchte nachher seinen und des Königs Einfluß dadurch zu stärken, daß er Repräsentanten des niedern Adels im Parlamente zuließ.

Mehrmals war Elisabeth willens, sich mit Marien zu vergleichen; aber deren fortgesetzte Verbindung mit den Katholiken in England und Irland hielt sie wieder davon ab. Verschiedene Attentate auf Elisabeth's Leben hatten strenge politische Maßregeln zur Folge: insbesondere wurden 1585 die Jesuiten verbannt, Nichtkaufleuten das Reisen in's Ausland untersagt 2c. Auch hielt deßhalb Elisabeth sich für um so befugter, die Protestanten

in den Niederlanden (durch ein Heer unter Leicester) und die Hugenotten in Frankreich zu unterstützen, um zu verhüten, daß Frankreich sich Schottlands bemächtigte und Philipp von Spanien in den Niederlanden siegte, folglich England von zwei Seiten angegriffen würde.

Eine neue Verschwörung, welche Thomas Babington gegen Elisabeth's Leben richtete, um Marien auf den Thron Englands zu heben, führte zu der Entdeckung von Briefen, welche Marie an denselben gerichtet haben sollte und aus denen zwar nicht ihre Billigung des Mordanschlags, doch ihre Mitwissenschaft um denselben hervorgieng. Daher wurde ihr zu Fortheringhai von einem Gericht von 47 Lords und Oberrichtern des Reichs (unter denen auch einige katholische sich befanden) der Proceß gemacht und am 25. Oct. 1586 einstimmig das Schuldig über sie ausgesprochen, das am 29. vom Parlament bestätigt wurde.

Auf erhaltene Anzeige von Mariens Mitwissenschaft um Babington's Verschwörung ließ Elisabeth die Geheimschreiber Maria's gefangen setzen und ihre Papiere wegnehmen, darunter jene Briefe sich befanden. Die Schreiber bekannten ohne Folter, daß Maria Stuart mit Babington Briefe gewechselt und die in Rede stehenden dictirt habe. Als das Richtercollegium niedergesetzt war, erklärte Maria, daß sie sich vor kein Gericht stellen werde, außer vor ein freies Parlament. Dennoch ließ sie sich noch herbei, läugnete aber, Briefe an Babington geschrieben oder von ihm empfangen zu haben; dabei gab sie zu, zwar Hülfe bei fremden Mächten gesucht —, behauptete aber, sich nie in eine Verbindung gegen Elisabeth's Leben eingelassen zu haben.

Als das Schuldig gesprochen war, forderte Elisabeth das Parlament auf, andere Mittel zur Unschädlichmachung Marien's ausfindig zu machen, da dieses ihr widerstrebe. Allein Ober- und Unterhaus erklärte nach gepflogener Berathung einstimmig, es gebe kein anderes Mittel, die Ruhe des Landes und die Sicherheit der Königin zu gewährleisten, als die Vollziehung der Todesstrafe an der Gefangenen.

Auf die Vorstellung des französischen Gesandten, daß Blut um Blut schreie und daher die Könige von Frankreich und von Spanien diese That rächen würden, antwortete Elisabeth: „nur unschuldig vergossenes Blut schreie zum Himmel und führe in Elend, wie die Pariser Bluthochzeit beweise!" — Auch König Jakob VI, der im protestantischen Glauben erzogen worden war, intercedirte

für seine Mutter, da weder Ehre, noch Nutzen deren Tod fordere. Alle diese Einreden bestärkten Elisabeth wirklich in ihrem Bedenken, und sie zögerte fort und fort mit der Vollziehung des Urtheils.

Ein Gerücht von ausgebrochenen Aufständen in Schottland und die gegründete Nachricht von furchtbaren Rüstungen Philipp's zum Zweck einer Landung in England, endlich eine neue Verschwörung gegen Elisabeth's Leben bewogen die Freunde und Räthe Elisabeths, auf Marien's Hinrichtung zu bestehen, weil bei den wachsenden Gefahren von Außen und bei der beständigen Aufregung im Lande das Bestehen des Staats und der Kirche auf dem Spiele stehe. Allein Elisabeth konnte zu keinem Entschlusse kommen.

Der Zustand, in welchem Elisabeth zu dieser Zeit sich befand, schildert Raumer a. a. O. mit den Worten: „Die wehmüthige Erinnerung an den Tod ihrer Mutter und an die Gefahren ihrer Jugend; das natürliche Entsetzen, ein Bluturtheil über die nächste Verwandte, über eine Königin vollziehen zu lassen; der Gedanke an Mit- und Nachwelt, die Sorge um eigene Gefahr, die Pflichten gegen ihr Volk, die Anhänglichkeit an ihre Religion, — alles dieß verbunden mit Abmahnen und Flehen von der einen Seite, mit heftigen Aufforderungen von der andern, setzten ihr Gemüth in einen so schwankenden Zustand, daß sie wollte und nicht wollte, vorschritt und zurücktrat, beschloß und wieder aufhob."

Endlich um die Andränger zu beschwichtigen, ertheilte Elisabeth — der täuschenden Stimme des im menschlichen Herzen versteckten und in unbewachten Augenblicken stets zu falschen Schritten rathenden „Sophisten" Gehör gebend, — in einer eigens besiegelten Vollmacht ihre Einwilligung, jedoch unter der Bedingung, daß davon nur in dem Falle Gebrauch gemacht werden solle, wenn wieder ein Aufruhr ausbrechen oder wenn eine feindliche Landung Statt haben würde. Diese Vollmacht übergab sie dem Staatssecretär Davison, mit dem ausdrücklichen Befehl, sie wohl zu verwahren und nicht aus den Händen zu geben.

Dieser aber, der den innern Kampf der Königin kannte und daraus schloß, daß sie gern persönlich des Aeußersten überhoben werden möchte, händigte die Vollmacht den übrigen Räthen aus, welche erklärten, die Königin habe das Ihre gethan, das Uebrige wollten sie auf ihr Gewissen nehmen. Ohne Elisabethen etwas davon zu sagen, sandten sie den Blutbefehl an die

Grafen von Schrevsbury, von Kent u. a. und am 16. Februar 1587 wurde Marien das Todesurtheil verkündigt. Nach wenigen Stunden fiel ihr Haupt unter dem Beil.

Sie vernahm das Urtheil gefaßt, ordnete ruhig ihre irdischen Angelegenheiten, vertheilte von ihrer Habe unter ihre Dienerschaft und nahm von jedem Einzelnen rührenden Abschied. Da man ihr, hart genug, den geistlichen Beistand eines katholischen Priesters verweigerte, sie aber, treu dem katholischen Glauben, den Beistand eines protestantischen Geistlichen nicht annahm, gieng sie im königlichen Schmuck, mit dem Rosenkranz in der Hand, ein Christusbild auf der Brust, zum Blutgerüst. Als ihre Frauen wehklagten, sagte sie zu ihnen: „Weinet nicht! das Ende meiner Leiden ist gekommen!" Mit der Betheurung, an den Verschwörungen gegen Elisabeth's Leben unschuldig zu seyn, ließ sie sich die Haube von ihrem vor Gram gebleichten Hauptthaar lösen, kniete nieder und bat um den Beistand des Geistes Gottes, um Verzeihung für ihre Feinde und um Segen für die Königin. Ihre letzten Worte waren: „In deine Hände empfehl' ich meinen Geist!" — Sie war 45 Jahre alt, als sie starb, und hatte davon zwanzig Jahre in der Gefangenschaft gelebt! Nach dem Bericht eines Augenzeugen war sie bei ihrer Hinrichtung ziemlich korpulent und hatte ein volles Gesicht mit einem Doppelkinn.

Als Elisabeth das Geschehene erfuhr, war sie anfangs sprachlos, dann brach sie in Thränen und Klagen aus. Denn jetzt erschien ihr Marien's Bestrafung in einem andern Lichte, und alle ihr vorher noch so triftig bewiesenen und als triftig erschienenen Gründe für dieselbe verschwanden vor der auf ihrem Gewissen liegenden Last. Denn waren auch ihre Räthe über ihren bedingten Befehl hinausgegangen, so hätten diese es doch nimmermehr gewagt, zur Ausführung zu schreiten, ohne die Voraussetzung von Elisabeth's nachfolgender Zustimmung, und diese Voraussetzung konnte sich nur auf, wenn auch vorübergehende, halbandeutende Aeußerungen gründen, aus denen jener Schluß nahe lag. Elisabeth's Zorn über das Verfahren ihrer Räthe, von denen Davison Amt und Freiheit verlor, zeugt bloß davon, daß sie fühlte, auf ihrem glänzenden Leben liege fortan ein Schattenstreif, den ihre Räthe hätten abwenden können.

Daß einerseits Maria, wenn auch nicht aller Anklagen schuldig, am wenigsten der gegen Elisabeth's Leben, doch in vielen Beziehungen nicht unschuldig war, anderseits Elisabeth, wenn auch nicht entschieden und nicht unmittelbar

den Tod ihrer Gegnerin gewollt, doch mittelbar denselben gestattet hat, kann das Urtheil des, keinem Parteistandpunct angehörigen, Beurtheilers seyn. Legt man zur Minderung der Schuld beider — auf Seiten Maria's: Temperament, Erziehung, Sehnsucht nach Freiheit und äußeren Einfluß —, auf Elisabeth's Seite ihre gegründete Furcht vor der steigenden Gefahr für ihre Herrschaft — so ist es jedenfalls merkwürdig, daß Maria bei ihrer Läugnung auch der allgemeinen Mitwissenschaft von Darnley's Tod, trotz aller Reue und Büßung durch eine lange Gefangenschaft, „dem Richtschwert nicht entgeht"; daß dagegen Elisabeth, ungeachtet alles Suchens nach einem Ausweg, der das Leben ihrer Gegnerin erhalten und ihre eigene Sicherheit hätte gewährleisten können, sich das Loos über ihre Gegnerin, das sie noch festzuhalten wähnte, „aus den Händen entschlüpfen läßt" und daher selber die argen Flecken nicht verwischen kann, die Nachwelt nicht verwischen will, welcher hiedurch auf ihre sonst so glanzreiche Regierung fällt."

6. Philipp's II Rüstungen gegen England. Die Armada. Elisabeth's Gegenvorkehrungen. Scheitern der Armada. Spaniens Machtrückgang. Franz Drake vor Lissabon. Eroberung von Cadix. Schädigung der spanischen Colonieen. Aufstand der Irländer unter Tyrone. Essex Fehlgriff, Ungnade, Empörung und Hinrichtung. Elisabeth's Tod. Rückblick auf ihre Regierung. Die ostindische Handelscompagnie; Aufschwung der englischen Handelsmacht.

Bald nach Marien's Tod trat die Gefahr der von Englands Hauptfeind lange her besorgten Landung in nichtgeahneter Größe und Schnelligkeit hervor, und es schien, als ob dem englischen Königthum und Kirchenthum nur noch eine kurze Frist gegönnt wäre.

Der Beistand, welchen Elisabeth in Frankreich und in den Niederlanden den Protestanten bisher geleistet hatte, ließ dieselbe in den Augen des spanischen Philipp, der sich als Beschützer des Katholicismus ansah, als die Hegerin und Schützerin aller Ketzerei erscheinen. Die Hinrichtung Mariens und die Verheerungen, welche der kühne englische Weltumsegler Franz Drake im J. 1586 in den spanisch-westindischen Besitzungen anrichtete, bestimmten den König zur raschern Ausführung seines schon seit 1583 gehegten Plans einer Landung in England, mit welchem Königreich ihn Papst Sixtus V belehnt hatte, um dort aller Ketzerei für immer ein Ende zu machen und von der englischen Küste

aus auch die Niederlande zu bezwingen. Unter dem Schein fortwährenden Friedens mit England und ausschließlicher Beschäftigung mit dem niederländischen Kampf hatte Philipp auf allen Werften seines Reichs die Ausrüstung einer ungeheuern Flotte betreiben lassen

Da man aber im englischen Kabinet durch geschickte Kundschafter in Rom den Zweck jener Rüstungen herausgebracht hatte, so ließ Elisabeth, welche die Unausweichlichkeit eines offenen Krieges mit Spanien erkannte, durch Franz Drake im April 1587 eine im Hafen von Cadix liegende spanische Flotte verbrennen. Nun glaubte Philipp mit der Kriegserklärung nicht länger zaudern zu dürfen, obgleich der Herzog von Parma und der Admiral Santa Croce die Unternehmung für verfrüht erklärten, da ohne die Bezwingung der Niederlande eine Eroberung Englands sehr zweifelhaft sey.

Es wurde demnach der Bau der Flotte in allen Häfen Spaniens und des Mittelmeers beschleunigt, und während Parma in Dünkirchen Truppen und Transportschiffe zur Ueberfahrt bereit hielt, sammelten sich im Hafen von Lissabon an 150 Kriegsschiffe mit 2680 Kanonen, 8000 Matrosen und 20,000 Soldaten, außerdem eine Menge kleiner Fahrzeuge mit ihren Bemannungen. Die ganze Flotte war mit allem Kriegsbedarf reichlich versehen und selbst eine Schaar Mönche und Geistliche („meist Portugiesen, welche Philipp entfernen wollte") fehlte nicht, um in England den alten Kirchenglauben zurückzuführen. Jedermann war überzeugt, daß es vor dieser „unüberwindlichen Armada" für England keine Rettung gebe.

Papst Sixtus versprach eine halbe Million Goldes, sobald die spanische Flotte in einem der englischen Häfen gelandet — und noch eine halbe, wenn London erobert wäre. Auch erneuerte er den Bannfluch über Elisabeth und forderte Jeden auf, die Ketzerin lebend oder todt auszuliefern.

Elisabeth aber zagte nicht, entschlossen, lieber mit dem Schwert in der Hand zu sterben, als Schmach zu leiden, und erklärte theils in begeisternden Liedern, theils in einem eigenen Aufruf ihrem Volke, in welche Fesseln die Spanier das freie England schmieden wollten; — und eben so aufopfernd boten

Katholiken, wie Protestanten (nur wenige, für spanische Restauration Schwärmende, wurden in's Innere des Landes verwiesen) Gut und Blut, Hand und Habe zur Vertheidigung der englischen Freiheit und (auf Seiten der Protestanten) zur Aufrechthaltung ihres Glaubens. In kurzer Zeit war durch aufopfernden Patriotismus eine mit tüchtigen Seeleuten bemannte, von bewährten Seehelden geführte Flotte und eine wohlgerüstete, die Küste bewachende Mannschaft zur Stelle, und Elisabeth's hoher Geist und Muth wußte Alle zur äußersten Anstrengung zu begeistern.

In unglaublich kurzer Frist waren 200 Schiffe (darunter 30 allein von der Stadt London und 43 vom englischen Adel) mit 15700 Matrosen ausgerüstet und standen unter dem Oberbefehl Lord Howard's (der Katholik war) und der ihm zugeordneten Flottenführer Hawkins, Forbisher und Franz Drake zur Vertheidignng bereit. Während die Südküste mit 25000 M., der Themseeingang mit 23000 M. (unter Leicester) gedeckt wurde, schützten 26000 M. (unter Hunsdon) die Königin, die im Prachtharnisch zu Roß bei Dilbury durch die Reihen ritt und durch eine verständige Rede das Heer zu entflammen wußte.

Unterdeß war Philipp's Flotte unter dem Herzog von Medina Sidonia, der dem eigentlich dazu auserlesenen erfahrenen, aber kurz zuvor gestorbenen Admiral Santa Croce im Oberbefehl gefolgt war, am 30. Mai 1588 von Lissabon ausgefahren, wurde aber, vom Sturm beschädigt, wieder eine Zeit lang im Hafen von Coruña zurückgehalten, so daß die Armada erst am 19. Juli den Kanal passirte. Zu seinem Schrecken gewahrte der Herzog, daß der Herzog von Parma in den Niederlanden, auf dessen Mitwirkung er gerechnet hatte, seine Rüstungen nicht völlig zu Stande gebracht hatte und überdieß von den Holländern am Auslaufen gehindert war. Unschlüssig, ob er einen Angriff auf London oder eine Seeschlacht wagen sollte, ward er auf allen Seiten von den seegewandten englischen Schiffen angegriffen und seine Flotte nach wenigen Tagen so elend zugerichtet, daß sie auf der Rhede von Calais Schutz suchen mußte; aber Howard's ausgesandte Brander brachten sie auch dort in so große Noth, daß Medina Sidonia, nachdem er seine auseinander gejagten Schiffe erst an Seeland's Küste wieder gesammelt hatte,

sich entschloß, um Schottland herum — denn durch den Kanal durfte er es nicht wagen — nach Spanien zurückzukehren.

Allein furchtbare Stürme, die ihn bei den Orkneyinseln überfielen, zerstreuten die spanischen Schiffe so, daß viele an Schottlands und Irlands Küsten scheiterten, manche bis Norwegen verschlagen wurden und nur wenige unbeschädigt mit ihrem Führer nach Spanien zurückkamen.

Jubel erfüllte ganz England und am 29. Nov. zog Elisabeth im Triumph zu London ein, wo der Tower noch heute die Siegeszeichen aufbewahrt, die an den Untergang der großen Armada erinnern, welchen der Sinnspruch: Afflavit Deus et dissipati sunt! als ein Gottesgericht erkannte.

Mit dem Verlust dieser Flotte war Spaniens Weltmacht gebrochen. Frei athmeten die Protestanten aller Länder wieder auf, und vor allen sahen die Niederländer, die sich nach Englands Fall würden nicht mehr haben halten können, einem günstigeren Ausgang ihres Kampfes entgegen; selbst katholische Mächte, die spanischen Einfluß übel empfunden hatten, namentlich Frankreich, das unmittelbaren Vortheil aus dieser Katastrophe zog, freuten sich über die spanische Niederlage. Der Freudeneifer der Engländer war so groß, daß sie den Krieg fortsetzten. Zwar konnten sie Lissabon, das Franz Drake angriff, nicht erobern: dagegen fügten sie den spanischen Häfen und Colonieen (in Chili durch Hawkins, in Brasilien durch Lancaster, an der Orinokoküste durch Walter Raleigh) großen Schaden zu. Der von Howard und Essex unternommene Zug, auf welchem Cadix erobert und geplündert wurde, hatte keine bleibenden Folgen.

Ob nun gleich Frankreich unter Heinrich IV mit Spanien den Frieden zu Vervins (1598) schloß, so setzten dennoch die Engländer auf Betrieb des Grafen Essex, wider des alten Burleigh's erfahrenen Rath, den Krieg mit Spanien fort. Da gelang es den Spaniern, die Irländer, bei denen die Reformation nicht hatte durchdringen können und die den Druck der ihren katholischen Glauben beschränkenden englischen Gesetze schwer fühlten, 1596 zu einem Aufstande zu reizen, den der Graf Tyrone

(eig. Hugh O'Neil von Tyr=Oen) leitete. Obgleich die zu ihrer Unterstützung ausgesandte spanische Flotte abermals durch einen Sturm vernichtet wurde, so schloß doch Essex mit Tyrone voreilig einen Vertrag, der diesem es möglich machte, sich mit Hülfe der Spanier fast der ganzen Insel zu bemächtigen, so daß ein neues englisches Heer Mühe hatte, die aufgestandene Insel wieder zu unterwerfen.

Irland war zwar schon seit mehreren Jahrhunderten von England abhängig, aber nie völlig unterworfen. Denn der Eigennutz und die Herrschsucht seiner Beherrscher verstand es nicht, die Beherrschten zu gewinnen. Als vollends der durch die Reformation hervorgerufene religiöse Gegensatz dazu kam und man den Irländern den Gottesdienst in englischer Sprache aufdringen wollte (die sie doch eben so wenig verstanden, wie die lateinische), erhielt ihre Abneigung gegen ihre Unterdrücker noch mehr Nahrung, und da der englische König außer den weltlichen Hoheitsrechten auch die geistlichen beanspruchte, schloßen sich die Irländer desto enger an den Papst an. Hatte auch Heinrich VIII einige irische Häupter zu gewinnen gewußt, so steigerte doch unter Eduard VI die Plünderung und Zerstörung von Kirchen und Heiligthümern den Haß der Iren auf's höchste. Die Regierung Maria's der Katholischen hob zwar diesen Druck, aber die Verordnung, daß im irischen Parlamente nichts zum Vorschlag und Beschluß kommen dürfe, was nicht vorher vom Könige und seinem Rathe gebilligt worden, unterhielt die Mißstimmung gegen die englische Regierung. Noch unter Elisabeth betrachteten viele, selbst gebildete Engländer, die Iren als „Wilde", die man streng im Zaum halten, wenn nicht „ausrotten" müsse! Kein Wunder, daß sich die irischen Großen so unbedingtem Gehorsam nicht fügen mochten und, als man sie zwingen wollte, heftig widerstanden, was stets herbe Bestrafungen, besonders Gütereinziehungen zu Gunsten englischer Großen, zur Folge hatte. Als Elisabeth von den Ungerechtigkeiten hörte, welche dabei von Seiten englischer Unterbeamten unterliefen, äußerte sie zu einigen Räthen: „Ich fürchte, man wird mir einen ähnlichen Vorwurf machen, wie Bato dem Tiberius; doch die Schuld ist Euer: Ihr habt Eure Schafe nicht den Schäfern, sondern den Wölfen vertraut." — Am gerechtesten wurden die Irländer von dem Lordstatthalter Parrot behandelt. Weil daher unter ihm Gütereinziehungen selten vorkamen, so verdrängten ihn eigennützige Engländer, und als sein Nachfolger Fitzwilliam das alte Drucksystem zurückführte, so brachen wieder Empörungen aus, die der Papst sowohl, als Philipp II unterstützte. Die gefährlichste war eben jener Aufstand Tyrone's, eines Mannes von ausgezeichneten Gaben des Geistes und Charakters.

Der Graf Essex, der diesen Aufstand dämpfen sollte, war damals, neben dem jungen Cecil Burleigh, der einflußreichste Mann am Hofe. Von seinem Stiefvater Leicester der Königin empfohlen, war er wegen seiner jugendlichen Schönheit und ritterlichen Kühnheit, so wie wegen seiner geistigen Bildung bald so weit in ihrer Gunst gestiegen, daß sie ihn — sie war bereits bejahrt — mit mehr als mütterlicher Zärtlichkeit behandelte. Dadurch ward sein jugendlicher Stolz und Ehrgeiz übermäßig gesteigert und sein Benehmen launenhaft und anmaßend. Als er daher einst bei einer Berathung über die Anstellung eines Lordstatthalters von Irland sich rechthaberisch betrug und ihr sogar verächtlich den Rücken kehrte, gab sie ihm im Zorn darüber eine Ohrfeige. Der darüber entstehenden Spannung folgte indeß bald wieder eine Aussöhnung. Als nun Tyrone's Aufstand ausbrach und Essex in seinem Ehrgeiz den Oberbefehl über das Heer wünschte, bestimmten seine Gegner, um ihn vom Hofe zu entfernen, die Königin, ihn mit der Unterdrückung jenes Aufstandes zu beauftragen. Ungern that sie es, weil er ihr wegen seines eigenwilligen Charakters dieser Aufgabe nicht gewachsen schien.

Weil sich nun Essex zu obgedachtem Vertrag mit Tyrone hatte verleiten lassen, ließ ihn Elisabeth, nach seiner Rückkehr nach London, verhaften, würde ihn aber begnadigt haben, wenn nicht die Klagen des ihm anhängigen Volkes, das sich wegen seiner Freigebigkeit und Ritterlichkeit einen gewissen Glauben an seine Tüchtigkett nicht nehmen ließ, sie bestimmt hätten, eine genaue Untersuchung seiner Handlungsweise einzuleiten. Das Gericht fand ihn schuldig und sprach die Strafe der Amtsentsetzung aus.

Essex nahm nun zu den demüthigendsten Bitten seine Zuflucht. Elisabeth wollte ihn aber nur stufenweise wieder zu Gnaden annehmen. Darüber ungeduldig erlaubte er sich Spott über ihre alternde Person und gieng in seiner leidenschaftlichen Unbesonnenheit so weit, daß er mit dem König Jakob von Schottland Verbindungen anknüpfte, die Unzufriedenen im Lande um sich sammelte und den Plan machte, durch Umänderung der Parlamentsverfassung die Königin zu zwingen, „seinem Willen gemäß zu regieren." Als ihn Elisabeth vor ihren Rath fordern ließ, weigerte er sich und nahm sogar in seinem befestigten Landhaus die königlichen Abgeordneten gefangen. Darauf zog er mit 800 seiner Anhänger nach London, in dem Wahn, die Regierung der Königin auf leichte Weise stürzen zu können. Allein er täuschte

sich: das Volk blieb der Königin treu und gegen den offenbaren Empörer theilnahmlos, so daß selbst seine Begleiter ihn verließen und er fliehen und sich, nachdem er sich noch eine Zeit lang in seinem Landhause vertheidigt hatte, ergeben mußte. Ein niedergesetztes königliches Gericht verurtheilte ihn zum Tode. Anfangs wollte er sich nicht schuldig geben; durch geistlichen Zuspruch aber bewogen, demüthigte er sich und gestand seine Schuld. Nach einem innern Kampf und nur in der Ueberzeugung, daß es die Ruhe des Staates fordere, dem Rechte seinen Lauf zu lassen, bestätigte die Königin das Urtheil und am 25. Febr. 1601 fiel im Tower das Haupt dieses ehemaligen Lieblings unter dem Beil. Tyrone aber wurde begnadigt, weil er sich reuig der völligen Discretion der Königin unterwarf. — Nicht ganz zwei Jahre darauf, am 3. April 1603, starb Elisabeth nach einer 45jährigen, für England ruhmreichen Regierung.

Spätere Schriftsteller erzählen, Elisabeth habe dem Essex einst, als er noch in ihrer Gunst stand, einen Ring gegeben mit der Aeußerung, daß, wenn er je in eine Gefahr oder Schuld gerathen sollte, ihm die Uebersendung desselben Befreiung oder Vergebung bei ihr verschaffen werde. Diesen Ring nun habe Essex nach seiner Verurtheilung der Gräfin Nottingham zur Auslieferung an Elisabeth zustellen lassen; die Gräfin aber, von ihrem Gatten, einem Feinde des Essex, beredet, habe die Uebersendung an Elisabeth unterlassen. Da habe die Königin, nachdem sie vergebens auf den Ring, als auf das Zeichen seines demüthigen Vergebungsgesuchs wartend, im Unmuth über Essex's Starrsinn, das Todesurtheil unterzeichnet, sey aber nachher, als sie den wahren Hergang erfuhr, in solche Schwermuth verfallen, daß sie bald darauf starb. — Allein andere Schriftsteller halten diese Erzählung für eine romanhafte Erfindung. Merkwürdig ist es übrigens, daß Elisabeth, nachdem sie bis in das 70. Jahr ununterbrochen gesund gewesen, in der letzten Zeit ihres Lebens nicht nur in eine schmerzhafte Krankheit, sondern auch in eine tiefe Schwermuth verfiel, zu der Manche den Grund in ihrem Verfahren gegen Maria und gegen Essex suchten. Daß sie in diesem Zustande den rechten Lebenshalt nicht finden konnte, zeigte ihre Aeußerung gegen den französischen Gesandten Baumont wenige Monate vor ihrem Ende: „Ich bin des Lebens satt, da nichts mehr meinen Geist befriedigt und mir Vergnügen macht.“ Doch sammelte sich zuletzt noch ihr Geist und unter Beweisen großer Geduld und Standhaftigkeit, sowie unter frommen Gesprächen starb sie eines ruhigen Todes.

War auch Elisabeth von weiblichen Schwächen, besonders von einer gewissen Eitelkeit auf die äußere Erscheinung ihrer Person nicht frei, so zeichnete sich doch ihr Hof in Folge ihrer Haltung durch Sittlichkeit, Mäßigkeit und höhere Bildung auf das vortheilhafteste aus. Durch ihre persönliche Theilnahme am Betrieb der Wissenschaften entwickelte sich die geistige Ausbildung der Engländer schon zu einem bedeutenden Grade, indem nach ihrem Beispiele Alles am Hofe, wie im Reiche eine Richtung nach dem Höheren nahm. Hat doch unter ihr das englische Volk in dem Reformator der Philosophie Franz Bacon und in dem dramatischen Dichter Shakspeare zwei der größten Geister aus sich hervorgebracht, die auf weite Zeit hinaus befruchtende Keime der Bildung legten, ja von denen der zweite durch die Tiefe seines poetischen Genius unübertroffen dasteht. (S. unten Kap. 6, 5.)

Als Regentin gewährt Elisabeth eine bedeutende Erscheinung, und selbst Gegner, wenn ihr Urtheil nicht durch Religionshaß getrübt war, haben ihr in dieser Beziehung eine hohe Stelle eingeräumt. Obgleich selbständig in ihren Ansichten und Willensäußerungen, nahm sie doch stets große Rücksicht auf die Parlamente: daher ihr diese ebenfalls leichter zu Willen waren. Der Gerechtigkeit Gehör gebend verbesserte sie gerne etwaige Mißgriffe, die sie begangen. So hatte sie zum Schaden des Handels viele Monopole ertheilt, theils um damit zu belohnen, theils um den Finanzen aufzuhelfen; auf die Vorstellungen des Parlaments über die daraus für den Handel fließenden Nachtheile — versprach und gewährte sie Abhülfe. Um nicht immer zu Steuererhöhungen greifen zu müssen, deckte sie in dringenden Fällen einen Theil der Landesbedürfnisse durch den Verkauf von Krongütern, legte aber freilich dadurch den Grund zur Schwächung der königlichen Macht.

Durch sie und unter ihr nahmen Handel und Gewerbe einen mächtigen Aufschwung. Durch den von ihr geschlossenen Handelsvertrag mit Rußland (1569) erhielt England fast den ausschließenden Handel dahin; englische Schiffe, von Franz Drake geführt, umsegelten die Erde; die englischen Colo=

nieen in Nordamerika wurden durch Walter Raleigh wenigstens angebahnt; englische Schiffe fuhren, den Spaniern zum Trotz, 1591 um die Südspitze Afrika's herum nach Ostindien, und im Jahr 1600 wurde der Grund zur ostindischen Handelscompagnie gelegt, durch welche England in der Folge zu seinen jetzigen Riesenbesitzungen in Ostindien gelangte. Den Hanseaten wurden ihre Vorrechte in England beschränkt und, als Kaiser Rudolph II deßhalb den Handel der Engländer nach Deutschland untersagte, der Verkehr mit der Hansa aufgegeben. Der durch den Vertheidigungskrieg gegen Spanien geschaffene größere Flottenstand wurde beibehalten und theils zur Deckung der Küsten, theils zum Schutz der englischen Seeunternehmungen verwendet.

Die Folge aller dieser Anstrengungen und Unternehmungen war die steigende Macht des Bürgerstandes, der sich in England zu einer größern Bedeutung als anderwärts erhob, zumal er einen großen Theil des niedern Adels in sich faßte, auch durch Burleigh's Bemühungen die königlichen Leibeigenen ihre Freiheit erhielten und als Freie die Kraft der Nation mehrten.

Die Thätigkeit des englischen Gewerbstandes hob sich gleichfalls außerordentlich, da die vortheilhaften Handelsverhältnisse der Engländer die umlaufenden Baarschaften mehrten und dadurch die Preise der Waaren ungemein stiegen. Die Ausdehnung und Vervollkommnung der Manufacturen verschiedener Art vermehrte daher auch die Nachfrage nach fast allen landwirthschaftlichen Erzeugnissen. Besondere Bedeutung hatte die zunehmende Schaafzucht, welche fast ausschließlich die ausgebreiteten inländischen Wollmanufacturen mit dem rohen Material versorgen und noch auswärtigen Ländern von seinem Ueberfluß abgeben konnte. — In Schottland und Irland blieb auch im 16. Jahrhundert die Industrie noch zurück, da bei den Schotten der Luxus bei weitem weniger Eingang fand, als bei den Engländern, die Iren aber sich überhaupt — theils in Folge eines angebornen Hangs zur Unthätigkeit, theils in Folge verkehrter Behandlung von Seiten der englischen Regierung — noch in einem sehr rohen Zustande befanden.

3. Kapitel.

Kampf der Niederlande mit Spanien um Religionsfreiheit.

1. Philipp II in Spanien. Umfang der spanischen Macht. Krieg mit Frankreich. Friede zu Chateau-Cambresis. Lage und Bestand der Niederlande. Verkehrte Behandlung derselben. Margaretha von Parma und Granvella d. J. Die Inquisition in Spanien. Philipp's Veränderung des niederländischen Bisthümerbestands. Granvella Primas und Großinquisitor der Niederlande. Volksunruhen. Granvella's Entfernung. Oranien, Egmond und Hoorn im Staatsrath.

In der eben beendeten Darstellung der Reformationsperiode Frankreichs und Englands ist oft die Rede gewesen von dem Bestreben König Philipp's II von Spanien, des damals mächtigsten Herrschers in Europa, sich als höchsten Beschützer und Förderer des tridentinischen Katholicismus zu beweisen und daher den protestantischen Glauben nicht nur in seinen Reichen, sondern auch in allen, seiner Macht irgend zugänglichen Ländern, in die derselbe eingedrungen war, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu unterdrücken. Wie wenig ihm dieß in Frankreich und besonders in England gelang, haben wir bereits gesehen; und drang er auch in Spanien mit jenem Bestreben durch, so endete doch sein hartnäckig geführter Kampf mit den protestantischen Niederlanden nicht nur mit dem Verlust der reichsten Provinzen, sondern auch mit dem Verfall der spanischen Weltmacht.

Bei seinem Regierungsantritt umfaßte das Reich, welches ihm sein Vater Karl V abgetreten hatte, nicht nur das damals durch den Reichthum seiner Hülfsquellen und durch die selbstbewußte Kraft seiner Bewohner blühende Spanien, sondern auch das nach der Niederlage der Franzosen sich im Frieden wieder erholende, und durch strenge, aber gerechte Vicekönige regierte Neapel und Sicilien, so wie das von den Franzosen gesäuberte, nicht mehr wie sonst widerstrebende Mailand, ferner die durch Thätigkeit,

Klugheit und Bildung reichgewordenen Niederlande, endlich über dem Meere die durch ihre edlen Metalle das Mutterland bereichernden Königreiche Mexico und Peru.

Als Philipp II im J. 1556 die Regierung seiner Lande übernahm, sprach ihm Papst Paul IV, der durch die habsburgische Macht in seinem Streben, seiner Familie ein Fürstenthum zu gründen, behindert war, von Frankreich unterstützt, das Königreich Neapel ab, über das der päpstliche Stuhl die Oberherrlichkeit in Anspruch nahm. Die Entsendung des Herzogs von Alba mit einem Heere aber nöthigte bald den Papst von seiner Forderung abzustehen, und nun kehrte Philipp mit Hülfe Englands, dessen Königin Maria, die katholische, seine zweite Gemahlin geworden war (seine erste war Maria von Portugal) seine Waffen gegen Frankreich und brachte dasselbe durch den Sieg bei St. Quentin, den ihm der Herzog von Savoyen und der Graf Egmond erfochten, in große Bedrängniß. Zwar eroberte nun Franz von Guise Calais; aber Egmond's Sieg bei Grävelingen 1558 (K. 1, 1.) führte zum Frieden von Chateau-Cambresis, in welchem das erschöpfte Frankreich die Eroberungen, die es in Savoyen gemacht hatte, herausgeben mußte. Zur Befestigung dieses Friedens nahm er, da unterdeß seine Gemahlin, die englische Maria, gestorben war, die Tochter des französischen Königs Heinrich II, Namens Elisabeth, zur Gemahlin. Um diese Zeit stand Spanien auf dem Gipfel seiner Macht. Nach seiner Entfernung aus den Niederlanden, wo er jenen Frieden geschlossen hatte, begannen in diesem Lande die Verwicklungen, welche durch den Despotensinn dieses Fürsten für sie, wie für Spanien so verhängnißvoll werden sollten.

Die Niederlande, einst ein Bestandtheil Deutschlands, waren durch Karl V völlig zu einem „habsburgischen Kronland" gemacht worden, indem dieser ihnen, außer Westfriesland, Gröningen, Geldern und Zütphen, auch noch das uraltdeutsche Utrecht einverleibt hatte, so daß jenes Land mit seinen herrlichen Häfen bereits dem deutschen Reiche gänzlich entfremdet war.

Die siebzehn Provinzen, aus denen zuletzt die Niederlande bestanden, waren die vier Herzogthümer Brabant, Limburg, Luxemburg und Geldern, die sieben Grafschaften Artois, Hennegau, Flandern, Namur, Zütphen, Holland und Seeland, die Markgrafschait Antwerpen und die fünf Herrschaften Mecheln, Friesland, Utrecht, Oberyssel und Gröningen. Jede dieser Provinzen hatte ihre, auf Herkommen und Gesetzen beruhende eigenthümliche Verfassuug, die besonders in Flandern, Brabant, Limburg und Holland dem Volke große Freiheiten gewährte.

Nun hatte Philipp schon im Jahr 1549 und wiederholt im J. 1555 die Aufrechthaltung ihrer Freiheiten und herkömmlichen Rechte beschworen; aber sein starrer Begriff von königlicher Gewalt, seine kleinliche Anwendung von Strenge und Gnade, sein beschränkter Sinn für eine andere, als spanische Nationalität, seine Unfähigkeit, sich zu einer freiern Anschauung zu erheben und, ungleich seinem Vater, jede Nation nach ihrer Art und Weise zu behandeln, entfremdete ihm die Herzen der Niederländer, die schon sein stets finsterer, wortkarger Ernst, seine pedantische, in Argwohn übergehende Vorsicht von vorn herein abstieß, zumal er nur Sinn für Spanien hatte und auch meist Spanier zu seinen Berathern nahm.

Er hatte zwar auch verschiedene löbliche Eigenschaften; sie wurden aber durch die entgegenstehenden um alle Frucht gebracht: sein scharfer Verstand verlor sich in todte abstracte Begriffe, nach denen er die Welt beherrschen und das Leben der ihm untergebenen Völker regeln wollte; über dem beständigen Abwägen aller Gründe und Gegengründe, aller Möglichkeiten und Eventualitäten gerieth er in den Fehler der Unentschlossenheit; sein wirklich rastlos thätiger Fleiß gieng über in kleinliche, Alles selbst verrichten wollende Weitschweifigkeit, die ihn an einem rechtzeitigen Vorgehen und Entscheiden hinderte; die Ruhe und Mäßigung, die ihn in seiner äußern Haltung nie verließ, war mehr ein Ergebniß seines berechnenden kalten Verstandes, als eines siegreichen Kampfes mit den Aufwallungen eines warmen kräftigen Gemüths; seine Güte war mehr bloße Höflichkeit, hinter seinem Schweigen keine Tiefe; — die Strenge seiner ascetischen Lebensweise in seinen spätern Jahren ein Rückschlag seiner in der Jugend begangenen

fleischlichen Sünden, die seine Gesundheit untergruben; — seine argusartige, feingesponnene Staatskunst erschien nicht selten als ein in künstlichen Verstandesübungen sich umtreibendes, ja an Ränkeschmiederei streifendes Spiel; seine Hingebung endlich an die Religion äußerte sich vorzugsweise in schonungsloser Verfolgung der Ketzer, deren Ausrottung ihm die Ruhe der Staaten zu verbürgen schien.

Als er nach jenem Friedensschlusse mit Frankreich 1559 sich für immer aus den Niederlanden nach Spanien begab, setzte er zwar über die einzelnen Provinzen niederländische Große, wie namentlich den Prinzen Wilhelm von Oranien-Nassau über Holland, Seeland und Utrecht, den Grafen Egmond über Flandern und übergab die Leitung der höhern Regierungsangelegenheiten einem aus niederländischen Herren (darunter Oranien und Egmond) zusammengesetzten Staatsrath; aber zum Statthalter einen Niederländer zu ernennen, wagte er nicht, und da man gegen einen Spanier, selbst gegen Don Carlos, seinen übrigens noch zu jungen und unfähigen Sohn aus erster Ehe, protestirte, ernannte er endlich seine Halbschwester Margaretha von Parma, welche eine Tochter Karl's V, als eine Niederländerin erscheinen konnte, zur Statthalterin und stellte ihr den in seine Plane eingeweihten nachmaligen Cardinal Granvella als Rathgeber zur Seite.

Margaretha von Parma, die älteste Tochter Karls V, zuerst vermählt mit Alexander von Medici, dann, nach dessen Ermordung, mit dem jüngern Octavio Farnese, dem sie einen Sohn, Alexander Farnese, gebar, war wieder Wittwe und in einem Alter von 38 Jahren. Sie hatte einen mehr männlichen Character, der sich auch äußerlich durch einen Bartanflug und durch leidenschaftliche Jagdliebe zu erkennen gab. Dabei aber war sie verständig und geschäftsgewandt und zu milder Gesinnung geneigt.

Anton Perenot von Granvella, der Sohn des berühmten Kanzlers Karl's V, damals noch Bischoff von Arras, war ein Mann von viel Talent, Beredtsamkeit und Geschäftsgewandtheit, so daß er sowohl Karl's, als Philipp's Gunst gewann. Einzig darauf bedacht, sich in derselben durch unbedingte Hingabe in den Sinn und Willen des Herrschers zu erhalten, war er ohne Größe und Tiefe des Characters und trug durch seinen Stolz gegen die niederländischen Großen viel zur nachherigen Verwirrung bei.

Vor seiner Abreise ermahnte Philipp die versammelten Stände zum Gehorsam gegen die Statthalterin und empfahl ihnen besondere Strenge gegen die Ketzer jeder Art: denn auch Calvin's Reformation hatte bereits von Frankreich aus, trotz anhaltender Verfolgungen, an vielen Orten Eingang gefunden und dem rebellischen Wesen der Wiedertäufer, die besonders in diesem Lande wucherten, ein mäßigendes Gegengewicht gegeben; die Calvinisten waren aber dem Könige nicht weniger verhaßt, zumal sie sich, ungleich den Lutheranern, gern mit der Politik befaßten. — Als Philipp von den Ständen eine neue Steuer verlangte, verwilligten sie ihm dieselbe nur unter der Bedingung, wenn er die spanischen Beamten und Soldaten, die wider ihre von ihm beschwornen Freiheiten im Lande wären und es durch ihre Ausschweifungen beschwerten, entfernen würde. Philipp gerieth darüber in Unwillen und suchte Aufschub in dem Versprechen, die 3500 Spanier, welche zum Schutze der Statthalterin dienten, binnen sechs oder sieben Monaten zurückziehen zu wollen.

Ehe er noch mit der Flotte, die ihn sammt so vielen Reichthümern und Kunstschätzen, als er aus den Niederlanden mit fortbringen konnte, nach Spanien brachte, die galicische Küste erreichte, überfiel ihn ein Sturm, der fast seine ganze Flotte zerstörte, so daß er selbst kaum dem Tode entgieng. Ueberzeugt, daß ihn die Vorsehung nur darum erhalten habe, damit durch ihn die Ketzerei ausgerottet würde, begann er sogleich nach seiner Ankunft in Spanien durch die dort schon seit dem 13. Jahrhundert bestandene Inquisition, (XVIII. 8, 3.), die unter seinem Vater mäßig gehandhabt worden war, sein finsteres Werk. Allenthalben loderten bei den Auto da Fe's wieder die Scheiterhaufen, auf denen ohne Rücksicht auf Stand, Alter und Geschlecht alle diejenigen, die nur der leiseste Verdacht der Ketzerei oder sonst freier Gesinnung traf, unter Hohn und Spott, oft zur Verherrlichung der Hoffeste, grausam verbrannt wurden.

So wurden, kurz vor seiner Ankunft, zu Valladolid in Gegenwart des Hofes 14 Spanier zum Theil aus den edelsten Familien, sammt dem ausgegrabenen Leichnam einer edlen Spanierin, in deren Haus eine lutherische Versammlung gehalten worden war, verbrannt. — Selbst Karl's V Beichtvater,

Constantin Pontius, der zum Protestantismus neigte, wurde, nachdem er im Inquisitionsgefängniß gestorben war, wenigstens im Bilde verbrannt. — Sogar am Feste seiner Vermählung mit Elisabeth, das jetzt gefeiert wurde (Febr. 1560) ließ Philipp solche „Brautfackeln" anzünden! Der Großinquisitor (Fernando de Valdes, Erzbischoff von Sevilla) erhielt von ihm den Befehl zur Anwendung der äußersten Strenge.

Als sich späterhin Aragonien gegen die Inquisition erhob, unterdrückte Philipp mit einem castilischen Heere den Aufstand und vernichtete die letzten Reste altständischer Freiheiten, und während seiner langen Regierung legte sich der finsterste Despotismus wie ein erstickender Alp über die pyrenäische Halbinsel, von der zuletzt jede Spur volksthümlicher Freiheit verschwand.

Nachdem Philipp die versprochene Zurückziehung der Spanier aus den Niederlanden möglichst verzögert, aber endlich doch, selbst auf Granvella's Rath, den Befehl zur Einschiffung derselben hatte geben müssen, weil sonst weder Steuern, noch Anleihen bewilligt worden wären, so brachte seine mit dem Papst verabredete, aber ohne Anhörung der geistlichen und weltlichen Stände angeordnete Veränderung der niederländischen Bisthumseinrichtung das Land in die größte Aufregung. Bis dahin gab es daselbst nur vier Bisthümer, von welchen die drei südlichen (Arras, Cambray und Tournay) dem Erzbischoff von Rheims untergeordnet waren und das nördliche unter dem Erzbischoff v. Köln stand. Um die Niederlande in kirchlicher Beziehung vom Auslande unabhängig zu machen und dem Katholicismus eine größere Stütze zu geben, schuf er nun 15 Bisthümer und über ihnen drei Erzbisthümer (Mecheln, Cambray und Utrecht). Da nun die Ausstattung dieser vielen Bisthümer, so wie die Entschädigung der auswärtigen Erzbischöffe für die ihnen entzogenen Dependentien nur auf Kosten der niederländischen Stifts- und Klostergeistlichkeit geschehen konnte, deren Einbußen aber auch der Adel mit empfand, da seine jüngern Familienglieder in den vielen eingezogenen Abteien ihre Versorgung gefunden hatten: so entstand eine allgemeine Unzufriedenheit, zumal der verhaßte Granvella zum Erzbischoff von Mecheln und Primas der Nieder-

lande mit doppelt so hohem Einkommen, als die beiden andern Erzbischöffe ernannt wurde.

Die Unruhe im Volke steigerte sich aber ganz besonders durch den naheliegenden und daher besonders vom Adel genährten Gedanken, daß es mit dieser Neuerung zugleich auf Einführung der spanischen Inquisition abgesehen sey. Daher erhoben sich allenthalben Protestationen, und weil der König auf dieselben nicht achtete, so nahm man die neuen Bischöffe an manchen Orten gar nicht auf, an andern behandelte man sie mit Hohn und Spott. Die Betheuerung der Statthalterin, daß man die Inquisition nicht einführen wolle, konnte nicht beruhigen, da kurz darauf Granvella durch eine neue päpstliche Bulle zum Cardinal erhoben und mit dem Titel Großinquisitor beehrt wurde und er nun als solcher bei der Verwaltung des Landes sich in seinem Diensteifer über alle Rechtsformen hinwegsetzte.

Da erklärten Oranien, Egmond und Hoorn mit andern Großen, dem Staatsrathe, worin ihre Stimmen kein Gehör fanden, nicht mehr beiwohnen zu können, und richteten eine Vorstellung an den König, in der sie, unter Versicherung ihrer Treue gegen den Thron, die Entfernung Granvella's als das einzige Mittel zur Beruhigung des Landes bezeichneten. Philipp gieng nicht darauf ein, sondern ließ, während er sie ersuchte, ihre Stellen im Staatsrathe wieder einzunehmen, auf Granvella's Rath neue Truppen in den Niederlanden werben und umgieng jede Berufung der Stände, auf welche jene drei Häupter der Opposition wiederholt drangen. Dadurch mehrten sich die drohenden Klagen im Volke so sehr, daß am Ende selbst Granvella den König um seine Zurückberufung bat und auch die Statthalterin auf dieselbe antrug, sey's daß sie nun den Grund des Hasses gegen ihn klar einsah und einen Aufstand besorgte, oder daß sie selbst sich von seiner Anmaßung befreien wollte.

Obgleich Philipp in seiner gewohnten Weise eine hinhaltende Antwort gab, entfernte sich doch Granvella, ohne Zweifel mit des Königs geheimer Zustimmung, unter dem Vorwand eines Familienbesuchs in Burgund, aus dem Lande, und nun nahmen

Oranien, Egmond und Hoorn unter erneuerten Versicherungen ihrer Treue gegen den König ihre Sitze im Staatsrath wieder ein und suchten durch unermüdete Thätigkeit und Fürsorge zu beweisen, daß sie der Landesberathung auch ohne Beihülfe eines Fremden gewachsen seyen, so verschieden auch im Uebrigen ihre Charactere waren.

Graf **Wilhelm** von Nassau, Fürst **von Oranien** (dessen uraltes Geschlecht diesen Beinamen von dem, in früher Zeit ihm durch Erbschaft zugefallenen Städtchen Orange im südlichen Frankreich erhalten hat), war am Hofe Karl's V aufgewachsen, dessen Vertrauen er in dem Grade gewann, daß er damals als erst 22jähriger Jüngling schon an die Spitze eines Heeres gestellt wurde. Als man ihn in Paris durch große Anerbietungen für Frankreich zu gewinnen suchte, erwiederte er, lieber sterben, als seinen Kaiser verlassen zu wollen. Auf seine Schultern gestützt, hielt Karl V jene Abdankungsrede an die Niederländer (XIX. 10, 4). Das Verhältniß, in das Oranien nun zu Philipp trat, konnte wegen der verschiedenartigen Characteranlage beider kein vertrauensvolles seyn, und da auch die Interessen, welche beide vertraten (indem sich Oranien zum Protestantismus neigte), gänzlich verschieden waren, so ist das Urtheil der Geschichtsbetrachtung über Oranien ein sich widersprechendes, je nachdem es von dem einen oder dem andern Standpuncte ausgeht. Hält man jedoch den finstern „Argwohn", den despotischen „Eigensinn", die „kalte Gleichgültigkeit", die „unfruchtbar" sich-abmühende Thätigkeit des Königs gegen die „scharfsinnige Vorsicht", „standhafte Beharrlichkeit", unerschütterliche Ruhe und unermüdete „zweckgemäße Thätigkeit" des Prinzen gegen einander, so ist nicht zu verkennen, bei wem die Ueberlegenheit des Geistes, ja auch die größere sittliche Würde zu suchen ist. Zog sich doch der spanische Herrscher vor jener unwillkührlich zurück, weil er sich durchschaut fühlte, und konnte er dieser doch nichts als den Haß und die Verstellung eines kleinlichen Gemüths entgegenstellen! Einem Philipp schien die Natur selbst in Oranien ein Gegengewicht aufgestellt zu haben. Seiner Devise gemäß (saevis tranquillus in undis) mitten unter den Stürmen, die ihm der Neid der Gleichgestellten, die Verfolgung der Höheren oder auch „das Murren der Untergebenen" bereitete, stets besonnen und ruhig, beharrlich und standhaft, hatte er immer die Gegenwart und Zukunft gleichmäßig, klar und fest im Auge und fand in seinem Geiste stets neue Mittel, wenn die ersten fehlgeschlagen waren, ohne daß er sich erlaubte, ein schlechtes zu gebrauchen. Obgleich von so vielen Gefahren umringt und daher meist ernst und schweigsam (weßhalb er den Beinamen „der Schweigende erhielt), gieng ihm doch nicht jene heitere Milde ab, die aus dem Ernst, wie ein Sonnenblick aus dunklem Gewölke, hervorleuchtend gerade die Herzen der Menschen am meisten gewinnt.

Richard Lamoral, Graf von **Egmond**, der Sieger von Grävelingen, war im Felde muthig und tapfer, im Hause ein edler Gatte und sorgsamer Vater vieler Kinder, im Umgang offen, heiter und arglos, im Handeln kräftig, aber nur das Gegenwärtige bedenkend und in Betreff der Zukunft und ihrer Beherrschung zu viel auf seine Kraft vertrauend.

Philipp von Montmorency, Graf von **Hoorn**, war ein kühner, tapferer Feldherr, von Character aber heftig und auch sonst hinter den beiden andern Häupter zurückstehend.

2. Einführung des tridentinischen Ketzergesetzes. Widerspruch der Stände. Das Compromiß. Die Geußen. Das Gesetz der Moderatie. Bilderstürmereien. Vertrag der Statthalterin mit den Geußen.

Als während des kräftigen und beruhigenden Einflusses, den die Thätigkeit dieser Männer zum Verdrusse der spanisch gesinnten Glieder des Staatsraths auf das Volk gewann, die Frage entstand, ob man nicht wenigstens in den Häusern Gewissensfreiheit gewähren und auf Besserung des Klerus dringen solle, so lud der König den Grafen Egmond zur persönlichen Berichterstattung nach Spanien ein, nahm ihn mit der schmeichelhaftesten Güte auf und suchte ihn durch Geld und andere Versprechungen für sich zu gewinnen; auf eine Milderung der Ketzerstrafen ließ er sich aber nicht ein, lieber wolle er hunderttausend Leben verlieren, als hierin nachgeben; der Staatsrath solle vielmehr überlegen, wie die Strafen zu verschärfen wären, um dadurch die Ketzerei mit der Wurzel auszurotten. Mit dieser Erklärung entließ er ihn und ertheilte den gleichen Befehl der Statthalterin, die aber es nicht wagte, ihn zu vollziehen, sondern die Sache einer geistlichen Versammlung zur Berathung vorlegte. Diese entschied sich für Annahme der tridentinischen Kirchensatzungen und für die Vollziehung der in ihnen enthaltenen Gesetze gegen die Ketzer. Diesen Ausspruch bestätigte Philipp und drang auf unbedingte Ausführung desselben.

In den meisten Provinzen jedoch erhoben die weltlichen, wie die geistlichen Stände Widerspruch. Auch Oranien, Egmond, Hoorn und Graf Mansfeld erklärten sich gegen die unbedingte Annahme dieser Beschlüsse, da ja auch Neapel und Mailand

sie gar nicht —, Deutschland und Frankreich nur bedingt angenommen hätten, und wollten die Sache an die Versammlung der Generalstaaten gebracht wissen.

Deßungeachtet kam die Inquisition in Gang: nicht Alter, nicht Geschlecht, noch Stand wurde geschont; alle sonst zum Schutze der Unschuld eingeführten Gerichtsformen wurden verletzt, verfängliche Fragen gestellt, Aussagen durch Martern erpreßt, Hinrichtungen auf Hinrichtungen durch Blutgerüst und Holzstoß vollzogen. Vergeblich reichten die Reformirten ihr Glaubensbekenntniß ein und gelobten Ruhe und Treue im bürgerlichen Verhalten. Philipp's Antwort enthielt abermals einen geschärften Befehl, keine Nachsicht zu üben, höchstens die Hinrichtungen mehr im Geheimen vorzunehmen, damit die Standhaftigkeit der Ketzer nicht auch Andere zum Abfall verleite. Gegen die Bekanntmachung dieses Blutbefehls erklärten sich Oranien und seine Freunde und selbst Viglius, ein dem Konig besonders ergebenes Staatsrathsmitglied, stimmte ihnen bei; dennoch gieng die Mehrheit des Staatsraths nicht darauf ein, so daß Oranien weissagend ausrief, nun werde bald ein großes Trauerspiel beginnen.

Da auch eine Protestation der vier flandrischen Hauptstädte, worin sie als deutsche Reichstheile auf den Passauer Vertrag und den Religionsfrieden hinwiesen, nichts half, so bildete sich unter dem Adel auf den Grund eines von dem Edlen von Marnix, Herrn von St. Adelgonde zu Breda, gemachten Entwurfes eine geheime Vereinigung, genannt das Compromiß (1566), worin man sich verpflichtete, nichts gegen Gott, König, Staat und römische Kirche zu unternehmen, aber die Inquisition nicht zu dulden. So geheim man nun diesen Bund anfangs hielt, so wurde er doch durch den Beitritt vieler Edelleute, darunter sich auch der Bruder und der Schwager Oraniens befand, so wie nachher auch vieler angesehener und reicher Bürger den Behörden bald bekannt. Da nun Margaretha befürchtete, diese Verbindung möchte eine Auflehnung gegen die königliche Gewalt bezwecken, so drang sie bei Philipp entweder auf kräftige Unterstützung durch eine Kriegsmacht oder auf Milderung der Inquisition. Zu gleicher Zeit verbot sie alle geheime

Verbindungen und berief eine Versammlung der vornehmsten Beamten des Landes. In derselben bewies Oranien mit beredten Gründen die Schädlichkeit der Inquisition und setzte die Annahme einer von den Verbündeten vorbereiteten Bittschrift durch, bei deren Uebergabe der Parteiname Geußen aufkam, womit von da die Verbündeten bezeichnet wurden.

Am 5. April 1566 nämlich zogen die Verbündeten, über 300 an der Zahl, ohne Waffen nnd in Ordnung zum Palast der Statthalterin in Brüssel, um ihre Bittschrift zu überreichen; den Zug schloßen, als die angesehensten, der Herr von Brederode, aus dem alten Geschlechte der Grafen von Holland, und Graf Ludwig von Nassau, Oraniens Bruder. Als bei ihrem Eintritt in den Schloßhof einige Hofleute Furcht äußerten, sagte Barlaimont, ein dem König unbedingt ergebenes Staatsrathsmitglied, —: „Fürchtet euch nicht vor diesen Gueur (d. h. Bettlern), die man zur Strafe ihrer Frechheit niederhauen sollte!' — Nachdem sie bei einer zweiten Audienz die Antwort der Staathalterin, welche ihnen nur unbestimmte Hoffnung geben konnte, eingeholt hatten, versammelten sie sich vor ihrer Abreise im Hause des Grafen Culenburg zu einem Gastmal, wobei man nach der Erwähnung der Barlaimontischen Aeußerung im Uebermuth der Lust den Schimpfnamen Gueur als Ehrennamen aufgriff, so daß man nachher eine Denkmünze prägen ließ, auf welcher der königliche Thron und ein von zwei in einandergeschlungenen Händen gehaltener Bettelsack abgebildet und die Inschrift zu lesen war: „Treue dem König bis zum Bettelsack!" Seitdem wurde das Wort Geußen ein Parteiname, welcher „aufreizte, vereinigte und zu kühnen Wagstücken antrieb."

Hierauf reis'ten zwei vaterlandsliebende Edelleute, der Baron Montigny (ein Montmorency) und der Marquis von Berg, von der Statthalterin veranlaßt, nach Madrid, und wagten es, vor dem Könige die gedachte Bitte umständlich zu begründen. Sie versicherten dem Könige im Fall der Gewährung die treuste Beiwirkung des Adels zur Aufrechthaltung der Ordnung, verhehlten aber auch die Gefahr nicht, welche das Beharren auf dem eingeschlagenen Weg mit sich führe; zwar werde auch im Verweigerungsfall der Adel keine Gewaltschritte thun, aber sich dann passiv verhalten. Der Erfolg dieser Sendung war, daß der König nach einiger Zeit eine sogenannte Moderatie oder Mäßigung seines frühern Befehls erließ, welche den reuig zur Kirche zurückkehrenden Laien Verzeihung verhieß und, anstatt der Strafe des

Feuers, für Geistliche und für Halter protestantischer Versammlungen, so wie für Verfasser protestantischer Bücher, den Strang, für andere Ketzer von Stand die Enthauptung, für Leute aus dem gemeinen Volk die Landesverweisung festsetzte, für alle aber ohne Unterschied die Einziehung ihrer Güter beibehielt.

Dieses Gesetz der Moderatie, das man im bittern Spott das Gesetz der Morderatie nannte, konnte nicht zufrieden stellen, zumal sich unterdessen die Aufregung im Volke dadurch gesteigert hatte, daß der verbündete Adel, nachdem seine erste Demonstration so gut gelungen war, mehrfache bewaffnete Tagfahrten gehalten hatte. Daher brachte dieser neue Befehl die entgegengesetzte Wirkung hervor. Mit jeder neuen Hinrichtung mehrte sich der Eifer der Protestanten im Abhalten und Besuchen religiöser Versammlungen, bei denen sie sich zum Schutze gegen gewaltsame Störungen bewaffnet einfanden.

Als in Antwerpen, dem Hauptherde der Unruhen, der Widerstand gegen die Inquisition bis zum Ungehorsam gegen die Behörden stieg, und diese sich zur Herstellung der Ordnung den Prinzen von Oranien erbaten, ließ er sich von der Statthalterin dahin senden und brachte die Erregten zur Mäßigung zurück.

Eben waren neue Anordnungen Philipp's eingelaufen, welche eine Milderung enthalten sollten, im Wesentlichen aber die Inquisition und die Gütereinziehungen bestehen ließen, — als in Flandern der durch die drohende Haltung des Adels, durch hitzige Prädicanten und durch die Inquisitionsverfolgungen bis zum Fanatismus gesteigerte Eifer des Volks zu Bilderstürmereien übergieng, die mit dem Umstürzen von Kreuzen begannen und binnen wenigen Tagen mit der gräulichen Verwüstung von 400 Kirchen und Klöstern endeten.

Rasende Haufen, von fanatischen Prädicanten geführt, zogen von Stadt zu Stadt und verrichteten das Zerstörungswerk, wobei die schönsten Denkmäler der Kunst zertrümmert, keine Heiligthümer verschont und sonst arge Frevel verübt wurden. Auch in Antwerpen brach, wenige Tage nach dem Wiederabgang Oraniens, der Bildersturm los. Veranlassung daselbst gab zunächst die Störung einer Procession, so wie nachher die Spottrede eines Menschen gegen eine Kerzenverkäuferin, die ihm dafür eine Schüssel an den Kopf warf. Nun brach die Wuth los und in wenigen Stunden war der prächtige Dom mit sei-

nen vielen Kunstdenkmälern vom rasenden Pöbel rein ausgeplündert. Darauf kam die Reihe an die andern Kirchen und an die Klöster in der Stadt, wobei auch die Mönche schwer mißhandelt wurden.

An diesen Gräueln betheiligte sich vorzugsweise niedriges, zudem meist fremdes, aus Frankreich und Deutschland herbeigezogenes Gesindel, während die große Mehrheit der protestantischen Bürger, von der Gefahr überrascht und von der Furcht betäubt, sich ruhig verhielt und den Frevel mißbilligte, die bessere protestantische Geistlichkeit aber sich durch Predigt und Schrift dagegen erklärte.

Als die Statthalterin in ihrer Bestürzung über diese Vorgänge Brüssel verlassen wollte, hielten Oranien und Egmond sie von diesem übereilten Entschlusse zurück und schlugen ihr, unter Beistimmung Hogstraten's, als einziges Mittel zur Wiederherstellung der Ordnung die Freigebung des protestantischen Gottesdienstes an bestimmten Orten und unter bestimmten Vorsichtsbedingungen vor. Von Noth und Gefahr gedrängt, schloß Margaretha, durch die Vermittlung Oraniens, Egmond's und Hoorn's, mit den Geußen, welche um diese Zeit, 3000 Mann an der Zahl, bewaffnet zu St. Trujen versammelt waren, einen Vertrag, vermöge dessen die Inquisition abgestellt, Amnestie bewilligt, das Verfahren gegen die Ketzer gemildert und die protestantische Predigt an den bisherigen bestimmten Orten freigelassen werden —, dagegen keine bewaffneten Zusammenkünfte und Aufzüge mehr gehalten, der römische Gottesdienst in keiner Weise gestört, Beistand gegen die Bilderstürmer geleistet und nichts gegen König, Staat und Kirche unternommen werden sollte. Auch versprach Margaretha noch, die Einberufung der Stände bei dem Könige befürworten zu wollen.

Während sich über diesen Vertrag das ganze Land freute und Oranien, Egmond und Hoorn im Verein mit den meisten Verbündeten die Herstellung der Ordnung durch Güte und Strenge betrieben, namentlich in Antwerpen auf Oranien's Vermittlung alle Kirchen den Katholiken zurückgegeben wurden, beeilten sich auch andere Städte (in Holland und Friesland), ähnliche Verträge zu

schließen, und Alles hoffte, daß die königliche Bestätigung erfolgen werde.

Schon ehe ein öffentlicher Entscheid des Königs erfolgte, legte Oranien, der allenthalben seine Späher hatte, in einer Zusammenkunft mit Egmond, Hoorn u. a. zu Dendremont Briefe von Niederländern, die in Spanien lebten, zusammt einem aufgefangenen Schreiben des spanischen Gesandten zu Paris an die Statthalterin — vor, aus denen allen hervorgieng, daß der König heftig über den Vertrag zürne und unter dem Schein der Nachgiebigkeit das strengste Strafgericht über die Bundeshäupter und andere Oppositionsführer ergehen zu lassen vorhabe. Als Hoorn und Oraniens Bruder Ludwig in der Hitze gleich loszuschlagen riethen, drang Oranien darauf, sich noch ruhig zu verhalten, aber in der Stille Vorbereitungen zur Vertheidigung zu treffen, da es allerdings besser sey, in dem Kampf für die Nationalrechte zu sterben, als durch Henkershand zu fallen. — Nur Egmond, der sich seit seiner Reise an den Hof im Gewissen mehr gebunden fühlte und wenig Voraussicht besaß, gieng nicht auf diesen Plan ein, sondern bestand darauf, daß man Alles thun müsse, um durch Unterdrückung der Aufstände des Königs Zorn zu entwaffnen und seine Gnade zu gewinnen. Doch rieth er dahin zu arbeiten, daß der König die Stände berufe oder selbst nach den Niederlanden komme. Dieser Meinung war auch Hoorn, und so hatte diese Zusammenkunft nur die Folge, daß Versuche gemacht wurden, weitern Unruhen vorzubeugen und die in sich getheilten Parteien der Opposition unter einander zu verständigen. Zum Unglück war der kirchliche Zwiespalt der Reformirten und Lutheraner ihren versöhnlichen Bemühungen sehr im Wege.

Weil sich aber an manchen Orten noch Widerstand zeigte und bilderstürmerische Bewegungen vorfielen, ließ die Statthalterin, welche von dem über den ertrotzten Vertrag aufgebrachten König zu strengem Vorschreiten angewiesen war, — ohne auf Oraniens erneuerte Vorstellungen, daß man doch die Niederlande, unbeschadet dem königlichen Rechte, in der Religion dem deutschen Reiche gleichhalten solle, zu achten, — in Valenciennes einige protestantische Lehrer hinrichten und anderwärts reformirte Geistliche verjagen, verbot allen protestantischen Gottesdienst und legte allen Beamten einen neuen Eid auf, daß sie zur Ausrottung aller Ketzerei beihelfen und dem König unbedingten Gehorsam leisten wollten. Die Meisten schwuren; auch Egmond. Nur Oranien und Hoorn mit einigen andern weigerten sich, den Eid in dieser Fassung zu leisten, wobei insbeson=

dre Oranien vorstellte, daß ja dieser Eid in seiner Folgerichtigkeit ihn zwingen würde, sein eigenes Weib (die Tochter des Kurfürsten Moritz von Sachsen) dem Mordbeil zu überliefern!

Als auf eine neue Beschwerdeschrift der Verbündeten, daß wider den geschlossenen Vertrag königliches Kriegsvolk im Lande geworben werde, die Antwort erfolgte, dieß geschehe, weil ja auch sie wider ihre Unterthanenpflicht eine Kriegsmacht rüsteten; es werde daher fortan jedes Widerstreben auf's strengste geahndet werden: so trieb zwar dieser Bescheid viele Geußen zur Unterwerfung, Manche aber auch zu erhöhtem Widerstand an.

3. Absendung eines spanischen Heers unter Alba. Auswanderungen. Oranien's Entweichung. Alba's Einzug. Egmond's und Hoorn's Verhaftung. Abgang der Statthalterin. Der Blutrath. Neue Auswanderungen. Die Buschgeußen. Einfall Nassau's. Hinrichtung Egmond's und Hoorn's. Mißglückter Einfall Oranien's.

Wirklich hatte der König unterdeß auf Alba's und Spinosa's Rath gegen die mildere Meinung seines Beichtvaters, so wie des Prinzen von Eboli und des Herzogs von Feria, den Beschluß gefaßt, weder irgend eine weitere Milderung zu gewähren, noch die Stände zu berufen, noch auch selbst in die Niederlande zu gehen, vielmehr ein Kriegsheer aufzustellen und die Niederlande mit Gewalt einer absoluten Herrschaft zu unterwerfen. Den Oberbefehl über dieses Heer erhielt nicht des Königs Sohn Don Carlos, der darnach strebte, sondern der Herzog von Alba.

Fernando de Toledo, Herzog von **Alba**, damals 59 Jahre alt, hatte unter Karl V 1524 den ersten Feldzug gegen Frankreich, 1531 den Zug gegen Soliman mitgemacht, hatte 1534 vor Tunis, 1536 im südlichen Frankreich, 1542 in Catalonien gefochten, 1546 als Oberfeldherr den schmalkaldischen Krieg geführt und 1555 als Vicekönig von Italien den Krieg gegen die Truppen und Verbündeten des Papstes, Paul's IV, glücklich geleitet, so daß er zu den berühmtesten und gefürchtetsten Feldherrn seiner Zeit gehörte. Thatkräftig und durchgreifend, aber dabei oft hart und rücksichtslos, dabei besonnen und vorsichtig, aber dabei verstellt und in Hofkünsten geübt, fest, aber dabei eigensinnig, hochgesinnt, aber gränzenlos stolz — glaubte er ein Volk, gleich einem willenlosen Heer, behandeln und weder auf die Rechte, noch auf die Eigenthümlichkeiten desselben Rücksicht nehmen zu müssen, einzig darauf bedacht, den unbe-

dingten Willen seines Gebieters geltend zu machen. In Verfolgung Andersglaubender kannte er keine Schonung, vielmehr war er oft so grausam, daß er die Strafen durch Martern erhöhte. So hatte er einst einem Freunde Oranien's wegen eines Widerspruchs zuerst die Zunge ausschneiden und dann ihn verbrennen lassen. So rieth er dem Kaiser (Karl V), Gent wegen Ungehorsams vom Erdboden zu vertilgen, und als Oranien sich über diese Aeußerung beim Kaiser beklagte und dieser den Herzog verweisend fragte, wie viele spanische Felle wohl nöthig wären, um solch einen gant (d. i. Handschuh) wieder zu machen, so warf Alba auf Oranien den tiefsten Haß, den auch auf Egmond zu fühlen bekam, auf dessen Feldherrnruhm Alba neidisch war.

Wenn es gleich hieß, der König werde dem Heere bald nachkommen, um dann alles selbst zu ordnen, so verbreitete doch Alba's Namen Schrecken unter den Protestanten. Daher suchte Oranien, das Schlimmste voraussehend, den fast aufgelösten Geußenbund wieder herzustellen und den Egmond dafür zu gewinnen. Allein dieser gieng nicht darauf ein, und als Oranien nun erklärte, er werde das Land verlassen, um sich auf bessere Zeit zu sparen, Egmond aber seinen Rath, das Gleiche zu thun, in allzugroßem Vertrauen auf des Königs Freundlichkeit gegen ihn, nicht folgte, so nannte Oranien diese Handlungsweise eine Thorheit, die sich und Andere in's Verderben stürzen und „den Spaniern eine Brücke bauen werde, über deren Eingang sie seinen Kopf aufstecken würden!" Unter Thränen verabschiedeten sich beide Männer, die sich von da an nie wieder sahen. Tags darauf verließ Oranien, nach vorausgegangener Anzeige bei der Statthalterin, die Niederlaude und nahm in Dillenburg seinen Aufenthalt.

Dem Beispiel Oranien's folgten Graf Ludwig von Nassau, Brederode und sonst noch viele Edle, so wie auch eine große Anzahl anderer Niederländer, die man auf 100000 angiebt. Von diesen Elementen des Widerstandes befreit, begannen nun sogleich neue stärkere Verfolgungen gegen die Protestanten, besonders in Antwerpen, Amsterdam, Ypern und in andern Städten, wo der Protestantismus sich festgesetzt hatte.

Die Statthalterin verfuhr dabei mit der entschiedensten Strenge, um dem Könige melden zu können, daß nunmehr die Ruhe hergestellt und der König ohne Armee kommen könne, von deren Eintritt sie den hartnäckigsten Bürgerkrieg fürchtete. Der König gab ihr und den ihr beistehenden Räthen (darunter auch

Viglius war) einen Verweis, setzte viele ihrer gemäßigten Anforderungen außer Kraft und beharrte auf dem Einrücken des Heeres: denn erst nach hergestellter Ordnung ließe sich väterliche Milde üben.

Bereits war Alba von Spanien aufgebrochen und zog — nicht durch Frankreich, denn Karl IX verweigerte in der Besorgniß vor einer Aufregung der Hugenotten den Durchzug — von Genua aus über die savoyischen Alpen durch die Freigrafschaft Burgund und langte mit einem stark angewachsenen Heere in den Niederlanden an, wo er am 28. Aug. seinen feierlichen Einzug in Brüssel hielt. Auf Philipp's Befehl mußte ihm die Statthalterin die Militärgewalt über das Land abtreten, während nur die Civilgewalt (und diese mit Ausnahme der Hochverraths- und Ketzereiangelegenheiten) in ihren Händen blieb. Anfangs heuchelte Alba dem Egmond so viel Freundlichkeit, daß auch Hoorn sich am Hofe zu Brüssel einfand. Kurz darauf lud Alba (es war am 9. Sept. 1567, den zwölften Tag nach seinem Einzug) beide unter dem Vorwand, sich mit ihnen über die Landessicherung zu berathen, zu sich ein und behielt sie, sammt dem Bürgermeister von Antwerpen, Anton von Straelen, nach freundlichst gepflogener Berathung, gefangen zurück.

Verletzt durch dieses Willkührverfahren und längst der vielen Zurücksetzungen überdrüssig, forderte hierauf die Stathalterin vom König ihre Entlassung und erhielt sie. Nachdem sie ihren Bruder noch einmal gewarnt und flehentlich gebeten hatte, das einst so blühende Land nicht in eine Wüste zu verwandeln, nahm sie von den Ständen und von ihren ehemaligen Räthen einen rührenden Abschied und verließ die Niederlande für immer, um den Rest ihres Lebens in Italien zuzubringen.

Froh, nun ungetheilt die Gewalt zu besitzen, ließ Alba auf Kosten des Landes da und dort Zwingvesten erbauen, legte den angeschuldigten Städten zur Strafe große Geldsummen auf und ließ in Antwerpen das culenburgische Haus, in welchem jene Bittschrift der Geußen unterzeichnet worden war, niederreißen und eine Schandsäule darauf errichten. Zugleich setzte er einen sogenannten „Rath der Unruhen" ein, den das Volk nur den

Blutrath nannte, weil dessen zwölf Beisitzer, (die aus neun feilen Niederländern und drei hartherzigen, die Niederländer stolz verachtenden Spaniern bestanden) nicht nur über Aufruhr, Hochverrath und Ketzerei abzuurtheilen hatten, sondern, diesem anfangs ausgesprochenen Zwecke zuwider, bald auch so weit giengen, daß sie jede Beschwerdeführung, jede Berufung auf beschworne Landesrechte und Landesfreiheiten zu einem Hochverrath, jede protestantische Gedankenäußerung zu einer Ketzerei stempelten und in allen diesen Fällen, ja oft auf bloßen Argwohn hin ein Todesurtheil aussprachen, so daß Galgen, Rad und Beil aller Orten in beständiger Thätigkeit waren.

Sogar an den Landstraßen (wird nach der Antwerpener Chronik berichtet) „sah man auf Bäumen und an Pfählen viele Gehängte und Ueberreste von Verbrannten." Täglich erschreckten die Todtenglocken Jeden, der für sich nicht sicher war oder für einen Verwandten zu fürchten oder ihn zu betrauern hatte.

Da noch überdieß die Güter aller Verurtheilten sowohl, als aller Nichterschienenen zum Vortheil der Krone eingezogen wurden und weder deren Gattinnen, noch Kinder, noch Gläubiger etwas davon bekamen, so hatte die Habsucht nicht minder, wie die Rachsucht ein weites Feld. Vergebens warnte den König auch der ihm treue Viglius; vergebens erneuerte Kaiser Max II seine menschenfreundlichen Vorstellungen; vergebens rieth auch der Papst zur Milde. Philipp forderte erst jene Blutrichter zu einem Gutachten auf, und dieses fiel natürlich zu Gunsten des begonnenen Systems aus, indem sie geradezu alle Niederländer für Ketzer und Verräther erklärten.

Die nächste Folge war, daß abermals viele Tausende auswanderten, von denen alle, die keine Mittel zum Unterhalt in der Fremde hatten, sich durch Raub nnd Plünderung zu nähren suchten und unter dem Namen Buschgeußen oder wilde Geußen die größten Frevel verübten.

Auch Oranien und seine ausgewanderten Freunde wurden aufgefordert, sich vor den Blutrath zu stellen und wegen Hochverraths zu verantworten, und als sie sich weigerten, ein so illegales Gericht anzuerkennen, wurden ihre Güter eingezogen. Daher wandte sich Oranien klagend an Kaiser und Reich; das=

selbe thaten auch Egmond und Hoorn, weil man in dem gegen sie anhängigen Proceß keinen ihrer Vertheidignngsgründe beachtete. Der Kaiser Maximilian nahm sich ihrer als Reichsglieder an; doch vergebens: alle Fürbitten von seiner und der deutschen Fürsten Seite, alle Berufungen auf die Landesgesetze von Seiten der Angeklagten halfen nichts. Denn weil so eben der Graf Ludwig von Nassau mit einem geworbenen Söldnerhaufen in's Land fiel, um Gröningen, Friesland und Nordholland zum Aufstand zu bringen, und die gegen ihn ausgesandten Spanier schlug, so entschied Alba rasch den ohnedieß nur zum Schein geführten Prozeß und ließ zum Zweck der Abschreckung die Grafen Egmond und Hoorn auf dem Marktplatz zu Brüssel — enthaupten und ihre Häupter auf Pfähle stecken!

Egmond's Gemahlin (die Schwester des Kurfürsten Friedrich's III von der Pfalz) warf sich, um ihres Gatten Leben flehend, dem Herzog Alba zu Füßen, und dieser entließ sie mit der zweideutigen Vertröstung: sie solle zufrieden seyn, morgen werde ihr Gatte aus dem Gefängniß gehen! Auch der Bischoff Rithof, der dem Unglücklichen das Urtheil verkünden und ihn zum Tode vorbereiten sollte, flehte vergebens um das Leben desselben. Als Egmond um Mitternacht das Urtheil vernahm und es als unabwendbar erkannte, ergab er sich gleich in sein Geschick, beichtete und nahm das h. Abendmahl in katholischer Weise. Darauf schrieb er am Morgen noch einen rührenden Brief an den König und legte wenige Stunden darauf, seinen Geist Gott befehlend, das Haupt auf den Block. Das Volk empfand bei diesem Anblick das schmerzlichste Leid, und selbst die das Blutgerüst umgebenden spanischen Soldaten konnten sich der Thränen nicht enthalten. Er hinterließ drei Söhne und acht Töchter. Gleich nach ihm, noch an demselben Tage, wurde auch Hoorn mit noch 18 Edlen hingerichtet. — Auch Hoorn's Bruder, Montigny, der in Spanien in's Gefängniß geworfen worden war, wurde dort gefoltert und durch Gift getödtet.

Jenem Sieg der Oranier unter Ludwig von Nassau folgte jedoch bald darauf ihre Niederlage vor Gröningen, die so entschieden war, daß Graf Ludwig sich auf einem Kahn über die Ems retten mußte. Allein die grausamen Hinrichtungen und die schonungslosen Gütereinziehungen, die gräulichen Ausschweifungen der spanischen Soldaten, die rücksichtslosen Hemmungen des materiellen und geistigen Verkehrs erfüllten auch die ruhigsten Bürger mit solchem Abscheu vor Alba, daß es bald dar=

auf dem Herzog von Oranien, der unterdeß förmlich zur reformirten Religion übergetreten war, gelang, mit Hülfe seines Bruders wieder ein Heer, 20000 Mann stark, zusammenzubringen, mit dem er selbst über die Maas zog, um sein unterdrücktes Vaterland zu retten. Da aber Alba, wohl wissend, daß Oranien seine Truppen aus Mangel an Geld nicht lange werde zusammenhalten können, wohlweislich jeder Schlacht auswich, so sah sich Oranien wieder durch Mangel und Krankheiten genöthigt, seinen Rückzug durch die Picardie und Lothringen zu nehmen und sein Heer aufzulösen.

4. Alba's Steuergesetz und Verbot des englischen Handels. Oranien's Kleinkrieg zur See. Die Wassergeußen Aufstand Hollands mit Seeland, Geldern und Friesland Einnahme von Mecheln. Alba's vergebliche Anstrengungen. Seine Abberufung. Zunyga y Requesens. Dessen Sieg über die Geußen, aber vergebliche Belagerung von Leyden. Oranien Statthalter von Holland und Seeland. Die Dordrechter Kirchenverhandlungen.

Triumphirend zog Alba wieder in Brüssel ein und fuhr fort Citadellen in den wichtigeren Städten zu bauen, um die Niederländer, im Zaum zu halten. Weil nun zur Bestreitung der Kosten dieser Bauten, so wie der fortwährenden Unterhaltung des Heeres, die Gütereinziehungen, wegen der dabei obwaltenden Veruntreuungen und Verschleuderungen, nicht hinreichten, so verfiel Alba auf eine in den Niederlanden bis dahin unerhörte und völlig ungesetzliche Steuer, indem er den hundertsten Pfennig von allem Vermögen, den zehnten von allem Verkauften und den zwanzigsten von allem Ererbtem forderte, und so das ganze Land um so mehr empörte, da diese Last eine fortlaufende seyn sollte und offenbar allem Handel und Verkehr nachtheilig war. Mit Mühe erlangte man von ihm für die nächsten zwei Jahre eine Ermäßigung. Als nach deren Verlauf alle Stände und selbst alle seine Räthe gegen die wiederhervortretende Forderung des Zehnten und Zwanzigsten allgemeinen Einspruch thaten, setzte er diese Steuer durch ein Gesetz vom 31. Jul. 1571 ohne die Bewilligung der Stände fest und strafte alle beharrlich Widerstre=

bende, wie z. B. die Stadt Utrecht, mit dem Verlust aller ihrer Freiheiten und ständischen Rechte.

Zwar verkündete Alba nun die längst erflehte Amnestie und ließ sich deßhalb in Antwerpen eine Bildsäule setzen, die ihn darstellte, „wie er die Ungeheuer des Aufruhrs und der Ketzerei mit Füßen tritt". Da aber von dieser Amnestie nicht nur alle Protestanten, sondern auch alle nur entfernt gravirte Katholiken ausgenommen waren, so herrschte aller Orten Unwille, Furcht und Entsetzen, und selbst die Katholiken, die sich seit der Bilderstürmerei von den Protestanten fern gehalten hatten, näherten sich denselben wieder. Da ereignete sich's, daß Alba mit England in Zwist gerieth, in Folge dessen er den in den Niederlanden so bedeutenden Handel nach England verbot, so daß von da an der englische Handel, der damals seinen Hauptzug nach Antwerpen und Dordrecht gehabt hatte, sich größtentheils nach Hamburg zog.

Dieser neue, den Wohlstand der Niederlande mit völligem Ruin bedrohende Schlag vermehrte die in den Gemüthern vorhandene Gährung. Die durch jene Steuer und dieses Handelsverbot in ihrem Vortheil schwer verletzten Kaufleute boten daher insgeheim dem Prinzen von Oranien die nöthigen Mittel zu einer neuen Erhebung gegen diesen Druck. Der Prinz hatte schon seit einiger Zeit, die Abwesenheit der mit den Türken beschäftigten spanischen Flotte klug benützend, Kaperbriefe ertheilt und dadurch für die Spanier das Meer unsicher gemacht: nun, da er mit jenen Mitteln auch eigene Fahrzeuge ausrüsten konnte, erschien bald eine oranische Flotte und begann den „kleinen Krieg zur See". Bald darauf überfiel eine an der englischen Küste ausgerüstete zweite Flotte der Wasser- oder Meergeußen — wie man diese durch Wildheit und Zügellosigkeit gefürchteten Freibeuter nannte — unter Anführung des Grafen Wilhelm von der March das an der Maasmündung liegende Städtchen Brielle und nahm es sammt dem Hafen in Besitz.

Die Nachricht von diesem glücklichen Handstreich brachte eine Reihe holländischer Städte (darunter Vließingen, Leyden,

Dorbrecht, Haerlem ɔc.) zum Aufstand, und alle erklärten in einer Zusammenkunft ihrer Abgeordneten zu Dorbrecht (15. Jul. 1572), daß sie keinen andern Statthalter anerkennen würden, als den Prinzen Wilhelm von Oranien, der es früherhin gewesen war. Hierauf verbreitete sich der Aufstand nach Seeland, Geldern und Friesland: die meisten Städte (darunter Mons, Zwoll, Amesfoort ɔc.) öffneten den Geußen ihre Thore. Oranien selbst überschritt an der Spitze von 24000 M. den Rhein, drang nach der Eroberung von Roermonde über die Maas in Brabant ein und nahm Mecheln weg, konnte aber nicht verhindern, daß das von seinem Bruder Ludwig vertheidigte Mons wieder in Alba's Hände fiel.

Da sich Oranien in Folge der die Gegner ermuthigenden Nachricht von der pariser Bluthochzeit (K. 1, 5) in dem mehr spanisch-gesinnten, meist von Wallonen bewohnten Südbrabant nicht halten konnte, zog er sich nach Holland, während Geldern, Oberyssel und Friesland allmählig wieder den Geußen entzogen wurden. Desto fester hielten Holland und Seeland an Oranien und der Aufstand machte dort große Fortschritte. Obgleich Alba überall da, wohin seine Macht reichte, mit schonungsloser Härte verfuhr und besonders Mecheln, Zütphen, Narden, Haerlem furchtbar büßen mußten, so sah er doch kein Ende des Aufstandes ab, und als er Alkmar nicht erobern konnte und die Geußen seine Flotte besiegten, bat er selbst den König um seine Entlassung. Denn dieser hatte unterdessen endlich erkannt, daß Alba nicht für die Niederlande passe, und den Herzog von Medina-Celi mit einer Flotte dahin abgesandt. Da dieser aber sich nichts zu unternehmen getraute und gleich wieder nach Spanien zurückkehrte, so ernannte Philipp den Don Louis von Zunyga y Requesens, einen gemäßigteren Mann, zum Nachfolger. Nun kehrte Alba, mit dem allgemeinen Haß und Fluch der Niederländer beladen, am 2. Dez. 1573 nach Spanien zurück, einzig bedauernd, daß er gegen die Ketzer nicht noch strenger gewesen wäre.

Requesens ließ nun zwar zur allgemeinen Freude die Bildsäule Alba's wegnehmen, hob den Blutrath auf und verkündete

eine weniger beschränkte Amnestie; weil er aber dabei allen Protestanten die Rückkehr in den Schooß der katholischen Kirche zumuthete, auch keinen Steuernachlaß gewährte, so dauerte der schreckliche Krieg fort. Zwar siegten die Spanier 1574 auf der Moorwyker Heide, so daß drei der tapfersten Geußenanführer, die Brüder Ludwig und Heinrich von Nassau und der Pfalzgraf Christoph (ein Neffe der Gräfin Egmond), dabei umkamen; allein die Belagerung der Stadt Leyden mißglückte den Spaniern völlig und der bei dieser Noth bewiesene Muth der Bürger, so wie der Hochsinn, der sich nachher in der ihnen gelassenen Wahl der Belohnung aussprach, gereichte dieser Stadt zu immerwährendem Ruhme.

Unmittelbar nach dem Sieg auf der Moorwyker Heide nämlich empörte sich die spanische Soldateska wegen rückständigen Soldes und mit Mühe beschwichtigte man sie durch eine den Antwerpenern auferlegte Contribution. Gleich darauf ließen sie sich vor Leyden führen, das im Mai 1574 so eng umschlossen wurde, daß bald eine Hungersnoth in der Stadt entstand und viele Bürger ungestüm auf Uebergabe drangen. Da trat der Bürgermeister Peter van der Werff kühn unter sie und sagte seinen Leib darbietend: „den mögt ihr zerfleischen und euch daran sättigen; aber von Uebergabe lasset mich nichts mehr hören!" Beschämt dadurch hielten sie aus und Einer rief von dem Wall aus — den Feinden zu: „Wir haben zwei Arme, den linken zum Verzehren, wenn uns der Hunger dazu treibt, den rechten zur Führung des Schwerts." — Auch der Stadtcommandant Jan von Does, Herr von Nordwyk, und der Stadtschreiber van Houth ermunterten allenthalben zur Ausdauer in der Noth. Als sie auf's höchste gestiegen war, durchstachen sie die umliegenden Dämme, so daß die Meerfluthen eindrangen und nicht nur die Spanier sich gezwungen sahen, aus ihren Verschanzungen zu weichen, sondern daß auch ein Theil der Geußenflotte bis nahe an die Stadt segeln und sie mit Proviant versehen konnte. Jetzt gaben die Spanier die Belagerung gänzlich auf und zogen unter dem Jubel der Befreiten ab. Voll Bewunderung vor dem bewiesenen Heldenmuth der Stadt boten ihr Oranien und die Stände Hollands zur Belohnung entweder Zollfreiheit an oder das Recht, eine Universität zu gründen. Der uneigennützige, auf Besseres gerichtete Sinn der Bürger wählte das Letztere und am 6. Jan. 1575 wurde vom Prinzen Oranien und den Ständen „im Namen des Königs" die Stiftungsurkunde der Leydner Universität ausgefertigt.

Da die Unterhandlungen der Stände mit dem neuen Statthalter über Verminderung der Steuern, Aufhebung der Rechtsbeschränkungen und Einstellung der Inquisition zu keinem Ergebniß führten, und Requesens auf Abschlag künftiger Bewilligungen Steuern erhob, um seine Söldner befriedigen zu können, entstanden im Volke die alten Klagen, und als die nichtbefriedigten Söldner sich empörten und die ärgsten Frevel verübten, stieg die Unzufriedenheit der Niederländer auf's höchste. Selbst des Kaisers Bemühungen, eine Verständigung zwischen den streitenden Theilen herbeizuführen, scheiterten nicht so sowohl am guten Willen des Statthalters, als vielmehr an Philipp's beharrlicher Unduldsamkeit.

Dagegen schloßen sich Holland und Seeland immer enger an einander an, gaben dem Prinzen von Oranien (der 1575 auch in Seeland zum Statthalter gewählt wurde) volle Gewalt, ihre Freiheit zu schützen, und bewilligten ihm mit Freuden alle dazu erforderlichen Mittel. Eben so ordneten die Reformirten mit seiner Zustimmung ihre religiösen Angelegenheiten auf der Versammlung zu Dordrecht (1574), welche ein eigenes — das dordrechter — Glaubensbekenntniß entwarf, den Heidelberger Katechismus annahm und die Wiedertäufer und Mennoniten als Secten ausschloß.

5. Die Holländer im Nachtheil. Requesens' Tod. Aufstand der spanischen Söldner: Plünderung Maestrichts und Einäscherung Antwerpens. Der Genter Vertrag. Johann von Austria. Das ewige Edict. Johann's Uebergriffe. Widerstand. Oranien Statthalter von Brabant. Spaltung der Niederländer in vier Parteien. Johann's Tod. Alexander Farnese und die Südprovinzen. Die Utrechter Union.

Der Krieg währte indeß fort und verzehrte die Kräfte des Landes. Da England keine positive Hülfe gewährte, geriethen die Holländer in Nachtheil, und als es dem Requesens gelang, durch die Eroberung von Zierikſee die Seelande von Holland abzuschneiden, ja Oranien sogar daran war, mit dem

Volke und aller beweglichen Habe nach Zerstörung alles Zurückgelassenen in einen andern Welttheil zu ziehen und dort ein neues freies Vaterland zu gründen.

Da hob plötzlich der Tod des Statthalters Requesens, der an einer Seuche starb, die Noth der Niederländer. Denn ehe Philipp einen neuen Statthalter sandte, empörte sich ein Theil der spanischen Soldaten wegen rückständigen Soldes und verübte solche Gräuel, daß selbst der Staatsrath den Bürgern gestattete, sich gegen die Plünderungen und Gewaltthaten der Soldaten mit den Waffen zu vertheidigen. Weil nun aber die Niederländer dabei ebenfalls zu weit giengen, so vereinigte sich der bisher ruhig gebliebene Theil der Soldaten mit den Meuterern, und nun mehrten sich die Verheerungsgräuel in einem solchen Grade, daß die Abgeordneten protestantischer und katholischer Landschaften zum Zweck der Pacification zusammentraten. Doch konnte erst die Nachricht von der schrecklichen Plünderung und theilweisen Einäscherung Antwerpens die paciscirenden Theile zu gegenseitiger Nachgiebigkeit geneigt machen.

Nachdem nämlich die spanischen Soldaten am 20. October Mastricht geplündert hatten, überfielen sie am 4. November Antwerpen, durchplünderten diese reiche Welthandelsstadt von Haus zu Haus, marterten ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes Unzählige zu Tode, um die Angabe verborgener Habe zu erpressen, und verursachten dabei einen Brand, der 500 Häuser in Asche legte. Noch während des Brandes fuhren sie fort, ihre Raub- und Mordlust zu befriedigen, so daß an 2500 Leute theils erschlagen, theils verbrannt, theils ertränkt wurden. Das Geraubte war von den Soldaten in kurzer Zeit verschwendet und verspielt, und so groß war der Schaden, den diese Stadt dadurch erlitt, daß ihr voriger Reichthum und ihre bis dahin behauptete Handelsgröße nie wiederkehrte: denn von da an zog sich allmählig der Haupthandel nach Amsterdam. War sie je in ihrem Widerstand gegen die spanische Herrschaft zu weit gegangen, so hat sie stark dafür gebüßt.

Gleich vier Tage nach diesem Unglück Antwerpens vereinigten sich die Stände von Brabant, Artois, Flandern, Hennegau, Ryssel, Valenciennes, Douay, Orchies, Namur, Dornyk und Utrecht mit dem Prinzen von Oranien und den Ständen von Holland und Seeland zu der soge-

nannte Genter Pacification (1576), worin sie sich Vergessenheit alles Vergangenen, gegenseitigen Beistand zur Unterdrückung des Soldatenübermuths, so wie überhaupt zur Entfernung der Spanier aus dem Lande, endlich gegenseitige Duldung bis zur Schlichtung der Religionsangelegenheiten auf einem Reichstag gelobten.

Als darauf der von Philipp gesandte neue Statthalter Johann von Oesterreich (Juan d'Austria), des Königs Halbbruder, ankam, wollte er jenen Vertrag nicht anerkennen, weil derselbe im Grunde Religionsfreiheit zulasse. Als jedoch mehrere katholische Bischöffe ihm vorstellten, daß die Niederländer in politischer Beziehung nie nachgeben —, die religiösen Differenzen der Protestanten aber es der Regierung leicht machen würden, allmählig doch an's Ziel zu gelangen, so bestätigte Johann den wesentlichen Inhalt des Genter Vertrags durch das sogenannte ewige Edict (edictum perpetuum), das dem Lande Ruhe zu versprechen schien.

Johann von Oesterreich, geb. 1545, war ein natürlicher Sohn Karl's V. Seine mütterliche Herkunft ist ein noch unaufgehelltes Geheimniß, obwohl man Barbara von Plombes, eine Deutsche, als seine Mutter nennt. Er war schön, blond, daher bei den Frauen beliebt, dabei tapfer, klug und voll hoher Plane, weßhalb er von seinem argwöhnischen Bruder möglichst niedergehalten wurde. Er hatte in Spanien auf Befehl des Königs einen Aufstand der unter dem Druck schwer leidenden Mauren durch einen zweijährigen Krieg gedämpft und sie 1570 wieder zur Unterwerfung gebracht; darauf war er den Venetianern, die in einem abermaligen Kriege mit den Türken (dem vierten) Cypern verloren hatten, zu Hülfe gesendet worden und hatte die Türken in der glänzenden Seeschlacht bei Lepanto 1571 so vollständig geschlagen, daß sie 200 Schiffe mit 35000 Menschen verloren, und Jedermann glaubte, die Türkenherrschaft in Europa werde nun bald ein Ende nehmen. Allein die schlechte Benützung dieses Sieges benahm den Venetianern wieder alle Vortheile, und Johann's vorübergehende Eroberung von Tunis blieb auch ohne Folgen, da Philipp es dort, wie hier an nachhaltender Unterstützung fehlen ließ.

Weil aber in der königlichen Bestätigung viele Puncte des ursprünglichen Genter Vertrags übergangen waren, hauptsächlich aber, weil keine Gewähr gegen Glaubensverfolgung gegeben war, so verweigerten Holland und Seeland auf Oraniens Betrieb die Anerkennung. Auch waren zwei bald nachher zu Antwerpen

und Mecheln vorfallende Ketzerhinrichtungen nicht geeignet, das vorhandene Mißtrauen zu heben. Als sich Herzog Johann vollends in politischer Beziehung Uebergriffe erlaubte, namentlich bei Amtsbesetzungen seine Gewalt zu erweitern und weitergehend sogar mit den noch nicht völlig entlassenen Truppen sich einiger Städte zu bemächtigen suchte, ja Namur mit List einnahm, so drangen die niederländischen Stände beim Könige auf seine Entfernung, beriefen den Prinzen von Oranien nach Brüssel und erwählten ihn zum Statthalter von Brabant. Zu gleicher Zeitt rat Elisabeth bei Philipp für die Rechte der Niederlande ein und rieth ihm, an Johann's Stelle einen andern Generalstatthalter dahin zu senden.

An dieser Stelle hätten Viele gern den Oranien gesehen; allein ein Theil seiner Gegner unter dem niederländischen Adel rief den jungen Erzherzog Matthias, den Schwestersohn Philipp's und Bruder des damaligen Kaisers Rudolf II, herbei, und dieser nahm (wider den Willen seines Oheims und Bruders) die ihm von den Ständen angebotene General-Statthalterschaft sammt den ihm gestellten Bedingungen an. Allein Philipp verweigerte die Bestätigung und hielt sich nicht mehr an den Genter Vertrag gebunden.

Plötzlich erhob Herzog Johann die Kriegsfahne, besiegte durch die Tapferkeit seines Generals Alexander Farnese 1578 ein ständisches Heer und eroberte mehrere Städte. Lange konnten die in sich gespaltenen Niederländer sich nicht einigen, und selbst der von Oranien betriebene Toleranzvertrag half nur wenig: denn der katholische Theil der Niederländer berief sogar den leichtsinnigen und unselbständigen Herzog von Anjou, den Bruder König Heinrichs III von Frankreich, zur Statthalterschaft, so daß es um diese Zeit in den Niederlanden vier einander entgegenstehende Parteien gab (die spanisch-katholische, die französisch-katholische, die oranische und die sog. gentische).

Da starb unerwartet der Herzog Johann, und nun ernannte Philipp den Sohn Margarethens, den obgenannten Alexander Farnese, Herzog von Parma, zum Generalstatthalter. Dieser, ein eben so großer Feldherr als kluger Staatsmann, trat

gleich mit dem Zugeständniß auf, daß den Niederländern ihre ehemaligen Rechte und Freiheiten zurückgegeben und die spanischen Truppen entfernt werden sollten; nur bestand er auf Herstellung der alten Kirche, so daß sich sogleich alle wallonischen (südniederländischen) Provinzen an ihn anschloßen.

Um daher größern Abfall von der vaterländischen Sache zu verhüten, brachte der unermüdet auf Einheit hinarbeitende Oranien zwischen den sieben vorzugsweise protestantischen Provinzen Holland, Seeland, Utrecht, Geldern, Oberyssel, Friesland und Gröningen 1579 die **Utrechter Union** zu Stande, welche die Grundlage der spätern Verfassung der vereinigten Niederlande wurde.

Die Grundbestimmungen der Utrechter Union bestanden in Folgendem: Alle sieben Landschaften bilden, unbeschadet der, einer jeden eigenthümlichen Rechte und Gewohnheiten, ein Ganzes; Krieg und Frieden, allgemeine Auflagen, Gränzbefestigung, Vertragsschlüsse erfordern Stimmeneinheit; andere Angelegenheiten werden durch Stimmenmehrheit entschieden; die Religion wird frei gegeben und Gewissenszwang nicht geduldet; ein Jeder vom 18. bis zum 60. Lebensjahre ist zur Landesvertheidigung verpflichtet. Der Vertrag wurde von allen Behörden und Zünften beschworen und Salust's Sentenz Concordia res parvae crescunt zum Wahlspruch genommen.

Unter den übrigen Staaten bildete sich ebenfalls eine Einigung (die Atrechter), mit der Farnese zugleich durch Krieg und Unterhandlung zum Ziel zu kommen suchte. Erst nach dem Fall Maestricht's — das er so schrecklich verwüstete, daß der reiche Handel dieser Stadt (sie hatte allein 1400 Tuchmacher) für immer geschwächt wurde, — fügten sich ihm die südlichen Provinzen, mit Ausnahme von Antwerpen, Gent, Ypern und Cambray, und erhielten gegen das Versprechen, nur die katholische Religion zu dulden, ihre alten Rechte zurück.

Daneben betrieb Farnese auch einen allgemeinen Frieden mit dem, ungeachtet jener beiden Einigungen noch bestehenden, Generalstaatencongreß. Allein die Unterhandlungen, die auf Kaiser Rudolf's Betrieb zu Köln Statt hatten, scheiterten, weil Philipp nicht nur auf Erhaltung aller seiner Rechte und auf ausschließlichem Bestehen der katholischen Religion (was die Prote-

stanten zur Auswanderung genöthigt hätte), sondern auch auf gänzlicher Entfernung Oraniens bestand, den er sechs Monate vorher in förmliche Acht erklärt hatte.

6. Farnese's Kriegsglück. Lossagung der Union von der spanischen Krone: der Freistaat der Niederlande. Oraniens Ermordung. Moritz von Oranien. Farnese Herr von Antwerpen. Hülfe der Engländer. Philipp's Krieg mit England. Die Armada. Farnese's Tod. Moritz Generalstatthalter. Olden-Barneveldt. Philipp's Abtretung der Niederlande an den Erzherzog Albrecht. Unabhängigkeitsbehauptung der reformirten Provinzen.

Unterdeß hatte Farnese den Krieg, jedoch mit abwechselndem Glück fortgesetzt; als es ihm aber glückte, einige Staaten zur Wiederaufnahme spanischer Truppen zu bringen, so daß er nun an der Spitze von 60000 Mann stand, und die alsbaldige Eroberung von Tournay und Breda zeigte, was noch zu befahren sey, — da thaten die sieben vereinigten Staaten den letzten, von Oranien schon länger her vorbereiteten Schritt und sagten sich in einer öffentlichen Urkunde v. 26. Juli 1581 förmlich von der spanischen Krone los. Sie gaben sich durch Aufstellung eines Präsidenten und Landraths eine republicanische Verfassung, schickten den Erzherzog Matthias fort und beriefen den schon genannten Herzog von Anjou zur Präsidentschaft. Da aber dieser die Erwartung, die man von ihm hatte, täuschte und weder Macht noch Einfluß gewann, ja nach einem mißglückten Versuch auf Antwerpen und andere Städte wieder nach Frankreich zurückkehrte: so war und blieb Oranien fortwährend die Seele der Union.

Indessen hatte Farnese die Verwirrung, zu welcher die Rathlosigkeit Anjou's geführt, klug benützt, und mehrere Unionsstaaten fiengen schon an zu wanken. Nur Oranien stand fest, und so lange er lebte, schien den Spaniern die Unterwerfung der Abgefallenen unmöglich. Da traf ihn am 10. Juli 1584 zu Delft ein tödtlicher Schuß von Mörderhand und mit seinem Tod schien seinen Gegnern Alles gewonnen!

Schon bei der Aechtung Oraniens hatte Philipp einen Preis von 25000 Ducaten auf seinen Kopf gesetzt. Kein Wunder, daß Viele, dadurch gereizt, diesen

Preis zu verdienen suchten. Schon 1582 war der Prinz einmal meuchlings verwundet worden. Der in Staatssachen so vorsichtige Mann hielt es aber unter seiner Würde zur Sicherung seiner Person irgend eine Vorkehrung zu treffen. Da begab sich ein Mensch aus Delft, Namens Balthasar Gerard (von angesehenen Weltlichen und Geistlichen bestärkt) unter dem Vorwand, sich einen Paß geben zu lassen, in den Palast des Prinzen, und drückte, während er mit ihm sprach, eine Pistole auf ihn ab, die mit drei Kugeln geladen war. Sogleich stürzte Oranien nieder und konnte nur noch rufen: „Gott erbarme sich meiner und dieses armen Volkes!" Der Mörder wurde ergriffen und unter Martern hingerichtet. Obgleich selbst manche Spanier diese Meuchelthat mißbilligten, so priesen sie doch die Meisten als eine Heldenthat: in vielen Städten stimmte man darob ein Te Deum an, und König Philipp erhob den Mörder sammt seinen Nachkommen in den Adelstand!

Allein die holländischen Stände erklärten standhaft und entschlossen, den Kampf fortsetzen zu wollen, und wählten mit Seeland den zwar erst 17jährigen, aber vielversprechenden Sohn Wilhelm's, den Prinzen Moritz von Oranien, zu ihrem Statthalter, wenn auch nicht mit so ausgedehnten Rechten, wie sein Vater hatte. Und das thaten sie, obgleich Farnese bereits durch die Einnahme Gent's fast ganz Flandern in seine Gewalt bekam, ja auch Brüssel endlich einnahm und schon Antwerpen bedrohte, das bisher zu den unirten Staaten gehalten hatte.

Die reißenden Fortschritte Farnese's, der 1585 nicht nur Mecheln, sondern auch Antwerpen eroberte, das sich durch Gianibelli's Kunst so lange standhaft vertheidigt hatte, bewogen nun England's Elisabeth, den dringenden Gesuchen der unirten Niederländer zu willfahren und ihnen gegen Verpfändung dreier Hafenstädte ein Hülfsheer unter dem Oberbefehl des Grafen Leicester zu schicken.

Aber unerachtet ihm die Niederländer mehr Statthalterrechte einräumten, als je vorher dem Prinzen von Oranien, so verstand er es doch nicht, ihr Vertrauen zu gewinnen; und da ihm nicht nur Holland und Seeland jede Einmischung versagten, sondern auch die übrigen Staaten seinem Streben nach absoluter Gewalt ihre Volksrechte entgegensetzten, so legte er am Ende des Jahres 1587 im Verdruß seine Statthalterschaft nieder und kehrte nach England zurück.

Der Beistand, den Elisabeth den Niederländern geleistet, verursachte jenen großen Krieg Englands mit Spanien, dessen schon oben Erwähnung gethan wurde. Aber gerade dieser Krieg, der Spaniens Kraft durch die Ausrüstung der „unüberwindlichen Flotte" (K. 2, 6.) beinahe ganz in Anspruch nahm, verschaffte den Niederländern Luft. Und da Philipp nach der Vernichtung seiner Armada und dem Scheitern seiner Unternehmung auf England fast alle Kräfte Spaniens erschöpft hatte, und überdieß sich durch Einmischung in die französischen Wirren in einen Krieg mit Frankreich verwickelte, so verloren seine Truppen in den Niederlanden eine Stellung nach der andern und konnten kaum die südlichen Staaten behaupten, zumal als nach Farnese's Tod (1592) Frankreich unter Heinrich IV die nördliche Staatenrepublik unterstützte. Dazu kam, daß sich diese seit 1590 den durch Geisteskraft, Muth und Ausdauer zum Herrscher gebornen Prinzen Moritz zum Generalstatthalter — und durch den trefflichen Großpensionär (Landsyndicus) von Holland, Jan von Olden-Barnevelb eine neue, den Statthalter weise beschränkende und zugleich innerem Zwiespalt vorbeugende Verfassung gegeben hatte.

Da auch die Nachfolger Farnese's — ein alter Graf Mansfeld, dann der Erzherzog Ernst von Oesterreich (Rudolph's II Bruder) und nach dessen Tode dessen Bruder der Kardinal-Erzherzog Albrecht — nichts ausrichteten, so entschloß sich Philipp (nach dem Frieden zu Vervins 1598, der dem spanisch-französischen Kriege ein Ende machte) die Niederlande, um sie seinem Hause noch zu retten, seiner 32jährigen staatsklugen Tochter Klara Eugenia in die Ehe mit jenem Albrecht zu geben. Die katholischen Landschaften waren mit diesem Regententausch zufrieden, da ihnen ihre Rechte und Freiheiten zugesichert wurden; die protestantischen aber beharrten auf ihrer Unabhängigkeit, weil ihnen keine Religionsfreiheit gewährt wurde und weil in dem Ehevertrag für den Fall der Kinderlosigkeit dieser Ehe der Rückfall der Niederlande an Spanien bedingt war.

7. Philipp's II Tod (Don Karlos). Philipp III und der Herzog von Lerma. Fortsetzung des Kriegs in den Niederlanden. Waffenstillstand.

Nicht lange nach dieser Wendung der Dinge starb Philipp II im Escurial (den 13. Sept. 1598) an einer schrecklichen Krankheit und mit dem peinigenden Gefühl, den Zweck seines Lebens und Strebens verfehlt zu haben. Denn wiewohl er mit seiner rastlosen, unermüdeten Selbstthätigkeit in Spanien viele löbliche Einrichtungen hervorrief und gemeinnützige Werke schuf, und mit seinem bedächtig abwägenden Sinn den Einzelnen sich gerecht zu erweisen suchte, so hat er doch mehr Leben getödtet, als geweckt, mehr Gutes vernichtet als geschaffen, und das billigste Urtheil kann ihn vor einem gewissen geheimen Grauen, das man vor der verschlossenen Tiefe seiner Despotennatur empfindet, nicht schützen.

In den letzten Jahren seiner Regierung war er in beständiger Verstimmung über das Mißlingen aller seiner weitangelegten Plane, so wie über die zunehmenden Qualen der Fußgicht, auch fast für jeden unzugänglich und zu Mittheilungen in Geschäften, die er ohnedieß stets nur in stolzverschloßner Brust nach seinen eigenen Ansichten leitete und entschied, unaufgelegt. Allmählig brachen Geschwüre an verschiedenen Theilen seines Leibes aus; alles Brennen und Schneiden half nichts. Zuletzt öffnete sich die Brust an vier Stellen und herauskrochen Läuse und Würmer in zahlloser Menge, daß kein Mittel sie tilgen konnte und der pestilenzialische Gestank fast alle Wärter von ihm trieb. Drei und fünfzig Tage lang lag er in dieser Qual, bewies aber dabei große Ruhe und Geduld und soll gesagt haben, daß ihm alle diese Schmerzen nicht so empfindlich wären, als der Schmerz über seine Sünden. Er selbst gestand seinem Sohne Philipp, dem er das Reich hinterließ, daß er 600 Mill. Ducaten und 20 Mill. Menschen umsonst geopfert habe, und warnte ihn vor ehrgeizigen Planen. — Sein Sohn erster Ehe, Don Carlos, war schon 1568 gestorben. Das Verhältniß dieses Prinzen zu seinem Vater und seiner Stiefmutter war folgendes: Als Kind schon zeigte Karlos eine heftige und grausame Gemüthsart, so daß er z. B. seine Freude daran hatte, Hasen lebendig zu braten, daß er einer Eidechse den Kopf abbiß 2c. Obgleich schwächlichen und gebrechlichen Leibes (verwachsen und fast hinkend) war er doch so stolz, daß er vor seinem Vater nicht lange unbedeckten Hauptes stehen, und ihn nicht Vater, sondern nur nach Königsart Bruder nennen wollte. Als er auf der Universität war, stellte er einem Mädchen nach, fiel dabei die Treppe hinab und verletzte sich den Kopf so, daß er trepa-

nirt werden mußte. Seitdem nahm seine Bösartigkeit und tollsinnige Grausamkeit auffallend zu. So zwang er einen Schuster, der ihm die Stiefel nicht recht gemacht hatte, das daraus geschnittene und gekochte Leder zu essen; so wollte er einen Pagen, der nicht gleich kam, zum Fenster hinausstürzen; so drohte er den Herzog Alba zu erstechen, weil nicht er, sondern dieser in die Niederlande geschickt wurde 2c. Besonders aber haßte er seinen Vater — mit dem er in allen Lebensbeziehungen, besonders in der Religion und Politik, im vollsten Gegensatz stand, — auf's tiefste, und suchte gegen ihn heimliche Verbindungen in Spanien und in den Niederlanden anzuknüpfen; ja er soll ihm sogar nach dem Leben gestanden haben, was jedoch Philipp nachher selbst in Abrede stellte. Durch alles dieß Gebahren erschien er dem König als zur Thronfolge gänzlich unfähig. Plötzlich in der Nacht vom 18. auf den 19. Jan. 1568 trat Philipp geharnischt und im Gefolge einiger Großen in Carlos' Schlafgemach, ließ ihn gefangen nehmen, und erklärte öffentlich, daß die Pflicht gegen Gott und das Reich dessen strenge Festhaltung erforderten. Ungeachtet Papst, Kaiser und Fürsten sich für den Prinzen verwendeten, blieb Philipp doch unerbittlich. In seiner Haft überließ sich nun Carlos den heftigsten Ausbrüchen des Zorns und Wahnsinns, wodurch er sich, so wie durch das Unmaaß in der Diät nach einem halben Jahre den Tod zuzog. Vor seinem Sterben machte er ein Testament und bat seinen Vater um Verzeihung. In der Nacht seines Todes erschien Philipp noch vor seinem Bette, gab ihm unbemerkt seinen Segen und entfernte sich weinend. Acht Wochen darnach starb auch die Königin, die sich früher viele Mühe gegeben hatte, den Sohn mit dem Vater zu versöhnen. (Daß Carlos mit ihr in einem Liebesverhältniß gestanden habe, entbehrt alles historischen Grundes.)

Philipp's II Sohn und Nachfolger Philipp III war ohne allen Kopf, unwissend, träge, unselbständig und von einem unfähigen, eigennützigen und bigotten Günstling, dem Herzog von Lerma, geleitet, so daß Spanien unter dieser Regierung mehr und mehr sank. Die Niederlande, nunmehr von Spanien unabhängig, blieben auch unter dem Erzherzog Albrecht in sich getheilt, indem die nördlichen auf seine Anerbietungen nicht eingiengen. Der Krieg dauerte daher fort, nahm aber durch den Sieg Moritzen's bei Nioupor t (1600) einen für die Union günstigen Fortgang, da Spanien wenig Hülfe senden konnte. Erst als der Tod Elisabeth's den Frieden zwischen England und Spanien möglich machte und dieses daher stärkere Hülfe senden konnte, eroberte der spanische Feldherr Spinola das schon seit drei Jahren bela=

gerte Ostende (1604), wurde jedoch beim weitern Vordringen von Moritz glücklich aufgehalten.

Allmählig ermüdeten beide Theile: der König von Spanien sehnte sich nach dem Ende des fast 40jährigen Kriegs, und Spinola hatte kein Geld zur Befriedigung seiner aufrührerischen Söldner; die Niederländer wünschten ihr Errungenes zu sichern und die Kräfte, die ihnen der Landkampf kostete, lieber auf ihre Seeunternehmungen und auf den dadurch aufblühenden Handel zu verwenden. Schon seit 1670 erneuerten sich die Vergleichsvorschläge; allein Moritz, der im Frieden seine Bedeutung zu verlieren fürchtete, war noch dagegen. Erst zwei Jahre darnach kam es, auf Andringen Frankreichs und Englands, zu einem Waffenstillstand, der den 9. Sept. 1609 zu Antwerpen auf zwölf Jahre geschlossen und von Frankreich und England verbürgt wurde.

Damit war schon viel gewonnen, und wenn auch das Errungene nachher noch einmal in einem zweiten harten Kampfe in Frage gestellt ward, so hatte doch dieser erste und schwerste Kampf, welcher in den Niederlanden, wie in England, um die höchsten Güter des Lebens geführt wurde, die Bedeutung eines, den Protestantismus (auch für Deutschland) rettenden Weltkampfs, dessen späterer günstiger Ausgang durch diesen Waffenstillstand vorangedeutet war. Obgleich derselbe im Grunde einem Frieden gleich kam, so konnten doch die Generalstaaten die diplomatische Anerkennung von Seiten der Höfe noch nicht erlangen. Das Band zwischen ihnen und dem deutschen Reiche bestand übrigens, wenn auch nur sehr locker, noch fort.

8. Philipp's III Mißregierung in Spanien. Völlige Vertreibung der Morisco's. Verfall der spanischen Macht. Aufschwung des holländischen Handels. Die ostindische Compagnie. — Kirchliche Spaltungen. Die Arminianer. Olden-Barneveld und Hugo Grotius. Die Dordrechter Synode; die Confessio belgica.

Unter der kopflosen Regierung Philipp's III und seines Günstlings, des Herzogs von Lerma, gerieth Spanien mehr und

mehr in Verfall. Ackerbau, Handel und Gewerbe lagen darnieder, weil Viele ihr Glück im Söldnerdienst oder, durch Auswanderung, in fremden Welttheilen suchten, am Hofe aber die unvernünftigste Verschwendung herrschte und verrückte Finanzoperationen (z. B. Lerma's Erhöhung des Kupfergeldwerths bis zum Werth des Silbers) das Land noch ärmer machten. Die mit gränzenlos-fanatischer Unbarmherzigkeit durchgeführte **Vertreibung des letzten Rests der Mauren** (Morisco's), deren zurückgehaltenes Vermögen den Staatsschatz füllen sollte, brachte das Land um mehr als eine halbe Million fleißiger Einwohner und gab große Strecken des Landes der Verödung preiß.

Die Morisco's in Spanien hatten sich aus Furcht vor der Inquisition alle den äußern Formen des Christenthums gefügt. Gerade dieser Zwang aber machte, daß sie meistens innerlich nur desto fester ihrem alten Glauben anhiengen. Daher drang der **Erzbischoff von Valencia**, Don **Juan de Ribeira**, theils von Religionseifer, theils von Habsucht getrieben, auf ihre **Vertreibung** und fand an vielen andern Gliedern des hohen Klerus — Unterstützung. Vergebens stellte der Adel von Valencia und Aragonien und selbst mehrere Glieder des königlichen Staatsraths vor, daß die Morisco's die fleißigsten und geschicktesten Unterthanen wären und daß ihre geringe Liebe zum Christenthum die Folge harter Behandlung und verkehrter Einwirkung der Geistlichkeit sey. Allein **Lerma's** Habsucht, des Königs Schwäche und die Zustimmung des Papstes (Paul's V) führte zum Beschluß der Ausführung des beantragten Gewaltstreichs. Nachdem in der Stille die Schiffe zu ihrer Fortschaffung in Bereitschaft gesetzt waren, erschien plötzlich der **königliche Befehl** an sämmtliche Mauren, sich bei Todesstrafe binnen drei Tagen zur Einschiffung nach Afrika zu stellen; nur Kinder unter vier Jahren durften zurückbleiben. Gold und Silber (in Metallen und Papieren), Edelsteine und andere Kleinodien und Kostbarkeiten mußten sie zurücklassen. Viele der Unglücklichen flüchteten sich in die Gebirge und wurden nachher „wie wilde Thiere" gejagt und geschossen; viele kamen während der Ueberfahrt durch Schiffbruch um, oder fanden ihren Tod durch die beutegierige Mannschaft; die in Afrika Angekommenen fielen zum Theil räuberischen Beduinen in die Hände, zum Theil erlagen sie dem Hunger und Durst. Die Ueberfahrt hatte den König 800000 Ducaten gekostet; das den Mauren abgenommene Vermögen wurde verschleudert, indem nur allein Lerma 250000 Ducaten aus der maurischen Beute bekam, und so hatte der Staat nur gedoppelten Schaden.

Selbst die südlichen Provinzen der Niederlande waren durch Steuer- und Kriegsdruck herabgekommen, und konnten sich zum

alten Flor nicht mehr erheben. — Dagegen hatte der Wohlstand der freigewordenen nördlichen Provinzen noch während des Landkriegs durch weise Haushaltung und glückliche Seeunternehmungen einen zunehmenden Aufschwung genommen. Schon als noch Philipp II (nach seiner Besitznahme von Portugal 1580) dem Handel der Niederländer die portugiesischen Häfen verschloß, hatten sie, dadurch nicht entmuthigt, einen Theil ihrer Kraft auf die Eröffnung des Handelsverkehrs mit den überseeischen spanisch-portugiesischen Colonieen verwendet.

Nachdem sie nämlich, nach dem Beispiele der Engländer, zuerst durch Barends und Rypp in Begleitung des Jakob von Heemskerk eine nordöstliche, um Asien herumführende Durchfahrt nach Ostindien, wiewohl vergebens aufgesucht hatten, dadurch aber auf die Entdeckung von Spitzbergen (1596) geführt wurden, schlugen sie durch Cornelius Houtmann 1595 den Weg um das Kap nach Ostindien ein, machten auf dieser Fahrt reichen Gewinn und setzten sich 1597 durch den erfahrnen Heemskerk auf den Molukken und Sundainseln fest, wo ihnen der Haß der Einwohner gegen ihre portugiesischen Unterdrücker behülflich war. — Die Gründung der holländisch-ostindischen Compagnie 1602 sicherte sodann jene Unternehmungen, durch welche die Holländer bald einen großen Theil der portugiesischen Besitzungen daselbst (darunter Amboina) in ihre Gewalt bekamen. — Der Mittelpunkt des holländisch-ostindischen Handels wurde Batavia, das 1620 auf Java gegründet wurde. Nach dem sie den Portugiesen Ceylon und Malacca entrissen hatten, stifteten sie bei'm Wiederausbruch des Krieges mit Spanien die westindische Compagnie, welche einige, wiewohl nur vorübergehende Eroberungen in Brasilien machte, und an der Hudsonsbey, welche die Niederländer sammt dem Hudsonsfluß schon früher bei Aufsuchung einer nordwestlichen Durchfahrt entdeckt hatten, Colonieen gründete. — Auch auf dem Kap der guten Hoffnung legten sie eine Gründung an.

So kam es, daß nachher im Lauf des 17. Jahrhunderts die Holländer das erste Handelsvolk Europa's wurden. Der große Handel, den früher Antwerpen in der Hand hatte, concentrirte sich jetzt in Amsterdam, dessen Schiffahrt sich über die fernsten Meere ausbreitete, so daß bisweilen im Amsterdamer Hafen an Einem Tage mehr Schiffe ankamen, als das Jahr Tage hat. Ueberhaupt wurden damals in den vereinigten Freistaaten mehr Schiffe gebaut, als im übrigen Europa zusammengenommen, indem sie selber gegen das Ende des 16. Jahrhunderts an 70000 Fahrzeuge besaßen.

Was die kirchlichen Verhältnisse der vereinigten Niederlande betrifft, so wurde im Beginn des 17. Jahrhunderts die

calvinistische Grundlage des dortigen Protestantismus durch den aufkeimenden Arminianismus stark erschüttert. Denn der Streit zwischen den Arminianern oder Remonstranten mit den Contraremonstranten oder Anhängern der Prädestinationslehre führte zu Störungen der öffentlichen Ruhe, in Folge deren der verdiente Rathspensionär Olden=Barneveldt sein Leben auf dem Schaffot verlor und der gelehrte Hugo Grotius Rettung im Ausland suchen mußte. Bald jedoch kehrte der junge Staat wieder zur Besonnenheit zurück und gab das erste Beispiel einer allgemeinen Religionsduldung.

Es war nämlich unter den niederländischen Theologen ein Zwiespalt über die Prädestinationslehre entstanden, indem ein Theil derselben die strenge Lehre Calvin's und Beza's, (daß nämlich der göttliche Rathschluß zur Beseligung des einen und zur Verdammniß des andern Theils der Menschheit ein ewiger sei) durch einen Mittelweg zu mildern suchte. Der strengen Lehre gehörte damals auch Jakob Arminius (Harmensen), seit 1587 Pastor in Amsterdam, an: dieser, aufgefordert von Andern, sie zu vertheidigen, kam bei seiner neuangestellten Untersuchung allmählich dazu, nicht nur die absolute Prädestination gänzlich zu verwerfen, sondern sogar einen fast zum Pelagianismus hinneigenden Lehrbegriff festzustellen. Dadurch gerieth er in Streit mit dem streng calvinistischen Professor Gomarus in Leyden. Theologen und Nichttheologen nahmen an diesem Streit so hitzigen Antheil, daß die holländischen Stände zur Schlichtung desselben beide Wortführer zu einem Religionsgespräch nach dem Haag vorluden und nach der Abhaltung desselben Frieden und strenges Halten an der belgischen Confession und dem Heidelberger Katechismus geboten. — Obgleich nun bald darauf Arminius starb, so trat doch durch seine Anhänger, die Arminianer, der Streit nun erst recht in's Leben. Sie reichten gegen jenen Beschluß der holländischen Stände eine sog. Remonstranz ein, wovon sie den Namen Remonstranten erhielten, während die strengen Calvinisten (Gomaristen) Contraremonstranten genannt wurden. Neue Religionsgespräche führten zu keiner Einigung, und da selbst zwei der angesehensten Staatsmänner, der schon genannte Rathspensionär Olden=Barneveldt und der als Jurist, Philosoph, Philolog, Historiker, Dogmatiker, Exeget und Apologet berühmte Hugo Grotius (Hugo de Groot, geb. 1583) sich für die Remonstranten erklärten, so streifte der Streit auch in's politische Gebiet über. Denn da Olden=Barneveldt an der Spitze der Gegner des Prinzen Moritz stand, der als Statthalter seine Rechte zu erweitern strebte, so benützte Moritz, minder groß, als sein Vater, diesen Religionsstreit zum Sturze jenes seines Hauptgegners. Er betrieb die Ausschreibung einer großen Synode zu

name auf dem Markt übereinander lagen, bis sie verbrannt wurden. Auch Steen Sture's Leiche ließ er ausgraben und verbrennen. Selbst Kinder ließ er köpfen.

Hierauf kehrte König Christian, im Wahn, dadurch Schweden zum unbedingten Gehorsam gebracht zu haben, nach Dänemark zurück und traf Anstalten, in Staat und Kirche wesentliche Aenderungen vorzunehmen: denn er begünstigte nun, jedoch nicht aus religiösem Grunde, die auch in Schweden eindringende Reformation Luther's, weil er sich sein früheres gutes Vernehmen mit dem päpstlichen Stuhle durch die Hinrichtung so vieler schwedischen Bischöffe und anderer Geistlichen gestört hatte.

Zu dieser Störung hatte auch des Königs Verfahren gegen den Ablaßkrämer Arcimbold beigetragen, dem er die in Schweden zusammengebrachten Ablaßgelder abgenommen und sie zum schwedischen Krieg verwendet hatte. Er ließ sogar durch seinen Gesandten auf dem Reichstag zu Worms Luthern einen sichern Aufenthalt in seinem Lande anbieten. Von lutherisch gesinnten Rathgebern geleitet, machte er sich an eine neue kirchliche Gesetzgebung, schaffte viele Mißbräuche ab, gieng aber in seinen Neuerungen in Bezug auf Kirche und Schule so weit, daß sich die Geistlichkeit dagegen erhob. Da nun auch schwere Verwicklungen mit seinen Ständen hinzukamen und Kaiser Karl V und Erasmus 1521 ihn von dem eingeschlagenen Weg abmahnten, auch darauf sein steigendes Zerwürfniß mit den Dänen und Schweden ihm das Bedürfniß einer Aussöhnung mit dem Papste fühlbar machte, so nahm die begonnene Reformation schon unter ihm wieder einen Rückgang.

Indeß hatte sich in Schweden die ewige Strafgerechtigkeit für so frevelhaft vergossenes Blut ein kräftiges Werkzeug in dem jungen, als Geisel nach Kopenhagen gebrachten, aber aus seiner Haft daselbst glücklich entkommenen Gustav Wasa auserſehen.

Verkleidet in Lübeck angekommen, hatte er sich durch seine eindringlichen Vorstellungen dieses Haupt der Hansa zum Beistand geneigt gemacht, so daß die Lübecker ihn nicht auslieferten, sondern nach Schweden entließen. Dort fand er das in alter Einfalt lebende Landvolk, obgleich es von seinem Adel stets bedrückt worden war, nicht geneigt, für die schwedische Unabhängigkeit etwas zu wagen, und selbst seine Verwandten riethen ihm dringend von jedem Unternehmen ab. Während sein Vater, sein Schwager und alle seine Freunde im Stockholmer Blutbad umkamen, seine Mutter und Schwester in Ketten nach Dänemark abgeführt und auf seinen Kopf ein Preiß gesetzt wurde, verzagte er nicht, sondern sann um so mehr auf Mittel, sein Vaterland zu retten.

Er floh in's Innere zu den Dalekarliern, nahm bei einem reichen Bergmann, Namens Pehrson, Taglöhnerdienst; wurde von diesem als Universitätsfreund erkannt und, weil derselbe sich zu seinem Plan herzugeben nicht wagte, weiter befördert; wäre dann beinahe auf einem See beim Durchbrechen des Eises ertrunken; entkam darauf dem drohenden Verrath eines andern Jugendfreundes durch die Warnung der Frau desselben, fand Aufnahme bei einem Kronschützen, Namens Elsson, und entgieng seinen nacheilenden dänischen Verfolgern dadurch, daß dieser Schütze ihn, in einem Fuder Stroh versteckt, weiter fuhr, und — als jene prüfend in das Stroh stachen und den Verborgnen am Fuß verwundeten, daß das Blut ablief, — seinem Wagenpferde vorsetzlich eine Wunde beibrachte, um den Verfolgern wegen der Blutspuren den Argwohn zu benehmen.

Müde so vieler Irrsale, wagte er es nun, in der großen Landesversammlung der Dalekarlier zu erscheinen: er gab sich ihnen zu erkennen und suchte sie durch lebhafte Schilderung der königlichen Tyranneien für eine Erhebung zu gewinnen, konnte aber ihre Abneigung davor nicht überwinden. Schon wollte er daher Schweden verlassen, als andere Flüchtlinge eintrafen und seine Schilderungen von des Königs Grausamkeit bestätigten, so daß nun die Dalekarlier auf seinen Plan der Befreiung Schwedens eingiengen.

An der Spitze einer Schaar kühner Dalekarlier und verfolgter Flüchtlinge überfiel er Falun, schlug den gegen ihn mit Mannschaft ausgezogenen Erzbischoff Trolle und erklärte dem treulosen Könige offen den Krieg (1521). Noch aber waren viele Geiseln und alle festen Plätze in den Händen des Königs, und die Geldmittel, welche die Hanseaten leisteten, nicht hinreichend, folglich Gustav's Lage noch sehr gefahrvoll.

Da jedoch Christian, durch einen Hader mit seinen Ständen gehindert, seine Anhänger in Schweden nicht unterstützen konnte, Gustav daher bald auch Westeras und Upsala in seine Gewalt bekam und sogar Stockholm belagerte, so fielen ihm die meisten Schweden zu und ernannten ihn 1521 auf dem Reichstag zu Wadstena zum Reichsverweser. Noch aber widerstand Stockholm, weil dessen Vertheidiger von den Lübeckern unterstützt wurden.

Inzwischen aber war der König sowohl mit Lübeck und der Hansa, als auch mit seinem Oheim, dem Herzog Friedrich von Holstein, in Streit gerathen und nun erhoben auch die Dänen (deren Adel und Geistlichkeit er durch Auflagen, durch Ver-

nichtung ihrer frühern Wahlrechte und durch andere Willkührhandlungen schwer verletzt hatte), wegen Bruchs seiner beschwornen Handveste einen Aufstand, setzten ihn ab und übertrugen die Krone dem Herzog Friedrich von Holstein. Christian, bisher trotzig und übermüthig, verlor den Muth und floh mit seiner Familie zu Schiffe nach den Niederlanden, so daß nun Kopenhagen sich den Aufständischen ergab und sammt Norwegen dem neuen König Friedrich I huldigte, der sogleich die meisten Staats- und Kirchenverordnungen Christian's aufhob, die Rechte des Adels erweiterte und Norwegen für ein Wahlreich erklärte.

Als er darnach die Schweden aufforderte, zum Gehorsam zurückzukehren, weigerten sich diese, ermuthigt durch die unterdeß erfolgte Einnahme Stockholms, und wählten auf dem Reichstag zu Strangenas am 7. Juni 1553 ihren Befreier Gustav zum König. Nicht ohne ernstes Bedenken nahm er die Krone an und hielt bald nachher seinen feierlichen Einzug in Stockholm, worauf sich ihm allmählig ganz Schweden unterwarf. Vergebens suchte Friedrich seine Ansprüche an Schweden darzuthun; er mußte, da er keine Mittel hatte, sie geltend zu machen, im Frieden zu Malmö 1524 die Selbständigkeit Schwedens, so wie die Auflösung der calmarischen Union anerkennen.

2. Das Lutherthum in Schweden. Die beiden Peterson. Durchführung der Reformation. Erblichkeit der Krone. Grundlegung der Seemacht. Gustav's Tod.

Unter dem neuen Königshause Wasa sollte nun Schweden zu jener Macht erstarken, die es ihm möglich machte, späterhin so entscheidend für das Evangelium in die Schranken zu treten und dem Protestantismus seine im folgenden Jahrhundert wieder bestrittene Lebensberechtigung zu sichern. Dazu eben hatte es sich fügen müssen, daß Gustav Wasa als Geisel gerade nach Lübeck kam, wo er Luther's Lehre kennen lernte, und um dieselbe Zeit (1519) hatte ein schwedisches Brüderpaar Olav und Lorenz Peterson aus Oerebro von Wittenberg her, wo sie studiert und Luthern gehört hatten, die reformatorischen Grundsätze in ihr Vaterland zurückgebracht, wo auch der gelehrte Lorenz Anderson,

nachmaliger Kanzler des Königs, von der lutherischen Lehre angefaßt war. Die beiden Peterson — Olav, heftig und reizbar, Lorenz milder und gemäßigter — predigten sogleich gegen den Ablaß und gegen sonstige Mißbräuche der bestehenden Kirche, giengen aber, ungeachtet aller gegen sie sich erhebenden Verfolgungen, in ihren heftigen Angriffen gegen den Katholicismus so weit, daß, als es durch die Einmischung der Wiedertäufer in Stockholm zu Bilderstürmereien und andern Ruhestörungen kam, König Gustav die Wiedertäufer aus dem Lande weisen und dem Olav Mäßigung gebieten mußte (1524). Denn obgleich Gustav selbst mit Luther im Briefwechsel stand und die Ausbreitung der neuen Lehre wünschte, so wollte er doch jede Uebereilung meiden, um sich seine Stellung zu dem unzufriedenen Klerus, der sich keine neue Besteuerung zur Linderung der Landesnoth gefallen lassen wollte, nicht noch mehr zu erschweren.

Um auf ruhigem Wege die Sache der Reformation in Gang zu bringen, ließ Gustav noch in dem gleichen Jahre ein Religionsgespräch zu Upsala zwischen Olav Peterson und dem katholischen Professor Galle halten, erklärte sich selbst aber noch nicht für die neue Lehre. Indeß gewann diese immer mehr Boden. Schon 1523 hatten die beiden Peterson die Bibel in's Schwedische übersetzt; Olav hielt die erste Messe in schwedischer Sprache; Luther's Schriften durften verbreitet werden, und auf dem Reichstag von Westeras 1527 brachte es Gustav, wiewohl gegen den ernsten Widerspruch der Geistlichkeit dahin, daß dem Könige das von ihm längerher erstrebte Recht der Einziehung der Kirchengüter zuerkannt wurde.

Daß Gustav dabei mit einem gewissen Eigenwillen verfuhr, ist nicht zu läugnen, und den standhaften Muth des Bischoffs Brask von Linköping, der solche starke Eingriffe in das Eigenthum und Recht der Kirche nicht zugeben wollte, mußte selbst Gustav, so unangenehm ihm diese Opposition war, achten. Indeß die Kräfte des Landes waren durch die Kriege erschöpft, der Adel zurückgekommen, der Bürger und Bauer überbürdet, dagegen die Kirche im Besitz der meisten Güter, worunter viele Kronlehen waren, und daher glaubte Gustav durchgreifen zu müssen. Als die Geistlichkeit und selbst ein Theil des Adels beharrlich widerstand, so erklärte Gustav in höchster Gemüthsbewegung, auf

diese Weise könne er nicht regieren: sie sollten einen andern wählen und ihn bloß für den Verlust seines älterlichen Vermögens, das er der Rettung des Vaterlands geopfert habe, entschädigen, dann wolle er das Reich verlassen und nie wiederkommen. Mit diesen Worten gieng er aus dem Saal und ließ die Versammlung in der größten Verwirrung zurück. Die Mehrzahl lenkte nun ein; einige Religionsgespräche gewannen viele der Gegner, besonders im Bauernstande, und nun wurde der König gebeten, wieder zu erscheinen. Es wurde ihm Alles bewilligt und selbst die Bischöffe erklärten sich nothgedrungen mit dem zufrieden, was ihnen der König lassen wollte. Ein Theil der Kirchengüter kam an die Krone, ein Theil an den Adel, und das Uebrige, was die Geistlichkeit behielt, war doch noch so viel, daß unter den protestantischen Kirchen die schwedische noch heute eine der reichsten ist.

Nun erst ließ sich Gustav (am 12. Januar 1528) krönen und auf einer Kirchenversammlung zu Oerebro durch seinen Kanzler Anderson 1529 das neue, auf die lutherisch-evangelische Lehre gegründete Kirchenwesen (das man aber als ein lutherisches zu bezeichnen noch vermied) entwerfen und durch den Reichstag 1531 bestätigen, wobei der Krone das Recht der Ernennung und Besoldung der Geistlichen übertragen wurde. — Noch gab es zwar Unzufriedene, im Adel und in der Geistlichkeit, die sogar mit einer neuen Königswahl umgiengen; sie fanden aber keinen Anhang. Erst später 1540, auf dem Reichstag zu Oerebro, wurde die völlige Trennung vom Papstthum ausgesprochen und 1544 vom Reichstag von Westeras die lutherische Kirchenordnung förmlich eingeführt. Auf jenem erstern Reichstage wurde dem Könige für sein Haus auch die Erblichkeit der Krone, welche den Erschütterungen, die das Wahlkönigthum mit sich führt, vorbeugen sollte, feierlich zugesprochen und auf dem letztgenannten Reichstage bestätigt.

So wie Gustav früherhin mit der katholischen Geistlichkeit, so kam er jetzt auch öfters mit der protestantischen in Zusammenstoß, weil derselben das große Uebergewicht der weltlichen Macht, das Gustav mit Strenge, ja oft mit Härte (die jedoch nicht an die Härte der meisten seiner damaligen Zeitgenossen auf Thronen reichte) erstrebte, mit Recht gefährdet erschien. Als Olav gegen Gustav's Verfahren öffentlich predigte und keiner Zurechtweisung Gehör gab, ließ der König ihn sammt dem Kanzler Anderson, der auf Olav's Seite war, vor ein besonderes Gericht stellen, und obgleich darin Olav's

Bruder, der zum Erzbischoff von Upsala erhobene Lorenz Peterson, den Vorsitz hatte, so wurden doch die beiden Angeklagten zum Tode verurtheilt. Indeß begnadigte der König beide wieder. Dieß Beispiel war hinreichend, die Andern von jedem Widerstand abzubringen, und so wurde die schwedische Kirche, wiewohl ihre Bischöffe Reichsstände und Kirchenobere blieben, von des Königs Willen abhängig. Erst später bekam sie eine unabhängigere Stellung.

Klug und scharfblickend, wie er in allen Beziehungen war, dabei streng gegen Andere, aber auch gegen sich selbst, wurde er gerade deßhalb vom Volke geliebt, dessen Wohlfahrt ihm daher auch eben so sehr am Herzen lag, als die Befestigung seines Kronrechts. Um den Grund zu einer Seemacht zu legen und den schwedischen Handel zu fördern, suchte er den Hanseaten die ungemeinen Vorrechte, die sie sich, (namentlich die Lübecker) in Schweden verschafft und durch die sie bisher die Ausbildung des schwedischen Handels und Gewerbfleißes gehemmt hatten, allmählig zu entwinden. Als daher ein zwischen Dänemark und Lübeck ausbrechender Krieg, in welchem Gustav sich mit den Dänen verband, mit dem Frieden zu Hamburg (1536) endete, gewährte er den Hanseaten geringere Privilegien, und drei Jahre darauf (1539) entzog er sie ihnen ganz, belegte ihre Waaren mit einem Zoll und schloß mit England und den Niederlanden einen Handelsvertrag. Auch mit Frankreich und Rußland beförderte er den Handelsverkehr. Im Innern sorgte er für Wege und Brücken, eröffnete Bergwerke und unterstützte Kunst und Wissenschaft.

Gegen das Ende seiner Regierung setzte er dem Vordringen der Russen, welche Finnland verheerten, dadurch eine Schranke, daß er selbst in ihr Land einfiel und sie zum Frieden von Moskau (1557) nöthigte. Drei Jahre darnach (1560) starb Gustav Wasa im 71. Jahre seines Lebens und im 37. seiner Regierung — nicht ohne düstere Ahnung, daß der Charakter seines Sohnes Erich dem Reiche Nachtheil bringen werde.

3. Friedrich II in Dänemark. Reichstag zu Odense: Duldung der Lutheraner. Christians Gefangenschaft. Friedrichs Tod. Verzögerte Königswahl. Krieg der Hansa mit Dänemark. Jürgen Wullenweber. Christian III. Durchführung der Reformation Friedrich III. Unterdrückung der Dithmarsen. Verlust Lieflands. Christian IV.

In Dänemark hatte nach des oberwähnten König Friedrichs I Thronbesteigung der vertriebene Christian II, heimlich unterstützt von König Heinrich VIII von England und von dem Kaiser Karl V (seinem Schwager), mit einem Söldnerheere Holstein angegriffen, aber, weil seine unbezahlten Söldner bald davon liefen, seinen Restaurationsversuch vor der Hand wieder aufgeben müssen. So lange Friedrich die Partei dieses seines Gegners noch nicht gewonnen hatte, mußte er seinen kirchlichen Reformplan noch aufschieben. Erst als seine Stellung sich mehr befestigt hatte, brachte er es auf dem Reichstag zu Odense (1527) dahin, daß den Lutheranern Duldung und gleiche Rechte mit den Katholiken im Reiche gewährt wurden.

Zu diesem günstigen Ergebniß trug besonders der Adel bei, den die Aussicht auf Einziehung der Kirchengüter reizte. — Man erlaubte den Mönchen und Nonnen, ihre Klöster zu verlassen, und gab den Geistlichen die Ehe frei. Der König gab mehrere der verlassenen Klöster als Lehen an Adelige und an Prälaten und ertheilte selber den Bischöffen das Pallium. Der dänische Reichstag von 1530 bestätigte das von dem standhaften Prediger M. Thauß (Thausen) übergebene evangelische Glaubensbekenntniß, das im Wesentlichen mit dem Augsburgischen stimmte. Doch mußte der König auch noch einigen Bilderstürmereien steuern.

Unterdeß hatte Christian II abermals, meist mit niederländischen Mitteln, ein Heer und eine Flotte aufgebracht. Er landete 1531 zu Opslo in Norwegen, und gewann zwar durch das Versprechen, die katholische Religion zu schützen, einen Anhang, verlor aber den Winter über seine Zeit mit Unterhandlungen, so daß mit dem Frühjahr die Annäherung einer dänischen Flotte und eines schwedischen Heeres ihn nöthigte, in einem Vertrage alle seine Ansprüche auf die Herrschaft aufzugeben und sich persönlich in Kopenhagen zum gütlichen Austrag des Streites zu stellen. Zwar hatte ihm der dänische Heerführer im Namen Friedrichs freies Geleite versprochen; allein nicht nur der dänische Reichstag,

sondern auch Schweden und Lübeck drangen in den König Friedrich, den Christian nicht wieder frei zu geben. Sey es nun, daß die Unterhändler dem entthronten Fürsten mehr versprochen hatten, als der König im Sinne hatte, oder daß Friedrich wirklich seine Treue brach, — Christian wurde festgenommen und in dem Schlosse zu Sonderburg auf Alsen in Gewahrsam gehalten.

Ein Jahr darauf starb Friedrich I. Seine Stände hatten ihm zwar versprochen, einen seiner Söhne als Thronfolger anzuerkennen, aber die Wahl war unbestimmt geblieben. Daher benützte die Geistlichkeit das Interregnum, und ließ sich vom Reichstag einen Theil ihrer verlornen Rechte wieder beilegen, um dadurch die Reformation zum Stillstand zu bringen; allein ihr mißglückter Versuch, den Prediger Thauß zu verbannen, zeigte ihnen daß die Unterdrückung der Reformation so leicht nicht mehr möglich war.

Die durch fortdauernde Uneinigkeit sich verzögernde Königswahl suchte nun auch der Lübecker Bürgermeister Jürgen Wullenweber, ein ungemein kluger und energischer Mann, zu benützen, um das verlorne Gewicht der Demokratie, wie überhaupt die Macht der Hansa wieder herzustellen. Er verband sich mit den katholischen Bischöffen Dänemarks, gewann den Grafen Christian von Oldenburg für die Führung des Heers und zog mit ihm an der Spitze einer hanseatischen Heeresmacht gegen Dänemark aus. In Kurzem eroberte er Blekingen, Laland, Falster, einen großen Theil Jütlands, erschien vor Kopenhagen und zwang es, ihm die Thore zu öffnen und die im Hafen befindliche dänische Flotte auszuliefern, worauf ganz Seeland und Schonen ebenfalls in die Gewalt der Lübecker fiel.

Wullenweber, unterstützt von seinem staatsgewandten Freunde Marx Meyer, hatte gleich Anfangs sowohl die Niederländer (durch das Versprechen eines vierjährigen Friedens) — als auch den König Heinrich VIII zu Geldunterstützungen vermocht; den tüchtigen und gelehrten, aber unbemittelten Grafen Christoph von Oldenburg, einen Blutsverwandten Christians III, des Herzogs von Holstein und Schleswig und Thronerben Dänemarks, gewann er durch das Versprechen einer großen Belohnung und durch die Hoffnung, daß nur

auf diese Weise der Protestantismus aus der Gefahr des Untergangs und Christian II aus dem Gefängniß befreit werden könnte. Da die Geistlichkeit in Dänemark verhaßt, der Adel zwiespältig und das Volk dem gefangenen König geneigt war, so kam es, daß Graf Christoph, obgleich Christian III Lübeck belagerte, jene reißenden Fortschritte machte.

Als nun aber der damals noch lebende Gustav I von Schweden mit Christian III ein Bündniß schloß und ihm Hülfe sandte, und nun der dänische Adel in dem Gefühl, daß er im Volke keine Stütze hatte, ungeachtet des Widerspruchs der Geistlichkeit rasch die Wahl Christian's III zum König durchsetzte, und selbst das belagerte Lübeck, das der Bedrängung durch die Belagerer müde war, dem neuen Könige zwar nicht als Könige, sondern nur als Herzog von Holstein, Frieden anbot, während der Krieg mit Dänemark fortdauern sollte, — da wandte sich das Blatt! König Christian III zog aus, schlug die lübischen Truppen, entriß den Gegnern Fühnen und begann die Belagerung Kopenhagens. Vergebens suchte Wullenweber Schweden von dem Bündnisse mit Dänemark abzubringen, und so blieb ihm nichts übrig, als sein Amt niederzulegen. Lübeck aber erkannte in dem (schon obenberührten) Frieden von Hamburg (1536) den Christian III als König von Dänemark und Norwegen an. Zwar vertheidigte Graf Christoph und der ihm seit einiger Zeit als Oberfeldherr vorgesetzte Albrecht von Mecklenburg die Stadt Kopenhagen noch vier Monate lang; endlich aber übergaben sie dieselbe, und kurz darauf zog Christian III in seinen ihm so lange vorenthaltenen Königssitz ein.

Die beiden kühnen Anstifter dieses angestrengten Kampfes der lübischen und hanseatischen Demokratie wider die Fürstenmacht hatten einen traurigen Ausgang. Wullenweber fiel in die Hände des Herzogs von Braunschweig, Meyer in die der Dänen und Schweden. Beide wurden wider das Gesetz gefoltert, dann geköpft und geviertheilt. Hätten sie gesiegt und dadurch die gesunkene Hansa wieder aufgerichtet, so würde es leicht um die Fürstenmacht im Norden geschehen gewesen seyn. Nach dem Tode jener kräftigen Männer sank die Hansa immer tiefer, besonders seit dem unglücklichen Ausgang des schmalkaldischen Kriegs. Schweden aber ertrotzte sich fortan die Herrschaft im baltischen Meere. König Christian II entsagte der dänischen Krone erst im J. 1546 für sich und seine Erben und erhielt dann eine leichtere Haft, in-

dem er den übrigen Rest seines Lebens ruhig in Seeland zubrachte. Er starb 1559, nachdem er 27 Jahre als Gefangener gelebt hatte.

Weil hauptsächlich die dänischen Bischöffe es gewesen waren, welche durch eigenmächtige Rücknahme ihrer frühern Rechte und durch die Verbindung mit der lübischen Demokratie das Reich in so große Gefahr gebracht hatten, ließ Christian III sie alle gefangen nehmen, und erst, als sie schriftlich ihrer ganzen vorigen Macht entsagt und dem Könige unbedingten Gehorsam geleistet hatten, gab er sie wieder frei. Ein Reichstag zu Odense, zu dem der König (allerdings ungesetzmäßig) die Geistlichkeit nicht zuließ, entzog nun den Bischöffen förmlich alle Gewalt und legte sie den weltlichen Ständen bei. Ein Theil des Kirchenguts aber sollte zur Tilgung der Schulden und zur Minderung der Steuerlast dienen; ein großer Theil der Kirchen- und Klostergüter fiel theils der Krone, theils dem Adel zu. Auf diese Weise nun gerieth die dänisch-lutherische Kirche mit ihrer Geistlichkeit in die völligste Abhängigkeit von der weltlichen Macht.

Um die evangelische Kirche Dänemarks im Innern zu ordnen, berief Christian III den Johann Bugenhagen, Luthers Freund, der schon in Braunschweig, in Hamburg, Lübeck und in Pommern die kirchlichen Einrichtungen gemacht hatte, und ließ durch ihn eine Kirchenordnung entwerfen, die, nachdem Luther und Melanchthon sie gebilligt hatten, auf dem Reichstag 1539 angenommen wurde. Von demselben Bugenhagen hatte Christian sich 1537 feierlich krönen lassen. In Norwegen gieng die Reformation anfangs nicht ohne Blut durch: seit 1537 aber fand auch dort die neue Kirche allgemeinere Anerkennung. Auch in Island begann nun die Reformation, die 1540 von dem Bischof Einarsen betrieben und 1551 durchgeführt wurde. — Im ganzen dänischen Reich war das Lutherthum herrschend, daher wurde keine Secte geduldet, aber auch kein Versuch gemacht, den Katholicismus zurückzuführen. Im J. 1544 theilte Christian III Schleswig und Holstein mit seinem Bruder und erhielt vom Kaiser die Belehnung über Holstein. Die ganze übrige Regierung Christian's war milde und gemäßigt; in allen seinen Regierungshandlungen, so wie in seinem häuslichen Leben ließ er sich stets von seinem Glauben leiten, der aufrichtig und lauter war und ihm bis an sein Lebensende eine ungetrübte Heiterkeit verlieh. Er starb 1559 im 56. Jahr seines Lebens.

Der Sohn und Nachfolger Christian's III war Friedrich II, der gleich im ersten Jahre seiner Regierung (1558) mit seinem

Oheim Johann von Holstein=Gottorp die Dithmarsen (XIX. 9, 2) durch die blutige Schlacht bei Heide (Juni 1559) unterwarf, aber mit Schweden in einen Krieg (1563—70) gerieth, der ihm Liefland kostete. Er lös'te Gothland von den Lübeckern ein und baute die Festung Kronenburg, wodurch er die Herrschaft über den Sund erhielt. Nach einer für Dänemark im Innern wohlthätigen Regierung starb er 1588.

Das kleine tapfere Volk der Dithmarsen hatte seit seiner Niederlage unter Waldemar II (also seit 1227) in einer von den dänischen Königen in vielen Verträgen anerkannten Unabhängigkeit gelebt. Zwar war König Christian I von dem Kaiser Friedrich III bei der Belehnung mit Holstein auch mit Dithmarsen belehnt worden: aber Papst Sixtus V hatte die Dithmarsen, als unter dem Schutze des Erzbisthums Bremen stehend, wieder freigesprochen, und als dennoch die Dänen das Ländchen in Besitz nehmen wollten, wurden sie 1500 bei Hemmingstadt so vollständig von den Dithmarsen geschlagen, daß sie die Unabhängigkeit derselben anerkannten und diese Anerkennung in noch sechs spätern Verträgen wiederholten. Erst unter Friedrich II fiel es dem Herzog Adolf von Holstein ein, die alte Niederlage zu rächen und 1559 in Verbindung mit dem Könige wider alles Recht die Dithmarsen plötzlich zu überfallen. Diese widerstanden mit alter Freiheitsliebe und Tapferkeit. Da aber die ihr Land sichernden Gräben und Moräste gerade ausgetrocknet waren und ihre drei Hauptorte gleich vom Feinde erobert und niedergebrannt wurden, so sahen sie, nur noch 4000 an der Zahl, sich gezwungen, die Waffen zu strecken. Herzog Adolf wollte sie alle mit Weib und Kindern hinrichten lassen; allein sein wackerer Feldherr (Ranzau) und König Friedrich, der ungern die Hand zu diesem Kriege geboten hatte, verhinderten es.

Sein Sohn Christian IV stand bis 1596 unter Vormundschaft, führte 1611 einen Krieg mit Schweden, der 1613 unter Englands Vermittlung beigelegt wurde, und mischte sich in der Folge in die Angelegenheiten Deutschlands, deren nähere Betrachtung uns seiner Zeit wieder auf diesen Fürsten führen wird.

4. Schweden unter Erich XIV. Streit mit seinen Brüdern. Erich's Entthronung und Tod. Johann II. Unglücklicher Krieg mit Dänemark. Katholische Reaction. Johann's Tod. Sigismund in Polen. Karl von Südermanland in Schweden. Herstellung des Lutherthums. Karl IX König. Waffenstillstand mit den Polen. Tod Karl's IX. Gustav II Adolf. Friede mit Rußland; Waffenstillstand mit Polen.

In Schweden hatte Gustav's I Sohn aus erster Ehe, Erich XIV, 1560 die Nachfolge erhalten. Er besaß zwar treffliche Anlagen, aber eine ungezähmte Leidenschaftlichkeit, die späterhin in eine seiner Umgebung und dem Reiche schädliche Geisteszerrüttung übergieng. Da sein Vater Gustav durch die Ertheilung umfangreicher Kronlehen an die drei Söhne zweiter Ehe (Finnlands an Johann, Ostgothlands an Magnus, Südermanlands an Karl) und durch allzu unabhängige Stellung derselben die Kronrechte geschwächt hatte, so schränkte Erich die Freiheiten derselben dahin ein, daß sie sich nie vom Reiche trennen, noch mit den Feinden des Landes sich verbinden dürften. Dadurch bekam er sie zu Feinden und gerieth durch sie in Verwicklungen, die ihm zuletzt die Krone, welche er 1569 seinem herrschsüchtigen Bruder Johann überlassen mußte, ja das Leben kosteten, das ihm dieser, aus Furcht vor einer Reaction, im Kerker nahm (1577).

Es hatte sich nämlich dem Erich ein Jahr nach seiner Thronbesteigung Esthland unterworfen; — weil aber der esthische Landmeister dieses Land bereits an Polen abgetreten hatte, so gerieth er mit dieser Macht —, zumal da sein feindlicher Bruder Johann der Schwiegersohn des Königs von Polen wurde, desgleichen mit Dänemark, das auch Anspruch auf Esthland machte, in einen Krieg. Erich schlug zwar die dänische Flotte, litt aber durch die Einfälle der Dänen in Schweden großen Nachtheil. Mit Polen gelang ihm ein Waffenstillstand und seinen Bruder Johann bekam er gefangen. — Schon als sein Vater noch lebte, hatte sich Erich aus Ehrgeiz um die Hand der Königin Elisabeth beworben, ward aber abgewiesen und gab sich nun einer Bauerntochter, Namens Katharina Mons, hin, mit der er sich nachher vermählte. Seitdem zeigten sich bei ihm Ausbrüche des Wahnsinns: er wurde argwöhnisch gegen seine Großen, von denen er glaubte, entthront zu werden, und ermordete mit Beihülfe jenes Günstlings Peerson das ganze Geschlecht der Sture. In Folge der Gewissensbisse darüber verfiel er in noch tieferen Wahnsinn, der

ihn jedoch durch die zweckmäßige Behandlung seiner Gemahlin einigermaßen verließ. Er suchte nun die Gunst des ihm abgewandten Adels durch große Geldgeschenke zu gewinnen, gab seinem Bruder die Freiheit und ließ seinem Günstling den Prozeß machen. Weil er den letztern aber wieder begnadigte und ihm den alten Einfluß ließ, überfiel ihn sein Bruder Johann mit Heeresmacht, zwang ihn, zu seinen Gunsten der Krone zu entsagen und hielt ihn in harter Kerkerhaft, bis er acht Jahre darauf, als sich zu Erich's Gunsten eine Aufregung im Lande zeigte, denselben im Gefängniß vergiften ließ.

Johann II mußte noch drei Jahre lang mit Dänemark Krieg führen und konnte sich nur durch Aufgebung aller Ansprüche auf Norwegen, Schonen, Gothland und andere streitige Landschaften den Frieden erkaufen. Glücklicher war er gegen Rußland, dem er Karelen und Ingermanland abnahm. Aus Neigung zur katholischen Religion, rief er die Katholiken in's Land, trat zuerst heimlich, dann öffentlich zur römischen Kirche über, und that ernste Schritte, auch sein ganzes Reich wieder an Rom zu ketten. Doch unterbrach ihn der Tod in diesem Bemühen und sein Sohn und Nachfolger, Sigismund, den er hatte katholisch erziehen lassen und den die Polen zum König gewählt hatten, mußte das Lutherthum wieder ganz zurückkehren sehen und nach einem langen Kampf die schwedische Krone an seinen Bruder Karl von Südermanland überlassen (1602).

Durch Sigismund war nämlich dem lutherisch-gesinnten Theile der Schweden die Religionsgefahr so nahe getreten, daß sie sich noch zu Johann's Lebzeiten an dessen Bruder Karl von Südermanland anschloßen, der bereits seine Reichsstände zum treuen Halten an der Augsburgischen Confession verpflichtet hatte. Eine allgemeine Erhebung stand bevor, als Johann 1592 starb. Bis sein Nachfolger Sigismund aus Polen zur Krönung herbeikam, führte mit dessen Willen Karl die Regierung in Schweden und benützte diese Zwischenzeit, um durch eine Versammlung der Reichsstände das lutherische Bekenntniß wieder festzustellen. Zwar wollte Sigismund (ein schwankender, von Jesuiten, Italienern und Weibern geleiteter Fürst) bei seiner Ankunft die Bestätigung versagen, erhielt aber die Krone nur unter dieser Bedingung. Da Sigismund fest entschlossen war, den Katholicismus wieder einzuführen, für jetzt aber nichts ausrichten konnte, so entfernte er sich nach Polen, ohne eine Anordnung zur Reichsverwesung zu hinterlassen. Da ernannten die schwedischen Stände den Herzog Karl zum Reichsvorsteher, und obgleich Sigismund dagegen protestirte, so mußte er es doch zulassen, daß die Beschlüsse

von Upsala erneuert, die katholischen Priester vertrieben und der römische Katechismus bis auf die letzte Spur vertilgt wurde. Jetzt erst landete Sigismund mit 8000 M., mußte sich aber zu dem Vergleich von Linköping verstehen und demgemäß seinen Streit mit Karl der Entscheidung des Reichstags überlassen. Als er die Forderung der Stände, entweder in Schweden selbst die Regierung zu übernehmen oder ihnen seinen Sohn Wladislav zum lutherischen König zu geben, abschlug; erwählten die Stände den Herzog Karl abermals zum Reichsvorsteher und zwei Jahre darauf zum König. Doch nahm er Titel und Krone erst 1604 an.

Dieser Karl, in Schweden der Neunte, war ein einsichtsvoller, durch seinen standhaften Kampf für das Evangelium gestärkter und für das materielle und geistliche Wohl seines Landes besorgter Fürst. Sein Hinneigen zum Calvinismus zwar entzog ihm das Vertrauen der Geistlichkeit, und auch der Adel stand ihm oft entgegen, weil er ihn kräftig in Schranken hielt. Desto mehr hieng ihm der Bürger- und Bauernstand an, den er durch Förderung des Ackerbaus, Handels und Gewerbs begünstigte. Den Krieg mit Polen beendete er 1609 durch einen Waffenstillstand; im Krieg mit Rußland behauptete er Ingermanland und eroberte Groß-Nowogrod, obgleich er, eines Schlaganfalls wegen, nicht selbst die Kriegsleitung übernehmen konnte. Eben diese seine Krankheit benützend fiel der Dänenkönig Christian IV in Schweden ein, wurde aber von Karl's IX Sohn, Gustav Adolf wieder daraus vertrieben (1611.)

Noch in demselben Jahre 1611 starb König Karl IX, und in seinem Sohne Gustav II Adolf, der zwar erst 18 Jahre alt war, aber wegen seines ungewöhnlichen, reifen Verstandes und seiner vielversprechenden Herrschergaben von den Reichsständen mündig erklärt wurde, bestieg den schwedischen Thron ein Fürst, dem es beschieden war, Schwedens Macht auf den höchsten Gipfel zu heben und zugleich den evangelischen Glauben in Deutschland vom Untergang zu retten (XXI).

Bei seinem Regierungsantritt fand er die verschiedenen Stände mißvergnügt, den Schatz erschöpft, das Land in Krieg verwickelt. Aber unterstützt von seinem Talent und von dem Rathe des Reichskanzlers Axel Oxenstierna, des größten Staatsmannes seiner Zeit, erschrack er vor keiner dieser Schwierigkeiten. Den erneuten verheerenden Einfällen Dänemarks in Westgothland — setzte er die

Verwüstung von Schonen und Norwegen entgegen, so daß wenigstens durch Englands Vermittlung und gegen einige kleine Opfer ein Friede mit Dänemark 1613 zu Stande kam. Einige Jahre darauf (1617) schloß er mit Polen einen zweijährigen Waffenstillstand und mit Rußland einen Frieden, der ihm Karelen, Ingermanland und Liefland sicherte. — Darauf benützte er die eintretende Ruhe zu Verbesserungen im Innern seines Landes, und vermählte sich 1620 mit der Prinzessin Eleonore von Brandenburg. — Der wieder ausbrechende Krieg mit Sigismund von Polen verschaffte ihm auch Kurland und einen großen Theil von polnisch-Preußen (1626), so daß Polen beim Kaiser um Hülfe ansuchte, die zwar gewährt wurde, aber so wenig ausrichtete, daß Sigismund gezwungen war, sich durch Vermittlung Englands, Frankreichs und Hollands 1629 einen Waffenstillstand auf sechs Jahre zu verschaffen. — Der weitere Verlauf oder vielmehr der eigentliche Beginn von Gustav Adolf's Heldenleben wird uns bei der Wiederaufnahme des Fadens der deutschen Begebenheiten dieser Periode näher beschäftigen.

---

5. Kapitel.

Polen, Rußland und die Türkei im sechszehnten Jahrhundert.

1. Polen. Sigismund I Unterdrückung der Reformation. Das Lutherthum in Preußen. Albrecht's Säcularisation in Preußen. Sigismund II August. Kriege mit Rußland und Schweden. Gleichstellung der Lutheraner und Katholiken. Erlöschen des jagellonischen Mannsstamms. Stephan Bathory Wahlkönig. Sigismund's III vergebliche Kriege mit Schweden und Rußland.

Nach der im Jahr 1501 erfolgten Wiedervereinigung Litthauens mit Polen durch Johann I Albrecht's Bruder und Nachfolger Alexander (XVIII. 10, 1. a. E.) verheerten Tartaren das Land, wurden aber von dem litthauischen Statthalter Glinski wieder vertrieben. Nach Alexander's Tod 1506 kam dessen jüngster Bruder Sigismund I, mit einstimmiger Wahl der Polen und Litthauer zur Regierung. Er trug zwar über die Russen und

Wallachen mehrere Siege davon, so daß das polnische Reich wieder zu Glanz und Ansehen kam; doch konnte er wegen Mangels einer stehenden Kriegsmacht die ausgedehnten Gränzen seines von der Ostsee bis zu den Karpathen und dem schwarzen Meer, von den westlichen Ebenen der Weichsel bis zum Don reichenden Gebietes nicht gehörig sichern. Unter ihm fand die lutherische Lehre schon im J. 1518 hie und da Eingang in Polen und gewann sich mehr und mehr Anhänger, obwohl Sigismund alles that, sie zu unterdrücken. Aber in dem von Polen noch abhängigen, dem deutschen Orden gehörigen Preußen konnte Sigismund die Einführung des Lutherthums nicht hindern, weil dort der Hochmeister Albrecht von Brandenburg, dem er Preußen als weltliches Lehen zusprach, durch die Versammlung seiner Ordensstände zu Königsberg die evangelische Kirchenordnung einführte. (XIX. 5, 5) Von dort drang die Reformation auch in Liefland und Kurland ein.

Nach Sigismund's I Tode 1548 folgte sein schon früher auf seinen Betrieb gewählter Sohn Sigismund II August, der jedoch wegen seines Hangs zum sinnlichen Wohlleben wenig für das Reich that. Der Umstand, daß sich ihm der Schwertorden mit Liefland unterwarf (1569) und dieses nun mit dem polnischen Reiche vereinigt erschien, verwickelte ihn mit Rußland und Schweden in neue Kriege.

Die Reformation wäre unter ihm in Polen, ungeachtet der eifrigen Gegenwirkung der Jesuiten, tiefer und nachhaltiger eingedrungen, wenn nicht die Lutheraner und Reformirten selbst einander so schroff entgegengestanden wären, obgleich Johann Laski (a Lasco) unermüdlich an ihrer Vereinigung arbeitete. Erst als nun auch die Secte der Unitarier (Socinianer) aufkam, schlossen die Lutheraner, Reformirten und böhmischen Brüder 1570 zu Sendomir eine Vereinigung, bei welcher jedoch jedem Theile seine eigene Confession gesichert blieb. Den also Vereinigten gelang es sodann, den Katholiken 1473 einen „ewigen Frieden" und Gleichheit der Rechte mit ihnen abzugewinnen.

Mit Sigismund II erlosch der jagellonische Mannsstamm, und von da an wurde Polen ein Wahlreich mit der Bestimmung, daß bei Lebzeiten eines Königs niemals sein Nach=

folger gewählt werden dürfe. Der erste dieser Wahlkönige war der französische Herzog von Anjou, Heinrich von Valois (XX 1, 6), der aber schon nach 5 Monaten Krone und Land im Stiche ließ und sich heimlich wieder auf den Weg nach Frankreich machte, wo er als Heinrich III den erledigten Thron bestieg. Die Polen wählten nun den Großfürsten von Siebenbürgen Stephan Bathory (1575) mit der Bedingung, daß er sich mit Sigismund's II 52jähriger Schwester Anna vermählte, um durch diese Einverleibung in den jagellonischen Stamm gleichsam enger an Polens Interesse gekettet zu seyn. Er nöthigte mit dem Schwert die Preußen, ihn als König anzuerkennen, entriß den Russen Liefland, das zurückgefallen war, und gab den Kosacken eine bessere Ordnung.

Nach Stephan's Tode 1586 entstand ein Thronstreit zwischen dem Erzherzog Maximilian von Oesterreich und dem Johann Sigismund von Schweden, einem Schwestersohne Stephan's und Enkel Sigismund's II. Dieser siegte und bestieg als Sigismund III den polnischen Thron. Von seinen Verhältnissen und Kriegen mit Schweden war oben (K. 4, 4) die Rede, und so wie er dort den Kürzern zog gegen seinen Bruder Karl von Südermanland, so erlitt er in seinen Kriegen mit den Russen nnd Türken ebenfalls nur Nachtheile. Unfähig, gutem Rath zn folgen, entfernte er die würdigsten Männer von sich, verfolgte beharrlich die Protestanten, machte sich durch gewaltsame Einführung deutscher Sitten verhaßt, und beleidigte die Magnaten so schw.r, daß sich ein Theil der Polen im Aufruhr gegen ihn erhob. Kaum hatte er diesen unterdrückt, so verwickelte er sich wieder in einen Krieg mit den Russen. Er eroberte zwar Moskau (1610) und verschaffte seinem Sohne die russische Krone, sah aber kurz darauf dieselbe wieder von dessen Haupte fallen und mußte nach verschiedenen Wechselfällen den Plan zur Ueberwältigung Rußlands aufgeben.

2. Rußland: Wassilej I Czaar Iwan II. Parteikämpfe. Errichtung der Strelitzen. Eroberung Kasan's und Astrachan s. Anfänge Sibiriens. Feodor I. Das Patriarchat von Moskau. Erlöschung des Mannsstamms Rurick's. Boris. Die falschen Dimitri's. Feodor II. Wassilej II. Vertreibung der polnischen Eindringlinge. Das Haus Romanow.

Nach dem Tode Iwan's I Wassilejewitsch, des mächtigen und glücklichen Großfürsten von Moskau (1505), vollendete sein Sohn Wassilej I Iwanowitsch, den Grundsätzen seines Vaters folgend, die Unterwerfung der noch übrigen russischen Theilfürsten. Sein Krieg mit Litthauen hatte 1522 einen Waffenstillstand zur Folge, wobei der Dnjepr als Gränze, Smolensk als russischer Besitz anerkannt wurde. Seine schweren, mit abwechselndem Glück geführten Kriege gegen den Tatar-Chan von Kasan führten 1530 zu einem Frieden, der dem Chan die Lehenspflicht auferlegte. Aber während der Minderjährigkeit seines Nachfolgers Iwan's II des Schrecklichen (1534—84), für den seine ränkevolle Mutter Helena und sein Oheim Glinski die Vormundschaft führten, entzog sich Kasan (1537) wieder der russischen Oberherrschaft; und als nach dem Tode seiner Mutter die Partei Schuiskoy's ein blutiges Schreckensregiment führte und diese Parteiungen das Innere zerrissen, machten die Tartaren und die Polen vereinigte Einfälle, die mit Noth abgetrieben wurden, worauf sich der Parteienkampf im Innern wieder fortsetzte.

Da ergriff der 14jährige Großfürst, von der Glinskischen Partei heimlich unterstützt, 1545 unerwartet die Zügel der Regierung, ließ die Häupter der Schuiskoy'schen Partei hinrichten, errichtete die Leibwache der Strelitzen (d. h. der mit Flinten Bewaffneten) und herrschte nun, um den Uebermuth der Großen zu bändigen, mit so furchtbarer Strenge, daß Blut in Strömen floß.

Zwei Jahre darauf vermählte er sich mit der klugen und sanften Tochter des Fürsten Romänow, die seine Rohheit zu mildern wußte.

Darauf wendete er sich gegen die auswärtigen Feinde, eroberte Kasan mit Sturm, tödtete alle Einwohner und führte den

Chan gefangen nach Moskau, wo derselbe das Christenthum annahm und leibliche Haft erhielt. — Der Unterwerfung Kasan's folgte die von Astrachan, wodurch er das caspische Meer erreichte, und der Krimm, wodurch er den Anfang zur einstigen Beherrschung des schwarzen Meers machte. — Als er sich gegen Esthland und Liefland wendete und ersteres sich den Schweden und Polen in die Arme warf, gerieth er mit Schweden und Polen in einen mehrjährigen Krieg, der 1561 durch einen Waffenstillstand unterbrochen wurde.

Nach dem Tode seiner Gemahlin zog er sich von den Regierungsgeschäften zurück, die er der Leitung jenes gefangenen Chans anvertraute. Als aber nun die Tartaren von Astrachan einfielen, trat er wieder hervor, trieb sie zurück, wandte sich dann wieder gegen die Polen und Schweden und eroberte Polocz und Liefland.

Weil er sich stets vor Empörungen fürchtete, wüthete er mit steigender Grausamkeit und ließ z. B. an 60,000 Einwohner von Nowogorod, die er des Einverständnisses mit den Polen beschuldigte, tödten, und in Moskau alle Verdächtigen mit wahrer Mordwuth zu Tode martern. Wie zur Strafe dafür fiel der Chan von Astrachan ein, verbrannte Moskau, und verheerte das Land furchtbar. Doch trieb ihn Iwan wieder zu Paaren, und selbst in den fortwährenden Kriegen mit den Tartaren, sowie mit den Schweden, Polen und Türken, in denen er oft nahe am Untergang war, gelangte er doch noch zu einem allgemeinen Frieden (1582). Zwei Jahre zuvor legte ihm die Eroberung, die ein aus Furcht vor einer Strafe entflohener Kosak, Namens Jermak Timofejev, jenseit des Ural gemacht hatte und die er dem Großfürsten unterstellte, den Grund zur Ausdehnung des russischen Gebiets über Sibirien, dessen Besitz für Rußlands Herrschaft in Asien in der Folge so wichtig wurde.

Obgleich ein Unmensch auf dem Thron, hob er doch Rußlands Macht und Wohlstand zu einer vorhin nicht gekannten Größe. Er ließ sogar eine Druckerei in Moskau errichten und erlaubte den Lutheranern daselbst, sich eine Kirche zu bauen. Er starb 1584 nach einer 50jährigen Regierung. Von ihm an führen die Be=

herrscher Rußlands den Titel Czar und Selbherrscher aller Reußen, den er sich im Gefühl seiner Kraft beigelegt hatte.

Sein Sohn und Nachfolger Feodor I war schwachsinnig, wurde daher unter die Regentschaft seines Schwagers Boris Gudunow gestellt. Dieser regierte mit Kraft, sicherte den Besitz Sibiriens durch Anlegung von Tobolsk, und machte die griechische Kirche in Rußland durch Errichtung eines eigenen Patriarchats in Moskau 1589 von dem Patriarchen in Constantinopel unabhängig, wiewohl Constantinopel fortfuhr, der Hauptquell der Bildung für die russische Kirche zu seyn.

Um aber sein eigenes Geschlecht auf den Thron zu bringen, ließ er den Prinzen Demetrius (Dmitrji), den Sohn des ältesten Bruders des Großfürsten, ermorden und auch andere Glieder des Herrscherhauses starben auf verdächtige Weise dahin. Als nun im J. 1591 mit Feodor I der Mannsstamm Ruriks, der über 700 Jahre Rußland beherrscht hatte, erlosch, bestieg Boris durch die Wahl der Bojaren den Thron und glaubte nun durch eine milde Regierung das Unrecht zu sühnen, durch das er sich die Krone verschafft hatte. Allein ihn und seinen Stamm traf durch das Auftreten eines falschen Demetrius das gleiche Geschick, das er dem Stamme Rurik's bereitet hatte, und die Verwirrung, welche das Erstehen von drei falschen Dmitrji's und das dadurch begünstigte Eindringen der Polen verursachte, brachte das Reich an den Rand des Untergangs.

Um nämlich seine Macht im Innern mehr befestigen zu können, schloß Boris mit den Schweden und Tartaren einen Frieden und mit den Polen einen 20jährigen Waffenstillstand, und suchte nun das Volk möglichst zufrieden zu stellen dadurch, daß er auf unparteiische Rechtspflege hielt, Künste und Gewerbe unterstützte und eine ausbrechende Hungersnoth, die allein in Moskau 127,000 Menschen hinraffte, nach Kräften milderte. Bei allem dem aber konnte er die Liebe des Volkes nicht gewinnen, das in ihm stets den Vertilger seines uralten Herrscherhauses sah. Es stand in der Person eines dem Kloster entlaufenen Mönchs, eines gebornen Edelmanns, Namens Jachko Otrepiew, ein falscher Demetrius auf, um sein angebliches Recht auf den Thron geltend zu machen, fand, von den Polen unterstützt, wachsenden Anhang, und während des Kampfes gegen ihn ward Boris wahrscheinlich vergiftet.

Es bestieg nun zwar Boris' Sohn Feodor II den Thron; allein da seine Feldherrn zum falschen Demetrius übergiengen, ward Feodor von den Einwohnern der Hauptstadt erdrosselt. Die Moskowiter huldigten nun dem falschen Demetrius; weil er aber nun die Polen vorzog, ward er als Betrüger erkannt und in einer Verschwörung sammt seiner polnischen Umgebung ermordet. An seiner Statt erhoben die Bojaren 1606 einen Schuiskoi unter dem Namen Wassilji II zum Czar. Da sich aber gegen ihn andre falsche Dmitrji's nach einander erhoben, konnte er sich auch nicht halten: er wurde den Polen ausgeliefert, die ihn in ein Kloster steckten.

Um dieser Verwirrung ein Ende zu machen, wählten die Bojaren den Sohn des Königs von Polen, den Prinzen Wladislav. Darüber entzündete sich jedoch der heftigste Kampf, in welchem die Polen sogar Moskau eroberten und verbrannten.

Da standen endlich alle Russen für die Unabhängigkeit ihres Volkes und Landes auf, schlugen die Polen aus dem Lande hinaus, und beriefen, um die Ruhe im Reiche herzustellen, einen 16jährigen Seitenverwandten des Hauses Rurik, den Michael Feodorowitsch Romänow 1613 auf den russischen Thron, und mit der von ihm gestifteten Dynastie gieng Rußland seiner höhern Bestimmung entgegen.

3. Das Osmanenreich im 16. Jahrhundert. Soliman II. Uebermacht der Türken zu Wasser und zu Land. Soliman's Einfall in Ungarn. Zriny's Heldentod in Szigeth. Soliman's Tod. Selim II. Friede mit Oesterreich. Krieg mit den Venetianern. Eroberung von Cypern. Niederlage der Türken bei Lepanto durch Juan d'Austria. Murad III. Verfall der türkischen Macht. Muhammed III. Achmed I. Friedensvertrag mit Oesterreich.

Es ist mehrmals der Türkenkriege gedacht worden, welche Kaiser Karl V und sein Bruder Ferdinand mit dem rastlos anstürmenden Soliman II zu bestehen hatten (XIX. 5, 8; 8, 1; 5 u. 6.). Kaum hatte ihm der Kaiser 1547 den Frieden abgekauft, als der Sultan vier Jahre darauf von Neuem in Ungarn eindrang und Temeswar einnahm und nur der tapfere Widerstand Erlau's und anderer festen Städte ihn von weitern Fortschritten abhielt. — In dem darauffolgenden persischen Kriege eroberte

Soliman Georgien, Wan und Mosul. Sein herrschsüchtiger Großwessier Rustan ließ es zu keinem Frieden mit Oesterreich kommen, und obgleich derselbe nach Rustan's Tode zu Stande kam, so wurde er doch wie gewöhnlich gleich wieder gebrochen. Nicht nur war die türkische Landmacht in Europa und Asien meist siegreich, sondern es machte sich auch die türkische Seemacht, die nach Chaireddin-Barbarossa's Tode von dem Renegaten Draghut befehligt wurde, in dem mittelländischen, rothen und indischen Meere weit und breit gefürchtet. Sein Angriff auf Malta 1560, das die Johanniter vertheidigten, mißlang jedoch und Droghut selbst verlor dabei sein Leben. Daher brach Soliman im folgenden Jahre selbst mit einem glänzenden Heere von Konstantinopel auf und drang zunächst in Ungarn ein. Dort belagerte er die längst erstrebte Vestung Scigeth. Obwohl der Heldentod des Grafen Niclas von Zriny sie nicht zu retten vermochte, so sollte doch auch Soliman ihres Falles nicht froh werden.

Vierzehn Tage lang hielt der tapfere Zriny die fortwährende Bestürmung der Stadt aus; dann zog er sich vor dem Eindringen des übermächtigen Feindes in die Citadelle zurück. Schon hatte er auch dort einen zweimaligen Sturm bestanden, als durch eine türkische Mine eine Bresche gemacht wurde, und nun war auch die Veste nicht mehr zu halten. Da stürzte Zriny, entschlossen mit ihr unterzugehen, sich mit seiner Heldenschaar von 600 Tapfern in den Feind, während auf seinen Befehl der Pulverthurm in die Luft flog, von dessen Trümmern 3000 Feinde erschlagen wurden.

Als die Einnahme Scigeth's vollendet war, hatte auch Soliman kurz vorher in seinem Gezelt auf dem Krankenlager geendet! Der Großwessier hielt aber, aus Furcht vor einem Janitscharenaufstand, den Tod des Sultans geheim, bis Soliman's Sohn und Nachfolger Selim III von Konstantinopel her im Lager ankam.

In Soliman, der 45 Jahre regiert hatte, besaßen die Osmanen den größten und glücklichsten ihrer Herrscher: nicht nur waren seine Kriegsthaten die glänzendsten, sondern es übertraf ihn auch keiner der Sultane in der Sorge für das Innere seines Reichs, sowohl durch Verbesserung der Gesetzgebung und Verwaltung, als auch durch Förderung der Wissenschaft und Kunst (d. h. der Baukunst). Indeß, obgleich Soliman die Türkenmacht auf ihren höchsten

Gipfel hob, so war er es doch, der zugleich den Grund zum nachmaligen Verfall des türkischen Reichs legte und zwar durch den Einfluß, den er seinem Harem (besonders der Sultanin Roxolane) auf die Regierung verstattete, durch die Verkäuflichkeit der Statthaltereien und höhern Staatswürden, durch den unmäßigen Luxus am Hofe und unter den Großen, und durch die unter ihm entstehende Sitte, den Diwan auch in Abwesenheit des Herrschers sich versammeln und berathen zu lassen.

Nachdem Selim, ein den sinnlichen Lüsten fröhnender Herrscher den Tod seines Vaters bekannt gemacht und die aufrührischen Janitscharen durch ein Thronbesteigungsgeschenk befriedigt hatte, schloß er mit Oesterreich (mit dem Kaiser Maximilian II) 1567 einen zwanzigjährigen Frieden, um eine in Arabien ausgebrochene Empörung dämpfen zu lassen; denn er selbst zog sich in das Innere seines Harems zurück und überließ seinem kraftvollen Wessir Sokolli die Leitung des Reichs. Nach einem unglücklichen Krieg mit den Russen, wobei der größere Theil seines Heeres bei einem Sturm auf dem schwarzen Meere untergieng, so wie nach der endlichen Dämpfung des arabischen Aufstandes entrissen die Türken den Venetianern die Insel Cypern, wobei 20,000 Christen niedergemetzelt und überhaupt die entsetzlichsten Grausamkeiten verübt wurden. Da sie auch die übrigen venetianischen Besitzungen, besonders die ionischen Inseln und die dalmatische Küste angriffen, so schloß Venedig mit Spanien, dem Papst, Savoyen und den Maltesern ein Bündniß, in Folge dessen diese vereinigte christliche Macht mit 205 Schiffen unter der Anführung des schon oben (K. 3, 5) näher erwähnten Johann von Oesterreich (Juan d'Austria) die in der Bucht von Lepanto liegende, 300 Segel starke, türkische Flotte angriff und sie den 7. Oct. 1571 fast ganz vernichtete, so daß ganz Europa das Ende der Türkenherrschaft nahe glaubte. Allein so groß dieser Sieg und die Freude darüber war, so wenig Folgen hatte er durch die Uneinigkeit der Verbündeten, also daß sich Venedig den Frieden und die Rückgabe wenigstens der türkischen Eroberungen in Dalmatien erkaufen mußte (1573).

Nach dem Tode Selim's, der an den Folgen der Trunkenheit starb, begann das türkische Reich unter seinem schwachen, von Weibern

und Günstlingen geleiteten Sohne Murad III zu sinken. Die Kriegszüge der Türken gegen das persische Reich waren lange nur von vorübergehenden Siegen und Eroberungen begleitet, und wenn dennoch 1590 ein für die Türken vortheilhafter Friede zu Stande kam, so war daran nur die Thronbesteigung des persischen Schachs Abbas des Großen Schuld, der, um einen andern gefürchteten Feind, die Usbeken, nachdrücklicher bekämpfen zu können, den Türken einige Gränzgebietstheile abtrat.

Die Nothwendigkeit, die stets unruhigen Janitscharen zu beschäftigen führte 1595 zu einem neuen Krieg mit Oesterreich, der von Murad und seinem noch schlechtern Sohn und Nachfolger Muhammed III, welcher mit der Ermordung seiner 19 Brüder den Thron bestieg, mit abwechselndem Glücke geführt und durch gegenseitige Schwächen und Mißgriffe in die Länge gezogen wurde. Dabei offenbarte sich der Verfall der türkischen Regierung immer mehr. Ungeachtet der unmenschlichen Grausamkeit und blutigsten Strenge, mit welcher Muhammed verfuhr, nahm doch die Zügellosigkeit im türkischen Heere zu. Eben als wieder ein Krieg mit Persien ausbrach, starb Sultan Muhammed III (1603) und der junge Achmed I war nicht im Stande, der Verwirrung in seinem Reiche ein Ende zu machen. Endlich kam wieder ein Friede mit Oesterreich (1606) zu Stande, der darum merkwürdig ist, weil die türkische Pforte zum erstenmal mit einer europäischen Macht einen Vertrag mit völlig gegenseitiger Gleichstellung schloß und den Anspruch auf einen Tribut aufgab, — ein sicheres Zeichen von dem begonnenen Eintritt des Verfalls der einst so gewaltigen Türkenmacht. Denn auch mit Persien mußte sie 1612 Frieden schließen und dem Schach Abbas alles Eroberte zugestehen. Nichts desto weniger sollte sie noch lange von Zeit zu Zeit eine Weck- und Schreckstimme Gottes für die mit sich selbst uneinige Christenheit seyn.

Die weitere Betrachtung der türkischen Angelegenheiten kann nun füglich eine Zeit lang zurücktreten, um unsern Blick den wichtigeren Begebnissen zuzuwenden, in welchen sich die Weiterentwicklung der christlichen Staaten Europa's darstellt.

6. Kapitel.

Rückblick auf die Reformationsfortschritte dieses Zeitraums. Verbreitung des Christenthums in der Heidenwelt.

So hatte denn die Kirchenreformation theils in der lutherischen, theils in der reformirten Bekenntnißform in den meisten Ländern Europa's Eingang gefunden und würde sich noch weiter verbreitet haben, wenn sie nicht in Spanien und in Italien durch die Inquisition vertilgt, in Frankreich durch den Rücktritt Heinrich's IV aufgehalten, in den Niederlanden durch die abgegränzte Scheidung der Nord= und Südprovinzen zum Stillstand gebracht, in Polen durch die rechtswidrigen Gewaltschritte Sigismund's III größtentheils verdrängt — und in Deutschland selbst theils durch die gegenreformirenden Bemühungen der katholischen Fürsten, theils durch die Zerwürfnisse der Protestanten unter einander selbst gestört —, überall aber in diesen Ländern durch die vom Tridentiner Concilium hervorgebrachte Neubelebung der römischen Kirche in Folge der einmüthigen und thätigen Bestrebungen ihrer Congregationen, vor allen des Jesuitenordens, zum Theil wieder vernichtet, zum Theil gehemmt worden wäre.

Im Allgemeinen hielt der Norden Deutschlands, wie Europa's fest an der errungenen Ueberzeugung und dorthin konnte auch die Propaganda der römischen Kirche keinen festen Fuß mehr setzen, so oft und viel sie es auch versuchte. Daher setzte sie ihre nie aus den Augen gelassene Aufgabe, das Kreuz in heidnische Länder zu tragen, mit erneuertem Eifer fort, nachdem die Verbreitung desselben in der letzten Zeit des Mittelalters in dem Grade zurückgetreten war, in welchem sich die ganze alte Kirche zuletzt der Verweltlichung hingegeben hatte. Und da ihr auf jenem äußern Felde der Protestantismus, welcher in den Heimathländern seiner Entstehung noch lange zu viel mit sich selbst zu thun hatte, nicht begegnen konnte, so entsprach den erneuten Bemühungen ihres Bekehrungseifers ein verhältnißmäßiger Erfolg.

Getrieben von dem Verlangen, die einheimischen Verluste durch auswärtige Erwerbungen zu ersetzen; unterstützt sowohl von ihrem noch immer starken äußern Bestand und größerem Reichthum, als auch von einer aus den Predigerorden vorhandenen ansehnlichen Zahl geübter, zu dergleichen Missionen brauchbarer Mönche; endlich angespornt von dem durch die Jesuiten entstandenen Wetteifer der geistlichen Orden untereinander, fieng die römisch-katholische Mission an, sich lebendiger zu regen, als je. Und da meist nur die katholisch gebliebenen Staaten durch die Länderentdeckungen und durch den damit verbreiteten Handel in unmittelbar äußerem Verkehr mit dem fernen Auslande standen und dort Schutz gewähren konnten, so war auch der Missionsweg dahin für die römische Kirche bereits ein mehr gebahnter. Nimmt man hinzu, daß die katholischen Cultusformen für die Sinne der Heiden viel Anziehendes, für einen Theil unter ihnen auch sogar etwas scheinbar Verwandtes haben, deßgleichen daß die Anbequemungsmethode dieser Kirche durch den Jesuitismus eine beträchtliche Erweiterung erhielt, daß folglich auch die ersten Anforderungen der katholischen Missionspädagogik an zu bekehrende Heiden mehr äußerlicher Art waren und noch sind: so ist offenbar, daß es den ausgesendeten Heidenboten der römischen Kirche an einem sichtlichen Erfolg nicht fehlen konnte, der schon im 16. Jahrhundert von beträchtlichem Umfang war.

Wie das Christenthum der Spanier in Westindien oder Südamerika gepflanzt wurde und welche Wirkungen die dort angewandte Bekehrungsart hatte, ist schon oben (XIX. 1, 4. a. C.) angegeben worden. Lagen auch viele Hindernisse in der Rohheit der Volkssprachen und in der geistigen, wie sittlichen Herabgekommenheit der Ureinwohner, so fällt doch die größte Schuld der Verderbniß des Christenthums daselbst auf die unmenschliche Habgier der dahin gekommenen europäischen Christen, gegen die selbst die bessere Geistlichkeit nichts vermochte. Nur wo dort der geistliche Einfluß einzig und allein auf noch freie Stämme wirken konnte, machte die Entwilderung durch das Christenthum bessere Fortschritte, so wie auch das Werk des edlen Las Casas (XIX. 1, 4) jedes Christenherz erfreuen mußte.

Auch in Ostindien hat portugiesischer Eigennutz den Missionsbemühungen der Franziscaner (in Goa) viele innere Hindernisse entgegengestellt, bis der erste Jesuitenmissionär Franz Xavier nach Goa kam und von dort aus als „der Apostel der (Ost-) Indier“ durch seine aufopfernde Selbstverleugnung und glühende Liebesthätigkeit das katholische Missionsfeld bis Japan erweiterte, ja das Kreuz unter den höchsten Gefahren schon nach China zu tragen im Begriff war, als der Tod die Thätigkeit dieses ehrwürdigen Glaubensboten unterbrach. Nichts desto weniger verfolgten nachher seine Ordensgenossen, von denen ihm bereits fünf durch den Märtyrertod vorangegangen waren, den von ihm gezeigten Weg, und noch gegen das Ende jenes Jahrhunderts bereitete Matteo Ricci in China die Glanzperiode der jesuitischen Wirksamkeit vor, die sich im folgenden Jahrhundert daselbst eröffnen sollte.

Franz Xavier (Franziscus Xaverius), Sohn eines navarresischen Edelmannes, geb. 1506 auf dem Familienschloß Xavier, war einer jener sechs Freunde, mit denen Ignaz Loyola den Jesuitenorden stiftete (XIX. 11, 3). Nachdem Xavier mit ihm eine Zeit lang in Rom gewirkt hatte, gieng er auf die Einladung des portugiesischen Königs Johann III nach Lissabon, von wo er 1541 als apostolischer Nuncius mit zwei Begleitern auf der Flotte des Vicekönigs nach Ostindien gesandt wurde. In Goa vom dortigen Bischoff unterstützt, arbeitete er an den sehr verdorbenen europäischen Einwohnern, indem er theils in einem Lehrer-Seminarium die Jugend heranbildete, theils auf den Straßen mit dem Glöcklein in der Hand das Volk zur Anhörung seiner Predigten um sich sammelte; und so durch begeisterte Reden und „wunderbare“ Heilungen so viele Heiden zur Taufe brachte, daß oft seine Arme davon erschöpft waren. Gleichen Erfolg hatte seine Wirksamkeit in andern portugiesischen Districten, wiewohl es auch an Verfolgungen nicht fehlte, indem z. B. auf Ceylon einmal über 5000 seiner Getauften von einem dortigen König getödtet wurden. Allenthalben auf dem Festland, wie auf den Inseln stiftete er christliche Gemeinden und führte dabei stets die strengste ascetische Lebensweise. Nachdem er allenthalben Missionsgehülfen angestellt hatte, begab er sich 1549 mit einem von ihm getauften Japanesen von Malacca aus auf einem chinesischen Schiffe nach Japan und machte dort während fast kaum drittehalb Jahren in den verschiedenen Provinzen dieses Kaiserthums zahlreiche Bekehrungen. Diese gelangen dort um so leichter, weil die japanesischen Religionsgebräuche mit den römischen Cultusformen manche Aehnlichkeit hatten. An diese Gebräuche sich

anschließend bequemte er sich zu den Vorstellungen und Gewohnheiten der Einwohner und hatte daher von den heidnischen Priestern wenig Hindernisse zu befahren. — Hierauf richtete sich sein Blick nach China, wohin jedoch jedem Portugiesen der Eintritt bei Todesstrafe verwehrt war. Daher gieng er nach Goa zurück und bewog den Vicekönig, eine Gesandtschaft nach China zu schicken, mit er er gehen wollte. Auf Malacca aber, wo das Schiff anlegte, hintertrieb der dortige Gouverneur die Fortsetzung der Gesandtschaftsreise, und so schiffte sich Xavier allein auf einem portugiesischen Schiffe nach der Insel Sancian in der Nähe von Macao, wo er mit den dortigen Kaufleuten unterhandelte, wie er unbekannt über die chinesische Gränze gebracht werden könnte. Da aber ergriff ihn ein Fieber, das seinem liebethätigen Leben 1552 ein Ende machte. Er starb mit den Worten: „Herr, auf dich habe ich gehofft, laß mich nicht zu Schanden werden!" — Es wird berichtet, daß Xavier mit eigener Hand eine halbe Million Heiden getauft habe. Zu bemerken ist, daß er, um die Bekehrten am Abfall zu hindern, 1550 die Einführung der Inquisition in jenen Ländern veranlaßt hat. Den Katechismus des Canisius hat er in's Malabarische übersetzt. Im J. 1622 wurde er vom Papst Gregor XV canonisirt und vom Papst Benedict XIV zum Schutzheiligen von Indien erhoben.

Sein Werk in Indien setzte zunächst der Jesuite Robert Nobili fort, der in der Anbequemungsweise so weit gieng, daß er in der Art eines indischen Weisen auftrat und seine christliche Lehre den Indiern unter dem Namen einer verbesserten Brahmanenlehre beibrachte! Xavier's Neffe Hieronymus bekehrte die Familie des Königs von Akbar, dessen drei Prinzen auf weißen Elephanten zur Kirche ritten, wo sie mit großem Gepränge die Taufe empfiengen. — In China verschaffte sich 1552 der Jesuite Ricci vorzüglich durch seine Kenntniß der Mathematik Eingang und wußte gleichfalls durch die von seinem Orden angenommene Accommodationsmethode den Chinesen das Christenthum so annehmlich zu machen, daß schon 1611 die erste christliche Kirche in Nanking eingeweiht wurde, von der aus sich das Christenthum bald in die fünf nächstgelegenen Provinzen verbreitete. (Vom Fortgang und Zerfall der Jesuitenmission in jenen Ländern s. die folgende Periode.)

7. Kapitel.

Europäische Bildung in Wissenschaft und Kunst im 16. Jahrhundert.

1. Der Staat und das monarchische Prinzip. Der Macchiavellismus. Die Rechtspflege. Vermehrte Anwendung des römischen Rechts (Cujacius und Godofredus.)

Welch' einen durchgreifenden Einfluß die Reformation auf das Gesammtleben der Menschheit hatte, wie tief sie in die Staa=

tenverhältnisse aller davon berührten Länder eingriff; welch' einen mächtigen Umschwung der Ideen auf jedem Gebiete des geistigen und materiellen Lebens sie hervorbrachte, — hat uns der bisher aufgezeigte Gang derselben dargethan. Sehen wir ab von dem kirchlichen Gebiete, das wir nach seiner hellen, wie nach seiner dunkeln Seite im genauen Zusammenhang mit dem politischen, so weit es eine allgemeine Weltschau gestattet, in Betrachtung zogen, so sind, bevor wir den Faden der Weltereignisse des 17. Jahrhunderts aufnehmen und fortführen, noch einige andere Culturseiten zu betrachten, die im Laufe des 16. Jahrhunderts zur Weiterentwicklung kamen. Und weil unterdeß die Völker des europäischen Culturbestandes, in dieser Beziehung zu größerer Mündigkeit heranreifend, mehr und mehr aus der Abgeschlossenheit ihrer Sondernatur herausgetreten und durch gegenseitige Theilnahme an den höchsten Lebensgütern im Bereiche der Wissenschaft und Kunst, wie durch die Concurrenz des bereits in die weitesten Fernen der Erde reichenden materiellen Verkehrs einander näher gerückt waren und bereits in größerer Gemeinschaftlichkeit den Culturboden der Menschheit bebauten: so können von nun an auch in der Darstellung die sich ergänzenden Ergebnisse der, einem nationalverschiedenen Boden entsproßten Bildungsbestrebungen zusammengestellt erscheinen.

Gehen wir zunächst von dem aus, was mit dem Worte S t a a t bezeichnet wird, so zeigt sich, daß das im Mittelalter in Deutschland vorherrschende aristokratische Prinzip allmählig durch die errungene volle Landeshoheit der Fürsten und durch die, nach der Unterdrückung des Faustrechts gewonnene, größere Unumschränktheit der Regierungen sich mehr und mehr in das m o n a r c h i s c h e P r i n z i p umgestaltete, welches späterhin die Grundlage des gesammten europäischen Staatslebens werden sollte, wenn auch in mannichfaltiger Abstufung seines Umfangs. Auch hiezu hat die Reformation mitgewirkt, indem sie, vorzüglich in den evangelisch-lutherischen Ländern, eine nähere Anschließung des Volks an die Obrigkeiten und Fürsten bewirkte und diesen durch die Säcularisationen zugleich die Mittel gab, ihre Macht zu befestigen, wiewohl die Kirche dabei zu kurz kam und in manchen Ländern, wo die

Gütereinziehungen in rein weltlicher Absicht geschahen, zur Ohnmacht herabgebracht ward. — Auch selbst das vorherrschend demokratische Element in der Verfassung der deutschen Reichsstädte des 15. Jahrhunderts trat hie und da wieder etwas zurück, seit Karl V den Patriciern (nach dem schmalkaldischen Krieg) wieder einen größern Antheil am Regiment verschaffte.

Die aufkommende, vom monarchischen Prinzip getragene Staatskunst hat in den Lehren des Florentiners **Macchiavelli**, die er in seiner Schrift „der Fürst" niederlegte ihren ersten bewußten Ausdruck gefunden; aber so gut das Buch und sein Zweck gemeint seyn mochte, eine so schlimme Anwendung und Wirkung hatte es zur Folge, so daß eine aller tiefern Moral entkleidete Bestrebung, sich des Gehorsams der Regierten zu versichern, fortan mit dem Namen Macchiavellismus bezeichnet wurde. — Um das Paradoxe dieser Schrift und die entgegengesetzten Urtheile, die sie und ihr Verfasser erfuhren, zu begreifen, ist zunächst eine kurze Angabe der Lebensumstände des letztern nöthig.

Nicolo di Bernadi dei Macchiavelli, geb. 1469 zu Florenz aus edlem Geschlechte, ausgezeichnet durch außerordentliche Geistesgaben, war Staatssecretär der florentinischen Republik und vielmaliger Gesandter derselben am päpstlichen, kaiserlichen und französischen Hofe und durch seine klugen Rathschläge dem Freistaate von großem Nutzen. Als Gegner des mediceischen Hauses aber wurde er 1512 auf Betrieb Lorenzo's (XVIII. 12, 2.) seines Amtes entsetzt und wegen angeschuldigter Theilnahme an einer Verschwörung gegen den Cardinal Giovanni Medici verbannt. Nach der Erwählung dieses letztern zum Papst wurde Macchiavelli wieder zurückberufen, schrieb sein Werk il Principe, das er dem Lorenzo widmete und wurde dafür zum Rathgeber des Cardinals Julius Medici angenommen. Abermals der Theilnahme an einer Verschwörung gegen diesen bezichtigt, mußte er wieder in die dunkle Dürftigkeit des Privatlebens zurücktreten. Doch als Cardinal Julius unter dem Namen Clemens VII den päpstlichen Stuhl bestieg, wurde er wieder in Staatsgeschäften gebraucht. Wegen dieser Hingebung an die Mediceer verlor er aber das Vertrauen der dieselben hassenden Florentiner und starb von ihnen verkannt und verschmäht den 22. Juni 1527, ohne das geringste Vermögen zu hinterlassen. Außer dem angegebenen, in klassischem Styl geschriebenen Tractat ist unter andern Werken von ihm auch seine florentinische Geschichte von Wichtigkeit.

Einer der neuesten Beurtheiler Macchiavell's, der englische Geschichtschreiber Macaulay, sucht mit vielem Scharfsinn die in der genannten Schrift des geistreichen Italieners niedergelegte verwerfliche Moral dadurch erklärlich zu machen und zu entschuldigen, daß er sagt, man müsse den großen Florentiner als den Sohn seiner verderbten Zeit und insbesondere Italiens fassen, wo man

„durch den Handel im Besitze des Reichthums, der Macht, der Wissenschaft, des Geschmacks und aller Bequemlichkeiten und Zierden des Lebens aus Mangel an Zeit und Kraft die Vertheidigung des Vaterlands Söldnern überließ und nicht Kriegstapferkeit, sondern Scharfsinn und List zum Ehrenpunct machte, so daß während in Deutschland Schwäche, Betrug und Verstellung als schmähliche Laster galten und die Ausschweifungen des Trotzes und der Kühnheit entschuldigt wurden, in Italien dagegen alle Verbrechen, welche Selbstbeherrschung, Gewandtheit, schnelle Beobachtungsgabe, schöpferische Einbildungskraft und tiefe Menschenkenntniß verlangten, höchst milde beurtheilt wurden". Aus diesem Gesichtspunct müsse man auch den Macchiavelli und sein Werk beurtheilen. Nicht beizustimmen sey allerdings der wunderlichen Meinung derer, welche die im Prinzipe niedergelegte Unmoral „als Gegengift ihrer selbst" betrachtet wissen wollten; auch habe er sich damit nicht (?) dem Lorenzo zur Wiederverwendung in Staatsgeschäften und zum Rathgeber bei Ausführung jener Vorschriften empfehlen wollen, die demselben die Erwerbung einer großen Macht in Italien sichern sollten. Einzig und allein die „Verschiedenheit der moralischen Ansicht und des moralischen Werths in den verschiedenen Zeiten müsse den Maaßstab zur Beurtheilung eines Mannes hergeben und staatsmännische Größe könne nicht mit dem Maaß gemeiner Moral gemessen werden!!" —

Mit Recht sagt dagegen ein Beurtheiler dieser Macaulay'schen Vertheidigung, „daß man zwar eben sowohl die Größe des Ziels, das sich Macchiavelli in der Freiheit, der Macht, dem Glücke seines Vaterlands gesteckt hatte, als auch die Größe der Gaben dieses Mannes bewundern könne, daß aber beides uns nicht berechtige, die Mittel zu billigen, die er zur Erreichung seines Zieles vorschlägt; und habe sein Zeitalter in Macchiavelli's Grundsätzen, auf die er jene Mittel gründe, nichts Auffallendes gefunden, so sey eben auch das Zeitalter zu beklagen, wenn dieß das allgemeine Gefühl gewesen wäre". So ist's.

Die besser geordnete Rechtspflege durch das Aufkommen eines gelehrten Richterstandes ließ kein Faustrecht mehr einreißen, und gewährte dadurch dem öffentlichen Verkehr mehr Sicherheit, zumal auch in das Dunkel des Criminalrechts ein Lichtstrahl fiel, seit die peinliche Halsgerichtsordnung Karl's V (daher auch die Carolina genannt) erschien, mit der übrigens die Lehrer des römischen Rechts nichts weniger als zufrieden waren, so daß in einzelnen deutschen Landen noch umfassendere Verordnungen über Verbrechen und deren Bestrafung erschienen. Uebrigens blieb allenthalben die Tortur, wiewohl hie und da gemildert, noch in Anwendung, wie auch die abscheulichen Hexenprozesse (XIX. 3, 1) noch an der Tagesordnung.

Das römische Recht hatte allenthalben eine vermehrte Anwendung gefunden, erhielt aber in Deutschland vorzüglich durch das Lehnwesen, — in Frankreich außerdem noch durch die Praxis der verschiedenartigen Mittel- und Untergerichte, so wie durch die Parlamentsbeschlüsse und königlichen Ordonnanzen seine Einschränkung; in England konnte es dagegen als geltendes Recht gar nicht festen Fuß fassen, da die Einrichtungen des Parlaments und die dabei befolgten altgermanischen Rechtsgebräuche (in den Friedensgerichten, Geschwornengerichten ꝛc.) vorherrschten.

Zu den berühmtesten Erklärern des römischen Rechts in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts gehört Cujacius (eigentlich Jaques Cujas) geb. zu Toulouse 1520 und gest. 1590 zu Bourges, der durch scharfsinnige Vergleichung von 500 Handschriften die römischen Rechtsquellen berichtigte und den Grund zu einer systematischen Rechtswissenschaft legte. Auch Dyonysius Gothofredus (Denis Godefroy), ein vertriebener Protestant, geb. zu Paris 1549, gest. 1622 zu Straßburg, machte sich durch sein Corpus juris civilis um die Rechtskunde verdient.

2. Die klassische Philologie des 16. Jahrhunderts in Italien, Frankreich und Deutschland. Das deutsche Schulwesen: die Schulen Trotzendorf's, Neander's und Sturm's. Die Jesuitenschulen.

Die klassische Philologie hatte sich noch immer vorzugsweise in Italien der meisten Pflege zu erfreuen und ein Paulus Manutius, Petrus Victorius, Fulvius Ursinus und Muretus waren daselbst große Zierden, während sie in Frankreich, wo sie von Franz I viel Unterstützung fand, in Wilhelm Budäus, den beiden Scaliger (Vater und Sohn), in Robert Stephanus, in Lambinus, Pithöus und Casaubonus Sterne erster Gräße aufzuweisen hatte.

Paulus **Manutius** (Sohn des XIX. 2, 3. a. E. erwähnten Aldus Manutius, genannt der Aeltere) war ein gelehrter Buchhändler zu Venedig, ausgezeichnet durch seinen klassischen Styl. Sein Sohn **Aldus** der Jüngere war auch ein Wunder der Gelehrsamkeit und dabei doch so arm, daß er die mit unglaublichen Kosten zusammengebrachte Bibliothek seiner Väter, 8000 Bände stark, an die Stadt Pisa verkaufen mußte, deren Zierde sie jetzt ist.

Petrus **Victorius** (gest. 1585 zu Florenz), war ein gelehrter Commentator des Aristoteles.

Fulvius **Ursinus** (geb. 1530), der gelehrte Bibliothekar des Cardinals Alexander Fornese, legte eine bedeutende Sammlung Alterthümer und Handschriften an, welche letztere er bei seinem Tode (1600) der vaticanischen Bibliothek vermachte.

Muretus (eig. Marc Antoine François geb. in Muret bei Limoges), lernte ohne Lehrer Griechisch und Latein, hielt im 18. Jahr Vorlesungen über Cicero und Terenz und hatte später als Lehrer der Philosophie an einem Collegium zu Paris selbst den König und die Königin zu Zuhörern. Von Gegnern verfolgt, fand er in Rom bei dem Papst und den Cardinälen ehrenvolle Aufnahme, erhielt die Priesterwürde mit reichen Pfründen und lehrte Philosophie und Theologie. Er starb 1585. Unter allen neuern Lateinschreibern steht er durch Correctheit, Leichtigkeit, Geschmack und Gelehrsamkeit oben an.

Wilhelm **Budäus** (Budé), geb. zu Paris, Bibliothekar und vertrauter Secretär (auch Gesandter) des Königs Franz I, besaß eine große Gelehrsamkeit, besonders in der griech. Sprache. Einst war er in Geschäften außer seinem Hause: da kam ein Bote und meldete ihm, in seinem Hause sey Feuer ausgebrochen. „Um das Häusliche bekümmere er sich nicht, antwortete er, der Bote solle es seiner Frau sagen."

Julius Cäsar **Scaliger**, geb. zu Venedig, war ein großer Gelehrter, der sich aber durch seine Freimüthigkeit und leicht verletzliche Eitelkeit viele Feinde machte. Er hinterließ philologische, philosophische und naturhistorische Schriften. — Sein Sohn Joseph Justus Scaliger, geb. 1540, hatte zwar weniger Geist, als sein Vater, aber noch mehr Kenntnisse: er ist der Begründer der wissenschaftlichen Chronologie und starb als Professor in Leyden 1609.

Robert **Stephanus** (eig. Estienne) aus der schon oben XIX. 2, 3 genannten Buchdrucker- und Gelehrtenfamilie in Paris, wandte so große Sorgfalt auf die Correctur seiner Werke, daß er jeden Bogen öffentlich aushängen ließ und auf jeden Fehler, den man finden würde, einen Preis setzte. Wegen des Drucks einer calvinischen Bibelübersetzung in den Verdacht der Ketzerei gerathen, mußte er nach dem Tode des Königs Franz I, der ihn lange geschützt hatte, nach Genf fliehen, wo er 1559 starb. — Sein Sohn Heinrich Stephanus bereis'te ganz Europa, um alle neuern Hauptsprachen zu lernen und gab selbst-emendirte griechische Klassiker heraus, gerieth aber durch seinen Thesaurus linguae graecae in Schulden und dadurch in ein herumschweifendes Leben, bis er im Hospital zu Lyon 1598 starb.

Lambinus, ein großer Philologe und Kritiker an einem Collegium zu Paris, starb über die Nachricht von dem Tode seines Freundes, der in der Bartholomäusnacht ermordet worden.

Petrus **Pithöus** (eig. Pithou), ein genauer Kenner der Alten, dabei berühmter Rechtsgelehrter, rettete sich mit Noth aus der Bartholomäusnacht, wurde katholisch und vertheidigte wenigstens muthig die gallicanischen Freiheiten. Man nennt ihn den französischen Varro.

Isaac **Casaubonus** (Casaubon), geb. zu Genf 1559, Philolog, Philosoph, Jurist und Orientalist, war Bibliothekar in Paris unter König Heinrich IV und zu London unter Jakob I, wo er 1614 starb. Er galt für den größten Gelehrten seiner Zeit.

Daß besonders in Deutschland die Reformation sich die wesentliche Verbesserung und Hebung des Schulwesens angelegen seyn ließ, davon zeugen Luther's und besonders Melanchthon's Bemühungen, die bereits oben erwähnt wurden. Auch die Universitäten Deutschlands mehrten sich noch durch das Bestreben der Fürsten, welche dadurch vorzüglich der Kirche zu Hülfe kommen wollten. So wurde 1527 Marburg, 1544 Königsberg, 1548 Jena, 1576 Helmstädt gestiftet und bis zum Jahre 1633 zählte Deutschland 27 Universitäten. In allen Gebieten des Wissens verließ der durch die Reformation angeregte Geist der Deutschen die Ueberlieferung, welche im Laufe der Zeit so viel Unechtes aufgenommen hatte, und trat überall selbständig an die Quellen der Belehrung, die das verschüttete Alterthum bot; ja er gieng selbstforschend über dieselben hinaus, um eigenkräftig zur Erkenntniß des Wesens der Dinge fortzuschreiten.

Nächst der Theologie wurden auch in den Schulen Deutschlands hauptsächlich die philologischen Studien mit Eifer betrieben, weil sie da als Schlüssel zur tiefern Erfassung der h. Schrift und zugleich als Grundlage der allgemeinen Bildung höheren Grades betrachtet wurden. Neben und nach den oben schon erwähnten Gelehrten Hermann von dem Busche, Erasmus, Eobanus Hessus, Melanchthon, Camerarius haben auch andere Männer die Sprachwissenschaft und das Schulfach zu fördern fortgefahren, ganz besonders ein Trotzendorf, Neander, Sturm, Conrad Geßner, Georg Fabricius, Xylander, Sylburg, Taubmann u. a. vorzüglich aber der bedeutende Philologe Justus Lipsius.

Valentin Friedland **Trotzendorf**, geb. 1490 zu Görlitz, ein Schüler Luther's und Melanchthon's, war Rector der Goldberger Schule, die durch ihn und seine feste Schulordnung einen weit verbreiteten Ruf und Schüler aus vielen Ländern erhielt. Von ihm sagte Melanchthon, er sey zum Regieren in der Schule geschaffen wie der ältere Scipio Africanus zum Heerführer.

Michael **Neander**, geb. zu Sorau 1525, ebenfalls ein Schüler Luther's und Melanchthon's war Rector der Klosterschule zu Ilfeld (Ihlefeld) am Harz, die durch ihn das beste Seminar im Lande wurde.

Johannes **Sturm**, geb. zu Schleiden in der Eiffel 1507, gebildet in der Schule der Hieronymianer, studierte Philologie und Philosophie zu Löwen, dann Medicin zu Paris und las dort über die Klassiker, organisirte dann in Straßburg das neue Gymnasium, das unter Kaiser Max II die Rechte einer Academie und ihn, den Sturm, zum Rector perpetuus erhielt. Als solcher wirkte er mit großem Erfolg, bis er als 76jähriger Greis in Folge der dort zwischen den Lutheranern und Reformirten ausgebrochenen Streitigkeiten seine Aemter verlor. Er starb im 82. Jahre 1589. Er stand als Schulmann bei Kaisern und Königen und selbst bei den Engländern, Ungarn und Polen in großem Ansehen. Als Ziel der Bildung stellte er Frömmigkeit, Kenntnisse und Redekunst hin. — (Siehe über Trotzendorf, Neander und Sturm: Karl v. Raumer's Pädagogik I.)

Konrad **Geßner**, geb. zu Zürich 1516 wurde wegen seiner vielseitigen Kenntnisse für den größten Polyhistor gehalten und mit dem Beinamen der „deutsche Plinius" beehrt. Er war zuerst Schulmann in seiner Vaterstadt, dann Professor der griechischen Sprache in Lausanne, darauf Doctor der Medicin in Basel und zuletzt Professor der Ethik und Physik in Zürich, wo er 1565 an der Pest starb. Sein bekanntestes Werk ist die Historia animalium oder Naturgeschichte der Thiere.

Georg **Fabricius** (eig. Goldschmied), geb. zu Chemnitz 1516, gestorben zu Meißen 1571 als Rector der dortigen Fürstenschule, gab lateinische Gedichte und einige besonders die sächsische Geschichte betreffende Werke heraus.

Wilhelm **Xylander** (eig. Holtzmann), geb. zu Augsburg 1531 war Professor der griechischen Sprache zu Heidelberg, wo er 1576 verschiedene griechische Schriftsteller (die moral. Schriften des Plutarch, den Strabo, Dio Cassius, Pausanias 2c.) in's Lateinische übersetzte.

Friedrich Sylburg, geb. bei Marburg 1536, zuerst Schulmann, dann Privatgelehrter in Frankfurt und Heidelberg, ist der Herausgeber des Pausanias, Dionysius von Halikarnaß, des Theodoret, Clemens Alexandrinus und anderer alter Schriftsteller.

Friedrich Taubmann, geb. 1565 zu Wonsees bei Baireuth, Professor der Philologie und Dichtkunst zu Wittenberg, suchte das zu seiner Zeit gesunkene philolo-

gische Studium wieder zu heben und geißelte mit dem treffendsten Witz die Gebrechen seiner Zeit. (Man sammelte viele seiner Witzreden, untermischte sie mit andern, ihm mit Unrecht zugeschriebenen, oft unsaubern Späßen, woran sein gebildeter Geist und sittenreiner Character keinen Theil hatte, und gab sie unter dem Titel Taubmanniana heraus.) Er edirte unter andern auch den Plautus und Virgil.

Justus **Lipsius**, (eig. Joost Lipß) geb. bei Brüssel 1547, kam als Secretär des Cardinal's Granvella nach Rom, wo er im Studium der Alten lebte, lehrte dann zu Löwen, Jena, Cöln, Leyden, an welchem letztern Ort er die reformirte Confession annahm, bis er in Folge von Streitigkeiten wieder zur katholischen Kirche zurücktrat und zu Löwen als k. spanischer Historiograph 1606 starb. Er gab den Tacitus, Seneca, Plautus, Vellejus ꝛc. heraus und schrieb selbst viele Schriften.

Trotzendorf's, Neander's und Sturm's Schulen wurden bei den deutschen Schuleinrichtungen des 16. Jahrhunderts zum Muster genommen. Namentlich ist die württembergische Schulordnung, die einen Theil der sog. großen Kirchenordnung des Herzogs Christoph aus dem Jahr 1559 ausmacht, der Sturm'schen nachgebildet. Die von diesem Fürsten in Württemberg gestifteten protestantischen Klosterschulen sorgten besonders für gründliche Heranbildung von Geistlichen. Auffallende Aehnlichkeit mit diesen württembergischen Klosterschulen findet sich in der sächsischen Schulordnung derselben Zeit; doch waren die sächsischen Fürstenschulen (zu Meißen, Grimma und Schulpforte) nicht bloß für künftige Theologen, sondern für Studierende jeder Gattung gestiftet. In jenen, wie in diesen Schulen herrschte der Geist deutscher Gründlichkeit und evangelischer Zucht.

Die Schulen der Jesuiten entsprachen von Anfang an der Richtung dieses Ordens, dessen Zweck im Allgemeinen in der „Bekämpfung des Protestantismus mit den Waffen der Wissenschaft und insbesondere der Pädagogik" bestand. Haben auch die Jesuitenschulen der damaligen Zeit in der äußern Organisation ihrer Anstalten rücksichtlich der Lehrmethode und des Gelehrsamkeitsbestreben mit Sturm's Schuleinrichtung sehr Vieles gemein gehabt, so waren sie doch im Innersten von ihr wesentich verschieden. Der 1588 entworfene und 1599 veröffentlichte jesuitische Lehrplan wurde die Grundlage aller folgenden jesuitischen Lehranstalten, in denen derselbe nur erweitert und den jedesmaligen Zeitanforderungen angepaßt erscheint. Die Grundsätze der Lehre und Zucht in diesen Schulen waren von denen der protestantischen Schulen eben so verschieden, wie die Prinzipien der in dem Katechismus des Pater Canisius einerseits und der in den Katechismen der Reformatoren anderseits niedergelegten Glaubenslehren.

3. Die Philosophie im 16. Jahrhundert: Petrus Ramus; Theophrastus Paracelsus; Jakob Böhme; Giordano Bruno. Die Arzneikunde und die Naturwissenschaften. Mathematik und Astronomie: Copernicus, Tycho de Brahe, Galilei, Keppler.

Die nach Ueberwindung der Scholastik durch die Reformation aufgekommene Philosophie kämpfte besonders durch Petrus Ramus die Aristotelik danieder, schlug aber anderseits durch Theophrastus Paracelsus in Naturphilosophie über und beugte durch Jakob Böhme in Theosophie ab, während der Engländer Franz Baco sie durch seinen kritischen Verstand auf den nüchternen Weg der Empirie (Erfahrung) führte, auf dem sie der Naturlehre zur Ausbildung verhalf. — Der Schulphilosophie jener Zeit schnurstracks entgegen wirkte gleichfalls der theistisch gefärbte Pantheismus des Italieners Giordano Bruno, dessen Lehre mit der platonisch-cabbalistischen Philosophie des Raymundus Lullus († 1315) in Vielem übereinstimmte. — Im Gegensatz gegen alle mehr oder minder positive Philosophie stellte der Franzose Montaigne ein Systems de Zweifels auf, indem er in seinen „Versuchen" die Ungewißheit der menschlichen Erkenntniß und die Unzulänglichkeit der Vernunft darthat, so daß er am Ende selbst an seinen Zweifeln verzweifelnd wieder zum Glauben an die Offenbarung zurückkehrte.

Petrus **Ramus** (eig. Pierre la Ramée), geb. 1502 in der Grafschaft Vermandois, bestritt die Aristotelische Philosophie mit solchem Aufsehen, daß seine Gegner das Verbot erwirkten, daß er nicht mehr gegen Aristoteles schreiben und lehren durfte. Indeß hob der Cardinal von Lothringen das Verbot wieder auf, und König Heinrich II ernannte den Ramus zum Professor der Philosophie und Beredtsamkeit (1545). Als Theilnehmer an den damaligen Religionsunruhen sah er sich genöthigt nach Deutschland zu flüchten, wo er in Heidelberg zur reformirten Religion übertrat. Späterhin wieder nach Frankreich zurückgekehrt fiel er in der Bartholomäusnacht unter den Streichen seiner Gegner. Sein Lehrbuch der Logik wurde lange in Deutschlands Schulen zum Grund gelegt.

Theophrastus Paracelsus (eig. Philippus Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus ab Hohenheim), Arzt und Alchemist, geboren zu Maria-Einsiedeln 1493, führte lange das Leben eines fahrenden Scholasticus, war

kurze Zeit Professor in Basel, zog in Deutschland und der Schweiz umher, that bald da, bald dort auch Feldwundarzneidienste und wurde zuletzt in Salzburg angestellt, wo er 1541 wahrscheinlich an den Folgen eines Sturzes starb. — Sein ganzes Wesen war excentrisch, seine Bildung ohne positiven Wissensgrund. Die Gelehrsamkeit und Schulweisheit seiner Zeit verachtend, stellte er ein eigenes, in wunderliche Wortgebilde gehülltes phantastisches System auf, das eine allgemeine Wissenschaftslehre, eine allgemeine Naturlehre und eine in biblisch-kirchliches Gewand gekleidete Theosophie enthielt. Dieses sein sogenanntes System sowohl, als auch vorzüglich seine chemischen Geheimmittel und damit gemachten, als Wunder gepriesenen Curen verschafften ihm ungemein viele Anhänger, auch unter den Fürsten, selbst unter einem Theile der Gelehrten. So unwissenschaftlich seine Wissenschaft, so hatte sie doch einen großen Einfluß auf die practische Medicin, in welcher durch ihn die Anwendung einfacher Pflanzenmittel hinter die auf chemischem Wege gewonnenen Heilmittel zurückgestellt wurde.

Jakob **Böhme**, geb. 1575 zu Altseidenberg bei Görlitz, Schuhmacher in letzterer Stadt und erster „Philosoph in Deutschland", beschäftigte sich schon als Knabe mit Ergründung des „wahren" Glaubens, hatte auf seiner Wanderschaft verschiedene Visionen und behauptete nach seiner letzten Vision in den innersten Grund der Dinge eingeführt werden zu seyn, worauf er das von ihm Erschaute und Erkannte in ein Werk niederschrieb, das er „Aurora oder Morgenröthe im Aufgang" betitelte. Von dem Görlitzer Hauptpastor öffentlich angegriffen und als Irrlehrer verdammt, ward ihm das Bücherschreiben verboten; indeß erhielt er von seinen Anhängern in Schlesien und in der Lausitz dringende Aufforderung zum Schreiben nebst vielen Unterstützungen zu seinem Unterhalt, so daß er das Schuhmacherhandwerk aufgab und seine Schrift „von wahrer Buße und Gelassenheit" schrieb, worauf er aus Görlitz verwiesen wurde. Nachdem er eine Zeit lang in Dresden vom Consistorium aus persönlichem Wohlwollen geduldet worden war, kehrte er wieder nach Görlitz zurück. Dort aber starb er kurz darauf (1624). — Seine Lehre ist eine in Eins verbundene Natur- und Religionsphilosophie, insofern sich bei ihm Kosmophysik und Anthropophysik oder Naturwelt und Menschenwelt als ein Prozeß des Offenbarwerdens der Gottheit in der Welt darstellt, das sich zunächst in physischer (creatürlicher) Weise vollbringt, aber zum Ziel die Vollendung der innenweltlichen Daseynsform Gottes zu reingöttlicher Darstellung „in überweltlich-werdenden Menschen" hat. Ihm nach ist also Gott, ohne selbst böse zu seyn, der Grund alles Bösen und Guten, weil er in seinem Wesen „Feuer und Licht, die bittere und süße Qualität, jedoch in vollkommener Einheit und Temperatur enthält"; aber „diese Qualitäten sind in den von ihm ausgeflossenen Creaturen nicht in jener ursprünglichen Einheit geblieben, sondern haben sich in ihm getrennt" und so sey das Böse entstanden. Nach dieser dualistischen Anschauung richtete sich

auch Böhme's Ansicht von der christlichen Offenbarungslehre, dergemäß sich Gott, seinem überweltlichen An=sich=seyn nach, in Christo persönlich darstellte, aber noch gebunden an die naturweltliche Gottesoffenbarung, deren allmählige Ueberwindung und Verklärung in die reingöttliche das Endziel ist. Dieser Mysticismus J. Böhme's fand viele Anhänger, deren manche im 17. Jahrhundert als Stifter separatistischer Secten hervortraten. Uebrigens war Böhme's Frömmigkeit ungeheuchelt und das Heil der Kirche lag ihm ernstlich am Herzen, obgleich sie seine theophysikalen Speculationen als Häresieen ansehen mußte.

Giordāno **Bruno** (Jordanus Brunus), geb. zu Nola im Neapolitanischen, war zuerst Dominicaner, verließ aber den Orden und begab sich, um den Verfolgungen, die ihm seiner Lehre wegen drohten, zu entgehen, 1580 außer Lands und lehrte an verschiedenen Orten, zuletzt unangefochten in Padua, wurde aber 1598 doch noch von der Inquisition ergriffen, zu Venedig und Rom prozessirt und im J. 1600 verbrannt. Begabt mit lebhafter Phantasie und grübelndem Scharfsinn benützte er die Lehre der aristotelischen, stoischen und platonischen Philosophie und stellte eine, jedoch aller wissenschaftlichen Methode ermangelnde „theistisch=modificirte" All=Eins=Lehre auf, die sich zwar von den Emanationsvorstellungen des Neuplatonismus (XII. 10, 7) frei hielt, aber von der Kirchenlehre in allen Beziehungen abwich. Denn er sowohl, als Paracelsus, hob die Naturoffenbarung vor der Schriftoffenbarung hervor in der Meinung, jene schließe die geheimnißreichen Tiefen des Göttlichen „in höherer Geheimwissenschaft" auf.

Michael de **Montaigne**, geb. 1533 zu Perigord, gest. zu Bordeaux 1592, gebildet durch das Studium der Alten und auf Reisen, voll feiner Menschenkenntniß und klarverständigen Geistes, aber von leichtem, frivolem Character, Skeptiker in der Theorie, Epicuräer in der Praxis, schrieb seine obbezeichneten Essais in einem Sinne, den Nicole, einer seiner Gegner, durch die Hinweisung auf Pred. Sal. 2, 22—24 ganz richtig bezeichnet. Er ist in Frankreich der Vorläufer der im 17. Jahrhundert zur Herrschaft gekommenen Philosophie des Unglaubens.

So wie sich die Arzneikunde durch einen Deutschen, den obgenannten Paracelsus, in Bezug auf chemische Heilmittel erweiterte, so bekam sie durch die Italiener Cardanus und Vesal in Bezug auf Anatomie, und durch den Engländer Harvey in Bezug auf den Kreisumlauf des Bluts, den dieser entdeckte, ein erweitertes Feld. — Während die Mathematik als Grundlage der Naturwissenschaften gleichfalls durch Cardanus, Neper und Harriot weiter gebildet wurde, vervollkommnete sich unter den Naturwissenschaften, vorzüglich die Astronomie durch

das von Copernicus neu aufgestellte System, welches durch Tycho de Brahe, Galilei und Kepler weitere Bestätigung und Ausbildung erhielt, besonders seit Johnsen (1690) zu Middelburg in Holland das Fernrohr erfand. Diese Fortschritte in der Astronomie bewogen den Papst Gregor XIII 1582 eine Verbesserung des julianischen Kalenders vornehmen zu lassen, — eine Verbesserung, die aber von den Evangelischen nicht sobald angenommen wurde, bis sich zuerst die Deutschen im J. 1700, die Engländer und Schweden vollends erst in der Mitte des 18 Jahrhunderts zur Annahme des gregorianischen Kalenders verstanden, während die Russen und Griechen sich noch heute an den alten julianischen halten. — Nachdem Baco von Verulam durch die Entdeckung des Gesetzes der Bewegung die Physik zum Fortschritt gebracht hatte, ward sie durch Torricelli's Erfindung des Barometers und durch Gilbert's Beobachtungen des Erdmagnetismus beträchtlich erweitert.

Hieronymus **Cardanus** (Geronimo Cardāno), geb. 1501 zu Pavia, berühmter Mathematiker, Philosoph und Arzt, führte als ein umfassender, aber excentrischer Geist und leidenschaftlicher Character ein vielbewegtes, unstätes Leben, worin er bald arm, bald reich, bald berühmt und geehrt, bald verachtet und verfolgt erscheint. Er starb 1576 zu Rom. Er trug zur Ausbildung der Algebra ein Wesentliches bei; und in der Lehre von den cubischen Gleichungen stellte er eine eigene, die cardanische Formel auf.

Andreas **Vesal** (Vesalius), geb. 1513 zu Brüssel, begleitete das Kriegsheer Karl's V in Italien als Feldarzt bis 1537 und lehrte nachher als Professor der Anatomie zu Padua, Pisa, Bologna und Basel. In der Folge wurde er erster Chirurg am Hofe Karls V und Philipps II. In Spanien von der Geistlichkeit verfolgt, fiel er in die Hände der Inquisition; doch entzog ihn Philipp II den Gerichten und legte ihm eine Büßungsreise nach Jerusalem auf. Bei seiner Rückkehr scheiterte er bei Zante und starb auf dieser Insel im Elend 1564.

John **Neper** (auch Nepper, eig. Napier) Baron von Marchiston, in Schottland, geb. 1550, ist der Erfinder der Logarithmen.

Thomas **Harriot**, geb. zu Oxford 1560, gest. 1621 zu London, stellte als Mathematiker in der Lehre von den Gleichungen einen eigenen, nach ihm benannten Satz auf.

Nicolaus **Copernicus** (eig. Kopernik), geb. 1473 zu Thorn, lehrte eine Zeit lang Mathematik und Astronomie in Rom, wo man ihn selbst seinem

Vorgänger Regiomontanus gleichschätzte, und wurde darauf Canonicus am Dome zu Frauenburg, woselbst er in stiller Zurückgezogenheit seinen Studien lebte und als Erfinder des Copernicanischen Weltsystems, das 1543 zuerst zu Nürnberg unter dem Titel De orbium coelestium revolutionibus Libr. VI. im Druck erschien, eine neue Epoche der Astronomie begründete.

Tycho de Brahe, aus einem altadeligen Geschlechte, das Schweden viele Staatsmänner, Feldherren und zwei Könige (Waldemar und Magnus Ladislaus) gab, wurde 1546 im Knudstrop auf Schonen geboren und studierte zu Kopenhagen, wo ihn der Eindruck einer großen Sonnenfinsterniß für das Studium der Astronomie bestimmte. Er erbaute sich eine eigene Sternwarte und begründete seinen Ruf zuerst durch die Entdeckung eines Sterns. Darauf erhielt er von seinem König Friedrich II die Insel Hveen mit dem Schlosse Uranienburg, behufs der Einrichtung einer Sternwarte, zum Geschenk und errichtete daselbst eine astronomische Anstalt, die sich 21 Jahre lang erhielt. Als ihm nach König Friedrich's Tode seine Feinde im Adel und in der Geistlichkeit die fernere Ausübung seiner Wissenschaft in Uranienburg unmöglich machten, folgte er dem Rufe Kaiser Rudolph's II, der ihm in Prag (an dessen Universität schon im vorigen Jahrhundert Peurbach und Regiomontanus das Studium der Astronomie geweckt hatten) ein Schloß mit Sternwarte schenkte, die er aber zwei Jahre darauf mit einer von ihm selbst in einem andern eigenen Hause eingerichteten vertauschte. Nicht lange darauf aber starb er 1601 bei einem Gastmale an einer Harnverhaltung. Obgleich das von ihm aufgestellte scharfsinnige, aber unhaltbare Sonnen- und Planetensystem aufgegeben wurde, so nimmt er doch, nach Lalande's Zeugniß, einen sehr hohen Platz in der Astronomie ein, da Kepler und Newton auf der Grundlage seiner Beobachtungen ihre höheren Entdeckungen machten.

Galileo **Galilei**, aus einem florentinischen Adelsgeschlechte, geb. zu Pisa 1564, Professor der Mathematik daselbst, wurde durch die Schwingungen einer Lampe im Dom daselbst auf die Gesetze vom Pendel geleitet, die späterhin seinen Sohn und Huygens auf die Erfindung der Pendeluhren brachten. Er erfand auch die hydrostatische Wage, verbesserte das Thermometer, und machte sich durch seine Gesetze vom Fall berühmt, auf welche ihn seine (auf dem schiefen Thurm zu Pisa) angestellten Versuche brachten. Weil er aber dadurch die aristotelische Philosophie angriff, so mußte er vor seinen Feinden nach Padua weichen, wo er weiterführende Beobachtungen über den Magnetismus anstellte und höchst wichtige astronomische Entdeckungen machte (z. B. die Berge im Mond, einen Jupiterstrabanten, den Saturnring und die Sonnenflecken entdeckte.) Von Cosmo III nach Pisa zurückberufen, bestätigte er dort durch die Beobachtung der Lichtabwechselung im Mars und in der Venus das copernicanische System, gerieth aber dadurch mit

der Geistlichkeit, besonders mit den Jesuiten, in Streit, wurde 1533 vor die Inquisition gefordert und mußte seine, wie man damals glaubte, der Bibel widerstreitende Behauptungen knieend abschwören und auf unbestimmte Zeit seiner Freiheit verlustig gehen. Bis an sein Ende mit astronomischen Untersuchungen beschäftigt, starb er blind und taub 1642.

Johann **Kepler**, geb. 1571 zu Weil im Württembergischen, gebildet zu Maulbronn und Tübingen, gieng von dem theologischen zum astronomischen Studium über und wurde 1594 Professor der Mathematik und Moral zu Grätz, sah sich aber als Protestant weder hier, noch in Ungarn, noch in Steyermark sicher. Er mußte im Aug. 1600 Grätz für immer verlassen. Von Tycho de Brahe eingeladen, fand er in Prag als dessen Gehülfe (bei der Ausarbeitung der Rudolfinischen Tafeln) und dann als kaiserlicher Mathematikus einigen Schutz, aber nicht hinreichendes Brot, da er seine Besoldung hier so wenig, als nachher in Linz erhielt, wo ihm Kaiser Matthias und nachher Kaiser Ferdinand eine Anstellung gab. Nachdem er eine Zeit lang Wallensteins astronomischer Berather gewesen war, hielt er sich zuletzt meist in Sagan auf, und als er endlich seine so oft vergebens geforderten Gehaltsrückstände zu Regensburg in Empfang nehmen sollte, starb er daselbst 1633. Seine Berechnung der Planetenbewegungen, die mit dem Namen „Keplerische Gesetze bekannt sind, haben eben sowohl, als sein christlicher Glaube, den er unter allen Verfolgungen und Anfeindungen behauptete, die Probe bestanden. Denn Mannesfestigkeit und Wahrheitstreue verläugnete er selbst nicht in den auch über ihn gekommenen religiösen Stürmen jener Zeit, und jeden Zweifel daran scheucht allein schon sein Schreiben v. 9. Sept. 1700 an Mästlin zurück: „Dieß (nämlich seine Vertreibung von Grätz) ist wohl ein schwer Unglück; aber ich weiß jetzt, wie süß es ist, für den Glauben, zu Gottes Ehre, mit einem Häuflein Brüder Schaden und Schmach zu erleiden, Haus und Hof, Freunde und Vaterland zu verlassen. Wenn Martyrerthum und Verlust des Lebens so sich verhalten, daß mit der Größe des Unglücks auch die Freudigkeit steigt, dann ist es leicht für den Glauben in den Tod zu gehen." — — (vgl. Allg. Ztg. Beil. 244 v. J. 1852.) Seine Mutter wurde der Hexerei beschuldigt und starb im Gefängniß!

Die Verbesserung des Kalenders ergab sich darum als nothwendig, weil sich bei der im J. 1582 angestellten Prüfung des julianischen Kalenders zeigte, daß jährlich 11 Minuten, 14 Sekunden und 30 Tertien zu viel eingeschaltet worden waren, daß also nach je 312 Jahren ein Tag zu viel herauskam, folglich im oben benannten Jahre das Neujahr um 10 Tage später fiel, als das wirkliche Sonnenjahr anzeigte. Es mußten daher, um die Richtigkeit herzustellen, diese zu viel eingeschalteten Tage aus- — und in 400 Jahren drei Schalttage weggelassen werden, so daß nun dreimal hintereinander das hundertste Jahr ein gemeines Jahr, das viertemal aber ein Schaltjahr wurde.

Das Feld der Geschichte haben in dieser Periode angebaut in Deutschland Sleidan durch seine Geschichte des schmalkaldischen Kriegs, Hugo Grotius (XX 3, 8) durch seine Beschreibuug des niederländischen Freiheitskriegs —, in Italien der schon oben erwähnte Machiavelli durch seine florentinische Geschichte, der Florentiner Guicciardini († 1540) durch seine Geschichte Italiens während des französischen Eroberungszugs Karl VIII, Paolo Sarpi durch seine freimüthige Geschichte des tridentinischen Concils, welche auch Pallavicini, aber mehr vom päpstlichen Standpunkt aus, beschrieb, endlich Cäsar Baronius durch seine kirchenhistorischen Annalen; — in Spanien Mendoza durch seine Beschreibung des Kriegs Philipp's III gegen die Mauren; — in Frankreich Comines, Froissart, Brantome, de Thou, Mezúrai; — in England Harrison.

Sleidanus (eig. Johann Philipson) geb. 1509 zu Schleiden bei Köln, trat zuerst in französische Dienste (unter Franz I), bekam 1542 eine Professur der Rechte in Straßburg, wurde öfters in Staatsgeschäften gebraucht und wohnte auch als protestantischer Abgeordneter dem tridentinischen Concil bei. Er starb 1556 zu Straßburg und hinterließ u. a. einen lateinischgeschriebenen „Commentar vom Stand der Religion und des Staates der Teutschen unter Karl V."

Poolo Sarpi, auch Fra Paolo genannt, geb. 1552 zu Venedig, der gelehrte Servitenordensgeneral und unerschrockene Vertheidiger der Republik Venedig in ihrem Streit mit Papst Paul V, war eben dieser seiner Freimüthigkeit wegen öfters den Dolchen gedungener Banditen ausgesetzt, deren fünfe ihm einst drei Wunden beibrachten, von denen er aber wieder genaß. Er starb 1623.

Des Baronius, Cardinals und Bibliothekars der Vaticana (gest. 1706) kirchenhistoriches Werk verlangt streng sichtende Ausscheidung des Unwahren vom Wahren. — Zur Aufstellung einer Kirchengeschichte im protestantischen Sinn hatten sich noch keine festen Grundsätze der Kritik gebildet. Die ersten Beiträge gaben Flacius und seine lutherischen Freunde (1559—1570). Auch Lucas Osiander schrieb einen kirchenhistorischen Auszug (1592—1604); eine Geschichte der reformirten Kirchen schrieb Serranus, desgleichen Beza.

Die französische Geschichtschreibung gefiel sich vom Anfang an im Schmuck der Rhetorik. Dabei aber zeichneten sich die Franzosen, namentlich in ihren Memoiren, frühe durch feine Beobachtung der Charactere und Sitten aus, wie man besonders aus Philipp de Comines' Characterschilderung Ludwig's XI wahrnehmen kann. — Froissart's (1533—1601) größeres historisches Werk (Chronik von Frankreich, England, Schottland, Spanien und der

Bretagne) nähert sich fast der epischen Dichtung. In der Biographie des Ritters Bayard herrscht dagegen die naive Art der ältern Chronistik vor. — Selbst Brantome's Manier hat bei aller cynischen Frechheit, womit er den sittenlosen Hof Karl's IX und Heinrich's III schildert, eine ähnliche Unbefangenheit. — **Thuanus** (Jac. Aug. de Thou) geb. 1558 zu Paris, unter Karl IX Parlamentsrath, unter Heinrich III und IV Staatsrath und Parlamentspräsident, und unter Ludwig XIII Finanzdirector, war Mitarbeiter an dem Edict von Nantes und schrieb die Geschichte seiner Zeit (in 133 Büchern), die ihm von Rom aus vielen Verdruß zuzog. Zuletzt gab er auch Memoiren heraus und starb 1617. — Mezérai gab eine freimüthige Geschichte der französischen Monarchie.

Der Engländer Harrison verfaßte 1587 aus schriftlichen Urkunden die erste „Geschichte Englands." — Walter Raleigh, der im Lauf der Geschichte mehrgenannte englische Seeheld, begann während einer 15jährigen Gefangenschaft, die ihm die Anschuldigung der Theilnahme an einer Verschwörung gegen Jakob I zuzog, eine allgemeine Weltgeschichte zu schreiben, setzte sie aber aus Mangel an Theilnahme nicht fort. (Sein Haupt fiel 1621 nach einer mißglückten Entdeckungsreise unter dem Beil.)

4. Die Dichtkunst im 16. Jahrhundert. — Die deutsche Dichtkunst. Verschwinden der alt deutschen Sagendichtungen. Die Volksdichtung: Hans Sachs. Dramatische Anfänge. Allegorische Satire. Fabel und Lehrgedicht. Die Satiriker Seb. Brandt, Th. Murner, Fischart. Schwänke des Eulenspiegel ꝛc. Das evangelische Kirchenlied. Die Prosa Luther's und Seb. Frank's.

Den Schatz der poetischen Literatur, so wie die Erzeugnisse der bildenden Kunst des 16. Jahrhunderts betrachten wir am besten in einer Rundschau nach den in dieser Periode geistig hervorragenden Nationen und heben zunächst mit der deutschvaterländischen Dichtkunst an.

In Deutschland hatte das mächtige Ringen der einbrechenden neuen Zeit, das in allen Gebieten des Wissens, Könnens und Lebens eintrat, zwei neue, gleich auf das kräftigste und eigenwüchsigste auftretende Erscheinungen zur Folge, indem einerseits an dem längst abgelaubten Baum der poetischen Literatur der Fruchtknoten der Komik und Satire aufbrach und von der Scheidung des Alten und Neuen zeugte. War in dieser Periode von der alten Dichterherrlichkeit nichts mehr wahrzunehmen, ja fast alle

Erinnerung daran erloschen, so war daran nicht die Reformation schuld: denn diese fand bereits nichts von dieser Herrlichkeit altdeutscher Literatur mehr vor, weil letztere mit dem längst eingetretenen Fall des Nationalbewußtseyns und mit dem Verlust unserer politischen Größe dahin war, und was das 16. Jahrhundert noch vollends wegstreifte, waren nur welk gewordene Blätter und faulgewordene Früchte. Daß aber an deren Stelle noch lange keine neuen Blätter und Blüthen sich zeigen wollten und die traurigste Dürre und Oede auf unserm nationalliterärischen Felde eintrat, daran ist das schon in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts emporgeschossene, im 16. Jahrhundert Alles überwuchernde Schlinggewächs römisch-griechischer Sprachgelehrsamkeit und die daraus Nahrung ziehende „theologische Streitgelehrsamkeit", keineswegs die Reformation als Glaubensreinigung schuld. Gerade das sog. goldne Zeitalter der Philologie schadete — durch seine, lange Zeit hindurch ausschließliche, despotisch waltende Herrschaft — der Wiedererzeugung einer neuen selbstständigen nationalen Poesie auf weit hinaus; wiewohl freilich später es sich wiederum ergeben wird, daß ohne diese vorangegangene klassisch-philologische Entwicklung keine zweite klassische Periode einheimischer Sprach- und Geist-Entwicklung hätte Statt finden können, wie sie in der Folge wirklich eintrat. Aber leider gieng durch das Sich-übernehmen mit heidnisch-philologischem Büchergeist erst der Ausbruch einer irrsinnigen, wahnwitzigen Geschmacksperiode voraus, für welche es keine gesunde, echte Poesie geben konnte, ja diese ihr sogar zum Spott dienen mußte.

Bevor aber auch die allein noch sich regende Volkspoesie (die Kunstpoesie war ja schon seit mehreren Jahrhunderten abgestorben) den Todesstreichen der Gelehrsamkeit erlag, bewegte sie noch einmal mit verdoppelter Lust und Laune die Flügel ihrer innersten volksthümlichen Kraft ohne sich viel aus dem Spott der Gelehrsamkeit zu machen oder auch ohne sobald die tiefe Schnittwunde der kirchlichen Spaltung zu fühlen, welche durch das Gesammtleben der Nation hindurchgieng. Doch dauerte dieß nur bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts, von wo an die religiöse Getrenntheit auch auf dem Gebiete der Poesie völlig eintrat und die dichterische

Kraft sich zu jener Zeit nur noch im protestantischen Norden regte.

Nachdem das vaterländische Epos selbst in seinen besten Erzeugnissen, dem Niebelungenliede und der Gudrun, dem Daseyn und Verständniß nach in gänzliche Vergessenheit gerathen war und höchstens das Heldenbuch (XVI 8, 4. XVIII 14, 2) von den Gelehrten nur noch als ein Curiosum nicht sowohl gelesen, als vielmehr bemitleidet wurde, so verschwanden gegen das Ende des 16. Jahrhunderts die deutschen Sagendichtungen von den Bücherbrettern der Gebildeten und konnten nur noch als „Volksbücher" auf kleinstädtischen Krammärkten gefunden werden. Dagegen brachte die Volksdichtung noch auf dem Gebiete der Erzählung wenn gleich nicht hochpoetische, doch manche gesunde und eigenthümliche Leistungen zu Stande, durch welche besonders der schon in der vorigen Periode beim Aufgang der Reformation genannte Nürnberger Meistersänger Hans Sachs (XIX 4, 4) hervorragt, wiewohl auch ihn in der Folge die gelehrte Zunft auf lange in Verachtung brachte.

Hans Sachs, geb. 1494 zu Nürnberg, Schuhmachermeister daselbst, hatte von dem Leinenweber Nunnenbeck die Anfangsgründe der Meistersängerkunst gelernt, die er von seinem 21. Jahre an 60 Jahre hindurch mit unermüdlicher Hingabe übte und in ihrer Sphäre zur vollen Ausbildung brachte. Als seine 7 Kinder und seine Frau gestorben waren, schritt er im 66. Jahr zur zweiten Ehe, in der er bis zu seinem Tode (1576) lebte.

Die glückliche Gabe dieses achtbaren Volksdichters bestand in einer schnellen und sichern Auffassung des Gegebenen, in einer ungezwungenen, lebendigen Darstellung und in einer heitern, stets Maaß und Ziel beobachtenden Laune. Diese Eigenschaften traten besonders in seinen weltlichen Erzählungen (von ihm theils „Historien und Geschichten", theils „Fabeln und Schwänke genannt), hervor, welche besser als seine geistlichen Stücke sind, denen das Handwerksmäßige des Meistersangs allzusehr anklebt. Seinen Stoff wählte er meist aus dem bürgerlichen wirklichen Leben, doch auch aus den Uebersetzungen alter Schriftsteller. Die folgende gelehrte Dichterzeit fieng an, ihn zu verachten, obgleich er ihre Koryphäen alle an gesundem Gefühl und natürlich treffendem Ausdruck übertraf, so daß in der neuern Zeit erst Göthe wieder auf seinen Werth aufmerksam machen mußte. Die Fruchtbarkeit der Hans-Sachs'schen Muse erkennt man daraus, daß er im Ganzen 208 Komödieen und Tragödieen, 1700 Schwänke und 4200 Meisterschulgesänge produzirt hat. Er wurde 82 Jahre alt; zwei Jahre vor seinem Tode verlor er Gehör und Sprache, und rührend war es (wie

einer seiner Freunde berichtet) den Greis mit schneeweißem Haupthaar und Bart an seinem Pult vor einem großen Buche sitzen zu sehen, wie er noch den ihn Besuchenden mit seinem milden Greisenantlitz freundlich ansah, bis er am 25. Januar des genannten Jahres sanft entschlummerte.

Die Versuche Hans Sachs'ens, in seinen Fastnachtspielen deutschen Heldensagenstoff zum Drama zu gestalten, worin ihm Jakob Ayrer (auch ein Nürnberger) glücklich nachstrebte — indem die Producte beider einen lebhaften Dialog und rasche Handlung haben, — hätten zu früherer gesunder Entwicklung der dramatischen Poesie bei den Deutschen führen können, wenn sie nicht durch das Gebahren der Gelehrsamkeit und durch das von ihr geförderte Eindringen fremder Stoffe, so wie durch die theologischen Streitkämpfe jener Zeit verdrängt und unterdrückt worden wären.

Das Thierepos in seiner Hauptrepräsentation, dem Reinecke Fuchs (XVI. 8, 5. XVIII. 14, 2), erhielt sich fortwährend in der Gunst der Menge, entwickelte sich aber in diesem Zeitraume zur allegorisch-satirischen Dichtungsgattung, die als „Mittelglied zwischen Epos und Fabel" besonders den Froschmäuslerkrieg Rollenhagen's, Fischart's Flohhatz, Spangenberg's Ganskönig, den Ameisen- und Mückenkrieg von Christoph Fuchs und ähnliche theils satirische, theils bloß komische Gedichte lieferte.

Georg Rollenhagen, geb. 1542, gest. 1609 als Rector zu Magdeburg, wollte in seinem Froschmäusler, dem er die homerische Batrachomyomachie zum Grunde legte, eine Art „Weltspiegel" geben, darin seine in Menschen verkleideten Thiere über alle weltlichen und geistlichen Dinge in lebhaften, anschaulichen Schilderungen, in reiner Sprache und leichtem Versbau verhandeln.

Die Lehrfabeldichtung fand an Burkard Waldis einen durch lebendige, launige Darstellung ausgezeichneten Pfleger, aus dessen Schatz die spätern Fabeldichter reichlich schöpften. In der übrigen Lehrgedichtgattung verdienen nur Fischart's Ehezuchtbüchlein und Ringwald's „Lautere Wahrheit" und „treuer Eckart" erwähnt und als treffliche Sittenschilderungen gerühmt zu werden.

Die eigentliche satirische Dichtung, zu welcher ein Zeitalter von so schroffen, in allen Beziehungen des Lebens sich

kundgebenden Gegensätzen, wie das 16. Jahrhundert war, gleichsam von selbst herausforderte, schlug zuerst in dem schon XVIII. 14, 2. vorübergehend erwähnten Narrenschiff Sebastian Brandt's den ersten allgemein treffenden Ton an, worauf sich in Thomas Murner's Narrenbeschwörung und Schelmenzunft der angeregte religiöse Gegensatz der Zeit noch schneidender und derber vernehmen ließ, bis in dem schon genannten Fischart „das größte komische und satirische Talent des Jahrhunderts" auftrat, und in seinem Gargantua und Pantagruel nicht nur die beiden Vorgenannten, sondern auch sein französisches Vorbild an Fülle und Reichthum des Witzes und der Laune weit hinter sich zurückließ.

Sebastian Brandt war Syndicus (Kanzler) der Stadt Straßburg und starb 1520. Sein „Narrenschiff" so benannt, weil „der Narren so viel seyen, daß Karren und Wagen sie nicht zu fahren vermöchten, daher er ein Schiff habe ausrüsten müssen, sie alle (113 Sorten) unterzubringen", stellt in dem zwar rauhen elsassischen Dialect und in Ist ungefügen kurzen Reimpaaren, aber in treffenden Zügen die mannichfaltigen Thorheiten seiner Zeit strafend zur Schau.

Thomas Murner, ein Franziscanermönch zu Straßburg, hat zwar einen noch schärferen Witz, aber eine rücksichtslosere Derbheit, die sich nicht selten zu roher Bissigkeit steigert: „ein unruhiger, fast wilder Character", der sich unstät an den verschiedensten Orten umhertrieb, voller Entwürfe und Pläne, voll Neid und Mißgunst, voll Hochmuth und Dünkel überall Streit und Händel anspinnend. — Außer den obgenannten Werken schrieb er auch eine Satire auf Luther, dessen Reformation überhaupt viele satirische Schriften Für und Wider hervorrief.

Johann **Fischart**, genannt Mentzer, geb. 1550, war Reichskammeradvocat zu Straßburg und zuletzt Amtmann zu Forbach (bei Saarbrücken), wo er 1614 starb. Er schrieb theils Satiren auf kirchliche Verhältnisse, darunter seinen weltberühmt und allbekannt gewordenen „Bienenkorb des heil. römischen Immenschwarms" (1579) und sein „vierhörniges Jesuiterbüchlein" (1850); theils Satiren weltlichen Stoffes, wie sein gegen die astrologische Modethorheit gerichtetes Buch: „Aller Practik Großmutter", sein „podagramisches Trostbüchlein", ganz vorzüglich aber seine freie, selbständige Umarbeitung des Gargantua und Pantagruel von Rabelais, worin Fischart das ganze Nationalleben des 16. Jahrhunderts wiederspiegelte und alles hineinlegte, was „in Sitte und Sprache, in Liebe und Haß, in Spott und Scherz, in Anecdote und Sprüchwort, in Gesang und Lied damals noch im deutschen Volke vorhanden war." Die Schwierigkeiten, welche seine von ihm geschaffenen Sprachunwörter, in denen sich

übrigens ein merkwürdiges Sprachgenie zeigt, so wie die Menge seiner oft nicht mehr zu entziffernden Zeitanspielungen und Zeitbeziehungen dem Verständniß des Lesers in den Weg legen, veranlassen ein verschiedenes kritisches Urtheil über dieses sein Hauptwerk, das übrigens Vilmar (in s. Nat. Lit.) eine Welt nennt, „voll unerschöpflichen Reichthums, man mag es vom Gesichtspuncte der satirischen und komischen Kunst oder vom Standpuncte des Geschichtsforschers, zumal des Culturhistorikers betrachten: denn es soll sich Niemand rühmen, das 16. Jahrhundert zu kennen, der nicht Fischart's Gargantua kennen und verstehen gelernt hat." — Auch in der Erzählung ragte er durch sein „Glückhaftes Schiff" (eine poetische Beschreibung der Reise der Züricher Schützengilde nach Basel) vor Andern hervor.

Von den zahlreichen Anecdoten- und Schwänkesammlungen jenes Jahrhunderts mögen hervorgehoben werden der Pfaffe vom Kalenberg und Peter Leu, beide in Reimen, besonders aber der Eulenspiegel, dieser „Held der Handwerker- und Landfahrerwitze", die Schildbürger, diese „Helden der Stadtverwaltungswitze", und Johann Faust, der „Held der Witze des Aber- und Wunderglaubens" als die drei stehenden Figuren des Volkswitzes und die epischen Gestalten, „um die sich zuletzt die vereinzelten lächerlichen oder abenteuerlichen Sagen gleichsam krystallisirt sammelten."

Die meisten Eulenspiegelstreiche rühren aus frühern Zeiten und Büchern her, wiederholten sich an andern Gestalten und hefteten sich mit neuen Einfällen vermehrt an die Person eines Till, der schon im J. 1350 zu Möllen im Mecklenburgischen mag begraben worden seyn. Der Namen Eulenspiegel (Till wird mit einer Eule und einem Spiegel konterfeit und gilt so als das Bild eines thörichten Weisen) wurde erst in der Mitte des 16. Jahrhunderts allgemein.

Das Buch der Schildbürger, auch Lalenbuch genannt, heftet alle Streiche der Verkehrtheit, Unbehülflichkeit und lächerlichen Großthuerei klein- und großstädtischer Bürger und Magistrate an die Stadt Schilda im Torgauer Kreise, wie denn anderwärts auch noch andere Städte (wie z. B. Schöppenstädt) sich diesen Abderitenruhm zuzogen.

Einen Johann Faust, der sich durch magische Künste und Abenteuerlichkeiten einen Namen machte, gab es wirklich um das Jahr 1530 im Schwäbischen; die meisten der Stücke aber, die man diesem Zauberer und seinem schwarzen Hund, in dem der Teufel verborgen gesteckt, anheftete, sind älteren Ursprungs, und wurden auch dem Cornelius Agrippa von Nettesheim, dem Papst Silvester II, ja schon dem Albertus Magnus, als Naturkundigen, beigelegt.

Die Lyrik dieser Periode erzeugte hauptsächlich das auf späte Zeit hinaus mit segensvoller Kraft wirkende evangelische Kirchenlied, das als das herrlichste Kleinod der Kirche und lebendigste Zeugniß von dem tiefen Glauben, der noch in vielen Gemüthern fest stand, die größte Betonung auf die eigene Erfahrung vom Elend der Sünde und vom Heil der Gnade legt. Nachdem Luther in eignen Liedern, nachher Burkard Waldis (aus Hessen) durch Umbildung aller Psalmen in Lieder mit würdiger, oft edler Sprache, desgleichen Paul Melissus durch Umdichtung der ersten 50 Psalmen vorangegangen waren, wurden eine beträchtliche Zahl weltlicher Volkslieder in geistliches Gewand „umgekleidet" und zwar mit Beibehaltung des Tons und Tacts, ja der ganzen an den Text sich anschließen- Melodie, und so der Volksgesang durch das Evangelium geheiligt."

„Das evangelische Kirchenlied spricht (nach Vilmar) nur das Erfahrne und Erlebte aus, was alle andern in gleicher Weise erlebt und erfahren haben; rasch und bewegt, wie der Augenblick der lebhaftesten Empfindung die Seele erschüttert, wird darin das wirklich erlebte Herzleid der Sünde in tiefen Schmerzenslauten, die wirklich erfahrene Errettung, die himmlische Herzensfreude, das „Du bist mein und ich bin dein, uns soll der Feind nicht scheiden" in hohen Jubeltönen tief aus Herzensgrund ausgesungen. Das Stillstehen und Rückblicken, das Schildern und Ausmalen, der figürliche Ausdruck und die Lehrhaftigkeit sind dem ächten evangelischen Kirchenliede eben so fremd, wie dem alten volksmäßigen Epos und dem weltlichen Volkslied auf ihrem Gebiete." — Welch' eine Macht das Kirchenlied in Bezug auf die Reformation selbst war, ist bereits oben (XIX. 5, 6) erwähnt worden. Die besten Lieder aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts sind, außer denen von Luther, die von Paul Speratus, N. Decius und Paul Eber, aus der zweiten Hälfte die von Nic. Hermann J. Ringwald, Helmbold, Nicolai, Pappus, Knoll und Herberger.

Eine weitere großartige Erscheinung auf dem Gebiete der Literatur jener Zeit ist die durch Luther in seiner Bibelübersetzung (XIX. 4, 9) geschaffene, die norddeutsche Weichheit mit süddeutscher Härte verschmelzende neuhochdeutsche Sprache und Stylart der Prosa die demnach, was ihr an Kraft und Kernhaftigkeit, Gewicht und Schwunghaftigkeit noch heute inne wohnt, diesem schöpferischen Geiste zu danken hat. Anderseits ist aber auch nicht zu verkennen, welch einen schätzbaren Beitrag zur Ausbildung des

prosaischen Styls die Zartheit und Schmiegsamkeit der Sprache eines noch übrigen Zweiges der beschaulichen Mystik, besonders in den historischen und theologischen Schriften Sebastian Frank's, hinzugebracht hat.

Sebastian Frank, geb. um 1500 zu Donauwörth, ein zwar protestantischer, aber durch seine der Beschaulichkeit zugewandte religiöse Richtung mit den Reformatoren in Streit lebender Geistlicher, der nach öfterm Ortswechsel zuletzt sich um 1545 in Basel als Buchdrucker und Verleger niederließ. Er hat unter andern Schriften auch die erste Weltgeschichte in deutscher Sprache verfaßt und eine Sammlung deutscher Sprüchwörter mit sinniger Auslegung hinterlassen. In seinen theologischen Schriften, vorzüglich in seinen Paradoren, stellte er zuerst ein „Muster des philosophischen Styls" auf. (In Anlegung einer Sammlung des reichen Schatzes deutscher Sprüchwörter, dieser Goldkörner deutscher Volksweisheit, war ihm schon Joh. Agricola von Eisleben, Luther's Schüler und Gehülfe, vorangegangen.)

5. Italienische Dichtkunst. Ritterpoesie: Ariost, Tasso. — Spanische Dichtkunst, Lyrik und Drama: Lopez de Vega. — Portugiesische Poesie: Camoens. — Französische Dichtkunst: Rabelais, Malherbe, Jodelle. — Englische Dichtkunst: Edmund Spencer, Shakespeare.

In der Literatur Italiens ist auf dem Felde der Dichtkunst, welche im 16. Jahrhundert dort ihre zweite klassische Periode (ihr buon seculo) feierte, die romantische Ritterpoesie durch Ariost und Tasso, den Schöpfern eines reinen Geschmacks in Sprache und Gesinnung, zur Vollendung gekommen, und hat auf das italienische Volk, zum Theil selbst in seinen niedern Schichten, einen bildenden Einfluß geübt. — Auch die Comödie (del arte) und die Satire, welche beide vorher einen rohen Geist bekundeten, desgleichen das Lehrgedicht und die Schäferpoesie erhielten eine veredelte Richtung und Haltung, wiewohl es daneben in beiden ersten Gattungen an Frivolität nicht fehlte. Mit dem letzten Viertel des 16. Jahrhunderts führte die Erschlaffung der Nation zur bloßen Nachahmung und das allgemeine Sittenverderbniß zur Scham- und Geschmacklosigkeit in der Literatur.

Ariost (Lodovico Ariosto), geb. 1474 zu Reggio aus edler Familie, verrichtete eine Zeit lang im Dienste des Cardinals Hippolyt von Este Gesandt-

schaftsgeschäfte, trat dann in die Dienste des Herzog Alfons I von Ferrara, wo er 1533 starb. Einnehmend schon von Gestalt und Wuchs, besaß er feine, liebenswürdige Sitten, einen reichen erfinderischen Geist und feurige Phantasie, — Eigenschaften, die sich in seinem vorzüglichsten Dichterwerke, dem Orlando furioso (rasenden Roland), wiederspiegeln, welches in 51 Gesängen 1516 im Druck erschien und (wie Bojardo's Orlando inamorato, an den es sich anschließt,) den Stoff aus dem Sagenkreise Karl's des Großen entlehnte. Der reiche Wechsel der Charactere und Handlungen, der glänzende Reichthum an Erfindungen, die Anmuth der erzählenden Darstellung und die Kunst der Verkettung und Verflechtung der Episoden erwarben ihm unter seinen Landsleuten den Beinamen des „Göttlichen", wie er denn unzweifelhaft unter die großen Meister des Gesanges gehört. (Die neuste Uebersetzung des rasenden Roland ist von Karl Streckfuß.)

Torquato Tasso, geb. 1544 zu Sorrento, aus altadeligem Geschlechte, Sohn des epischen und lyrischen Dichters Bernardo Tasso, dessen Ruhm er bald verdunkelte, indem er sich schon in seinem 17. Jahre durch ein episches Gedicht „Rinaldo" und nachher durch sein „befreites Jerusalem" (dem das „eroberte" folgte) den Namen des größten epischen Dichters Italiens erwarb. Er fand bei Ausarbeitung desselben zuerst die Aufmunterung des Herzogs Alfons I von Ferrara, dessen beide schöne Schwestern Lucrezia und Leonora den Dichter gleichfalls durch ihre Gunst beglückten. Nachdem er als Hofcavalier den Cardinal Ludwig von Este nach Paris begleitet hatte, wo er am Hofe Karl's IX mit Auszeichnung behandelt wurde, trat er in die Dienste des Herzogs Alfons, dessen Gunst ihm (besonders nach der guten Aufnahme seines dramatischen Schäfergedichts Aminta, das der Oper ihren Ursprung gab) viele Neider erweckte. Als er 1575 sein großes Epos vollendet hatte, machte ihn das verschiedene Urtheil seiner Freunde darüber ängstlich, und weil sein Werk wider seinen Willen gedruckt wurde, so mehrte sich der Kummer seines reizbaren, durch geheime (platonische) Liebe zur Prinzessin Leonore eingenommenen Gemüths, obwohl er zur Verdeckung seiner Leidenschaft eine andere Leonore, die Gräfin Sanvitali, in Gedichten pries) und versetzte ihn in eine so aufgeregte Stimmung, daß er sich auf allen Seiten von Neidern und Verläumdern verfolgt glaubte und einst im Zimmer der Herzogin gegen einen Hofcavalier den Degen zog. Der Herzog ließ ihn verhaften, gab ihn aber bald wieder frei mit der Bedingung, sich ärztlich behandeln zu lassen. Als es mit ihm besser wurde, nahm ihn der Herzog auf eine Lustreise mit, konnte ihn aber nicht beruhigen und übergab ihn den Franziscanern zu Ferrara zur Bewahrung. Er entfloh aber und suchte an verschiedenen Orten eine Zuflucht, konnte aber nirgends Ruhe finden, so Viele sich auch bemühten, ihm Ehre anzuthun. Als er zuletzt wieder nach Ferrara zurückkehrte und am fürstlichen Hofe nicht vorgelassen wurde, steigerte sich seine krankhafte Einbildung zu solchem Mißmuth, daß

er in die heftigsten Schmähungen gegen das herzogliche Haus ausbrach. Nun ließ ihn der Herzog in's Hospital bringen und als einen Wahnsinnigen behandeln. Dadurch wurde sein Geist noch umdüsterter, wiewohl er in freieren Momenten sich in den herrlichsten Dichtungen und Betrachtungen ergoß. Fortgesetzte Beeinträchtigungen durch den widerrechtlichen Druck seines Werks, so wie heftige literarische Angriffe der Anhänger der Dichtungen Ariost's, die er aber mit Würde abwies, vermehrten seine Leiden. Erst nach fast siebenjähriger Haft und nur auf dringendes Vorbitten mächtiger Fürsten gab ihn der Herzog frei und überließ ihn seinem Schwager, dem Herzog von Gonzaga, bei dem er in Mantua Ehre und Vertrauen fand. Nach dessen Tod hielt er sich abwechselnd in Rom, Neapel, Florenz auf, fand überall ehrenvolle Aufnahme, aber nirgends hinreichende Unterstützung. Kränkelnd nach Mantua zurückgekehrt, vollendete er dort sein „erobertes Jerusalem", worauf ihm der neue Papst Clemens VIII, ein früherer Gönner von ihm, die Ehre der feierlichen Dichterkrönung auf dem Kapitol zuerkannte. Als aber die Zeit derselben herbeikam, starb Tasso zu Rom am 25. April 1595 an einem heftigen Fieber. Er wurde prachtvoll bestattet und ihm von einem Cardinal ein noch heute bewundertes Denkmal errichtet. — Von seinem Hauptwerke sagt übrigens Friedrich Schlegel: „Tasso gehört im Ganzen zu denjenigen Dichtern, die mehr sich selbst und ihr schönstes Gefühl darstellen, als daß sie im Stande sind, eine Welt in ihrem Geiste aufzufassen und sich selbst darin zu verlieren und zu vergessen." Dem innersten Wesen nach ist er allerdings ein mehr subjectiver, als objectiver, mehr lyrischer, als epischer Dichtergeist.

Die spanische Literatur, auf deren Entwicklung im 14 und 15. Jahrhundert wir XVIII. 8, 2. a. E. einen Blick geworfen haben, erhielt im 16. Jahrhundert ihre erste klassische Ausbildung und hatte in der Poesie zu Trägern den Sonetten- und Canzonendichter Boscan († 1544), die Meister im Schäfergedicht Garcilaso de la Vega und Montemayor, die Odendichter Herrera und Louis Ponce de Leon; in der den Spaniern eigenthümlichen romanischen Schauspieldichtung den erfindungsreichen Lope de Vega und den Lustspieldichter Lope de Rueda; den Novellen- und Romandichter Cervantes, durch welchen die spanische Prosa ihre Vollendung erhielt.

Don Felix **Lope de Vega** Carpio, geb. 1562 zu Madrid, eine Zeit lang Secretär des Herzogs von Alba, dann Theilnehmer an der Expedition der Armada, zuletzt Secretär der Inquisition und Priester, hatte als Spaniens fruchtbarster Dichter eine unerschöpfliche Erfindungsgabe, außerordentliche Mannichfaltigkeit der Intrigue, große Bilderfülle und ungemeine Leichtigkeit in der

Sprache, welcher er jedoch, gehindert durch unaufhörliche Production, nicht die nöthige Mühe der Glättung und Reinigung widmete. Er schrieb 1800 Theaterstücke und 400 Frohnleichnamsfestspiele, so daß Fürsten und Volk ihn fortwährend mit Ehren überhäuften und man ihn nur das Wunder der Natur und Literatur nannte. Zuletzt zog er sich in klösterliche Einsamkeit zurück und starb 1635. Die durch ihn gehobene Dramatik der Spanier erreichte erst nach ihm durch Calderon die höchste Stufe der Ausbildung. (S. unt. XXI.)

Miguel **Cervantes** Saavedra, geb. 1547 zu Alcala de Henarez, nahm in Italien Kriegsdienste, verlor bei Lepanto den linken Arm, gerieth Corsaren in die Hände und kehrte nach erlangter Freiheit in sein Vaterland zurück, wo er zu Sevilla bei einem kleinen Amte seiner von Jugend auf in ihm lebendigen Neigung zur Dichtkunst lebte. Er schrieb in allen Gattungen der Poesie mit Beifall aufgenommene Werke; doch übertraf er vorzüglich in der Novellendichtung alle seine Vorgänger und Nachfolger, und sein Roman Don Quixote de la Mancha, worin er die Phantasterei des damaligen Ritterthums auf das witzigste verspottete, zugleich aber auch ein treues Bild des Weltlebens entfaltete, erwarb ihm bei der Nachwelt einen unvergänglichen Ruhm. Unter seinen 30 Dramen ist das Trauerspiel Numancia das beste. Er starb zu Madrid 1616.

Die portugiesische Literatur trat nach den unbedeutenden Versuchen, welche von höfischen Dichtern, darunter auch von einigen Königen, ausgegangen waren, zugleich mit dem Glanz des portugiesischen Entdeckungsruhms (XIX. 1.) in das Stadium ihrer höhern Bildung, deren Blüthe fast den größten Theil des 15. Jahrhunderts hindurch dauerte, und durch die Dichter Saa de Miranda und Antonio Ferreira, ganz vorzüglich aber durch Camoens, den Verfasser der Lusiade, ihren Gipfel erreichte, wovon sie mit der über Portugal hereinbrechenden Herrschaft der Spanier (v. 1580 — 1640) wieder herabsank.

Louis de Camoens, geb. zu Lissabon um 1524, Sohn eines im Schiffbruch umgekommenen Schiffscapitäns, ausgestattet mit großen Naturgaben und getrieben von feuriger Liebe zu seinem Vaterlande, trat zuerst als lyrischer Dichter auf. Eine leidenschaftliche Neigung zu einer Palastdame verwickelte ihn in Streitigkeiten, die ihn bestimmten, Dienste auf einer gegen Marocco ausgesandten Flotte zu nehmen. Die Gefahren steigerten seine Dichterkraft, welche mitten in den Schlachten thätig war. Als er vor Ceuta durch einen Pfeil ein Auge verlor und nach seiner Rückkehr weder eine Belohnung, noch Anerkennung seines Talents fand, schiffte er sich 1550 nach Indien ein, erreichte Goa und, ergriffen von dem Anblick des Schauplatzes der Heldenthaten seines Volks, beschloß

er dort den Ruhm derselben durch ein Epos zu verherrlichen. Zwar zog er sich durch eine Satire, die er über die in der portugiesischen Verwaltung Indiens eingerissenen Mißbräuche schrieb, die Verbannung nach Macao zu, benützte aber dort seine unfreiwillige Muße zur Ausarbeitung seiner Lusiade, welche Vasco de Gama's Entdeckungsfahrt zum Gegenstand hat und unter ihren Episoden auch die Geschichte von Inez de Castro (XVII. 7, 3) enthält. Der Zauber seiner Stanzen entzückte sein Volk und Hoch und Nieder lernte und sang sie. Zurückgerufen aus seiner Verbannung, litt er unterwegs Schiffbruch, rettete aber, die Handschrift seines Gedichts beim Schwimmen über die Fluthen emporhaltend, diesen Schatz und sein Leben. Nach verschiedenen andern in Goa erlittenen Unannehmlichkeiten, kehrte er 1569 nach Lissabon zurück, wo er an dem edlen König Sebastian einen großen Gönner fand. Nach dem Falle dieses Königs und dem Untergang seines Vaterlands (1578) gerieth Camoens in solche Armuth, daß sein Diener des Nachts in den Straßen für ihn bettelte, bis ein Hospital ihn aufnahm, worin bald darauf dieser Heros der portugiesischen Literatur unter rührenden Dichterklagen 1579 das Ende seiner Leiden fand.

In Frankreich hatte die Literatur besonders seit Franz I durch dessen freigebige Unterstützung und Begünstigung der griechischen und römischen Klassiker, wie auch durch die Einführung der französischen Sprache in das öffentliche Geschäftsleben einen bedeutenden Aufschwung genommen. In ihr spiegelt sich der französische Charakter jener Zeit mit seinem Streben nach Klarheit, Geistreichheit und gefälliger Leichtigkeit, aber auch mit seinem Mangel an Tiefsinn und sittlichem Zartgefühl vollkommen ab. Rabelais in der Satire, Ronsard und Malherbe in der lyrischen, Jodelle in der dramatischen Poesie sind die Hauptrepräsentanten dieser französischen Literaturperiode der Poesie.

Lange hatte man an Ritterromanen Geschmack, doch lag ihnen noch der Chronikenstyl zu Grunde. Sie giengen dann durch die Novellendichter in den historischen Roman über, aus welchen dann die vielen galanten Intriguen- und Hofgeschichten hervorgiengen, an denen die französische Literatur einen so traurigen Reichthum besitzt. — Im satirischen Roman glänzt Franz **Rabelais** (geb. 1483 zu Chinon, gest. 1553 zu Paris, zuerst Mönch, dann Professor der Medicin zu Montpellier, zuletzt Kanonikus und Pfarrer) in seinem Gargantua und Pantagruel, durch die Ungeheuerlichkeit seines Witzes und seiner Laune, womit er die Thorheiten seiner Zeit, besonders die Gebrechen der Kirche und der Staatsverwaltung geißelte. —

Was die andern Zweige der Poesie betrifft, so kehrte nach dem Abblühen der provençalisch-lyrischen zwar noch einmal durch das in Franz I wiederauflebende Ritterthum der Geschmack an dieser Romantik zurück, wurde aber nachher durch die mit Katharina von Medici aus Italien kommende Sonettendichtung überwogen. Der sinnlich wüste Geist der beiden Marot vergiftete nur zu bald die Literatur, und erst Jodelle, besonders aber Ronsard (geb. 1525, gest. 1585) gehoben durch die Gunst von vier französischen Königen und von seiner Zeit „Fürst der französischen Dichter" genannt, lenkte die Poesie wieder auf etwas Edleres und Besseres; doch litt sie bei ihm stark an Künstelei und Phrasenprunk. Erst mit Franz de Malherbe (geb. 1555 zu Caen, gest. zu Paris 1627), ausgezeichnet durch Klarheit der Ideen und glückliche Wahl der Gleichnisse, hob sich die französische Lyrik in die Sphäre des Klassischen. — Nachdem die Anfänge der dramatischen Kunst lange in den Händen von Farçen- und Possenspielern waren, welche durch Unanständigkeiten und persönliche Satiren öffentliche Aergernisse veranlaßten, wurde sie in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts durch Etienne Jodelle (geb. 1532, gest. in Armuth 1573) geregelt, indem dieser in seinen Dramen eine strenge Beobachtung der aristotelischen drei Einheiten einführte, alles Unwahrscheinliche ausschloß und griechisch-römische Stoffe bearbeitete, aber auch wunderlich genug die antiken Personen in modern-französischem Gewande mit übertriebenem rhetorischen Pathos einführte. Treulich folgten ihm seine Freunde (das französische Siebengestirn), unter denen La Peyrouse in seiner Medea den gereimten Alexandriner aufbrachte und Garnier es wagte, auch noch andere Nationen, als Griechen und Römer, auf die Bühne zu bringen, Pierre de la Rivey aber das Lustspiel anbaute.

Auch in der englischen Literatur gieng die eigentliche Bildung erst von der Bekanntschaft mit den griechischen und römischen Klassikern aus, nur mit dem Unterschiede, daß der aus der insularischen Lage und aus den Jahrhunderte-langen Verfassungkämpfen hervorgegangene, fast bis zur Starrheit gehende Freiheits- und Selbstständigkeitssinn der Engländer eine vorherrschende Richtung auf das Practisch-brauchbare im Leben und eine Abneigung gegen unfruchtbare Theorieen und Speculationen erzeugte, welche sie nach der einen Seite hin vor verkehrter Auffassung der altklassischen Bildung, anderseits vor der Annahme französischer Geschmacksverfeinerung bewahrt hat, wenn auch dabei eine Einseitigkeit im englischen Charakter, wie im englischen Schriftwesen hervortrat, in so fern eine gewisse Her-

digkeit und Strenge der feinen Geschmacksbildung im Wege stand. — Die erste Periode der eigentlich englischen Literatur fällt ebenfalls in das 16. Jahrhundert: doch sind aus ihr für die Poesie nur Spencer und Shakespeare zu nennen, von welcher aber letzterer als ein Allen überlegener Riesengeist seines Volks für alle Zeiten dasteht.

Edmund Spencer, geb. 1550, ernannter Hofpoet der Königin Elisabeth, gest. 1599, hob die lyrische Poesie durch seine Idyllen, vorzüglich aber durch sein allegorisches Rittergedicht „Fairy Queen", darin eine mehr veredelte Sprache und ein sittlicher Geist wahrzunehmen ist.

William **Shakespeare**, geb. 1564 zu Stratford in der Grafschaft Warwyk, der größte dramatische Dichter Englands, ja der germanischen Welt, war der Sohn eines Wollhändlers und Friedensrichters. Ueber seine Jugendzeit herrscht viele Ungewißheit. Er wurde in seinem 25. Jahre Mitglied der Londoner Schauspielergesellschaft und erhielt bald durch seine eigenen Schauspiele zwar nicht den ungetheilten Beifall der damaligen Kritiker, aber die Gunst des Volks in solchem Grade, daß die Königin Elisabeth ihn ihrer Aufmerksamkeit würdigte, zumal er ein einnehmender Gesellschafter und stets schlagfertigen Witzes und gefälliger Laune war. Im J. 1610 gestattete ihm König Jakob I die Errichtung einer neuen Bühne mit so großen Begünstigungen, daß er in Kurzem sehr wohlhabend wurde. Doch drei Jahre darauf zog er sich auf das Land zurück, wo er im Schooße seiner Familie einige glückliche Jahre der Ruhe verlebte, aber schon 1616 in noch kräftigem Alter starb und durch seinen Tod das ganze Land in Trauer setzte. Nichts desto weniger wurde er erst mehr als hundert Jahre darnach durch ein Nationaldenkmal in der Westmünsterabtei geehrt, wie ihm denn überhaupt weniger die wahre Liebe zur Kunst, in der er groß war, als vielmehr der englische Nationalstolz diesen Tribut erwies.

Die Größe seiner Kunst besteht sowohl in der Composition, insbesondre in der harmonischen Unterordnung der Theile unter das von der Hauptidee getragene Ganze, als auch in der scharfen Characterzeichnung und wahrheitgemäßen Färbung, kurz in der Beherrschung aller zur vollkommenen Ausführung nöthigen Mittel. Ist auch seine Sprache nicht allenthalben correct und wegen Gedrängtheit öfters dunkel, so ist doch sein Ausdruck eben so meisterhaft im Starken und Erhabenen, als im Lieblichen und Zarten. Dem Inhalt nach spiegeln sich in seinen Dramen „die Eigenheiten seines Landes wie der Fremde, die Gebräuche, Sagen und Vorstellungen des Volks" wieder, von der Hofumgebung an bis herab zu den eigentlichen Gewohnheiten und Sprachweisen des Handwerks- und Gewerbstandes. Seine Menschenkenntniß erstreckte sich auf die geheimsten Winkel und Falten des Herzens und befähigte ihn, seinen Characteren die vollste Wahr-

heit aufzudrücken. „Jede seiner Gestalten ist (nach Göthe's Ausdruck) eine Uhr mit krystallenem Zifferblatt und Gehäuse, welche die Stunden richtig weis't und zugleich das innere Getriebe wahrnehmen läßt, wodurch dies bewerkstelligt wird." — „An Kraft ein Heros, an Tiefblick ein Prophet, an überschauender Weisheit ein Genius höherer Art, läßt er sich zu den Menschen herab, als wüßte er nicht um seine Ueberlegenheit und ist anspruchlos wie ein Kind." (Schlegel.) Indeß gehört die Gedankenwelt dieses Propheten ganz dem Irdischen an, und unmittelbar mit dem Himmlischen und Göttlichen, welches die andern großen Dichter mehr oder minder über ihre Dichtungen ausgossen oder wenigstens da und dort daraus hervorschimmern ließen, findet sich bei Shakespeare kein Verkehr. Aber schon um seiner tiefen Seelenkunde willen sind seine Dramen, deren man 43 zählt, mit Recht des ernstesten Studiums werth, das auch wirklich eine Shakespeare-Literatur erzeugt hat. Unter seinen Trauerspielen sind Roméo und Julie, Othello, Hamlet, Macbeth und König Lear, unter seinen Schau- und Lustspielen „Ende gut, Alles gut", „Wie's euch gefällt", der „Kaufmann von Venedig", „die lustigen Weiber von Windsor", „der Sommernachtstraum" und „der Sturm" die berühmtesten. Von seinen historischen Dramen umfassen acht beinahe ein Jahrhundert der englischen Geschichte (von König Richard II an bis König Richard III). — Unter seine vorzüglichsten Erklärer und Uebersetzer gehören A. W. Schlegel und Ludwig Tieck.

6. Die übrigen Künste im 16. Jahrhundert. Die italienische Baukunst: Michel Angelo; Palladio. Die italienische Bildhauerkunst: Michel Angelo, Benvenuto Cellini. Die italienische Malerei: Leonardo da Vinci, Correggio; Michel Angelo, Raphael, Tizian, Paul Veronese, Tintoretto. — Die niederländische Malerei: Quintin Messys; die oberdeutsche Malerei: Martin Schön, die beiden Holbein; Die fränkische Malerei: Wohlgemuth, Albrecht Dürer, Lucas Cranach. — Die Tonkunst der niederländischen Schule: Orlando di Lasso; der italienischen Schule: Paläſtrina.

Von den übrigen Künsten gelangte in diesem Culturzeitraum die Baukunst und Bildhauerkunst vorzüglich in Italien —, die Malerei und Musik in Italien und Deutschland zu einer vorher nicht gekannten Ausbildung.

Die italienische Baukunst strebte mit dem Anfang des 16. Jahrhunderts einer größeren, den antiken Bauformen entnommenen, aber durchaus selbstständigen angewandten Reinheit des

Styls zu und suchte dabei eine große malerische Massenwirkung zu erzielen. Besonders war Rom, wo zu jener Zeit der päpstliche Hof (durch Julius II und Leo X) einen größeren Glanz entwickelte, der Mittelpunct baukünstlerischer Bestrebungen. Zur vollkommenen Ausbildung wurde diese Kunst vorzüglich durch Michel Angelo und Palladio gefördert. Den Uebergang aus dem zwar noch nicht so geregelten, aber in gewisser Hinsicht poetischeren lebenswarmeren, darum anmuthigeren Baustyl des 15. Jahrhunderts zu dem freilich kälteren, aber klassischen des 16. Jahrhunderts bildete Bramanta, und zur höchsten Ausbildung förderten ihn Michel Angelo und Palladio jener durch überwältigende Großartigkeit, dieser durch würdevolle Schönheit.

Donato Lazzari, genannt **Bramante** (geb. 1444, gest. 1524) führte zu Mailand, im Dienste Ludwig Sforza's, Kirchenbauten aus, baute in Rom mehrere Paläste in mehr antikem Styl und erhielt die Leitung des Neubau's der Peterskirche, zu der er einen Plan gemacht hatte. — Zu seinen Geistesverwandten und Schülern gehören Peruzzi, Raphael Santi, Giulio Romano, Antonio Sanzello.

Michel Angelo Buonarotti, geb. 1474 bei Canossa, Maler, Bildhauer und Architect, ein genialer, frei nach Laune und Willkühr schaffender und umgestaltender Feuergeist, dem seine vielseitige Meisterschaft und großartige Persönlichkeit den höchsten Ehrenplatz in der damaligen Kunst erwarb. Unterstützt vom großen Mediceer Lorenzo und von einer Reihe von Päpsten, schuf er in den drei erwähnten Gebieten der Kunst noch heute angestaunte Werke. Doch veranlaßte seine Laune und Willkühr, mit der er in seinen Schöpfungen schaltete, bei seinen Nachahmern die nachmalige Ausartung der Kunst. Von ihm als Architecten rührt unter andern zu Rom die Anlage des Capitols her; sein Hauptbauwerk ist aber die Peterskirche, welche von ihm nach seinem eigenen Plan bis zur Wölbung der Kuppel (die 10 Jahre nach seinem Tode vollendet wurde) mit einer die größten Hindernisse überwindenden Energie ausgeführt wurde. Er starb zu Rom 1564 wurde aber zu Florenz in der Kirche Santa Croce beigesetzt.

Antonio **Palladio** von Vicenza (1518—1580) ist neben Michel Angelo wohl der einflußreichste Meister der modernen Architectur. Seine Werke haben (nach Kugler) „ein Gepräge von Würde, das nicht bloß in den antiken Formen liegt, sondern die Schönheit der Verhältnisse und der Anordnung zum Grunde hat". Außer vielen Palästen und Villen wurde von ihm die Erlöserskirche in Venedig, das olympische Theater in Vicenza und eine schöne, aber unvollendete Halle in Venedig gebaut.

Die Sculptur oder Bildhauerkunst wurde um diese Zeit vorzüglich in Florenz, Venedig und Neapel gepflegt. In ihr war gleichfalls Michel Angelo groß, zumal er im Grunde diesen Zweig der Kunst anfangs zu seinem Hauptberuf ersehen hatte. Seine plastischen Werke haben ein eigenthümliches gewaltiges Gepräge, wiewohl sein Streben nach großartigem Eindruck nicht selten der Wahrheit ermangelte.

Von ihm ist z. B. die Gruppe der Maria mit Christus im Schooße (in der Peterskirche). Als Meisterwerke aber werden gerühmt seine Statue des in tiefem Sinnen dasitzenden Lorenzo de' Medici, Herzogs von Urbino, in einer Sakristei zu Florenz, und sein auferstandener Christus zu Rom. — Zu seinen Nebenbuhlern und doch Nachfolgern gehört Benvenuto Cellini (1500—1572), dessen Werke übrigens von Selbständigkeit zeugen, aber in Anordnung und Styl einen mehr „decorativen Character" haben. Berühmt von ihm sind das Basrelief einer Nymphe zu Fontainebleau, die Bronzestatue des Perseus und die Bronzestatue Cosimo's I.

Die Malerei in Italien entfaltete ihre ganze Blüthe im 16. Jahrhundert, indem reichbegabte Künstler zum Theil die Vorzüge der vorangegangenen Malerschulen verbanden und mit originellem Geiste durchdrangen. Diese Glanzperiode ist durch die großen Namen eines Leonardo da Vinci, Coreggio, Michel Angelo, Raphael und Tizian bezeichnet. — Auch Tintoretto und Paul Veronese müssen noch mit hohen Ehren genannt werden.

Leonardo da Vinci, geb. 1452 in der Nähe von Florenz, gest. 1519, fällt seiner Thätigkeit nach zwar größtentheils noch in's 15. Jahrhundert, ragt aber mit seiner Entwicklung über die Künstler jener Periode weit hinaus und leitet mit seinen freien umfassenden Bestrebungen „das 16. Jahrhundert ein". In allen Künsten und Wissenschaften erfahren, von echt practischer Kraft getrieben, wußte er sei ne Gebilde mit Geist ued Leben zu beseelen und über sie „einen weichen Schmelz" der Vollendung auszugießen. Da er auch in andern Zweigen der bildenden Kunst thätig war, so sind von ihm nicht viele Gemälde vorhanden. Sein Meisterwerk ist das Abendmahl in Oelfarbe auf der Wand eines Refectoriums zu Mailand, das aber wegen mehrfacher Uebermalung, Herstellung und Wiederverderbung kaum mehr genießbar ist.

Antonio Allegri, genannt **Corregio** (1494—1534), hervorgegangen „aus derjenigen Richtung der lombardischen Schule, die nachher von ihm ihr bestimmtes Gepräge erhielt", ein Schüler Ferrari's, war „mit dem tiefsten,

feinsten Empfindungsvermögen" begabt, das sich in seinen Gemälden ausdrückt, in welchen er „die vollste Inbrunst der göttlichen, wie irdischen Liebe", „die seligste Lust" mit dem „erschütterndsten Schmerz" darzustellen und über alle seine Gestalten eine wunderbare Verklärung auszugießen vermochte. Seine technische Meisterschaft beruhte besonders auf der Kunst des zauberisch wirkenden Helldunkels. Seine berühmtesten Fresko-Gemälde sind die Himmelfahrt Christi und Mariä, die Madonna mit dem Kind; von seinen vielen Oelgemälden, außer mehreren Heiligenfamilienstücken, die „Nacht" d. i. die Anbetung der Hirten (jetzt in Dresden), die Ausstellung Christi vor Pilatus, die Kreuzabnahme, die Erziehung des Amor, der Ganymedesraub u. a.

Michel Angelo, legte es in der Malerei zwar mehr auf plastische, als auf malerische Wirkung an, brachte aber darin seine freisten und edelsten Leistungen hervor, darunter die vollendetste sein Deckengemälde in der sixtinischen Kapelle ist: denn sein jüngstes Gericht an dem Altar derselben Kapelle, steht ungeachtet der kunstreichen Ausführung und ergreifenden Gewalt, jenem nach. — Die Nachfolger seines Styls verfielen in manierirte Uebertreibung. Unter ihnen ist Vasari als Verfasser von Künstlerbiographieen zu nennen.

Raphael Santi von Urbino, geb. d. 6. Apr. 1483, gest. d. 6. Apr. 1520, ein Schüler des Perugino zu Perugia, vereinigte die Vorzüge der umbrischen und florentinischen Schule und verstand es, „die göttliche Schönheit, die seiner innern Anschauung vorschwebte, dem Auge der Menschen zu offenbaren. Die Schönheit der Form, als Ausdruck eines lautern Zustandes der Seele, das harmonische Gleichmaaß der innern und äußern Existenz, die hohe und ungetrübte Ruhe des Gemüths, die aus solchen Verhältnissen hervorgeht, bildet den eigentlichen Grundzug in Raphael's Kunst; seine Werke tragen das Gepräge der gediegensten Vollendung des Styls; sie stehen in ihrer Form der Antike zur Seite, aber sie sind zugleich von dem milden Geist des Christenthums beseelt, und umgekehrt zeigen sie das tiefsinnige Streben des letzteren zur klarsten classischen Ruhe umgestaltet." (Kugler.) — Unter seine vorzüglichsten Werke gehören die Krönung Maria's und die Vermählung Maria's, Christus am Oelberg, die Grablegung; aus seinem letzten zwölfjährigen Aufenthalt in Rom unter Julius II und Leo X seine Freskomalereien in den Stanzen des Vatikans (d. i. in den Prunkgemächern des päpstlichen Palastes) und die Ausmalung der Loggien des Vaticans (d. i. der durch ihn vollendeten Arkaden, die den Zugang zu den Stanzen bilden); — das Tafelgemälde der sixtinischen Madonna (jetzt in Dresden). — Unter seinen vielen Schülern war der bedeutendste Giulio Romano, durch den er auch viele seiner Entwürfe ausführen ließ.

Tizian, eig. Tiziano Vecellio (1477—1576) aus der venetianischen Schule, erreichte die antike Kunst in dem „hohen bedürfnißlosen Genügen des Daseyns und in der Läuterung" des Sinnlich-Körperlichen; er theilte seinen

Gebilden „die volle Wärme des Lebens" mit und stattete sie mit dem „vollen Zauber des Lichtes und der Farbe" aus. Von seinen Werken sind die sog. drei Lebensalter, die sog. heiligen Conversationen, die Himmelfahrt Mariä, die Grablegung Christi, die himmlische und die irdische Liebe, und aus der Mythologie Venus und Adonis, Bacchus und Ariadne besonders berühmt.

Paolo **Veronese** (eig. Caliari, 1528—1588), auch aus der venetianischen Schule, faßt die Natur in voller Unmittelbarkeit auf und stellt in seinen Bildern „das Leben in seinen sinnlich-glänzenden Festseiten" mit der größten „Meisterschaft des Colorits" und mit geistreichem Pinsel dar. Von ihm sind zu erwähnen: die Hochzeit zu Cana, Christus am Tische des Levi, Christus am Tische des Simon &c.

Tintoretto (eig. Jacopo Robusti, 1512—1594), gleichfalls aus der sich durch Anschließen an die Natur und durch reinern Sinn auszeichnenden venetianischen Schule. In seinen Darstellungen herrscht leidenschaftliche Bewegung und dunkleres Colorit, als bei Tizian.

Auf die nordischen Malerschulen des 16. Jahrhunderts hatte die italienische, insbesondre römische, unverkennbaren Einfluß, wiewohl diese das Eigenthümliche der germanisch-nationalen Richtung wesentlich nicht änderte. Die flandrische Malerschule, deren Künstler zumeist Brabanter waren, hatte vorzüglich an Quintin Messys einen durch Eigenthümlichkeit ausgezeichneten Meister, während sein Schüler Johann Mabuse und dessen Schüler Johann van Schorel sich weit mehr dem italienischen Styl zuwandten und die niederländisch-italienische Richtung darstellten.

Quintin Messys (1450—1529), genannt der „Schmied von Antwerpen", weil er in seiner Jugend Grobschmied war, ergriff aus Liebe zur Tochter eines Malers, der sie nur wieder einem Maler geben wollte, die Malerei und übertraf darin bald alle seine niederländischen Zeitgenossen. Seine Bilder sprechen durch heiter-unbefangene Auffassung des Lebens an. Sein Hauptwerk ist eine Kreuzabnahme als Altarbild; auch ein Christus- und ein Marienkopf von ihm zeugen von großer Schönheit und Milde.

In Norddeutschland zeichneten sich in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts die sich der flandrischen Schule anschließenden Maler von Calcar aus. In ähnlicher Richtung arbeiteten die Meister der kölnischen und der westfälischen Schule aus. Auch in Oberdeutschland, d. i. in Schwaben, Elsaß und der Schweiz, war der niederländische Einfluß bemerkbar, be-

ließ aber den dortigen Malerschulen ihren eigenthümlichen, klaren, gemüthlichen und von sittlichem Gefühl durchdrungenen, auf ruhig harmonische Gesammtwirkung zielenden Character. Aus ihnen gehören noch dem 15. Jahrhundert an Lucas Moser von Wil, Martin Schön (Schongauer) zu Colmar und Hans Holbein der Aeltere in Augsburg. Der Preis gebührt aber dem Sohne des letzteren, dem jüngern Hans Holbein, einem der vorzüglichsten Maler des 16. Jahrhunderts.

Hans Holbein der Jüngere (geb. zu Augsburg 1498, gest. 1554) in der letztern Zeit seines Lebens besonders in England thätig, erreichte unter allen deutschen Malern eine „so vollendete künstlerische Durchbildung sowohl in der Klarheit und Würde der Form, wie in der einfachen Schönheit des Colorits, daß er hierin mit den italienischen Zeitgenossen, namentlich mit den Meistern der Lombardei, auf gleicher Stufe steht." Besonders berühmt ist unter seinen großen Compositionen „der Todtentanz" (ausgeführt in Holzschnitten nach seinen Zeichnungen), worin „der tragische Humor und die vernichtende Ironie, die solcher Darstellung gebühren, alles überbieten, was in ähnlicher Weise je geleistet worden ist." (Kugler)

Die fränkisch-deutsche Malerschule, deren Hauptsitz Nürnberg war, hatte zwar nicht den milden Ausdruck und das weiche Colorit der oberdeutschen Schule, erstrebte aber eine entschiedene und mannigfaltige Characteristik durch scharfbestimmte Formenzeichnung. Sie beginnt mit Michael Wohlgemuth († 1519) und entfaltete sich durch seinen Schüler Albrecht Dürer zu ihrer hohen Bedeutung, weniger zwar durch eine „höhere Läuterung der Formen", als durch die Gabe der genausten Nachbildung des Gegebenen und Wirklichen, vorzüglich aber durch den ihm eigenen Adel frommer Gesinnung und sittlichen Bewußtseyns, so wie durch den Reichthum an Ideen. — Durch Lucas Cranach reichte die fränkische Schule nach Sachsen hin und erhielt durch ihn das Gepräge des Gemüthlichen und Humoristischen und dadurch Volksthümlichen, dabei mit protestantischem Character.

Albrecht Dürer, geb. zu Nürnberg 1470, gleichgroß als Maler, Kupferstecher, Bildhauer und Formenschneider, gieng nach überstandner Lehre auf die Wanderschaft durch Deutschland und Elsaß, heirathete nach seiner Rück-

kehr eines Mechanikers Tochter, die ihm nachher durch ihr unfreundliches Wesen das Leben sauer machte. Im J. 1505 gieng er, von Wilibald Pirkheimer unterstützt, nach Venedig und Bologna, wo er den Neid und die Bewunderung Vieler erregte. Nur leise berührt von dem Einfluß der italienischen Kunst, kehrte er im zweiten Jahre nach Nürnberg zurück und erreichte den Gipfel seiner Meisterschaft, um derentwillen ihn Kaiser Maximilian I zum Hofmaler und in den Adelsstand erhob (1520). Nachdem er noch einmal die Niederlande besucht hatte, wo ihm allgemeine Verehrung entgegenkam, starb er 1528 noch in der besten Kraft seiner Jahre. In seiner Kunst wie in seinem Leben war der Deutsche und der Christ innigst vereinigt. — Er war der Erste in Deutschland, der die Regeln der Perspective und der Proportionen des menschlichen Körpers nach den Gesetzen der Mathematik lehrte und für die Zeichen- und Malerkunst ein förmliches System entwarf. — Unter seinen größern Gemälden sind die bedeutendsten seine Anbetung der Könige (jetzt zu Florenz), seine heil. Dreifaltigkeit (in Wien), vor allen aber seine in Venedig gemalte und 1852 in Prag wieder aufgefundene Maria mit dem Christuskind, das an geistliche und weltliche Mächte, an Männer und Frauen jedes Alters und Standes Kränze von blühenden Rosen austheilt. Seine Portraits, deren er sehr viele malte, haben täuschende Aehnlichkeit und „alle Leidenschaften waren in der Gewalt seines Pinsels.“ Seine schriftlichen Werke wurden in verschiedene Sprachen übersetzt. — Von seinen Schülern und Nachfolgern sind Hans von Culmbach und Hans Scheuffelein die bekanntesten.

Lucas Cranach (eig. Lucas Sunder aus Cranach 1472—1553), erhielt seine Bildung in Franken und trat in die Dienste des sächsischen Hofes zu Wittenberg, wo er nachher Luther's vertrauter Freund wurde. Auch theilte er freiwillig mit dem Kurfürsten Johann Friedrich die Gefangenschaft. In der äußeren Auffassung und Behandlung der Kunst mit Dürer verwandt, aber an Ernst und Tiefe des Geistes ihm nachstehend, zeichnet er sich anderseits in seinen Werken durch eine unbefangene, heiterspielende Naivetät und volksthümlichen Humor aus, wiewohl er sich auch zu großartigen Darstellungen erheben konnte. Von seinen Altarbildern sind hervorzuheben das Abendmahl, die Taufe, die Beichte, die Predigt; desgleichen die Kindersegnung Christi.

In der Tonkunst, die bereits im 15. Jahrhundert in den Niederlanden, in Frankreich und Spanien, wissenschaftlich betrieben worden war, war fortwährend die Kirchenmusik noch vorherrschend, in deren Vervollkommnung die flamändische Schule durch Orlando di Lasso vorangieng, worauf sie in Italien durch Palästrina einen hohen Grad von Ausbildung erhielt.

An den Höfen kam die sogenannte **Kammermusik** auf, bis die Erfindung der **Oper**, welche von Italien ausgieng, den Anfang zur neuen, durch die Instrumentalmusik getragenen **Vocalmusik** machte.

Orlando di Lasso, geb 1530 zu Bergen (oder Mons) im Hennegau, gest. 1594 als Kapellmeister des Herzogs Albert von Bayern in München, setzte durch seine geistlichen und weltlichen Compositionen ganz Europa in Staunen, und seine mit kostbaren Malereien geschmückten Manuscripte (darunter die sieben Bußpsalmen) werden noch in München aufbewahrt.

Palästrina, eig. Perluigi, geb. 1529 zu Palästrina, dem alten Präneste (daher sein Beiname **il Prenestino**), der berühmteste Meister der alten römischen Tonschule, brachte in der Kirchenmusik eine große Reform hervor. Es war nämlich die Tonkunst überhaupt damals in Italien durch **Künstelei** und **Leerheit** so ausgeartet, daß Papst **Marcell** II im Begriff war, sie aus der Kirche zu verbannen. Da arbeitete der junge Palästrina eine **sechsstimmige Messe** aus und bat den Papst, sie am Ostersonntag 1555 aufführen zu dürfen. Diese unter dem Namen Missa Papae Marcelli noch vorhandene Kirchenmusik ergriff durch ihre **Würde** und **einfache Schönheit** die Hörer so, daß der Papst von seinem Vorhaben abstand und daß seitdem die Musik ein wesentliches Stück des katholischen Cultus ausmacht. Palästrina wurde in der Folge Kapellmeister an St. Peter und sein Styl siegte selbst über den der vorhin erwähnten flamändischen Tonschule. Er starb 1594 und wurde mit großer Pracht in der Peterskirche beigesetzt. Noch wird alljährlich sein achtstimmiger Gesang mit dem Stabat mater in der sixtinischen Kapelle aufgeführt.

Nachdem wir uns an den zum Theil heitern Blüthen und lachenden Früchten des culturgeschichtlichen Lebens dieser Periode einigermaßen erholt haben, wendet sich die ernste Betrachtung wieder der Weiterentwicklung der Staatengeschichte zu und nimmt zunächst den Faden bei Deutschland, wo er uns bis in das letzte Viertheil des 16. Jahrhunderts hineingeleitet hat, wieder auf, um ihn von da an ununterbrochen bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts fortzuführen.

Einundzwanzigstes Buch.

Deutschland und die übrigen europäischen Staaten

in den Zeiten des dreißigjährigen Kriegs und der englischen Thronumwälzung.

Einundzwanzigstes Buch.

Deutschland und die übrigen europäischen Staaten in den Zeiten des dreißigjährigen Kriegs und der englischen Thronumwälzung.

---

1. Kapitel.

Deutschlands politischer und religiöser Zustand von Maximilian II bis zum Beginn des dreißigjährigen Kriegs.

1. Fortgesetzter Confessionsstreit unter den Protestanten. Maximilian's Begünstigung des Lutherthums gegen den Calvinismus. Vermehrung der Protestanten in Oesterreich. Toleranz des Kaisers. Sein Tod.

Kehren wir bei der Wiederaufnahme der staatengeschichtlichen Betrachtung nach Deutschland zurück, das wir im Laufe des letzten Viertels vom 16. Jahrhundert verlassen haben, so fällt unser Blick gleich wieder auf die Wirren, welche der heftige Eifer der Lutheraner gegen die Calvinisten und Kryptocalvinisten (d. i. versteckten Anhänger der reformirten Lehre), so wie umgekehrt der Eifer der Calvinisten gegen die Lutheraner in manchen Ländern hervorbrachte, besonders in der Pfalz, wo Kurfürst Friedrich III seit 1563 die reformirte Lehre eingeführt hatte. (XIX. 11, 2. a. E.)

Solche Spaltungen der Protestanten konnten keinen Kaiser, auch wenn er dem evangelischen Glauben so nahe stand, wie Ma-

ximilian II, irgend vermögen, sich für die Reformation zu erklären, weil er, wenn er sich auch für das an Zahl und Macht stärkere Lutherthum entschieden hätte, außer den Katholiken, auch die Calvinisten gegen sich gehabt hatte. Zwar ermahnte Maximilian den vorhingenannten calvinistischen Friedrich von der Pfalz wirklich, — nicht etwa katholisch, sondern wieder lutherisch zu werden; ebenso forderte er die oberpfälzischen Landstände auf, die Anmuthung des Kurfürsten zur Annahme des Calvinismus, welcher dem allgemeinen Religionsfrieden zufolge nicht zulässig sey, fest zurückzuweisen und in ihrer „ruhmwürdigen, gottseligen Meinung" beim Gebrauch der Augsburger Confession standhaft zu beharren. Allein seine Mahnung wurde nicht befolgt.

Eben die dem Protestantismus günstige Stimmung dieses Kaisers hatte nicht bloß in Böhmen und dessen Nebenländern Schlesien und der Lausitz, sondern auch in Oesterreich das Uebergewicht des Protestantismus bedeutend verstärkt. Schon unter Kaiser Ferdinand I war es so weit gekommen, daß die meisten und angesehensten Mitglieder des österreichischen Herren- und Ritterstandes in den Landen ob und unter der Ens sammt einer beträchtlichen Zahl Städte und Marktflecken protestantisch waren und man selbst in Wien keine katholischen Prozessionen mehr hielt. Sogar an der Universität Wien war die Mehrzahl der Professoren protestantisch; der Adel sendete seine Söhne häufig nach Wittenberg und Rostock. Als darauf Maximilian II den österreichischen Adelsherren die Erlaubniß ertheilte, auf ihren Gütern die protestantische Religion, jedoch nur nach der Augsburger Confession und unter der Bedingung auszuüben, daß die römische Kirche nicht beeinträchtigt, noch geschmäht werde: so faßte man die beste Hoffnung, eine eigene, vom Kaiser bestätigte Consistorialordnung zu bekommen, und schon war Chyträus, ein berühmter lutherischer Theologe aus Rostock, berufen, dieselbe zu verfassen. Allein der Kaiser nahm wegen der zunehmenden, durch die Flacianer erweiterten Spaltung unter den Protestanten, Anstand, das Werk des Chyträus zu genehmigen. Doch blieb es wenigstens bei der, den Protestanten ertheilten, auf die Schlösser, Häuser und Güter des Herrenstandes jener Lande beschränkten Erlaubniß freien Gebrauchs der Augsburger Confession und der von Chyträus verfaßten, aber von den kaiserlichen Räthen hie und da abgeänderten Agende. — (Hätte der Kaiser eine protestantische Kirchenbehörde in seinem Namen und unter der Autorität seiner Regierung in's Leben treten lassen, so daß er die bischöfliche Gewalt übernommen und sie durch ein Consistorium ausgeübt hätte, — eine Maßregel, zu der sich aber damals noch kein katholischer Landesherr zu ver-

stehen wagte — und hätte er nicht die Gemeindevorstände für sich walten lassen, so wäre nachher in Oesterreich keine kirchliche Anarchie eingerissen und es wäre in Folge derselben kein so arger Rückschlag möglich gewesen, wie er unter Ferdinand II eintrat. Es mußten erst noch zwei Jahrhunderte vergehen, bis jene Maßregel in Oesterreich und Bayern ergriffen wurde! — S. K. A. Menzel, V.)

So günstig indeß Max II den Protestanten sich zeigte, so sehr war seine den Jesuiten ergebene Gemahlin Maria (eine Tochter Kaiser Karl's V) den spanischen Grundsätzen in Bekämpfung des Protestantismus geneigt und eifrig bemüht, in ihren Kindern gleichen Eifer für die römische Kirche und gegen die Protestanten zu erwecken. Dieses Familienverhältniß, verbunden mit der Politik des Kaiserthums, das an der römischen Kirche noch immer seinen meisten Halt hatte, verbunden mit der entmuthigenden Betrachtung der Zerklüftung des Protestantismus, welche durch die ungemessensten Ausfälle flacianisch gesinnter Prediger auf die Katholiken vermehrt wurde, bestimmten den Kaiser wieder einzulenken, und nur dahin zu arbeiten, daß die im Religionsfrieden gegebene Grundlage erhalten bliebe: denn er hatte für sich die Ueberzeugung, daß Katholicismus und Lutherthum, wenn sie sich in den gesetzlichen Schranken bewegten, friedlich neben einander bestehen könnten.

Welche edle Gesinnung dieser milde, einsichtsvolle, aber damals viel verkannte uud von den verschiedenen Parteien bedrängte Kaiser bei den in Frankreich und in den Niederlanden ausgebrochenen Religionskämpfen zu Gunsten der verfolgten und unterdrückten Protestanten an den Tag gelegt hat, wurde schon oben an verschiedenen Stellen hervorgehoben. Als er eben den Reichständen, welche durch ihren Sprecher, den Kurfürsten Friedrich III von der Pfalz, starke Opposition gebildet hatten, den Reichstagsabschied v. 1576, in welchem er bei den Bestimmungen des Religionsfriedens einfach beharren zu wollen erklärte, vorlesen ließ, starb er (d. 12. Oct.) ganz unerwartet im 50. Jahre seines Alters.

Seine Gesinnung läßt sich besonders aus den Sprüchen erkennen, die er eigenhändig (in lateinischer Sprache) auf seinen Tisch geschrieben hätte. Darauf las man unter andern: „Gott wird's versehen!" — „Ist Gott für uns, wer mag wider uns seyn!" — „Höre, siehe, schweige, wenn du im Frieden leben willst." — „Wie es dem HErrn gefällt, so geschieht's: der Name des HErrn sey gepriesen!" — „Haben wir Gutes aus der Hand des HErrn empfangen, warum sollten wir nicht auch das Schlimme hinnehmen?" — „Ziehe das Heil der Seele Allem vor, alles Uebrige ist Eitelkeit! denn Alles vergeht, die Liebe

Gottes ausgenommen!" — „Vergebens ehren sie mich, indem sie Menschengebote lehren." — Bemerkenswerth ist auch, daß er (gleich Ferdinand dem Ersten) zum Leibarzt und Vertrauten den Protestanten Krato hatte.

2. Rudolf II. Gegenreformatorische Bestrebungen. Größere Einigung der Lutheraner: das torgauer Buch; die Concordienformel. Beschränkung des protestantischen Gottesdienstes in Oesterreich. Steigende Spannung zwischen den Protestanten und Katholiken. Gebhard's von Köln mißglückter Reformationsversuch. Vordringen des Calvinismus. Verdrängung und Wiederherstellung des Lutherthums in Sachsen. Calvinistische Reaction in der Pfalz durch Heinrich IV v. Frankreich.

Maximilian's II Tod war ein Unglück für das Reich: denn sein kurz zuvor zum König gewählter und gekrönter Sohn Rudolf II, der am Hofe Philipp's II in Spanien war erzogen worden, war nicht geeignet, den von Max angestrebten Standpunkt festzuhalten. Lieber mit Alchymie und Astrologie beschäftigt, überließ er die Regierungs- und Staatsangelegenheiten Andern und kümmerte sich wenig um das, was die Reichsstände in ihren Territorien vornahmen, zufrieden, wenn nur dem Protestantismus kein Vorschub geschah.

Der Umstand, daß mit dem Tode Friedrichs III von der Pfalz, welcher schnell nach Max starb, die Hauptopposition gegen das Haus Oesterreich wegfiel, so wie daß dessen Sohn und Nachfolger Kurfürst Ludwig (1575) das Lutherthum wieder in die Pfalz zurückführte und sich in reichsständischen Sachen an die dem Kaiserthum ergebenen Kurfürsten von Sachsen und von Brandenburg anschloß, war Ursache, daß eine Zeit hindurch die beiden Hauptreligionsparteien im Reiche sich in der Stellung hielten, in welche sie der Religionsfriede (v. 1530) gesetzt hatte. Auch trug die von lutherischen Theologen zu Stande gebrachte **Concordienformel** wesentlich dazu bei, den größten Theil der Lutheraner, auf eine Zeit lang wenigstens, wieder fester zu vereinigen.

In dem gleichen Jahre 1576 nämlich wurde in Sachsen um die dortige lutherische Kirche von dem in derselben weitverbreiteten Kryptocalvinismus zu reinigen, mit Bewilligung des eifrig lutherischen Kurfürsten

August auf der kursächsischen Synode zu Torgau (am 28. Mai), auf der auch mehrere berühmte auswärtige Theologen, darunter der Tübinger Kanzler Jakob Andreä, der gelehrte braunschweigische Superintendent Chemnitz und der schon genannte Chyträus, zugegen waren, eine neue Friedensformel, das sog. Torgauische Buch entworfen, das allen Anforderungen der Anhänger des strengen Lutherthums genügen sollte. Da aber diese Torgauische Formel von hessischen, anhaltischen, holsteinischen und pommer'schen Theologen Widerspruch erfuhr, so brachten mit Bewilligung des Kurfürsten von Sachsen die Theologen Andreä, Selneccer und Chemnitz 1577 bei einer Zusammenkunft mit Chyträus, Musculus und Körner im Kloster Bergen bei Magdeburg eine neue Concordienformel zu Stande, die im Jahr 1580 (als am 50sten Jahrestage der Augsburgischen Confession) zu Dresden unter dem Titel Concordia im Druck bekannt gemacht wurde. — Sie umfaßte das apostolische, nicänische und athanasianische Glaubensbekenntniß, die unveränderte Augsburgische Confession, die Apologie, die schmalkaldischen Artikel, Luther's großen und kleinen Katechismus und die neue Einigungsformel. Weil nun diese letztere die lutherische Lehre mit der größten Schärfe faßte, so nahmen einige lutherische Reichsstände, wie Hessen, Pommern, Holstein, Anhalt, Magdeburg, Nürnberg, sie nicht an, ja die deutschen Calvinisten, die dazumal unter den Fürsten nur den Bruder des Kurfürsten Ludwig von der Pfalz, Johann Casimir, zum Vertreter hatten, glaubten sich sogar durch ein Bündniß mit Frankreich, England und den Niederlanden dagegen sichern zu müssen. Indeß wurde die Concordienformel dennoch binnen sechs Jahren von 96 lutherischen Reichsständen unterschrieben.

Als aber Rudolf und in seinem Namen seine religionseifrigen Brüder Ernst und Ferdinand anfiengen, in den österreichischen Landen diejenigen Regierungs- und Landesstellen, die unter Max mit Protestanten besetzt waren, Katholiken zu verleihen und, in Folge heftiger Ausfälle eines flacianischen Predigers, dem Adel den bisher gestatteten lutherischen Gottesdienst zu beschränken und denselben in Wien, Linz und andern österreichischen Städten, wo er allerdings wider die gesetzliche Bestimmung und nur in Folge von Maximilian's Nachsicht gehalten worden war, ganz zu untersagen: so stieg die Spannung zwischen Protestanten und Katholiken im hohen Grade, obwohl im Grunde die Assecuranzacte Maximilian's, dem Wortlaute nach, noch ungestört blieb. Doch suchte jeder Theil dem andern, wo er konnte, Boden abzugewinnen, und begreiflich ist es, daß, weil die

Protestanten in rein lutherischen Ländern und Reichsstädten keinen katholischen Cultus duldeten, auch die Katholiken in ihren Ländern und Reichsstädten den Protestanten die freie Religionsübung versagten.

So hatten in Köln schon 1560 der katholische Stadtrath das Begehren einiger protestantischer Bürger nach freier Religionsübung abgewiesen und ein Statut gemacht, daß nur Katholiken in den Rath und in die Stadtämter erwählt werden sollten. Allmählig mehrte sich dort die protestantische Bürgerzahl durch niederländische Auswanderer, so daß 1568 dennoch mehrere Protestanten in den Rath gelangten. Diese verlangten nun eine eigene Kirche, und als sie ihnen abgeschlagen wurde, richteten sie sich selbst einen Gottesdienst ein. Deßhalb ließ auf Betrieb der kölnischen Katholiken der Herzog von Jülich, als Vogtherr der Stadt, einen protestantischen Prediger verhaften. Deßungeachtet beharrten die Protestanten bei ihrem Gottesdienst; auch setzten sie bei der nächsten Wahl den zwei katholischen Bürgermeistern zwei protestantische entgegen und bemächtigten sich 1581 des Stadtregiments. Die Sache kam vor den Kaiser, der, ungeachtet die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen sich der Kölner Protestanten annahmen, dieselben für Empörer erklärte und die Reichsstädte auf den Religionsfrieden verwies.

Der im geistlichen Vorbehalt jenes Friedens vorgesehene Fall, daß geistliche Fürsten, welche ihren Stand verlassen würden, auch ihr Amt verlieren sollten, war bis dahin noch nicht förmlich vorgekommen, insofern katholische Bischöffe selbst ihren Stand nicht verlassen hatten und nur entweder die Domkapitel selbst protestantische Fürstensöhne zu Bischöffen oder Administratoren gewählt oder (wie es damals in Meißen der Fall war) die Bischöffe ihr Stift einem weltlichen Landesherrn übergaben, oder auch den Protestantismus in ihrem Lande begünstigt hatten, aber ohne selbst protestantisch zu werden. Zwar hatte Kurfürst Hermann von Köln (1547) sein Erzstift reformiren wollen, war aber gleich abgesetzt worden. Nun aber, 28 Jahre darnach, trat mit dem sechsten Nachfolger desselben, dem Erzbischoff Gebhard (aus dem Hause Truchseß von Waldburg) der im Vorbehalt erwähnte Fall ein. Er lebte nämlich mit einer Gräfin von Mansfeld in einem verbotenen Verhältniß und wurde von deren Brüdern gezwungen, ihr die Ehe zu versprechen. Darum faßte er nun den Plan, sein ganzes Erzstift zu reformiren. Da er aber Widerstand befürchtete, umgab er sich in Bonn mit geworbenen Kriegsvölkern und trat endlich auf Befragen seines Domkapitels mit der Erklärung hervor, deß er dem Kapitel zwar das Recht, nach seinem Tode einen andern Erzbischoff zu wählen, nicht nehmen wolle, daß er aber selbst zum Protestantismus (nach dem calvinischen Bekenntniß) übertreten und im Lande den Katholiken und Protestanten gleiche Religionsübung gewähren wolle. Nach Zurückweisung einer päpst-

lichen Ermahnung schritt er zur Verehelichung und hoffte durch diesen entschiedenen Schritt den Beistand der protestantischen Reichsstände zu gewinnen. Als nun der päpstliche Bann erfolgte und das Kölner Domkapitel einen andern Bischoff, den Prinzen Ernst von Bayern, wählte, der den Gebhard mit spanisch-niederländischen Truppen bedrängte, da verwendeten sich allerdings die drei lutherischen Kurfürsten für Gebhard, aber ohne den rechten Nachdruck, weil sie nicht gewillet waren, um Gebhard's calvinistischer Reformation willen, die Vortheile des Religionsfriedens durch einen Krieg (wozu der damals noch calvinistische König Heinrich IV von Frankreich sie aufforderte) auf das Spiel zu setzen. Vergebens suchte Gebhard seine (allerdings schon in ihrem Ursprung nicht eben reine) Sache noch mit den Waffen in der Hand durchzufechten, konnte aber, obgleich ihm der Pfälzer Johann Casimir zu Hülfe zog, aus Mangel an Geld das Feld nicht halten, und zog sich, da ihn weder Oranien, noch England unterstützen wollten, nach Straßburg zurück, wo er als protestantischer Domdechant noch 16 Jahre lebte, ohne seinen frühern Ansprüchen zu entsagen. — In Straßburg nämlich enthielt das Domcapitel schon vor dem Religionsfrieden eine Anzahl protestantischer Domherren, die sich darnach auf 16 feststellte, und dadurch der Anzahl der katholischen gleichkam. Daß dennoch die katholischen daselbst vom Reichsregiment begünstigt wurden, zeigt folgender Vorfall. Im Jahr 1592 traf die Bischoffswahl einen protestantischen Domherrn: sogleich setzten die katholischen einen andern entgegen; darüber kam es zur Fehde, und als sich endlich beide Theile dem Ausspruch eines Schiedsgerichts unterwarfen, wurde dem Katholiken der Bischoffsstuhl zugesprochen.

Die durch die Concordienformel neu gestärkte lutherische Parthei kam jedoch bald darauf in Nachtheil, als nach dem Tode des Kurfürsten Ludwig von der Pfalz der noch unmündige Sohn desselben Friedrich IV, den Pfalzgrafen Johann Casimir zum Vormund erhielt, der ihm einen reformirten Lehrer gab und durch Vertauschung lutherischer Beamten mit reformirten eine kirchliche Reaction anbahnte. die dem Lande schwere Noth bereitete. — Eine noch größere Aussicht auf Ausbreitung erhielt der Calvinismus nach dem Tode des eifriglutherischen Kurfürsteu August von Sachsen, indem der neue Kurfürst Christian I, veranlaßt durch seinen calvinisch-gesinnten Kanzler Crell, den Calvinismus begünstigte.

Doch scheiterte das Bestreben dieser neuen am Hofe herrschenden Partei an der am Lutherthum festhaltenden Stimmung des Volkes, das sich die Crell'schen Neuerungen nicht gefallen ließ.

Nichts desto weniger schloß Crell eine calvinistische Verbindung mit Frankreich und England und schickte sogar sächsische Söldner dem König Heinrich IV von Frankreich zu Hülfe. Schon sahen sich die sächsischen Calvinisten als Sieger, da starb unerwartet Christian I (1592): die Crell'sche Partei wurde gestürzt, Crell selbst hingerichtet, das Lutherthum wieder hergestellt und jeder Calvinist vom Volke allenthalben mit einer Wuth verfolgt, daß selbst obrigkeitliche Mandate zur Mäßigung ermahnen mußten.

Auch in der Pfalz starb Johann Casimir bald, und es schien, als ob auch dort das Lutherthum wieder emporkommen würde; allein der junge Kurfürst Friedrich IV wies alle Aufforderungen, zum Lutherthum zurückzutreten, zurück und strebte dabei nach der Oberleitung des protestantischen Reichstheils. Es gelang ihm zwar auf dem Convent zu Heilbronn, mehrere protestantische Fürsten zu dem Beschluß zu bringen, dem Kaiser auf dem bevorstehenden Reichstag ihre Stimme zu einer Türkenhülfe zu versagen, wenn er nicht ihren Beschwerden abhelfen werde; allein die engverbundenen lutherischen Fürsten (darunter auch der Herzog von Braunschweig, der als Bischoff von Halberstadt so eben daselbst das Lutherthum eingeführt hatte) leisteten siegreichen Widerstand, so daß dem Kaiser die Reichshülfe bewilligt wurde.

3. Gegenreformation in Steyermark, Kärnthen, Krain und Oesterreich. Maximilian von Bayern. Der Schlag gegen Donauwörth. Der Reichstag von Regensburg und die Restitutionsclausel. Die protestantische Union.

Auch die Reibungen zwischen den Katholiken und Protestanten steigerten sich. Da der Protestantismus in den mittleren Fürstenthümern die Alleinherrschaft, in den kaiserlichen Erbfürstenthümern wenigstens noch das Uebergewicht hatte, so war der Jesuitismus um so thätiger und bei der Zerspaltung der Protestanten um so glücklicher in seinem Streben, der römischen Kirche die Oberhand zu verschaffen: namentlich sah er es dahin ab, die gebildeten Stände, ganz besonders aber fürstliche Häupter dafür zu gewinnen, weil von diesen oft die kirchliche Richtung des ganzen Landes bestimmt wurde. Was bis dahin noch kein protestantischer Fürst gethan hatte, nämlich förmlich zum Katholicismus überzutreten, das that jetzt der junge Markgraf Jakob von

Baden-Durlach: er convertirte sammt seinem Hofprediger, entließ die evangelischen Geistlichen und war schon im Begriff, sein Fürstenthum zu katholisiren, als er erkrankte und starb (1590).

Die heftigen Angriffe der Münchner und Kölner Jesuiten hoben nun den seit 80 Jahren geführten Kirchenstreit zu einem höhern Grad der Erbitterung, zumal die Behauptung hervortrat, daß durch das Tridentinum der Religionsfriede aufgehoben sei. Die Grundsätze, welche dem von den Jesuiten in Ingolstadt erzogenen Erzherzog Ferdinand über die Unzulässigkeit eines gemischten Religionswesens beigebracht worden waren, ließen ihn nach seinem Regierungsantritt in Steiermark, Kärnthen und Krain leicht einen Vorwand zur Gegenreformation finden. Sein unnachsichtliches Vorschreiten in Schließung der protestantischen Kirchen und Schulen und in Zurückweisung der darüber sich beschwerenden Landstände sowie sein erfolgreiches Bemühen den katholischen Gottesdienst völlig zurückzuführen und jeden dabei sich regenden Widerstand gewaltsam zu unterdrücken, fand bei seinem Bruder, dem Erzherzog Matthias und dem Bischoff Clesel in Ober- und Niederöstterreich theilweise Nachahmung.

Ferdinand, im strengkatholischen Glauben erzogen und von Natur festen, entschlossenen Characters, handelte bei seinen Bemühungen, seine Lande zu entprotestantisiren, ganz nach seiner innersten, ihm von den Jesuiten von seiner Kindheit an beigebrachten Ueberzeugung von der Heilsamkeit seines Verfahrens. Er äußerte selbst, daß er diese harten Maßregeln nur aus Liebe zu den Irrenden ergreife, denen er willig sein Leben opfern würde, wenn er wüßte, daß er sie durch seinen Tod auf den rechten Glaubensweg bringen könnte.

Desgleichen versuchte es der damals 25jährige Herzog Maximilian von Bayern, welcher gleichfalls bei den Jesuiten seine Bildung erhalten hatte, aber mit selbstständiger Festigkeit und ausgezeichneter Regierungtüchtigkeit ausgestattet war, den protestantischen Pfalzgrafen Ludwig von Neuburg zum Katholicismus zu bekehren, wiewohl bis dahin noch vergebens.

Kein Wunder, daß die Stellung der Confessionen zu einander immer feindseliger wurde. Besonders war dies in den Reichsstädten der Fall. Als daher in der protestantischen Reichsstadt

Donauwörth, der Abt eines katholischen Klosters eine außer Gebrauch gekommene Prozession erneuern und sie durch diese Stadt hindurch vornehmen wollte, untersagte der Magistrat dieselbe, und als sie auf eine Verfügung des Reichshofraths dennoch gehalten wurde, entstand ein Volkstumult. Darauf schickte Maximilian von Bayern eine Commission in diese Stadt und brachte unter Anwerbung von Truppen den Donauwörther Magistrat zur Abschließung eines Vergleichs, den aber der große Bürgerrath widerrief. Darauf wurde die Stadt vom Kaiser in die Acht erklärt und — da sie von auswärtigen Glaubensgenossen verlassen blieb — von 6600 bayrischen Executionstruppen umlagert, zur Uebergabe gezwungen und nicht nur der Reichsunmittelbarkeit, sondern auch des protestantischen Gottesdienstes beraubt, an dessen Stelle der katholische zurückgeführt wurde. Die Stadt selbst blieb in den Händen Bayerns zum Ersatz für die Executionstruppen (1607).

Gerade dieser gegen den Protestantismus geführte Schlag, der, wie Maximilian von Bayern hoffte, alle Anhänger desselben entmuthigen sollte, weckte den unter den Protestanten matt gewordenen Gemeingeist wieder auf. Entrüstet über das Verfahren gegen Donauwörth traten sie auf dem Reichstag, den der Kaiser 1608 nach Regensburg berief, mit ihren Beschwerden auf und wollten, wenn nicht alle Hofprozesse gegen sie abgestellt und der Religionsfriede ihnen aufs Neue bestätigt würde, keine Türkenhülfe leisten. Da man ihnen diese Forderung nur unter der Bedingung zugestehen wollte, wenn sie alle seit dem Passauer Vertrage wider die Bestimmung des Religionsfriedens eingezogenen Kirchengüter herausgeben würden, so machte diese Restitutionsclausel einen so verwirrenden Eindruck, daß der Reichstag ohne Reichsabschied auseinandergieng.

Da Kursachsen, das von Anfang an zur Verständigung gerathen, sich aus Anhänglichkeit an das Kaiserthum der Opposition nicht anschloß, so benützte der Kurfürst Friedrich IV von der Pfalz diesen Umstand zur Uebernahme der Leitung der protestantischen Sache und schloß auf dem Convent zu Ahausen (im Ansbachischen) die sogenannte Union (4. Mai 1608), deren erste

Mitglieder, außer Kurpfalz, der Fürst Christian von Anhalt, der Herzog Johann Friedrich von Württemberg, der Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg, die Markgrafen Joachim und Christian Ernst von Brandenburg-Ansbach und der Markgraf Georg Ferdinand von Baden, also zum Theil calvinistische, zum Theil lutherische Fürsten waren. Der Zweck des Bundes war, die Protestationen auf den Reichstagen gemeinschaftlich zu betreiben, die Hoheit und Freiheit der deutsch-protestantischen Stände zu wahren nnd sich im Fall eines gemeinsamen Angriffs gemeinsam zu vertheidigen, in welcher letztern Beziehung sogleich mit Frankreich und England Verbindungen angeknüpft wurden. Auch fünfzehn Reichsstädte, darunter Straßburg, Ulm, Nürnberg, traten der Union bei.

4. Der Jülichische Erbschaftsstreit. Besetzung Jülich's durch Brandenburg und Neuburg. Bündniß der Union mit Frankreich. Die katholische Liga. Tod Friedrich's IV. Frieden der Union mit der Liga. Uebertritt des Herzogs von Neuburg zum Katholicismus. Ausgang des Jülichischen Erbschaftstreites.

Bald sollte sich's zeigen, ob dieser Bund einen Halt in sich hätte. Im März des folgenden Jahres 1609 starb der Herzog Johann Wilhelm von Jülich, Berg und Cleve (dem auch die Mark und Ravensberg gehörte,) kinderlos und das nächste Successionsrecht stund aus einem von Karl V bestätigten Hausvertrage (nach welchem die Erbfolge auch auf Töchter übergehen sollte) dem Kurfürsten Johann Sigmund von Brandenburg zu, welcher die Tochter der ältesten, an den Herzog Albrecht Ferdinand von Preußen vermählt gewesenen Schwester des Erblassers, Anna, zur Gemahlin hatte. Nun aber machte zugleich der obgenannte Pfalzgraf von Neuburg, der Gemahl der jüngern Schwester des Erblassers, Anspruch auf die Jülichische Erbschaft, aus dem Grunde, weil Anna's Mutter „vor Erledigung der Erbschaft" gestorben war. — Auch das sächsische Haus trat mit einem Anspruch auf diese Erbschaft hervor, weil es, ehe Karl V jenes jülichische Hausgesetz bestätigte, eine Lehensanwartschaft erhalten hatte, welche durch jenes später ertheilte

Recht nicht habe aufgehoben werden können; und dabei rechnete Sachsen auf die Unterstützung des Kaisers.

Da nun die beiden Nächstbetheiligten fürchteten, es möchte eine Sequestration über die Erbschaftslande verhängt werden und der Rechtsstreit vor dem Reichsgericht kein Ende nehmen, so kamen Brandenburg und Neuburg im Dortmunder Receß überein, das strittige Land gemeinschaftlich zu besetzen und zu regieren, bis sie sich über die Art und Weise der Auseinandersetzung geeiniget hätten. Natürlich erklärte der Kaiser diese eigenmächtige Besitzergreifung für einen Bruch des Reichsrechts und ernannte den Erzherzog Leopold von Steyermark, der zugleich Bischoff von Straßburg und Passau war, zum Sequestrator. Dieser besetzte sogleich die Stadt Jülich mit Waffengewalt.

Da trieb der Kurfürst von der Pfalz, um die Festsetzung eines Habsburgers am Niederrhein, wo derselbe von den spanischen Niederlanden her Unterstützung hätte erhalten können, zu verhindern, die Union in undeutscher Weise zu einem förmlichen Bündniß mit Heinrich IV von Frankreich (11. Febr. 1610), der vor Begierde brannte, Oesterreichs Macht zu brechen und Deutschland mittelst einer neuen quasi-republikanischen Verfassung dem Einflusse Frankreichs zu unterwerfen. (1, 11.) Während die Unirten die geistlichen Stifter in Franken und am Rhein, angeblich zur Aufrechthaltung des Landfriedens, brandschatzten und das Bisthum Straßburg besetzten, drangen die Franzosen am Niederrhein vor und belagerten Jülich.

Schon im Juli des vorangegangenen Jahres hatte der oberwähnte Herzog Maximilian von Bayern zu München als Gegengewicht gegen die protestantische Union eine katholische Liga gebildet, deren erste Glieder die drei geistlichen Kurfürsten und die Bischöffe von Augsburg, Würzburg, Passau, Regensburg und Constanz waren, denen sich in der Folge der Erzherzog Ferdinand von Steyermark anschloß. Darum forderte der Kaiser, welcher unterdeß den Kurfürsten von Sachsen mit dem Jülichischen Erbe belehnt hatte, die Liga zur Hülfe auf. Diese aber zauderte, weil sie keine große Lust hatte, zu Gunsten eines

Protestanten einzuschreiten. Plötzlich änderte sich die Lage der Dinge in anderer Weise: Heinrich IV in Frankreich wurde ermordet, die „possedirenden" Fürsten eroberten mit französischer Hülfe die Veste Jülich und kurz darnach (19. Sept. 1610) starb eben so unerwartet Friedrich IV von der Pfalz und hinterließ einen noch minderjährigen Sohn, der unter die Vormundschaft des Herzogs Johann von Zweibrücken gestellt wurde. Durch alle diese Umstände verlor die Union ihre Triebkraft und Kriegslust und schloß am 24. Oct. Frieden mit der Liga.

Die beiden possedirenden Fürsten wollten sich nun dadurch vergleichen, daß der junge Pfalzgraf von Neuburg die Tochter des Kurfürsten von Brandenburg heirathen sollte. Weil aber bei einer Zusammenkunft in Düsseldorf der Pfalzgraf auf der vollständigen Abtretung des Landes bestand, der Kurfürst ihm aber nur die Verwaltung desselben überlassen wollte, so entstand darüber ein heftiger Wortwechsel, in welchem der Pfalzgraf, vom Wein erhitzt, den Kurfürsten beleidigte, so daß dieser ihm einen Schlag in's Gesicht gegeben haben soll, der die Folge hatte, daß der Pfalzgraf nun dem Herzog Maximilian von Bayern sich näherte und unter Eingehung einer Ehe mit der Schwester desselben zur katholischen Kirche übertrat, somit die Partei der Liga verstärkte und hinwiederum von ihr Unterstützung erhielt. Dadurch hielt sich Johann Sigmund von Brandenburg genöthigt, sich ebenfalls nach fremder Hülfe umzusehen, die er an der Union zu finden hoffte. Um die Unterstützung derselben desto leichter zu gewinnen, trat er, ohnedieß schon länger her calvinisch gesinnt, in Berlin förmlich zu den Reformirten über (25. Dez. 1616). Dieser Schritt war für die lutherische Kirche, deren Hauptstütze seit einem halben Jahrhundert, nächst dem sächsischen Hause, das brandenburgische gewesen war, für die spätere Zeit verhängnißvoll, wie sich denn auch im ersten Augenblick in Berlin ein Aufruhr erhob und an vielen Orten in Brandenburg und Preußen wenigstens eine heftige Aufregung sich zeigte, die aber an dem Verhältniße nichts änderte, weil Sigmund sich enthielt, seinen Unterthanen seinen Glauben aufzuzwingen. Der Jülichische Erbschaftsstreit sollte nun mit den Waffen ausgemacht werden. Der Kurfürst erhielt oranische, der Pfalzgraf spanische Hülfe (unter Spinola); da aber beide bald einsahen, daß das Land unter dem Druck fremder Kriegsvölker ganz zu Grunde gerichtet seyn würde, so schloßen sie unter England's Vermittlung zuerst den Vertrag zu Xanten (1624), sodann 1627 den Theilungsvergleich zu Düsseldorf, nach welchem Brandenburg Cleve, Mark und Ravensberg, Neuburg Jülich und Berg erhielt. Doch kam er nur theilweise in Ausführung, da die

Spanier sowohl, als die Oranier noch verschiedene feste Plätze besetzt hielten.

Der Kurfürst Johann Friedrich, der noch bei Lebzeiten seines Schwiegervaters, des Herzogs Albrecht Friedrich von Preußen, vom König Sigismund von Polen 1612 die Belehnung mit dem Herzogthum Preußen erhalten hatte, war schon 1619 gestorben, nachdem er kurz zuvor die Regierung seinem Sohne Georg Wilhelm hinterlassen. Bei seinem Sterben erklärte er, daß er im Glauben seines Vaters sterbe. Georg Wilhelm war dagegen so eifrig reformirt gesinnt, daß er sich mit lauter calvinischen Räthen umgab. Dadurch entstand große Unzufriedenheit im Lande, die er dann dadurch zu entfernen suchte, daß er einen Katholiken zum Kanzler nahm, dem sich die Lutheraner lieber fügten, als einem Calvinisten.

5. Rudolf II im Streit mit seinen Brüdern. Abtretung von Oesterreich, Mähren und Ungarn an seinen Bruder Matthias. Rudolf's Bestreben, sich Böhmen durch den Majestätsbrief zu erhalten. Böhmens Abfall zu Matthias. Rudolf's Noth und Tod. Matthias Kaiser, Ferdinand Erzherzog in Oesterreich und König von Böhmen.

Kaiser Rudolf II war wohl ein guter Pferdekenner, ein eifriger Gemälde- und Antiquitätensammler, ein leidenschaftlicher Alchymist und Astrolog, dabei ein mäßiglebender, rechtschaffener Mann — aber zum Regieren hatte er durchaus kein Talent. Konnte er doch nicht einmal in seinen Erblanden die Ordnung erhalten. Ungarn besonders litt schwer unter so schwachem Regiment, so daß sich daselbst eine Partei sogar mit den Türken verband. Erst als sein älterer Bruder Matthias — es war dies schon im Jahre 1606 — in einer Familienzusammenkunft die übrigen Erzherzoge vermochte, ihn (den Matthias) als Haupt des Hauses anzuerkennen, eilte Rudolf die Ungarn dadurch zu befriedigen, daß er ihnen Religions- und politische Freiheit zugestand.

Er war nie persönlich in Ungarn, hatte die wichtigsten Stellen unbesetzt gelassen, auf die wenigsten Beschwerden und Anfragen Bescheid gegeben und seine Truppen darin nach Willkühr schalten lassen. Dafür hatte er es sich thätigst angelegen seyn lassen, den Protestantismus, den Maximilian II dort geduldet hatte, zu unterdrücken, so daß eben jene obgenannten Unruhen ausbrachen. Als ihm nämlich der Führer der Oppositionspartei Stephan Bocskai deßhalb in

Wien Vorstellungen machen wollte, wurde derselbe gar nicht vorgelassen, und als er stundenlang in den Vorzimmern der Minister warten mußte, so daß die Pagen, die daselbst Ball spielten, ihm den Ball an den Kopf warfen, eilte er im Unmuth nach Ungarn zurück, rief das Volk zur Vertheidigung seiner Rechte und Freiheiten in die Waffen und machte sich zum Herrn von Siebenbürgen und Oberungarn, — und Rudolf mußte es geschehen lassen.

In der Besorgniß nun, der kinderlose Rudolf möchte seine Erbländer nicht ihnen, sondern ihrem Vetter Ferdinand von Steyermark zuwenden, hatte Matthias schon 1608 eine Conföderation der ungar'schen und österreichischen Stände veranlaßt zum Zweck der Aufrechthaltung der mit den Ungarn und Türken eingegangenen, aber von Rudolf nicht anerkannten Verträge. Als der Kaiser vergebens die Aufhebung einer Conföderation verlangt hatte, rüstete er zum Krieg; allein Matthias rückte bereits gewaffnet in Mähren ein und Rudolf mußte sich zu einem Vergleich verstehen (17. Juli 1608), worin er Mähren, Oesterreich und Ungarn an seinen Bruder Matthias abtrat.

Um sich nun wenigstens Böhmen zu sichern, das Matthias auch aufwiegelte, wollte Rudolf mit Hülfe der dortigen katholischen Partei, an deren Spitze der Kanzler Zbenko von Lobkowitz und die Grafen Slawāta und Martinitz standen, die Protestanten unterdrücken; da aber diese sich bewaffneten, gab der Kaiser nach, und stellte ihnen auf ihr festes Andringen den sogenannten Majestätsbrief aus, wodurch ihnen, als Bekennern der Augsburgischen Confession, freie Religionsübung gestattet wurde. (Auch die mit den Böhmen verbündeten Schlesier erhielten einen, wiewohl etwas beschränkten Majestätsbrief.) Weil aber seine Soldtruppen das böhmische Land drückten, riefen die böhmischen Stände seinen Bruder Matthias herbei und hielten den Rudolf so lange wie einen Gefangenen, bis Matthias mit einem Heere eingerückt war (1611), worauf sie diesen zu ihrem König wählten. Im höchsten Zorn darüber fluchte Rudolf der Stadt Prag und den Böhmen. Noch baute er auf die Treue der Schlesier, fand sich aber auch in ihnen getäuscht, und während er nun auf die Hülfe des sächsischen Kurfürsten Christian's II aussieht, stirbt dieser. Zuletzt wandte er sich an

die deutschen Kurfürsten um Unterstützung, da er, seiner Länder beraubt, kaum standesmäßig leben könne. Allein diese machten ihm Vorwürfe, daß er ihren Rath nicht früher gehört hätte, und drangen in ihn, einen Tag zur Wahl eines Nachfolgers im Reiche festzusetzen, sonst müßten sie es thun. Kaum hatte Rudolf ihn ausgeschrieben, als er, ohne ihn zu erleben, an einer Krankheit starb, die der Kummer über seine Verlassenheit tödtlich machte (d. 20. Jan. 1612).

Wie drückend ihm sein Regentenberuf, dem er nicht gewachsen war, vorkam, zeigt seine Aeußerung auf dem Sterbebette: Als ihn in seiner Jugend sein Vater aus Spanien abgerufen habe, um nach Deutschland zurückzukehren, habe er eine solche Freude empfunden, daß er die folgende Nacht kein Auge zugethan; warum er sich nicht jetzt weit mehr noch freuen solle, in das himmlische Vaterland zu reisen, wo kein Wandel des Glücks und kein Unfall mehr zu fürchten seyen.

Da in diesen Zeiten die Kaiserkrone kein so wünschenswerthes Gut erschien, so erhielt der alte Matthias dieselbe 1612 ohne Widerspruch. Weil auch er kinderlos war und seine zwei noch übrigen Brüder schon früher die Kaiserwürde ausgeschlagen hatten, es aber galt die Kaiserkrone bei Oesterreich zu erhalten: so ließ er sich von ihnen bereden, seinen kräftigern Vetter Ferdinand, den schon oben erwähnten von den Protestanten gefürchteten Erzherzog von Steyermark, Kärnthen und Krain, zu seinem künftigen Nachfolger anzunehmen und ihm einstweilen Oesterreich sammt den Kronen von Böhmen und Ungarn zuzuwenden.

Da sich nun aber die protestantischen Stände in Böhmen von diesem Fürsten nichts Gutes erwarteten, vielmehr ebenfalls die Unterdrückung ihrer Religionsfreiheit befürchteten, so suchten sie seine Wahl zum böhmischen König zu hintertreiben. Es gelang ihnen aber nicht: Ferdinand wurde gewählt und, nachdem er die Freiheiten der Böhmen beschworen hatte, gekrönt. Hierauf reiste Matthias ab, um nun auch in Preßburg persönlich die Wahl Ferdinands zum König von Ungarn zu betreiben. Vorher aber bestellte er in Prag eine kaiserliche Statthalterschaft, die aus sieben katholischen und drei protestantischen Mitgliedern bestand, welche während seiner Abwesenheit Böhmen verwalten sollten.

Während dieser seiner Abwesenheit, als er sich eben in Wien befand, ereignete sich ein beklagenswerther Vorfall in Böhmen, welcher die nächste Veranlassung zu einem, Deutschland bis in sein tiefstes Innere zerreißenden Religions= und Bürgerkrieg wurde.

---

2. Kapitel.

Der dreißigjährige Krieg. Erste Periode: der böhmisch=pfälzische Krieg.

1. Die Religionsparteien in Böhmen. Matthias von Thurn. Der Kirchenbaustreit. Aufstand der Böhmen. Ferdinand; Cardinal Clesel. Die Kaiserlichen in Böhmen. Ernst von Mansfeld in Pilsen. Tod des Kaisers Matthias. Graf Thurn vor Wien. Ferdinands Bedrängniß und Rettung.

Die gegenseitige Spannung zwischen den Evangelischen und Katholischen hatte besonders durch die Feier des Refomations=jubiläums (1617) neue Nahrung erhalten und den längstaufgehäuften Zündstoff der Parteiwuth gemehrt. Das kursächsische Ausschreiben zu dieser Feier hatte den unmäßigsten Ton angeschlagen, der durch alle evangelischen Gemeinden hindurch einen verdreifachten Nachhall fand und den alten Haß bis auf den tiefsten Grund erregte. Die Jesuiten, als Anwälte der katholischen Kirche, blieben das Echo nicht schuldig und hielten sich auch da nicht zurück, wo, wie besonders in Böhmen, die Protestanten in überwiegender Zahl neben ihnen lebten: ihre Drohungen, daß die Ketzer mit Feuer und Schwerdt, Galgen und Rad auszurotten seyen, verbunden mit heftigen Aeußerungen auch anderer Katholiken, entflammten den Grimm der böhmischen Utraquisten, die ohnedieß gegen den Hof Ferdinand's voll Mißtrauen waren, noch mehr.

Alle Bestrebungen Ferdinand's, die in Böhmen durch die ständische Opposition geschwächte königliche Gewalt wieder zu stärken, wurden zugleich als Religionsunterdrückung gedeutet und als ein Eingriff in die durch den Majestätsbrief errungenen Religionsfreiheiten dargestellt. Denn das Beispiel der Gegenreformation in Steyer=

mark stand jedem böhmischen Protestanten frisch vor Augen, und Umstände wie die Entsetzung des Grafen Matthias v. Thurn vom Burggrafenamt von Karlstein, womit die Bewahrung der Reichskleinodien und des Majestätsbriefes (den eben er vor Andern dem Kaiser abgerungen hatte) verbunden war, so wie ferner die Heranziehung eines spanischen Heers in österreichische Dienste, mit dessen Hülfe König Ferdinand einen etwaigen Aufstand unterdrücken wollte, um dann, wie Manche glaubten, jene lästigen Freiheiten abzuschaffen und so die Gegenreformation durchzuführen; endlich die Aufnahme zweier, den Protestanten so verhaßter Männer, wie die Grafen Martinitz und Slawata, in die Zahl der Statthalter — waren nicht geeignet, die Gemüther zu beruhigen.

Vom Jaroslav von Martinitz und Wilhelm von Slawata war es bekannt, daß sie früher gegen eine allgemeine Amnestie gesprochen und für Vertreibung aller Protestanten gestimmt haben sollten; — von Slawata insbesondere, der von den Utraquisten zu den Katholiken übergegangen war, erzählte man sich, daß er seine protestantischen Unterthanen in die katholische Kirche zu gehen gezwungen habe. Gegen Martinitz war besonders der Graf v. Thurn aufgebracht, weil man die ihm abgenommene Burggrafenstelle dem Martinitz gegeben hatte, und umsonst suchte man ihn durch eine andere Hofstelle zu beschwichtigen.

Die Gelegenheit zum Ausbruch des verhaltenen Grolls sollte bald kommen. In dem Majestätsbrief war zwar den protestantischen Gliedern des Herren- und Ritterstandes, so wie den Städten Prag, Kuttenberg und „allen andern Städten gesammt und sonders" die Erlaubniß eingeräumt, Kirchen und Gotteshäuser aufbauen zu lassen, und in einem nachträglichen Vergleich war diese Befugniß auch auf die Bewohner königlicher Städte ausgedehnt worden. Gleich anfangs nun hatten sich die katholischen Stände verwahrt, daß diese Freiheit nicht auf das unter ihrer Herrschaft stehende Gebiet ausgedehnt werde. Die Protestanten dagegen hielten sich an den obenerwähnten allgemeinen Ausdruck und behaupteten, daß auch alle geistliche Ortschaften nach böhmischer Landesordnung mit zu den königlichen Gütern gehörten und daß die böhmische Geistlichkeit überhaupt keinen besondern Stand ausmache. Daher hatten sie in der Stadt Klostergrab, die dem Erzbischoff von Prag gehörte, und in der Stadt Braunau, die dem dortigen

Abt untergeben war, eine Kirche angelegt, ohne auf die Klagen dieser beiden Grundherren zu achten. Sowohl Kaiser Rudolf, als Kaiser Matthias hatten wider die Protestanten entschieden und die Einstellung des Bau's befohlen. Weil nun aber die Protestanten dennoch den Bau fortsetzten und nun auch Ferdinand gegen sie entschied, so ließ der Erzbischoff von Prag die eben fertig gewordene Kirche in Klostergrab von Grund aus niederreißen und durch eine kaiserliche Commission die Kirche zu Braunau schließen.

Hierauf hielten die utraquistischen Stände durch Ausschreiben eine Zusammenkunft in Prag, wozu sie sich durch einen Artikel des Majestätsbriefs zur Wahrung ihrer Rechte befugt hielten. In dieser Versammlung wurde beschlossen, zuerst die Statthalter um Aufrechthaltung des Majestätsbriefs und um Losgebung einiger gefangener Braunauer anzugehen. Weil aber diese Statthalter eine unbefriedigende Antwort ertheilten, wendeten sich die utraquistischen Defensoren in einer besondern Bittschrift an den Kaiser, der sie jedoch keiner Antwort würdigte, sondern in einem Rescript an die Statthalter die Beschwerdeführer wegen unbefugter Versammlung mit Untersuchung bedrohte und ihnen jede weitere Zusammenkunft und Anwaltschaft für fremde Unterthanen verbot.

Dieser Bescheid erhöhte die Mißstimmung und obgleich einige katholische Hofbeamte die Aeußerung fallen ließen, daß man den utraquistischen Häuptern an die Köpfe gehen werde, so reichten doch die Utraquisten bei den Statthaltern eine neue Schrift ein, worin sie das Versammlungsrecht in Anspruch nahmen und versicherten, in ihren Zusammenkünften weder bisher etwas wider des Kaisers Person oder Rechte gethan zu haben, noch künftig thun zu wollen.

Als nun am 21. Mai 1618 eine von ihnen schon vorher ausgeschriebene neue Zusammenkunft der utraquistischen Stände in Prag gehalten wurde, erhielten sie von den Statthaltern eine Vorladung, sich in der Kanzlei auf dem Schlosse (dem Hradschin) einzufinden, um den Inhalt eines neu eingelaufenen kaiserlichen Schreibens zu vernehmen. In der Meinung, es werde ihnen eine Antwort auf ihre jüngste Vorstellung an den Kaiser ertheilt werden, begaben sich drei Abgeordnete, begleitet von einer großen Anzahl Ständegliedern in die Kanzlei, wo ihnen der Oberstburggraf von Sternberg ein

in fast furchtsamem Tone abgefaßtes kaiserliches Schreiben vorlas, das ihnen gebot, ihre Zusammenkunft aufzuschieben und keine Veranlassung zur Ordnungsstörung zu geben.

Der Unwille, welchen dieses verhängnißvolle Schreiben erregte, wurde durch die Nachricht vermehrt, daß die Schloßwache verstärkt und vom Prager Stadtrath den Gemeindeältesten die Theilnahme an der Versammlung untersagt, ja auf ihre Protestation das Rathhaus gesperrt wurde. Die argwöhnische Aeußerung eines Ständeglieds, das Schreiben sey nicht vom Kaiser ausgegangen, sondern von den Statthaltern unterschoben worden, wurde, ihrer Unwahrscheinlichkeit ungeachtet, geglaubt, und mit dem Beschlusse, am folgenden Tag die Statthalter desfalls zur Rede zu setzen, gieng die Versammlung auseinander.

Am 23. Mai befanden sich vier von den katholischen Statthaltern, nämlich der Oberstburggraf von Sternberg, Dippold von Lobkowitz, Jaroslav von Martinitz und Wilhelm von Martinitz und Wilhelm von Slawata, auf der Kanzlei, als um die Mittagszeit die Utraquisten bewaffnet, in großer Zahl, mit drohenden Mienen in das Sitzungszimmer drangen. Einer unter ihnen, Paul von Rziczan, stellte als Wortführer den Oberstburggrafen wegen des Verfahrens der Stadtmagistratur zur Rede, und forderte die Statthalter auf, zu erklären, ob das kaiserliche Schreiben auf ihr Anrathen und mit ihrer Bewilligung ergangen sey?

Auf Sternberg's ruhige Antwort, in ersterer Beziehung sey ihm nichts bekannt, er werde aber dem Stadtrath etwaige Ungebühr verweisen; in der andern Beziehung verpflichte ihn sein Eid, aus dem geheimen Rath nichts mitzutheilen, — entspann sich ein Wortwechsel, bei dem ein Utraquist den Slawata und Martinitz geradezu Urheber des harten königlichen Schreibens nannte. Der Streit erhitzte sich am Ende so, daß Graf von Thurn, Colonna von Fels und Wilhelm von Lobkowitz laut erklärten, es bleibe ihnen zu ihrer Sicherheit nichts übrig, als sich solcher Feinde mit Gewalt zu entledigen, worauf Wilhelm von Ruppa rief: „Werft sie nach altböhmischem Brauch zum Fenster hinaus!" Sogleich führten Thurn, Fels und Wilhelm v. Lobkowitz den Sternberg und Dippold von Lobkowitz, auf deren Leben es nicht abgesehen war,

in ein Nebenzimmer, und als sie wieder zurückgekehrt waren, ergriff Wilhelm v. Lobkowitz mit den Worten: „Nun wollen wir mit unsern Religionsfeinden rechtschaffen umgehen!" den Martinitz und drängte ihn mit Hülfe von noch vier andern an das Fenster, das in den 28 Fuß tiefen, übrigens trockenen Burggraben gieng. Umsonst flehten die Unglücklichen, welche jetzt erkannten, daß man ihnen an das Leben wolle, man möchte sie doch sich zum Tode verbereiten lassen. Unter Hohn und Spott wurde Martinitz, der sich laut Jesu und der Jungfrau Maria empfahl, häuptlings zum Fenster hinausgestürzt. Hierauf erfolgte plötzliche Stille, da selbst die Thäter über ihre That erschracken. Als aber Graf Thurn, auf Slawata deutend, rief: „da habt ihr den andern!" ward derselbe zu einem andern Fenster hinausgeworfen, und als er in seiner Angst sich an eine eiserne Fensterstange anklammerte, hieb man ihm mit seinem eigenen Schwert so lange in die Hand, bis er losließ und hinabstürzte. Und weil der statthalterische Geheimschreiber Fabricius hatte abwehren wollen, ward auch er ergriffen und zum Fenster hinausgeworfen. — Aber wunderbarer Weise kamen alle drei mit dem Leben davon, und nur Slawata hatte lange mit den davon erhaltenen Kopfwunden zu thun.

Martinitz fiel auf einen weichen, mit vielen Papierschnitzeln bedeckten Platz des Bodens, ohne verletzt zu werden; aber Slawata stieß mit dem Kopf zuerst an einem untern Fenstergesimse auf und fiel dann mit dem Kopf auf einen Stein, der am Boden lag, so daß er bewußtlos in seinen Mantel verwickelt da lag. Obgleich ihnen Schüsse nachgesendet wurden, davon drei den Martinitz streiften, wälzte sich dieser doch hin zu dem unglücklichen Slawata, machte ihm den Kopf frei und bestrich seine Wunden mit einem Balsam, den er bei sich zu tragen pflegte. Aus einem benachbarten Hause ließ sodann ein Geistlicher eine Leiter in den Graben hinabstellen, auf der sie durch einige treue Diener, ohngeachtet noch fallender Schüsse, in jenes Haus gebracht wurden, wo Slawata bei einer Gräfin Lobkowitz, der Gemahlin des Kanzlers, Verpflegung fand. Zwar kam nun Graf Thurn selbst und forderte die Auslieferung derselben, aber die muthige Frau verweigerte sie standhaft. Später erhielt Slawata gegen einen Revers, daß er sich nicht rächen und das Land verlassen wolle, seine Freiheit. Martinitz entkam verkleidet nach Regensburg. Fabricius hatte keinen Schaden genommen und war vom Graben aus durch das offene Schloßthor entflohen. Er kam nach Wien und berichtete dem Kaiser das Vorgefallene.

Diese frevelhafte Gewaltthat, welche die utraquistischen Stände in einer Vertheidigungsschrift selbst als einen „aus gemeinsamem Beschluß hervorgegangenen Act der Selbsthülfe" darstellten, war das Zeichen zu dem unheilvollsten Krieg, der je auf deutschem Boden geführt wurde und der 30 Jahre hindurch dessen Innerstes in einer Weise durchwühlte, daß die Folgen zum Theil fort und fort empfunden werden.

Da die Statthalter sich stille verhielten (Sternberg und D. v. Lobkowitz ohnedieß noch gefangen gehalten wurden), so konnten die utraquistischen Stände leicht die Staatsgewalt an sich ziehen. Unverweilt nahmen sie die Schloßbesatzung in Vereidigung, bemächtigten sich der Krongefälle, setzten den Grafen v. Thurn wieder in das Karlsteiner Burggrafenamt ein und stellten dreißig Directoren (zehn aus jedem der drei Stände) an die Spitze der Reichsverwaltung. Zugleich forderten sie die Protestanten in Schlesien, Mähren, der Lausitz, Oesterreich und Ungarn auf, ihnen zur Vertheidigung ihrer Rechte beizustehen. Zu allen diesen Schritten war die Haupttriebfeder der Graf Thurn, den man auch zum Befehlshaber der aufzustellenden Kriegsmacht wählte.

Um auch den katholischen Theil des böhmischen Volkes zu gewinnen, ließen die Leiter der Bewegung die Beschlüsse der letzten Ständezusammenkunft, welche sub utraque d. h. im Namen der Utraquisten gefaßt worden waren, nun als sub una et utraque gefaßte d. h. als auch mit von den katholischen Ständen ausgegangene Beschlüsse bekannt machen, und stellten in einer Rechtfertigungsschrift die an Martinitz und Slawata verübte Gewaltthat als eine Handlung gerechter Bestrafung, und ihre eigenmächtige Verwaltungsanordnung, als eine nöthige, durch frühere Beispiele gerechtfertigte Defension dar, und schlossen mit der Versicherung der Treue gegen den Kaiser, dem sie diese Schrift zusandten.

Ohne eine Antwort darauf abzuwarten, verwiesen sie, dem König Ferdinand zum Trotz, die Jesuiten als „Friedensbrecher und Störer des Gemeinwohls" aus dem Reich und legten auf die Güter, Collegien und Einkünfte derselben Beschlag. Und als die Jesuiten nach ihrer Entfernung in wohlberechnetem ruhigem Ton sich gegen alle wider sie vorgebrachten Beschuldigungen vertheidigten,

beschuldigten die utraquistischen Böhmen sie der Heuchelei und fanden in der Zustimmung der Protestanten der obgenannten Nebenländer eine ermuthigende Beruhigung. Auch die pfälzisch-calvinistische Union erwachte aus ihrer Unthätigkeit und zerstörte in einem Ueberfall einen vom Bischoff von Speier in Flecken Udenheim angefangenen und sie bedrohenden Festungsbau.

In vielen Orten Deutschlands wurde bereits Kriegsvolk für die Böhmen geworben, und in den österreichischen Erblanden, wie im Reiche zeigte der Protestantismus seine Sympathieen mit den Böhmen. Des Kaisers Lage war bedenklich: von Spanien und dem Papst war wegen weiter Entfernung auf rasche Hülfe nicht zu rechnen, und Herzog Maximilian von Bayern war wegen der Einschreitung des Kaisers gegen die Liga und Union noch kalt und verstimmt.

Unter diesen Umständen wollte der von Truppen und Geld entblößte Kaiser nachgeben; allein Ferdinand, eben so fest in seiner Glaubensansicht, wie in seiner Willensmeinung, erließ alsbald ein Schreiben an die böhmischen Stände, worin er die an den beiden Statthaltern verübte That als ein „Unrecht vor Gott und Menschen" bezeichnete, und ihnen befahl, alle bis jetzt von ihnen getroffenen Anordnungen ab- und einzustellen und das schon geworbene Kriegsvolk abzudanken, widrigenfalls er die ihm von Gott gegebenen Mittel zur Aufrechthaltung seiner königlichen Autorität gebrauchen werde, aber dabei Gott zum Zeugen nehme, daß er an den Bedrängnissen, die aus Empörung und Krieg kämen, keine Schuld haben werde. Zugleich untersagte er in einem Schreiben an die Kurfürsten alle Werbungen im Reich, soweit sie für die Böhmen galten.

Obgleich der Kaiser ohne Ferdinand's Zustimmung einen Friedensunterhändler nach Prag sandte, war man dort doch keineswegs gesonnen, den erhaltenen Befehlen Gehör zu geben, vielmehr zog Graf Thurn mit dem vorhandenen Kriegsvolk aus und unterwarf die dem Kaiser bis dahin treu gebliebenen Städte Krummau und Pilsen, während Budweis standhaft seine Angriffe zurückschlug. Da Kardinal Clesel, des Kaisers rechte Hand, noch immer einem entschiedenen Einschreiten abhold war, so ließ ihn Ferdinand, der unterdeß in Presburg zum König von Ungarn gekrönt worden

war, in den Gemächern der Hofburg festnehmen und unter Bedeckung nach Insbruck abführen. Fortan mußte der kranke Matthias in Alles willigen, was Ferdinand wollte.

Der Kaiser lag gerade an der Gicht krank, als ihm Ferdinand persönlich die Entfernung Clesel's anzeigte. Erröthend hüllte sich der Kaiser in seine Bettdecke, während die Kaiserin offen zu Ferdinand sagte: „Ich sehe, mein Mann lebt Euch zu lang!" — Späterhin bekannte Matthias, daß, so schwer ihn die Böhmen gekränkt, doch seine Verwandte es ihm noch ärger gemacht hätten. Hatte er es aber vorher seinem Bruder Rudolf besser gemacht? — In Betreff Clesel's sey hier nur erwähnt, daß er der Sohn eines lutherischen Bäckers in Wien war, in früher Jugend zum Katholicismus übertrat, darauf zu Insbruck Theologie studirte, in der Folge durch die Empfehlung der Jesuiten Dompropst in Wien und Kanzler der Universität wurde. In dem Streit Rudolf's mit Matthias hielt er es mit letzterm, gewann dessen Vertrauen und erhielt in Folge desselben die Bischoffs- und zuletzt die Cardinalswürde. Als Matthias Kaiser wurde, war Clesel der eigentliche Leiter der Regierung und als solcher ein steter Gegner der harten Maaßregeln Ferdinands; daher dieser sich auf solche Weise des unbequemen Mannes entledigte. — Uebrigens war Clesel stolz auf seine Verdienste und daher weder bei den Großen, noch beim Volke beliebt. Indeß nahm sich der Papst seiner an und zog ihn unter dem Vorwand, seine Sache von einer Cardinalcommission untersuchen zu lassen, nach Rom. In der Folge, als Ferdinand Kaiser wurde, durfte Clesel wieder nach Wien in sein Bisthum zurückkehren, wo er in Ansehen lebte und selbst manchmal von Ferdinand um Rath angegangen wurde. Er starb 1630.

Unverzüglich rückten nun auf Ferdinand's Befehl zwei Heere — das eine (schon früher zu diesem Zweck geworben) unter dem Grafen Boucquoi, einem Brabanter, das andere unter Heinrich Dampierre, einem Lothringer, — in Böhmen ein, stießen aber bei vielen Städten auf Widerstand, so daß sie nur langsame Fortschritte machten. Doch fanden sich dadurch die böhmischen Directoren bewogen, den Kaiser demüthig um Einstellung der Feindseligkeiten und um die Vergunst einer Vermittlung zu bitten.

Matthias machte die Auflösung der eigenmächtigen Regierung zur Bedingung und übertrug in einem vertraulichen Schreiben dem Kurfürsten von Sachsen die vermittelnde Unterhandlung, die zu Pilsen Statt haben sollte. Unvorsichtiger Weise gab das sächsische Ministerium von jenem Schreiben den Böhmen eine Abschrift, und weil sie darin als ungehorsame und widerspenstige Unterthanen

bezeichnet worden waren und sie auch noch aus andern Ausdrücken schloßen, daß keine Amnestie, vielmehr Bestrafung eintreten werde, so erklärten sie, die Waffen nur dann niederlegen zu wollen, wenn auch das kaiserliche Heer abgedankt würde; zugleich weigerten sie sich, in dem von Prag zu entfernten und ganz katholischen Pilsen zu erscheinen. Besonders trieben die Urheber des Prager Attentats, im Gefühl, von Anfang an zu weit gegangen zu sein, zum unbedingten Widerstand an.

Vor Allem erneuerte man die Bündnisse mit den benachbarten Provinzen, besonders mit Schlesien, wo der Herzog Johann Christian von Liegnitz und Brieg, der Gemahl der durch ihre fromme Mildthätigkeit, so wie durch ihren erleuchteten Geist berühmten Herzogin Dorothea Sibylla, zwar ungern in die Waffen trat aber, ungeachtet er die Unthat der Böhmen mißbilligte, doch zum Schutz der protestantischen Religion sich der Hülfeforderung nicht entziehen zu dürfen glaubte.

Auch mit der Union stand man längerher in geheimer Unterhandlung, und Kurpfalz, dessen junger Fürst Friedrich V in der Politik von dem ehrgeizigen Fürsten Christian von Anhalt geleitet wurde, ergriff diese Gelegenheit mit Begierde, seinen Einfluß in der protestantischen Welt zu verstärken. Christian von Anhalt begab sich persönlich zu dem Herzog Karl Emanuel von Savoyen, um diesen aufstrebenden Fürsten durch die Aussicht auf den Kaiserthron auf die Seite der Union zu ziehen. Gieng dieser auch, durch die Umstände verhindert, nicht ganz auf diesen Plan ein, so wurden doch mit seinem Gelde einige tausend Söldner angeworben, und unter der Führung des Grafen Ernst von Mansfeld den Böhmen zu Hülfe geschickt, die, weil die Union nicht offen zu handeln wagte, ihn zum Obersten seines Regiments und zum General der böhmischen Artillerie ernannte.

Ernst von Mansfeld war der natürliche, nachher legitimirte Sohn des Grafen Peter Ernst, Statthalters von Luxemburg. Er war im katholischen Glauben erzogen, dabei im Feld aufgewachsen, und hatte schon als Jüngling im niederländischen Krieg der Krone Spaniens —, und im ungarischen Krieg dem Kaiser Rudolf II wichtige Dienste geleistet. Da ihm aber der Kaiser die versprochene Erbfolge in seinen väterlichen (niederländischen) Besitzungen vorenthielt, trat Mansfeld zum Protestantismus über und in die Dienste der Union, und ward seitdem ein

unversöhnlicher Feind des österreichisch-habsburgischen Hauses. „In seinem kleinen unansehnlichen Körper wohnte eine eherne Seele". Er vermochte es, die widerspenstigen Schaaren im Zaum zu halten, wie er denn einmal unter einen Haufen von 600 gegen ihn sich zusammenrottenden Söldnern muthig hineinritt, ihrer 11 erschoß, 26 verwundete und so die Tollen zur Ordnung brachte. Dessenungeachtet war er der Abgott seiner Soldaten, weil er stets freigebig all sein erbeutetes Geld verschwenderisch unter sie austheilte, so daß, obgleich er selbst keinen Fuß breit Landes zum Eigenthum hatte, er doch „mächtiger als ein König" erschien und allenthalben gefürchtet war, zumal ihm auch bei Unterhandlungen ein scharfer Verstand und in den verzweifeltsten Fällen eine ungemeine Verschlagenheit, so wie eine Menge von Auskunftsmitteln zu Gebote stand.

Durch weitere Werbungen verstärkt, rückte Mansfeld vor Pilsen und eroberte es mit Sturm. Da die kaiserlichen Heere weder Neuhaus, noch Budweis erobern konnten, und Boucquoi einen Theil seines Heeres in's Oesterreichische zurückverlegen mußte, so ließ sich der kaiserliche Hof, unter Sachsens Vermittlung, zu Unterhandlungen in Eger herbei, bei denen sich auch die böhmischen Abgeordneten einfanden, aber nur, um auf der Erneuerung des Majestätsbriefs, auf der Zurücknahme des Befehls der Kirchenniederreißung und Kirchenschließung, auf der Gestattung von Versammlungen protestantischer Stände, auf der ewigen Verbannung der Jesuiten aus Böhmen und auf dem Rechte der Vertheidigung ihrer Freiheiten mittelst Aufstellung eines ständischen Heeres zu bestehen. Ehe es indeß zur wirklichen Verhandlung kam, starb Kaiser Matthias (März 1619) am Schlag.

Sogleich ergriff Ferdinand als designirter Nachfolger Besitz von seinen Erblanden und bestätigte in einem Manifest den Böhmen ihre „allgemeinen Landesprivilegien". Der Umstand aber, daß dieses Patent an die ehemaligen, zum Fenster hinausgeworfenen Statthalter gerichtet war, ließ die Böhmen erkennen, daß Ferdinand nicht gewillet war, sich ihren übrigen Forderungen auch nur im Geringsten zu fügen. Und allerdings verharrte Ferdinand muthig bei seiner Ansicht, obwohl seine meisten Erblande im Aufstand waren, selbst Niederösterreich die Huldigung verweigerte, das Land ob der Ens sich geradezu mit den Böhmen verband, ferner Fürst Bethlen Gabor in Siebenbürgen im Begriff war, in Ungarn einzufallen, Graf Thurn aber mit 6000 M. Mähren zur

Empörung brachte und bereits gegen Wien im Anzug war, wo sich Ferdinand gerade befand.

Hätte Thurn die Stadt Wien sogleich angegriffen, so war's um Ferdinand geschehen. Anstatt dessen unterhandelte Thurn erst mit den österreichischen Ständen über ihren offenen Anschluß an Böhmen. Er gewann zwar den protestantischen Theil; der katholische aber ließ sich nicht bewegen. Jener sandte eine Deputation von 16 Edelleuten an Ferdinand in die Burg, um demselben die Einwilligung zu ihrem Beitritt in den böhmischen Bund abzuverlangen. Standhaft aber verweigerte Ferdinand dieselbe, obgleich die Forderungssteller ihm mit unanständigem Drängen ganz nahe an den Leib rückten. Schon faßte ihn einer der Edelleute mit drohenden Gebärden bei den Knöpfen seines Wamses und wollte ihn zur Unterschrift zwingen, — als plötzlich Trompeten schmetterten und 500 Kürassiere (welche, von Dampierre aus Krems dem Kaiser zu Hülfe gesendet, durch ein unbewachtes Thor in die Stadt gedrungen waren) in die Burg einrückten und so den König aus seiner großen Bedrängniß retteten. Denn nun schlich sich ein Abgeordneter nach dem andern davon und viele vom Adel und der Bürgerschaft flüchteten sich in das Lager Thurn's, der nun die eigentliche Belagerung begann, aber von der treuen Bürgerschaft den tapfersten Widerstand erfuhr. Als vollends die Nachricht von einer Niederlage Mansfeld's bei Budweis und von weitern glücklichen Fortschritten des kaiserlichen Heeres anlangte, fand Thurn für gut, die Belagerung Wiens aufzugeben und nach Böhmen zurückzueilen.

Es hatte nämlich Boucquoi, der Budweis eingenommeu hatte und mit 8000 Mann besetzt hielt, durch Verstärkungen aus Flandern und Ungarn (selbst aus Böhmen hatte ihm Albrecht von Wallenstein 1000 Kürassiere zugeführt) das Uebergewicht über das ihm gegenüberstehende böhmische Heer bekommen, so daß dieses den Mansfeld aus Pilsen zu Hülfe rief. Um daher die Vereinigung Mansfeld's mit jenem böhmischen Heere zu verhindern, zog Boucquoi von Budweis aus und besiegte den Mansfeld bei dem Städtchen Teyn so gänzlich, daß dieser sein Gepäck und Fußvolk verlor und sich nur mit seiner Reiterei durchschlug. Die Folge war, daß Boucquoi gleich mehrere Städte und bald darnach drei böhmische Kreise in seine Gewalt bekam. Doch mußte er vor dem rückkehrenden Thurn sich wieder mehr auf seine Gränzstellung zurückziehen.

2. Kaiser Ferdinand I. Abfall der Böhmen und Wahl Friedrich's V von der Pfalz zum König von Böhmen. Ferdinand's Bund mit Spanien, Bayern und Sachsen. Maximilian. Einrücken in Oberösterreich und Böhmen. Friedrich's Unklugheit im Kabinet und im Feld.

Wenige Tage nach Wien's Entsetzung eilte Ferdinand nach Frankfurt, wohin unterdeß die Kaiserwahl anberaumt worden war. Gerne hätte Kurpfalz diese Wahl bis zur Beendigung des böhmischen Handels hinausgezogen, um die Zwischenzeit zur Hintertreibung der Wahl Ferdinand's desto erfolgreicher zu benutzen. Vergebens suchte Friedrich V den Herzog Maximilian zur Annahme der Kaiserkrone zu bewegen, um dadurch einen förmlichen Bruch Bayerns mit Oesterreich zu bewirken und so sich den Weg zur böhmischen Krone zu erleichtern, nach der er schon länger her trachtete. Allein Maximilian gieng nicht darauf ein. Auch die übrigen katholischen Fürsten forderten Beschleunigung der Wahl und Kurfürst Johann Georg von Sachsen trat ihnen bei. Daher mußte die Wahl vor sich gehen.

Auf der Reise nach Frankfurt verständigte sich Ferdinand zu München mit seinem Schwager Maximilian dahin, daß dieser, im Fall die Union offen für die Böhmen auftreten würde, mit der ganzen Macht seines Hauses für Oesterreich eintreten wolle. Bereits hatten sich die katholischen und drei protestantische Wähler nach langen Verhandlungen dahin geeinigt, daß nur in einem katholischen Oberhaupte die Gewähr für den Fortbestand der Reichsverfassung liege, und so wurde, ohngeachtet der anfänglichen pfälzischen Umtriebe und böhmischen Protestationen, König Ferdinand am 28. August 1619 einstimmig zum Kaiser gewählt und am 9. Sept. gekrönt.

Aber während ihm die kaiserliche Krone zufiel, verlor er die böhmische. Denn die in Frankfurt abgewiesenen Böhmen hatten bereits am 18. August den Ferdinand „als Erbfeind des evangelischen Glaubens und als Sclaven Spaniens und der Jesuiten" des böhmischen Thrones verlustig erklärt und aus vier zu demselben vorgeschlagenen Candidaten (Dänemark, Savoyen, Sachsen und die Pfalz) das Haupt der Union, den Kurfürsten Friedrich V von der

Pfalz (einen Tag vor der Kaiserwahl) mit großer Stimmenmehrheit zum König von Böhmen gewählt.

Friedrich V, das Haupt der Union, Eidam des engl. Königs, Jakob's I, und ein Neffe des Moritz von Oranien, hatte allerdings eine nicht unbedeutende Hausmacht, aber in seinem Geiste nicht die nöthigen Eigenschaften, die zu einer weisen Staatslenkung befähigen, da fürstliche Freigebigkeit und lebenslustige Gesellschaftsgewandtheit dazu nicht ausreichen. Anfangs unschlüssig wegen der Kronannahme, fragte er Andere um Rath: selbst viele Mitglieder der Union riethen ihm ab; Maximilian, den er auch fragte, warnte vor der Erschütterung, welche die Losreißung Böhmens von Oesterreich für Deutschland mit sich führen würde; Friedrich's eigene Mutter, Luise Juliane, die Tochter Wilhelm's von Oranien, beschwur ihn, davon abzustehen, da seine Kräfte seinen Feinden nicht gewachsen seyen! — Allein Friedrich's Gemahlin, die stolze und ehrsüchtige Elisabeth, die als Königstochter gern auf ihres Gatten Haupt auch eine Königskrone gesehen hätte; — ferner sein politisches Orakel, Christian von Anhalt, dessen Ehrgeiz sich dabei einen größeren Spielraum versprach, endlich sein Hofprediger Abraham Scultetus, der die Verbreitung und Befestigung des Calvinismus dabei im Auge hatte, überwand mit ihren Vorstellungen alle seine Zweifel, und der Eitle nimmt die unheilvolle Krone an, empfängt nach seinem feierlichen Einzug in Prag am 31. Oct. 1619 die Huldigung der Böhmen, späterhin auch die der Schlesier und Mähren, und wird am 4. Nov. mit ungemeinem Pompe gekrönt.

Viel zu spät, nur acht Tage vor seiner Krönung, erließen die Kurfürsten ein förmlich abmahnendes Schreiben an Friedrich, die Krone doch ja nicht anzunehmen. Die weissagenden Worte dieses Schreibens giengen nur zu genau in Erfüllung! Fremde, heißt es darin unter den Abmahnungsgründen, werden sich einschleichen, und das Reich den Ausländern zu einem Raubhaus hinstellen, und die deutsche Freiheit in Knechtschaft verwandeln, ja Fürsten und Herren würden sich im Bruderkrieg untereinander so zu Grunde richten, daß von Manchem kaum der Name und das Gedächtniß übrig bleiben dürfte! Der Pfalzgraf solle doch um eines bloßen Scheinvortheils willen nicht wider Gottes und der Liebe Gebot mit dem Kaiser, den er mit erhoben, dem er Ehrfurcht schuldig und auch verwandt sey, eine blutige Fehde beginnen, „deren Ausgang sie nicht erleben würden und die ihn und sie alle in unabsehbares Elend und Unglück stürzen müßte."

Obgleich Dänemark, Schweden, Holland und die Union den neuen König anerkannten, so begann doch die Schwierigkeit seiner Lage bald herauszutreten. Um ein großes Heer zu unterhalten, bedurfte er des Beistandes aller Unionsglieder; aber nicht alle kamen zu der nach Nürnberg ausgeschriebenen Berathung der Unirten, und die, welche kamen, giengen unverrichteter Sache auseinander und verstanden sich bloß dazu, die Pfalz — im Falle des Angriffs durch fremde Völker — zu vertheidigen.

Unterdeß hatte aber auch der umsichtige Herzog Maximilian die Ligue erneuert und sie zu dem Entschluß der Unterstützung Oesterreichs bewogen, an dessen Gränzen bereits Bethlen Gabor, von den Türken unterstützt, mit einem Heere stand, nachdem er Ober-Ungarn und einen Theil von Nieder-Ungarn erobert hatte. Noch aber zauderte Herzog Max aus Politik seine letzte Entscheidung zu geben, bis der aus Frankfurt zurückkehrende Kaiser Ferdinand ihm nicht nur die Oberleitung der Liga mit unbeschränkter Gewalt einräumte, sondern auch das Versprechen gab, die pfälzische Kur auf Bayern überzutragen und einen förmlichen Vertrag einzugehen, der dem Herzog alles gab, wornach er seit Jahren in der Stille getrachtet hatte.

Dieser Münchner Vertrag gesteht dem Herzog von Bayern, als dem Oberhaupt der Liga, eine so unumschränkte Gewalt zu, daß selbst weder der Kaiser, noch sonst ein Glied des kaiserlichen Hauses in seine Anordnungen etwas zu reden haben sollten. Die wesentlichsten Vertragspuncte waren: Der Kaiser geht ohne Wissen und Willen des Herzogs (aber auch dieser nicht ohne Wissen und Willen des Kaisers) mit dem Feinde weder Frieden, noch Waffenstillstand, noch sonst Unterhandlungen ein; — — der Kaiser verspricht, den Herzog für alle Unkosten und Verluste zu entschädigen und ihm bis zur wirklichen Leistung der Entschädigung seine Länder und Güter pfandweise einzuräumen, für etwaigen Territorialverlust insbesondere aber ein gleiches Quantum österreichischer Lande zu geben; ja alle habsburgischen Länder, die der Herzog vom Feinde zurückerobern würde, sollte er bis zum Ersatz der Kriegskosten zur Nutznießung behalten dürfen. Auch sollten alle kaiserlichen Generale über alle Plane und Unterhandlungen vorher mit dem Herzog Rücksprache nehmen.

Um diesen hohen Preis kaiserlicher Beschränkung ward Maximilian's Hülfe gewonnen! Bis diese Hülfe eintreten konnte, suchte Ferdinand einstweilen sein Oesterreich dadurch zu behaupten,

daß er durch 8000 Kosaken, die ihm sein Schwager Sigismund von Polen zuschickte, die Protestanten dieses Landes von jedem Gelüste einer Verbindung mit den Böhmen abschreckte.

Indessen begann der Herzog seine Rüstungen, um im folgenden Jahr den Schlag auf Friedrich und die Böhmen ausführen zu können. Zunächst bestimmte er die Glieder der Liga bei einer Zusammenkunft in Würzburg zur Aufstellung einer ansehnlichen Kriegsmacht, wozu die Bundesglieder nicht nur die nöthige Mannschaft stellten, sondern auch in ihren Gebietstheilen eine Landwehr errichteten, um damit die Ausfälle im Heere sogleich decken zu können.

Auch auswärtige Mächte wurden theils zu Geld-, theils zu Heeresleistungen gewonnen: der Papst gab sogleich 100,000 Kronen und versprach das Doppelte im Laufe des Krieges, den er als einen Kreuzzug gegen die Ketzer ansah. Spanien, dessen Beistand übrigens nur dem energischen Auftreten des bayerischen Gesandten in Madrid, des Grafen Khevenhiller (desselben, dessen Lebensbeschreibung Maximilian's die Hauptquelle der Geschichte dieser Periode ist) zu danken war, versprach durch ein Heer von den Niederlanden aus die Kurpfalz besetzen zu lassen. — Der lutherische Kurfürst Johann Georg von Sachsen, ohnedieß auf Friedrich eifersüchtig, ließ sich durch den Eifer seines Hofpredigers zu solchem Haß gegen die Reformirten bewegen, daß er sich lieber mit den Katholiken verband, die ihm den Besitz der beiden Lausitzen in Aussicht stellten, wogegen er sich anheischig machte, von Norden her in Böhmen einzufallen. — Endlich hatte man auch durch Lockungen und Drohungen einen Theil der Unionsglieder dahin gebracht, ihr Oberhaupt preiszugeben und mit der Liga den Ulmer Friedensvertrag zu schließen, worin man sich gegenseitigen Durchzug zu gestatten versprach, und festsetzte, daß zwar die Pfalz unter dem Schutze der Union stehen, Böhmen aber und die böhmische Sache die Union nichts angehen sollte.

Die Unirten hatten nämlich ein schwaches Heer aufgebracht, das unter der Anführung des Markgrafen Joachim Ernst von Brandenburg-Ansbach nach Ulm vorrückte, so daß man bald ein Treffen erwartete. Aber auf Antrieb Frankreich's, das von einem Sieg der Reformirten in Deutschland eine Stärkung der Hugenotten in Frankreich befürchtete, zugleich auch bewogen durch die Furcht

vor den aus den Niederlanden anrückenden Spaniern, giengen sie den oberwähnten Ulmer Vergleich ein und machten dadurch dem Herzog Maximilian den Rücken frei.

Nach vollendeten Vorbereitungen setzte sich Maximilian mit der Liga im Juni 1620 über Günzburg in Bewegung und stand bereits im Juli mit dem Hauptheer, das sich auf 30,000 Mann belief, an der bayrisch österreichischen Gränze. Anstatt aber auf Ferdinand's Wunsch gleich nach Böhmen zu ziehen, rückte Maximilian erst in Oberösterreich ein, um es als Unterpfand für bereits aufgewandte Kriegskosten zu besetzen.

Unterdessen war Ferdinand wieder in einer ähnlichen Bedrängniß gewesen, wie früher. Thurn hatte sich nämlich mit Bethlen Gabor, der sich inzwischen in Presburg zum König von Ungarn hatte wählen lassen, vereinigt und war mit ihm im Anzug gegen Wien, das somit unvermeidlich verloren schien. Zum Glück für den Kaiser fiel anhaltendes Regenwetter ein, das in Verbindung mit dem Mangel an Lebensmitteln, Munition und Geld den Grafen Thurn und Bethlen Gabor zu einem unvermutheten Abzug zwang. Zwar verharrten die Oesterreicher noch in ihrer aufständischen Bewegung, aber die erwähnten Kosacken hielten sie durch ihre Grausamkeiten vom Ausbruch zurück und zwangen sie noch vor Maximilian's Ankunft zur Huldigung gegen den Kaiser, der ihnen ihre Religionsfreiheiten zusicherte. Nichts desto weniger weigerte sich ein Theil der protestantischen Opposition (zu Reez) der Huldigung, weßhalb Ferdinand den Herzog Max ermahnte, gegen die Protestanten im Lande ob der Ens streng zu verfahren und zum Beispiel für Andere die Rädelsführer der Abgefallenen zu bestrafen.

Mittlerweile hatte Friedrich in Böhmen die Dornen der neuen Krone schon kennen lernen und ihre Empfindung durch seine Unklugheit vermehrt. Die Böhmen hatten sich geschmeichelt, der Pfälzer werde mit unerschöpflichen Schätzen kommen und sie der Steuern entheben, die sie an Oesterreich gezahlt hatten. Bald aber war das mitgebrachte Geld vom neuen Hof im Wohlleben vergeudet. Denn der erst 23jährige leichtsinnige König ergab sich, ungeachtet der ernsten Zeit, fast bloß den Ergötzungen des Tanzes und der Jagd, den Freuden der Gastmäler und öffentlichen Aufzüge, und er, wie sein ganzer Hof gab dabei in Benehmen und Tracht, im öffentlichen und kirchlichen Leben jenen leichten pfälzischen, dem französischen Wesen nahe kommenden Ton kund, an dem der ernste Böhme

großen Anstoß nahm. Besonders wurden die Huldigungsfeierlichkeiten in Schlesien und Mähren mit der größten Verschwendung begangen. Dadurch wurde das ohnedieß so lange her ausgesogene Land vollends ruinirt. Und da die englischen Geldhoffnungen ausblieben, auch die böhmischen Stände wenig Lust bezeugten, die Steuerkassen zu füllen, so fehlte es dem Heere und den Festungen bald am Nothwendigsten. Daher suchte sich der Soldat durch Erpressungen zu entschädigen und mehrte dadurch den anarchischen Zustand.

Besonders sahen sich Thurn und Mansfeld, die gehofft hatten, auf den neuen König entscheidenden Einfluß zu bekommen, in ihren Erwartungen getäuscht, da bei Friedrich der Fürst Christian von Anhalt Alles galt und er und andere deutsche Günstlinge die Böhmen um die gehofften Vortheile brachten. Durch solche Zurücksetzung im Kabinet sowohl, als im Feld fühlte sich der böhmische Adel gekränkt und wendete sich, aus Eifersucht gegen die bevorzugten Deutschen, mehr und mehr vom Hofe ab.

Dazu kam, daß Friedrich auch in kirchlicher Beziehung die gröbsten Mißgriffe machte. Obgleich er den drei anerkannteu Confessionen bei seiner Krönung freie Glaubensübung zugesichert hatte, und es die gewöhnlichste Klugheit gebot, die Lutheraner und Katholiken in Böhmen zu schonen, ließ sich doch Friedrich durch den blinden Eifer seines Hofpredigers Scultetus verleiten, gleich von vorne herein, nicht nur den Katholiken die Domkirche in Prag für den reformirten Gottesdienst wegzunehmen, und dabei einen rohen Bildersturm zuzulassen, sondern auch den Lutheranern, obwohl sie in Böhmen die Mehrzahl der Protestanten ausmachten, mit Abschaffung ihrer Kirchengebräuche zu drohen; desgleichen in Schlesien den Reformirten das bis dahin ihnen vorenthaltene Recht der Gemeindenbildung zu ertheilen, wodurch den Lutheranern großer Abbruch geschah. Dadurch erwachte allenthalben der seit einiger Zeit eingeschlummerte Parteienhaß zwischen Lutheranern und Calvinisten mit neuer Stärke und mehrte das allgemeine Wirrniß im Lande.

Bei der Bilderstürmerei in der Domkirche, bei der selbst sein Herzog von Weimar zugegen war, enthielt man sich auch nicht des Hohns und Spottes. So schrie Einer bei der Zertrümmerung eines Crucifixes höhnend: „er

mag sich selber helfen, wenn er Gottes Sohn ist!" Ein schönes Altarbild von Lucas Cranach wurde herabgeworfen und zu Grunde gerichtet; auch viele andere religiöse Kunstgegenstände wurden zerschlagen und verbrannt. — Auch nicht eine leise Erinnerung an den alten Gottesdienst wurde geduldet: keine Glocke durfte mehr geläutet werden, Altäre wurden mit Tischen, die goldnen und silbernen Gefäße mit hölzernen vertauscht, und bei der Feier des neuen Gottesdienstes, insbesondre des h. Abendmahls selbst jene Würde und Feierlichkeit unterlassen, mit der doch die Calvinischgesinnten unter den böhmischen Utraquisten ihren Gottesdienst begiengen.

4. Maximilian in Böhmen; die Lausitz von den Sachsen, die Pfalz von Spinola besetzt. Die Schlacht am weißen Berg. Friedrich's V Flucht und Aechtung. Unterwerfung der Böhmen. Rückberufung der Jesuiten. Kampf und Frieden mit Bethlen Gabor.

Nachdem der Herzog Maximilian zu Linz sich als pfandinhabender Statthalter Ober-Oesterreichs von den vergebens sich weigernden Ständen hatte huldigen und sie dem Bunde mit Böhmen hatte entsagen lassen, zwang er auch den niederösterreichischen Oppositionsrest zur Unterwerfung, enthielt sich aber weislich der ihm von Ferdinand angerathenen Religionsverfolgung, die nach seinem Abzug leicht hätte neue Gährungen anfachen oder auch die Wohlhabenden zur Auswanderung vermögen — folglich ihm die Pfandnutzbarkeit hätte mindern können.

Darauf rückte das vereinigte kaiserliche und ligistische Heer in Böhmen ein, worauf die in Oesterreich noch gestandne böhmische Heeresabtheilung sich nach Mähren zurückzog. Eine Aufforderung an Friedrich, die Krone niederzulegen, und ein Manifest an die Böhmen, das ihnen im Fall der Unterwerfung die kaiserliche Gnade anbot, wurde von dem König und den Ständen mit der Erklärung zurückgewiesen, daß sie „Gut und Blut für ihre Sache einsetzen" wollten. Friedrich selbst hatte sich auch wirklich schon länger her persönlich zum Heere begeben; von böhmischen Herren und Rittern fanden sich aber, als es zur Entscheidung kam, kaum acht ein und diese thaten nach Gutdünken.

Bereits stand auch Kursachsen, das sich weder durch schwedische, noch englische Bemühungen von dem Bündnisse mit dem Kaiser abziehen ließ, gerüstet an der Nordgränze und fiel am 5. October

1620 mit 15,000 Mann in der Lausitz ein, vertrieb den Markgrafen von Brandenburg-Jägerndorf, der sie vertheidigen sollte, eroberte Bautzen und nahm das Land in Besitz. — Schon im August hatten die Spanier unter Spinola mit 25,000 M. angefangen, die Pfalz zu besetzen, und weder die schwache Union rührte sich zu ihrer Vertheidigung, noch konnte der englische König Jakob I, unterstützt von Frankreich, den in so großem Vortheil stehenden Kaiser zu einem Vergleich bewegen, zu dem auch Friedrich in seiner blinden Zuversicht sich nicht geneigt zeigte.

Den Böhmen blieb nun nichts übrig, als die eindringenden Feinde durch Hin- und Hermärsche zu ermüden. Dadurch, so wie durch Mangel, schlimme Jahrszeit und Seuchen erlitt namentlich das österreichische Heer unter Boucquoi schwere Verluste und die Zuchtlosigkeiten seiner Soldaten, die sich für mangelnden Sold durch Rauben und Morden, Sengen und Brennen zu entschädigen suchten, mehrte das allgemeine Elend, während das gut bezahlte Heer der Liga doch im Ganzen strengere Mannszucht hielt, aber ebenfalls durch Mangel, Seuchen und Verluste litt.

Ohne auf Bouquoi's Vorschlag zu einem Zug nach dem weniger ausgesaugten Mähren, einzugehen, beschloß nun der Herzog unmittelbar auf Prag, als den Herd der ganzen Bewegung, loszugehen und dadurch eine schnelle Entscheidung herbeizuführen. Nach einem 11tägigen vergeblichen Verweilen vor Pilsen, das Mansfeld noch besetzt hielt (ungeachtet er von Friedrich vernachlässigt und vom Kaiser durch Versprechungen gelockt wurde), so wie nach Zurückweisung eines Unterhandlungsversuchs, zu dem sich König Friedrich persönlich in des Herzogs Lager begeben wollte, — brach das ligistische Heer (d. 22. Oct.) gen Prag auf.

Eine Zeit lang zog das böhmische Heer, geführt vom Prinzen Christian, Friedrichs Hauptfeldherrn, neben dem ligistischen her und suchte ihm durch unaufhörliche Angriffe Abbruch zu thun. Als es nicht mehr zweifelhaft war, daß es auf Prag abgesehen sei, (was Graf Thun durchaus nicht hatte glauben wollen,) eilte Prinz Christian mit dem Heere den Vorsprung zu gewinnen und langte nach einem beschwerlichen Nachtmarsche auf grundlosem Boden am 7. Nov. auf

dem vor Prag liegenden sog. weißen Berg an, wo das Heer ein Lager aufschlug und den Feind erwartete.

Die böhmische Heeresstellung war im Rücken durch die Stadt —, zur Rechten durch den mit vielen Truppen besetzten königlichen Park, zur Linken durch einen steilen Abhang gedeckt. Die dem Angriff ausgesetzte, gleichfalls ziemlich steile Vorderseite wurde nur durch Verschanzungen verwahrt, die jedoch schwach waren, da Friedrich aus Sorglosigkeit nichts vorgesehen hatte und auch die Böhmen, wie immer, den erhaltenen Befehlen wenig oder nicht gehorcht hatten. Als sich am 8. November frühmorgens die Nebel getheilt hatten, ließ Prinz Christian das nur 21,000 M. starke böhmische Heer, das um ein Drittheil schwächer als das gegnerische, und überdieß durch die Anstrengungen der Märsche und Nachtwachen erschöpft und entmuthigt war, in einen Bogen sich aufstellen. Bald nachdem auch die böhmische Nachhut, von den Bayern verfolgt, das Lager auf dem weißen Berg erreicht hatte, — erschien Herzog Max mit dem ligistischen Heere — es war 9 Uhr Morgens — im Angesichte des böhmischen Heeres, während Boucquoi mit den Kaiserlichen noch zurück war. Vergebens drang Prinz Christian darauf, die Bayern sogleich anzugreifen und, ehe die Kaiserlichen kämen, zu vernichten. Der Graf von Hohenlohe, der Reiterführer, widerstand aber diesem Rathe, und während dieses Streites gieng der günstige Angriffsmoment verloren: denn gegen Mittag langte auch Boucquoi an und bezog den rechten Flügel des vereinigten Heeres, während Max und Tilly den linken ordneten. Zwar wollte der stets bedenkliche Boucquoi nicht zu einem Angriff stimmen; allein Max und Tilly bestanden darauf, und der letztere übernahm den Oberbefehl des Vordertreffens; Max und Boucquoi nahmen ihren Stand beim Hintertreffen. Es war Sonntag und man pflegt zu erinnern, daß der Evangelientext dieses Tages die Stelle enthält: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist."

Um Mittag zwischen 12 und 1 Uhr begann die Schlacht am weißen Berg, „an der Stelle, auf welcher die Böhmen zuerst Fridrichen als König begrüßt hatten", und ehe eine Stunde vergieng, war der Sieg für die Verbündeten entschieden: ein Theil des böhmischen Heeres deckte die Wahlstatt, der andere löste sich in volle Flucht auf und ließ Lager, Geschütz und Gepäck in den Händen der Sieger.

Der Verlauf der Schlacht war folgender: Ein lebhaftes Kanonenfeuer empfieng die bergan rückenden Katholiken, so daß ein Wanken in ihren Reihen bemerklich wurde, und Prinz Christian den Feind zu werfen befahl. Dieser aber hielt Stand, da das schlecht gerichtete Geschütz meist über die Köpfe weggieng. Plötzlich ergriff Thurn's Regiment die Flucht und entmuthigte dadurch die böh-

mische Reiterei, bis der Sohn des Prinzen Christian mit seiner Reiterabtheilung hervorbrach und durch einen heftigen Ansturm die kaiserliche Reiterei zum Weichen brachte. Allein Tilly entsandte sogleich bayrische Hülfe; die Anstürmenden wurden geworfen; der junge Fürst stürzte verwundet zu Boden, raffte sich zwar wieder auf, wurde aber auf der Flucht mit vielen Andern von wallonischen Reitern gefangen. Auch die Mähren unter dem Grafen Schlick fochten herzhaft. Allein 6000 aller Zucht entwöhnte Ungarn, die das Hintertreffen ausmachten und einige Tage vorher schon eine Schlappe erhalten hatten, flohen ohne Schwertschlag und rißen die noch Uebrigen mit in die Flucht. Zwar suchten Prinz Christian, Graf Thurn und Andere, die Fliehenden wieder zum Angriff vorzuführen; allein sie liefen hinter ihnen wieder davon, so daß (wie Prinz Christian dem König berichtete) „ein Alexander, Julius Cäsar und Karl der Große solch Volk nicht hätte zum Stehen bringen können." — Unter den Todten auf der Wahlstatt lag auch Graf Heinrich von Pappenheim, den ein Soldat aus den Händen der Croaten rettete; für todt aufgehoben genaß er wieder und ward späterhin als Reiterführer lange der Schrecken der kaiserlichen Feinde. Unter den 500 Gefangenen befand sich auch Graf Schlick.

Friedrich, der gleichfalls Tags zuvor aus dem Felde in seine Hauptstadt zurückgekehrt war, hatte Vormittags in der Hofkirche dem Gottesdienst angewohnt, und saß eben, während vor Prag's Thoren seine Krone auf dem Spiele stand, mit seiner Gemahlin bei der Mittagstafel, als er die Nachricht von der begonnenen Schlacht erhielt. Er eilte hinaus zu den Wällen; aber ehe er noch das Thor erreichte, kam ihm Prinz Christian ohne Hut mit der Hiobspost der verlornen Schlacht entgegen, während viele Offiziere die Schanzen herauf kletterten, um sich in die Stadt zu retten. In der Bestürzung schickte nun Friedrich an den Herzog von Bayern und bat ihn um einen Waffenstillstand auf 24 Stunden, erhielt ihn aber nur auf acht Stunden, während welcher sich doch kein Rath für ihn fand. Denn obgleich sein Heer nur geschlagen, nicht vernichtet war, überdieß Mansfeld noch viele Plätze inne hatte, auch ein ungar'sches Hülfsheer anrückte, dazu Prag, ungeachtet der Vernachlässigung seiner Werke, bei entschiedenem Muth wohl hätte vertheidigt werden können, indem Winter, Hunger und Seuche dem ebenfalls geschwächten Feinde keine lange Belagerung gestattet hätten: so ließ ihm doch das nun hervortretende Gefühl, „daß sein Königthum keinen sichern Grund in dem Glauben (des Volks) an seine Rechtmäßigkeit" habe, nicht den mannhaften Muth zu, es mit Selbst=

aufopferung zu behaupten; und selbst der, welcher ihn am meisten angetrieben hatte, nach dieser Höhe zu greifen, trieb ihn auch jetzt am hastigsten zum Aufgeben derselben an. Mit Zurücklassung von Krone und Scepter, die schon gepackt waren, floh Friedrich am folgenden Morgen mit seiner Gemahlin und dem Prinzen Christian nach Schlesien. Da er jedoch dort keine Hülfe fand, weil sich die Schlesier gegen Bestätigung ihres Majestätsbriefs dem Kaiser unterwarfen, begab er sich in der Hoffnung auf Unterstützung von Seiten der nordischen Mächte, insbesondre Dänemarks, nach Berlin, und da ihm seine Wünsche nicht gewährt wurden, nach Holland, beladen mit der Reichsacht, welche der Kaiser am 29. Januar 1621 über ihn und seinen Anhang aussprach.

Die Sieger ließen es an Spott nicht fehlen: man nannte Friederichen hinfort nur den Winterkönig, und an dem Hause des englischen Gesandten in Wien fand sich ein Zettel angeklebt, worauf in Form eines Steckbriefs stand, es sei ein König verloren gegangen; wer ihn finde, erhalte eine große Belohnung!

Drei Tage nach der Schlacht huldigte Prag und am vierten meldete Maximilian dem Papste den Ausgang der Sache mit den Worten: „Ich kam, sah und — Gott siegte!“ Auch die Stände Böhmens schwuren nun dem Kaiser, als succedirendem Könige in Böhmen, nachdem sie zuvor demüthige Abbitte gethan und alle Conföderationsurkunden ausgeliefert hatten. Darauf übergab der Herzog die Verwaltung Böhmens dem vom Kaiser ernannten Statthalter, Fürsten Karl von Lichtenstein, die militärische Bewachung Prag's aber dem Tilly mit einem Theile des ligistischen Heeres und kehrte nach München zurück.

Die erste Handlung der kaiserlichen Verwaltung in Böhmen war die Zurückrufung der Jesuiten, die sogleich wieder in ihre Güter eingesetzt wurden. Ehe man aber weitere Schritte zur Unterdrückung des Protestantismus zu thun wagte, wollte man erst das Land von den feindlichen Heeren befreien. Denn Boucqoi hatte sich nach Mähren gewendet, brachte es zur Unterwerfung und zog dann nach Ungarn zur Bekämpfung Bethlen Gabor's. Mansfeld's Truppen durchzogen von Pilsen und andern festen Plätzen aus das Land, um diejenigen zu strafen, die dem Ferdinand gehuldigt hatten. Schon gieng er damit um, Prag zu überfallen, als

der Kaiser eine ungeheure Summe auf seinen Kopf setzte und Maximilian auf Ferdinand's Bitten Verstärkungen sandte. Da, als eben Mansfeld im Reiche bei einer Versammlung der Unirten war, fiel Pilsen durch Bestechung in kaiserliche Hände, worauf allmählig auch die noch übrigen Plätze theils mit den Waffen, theils durch Bestechung eingenommen wurden.

Die Bekämpfung Bethlen Gabor's, den der Graf Thurn unterstützte, kostete viele Mühe und dem Kaiser anfangs die besten Feldherren: Dampierre fiel bei Preßburg, Boucquoi bei Neuhäusel. Zwölfhundert Ortschaften giengen in Rauch auf und Bethlen Gabor streifte wieder bis vor Wien. Nach der Unterwerfung Mährens aber schlug Wallenstein den Markgrafen von Brandenburg und verheerte Ungarn dergestalt, daß viele Magyaren von Bethlen Gabor abfielen und dieser genöthigt war, mit dem Kaiser Frieden zu schließen und dabei auf die Krone Ungarns zu verzichten. Er begnügte sich mit dem lebenslänglichen Genuß von sieben Gespannschaften und mit dem Titel und der Würde eines Reichsfürsten.

4. Gegenreformation in Böhmen. P. Lämmermayer. Hinrichtung der 27. Vertreibung der prot. Prediger und Lehrer. Gütereinziehungen. Conversionszwang. Vernichtung des Majestätsbriefs. Gegenreformation in Oberösterreich.

Inzwischen hatte Ferdinand zunächst in Prag die längst beabsichtigte Gegenreformation beginnen und mit der politischen Bestrafung Hand in Hand gehen lassen. Zuerst wurden alle calvinistischen Prediger verbannt und sämmtliche Schulanstalten mit Einschluß der Universität der Leitung der Jesuiten übergeben. Die lutherischen Prediger wurden anfangs, aus Rücksicht auf Kursachsen, noch belassen. Von Friedrich's Anhängern wurden sodann 48 der angesehensten Prager und 30 vom Lande gefangen. Anfangs war Ferdinand geneigt, kein Bluturtheil zu fällen, wie er denn auch in Mähren sich dessen enthalten hatte; allein die Vorstellungen seines Beichtvaters, des Jesuiten Lämmermayer, daß durch ein abschreckendes Beispiel dem Ketzerwesen gesteuert werden könne, und die Versicherungen der früher mißhandelten Statthalter, daß der böhmische Trotz nur durch den Henker gebrochen werden könne, machten ihn anderes Sinnes, und am 21. Juni 1621 wurden 27 jener Gefangenen hingerichtet, die andern mit Gefängniß gestraft, von allen

aber die Güter eingezogen und dieselben den Jesuiten zur Entschädigung gegeben.

Die Hinrichtung der Unglücklichen hatte vor dem Prager Rathhaus Statt, auf deren Altan der kaiserliche Statthalter in stolzer Richterhaltung saß. Alle starben mit dem größten Zeugenmuthe. Der erste, der an die Reihe kam, war der Graf Joachim Andreas Schlick, ehemaliger Oberstlandrichter Böhmens und Landvogt der Lausitz. Er war gerade in Sachsen abwesend, als die andern in Prag gefangen wurden; allein der Kurfürst von Sachsen hatte ihn, auf Antrieb seines Hofpredigers Hoe von Hohenegg, ausgeliefert. Vor der Hinrichtung rief er laut: „Zerreißet diesen Leib in tausend Stücke, durchwühlet meine Eingeweide, ihr werdet nichts Anderes finden, als was wir in der Apologie bekannt gemacht haben. Die Liebe zur Religion und Freiheit hat uns das Schwert in die Hand gegeben; weil aber Gott dem Kaiser den Sieg verliehen hat, so geschehe des Herrn Wille!" — Es wurde ihm zuerst die rechte Hand, dann der Kopf abgehauen. Unter den Hingerichteten befand sich auch der Universitätsrector Jessenius von Jessen, ein berühmter Arzt, dem vor der Hinrichtung die Zunge ausgeschnitten wurde, weil er in den böhmischen Unruhen oft durch seine Beredsamkeit das Volk angefeuert hatte; sein Leichnam wurde mit vier Pferden zerrissen und die Stücke an Pfählen in den Hauptstraßen ausgehängt. — Der Stadtschreiber Winitz wurde vorher mit der Zunge an den Galgen genagelt und in dieser schmerzhaften Stellung mußte er mehrere Stunden aushalten, bis ihn der Todesstreich traf!

Nach der Bezwingung Ungarns hatte Ferdinand in Böhmen ganz freie Hand. Nachdem vollends der päpstliche Legat Caraffa dem Grundsatz Geltung verschafft hatte, daß der Kaiser das Recht habe, den Glauben seiner Erblande festzusetzen, wurden auch die deutschlutherischen Prediger nicht mehr geduldet: sie erhielten am 28. Oct. 1621 den Befehl, Prag zu verlassen, und selbst Kursachsens Verwendung konnte ihnen nicht helfen, die Schadenfreude der Calvinisten sie auch nicht trösten. Bald darauf erfolgte die Austreibung aller lutherischen Prediger aus allen böhmischen Orten, und gewöhnlich wanderten auch viele glaubenstreue Bürger mit ihnen in die Verbannung. Auch aus den Rathscollegien wurden die protestantischen Mitglieder, so wie aus der Universität die protestantischen Professoren abgedankt und durch katholische ersetzt.

Darauf erschien eine kaiserliche Aufforderung, daß alle, die sich der Theilnahme an der Rebellion bewußt wären, sich selbst stellen und auf erfolgte Abbitte Vergebung erlangen sollten; wer nicht erscheinen

würde, müßte den Tod gewärtigen. Da stellten sich 780 meist aus dem Adelsstande: sie erhielten zwar Vergebung, wurden aber alle mit dem ganzen oder theilweisen Verlust ihrer Güter gestraft. Obgleich sämmtliche Confiscationen, wie Manche annehmen, 24 Millionen Thaler betrugen, so fiel doch der geringste Theil dem kaiserlichen Fiscus zu, dessen Erschöpfung sie hatten abhelfen sollen: das Meiste erhielt der katholische Adel zur Belohnung seiner Dienste, und der große Reichthum mancher dieser Standesherren (eines Wallenstein, Lichtenstein, Dietrichstein ꝛc.) hatte in dieser Erwerbsart seinen Grund.

Da aber ungeachtet der Vertreibung der Prediger und Schullehrer die große Mehrzahl des Volks noch an dem protestantischen Bekenntniß hieng, so wurden auch die protestantischen Bürger und Bauern Böhmen's und der ihm einverleibten Länder zum Katholicismus genöthigt, und wer sich nicht zum Religionswechsel verstehen wollte, mußte das Land verlassen.

Die Zwangsmittel zur Erreichung dieses Zweckes waren verschieden. So erschien ein Befehl, daß kein Unkatholischer das böhmische Bürgerrecht, noch ein Gewerbe treiben, noch heirathen, noch testiren dürfe. Kein Protestant durfte bei Verlust seines Eigenthums einem Geistlichen bei sich Aufenthalt gewähren, noch seinen Kindern protestantischen Unterricht ertheilen lassen. Kein katholischer Geistlicher durfte einen Protestanten beerdigen. Protestantische Arme wurden aus den Hospitälern gestoßen, wenn sie nicht katholisch werden wollten. Priester giengen von Haus zu Haus und verzeichneten diejenigen, welche nicht katholisch werden wollten, und da sich sehr Viele deß weigerten, so wurden sie, um kein Aufsehen zu machen, allmählig in Haufen von 50 und 60 aus dem Lande geschafft. Die Vermöglichen wanderten aus, die Armen blieben zurück und wurden katholisch. — Auf dem Lande verfuhr man mit weniger Schonung: die Einwohner mancher Dörfer und Städte wurden durch Soldateneinlagerungen zum Uebertritt oder zur Auswanderung genöthigt, Widerspänstige in's Gefängniß geworfen. In Lissa zündeten daher die Bürger ihre Häuser selber an und entflohen. Als die Stadt Parachatitz den Soldaten die Thore schloß und sich um ihres Glaubens willen vertheidigte, wurde sie erstürmt und ihre Einwohnerschaft niedergemacht, so daß 1660 Todte in den Gassen herumlagen. — Viele Bauern flüchteten sich in die Gebirge, lebten dort verborgen und pflanzten ihren Glauben auf ihre Nachkommen fort. Mit der steigenden Verfolgung rotteten sie sich in Haufen zusammen und vergalten ihren Verfolgern mit großen Grausamkeiten, für die sie aber mit eben so grausamem Tode büßen mußten.

Im Jahr 1627 ließ Ferdinand seinen Erbprinzen zum König von Böhmen krönen und erkärte bei dieser Gelegenheit, daß der Majestätsbrief Rudolfs sammt der bisherigen freien Königswahl forthin ungültig sey, und daß keine anderen, als katholische Unterthanen geduldet werden sollten. Die ihren Glauben nicht lassen wollten, bekamen 6 Monate Frist, binnen welcher sie ihre Güter verkaufen durften, dann aber das Land verlassen mußten. — Also kam Ferdinand's Gegenreformation zu Stande. Man rechnet, daß an 3000 Familien, darunter 185 Adelsgeschlechter, auswanderten und auf diese Weise bewiesen, daß ihnen der Glaube über Vaterland und Besitzthum gieng: denn sehr viele von ihnen verließen ganz arm oder mit großem Güterverlust ihre angestammte Heimat.

Sie suchten und fanden Zuflucht in Sachsen, Brandenburg, der Schweiz und Siebenbürgen. Auf lange hinaus aber war durch diese Katastrophe Böhmen's Wohlstand gelähmt und Kunst und Wissenschaft aus Böhmen verscheucht. Auf ganz gleiche Weise, wie Böhmen, wurde Oberösterreich wieder in die katholische Kirche zurückgetrieben. Die Strenge und Härte, womit dieß geschah, rief hartnäckige Aufstände hervor, die nur im Blute erstickt wurden. — In Schlesien und der Lausitz konnten nur die dem Kaiser unmittelbar untergebenen Orte zur Bekehrung gebracht werden, da sich die protestantischen Herzoge von Liegnitz, Brieg, Bernstedt, Wohlau rc. ihre landesherrlichen Rechte vorbehalten hatten, Kursachsen aber den Lausitzern ihre bürgerlichen Rechte verbürgt hatte.

5. Der Krieg in der Pfalz: Prinz Christian von Braunschweig-Halberstadt. Die Segeberger Convention. Auflösung der Union. Christian in Niedersachsen und Westfalen; Mansfeld in der Oberpfalz und in Franken. Maximilian mit der Oberpfalz belehnt. Mansfeld in der Unterpfalz und im Elsaß. Tilly's Niederlage bei Wiesloch; seine Siege bei Wimpfen und Höchst. Christian's und Mansfeld's Rückzug nach den Niederlanden. Uebertragung der Kur auf Maximilian. Beibehaltung des ligistischen Heers.

Obgleich die über Friedrich V verhängte Acht im Grunde der gesetzlichen Formalität ermangelte, hüteten sich doch die meisten Fürsten, besonders Brandenburg und Sachsen, für ihn irgend eine Verwendung eintreten zu lassen. Nichts desto weniger wiegte sich der Vertriebene, von Theologen und Sterndeutern gehalten, in den schön=

sten Hoffnungen von seiner baldigen Wiederherstellung. Auch schloß sich bald der Prinz Christian von Braunschweig, Administrator des Bisthums Halberstadt, an ihn an, aber keineswegs aus religiösen Gründen, sondern theils aus einer phantastisch-ritterlichen Galanterie gegen Friedrich's Gemahlin, theils und vorzüglich aus der Besorgniß, der Kaiser möchte den „geistlichen Vorbehalt" gegen ihn geltend machen und das von ihm verwaltete Bisthum einem katholischen Fürsten übertragen.

Von ihm getrieben, traten die Stände des niedersächsischen Kreises zusammen und beschloßen in der Seegeberger Versammlung, die Sache des Pfälzers zu der ihrigen zu machen, daher sich mit Christiern von Dänemark (XX. 4, 3. a. E.) zu verbinden, ein Heer von 20,000 M. zu Fuß und 6000 Reitern aufzustellen und sich an die Union anzuschließen. Die Verfolgung, welche gerade zu dieser Zeit über die Böhmen ausbrach, bestärkte die Verbündeten nur noch mehr in ihrem Vorhaben. Zwar veranlaßte die schlimme Nachricht von der erfolgten Selbstauflösung der Union manchen Verbündeten wieder zum Austritt aus der Seegeberger Verabredung; indeß schienen doch wenigstens außer dem Halberstädter Christian der König von Dänemark, der Herzog Christian d. ä. von Celle und der Herzog Otto von Wolffenbüttel derselben noch getreu zu bleiben. Allein als der Kaiser dem Dänenkönig für seine beiden Söhne einige von ihm begehrte Domkapitel versprach, trat Christiern IV aus dieser Verbindung zurück und bewies dadurch, daß es ihm im Grunde nicht um eine Unterstützung Friedrich's oder gar der protestantischen Sache, sondern nur um seine eigene Vergrößerung auf Kosten Deutschlands zu thun war.

Die Union nahm in folgender Weise ihr definitives Ende: am 12. Sept. 1621 schloßen die unirten Fürsten mit Spinola in der Pfalz eine Uebereinkunft, worin sie sich verbindlich machten, dem Friedrich weder unmittelbaren, noch mittelbaren Beistand zu leisten, sich nicht mehr als Union zu constituiren, noch sonst ein Bündniß gegen den Kaiser einzugehen und erhielten dagegen von dem Spanier das Versprechen, daß er keinen von ihnen feindlich behandeln wolle. So wurde denn der pfälzische Kurfürst von der Union, deren

Oberhaupt er seit eilf Jahren gewesen war, preißgegeben und verläugnet.

Nichts desto weniger aber blieben der Halberstädter Christian und der Markgraf Friedrich von Baden, unterstützt mit holländischem Gelde, in den Waffen und suchten zu Friedrich's Gunsten weiteren Anhang zu gewinnen. Einstweilen begann Christian, ein von Natur wilder und ausgelassener, leichtsinniger und übermüthiger Mann, den Krieg in Deutschland damit, daß er die geistlichen Stifter in Niedersachsen und Westfalen plünderte und dabei das Anzünden der Städte und Dörfer durch eigens angestellte Brandmeister kunstmäßig betrieb.

Als er im Dom zu Paderborn die silbernen Bildsäulen der Apostel fand, rief er lachend: „Was macht ihr hier, da geschrieben steht: Geht in alle Welt! wart', ich will euch hinausschicken!" und ließ daraus Thaler prägen mit der Umschrift: „Gottes Freund, der Pfaffen Feind!" Er verübte an Frauen und Geistlichen die schändlichsten Gräuelthaten und pflegte sich derselben an offener Tafel zu rühmen.

Gleichfalls wohl mit holländischem Gelde warb Mansfeld, der nach dem Verluste Böhmens im Auftrage Friedrich's V die Oberpfalz besetzt hielt, ein ansehnliches Heer, und ihm schloßen sich die Herzoge Friedrich und Wilhelm von Weimar an, welche bisher schon nebst ihrem ältern Bruder Johann Ernst für Friedrich V in Böhmen und in den Niederlanden thätig gewesen waren.

Obgleich die Liga jene Sammlung des mansfeldischen Heeres so nahe an der böhmischen Gränze hätte vereiteln können, so geschah es doch nicht. Erst Ende Mai's brach Tilly aus Böhmen nach der Oberpfalz auf, konnte aber gegen Mansfeld, der die katholischen Stifter in Franken ausbeutete, ohne Verstärkung aus Bayern nichts ausrichten. Diese gewährte jedoch Herzog Maximilian erst, nachdem ihm der Kaiser sein früher gethanes Versprechen erfüllte und ihn, wenn auch einstweilen insgeheim, am 22. Sept. 1621 mit der Oberpfalz belehnte und rücksichtlich der ihm in Bezug auf die Oberpfalz aufgetragenen Achtsvollstreckung entschädigende Vortheile gewährte.

Jetzt erst bot Maximilian seine Bayern auf, nahm Cham, Amberg und andere Plätze ein, vereinigte sich dann mit Tilly und der Liga und trieb den Mansfelder so in die Enge, daß dieser, um sich aus der Umstellung zu retten, sich erbot, mit seinem Heere zum Kaiser überzugehen. Während der Unterhandlungen aber entkam Mansfeld in einer stürmischen Nacht mit seinen Truppen nach der Unterpfalz, aus welcher Spinola nach Flandern abgerufen worden war, indem dort nach dem Ablauf des zwölfjährigen Waffenstillstandes der Holländer mit Spanien die Erneuerung des niederländischen Krieges bevorstand.

Man gab dem Herzoge schuld, daß er den Mansfeld absichtlich habe entschlüpfen lassen, weil, wenn Mansfeld's Unterwerfung vom Kaiser angenommen worden wäre, der Krieg zu Ende gewesen wäre, was den Herzog um seinen Lohn gebracht, und den Kaiser in seiner Aussicht, seine Macht im Reiche herzustellen, gehindert hätte. Der Herzog suchte daher jenen Verdacht in einem besondern Schreiben an Kurmainz von sich abzuwälzen.

Nach Mansfeld's Abzug ließ sich Maximilian in der Oberpfalz huldigen: denn bereits war es im Werk, daß er gegen Räumung des ihm verpfändeten Oberösterreichs die Oberpfalz eigenthümlich bekommen solle.

Eben belagerte der an Spinola's Stelle in der Unterpfalz befehligende spanische Feldherr Cordova das damals feste Frankenthal, als Mansfeld nach der Besetzung Mannheims das bedrängte Frankenthal rettete, worauf er den Herbst und Winter hindurch, seinem Grundsatz gemäß, „der Krieg müsse den Krieg ernähren", die Bisthümer Speyer und Straßburg schrecklich brandschatzte, ohne daß die Ligisten und Spanier ihm Einhalt zu thun vermochten.

Schon war eine Vereinigung des Halberstädter Christian, der mit 20,000 M. in Westfalen schrecklich hauste, und des Markgrafen Georg Friedrich von Baden, der mit 15,000 M. in seinem Lande zum Losschlagen bereit stand, mit dem Mansfeld, der im Elsaß sein Heer auf 20,000 M. vermehrt hatte, im Werk. Gelang diese Vereinigung, so war Tilly verloren, und da auch andere protestantische Fürsten rüsteten, und Friedrich V von Holland her verkleidet sich in Mansfeld's Lager einfand, um dem Ganzen durch seine Gegenwart und durch seinen kurfürstlichen Namen einen

Zusammenhalt zu geben: so erhoben sich für den Kaiser die größten Gefahren. Daher trat Tilly zunächst dem Mansfeld entgegen, um jene Vereinigung zu hindern. Allein Mansfeld schlug den Tilly bei Wiesloch und verschaffte dem Kurfürsten auf kurze Zeit den Wiedereintritt in seine Erblande.

Leicht hätten die Verbündeten den geschlagenen Feind, der bis Heilbronn am Neckar zurückgewichen war, vernichten können, da sie ihm doppelt überlegen waren; allein, sey's, daß sich die Feldherren nicht vertrugen oder daß die Verpflegungen ihrer Heere auf Einem Raum zu schwierig war, sie trennten sich wieder — Mansfeld, um die Spanier aufzuhalten und die Bergstraße wieder zu erobern, der Markgraf, um den Tilly am obern Neckar zu beobachten und, wo möglich, Württemberg zum Anschluß zu gewinnen.

Eiligst rief Tilly die Spanier herbei, und als diese ungefährdet in Tilly's Lager bei Wimpfen anlangten, brach Tilly sogleich gegen den Markgrafen los und schlug ihn den 6. Mai 1622 in der Schlacht bei Wimpfen so auf's Haupt, daß derselbe nur durch den freiwilligen Heldentod der vierhundert Pforzheimer vom eigenen Untergang gerettet wurde.

Ein furchtbares Geschützfeuer eröffnete die Schlacht und fünf Stunden lang wurde mit abwechselndem Glücke und unglaublicher Erbitterung gestritten. Ein auffliegender Pulverwagen brachte das badische Heer in Verwirrung, und selbst die angestrengteste Tapferkeit des Markgrafen konnte die Niederlage nicht abwenden. Als er in der äußersten Noth war, umgaben ihn die getreuen Pforzheimer mit ihrem Bürgermeister Deimling und starben alle tapfer fechtend den Tod für ihren Fürsten. (Diese Heldenthat pflanzte sich nur durch mündliche Tradition fort, bis später Markgraf Karl Friedrich ihr Andenken erneuerte.)

Dieser Sieg Tilly's hinderte den Abfall des südwestlichen Deutschlands. Nach einem kurzen Zug Mansfeld's mit dem Markgrafen in's Elsassische, um dort seinen vom Bischoff von Straßburg (einem Erzherzog Leopold) bedrohten Waffenplatz Hagenau zu retten, was auch gelang, — eroberten die Verbündeten (von Mannheim aus) Darmstadt, um dem anrückenden Halberstädter Christian freien Paß zu machen. Diese Vereinigung zu hindern und zugleich den Mansfeld vom Elsaß abzuschneiden, rückte nun Tilly gegen Mannheim, so daß Mansfeld zum Schutze Mannheims zurückeilte, wo-

gegen nun Tilly, an den Main rückend, den Halberstädter bei Höchst, das dieser nach einem Raubzug durch Fuld und Würzburg eingenommen hatte, überraschte und auch ihm eine schwere Niederlage beibrachte, aus der Christian nur mit einem Theil der Reiterei entkam, um sich mit Mansfeld zu vereinigen.

Allein Friedrich's V Sache war zu Ende. Der Markgraf von Baden, dieß erkennend, dankte sein Heer ab und blieb vom Kaiser unbelästigt; selbst Friedrich verließ nun die Pfalz wieder: Mansfeld und Christian aber, dem Tilly ausweichend, zogen unter gräulichen Verheerungen in's Elsassische, während Tilly Heidelberg und Mannheim eroberte und die Pfalz unter seinem zuchtlosen Heere nicht minder zu seufzen hatte.

In Heidelberg ward auch die berühmte Bibliothek geplündert: viele Bücher wurden verderbt oder um einen Spottpreis verkauft. Die wichtigsten Werke schenkte Herzog Maximilian auf Anhalten des Nuntius Caraffa dem Papste; ein Theil wanderte nach Wien. Erst im Jahre 1815 wurde ein Theil davon von Rom wieder an die Universität Heidelberg zurückgegeben.

Nunmehr erkannte Friedrich V, daß er mit dem Mittel der Waffen nicht mehr zu seiner Pfalz gelangen könne. Er befolgte daher den Rath seines Schwiegervaters und suchte des Kaisers Verzeihung dadurch zu erlangen, daß er den Mansfeld aus seinem Dienst entließ und die Verbindung mit ihm und Christian aufgab. Dagegen erklärte nun Mansfeld gegen Tilly, er und Christian seyen bereit, in des Kaisers Dienste zu treten, wenn man ihren Heeren den rückständigen Sold gewähre, wo nicht, wenigstens die Acht aufhöbe und Amnestie ertheile, wogegen sie das Reich verlassen wollten. Da man sie aber keiner bestimmten Antwort würdigte, fanden beide es gerathener, den deutschen Boden zu verlassen. Sie zogen eiligst durch Lothringen und Flandern unter gewohnten Brandschatzungen und Mordbrennereien, schlugen sich bei Fleurus durch das spanische Heer hindurch und erreichten mit den Trümmern ihrer Heere das holländische Gebiet, um in die Dienste der niederländischen Union zu treten.

Die Unterhandlungen Friedrich's und seiner Freunde führten jedoch nicht zum erwünschten Ziel: alle seine und seines Schwiegervaters Schritte waren vergebens; und keiner der deutschen Fürsten

wagte es, sich seiner anzunehmen. Und nun drang Herzog Maximilian, gestützt auf die großen Dienste, welche er durch seine Waffen dem Kaiser geleistet, mit dem größten Nachdruck auf die öffentliche und förmliche Uebertragung der Kur an sein Haus. Da Ferdinand die Gründe dieser Forderung nicht in Abrede stellen konnte, so ward ihm nach Zurückweisung aller von Spanien und England erhobenen Einsprüche, auf dem Kurfürstentag zu Regensburg die pfälzische Kurwürde feierlich verliehen, und am 25. Februar 1623 verrichtete bei der Festtafel der neue Kurfürst zum erstenmal dem Kaiser den Dienst des Erztruchseßenamts.

Die Einwendungen mancher deutscher Fürsten gegen die Uebertragung der Kur an Bayern wußte der Kaiser auf verschiedene Weise zu entkräften. Dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt, der dagegen war, sprach er in dem Marburger Erbtheilungsstreit desselben mit Hessen-Kassel zum Nachtheil des letztern die ganze Erbschaft zu und fesselte ihn dadurch für immer an die kaiserliche Partei. Um Kursachsens Einwendungen verstummen zu machen, trat der Kaiser ihm die pfandweise überlassene Ober- und Niederlausitz in förmlichen Besitz ab und gab ihm auch Anwartschaften auf noch einige andere Herrschaften.

Doch erhielt der Herzog von Bayern die pfälzische Kurwürde (auf Kursachsens ausdrückliche Forderung) damals nur auf Lebenszeit, und ausdrücklich wurden den Kindern Friedrich's V ihre Rechte vorbehalten, wenn der Beschluß einer spätern Reichsversammlung solche anzuordnen für gut finden sollte. Diese Clausel genehmigte der Kaiser in der Absicht, daß Maximilian die Erblichkeit der Kur, nach der er strebte, durch neue außerordentliche Verdienste um Oesterreich erkaufen sollte. Auf die Einwendungen des Kurfürsten von Brandenburg wurde kein Gewicht gelegt. — Die Uebertragung der Kur an Bayern hatte auch die Folge, daß im Kurfürstencollegium die Stimmen der Protestanten fortan auf nur zwei beschränkt wurden, so daß der Papst, der dem Herzog zur Erreichung dieses Ziels mit Eifer behülflich war, dieses Ereigniß festlich begieng und man in katholischen Landen den Herzog den „neuen Vorkämpfer Rom's gegen die Ketzer Deutschland's" nannte und bereits die Vernichtung des Lutherthums prophezeihte.

Nach dem Schlusse der allgemeinen Reichsverhandlungen wurde ein Bundestag der Liga gehalten, auf welchem beschlossen wurde, das ligistische Heer unter Tilly, der für seine Verdienste in den Reichsgrafenstand erhoben wurde, an der niedersächsischen

Gränze stehen zu lassen, nicht um angriffsweise zu verfahren, sondern um theils die Ruhe in den aufgeregten Gegenden herzustellen, theils und vorzüglich aber, um den von Norden her auf's Neue drohenden Angriffen Mansfeld's und Christian's eine zeitige und kräftige Abwehr entgegensetzen zu können.

---

3. Kapitel.

Fortsetzung des dreißigjährigen Kriegs: der niedersächsisch-dänische Krieg.

1. Christian's und Mansfeld's Einfall in Nordsachsen. Tilly's Sieg bei Stadtlohn. Christian's und Mansfeld's Rückgang nach Holland. Bethlen Gabor's Einfall in Ungarn. Tilly's Repristinationen in Norddeutschland. Vereinigung Dänemarks, Englands und der Niederlande gegen die Liga. Christiern IV niedersf. Kreisoberst. Christian's und Mansfeld's Werbungen.

Mansfeld und Christian hatten unterdeß den Holländern zur Entsetzung von Bergen op Zoom geholfen, aber überall im Lande mit ihren Raubschaaren so gewüstet, daß man dieselben zu entfernen suchte. Nicht ohne holländischen Antrieb und Geldbeistand fiel daher Mansfeld brandschatzend und plündernd in Ostfriesland ein und erzwang sich von da aus vom Grafen von Oldenburg Geld und freien Durchzug. Christian dagegen fiel in's Osnabrückische ein, nahm unter andern Hameln, Rinteln und Hörter weg und hoffte auf den Anschluß anderer protestantischer Mächte des Nordens, wie denn der Herzog Wilhelm von Weimar, unterstützt von seinem in holländischen Diensten stehenden ältern Bruder Johann Ernst, eine neue protestantische Union zu Stande zu bringen suchte. Allein er scheiterte an dem Widerstande Kursachsens, und nun schloß er sich mit seinen Truppen sammt seinem Bruder Bernhard an den zu Rinteln stehenden Halberstädter Christian an. Das Gleiche that auch der Herzog von Altenburg.

Unterdeß hatten sich die niedersächsischen Stände gerüstet, um Mansfeld's Einbruch in's Oldenburgische zu verhindern, und da sie

wohl sahen, daß, wenn man den Christian in seiner jetzigen Stellung gewähren ließe, der Krieg durch einen Angriff der Liga sich nach Norddeutschland ziehen würde, so nahmen sie den Halberstädter mit seinem Heere auf ein Vierteljahr in ihre Dienste mit der Bedingung, daß er nur vertheidigungsweise zu Werke gehen und sich nicht mit dem Mansfelder verbinden sollte.

Nur der Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg, der auch gerüstet hatte, aber es mit dem Kaiser hielt, wollte mit Christian nichts zu thun haben und brachte nach Ablauf jenes Vierteljahrs den größten Theil der niedersächsischen Stände zu dem Entschluß, den Christian nicht länger auf ihrem Boden zu dulden. Vergebens suchte Christian sich durch Abtretung seiner Halberstädter Pfründe an seinen Vetter, den Herzog von Braunschweig-Celle, den Beistand seiner Namensvettern zu gewinnen: es blieb ihm nichts übrig, als Nordsachsen zu verlassen, da eben auch Tilly zu seiner Vertreibung durch das Land des Landgrafen von Hessen-Kassel gegen ihn im Anzug war. Eben als er sich wieder nach Holland zurückziehen wollte, ereilte ihn Tilly und schlug ihn den 6. Aug. 1623 bei Stadtlohn (im Münster'schen) in einer dreitägigen Schlacht so, daß Christians Heer sich völlig zerstreute und er selbst nur mit wenigen Begleitern nach Holland entkam.

Mansfeld hielt nun allein noch das Feld und vertheidigte sich gegen Tilly mit Hülfe der Holländer in Emden so glücklich, daß Tilly von ihm abließ und im Westfälischen die Winterquartiere bezog. Das ausgeplünderte Ostfriesland konnte aber den Mansfeldischen keinen Unterhalt gewähren und so sah sich Mansfeld genöthigt, mitten im Winter seine Truppen abzudanken und sich gleichfalls wieder nach Holland zu begeben, wo er in Grafenhaag mit Friedrich V, mit Christian, mit Bernhard von Weimar und andern deutschen Herren zusammentraf und mit ihnen auf neue Plane sann.

Unterdeß hatte auch der unstäte Bethlen Gabor, aufgereizt von dem alten Grafen Thurn und dem Markgrafen von Jägerndorf, die bei ihm eine Zuflucht gefunden hatten, und unterstützt mit holländischem Geld und türkischer Hülfe, den Frieden gebrochen und wieder einen Einfall in Ungarn gemacht, nahm Tyrnau ein und brach mit 60000 M. in Mähren ein, wo ihm der Kaiser nur 12000 M. unter dem Grafen Montenegro und dem

Albrecht von Wallenstein, der kurz zuvor zum Herzog von Friedland erhoben worden war, entgegenstellen konnte. Schon war das kleine Heer umringt und schien verloren, — als Bethlen Gabor plötzlich einen Waffenstillstand gewährte und bald darauf den Nicolsburger Frieden erneuerte (1624), worauf er sich wieder nach Siebenbürgen zurückzog, — sey's weil er den Kaiser nur hatte schrecken und dahin hatte bringen wollen, daß der Kaiser ihm seine älteste Tochter zur Ehe geben sollte, sey's weil das Gerücht gieng, die Liga werde ihm in den Rücken fallen.

Weil nun Tilly im Hessen-Kassel'schen die säcularisirte Abtei Heersfeld wieder der katholischen Kirche zurückgab und überhaupt dieses Land so streng behandelte, daß der Landgraf dasselbe nicht nur, sondern auch die norddeutschen Fürsten zum Kampf reizte; — weil Tilly ferner im Halberstädtischen das lutherische Domkapitel, das für das Bisthum Hildesheim den Sohn Christiern's IV, von Dänemark gewählt hatte, wegen dieser Eigenmächtigkeit strafte und nach Verjagung des dänischen Prinzen die eingezogenen geistlichen Güter wieder den Katholiken zurückgab; — weil er ferner den Kurfürsten von Brandenburg und den Grafen von Hanau ebenfalls mehrere geistliche Güter abdrang und den Katholiken übergab; endlich da die ligistische Bundesversammlung den Beschluß faßte, das Heer der Liga zu ähnlichen Repristinationen beisammen zu halten, ja aus dem bisherigen Vertheidigungskrieg in einen Angriffskrieg gegen die opponirenden norddeutschen Fürsten überzugehen: so konnten auch entferntere Gegner der katholischen Partei sich nicht dabei beruhigen.

Zunächst war es der König Christiern's IV von Dänemark, der, erbittert, daß ihm das Bisthum Hildesheim entgieng, diesmal mit größerem Ernst anfieng zu den Waffen zu treiben. Auch andere auswärtige Mächte, und zwar nicht nur protestantische, wie Holland, England, Schweden, sondern auch katholische Mächte, wie Frankreich, Savoyen, Venedig — und der Papst, erkannten wohl, daß die siegreichen Bewegungen der Liga zu einer Wiederherstellung der kaiserlichen Macht führen könnte, die ihrem politischen Interesse zuwider lief. Und so entstand der europäische Bund zu Gunsten der protestantischen Reichsfürstenmacht wider das Haus Habsburg, indem England, die vereinigten Niederlande und Dänemark im Haag übereinkamen, den Angriffen der Liga durch Aufstellung eines Heeres entgegen zu treten, das Dänemark mit

englischem und holländischem Gelde sollte anwerben lassen. Dazu wurde nun Mansfeld und Christian, die bei diesen Umtrieben die Haupturheber waren, ausersehen, und ersterer, mit einem englischen Generalpatent versehen, eröffnete auf englischem Boden seine Werbungen, während Christian sie in Frankreich betrieb, und beide dann ihre neuen Söldnerschaaren in Bergen op Zoom vereinigten, um auf den ersten Wink dem Dänenkönige die Hand zu bieten, der sich unterdeß von der niedersächsischen Kreisstandschaft, die bisher eine bewaffnete Neutralität beobachtet hatte, zum Kreisobersten hatte wählen lassen und die Zusammenziehung der Kreiscontingente betrieb.

2. Aufstellung eines kais. Heeres durch Wallenstein. Rüstungen Christiern's IV und norddeutscher Fürsten. Beginn des Kriegs durch Tilly's Einnahme von Hörter. Wallenstein in Niedersachsen, Mansfeld's Niederlage bei Dessau. Sein Zug nach Mähren und Ungarn. Mansfeld's Tod. Wallenstein und Bethlen Gabor. Gabor's Tod. Christian's Tod.

Im Angesicht solcher gegen die Reichseinheit und das Reichsoberhaupt gerichteten Umtriebe beschloß der Kaiser, der bisher gegen seine Gegner viele Nachsicht geübt hatte, mit strengerm Nachdruck aufzutreten, um die Früchte der glücklich begonnenen Herstellung der Kaisermacht nicht wieder zu verlieren, welcher er auch durch die Aufstellung des Grundsatzes der Einheit seiner Erbstaaten eine gute Grundlage zu geben bestrebt war.

Er hatte nämlich schon am 10. Mai 1621 ein Hausgesetz unterzeichnet, worin er nach vorausgeschickter Erklärung, im römisch-katholischen Glauben leben und sterben zu wollen, für seine Erbstaaten das Recht der Erstgeburt in dem Kaiserhause und für jeden nachgebornen Prinzen einen Jahresgehalt nebst einer vom jeweiligen Kaiser zu bestimmenden Gutsherrschaft festsetzte, die nach dem Tode des Nutznießers wieder an das Haupt des Hauses zurückfallen sollte. Nach dem Aussterben des herrschenden Hauses sollten die Erblande an den nächsten Verwandten, gleichfalls nach dem Rechte der Erstgeburt, übergehen. Doch wurde dieses Hausgesetz schon nach einigen Jahren durch des Kaisers Bruder den Erzherzog Leopold, verletzt, welcher Veranlassung zu einer Theilung (durch Abtretung von Tyrol, Breisgau und Elsaß an denselben) gab.

Wohl führte im Grunde Kurfürst Maximilian durch seine Stellung an der Spitze der Liga, wie überhaupt durch seine von einem

festen, umsichtigen Character gestützte und dabei von einem wohlgeordneten Staatshaushalt getragene Bedeutung „das große Wort" im Reich, das freilich zuletzt auch der Kaisergewalt zu gute kam. Indeß fühlte sich der Kaiser durch die Abhängigkeit von der Liga doch beengt. Als daher Maximilian, der den vom Norden drohenden Sturm mit den alleinigen Kräften der Liga abzuwenden sich nicht getraute, dem Kaiser den Vorschlag machte, ein eigenes kaiserliches Heer aufzustellen, so gieng Ferdinand bereitwillig darauf ein. Doch war er, wie fast alle deutsche Fürsten, Maximilian ausgenommen, in steter Finanznoth und hätte entweder seine schon durch den böhmischen Krieg entkräfteten Erblande noch schwerer belasten oder auf den ganzen Plan verzichten müssen, wenn er nicht in Albrecht von Wallenstein, der sowohl durch Reichthum, als Unternehmungsgeist und Feldherrntalent bereits ein großes Ansehen hatte, den Mann gefunden hätte, der dem Mansfelder und Halberstädter in der von ihnen betriebenen Kriegsführungsweise die Spitze bieten konnte.

Albrecht Wenzeslaus Eusebius **von Waldtstein**, gewöhnlich Wallenstein genannt, geboren den 15. Sept. 1583 zu Hermanic (als „Siebenmonatkind"), der jüngste Sohn eines begüterten böhmischen Edelmanns, verlor mit seinem 10. Jahr die Mutter, im 12. den Vater und kam dann zu seinem Oheim Albrecht Slawata, der ihn nachher in ein Jesuitencollegium zu Olmütz that, wo er für den Katholicismus erzogen wurde. Darauf wurde er auf Reisen (durch Deutschland, die Niederlande, England, Frankreich und Italien) geschickt und vollendete seine Studien zu Padua und Bologna, wo er besonders Mathematik, Astrologie und Kriegswissenschaften betrieb. In sein Vaterland zurückgekommen, nahm er Dienste im kaiserlichen Heere, das damals in Ungarn gegen die Türken focht. Nach Beendigung dieses Kriegs diente er unter Dampierre gegen die Venetianer mit solcher Auszeichnung, daß er zum Oberst eines Dragonerregiments ernannt und in den Grafenstand erhoben wurde. Da er von einem Oheim 14 Güter erbte und eine reiche Heirath getroffen hatte, ward es ihm möglich, im böhmischen Krieg ein Kürassierregiment auf eigene Kosten auszurüsten, womit er Mähren unterwerfen half und dann in Ungarn gegen Bethlen Gabor focht, so daß ihm der Kaiser zur Entschädigung an der nördlichen Gränze Böhmens die Herrschaft Friedland verlieh, die er dadurch vergrößerte, daß er aus dem Vermögen seiner ersten Frau von dem Kaiser, der Geld bedurfte, mehr als 60 der den böhmischen Protestanten entrissenen Güter um einen Spottpreis kaufte. Bereits 1623 hatte ihn der Kaiser in den Reichsfürstenstand erhoben und 1624 gab er ihm auch den Titel ei-

nes Herzogs von Friedland. Die kluge Verwaltung dieser Güter mehrte seinen Reichthum und verschaffte ihm einen Theil der Mittel zu seinem weiteren Emporkommen.

Anfangs wollte man ihn nur 20,000 M. werben lassen; allein so Wenige, meinte er, würden nur genöthigt seyn, vom Brandschatzen zu leben: mit 50,000 M. aber getraue er sich, jede Forderuug durchzusetzen. Als nun Wallenstein seine Werbefahnen in Böhmen, Franken und Schwaben aufpflanzte, zog sein wohlbekannter Name die keckften und beutelustigsten Leute an und in kurzer Zeit war ein beträchtliches Heer beisammen, über das ihm der Kaiser den Oberbefehl mit ausgedehnten Vollmachten übergab.

Mit großem Scharfblick wußte Wallenstein die Tüchtigsten für die Offiziersstellen herauszufinden und mit seiner Kraft und Strenge die Widerspenstigsten im Gehorsam zu halten, den man ihm aber auch darum gerne leistete, weil er das Verdienst freigebig belohnte. Seine lange, hagere Gestalt, mit dem schwarzen, kurzgeschnittenen Haare, den scharlachrothen Hosen und rothem Mantel, dem ledernen Wams, spanischen Halskragen und dem Klapphut mit der rothen Feder; seine geheimnißvolle Miene, sein argwöhnischer Blick — seine ganze Erscheinung hatte für Jedermann etwas Unheimliches und Grauenerregendes.

Während Wallenstein noch mit seinen Werbungen beschäftigt war, begannen die Feindseligkeiten im nördlichen Deutschland. Christiern IV hatte die Herzöge von Braunschweig-Wolffenbüttel, von Mecklenburg, von Holstein-Gottorp und den Markgrafen Christian Wilhelm von Brandenburg (Bruder des Kurfürsten und Administrator des Erzbisthums Magdeburg) vereinigt; auch trat der Herzog Johann Ernst von Weimar, so wie sein Bruder Bernhard und der Herzog von Altenburg in seine Dienste. Dagegen erklärten sich der Kurfürst von Sachsen, der Kurfürst von Brandenburg und der Herzog von Lüneburg neutral, der Herzog von Braunschweig-Celle aber hielt es offen mit dem Kaiser, was den Dänenkönig in seinen Operationen merklich hemmte.

Nachdem sich das dänische Heer bei Itzehoe gesammelt hatte, um von Holstein aus in's Bremische und von da Weser-aufwärts zu rücken, brach mit dem angehenden Frühling des Jahres 1625 Christian von Halberstadt in das Clevische ein, und Mansfeld

bezog ein verschanztes Lager zwischen Wesel und Rees. Es war ihr Plan, falls sich Tilly, der im Hessen-Cassel'schen stand, durch die Dänen von den Päßen am Rhein weglocken ließe, vom Landgrafen von Hessen-Cassel unterstützt, die Pfalz zu besetzen; wendete sich aber Tilly sogleich gegen Mansfeld und seinen Genossen, so stand dem Eindringen der Dänen in's obere Deutschland nichts entgegen.

Allein Tilly gewann die, mit ihrem (außer Lands befindlichen) Fürsten uneinigen hessischen Stände und verpflichtete sie, kein fremdes Kriegsvolk in ihr Land aufzunehmen; und so konnte er nun, im Rücken gedeckt und den Dänen zuvorkommend, nach der Weser ziehen, wo er rasch das zu Braunschweig-Wolffenbüttel gehörige feste Hörter nahm. Dies erklärte der Dänenkönig für eine Feindseligkeit gegen den niedersächsischen Kreis, rückte die Weser hinauf und besetzte Hameln, auf dessen Walle er aber mit seinem Pferde in eine tiefe Grube stürzte, so daß er drei Tage ohne Bewußtseyn lag und auf sechs Wochen unfähig wurde, das Commando zu führen, sein Heer aber in der Bestürzung sich bis in das Gebiet von Verden zurückzog.

Sogleich rückte Tilly vor, nahm Hameln und andere Orte und belagerte Nienburg, wobei das Landvolk Niedersachsens seinen Haß gegen die Ligisten in argen Grausamkeiten äußerte, und auch diese es an schrecklicher Rache nicht fehlen ließen. — Unterdeß war der Dänenkönig genesen und nach wieder übernommenem Commando abermals gegen Tilly aufgebrochen, der nun die Belagerung von Nienburg aufgeben und sich mit Verlust über Minden zurückziehen mußte.

Plötzlich erschien Wallenstein, der von Franken aus durch Hessen gezogen war und dort die Versuche des Landgrafen, seine Stände wieder für sich zu gewinnen, zu nichte gemacht hatte, mit seinem auf 30,000 M. geschätzten Heere in Niedersachsen; Zigeunerbanden, die kundschaftend und raubend vor ihm herzogen, zeugten von der bunten Zusammensetzung seines Heeres, dem es auch noch sehr an Geschütz und gutberittener Reiterei fehlte. Anstatt sich aber, wie man erwartete, mit Tilly zu vereinigen, zog er ins Halberstädtische, um seine noch zuchtlosen Schaaren erst an seine Person zu

gewöhnen und den darunter befindlichen Protestanten die Gelegenheit abzuschneiden, ins dänische Lager überzugehen.

Indeß hatten Christian und Mansfeld, denen Tilly ihren Plan verrückt hatte, ihre Stellung nicht behaupten können: ersterer stieß nach dem Verlust des größten Theiles seiner Mannschaft zu den Dänen, letzterer zog in das Gebiet von Bremen.

Unter abwechselndem Glück schleppte sich der Krieg vollends durch das Jahr 1625 hindurch, ohne daß ein Theil wesentliche Fortschritte machte, wobei aber gerade das Land am meisten ruinirt wurde.

Mit Anfang des Jahres 1626 wurden auf Betrieb Kursachsens, das durch die Macht, die der Kaiser zu entwickeln begann, in Sorgen gerieth, auf einem Friedenscongresse zu Braunschweig Unterhandlungen angeknüpft, die sich aber bald zerschlugen, weil die Dänen sich als Sieger gebärdeten und verlangten, daß Tilly und Wallenstein den niedersächsischen Boden räumen sollten, diese dagegen die Dänen und deren Bundesgenossen als Rebellen behandelten und nicht weichen wollten.

Nachdem Mansfeld sein Heer durch neugeworbene Schotten und Holländer verstärkt und wieder bis auf 12,000 gebracht hatte, brach er im Februar 1626 aus seinem Winterlager bei Lübeck hervor, zog durch Mecklenburg und Brandenburg in's Anhaltische, besetzte Zerbst und griff bei Dessau den Wallenstein an, der sich dort an der Elbbrücke verschanzt hatte, erlitt aber nach dreimaligem vergeblichen Ansturm eine so schwere Niederlage, daß er sich in die Mark Brandenburg flüchten mußte.

Vor dem zweiten Sturm auf die Dessauer Schanzen hatte Mansfeld durch den Zuzug des Markgrafen von Brandenburg (des Administrators von Magdeburg) Verstärkung erhalten und erneuerte mit 18,000 M. den Sturm. In der Nacht zuvor aber hatte Wallenstein, ohne daß es Mansfeld gewahr wurde, gleichfalls kaiserliche Verstärkung unter dem Grafen Schlick an sich gezogen, dann persönlich die Reiterei über die Brücke geführt und sich mit ihr im Walde in einen Hinterhalt gelegt. Als daher Mansfeld nach mißlungenem zweiten Sturm den Rückmarsch antrat, brach Wallenstein aus dem Hinterhalt hervor und Schlick machte zu gleicher Zeit einen Ausfall aus den Schanzen, so daß Mansfeld, von zwei Seiten angegriffen, 6000 Todte und 2000 Gefangene zurückließ. Wallenstein verfolgte seinen Sieg nicht, weil er in seiner damaligen Stellung nicht nur Kursach-

sen, das ihn das Dessauische zu räumen aufforderte, sondern auch Thüringen, wo sich ein neues Heer bilden wollte, im Zaum halten mußte.

Schnell sammelte Mansfeld, dieser unermüdliche Partisan, ein neues Heer, zu welchem, auf Befehl des Dänenkönigs, Herzog Johann Ernst von Weimar mit 5000 M. stieß, und drang von Brandenburg aus durch Schlesien nach Mähren vor, um sich mit Bethlen Gabor zu vereinigen, der mit einem großen Heere von Christen und Türken in Ungarn eingerückt war, um dem Mansfeld die Hand zu bieten.

Dies zu verhindern, brach nun auf des Kaisers Andringen Wallenstein selbst, nachdem er dem vom Dänenkönig bedrohten Tilly 7000 M. abgegeben hatte, mit 30,000 M. in Eilmärschen durch die Lausitz, Schlesien und Mähren nach Ungarn auf. Obgleich ihm seine Absicht nicht gelang, so rückte er doch dem Bethlen Gabor so nahe auf den Leib, daß er nur noch vier Meilen von dem Lager desselben stand und dieser sich nur durch List aus seiner Klemme retten konnte.

Da sich nämlich Bethlen Gabor von einem Berge aus von der Ueberlegenheit des Feindes überzeugt hatte, bat er zum Schein um einen kurzen Waffenstillstand und gab zu erkennen, daß er zum Frieden geneigt sey. Wallenstein gieng auf seine Bitte ein; aber in der Nacht ließ Bethlen Gabor mehr Lagerfeuer als gewöhnlich anzünden und durch leichte Reiter unterhalten, während er „unter dem Doppelschutze der Dunkelheit und des Waffenstillstands“ glücklich auf und davon zog.

Der Krieg in Ungarn schleppte sich indeß ohne Ergebniß hin, bis Bethlen Gabor mit dem Kaiser abermals Frieden schloß. Schon vorher aber hatte Mansfeld im Unwillen über die Friedensunterhandlungen seine Truppen entlassen, sein Geschütz verkauft und sich 1000 Dukaten vom Bethlen geborgt, um in Dalmatien ein Schiff nach England zu besteigen, wo er neue Unterstützung zur Fortsetzung des Kriegs gegen den Kaiser zu bekommen hoffte: da, in dem bosnischen Dorfe Ukarowicz (unweit Sarajewo) unterlag der rastlose Kriegsmann den unausgesetzten Strapazen. — Fünf Monate zuvor war bereits auch Christian von Braunschweig in der Blüthe seiner im wüsten Kriegsleben nur zu schnell verbrauchten Jahre gestorben, — und drei Jahre darauf setzte der Tod auch dem unruhigen Leben Bethlen Gabor's eine Gränze,

so daß der Kaiser sich wenigstens von diesen drei rastlosen Feinden seiner Macht und seines Glaubens befreit sah.

Mansfeld starb an der Lungensucht den 20. Nov. 1626 in einem Alter von 45 Jahren. Als er sein Ende nahe fühlte, ließ er sich wappnen und erwartete, auf zwei Adjutanten gestützt, stehend den Tod. — Auch sein tapferer Kampfgenosse, Herzog Ernst von Weimar, starb wenige Wochen darauf zu St. Martin an den Folgen der Ueberanstrengung. — Nachdem Bethlen Gabor die letzten drei Jahre wenig mehr unternommen und ausgerichtet hatte, starb er 1629 an der Wassersucht. Er war kinderlos. Während seines sturmbewegten Lebens hatte er in 42 Schlachten gefochten. Obgleich ein eifriger Calvinist, galt ihm doch stets sein Vortheil höher, als sein Glaube, von dessen Beschaffenheit man sich einen Begriff machen kann, wenn man liest, daß er sich einst in einem Gottesdienst zu Preßburg eine katholische Messe lesen, darauf eine calvinische und unmittelbar darauf eine lutherische Predigt halten ließ. Fast alle europäischen Mächte, die wider Habsburg standen, bewarben sich um seine Gunst: fast von allen erhielt er Geld und alle täuschte er in ihren Erwartungen, da er launisch und unzuverlässig war. Seine Politik war ein Schaukelsystem, durch das er sich gegen Oesterreich auf der einen Seite und gegen die Türkei auf der andern Seite zu erhalten suchte. Sein Streben war die Walachei und Moldau mit seinem Siebenbürgen zu vereinigen, und weil er dazu den Kaiser brauchte, so ließ er es mit diesem nie auf's Aeußerste kommen, und schloß daher mehrmals, ohne seine errungenen Vortheile zu verfolgen, einen unerwarteten Frieden mit ihm.

Christian von Braunschweig's letzte Thaten bestanden darin, daß er vom dänischen König mit einem Heer an die Gränze von Hessen-Kassel geschickt wurde, um den Landgrafen Moritz, der, obgleich des Kaisers Feind, doch nicht offen für die Verbündeten auftreten wollte aber doch immer Hülfe verlangte, zum redlichen Anschluß zu vermögen. Obgleich Christian an der Gränze hin und her zog, ja einmal sogar vor Kassel vorbei in's Hersfeldische rückte, so war doch der Landgraf nicht zu bewegen. Um nun nicht durch Tilly von Niedersachsen abgeschnitten zu werden, zog er sich wieder zurück. Als er sonach nach Wolffenbüttel kam, raffte ihn ein schon länger in ihm zehrendes Fieber hinweg. Er starb den 16. Juni 1626, erst 27 Jahre alt, an den Folgen seiner wilden Lebensart. Doch hatte er sich stets durch einen unversieglichen Muth und eine gewisse ritterliche Geradheit und Offenheit ausgezeichnet. Auf seinem Todbette prophezeihte er dem Dänenkönig eine schwere Niederlage.

3. Tilly's Brandschatzungen in Nordsachsen. Niederlage Christiern's bei Lutter am Barenberg. Unterwerfung der meisten niedersächsischen Stände. Die Dänen an der Elbe; ihr Rückzug nach Holstein. Abfall der dänischen Verbündeten zum Kaiser.

Nach Christian's Abzug war Tilly wieder gegen die Weser vorgerückt und acht Tage nach Christian's Tod erstürmte Tilly Minden, dessen tapfere Bürgerschaft großentheils niedergemetzelt wurde, nöthigte dann den Landgrafen von Hessen-Kassel zum Abstehen von allen feindseligen Schritten gegen den Kaiser, brandschatzte Göttingen und wollte eben Nordheim nehmen, als er durch das anrückende Heer des Dänenkönigs davon abgezogen ward. Christiern's Feldzugsplan war schon durch Mansfeld's Niederlage bei Dessau verrückt worden, und des Königs Stand hatte durch des Halberstädters Tod einen empfindlichen Stoß erlitten. Eigensinnig, wie er war, und den Rath Verständiger mißachtend, war er nicht zum Leiter einer Unternehmung geeignet, die so große Verwicklungen bot und überdieß bei ihm einen faulen Grund hatte.

Nach dem Abzuge Wallenstein's nach Ungarn, wagte Christiern es, von seinem bisherigen Vertheidigungsverfahren zum Angriff überzugehen. Seine Absicht war in Thüringen einzufallen und den Krieg in die Länder der Liga zu spielen. Da stieß er bei Duderstadt auf Tilly's Völker. Anstatt aber die von Eilmärschen Ermüdeten rasch anzugreifen, verlor er bei ihrem Anblick den Muth und dadurch die Schlacht bei Lutter am Barenberg (im thüringischen Harzbezirk), so daß er mit Noth der Gefangenschaft entgieng und ganz Nordsachsen dem Heere Tilly's preisgeben mußte.

Es waren die von Wallenstein vor seinem Abzug nach Ungarn an Tilly überlassenen Reiter unter Dufour, welche gleich anfangs den König zurückdrängten, so daß er am 26. August 1626 das Städtchen Lutter erreichte, das in einem waldigen Thal mit nur zwei Ausgängen liegt. Der König wollte, wie „von einer bösen Ahnung getrieben", gleich weiter ziehen; allein Erschöpfung seiner Truppen und das zurückgebliebene Gepäck nöthigte ihn zum Verweilen. Noch am Abend rückte ihm Tilly dicht auf den Leib und ließ das Geschütz bis zur Dunkelheit spielen. Am Morgen wollte der König weiter ziehen, aber das Gewirr der Wagen und Menschen stockte in dem Hohlwege, der aus dem Thale nach Neuwallmoden führt. Von der Seite und von vorn angegriffen, bildete Christiern in der Eile seine Schlachtordnung — konnte sie aber mit seiner Nachhut in keine Verbindung

setzen. Nichts desto weniger schien sich im Anfang die Schlacht gegen Tilly zu wenden, als plötzlich Dufour im Rücken der dänischen Reiterei erschien, die, schon ermattet, geworfen wurde, worauf Tilly das erste und zweite Treffen der Dänen überwältigte. Christiern ward auf der Flucht von einem Haufen Reiter umringt. Schon wollte ihn einer ergreifen, als ein Diener des Königs den Angreifer niederstreckte. Beim Weiterfliehen stürzte des Königs Pferd und blieb liegen; sein Stallmeister gab ihm das seine und so entkam Christiern mit nur wenigen Reitern nach Wolffenbüttel.

In Folge dieser Niederlage unterwarfen sich die meisten niedersächsischen Stände. Nur die beiden Herzoge von Mecklenburg hielten sich noch zu den Dänen, weil Christiern sich in ihrem Lande festsetzte. Der Landgraf von Hessen-Kassel wurde genöthigt, die Regierung seinem Sohne abzutreten. Auch in andern Theilen Deutschlands wurde der Rückschlag empfunden, und machte sich besonders in den schon oben (K. 2, 4.) im Voraus erwähnten gegenreformatorischen Schritten des Kaisers in Böhmen, Oesterreich und Schlesien nur zu fühlbar.

Nichts desto weniger machte Christiern während des Winters 1526 auf 1527 neue Anstrengungen, und nachdem er theils mit eigenem, theils mit französischem und englischem Gelde durch Werbungen in Deutschland, England, Schottland und Frankreich ein Heer von 30,000 Mann aufgebracht hatte, besetzte er damit eine befestigte Linie zwischen der Weser und Wümme, während der in seinen Diensten stehende Markgraf von Baden-Durlach Brandenburg deckte. Als hierauf letzterer von dem Herzog Georg von Lüneburg angegriffen und bedrängt wurde, kam ihm Christiern selbst zu Hülfe, mußte sich aber ebenfalls vor dem Herzog zurückziehen und that das in solcher Eile, daß er beim Besteigen eines Elbeschiffes in den Fluß fiel und mit Mühe vom Wassertod gerettet wurde.

Jetzt erschien Tilly an der Elbe und trieb die Dänen nach Holstein zurück, wohin sich der König zurückgezogen hatte. Da sich auch der Markgraf von Baden vor dem Herzog von Lüneburg dahin zurückziehen mußte, so fielen auch die noch übrigen Verbündeten von den Dänen zum Kaiser ab, selbst die Mecklenburger, ohne daß dieser Uebertritt das ihnen zugedachte Schicksal hätte abwenden können.

4. Wallenstein in Schlesien und in den Marken. Besetzung Mecklenburg's. Vereinigung mit Tilly. Verheerung von Holstein, Schleswig, Jütland. Befreiung Pommern's Wallenstein Herzog von Mecklenburg und Admiral der Ostsee. Vergebliche Belagerung von Stralsund. Eroberung von Wismar. Der Lübecker Friede.

Unterdeß hatte Wallenstein, der sich wegen seiner Verluste in Ungarn persönlich vor dem Kaiser verantworten mußte, ebenfalls neue Rüstungen gemacht, dabei aber wegen seiner ausgedehnten Werbungen in protestantischen, wie in katholischen Ländern Deutschlands die Eifersucht der Liga erregt, so daß diese schon damals anfieng, dem Kaiser ernste Vorstellungen gegen Wallenstein zu machen. Allein weder der Kaiser, der ganz unter Wallensteins Einfluß stand, noch Wallenstein, der bereits ein weiteres Ziel im Auge hatte, ließen sich dadurch irre machen. Schon hatte Wallenstein Schlesien gesäubert und besetzt, und rückte nun, immer weiter greifend, in Brandenburg ein, nahm Mecklenburg in Beschlag und ließ einen Theil seiner Truppen sogar in den schwäbischen Kreis einrücken.

Schon nach der Besetzung Schlesien's erhielt er vom Kaiser an Zahlungsstatt für aufgewendete Kriegskosten das Herzogthum Sagan und die Herrschaft Priebus, anfangs als freies Eigenthum, dann — auf Wallenstein's Wunsch, der seine Ergebenheit gegen den Kaiser vor der Welt zeigen wollte, — als Lehen mit dem Recht, letztwillig darüber zu verfügen. — Der Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg, der früherhin den Winterkönig Friedrich und nachher die Dänen heimlich unterstützt hatte, suchte jetzt eine Verständigung mit dem Kaiser; aber ehe noch seine Anträge an denselben gelangten, rückte Wallenstein in sein Land ein, ließ sich mehrere feste Plätze, Pässe und Zeughausvorräthe übergeben und behandelte durchweg den Kurfürsten so, daß man sah, es sey von kaiserlicher Seite auf die Demüthigung und Erniedrigung des kurfürstlichen Hauses abgesehen. — Die mecklenburgischen Herzoge Adolf Friedrich und Johann Albrecht konnten natürlich keinen Widerstand leisten und verließen ihr Land.

Nachdem sich Wallenstein durch die Besetzung der Marken seinen Rücken gedeckt hatte, zog er nach der untern Elbe und vereinigte sich in Lauenburg mit Tilly. Bei dieser Zusammenkunft der beiden Feldherren zeigte es sich schon deutlich, daß sie in die Länge sich nicht mit einander vertragen würden: denn Wallenstein,

der mit fürstlicher Pracht auftrat, wollte die entscheidende Stimme im Kriegsrath führen und den Führer der Liga als seinen Untergebenen behandeln, wogegen Tilly, dessen Einfachheit einen abstechenden Gegensatz bildete, bei allen äußern Ehren, die er dem Friedländer erwies, doch seine Selbstständigkeit behauptete und den Ansprüchen Wallenstein's mit so unerschütterlicher Ruhe entgegentrat, daß er seine und seines bayrischen Gebieters Würde aufrecht erhielt und es dahin brachte, daß alle Beschlüsse von beiden gemeinschaftlich ausgiengen.

Vergebens suchte nun König Christiern zu unterhandeln; denn die Bedingungen, welche ihm die beiden Feldherren setzten, waren zu drückend, als daß er hätte darauf eingehen können. Die vereinigten Heere rückten vor, drängten die Dänen zurück, besetzten Holstein und durchzogen, nach der Einnahme von Rendsburg, unter den ärgsten Verheerungen ganz Schleswig und Jütland. Ein Theil, der sich allenthalben flüchtenden Dänen mußte sich auf der Nordspitze Jütland's ergeben, der andere erreichte mit Noth die Insel Fühnen, wohin sich der König geflüchtet hatte: das dänische Landheer war aufgelöst und nichts half es dem Könige, daß er seine Generale zur Rechenschaft und Strafe zog. Kaum gelang es dem Markgrafen von Baden, sich zu rechtfertigen, und unwillig trat er aus dem dänischen Dienste zurück.

Bei der Besetzung der eingenommenen Länder kam es zwischen Wallenstein und Tilly zum Zerwürfniß. Tilly wollte nämlich einen Theil des ligistischen Heeres gleichfalls in's Mecklenburgische verlegen, um Wallenstein's Plan, sich dieses Land vom Kaiser als Lehen geben zu lassen, im Auftrag seines Herrn zu verhindern. Allein Wallenstein hintertrieb es, und Tilly mußte, vom Kaiser aufgefordert, Bremen und die Weser besetzen, was ihm übrigens persönlich lieber war, weil er dort allein schalten und walten konnte.

Wallenstein's Heer cantonnirte in Jütland, Schleswig, Holstein, in Pommern, Mecklenburg und im Brandenburgischen, und seine Regimenter übten Brandschatzungen und Bedrückungen aller Art in unerträglicher Willkühr. Nur Mecklenburg, das er schon als sein behandelte, ließ er mehr schonen. Am meisten drückte er die brandenburgischen Lande, während Wallenstein dem Kurfürsten förmlich verbot, von seinen eigenen Unterthanen Steuern zu ziehen.

Ueberhaupt glaubte er, alle jene Reichsfürsten als Rebellen gegen den Kaiser behandeln und ihnen durch Aussaugung ihrer Unterthanen die Mittel zum Widerstand benehmen zu müssen. Pommern ließ er, ungeachtet der Bitten und Gegenvorstellungen des Herzogs Bogislas XIV, darum besetzen, weil er schon damals befürchtete, von Schweden her in seinen Unternehmungen gestört zu werden. Auch suchte er zum Schutze gegen sie und die Dänen sich an den Küsten jenes Landes eine Flotte zu gründen, durch die er sich zum Herren der Ostsee zu machen gedachte.

Ueberhaupt wurden während dieses Krieges im Reiche von den Feldherren und Kriegsanführern die schrecklichsten Erpressungen verübt. Was die gemeinen Soldaten nicht verzehren konnten, verdarben sie aus Muthwillen. Die Offiziere lebten im Ueberfluß und die Generale schwelgten mit fürstlicher Pracht, indeß viele Leute auf dem Lande zum Theil mit Wurzeln ihr Leben fristeten, zum Theil vor Hunger starben. Ganze Städte und Dörfer wurden oft aus bloßem Muthwillen in Asche gelegt, ganze Districte verödet. Die Contributionen, die oft unter den unerhörtesten Peinigungen erhoben wurden, liefen zusammengerechnet in ungeheure Summen, und betrugen z. B. in Hessen 7 Mill. Gulden, in Pommern (ja nur im Fürstenthum Stettin) 10 Mill., in Brandenburg binnen drei Jahren 20 Mill., und so verhältnißmäßig in den verschieden Ländern und Städten, auf welchen der Kriegsdruck lag.

Der Beginn des Jahres 1628 hob ihn wieder eine Sprosse höher auf der Leiter der Macht und Ehre, die ihm seine „Sterne" versprachen: denn bei seiner Zusammenkunft mit dem Kaiser Ferdinand in Böhmen verlieh ihm dieser das Herzogthum Mecklenburg als Pfandschaft für die im kaiserlichen Dienst aufgewendeten Kriegskosten, während ein anderer kaiserlicher Beschluß die beiden vertriebenen Herzöge ihrer Länder verlustig erklärte. Es war am 19. Jan. 1628, als Wallenstein die ersehnte Ehre genoß, sich in Gegenwart seines Kaisers mit dem herzoglichen Hut zu bedecken, und gleich darauf ward er von ihm auch zum „General (Admiral sagte man damals noch nicht) des oceanischen und baltischen Meeres" ernannt.

Um sich die Küsten zu sichern, mußte Arnim, Wallenstein's vertrauter Unterfeldherr und kaiserlicher Feldmarschall, sich der Reichs- und Hafenstädte Wismar und Rostock bemächtigen, und er selbst schickte zugleich sich an, Stralsund in Pommern zu belagern,

um diese reiche und mächtige Hansestadt, von wo aus die Dänen oder Schweden ihn leicht aus Mecklenburg hätten vertreiben können, in seine Gewalt zu bekommen. Allein die muthige und tapfere Bürgerschaft dieser Stadt weigerte sich fest, wallensteinische Besatzung aufzunehmen und setzte allen seinen Anstrengungen den standhaftesten Widerstand entgegen.

Stralsund liegt an der Meerenge, welche die Insel Rügen vom Festland trennt und kaum eine Stunde breit ist. Seine beiden Landseiten sind von einem 300—600 Schritte breiten See geschützt, der durch Dämme in zwei Theile und zugleich vom Meer geschieden ist. Sie war wohl befestigt und der Boden um diese Befestigungen herum fast ganz eben. Die Insel Rügen und die zwischen ihr und der Stadt liegende flache Insel Dänholm war von wallensteinischen Truppen besetzt. Die Zahl der Einwohner belief sich auf 18,000. Der Rath war furchtsam und gab anfangs in vielen Stücken den feindlichen Anforderungen nach. Allein die Bürgerschaft war desto muthiger und zwang den Rath, nichts mehr ohne ihren Willen zu thun. Nachdem es gelungen war, die Belagerer von dem Dänholm zu vertreiben, schwur die gesammte Bürgerschaft feierlichst, ihr Augsburgisches Bekenntniß sowohl, als ihre bürgerliche Freiheit bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Doch wollten sie vorher noch einmal in Güte unterhandeln. Weil aber Wallenstein unbedingte Unterwerfung verlangte und drohte, von der Stadt nichts übrig zu lassen und sollten 500,000 seiner Soldaten vor ihr fallen und er selbst dabei umkommen müssen: so wandten sie sich an den Kaiser, der seinem Feldherrn den schriftlichen Befehl ertheilte, die Belagerung aufzuheben. Als die Abgeordneten Stralsunds dem Wallenstein in Prenzlau den kaiserlichen Bescheid vorzeigten, rief er aus: „Und wenn Stralsund mit Ketten an den Himmel gebunden wäre, müßte es herunter!" — Unterdessen war dänische Hülfe zur See bei der Stadt angelangt, im Vertrauen auf welche die Stadt vom General Arnim die Räumung Pommerns verlangte. Dieser antwortete mit zwei Stürmen auf die Stadt. Vor dem dritten Sturm erschien auch eine vom schwedischen König Gustav Adolf gesandte Flotille von 8 Schiffen mit schwedischen Truppen und einem schwedischen Gesandten, durch welchen nun die Stralsunder mit dem Schwedenkönig ein Bündniß abschloßen (den 5. Juli 1628). Zwei Tage darauf erschien Wallenstein selbst im Lager und befahl sogleich, die Stadt auf zwei Seiten zu bestürmen und ihnen mehrere Werke wegzunehmen. Schon wollte der Rath capituliren, da verbot die Bürgerschaft den Abschluß der Unterhandlungen, weil er ohne die Einwilligung der Könige von Dänemark und Schweden nicht gültig seyn könne. Da nun furchtbares Regenwetter das ganze kaiserliche Lager versumpfte und neue dänische sowohl, als schwedische Hülfe ankam, auch die muthigen Bürger Ausfälle über Ausfälle machten, deren einer ihm

sein bestes Regiment, das Tiefenbachische, kostete: so verließ Wallenstein das Lager und begab sich nach Güstrow. Arnim versuchte zwar noch zwei Stürme, allein auch diese mißglückten.

Mit dem Verluste von 12,000 M. mußte Wallenstein die Belagerung Stralsunds aufheben und allgemein war bei den deutschen Fürsten die Freude über diese Demüthigung des hochmüthigen Friedländers. Nicht lange, so bemächtigte sich Christiern der Insel Usedom, landete an der pommer'schen Küste und eroberte Wolgast. Doch Wallenstein nahm ihm diese Stadt wieder ab, die Dänen flohen auf ihre Schiffe und Christiern kehrte nach Kopenhagen zurück. Wallenstein aber rückte nach der Unterwerfung der Stadt Wismar in Holstein ein, wo er wieder mit Tilly, der unterdeß Stade erobert hatte, zusammentraf und dort die letzten festen Plätze wegnahm, Glückstadt ausgenommen, das unbezwungen aus dem dänischen Kriege hervorgieng.

Bereits hatte der dänische Krieg vier Jahre gedauert und das nördliche Deutschland schrecklich verheert, so daß Jedermann daselbst nach Frieden verlangte. Auch die Glieder der Liga wünschten Frieden, da sie nicht länger für die Vergrößerung des Kaisers und seiner Feldherrn die Kräfte ihrer Länder verbrauchen wollten. Daß selbst Wallenstein zum Frieden mit Dänemark sich neigte, kam daher, daß er darauf bedacht war, sich dadurch einen weit gefährlichern Feind vom Hals zu halten. Denn noch während der Belagerung von Stralsund hatte Christiern von Dänemark ein Bündniß mit dem Schwedenkönig Gustav Adolf geschlossen, der im Kriege mit Polen Liefland erobert hatte und darauf ausgieng, den Polen die westlichen Ostseeprovinzen wegzunehmen (XX. 4, 4 a. E.); und auch England, Frankreich und die vereinigten Niederlande zeigten sich zu kräftigerer Beschützung Dänemarks geneigt. Da ihm nun die wichtige Verbindung Schwedens mit Dänemark den Besitz von Mecklenburg zu gefährden schien, so knüpfte Wallenstein mit Dänemark Unterhandlungen an und brachte — eben als der Kaiser ein Edict gegen die Protestanten erließ, von dessen schlimmem Eindruck Wallenstein Nachtheil befürchtete — am 22. Mai 1629 rasch den Lübecker Frieden mit Dänemark

zum Abschluß, der dem Dänenkönig keinen Verlust an Land, wohl aber an der Ehre kostete.

Vor dem Abschluß hatte Christiern noch einmal das bisher ihm so ungünstige Glück der Waffen versucht, um den Kaiser, der allein die Fortsetzung des Kriegs zu wünschen schien, zur Ermäßigung seiner Forderungen zu zwingen. Mehrere glückliche Landungen auf Jütland und eine Angriffs-Demonstration auf die Stadt Schleswig bewirkten, daß selbst Wallenstein und Tilly dem Kaiser riethen, den Dänenkönig nicht auf's Aeußerste zu treiben. — In dem Friedensvertrag versprach der Dänenkönig, sich nicht mehr an den deutschen Angelegenheiten zu betheiligen, außer so weit er als holsteinischer Reichsstand dazu berechtigt war, — ferner an die Nebenlinie Schleswig-Holstein mehrere Inseln und streitige Herrschaften abzutreten. Dagegen erhielt er seine dänischen Lande zurück, die alsbald von den kaiserlichen Soldheeren geräumt werden sollten. Mecklenburg und die Pfalz wurden im Vertrage gar nicht erwähnt und erschienen demnach der Willkühr des Kaisers preißgegeben. Wallenstein aber erhielt nun Mecklenburg, das ihm bisher nur pfandweise zustand, durch einen kaiserlichen Gnadenbrief in der Form eines Reichslehens, und die Einreden der vertriebenen Herzoge fanden keine Beachtung. Ihre Preißgebung war eben die geheime Bedingung des Friedens, zu deren Annahme Wallenstein den Dänenkönig, sowohl durch das Lockmittel der Länderrückgabe, als auch durch mehrere Schreckmittel brachte: denn erstens erregte er in ihm die Sorge, die mit seiner unglücklichen Kriegführung unzufriedenen dänischen Stände würden ihn absetzen und den Kaiser zu ihrem Könige wählen; zweitens drohte er ihm, der Kaiser werde der Hansa so große Vortheile einräumen, daß dadurch dem dänischen Staatsschatz die Haupteinkommensquelle verstopft werden würde; endlich ließ er die Drohung fallen, der Kaiser werde dem Schwedenkönig zum Frieden mit Polen verhelfen und demselben die Eroberung Norwegens überlassen.

5. Bestrebungen zur Wiederherstellung der kaiserlichen Vollgewalt mittels Begünstigung des niedern Adels, der Zünfte und des Bauernstandes. Frankreichs (Richelieu's) Gegenstrebung durch Unterstützung der protest. Reichsstände und der Liga. Das Restitutionsedict. Beibehaltung des ligist. und kaiserlichen Heeres. Vollstrekung des Edicts. Widerstand Magdeburgs.

Durch solche und ähnliche Täuschungsmittel wußte sich Wallenstein das Herzogthum Mecklenburg theils zu erschleichen, theils zu ertrotzen. That er dieses allerdings vorzugsweise in seinem persönlichen Interesse, so arbeitete er doch dabei zugleich dem Kaiser in die Hände, nämlich zur Ausführung eines tieferliegenden Planes,

der die Umgestaltung Deutschlands durch Einschränkung und Verminderung der Reichsstände und somit die Wiederherstellung einer ausgedehnteren Kaisergewalt zum Ziel hatte, wobei man sich von Seite einer gewissen Partei am Hofe vorzüglich auf die untern Stände — auf den niedern Adel in den Fürstenthümern, auf die Zünfte in den Städten und auf den Bauernstand in seinen den kaiserlichen Heeren zuströmenden Söhnen — zu stützen gedachte.

Daß man da, wo man in den Fürsten auf Widerstand stieß, der Ritterschaft wieder eine größere Selbständigkeit zu geben und durch den Gegensatz zu ihren Fürsten die Macht der letztern zu brechen trachtete, zeigte die Behandlung Hessen-Cassels, Mecklenburgs, der welfischen Lande und Pommerns. Um die Liga zu schwächen und gewissermaßen ohnmächtig zu machen, suchte ihr der kaiserliche Hof die besten Offiziere und Generale abzuspannen; selbst dem alten Tilly und dem jungen Pappenheim (dem „Kopf" und der „Faust" des ligistischen Heerkörpers) suchte man durch das Anerbieten von Herzogthümern (Calenberg und Wolfenbüttel) von der Liga abzuziehen und an den Kaiser zu fesseln. Doch wankten beide in ihrer Treue gegen ihren angestammten bayerischen Fürsten nicht einen Augenblick. Ja Wallenstein soll, wie es in einem Gutachten der ihm widerstrebenden Reichshofrathsglieder heißt, geäußert haben, „man brauche keine Fürsten und Kurfürsten mehr; es sey Zeit, denselben das Gasthütel abzuziehen; gleich wie in Hispanien und Frankreich nur Ein König sey, also solle auch in Deutschland nur Einer Herr allein seyn." Eben so äußerte sich der kaiserliche Gesandte, Graf Schwarzenberg, an zwei bayerische Bevollmächtigte, daß der Kaiser die eroberten geistlichen Hrrrschaften an verdiente Staatsdiener zu geben beabsichtige (wodurch sie die reichsstandschaftliche Eigenschaft verlieren sollten).

Was die Städte betrifft, so waren sie (namentlich die oberdeutschen) als die Hauptagenten der kirchlichen Bewegungen in vielfacher Opposition gegen den Kaiser; wie denn auch die protestantische Union zumeist aus dem Säckel der Städte ihren Bestand schöpfte. Daher rieth der unbekannte Herausgeber einer 1621 erschienenen Flugschrift, man solle die Macht der stets mit den Fürsten verbundenen Patrizier dadurch brechen, daß man den Zünften (also der Demokratie) gleichen Zutritt zum Rath und zu den Aemtern öffne und so „den Fehler Karl's V" (der die zur Uebermacht gekommenen Zünfte wieder eingeschränkt hatte), wieder gut machen." Jedenfalls that man Alles, um die niedersächsischen Städte für den Kaiser zu gewinnen, und Hamburg, Bremen, Lübeck ließen sich am Ende des dänischen Kriegs darum lieber zum Kaiser hinüberziehen, weil sie von diesem weniger, als von ihren fürstlichen Nachbarn für ihre Freiheiten fürchteten.

Daß die Söhne der Bürger und Bauern aus allen Gauen Deutschlands haufenweise zu den Fahnen des Friedländers strömten, deutet auf einen „Umschwung in den Gesinnungen des niedern Volks", das nicht mehr rein um des Glaubens willen um seine Fürsten sich stellte, sondern dem an Macht wachsenden Kaiser mehr zutraute, als seinen sie auspressenden Fürsten, — wiewohl allerdings der Hauptantrieb zu jenem Zuströmen des Proletariats die Beutegier und die Lust nach dem hohen Solde war, den der Friedländer zu geben pflegte. Merkwürdig ist in dieser Beziehung eine Stelle aus einer andern Flugschrift jener Zeit, worin dem Kaiser gerathen wird, „sich auf den gemeinen Pöbel zu stützen, als worin eines Monarchen wahre Stärke bestehe."

Um von Bayern die Rückerstattung des ihm verpfändeten Oberösterreichs (Landes ob der Ens) zu erlangen, erregte man nicht nur die Stände dieses Landes gegen den bayrischen Statthalter, sondern bestärkte auch die Bauern in ihren Klagen über den bayrischen Druck. Dadurch bewogen, verstand sich Maximilian zur Herausgabe des Landes, und dafür wurde ihm nun (im Februar 1628) die Oberpfalz, die er bereits auf Lebzeiten inne hatte, sammt den diesseits des Rheins gelegenen Aemtern der Unterpfalz für die Summe von 15 Millionen Gulden erb- und eigenthümlich übergeben. Doch behielt er sich für den Fall, daß er aus der Pfalz verdrängt werden sollte, den Wiedereintritt in seine Rechte auf Oberösterreich vor.

Die Art und Weise, wie der Kaiser und seine Rathgeber die kaiserliche Vollgewalt anstrebten, rief nur zu bald einen Gegenstoß hervor. Das bereits aller Orten sichtbare Wachsthum der kaiserlichen Macht erregte die Eifersucht und Furcht der deutschen Fürsten, selbst der katholischen; vor allen aber war es das stets auf Oesterreich eiferfüchtige, vom Cardinal Richelieu klug gelenkte Frankreich, das die Wiedervereinigung, ja Vernichtung des habsburgischen Hauses zu seinem Hauptstreben machte.

Dieses Ziel sollte aber zunächst nicht mit den Waffen, sondern auf ruhigerem Wege, nämlich einerseits durch eine tödtliche Verfeindung des Kaisers mit allen protestantischen Reichsständen, sowie durch eine Trennuug der katholischen Reichsstände von ihm, andererseits durch Entziehung seiner in Wallenstein sich darstellenden Hauptstütze, und zwar beides mit Benützung der „Gottesfurcht und Frömmigkeit" des Kaisers erreicht werden.

Um den ersten der angegebenen Zwecke zu verfolgen, wurden die deutschen geistlichen Kurfürsten, deren eigenes Interesse dem Rathe Richelieu's entgegenkam, dahin bestimmt, bei dem Kaiser auf

einen allgemeinen Befehl an die protestantischen Fürsten und Stände zur Herausgabe der seit dem Passauer Vertrag eingezogenen unmittelbaren Kirchengüter und Stifter zu bringen. Es war vorauszusehen, daß sich dann nicht nur alle protestantischen Stände gänzlich von dem Kaiser abwenden, sondern daß sich auch die katholischen Stände von dem Augenblick an, wann sie wieder zum Besitz der Kirchengüter kämen, von dem Kaiser trennen würden, da ja dann namentlich die Liga alles hätte, um dessentwillen sie es sich so viel Geld und Blut hatte kosten lassen. Aber die also den Protestanten abgenommene Beute sollte nicht etwa den katholischen Ständen Deutschlands oder gar dem Kaiser zu Gute kommen, sondern dem französischen König, der nichts Geringeres im Sinne hatte, als nach dem durch Wallensteins Entfernung erfolgenden Sturze des Kaisers — sich zum deutschen König wählen zu lassen!

Der erwähnten Forderung der geistlichen Fürsten schloßen sich auch die übrigen Glieder der Liga, insbesondere der Kurfürst von Bayern an. Obgleich diese Forderung ganz in des Kaisers Sinn war und er bei der Ausführung sogar einen Theil der rückzuerstattenden Kirchengüter für sich zu behalten gedachte, so wollte er doch nicht eher darauf eingehen, als bis er mit Hülfe der Liga die Dänen vollends besiegt hätte. Allein die Fürsten drangen mit solcher Entschiedenheit (durch die im Febr. 1629 auf dem Ligatag zu Heidelberg gefaßten Beschlüsse) darauf, daß er schon zwei Monate vor dem Abschluß des Lübecker Friedens das verhängnißvolle Restitutionsedict unterzeichnete (6. März 1629).

Das Edict enthielt außer der oben angegebenen Forderung noch folgende: alle unmittelbaren, gegen den geistlichen Vorbehalt eingezogenen Stifter sollten wieder mit katholischen Prälaten besetzt werden; die katholischen Reichsstände sollten das Recht haben, ihre Unterthanen zu ihrem Glauben zu nöthigen oder im Widersetzungsfall aus dem Lande zu entfernen; die Wohlthat des Religionsfriedens sollten nur die Katholiken und Anhänger der unveränderten Augsburgischen Confession genießen, Calvinisten und andere Protestanten aber als Sectirer im Reiche nicht zu dulden seyn.

Das Restitutionsedict veranlaßte mehr als alle anderen Maaßregeln die Verlängerung des unseligen Kriegs. Denn um dasselbe zur Ausführung zu bringen, behielt der Kaiser, gleich der Liga, die auf Deutschland lastenden

Heere bei und regte dadurch seine in- und auswärtigen Feinde zum Aeußersten auf. Für den Augenblick jedoch rührte sich Niemand: der Eindruck dieses Edicts war betäubend, zumal die Execution durch den kaiserlichen sowohl, als durch den ligistischen Feldherrn streng und hart ins Werk gesetzt wurde.

Selbst der vom Krieg doch noch wenig berührte Kurfürst von Sachsen wagte es nicht, sich dagegen zu erheben, obgleich derselbe dadurch, daß des Kaisers Sohn, Leopold, bisheriger Bischoff von Straßburg und Passau, den fettesten Theil der restituirten Stifter, nämlich nicht nur die Bisthümer Bremen und Halberstadt, sondern auch das Erzbisthum Magdeburg erhielt, aufs bitterste beleidigt wurde, weil sein eigener Sohn schon vom Magdeburger Domkapitel zum Erzbischoff erwählt worden war, und der Kurfürst nun auch durch den Verlust der eingezogenen Bisthümer Meißen, Merseburg und Naumburg bedroht war.

Bei der Vollstreckung des Edicts überschritten die damit beauftragten Commissarien gar häufig die Gränzen ihrer Vollmacht und nahmen oft sogar solche Güter zurück, die schon vor dem Passauer Vertrag in protestantische Hände gekommen waren. Je schwächer ein Reichsstand war, desto mehr mußte er sich gefallen lassen. Am schlimmsten kamen daher die Reichsstädte davon.

Die erste Reichsstadt, deren evangelische Prediger fortgejagt und deren Bürgerschaft sich wieder dem katholischen Bischoff unterwerfen mußte, war Augsburg, die Wiege des lutherischen Bekenntnisses: ein vor dem Rathhaus aufgerichteter Galgen und andere Strafandrohungen unterstützten die Forderung des Religionswechsels. — Vergebens sandte die damalige vormundschaftliche (und darum schwache) Regierung in Württemberg dem kaiserlichen Beichtvater, Pater Lämmermayer, eine Ladung des besten Neckarweins: die protestantischen Geistlichen mußten katholischen Priestern und friedländischen Reitern weichen, und die Klöster und Abteien wieder katholische Prälaten aufnehmen. So gieng es allenthalben.

Nur die Stadt Magdeburg widersetzte sich der Ausführung des Restitutionsedicts mit der größten Festigkeit. Da sie dem Wallenstein, der ihr schon zwei Jahre zuvor eine Kriegszahlung von 130,000 Thalern auferlegt hatte, eine neue Zahlung von 60,000 Thalern, womit sie die Einlagerung eines Regiments abkaufen sollte, verweigerte, so ließ er durch Croaten die Umgebung der Stadt ver-

heeren und darauf die Belagerung beginnen; er konnte aber die tapfer sich wehrende Stadt so wenig wie Stralsund erobern und mußte ihr durch Vermittlung der Hansa einen Vergleich gewähren.

6. Die Liga. Die Spannung zwischen Maximilian und Wallenstein. Der Kurfürstentag zu Regensburg. Klagen über Wallenstein's Uebermuth und Bedrückungen. Absetzung Wallenstein's. Suspension der Edictsvollziehung.

Die Ausführung des Restitutionsedicts war übrigens die letzte Thätigkeit, welche die Truppen der Liga und des Kaisers gemeinsam verrichteten: denn bald sollten sie einander gegenüber stehen. Die oberwähnten Beschlüsse der Liga giengen darauf hinaus, den Kaiser zur Entlassung seiner Völker zu bestimmen, und wenn sie selbst durch Abdankung einiger Mannschaft mit dem guten Beispiel vorauszugehen schien, so war das wirklich nur Schein. Denn bald war das ligistische Heer auf 33,000 M. ergänzt, und von solchen handgreiflichen Gründen unterstützt, erklärte die Liga dem Kaiser, daß die längere Dauer des Kriegs den Untergang des deutschen Vaterlandes nach sich ziehen würde, ein Friede aber, nach welchem alle Welt sich sehne, nur vom Kaiser unter Mitwirkung der Kurfürsten, als der natürlichen geheimen Räthe des Kaisers, gültig und dauernd abgeschlossen werden könnte, weßhalb der Kaiser einen Kurfürstentag auberaumen müßte.

Diese Forderung, die der Kaiser anfangs von sich wies, betrieb Kurfürst Maximilian mit besonderem Nachdruck und konnte dabei auf die geheime Unterstützung Frankreichs und selbst auf die des Erzherzogs=Erzbischoffs Leopold rechnen. Wallenstein erkannte wohl, daß es dabei im Grunde auf seinen Sturz abgesehen sey, und die Spannung zwischen ihm und dem Haupt der Liga wuchs mit jedem Tage. Alles in Deutschland sah damals mit Aengstlichkeit auf den Entschluß des Kaisers: denn mit der Unterdrückung der Fürstenaristokratie sah man im Geiste einen Militärdespotismus aufkommen, wie er in Deutschland nie da war. In= und auswärtige Mächte schienen wider den Kaiser verschworen: die Liga stand schlagfertig, Sachsen veranstaltete Werbungen, Dänemark schien auf Er=

neuerung des Krieges zu denken, Schweden nahm mehr und mehr eine drohende Kriegsstellung gegen Deutschland an, Frankreich und die Niederlande stunden auf der Lauer.

Wallenstein richtete sein Hauptaugenmerk auf die Bewegungen des schwedischen Königs, den er mit Recht für seinen gefährlichsten Gegner hielt: denn Gustav Adolf hatte nach Abschluß des polnischen Friedens die Besatzung von Stralsund bis auf 9000 M. verstärkt und die Häfen von Rostock und Wismar gesperrt, also daß der „General des baltischen Meeres“ kein Schiff auslaufen lassen konnte. Daher suchte dieser wenigstens die pommerschen und mecklenburgischen Küsten möglichst zu decken, um einen etwaigen Landungsversuch des Schwedenkönigs zu verhindern.

Bei der Wahrnehmung solcher Gefahren willigte der Kaiser in das Begehren der Liga und schrieb den verlangten Kurfürstentag auf den 5. Juni 1630 nach Regensburg aus, auf dem er vor Allem die Erwählung seines erstgeborenen Sohnes Ferdinand zum römischen König durchzusetzen hoffte. In Person erschienen, außer dem Kaiser, die drei geistlichen Kurfürsten und der Kurfürst von Bayern nebst vielen andern hohen Reichsständen. Nur die Kurfürsten von Sachsen und von Brandenburg blieben weg und schickten bloß Gesandte, um dem Kaiser ihre durch das Restitutionsedict erlittene Kränkung fühlen zu lassen. Auch viele Mächte des Auslandes waren durch Gesandte vertreten; selbst der französische Gesandte wußte sich (als Vermittler des weiter unten zu erwähnenden mantuanischen Erbschaftsstreites) in diese deutsche Fürstenversammlung einzuschleichen, welche — eben in Folge französischer Trennungskünste — die letzte war, auf welcher die deutsche Einheit vertreten war!

Merkwürdig einmüthig und theils auf französischen Rückhalt bauend, theils aber auch vom Gefühl für Recht und Ordnung geleitet, traten katholische, wie protestantische Reichsstände mit der Erklärung hervor, daß an den unerhörten Kriegsbedrückungen, die der Kaiser selbst in einer seiner Propositionen an die Stände erwähnt hatte, einzig und allein der neue Herzog von Mecklenburg (Wallenstein) Schuld sey, dem man eine so ungemessene Gewalt eingeräumt habe: denn sein Kriegsvolk vorzüglich verheere das allgemeine deutsche Vaterland aufs gräulichste; seine Willkühr lege

ohne Befragung der Stände den Ländern und Städten die unerhörtesten Schatzungen und Steuern auf, seine und seiner Befehlshaber Pracht und Verschwendung gienge ins Gränzenlose, sein herrischer Uebermuth und anmaßender Stolz gegen die Fürsten sey vollends unerträglich. Aus diesen Gründen verlangten die Kurfürsten, unter dem Vorgang Bayerns, daß der Kaiser den Herzog von Friedland verabschieden und sein Kriegsvolk abdanken solle.

Wie gerecht die Beschwerden über Wallensteins Prachtliebe und Verschwendung waren, ersieht man am Besten aus dem vor Kurzem von Helbig im Dresdener Archiv aufgefundenen Bericht des kurfürstlichen Geschäftsträgers Lebzelter, der 1629 in das Hauptquartier Wallensteins nach Halberstadt gesandt worden war. Zu des Herzogs Hofstaat gehörten 46 Heerwagen je zu 6 Pferden, 46 Kaleschen je zu 4 Pferden, 7 Leibkutschen je zu 6 Pferden, im Ganzen also 502 Wagenpferde und dazu noch 120 Reitpferde, ohne die Maulthiere und Sänftenpferde; ferner die obern Hofchargen mit 110 Pferden; die andern Hofadeligen mit ebenfalls 110 Pferden; die zur Tafelbedienung gehörigen obern Beamten mit Offiziersrang und 117 Pferden, die übrige höhere Hofdienerschaft mit 32 Pferden, endlich 16 Edelknaben. Dann erst kam die untergeordnete Dienerschaft: Kammerdiener, Zahlmeister, Garderobemeister, Kammer-Fouriere, Kanzlisten, Kammerheizer, Portiers, Musikanten, Hofmeister, Fecht-, Tanz-, Voltigiermeister für die Edelknaben, Bereiter, Silberdiener, Schirrmeister, Wagen- und andere Handwerksmeister, 15 Köche, Kellner, Lakaien u. s. f. zusammen wieder über 100 Personen, ohne die 50 Trabanten und 100 Leibcroaten. Der Aufwand auf Speis' und Trank überstieg gleichfalls alles erdenkliche Maaß. Hält man dagegen den einfachen Hofstaat eines kaiserlichen Erzherzogs und selbst des Kurfürsten von Sachsen, so ist das Streben der deutschen Fürsten, den Hochmuth des Emporkömmlings zu demüthigen, begreiflich und mehr als gerechtfertigt. —

Die von allen Ständen eingereichten Beschwerdeschriften enthielten auch die schwersten Klagen über die Bedrückungen der wallensteinischen Soldateska. In der pommerschen Beschwerdeschrift hieß es: die Soldaten störten nicht bloß häufig die Gottesdienste, sondern beraubten auch die Kirchen, ja die Gräber, mißhandelten besonders das weibliche Geschlecht auf thierische Weise, und schonten selbst todte Jungfrauen nicht; sie nähmen den Leuten das Hemd vom Leibe und das letzte Stück Brod vom Mund, so daß Manche, um sich des Hungers zu wehren, Baumrinde und Gras und das Fleisch gefallener Thiere, ja das Fleisch ihrer Kinder und menschlicher Leichname gegessen hätten.

Der Kaiser, betroffen durch die Einstimmigkeit der Fürsten, gab nun zu verstehen, daß er den Wallenstein aufgeben wolle, wenn

man in die Erwählung seines Sohnes Ferdinand zum deutschen König, willigen werde. Allein auch in diese Forderung giengen sie nicht ein, weil bei ihnen der Beschluß, des Kaisers Macht zu schwächen, fest stand.

Dagegen hatte sich Wallenstein, der von allen Schritten seiner Gegner unterrichtet war, die kühnsten Plane zur Befestigung und Erweiterung der kaiserlichen Macht auf Kosten der Fürsten ausgedacht und einerseits nicht nur gegen einen Einfall der Schweden Vorkehrungen getroffen, sondern auch gegen die in der Champagne zu einem Einfall in Deutschland bereit stehenden Franzosen seine Truppen am Rhein und im Elsaß zusammengezogen; anderseits im Schwäbischen gegen die bayrische Gränze hin Truppenansammlungen veranstaltet, so daß Kurfürst Maximilian es für gut fand, Truppen um Regensburg zu sammeln, um gegen einen etwaigen Angriff des Friedländers gedeckt zu seyn.

Da nun der Kaiser fühlte, daß die Fürsten, falls er auf Wallensteins Beibehaltung bestände, auf die Seite von Frankreich und Schweden getrieben würden, und ein Kaiser ohne eine Stütze an den Ständen ohnmächtig, der einzige Wallenstein aber ihm eine zweideutige Stütze seyn würde, so gab er nach, jedoch mit der Aeußerung, daß er für das Unglück nicht stehen wolle, das aus Wallenstein's Absetzung entspringen werde.

Es wurden nun zwei kaiserliche Abgesandte an den Herzog von Friedland nach Memmingen geschickt, wo er sich damals aufhielt, um ihm den Absetzungsbefehl auf's glimpflichste beizubringen. Wider alles Erwarten fügte sich der gefürchtete Feldherr in das Unvermeidliche und erleichterte dadurch das Herz des Kaisers, und indem er sich unverzüglich in stolzer Ruhe auf seine Güter in Böhmen zurückzog, triumphierten die Fürsten laut und glaubten für immer von diesem ihnen so gefährlichen Friedländer befreit zu seyn. Seine Bitte an den Kaiser, ihm wenigstens Mecklenburg zu belassen, genehmigten sie nicht, weil die entsetzten Herzöge keines Verbrechens überwiesen seyen.

Als die kaiserlichen Abgesandten sich unter vielen Entschuldigungen ihres schwierigen Auftrags entledigten, fiel ihnen Wallenstein in's Wort und sagte, indem er auf eine Tafel zeigte, worauf sein eigenes Horoscop, sowie das des Kaisers und des bayrischen Kurfürsten verzeichnet war: aus diesem Sternenstand könnten sie sehen, daß er ihren Auftrag zuvor gewußt hätte und daß der Spiritus des Kurfürsten von Bayern den des Kaisers beherrsche; daher er dem Kaiser keine

Schuld gebe; nur thue es ihm wehe, daß kaiserliche Majestät sich seiner so wenig angenommen habe: doch werde er Gehorsam leisten. Darauf stellte er den Gesandten ein Fest an und beschenkte sie fürstlich. — Gewiß hätte er nicht so ruhig gehorcht, wenn er nicht aus den Umständen vorausgesehen hätte, daß bald wieder eine Zeit kommen werde, in der man seiner bedürfen würde. — Die vertriebenen Herzöge von Mecklenburg verwies der Kaiser auf den Weg Rechtens, und so blieb Wallenstein für jetzt noch im Besitze Mecklenburgs.

Da der zu befürchtende Krieg mit Schweden die fernere Beibehaltung und darum auch die gemeinsame Oberleitung eines Heeres nöthig machte, der Kaiser aber nicht den Kurfürsten Maximilian, den die Ligisten vorschlugen —, die Fürsten dagegen nicht den Sohn des Kaisers, den seine Räthe vorschlugen, annehmen wollten, so vereinigte man sich endlich in der Person des greisen Tilly, der jedoch diesen zweiseitigen Posten ungern annahm. Das kaiserliche Heer wurde allmählig vermindert und den Generalen Mäßigung empfohlen.

Zugleich wurde die Vollziehung des Restitutionsedicts vor der Hand suspendirt, um die Protestanten in etwas zu beruhigen. Nichts desto weniger sanken bei der Betrachtung der mächtiger als je dastehenden Liga und der noch immer bedeutenden Macht des Kaisers, ihre Hoffnungen auf bürgerliche und religiöse Freiheit immer tiefer. Denn so lange das Restitutionsedict nicht völlig zurückgenommen war, blieben sie fortwährend mit den größten Nachtheilen bedroht, und eine gütliche Lösung, obgleich sie der Reichstag in Aussicht gestellt hatte, war bei dem errungenen Uebergewichte der Katholiken und bei dem entschlossenen Eifer des Kaisers sehr ungewiß. In ihrer traurigen Lage, aus der sie keinen Ausweg sahen, ahneten sie nicht, wie nahe ihnen der Retter war.

7. Frankreich's Eifersucht auf das vorwaltende Ansehen der spanisch-österr. Macht. Der mantuanische Erbschaftsstreit und sein ungünstiger Ausgang für den Kaiser.

Um den innern Grund dieses überraschenden Umschwungs der Dinge und seiner Folgen zu erkennen, sind die Fäden, welche den politischen Einschlag zu dem Gewebe dieses Religionskrieges bilden, und von denen uns einzelne schon oben in die Augen fielen, im Zusammenhang aufzuzeigen.

Die große Einmüthigkeit, durch welche der Katholicismus seit dem Tridentiner Concilium, vorzüglich in Folge der Bemühungen der Jesuiten, das Uebergewicht über den Protestantismus erstrebte, war durch Frankreichs Eifersucht auf das vorwaltende Ansehen der spanisch-österreichischen Macht gestört worden. Schon damals, als die Liga gegen Mansfeld und Christian von Halberstadt in der Pfalz siegreich focht, war es das von Richelieu, dem klugen und allmächtigen Minister Ludwig's XIII, geleitete Frankreich, welches — obgleich es die Protestanten in seinem Innern verfolgte — doch die auswärtigen protestantischen Mächte (Dänemark, Holland, England) insgeheim zur Unterstützung Mansfeld's und Christian's aufstiftete. Zwar ließ Richelieu, weniger auf die Vorstellungen des Papstes, als weil sich gerade die Hugenotten in Frankreich wieder erhoben, in der nachdrücklichern Betreibung dieser Verbindung nach, und so kam es, daß sowohl die katholische Sache in Deutschland, als auch das österreichisch-habsburgische Haus zu jener großen Uebermacht gelangte.

Als aber Richelieu nach der Bekämpfung der Hugenotten durch die Einnahme von Rochelle (s. unt. Frankr.) wieder freie Hand gewonnen hatte und auch der Papst vor den Fortschritten der kaiserlichen Macht erschrack, da brachte ein Ereigniß in Italien die beiden katholischen Hauptmächte Europa's, Frankreich und Oesterreich, auf's Neue zu einem feindlichen Zusammenstoß, der durch eine engere Verbindung Richelieu's mit den deutschen vom Kaiser und Wallenstein bedrohten Fürsten den obengeschilderten Umschwung der Dinge herbeiführte. Es war dieß der mantuanische Erbschaftsstreit, in Folge dessen der Kaiser mit Frankreich, das im Einvernehmen mit dem Papst Urban VIII für den erbberechtigten Herzog von Nevers in die Schranken trat, auf italischem Boden in einen Krieg verwickelt wurde, der ihm keinen Gewinn brachte und ihn nöthigte, den Herzog von Nevers mit Mantua zu **belehnen.**

Es war nämlich im J. 1627 Herzog Vincenz II von Mantua und Montferrat, aus dem Hause Gonzaga, gestorben ohne gesetzliche Leibeserben zu hinterlassen. Aus einer Nebenlinie (von der Schwertseite) aber, deren Stifter ein halb Jahrhundert zuvor nach Frankreich gezogen und dort in den Be-

sitz der Herzogthümer Nevers und Rethel gekommen war, hatte Herzog Karl von Nevers das nächste Anrecht auf Mantua. Er schickte daher seinen Sohn Karl von Rethel kurz vor dem Tode des Herzogs Vincenz nach Mantua, um sich der Erbschaft zu versichern. Dort aber befand sich eine Nichte des Sterbenden, Maria von Gonzaga, die gleichfalls Erbansprüche machte. Um Zwiespalt zwischen beiden Prätendenten zu verhindern, ward eine Heirath beschlossen und nach erhaltener päpstlicher Dispensation vermählte sich Karl von Rethel mit Maria noch in der Nacht, da Vincenz starb, und setzte sich andern Tags, ohne den Kaiser, als Lehensherrn, zu befragen, in den Besitz von Mantua. Noch waren drei andere minderberechtigte Prätendenten, darunter der Herzog von Savoyen, vorhanden. Für den letztern trat der spanische Hof auf, der als Herr von Mailand und Neapel nach Erweiterung seiner Macht in Italien trachtete und sich dieselbe durch Frankreich, den Lehnsherrn des Herzogs von Nevers, nicht schmälern lassen wollte. Die übrigen italienischen Mächte, selbst Venedig und Genua, waren auf Seite des Herzogs v. Nevers.

Da Mantua ein deutsches Reichslehen war, so stand im Grunde dem Kaiser die Entscheidung zu. Der spanische Hof suchte ihn also für Savoyens Ansprüche zu gewinnen und da der Kaiser dem spanischen Hof für frühere Dienste verpflichtet war, neigte er sich, ungeachtet Pater Lämmermayer und die Jesuiten alles aufboten, ihn abzuhalten, zu Gunsten Savoyens, und lud den Herzog von Nevers vor seinen Lehnsrichterstuhl. Da ließ Richelieu ein Heer von 25,000 M. in Italien einrücken, das den Herzog von Savoyen bei Susa schlug und ihn zwang, zum Bunde Frankreichs zu halten.

Nun sah sich der Kaiser genöthigt, gleichfalls ein Heer von 20,000 M., das ihm Wallenstein, damals noch Oberbefehlshaber der kaiserlichen Kriegsmacht, zu diesem Zwecke abließ, unter dem Grafen Colalto, Aldringer, Gallas und andern Führern, in die Lombardei einrücken zu lassen, die nun unter diesen zuchtlosen Horden Wallensteins auf das gräßlichste zu leiden hatte. Die Franzosen mußten den Kaiserlichen weichen und wurden in Mantua und Casale eingeschlossen. Mantua wurde sodann von den Deutschen erstürmt und drei Tage lang schrecklich verwüstet. Darauf kam es — gerade zur Zeit des obenerwähnten Regensburger Reichstags — 1630 zu einem Friedensvertrag, in welchem der Kaiser dem Herzog von Nevers das Herzogthum Mantua zuerkannte, sich aber das Besatzungsrecht in Mantua ausbedang. Allein Richelieu verweigerte die Bestätigung, und da auch Spanien mit dem Vertrage nicht zufrieden war, so dauerte der Krieg noch bis in das folgende Jahr fort, bis 1631 der Friede von Chierasco zu Stande kam, in welchem Frankreich einen kleinen Theil von Savoyen und dadurch einen Paß nach Italien bekam, Savoyen dafür aber durch einen Theil von Montferrat beschwichtigt wurde, indeß der Kaiser leer ausgieng und nun doch den Herzog von Nevers mit Mantua belehnen mußte.

4. Kapitel.

Der dreißigjährige Krieg. Vierte Periode: der schwedisch-deutsche Krieg.

1. Schweden die einzige noch ungeschwächte protestantische Macht. Gustav Adolf's Stellung zu Schweden und Deutschland. Sein Abschied von den schwedischen Ständen. Orenstierna.

Noch vor dem Ausgang des mantuanischen Erbschaftsstreites wendete sich Frankreich, um den Kaiser durch anderwärtige Beschäftigung von Italien abzuziehen und ihm überhaupt einen Pfahl tief ins Fleisch zu stoßen, — nicht ohne Zulassung des römischen Stuhls — in noch bestimmterer Weise, als es schon geschehen war, an die allein noch ungeschwächte protestantische Macht, nämlich an Schweden, dessen König Gustav Adolf nicht lange vorher glänzende Siege über den König Sigismund von Polen erfochten hatte, von denen schon oben in der schwedischen Geschichte die Rede war (XX, 4, 4.) Um den Schwedenkönig zu einem Einfall in Norddeutschland zu vermögen, vermittelte Richelieu's Politik den schon obenerwähnten sechsjährigen Waffenstillstand zwischen den Polen und Schweden und versprach ihm Hülfsgelder zur Führung des Krieges in Deutschland.

Gustav Adolf war ohnedieß längst zu einem Angriff auf die kaiserliche Macht in Deutschland entschlossen, da er theils durch die Unterstützung, welche der Kaiser 1626 den Polen gegen ihn geleistet hatte und durch die ungerechte Vertreibung seiner Verwandten, der mecklenburgischen Herzöge, so wie durch die Zurückweisung seiner Gesandten von der Theilnahme am Abschluß des Lübecker Friedensvertrags gereizt, theils von einem warmen Eifer für den evangelischen Glauben, dessen wachsende Unterdrückung in Deutschland ihn empörte, beseelt, theils endlich auch von einer weit aussehenden Staatskunst geleitet war, die es ihm sowohl zur Aufrechthaltung der protestantischen Sache, als auch zur Befestigung und Ausdehnung seiner Macht nöthig erscheinen ließ, einen bleibenden Fuß in Deutschland zu fassen.

Allerdings waren in Deutschland selbst noch „Freiheitskräfte genug", um den absolut monarchischen Strebungen des Kaisers und Wallensteins entgegenzutreten, und somit auch die Unterdrückung der evangelischen Kirche ohne schwedische Beihülfe abzuwenden; allein diese Kräfte waren durch entgegengesetzte Interessen zersplittert, und wenn auch die Katholiken an Bayern einen Einigungspunct hatten, so fehlte dieser doch den deutschen Protestanten gänzlich, da sie damals unter sich keine Persönlichkeit hatten, deren unwiderstehlichem Geiste sich alle untergeordnet hätten.

Es wird sich uns das Ziel dieser seiner mit der Religion verwebten Politik im Verlauf der Darstellung der folgenden Begebenheiten näher herausstellen.

Er beschleunigte daher die Wegräumung der Hindernisse, die ihm noch im eignen Lande bei der Ausführung seines Planes entgegenstanden, indem er sowohl seinen vorsichtigen Kanzler Oxenstierna, der übrigens sein innigster Vertrauter war, als auch seine Reichsstände von der Nothwendigkeit und Ausführbarkeit dieser Unternehmung überzeugte. Gustav Adolf war damals noch in der Kraft seiner Jahre. Seinem Heldengeiste diente ein kräftiger Körper zum Träger: er war sehr hoch von Wuchs und von ebenmäßigen Gliedern, (obwohl späterhin ziemlich beleibt), hatte eine breite Stirne, eine Adlernase, große (graue) Augen, eine wohltönende Stimme und neben einem Ehrfurcht gebietenden Ernst eine Vertrauen erweckende Freundlichkeit und Herzensgüte. In seinen Kriegen (mit Dänemark, Rußland und Polen) hatte er stets die größte Tapferkeit und den furchtlosesten Muth, bei allen seinen Anordnungen und Unterhandlungen ungemein scharfen Verstand, umsichtige Thätigkeit und Wachsamkeit bewiesen. Eben so groß als Staatsmann, wie als Feldherr (als welcher er unter die acht*) größten der Weltgeschichte gehört) war er zugleich ein warmer Verehrer der Wissenschaften, sprach vier Sprachen mit großer Fertigkeit, spielte trefflich die Laute, hatte theologische Einsicht und einen frommen lebendigen Herzensglauben. Sein Auszug in den deutschen Krieg war auch weniger das Werk reifer Ueberlegung, als vielmehr „das Werk eines begeisterten Gedankens, einer Eingebung," wie Oxenstierna behauptete, der mit seiner größern Ruhe und Besonnenheit „das aufblitzende Feuer des Königs oft mäßigte."

*) Alexander, Hannibal, Julius Cäsar, Gustav Adolf, Türenne, Prinz Eugenius, der alte Fritz, Napoleon.

Denn die Gründe, auf die er sich beim Abwägen seiner geringen Streitkräfte gegen die achtmal größeren seines Gegners stützte, fußten mehr auf dem Boden der bloßen Wahrscheinlichkeit, als der verbrieften Gewißheit. Er hoffte, daß Polen ruhig bleiben, das eifersüchtige Dänemark ihn nicht hindern, die deutschen Fürsten, aus Begierde nach des Kaisers Demüthigung, ihm sogleich zufallen würden. Nur die eine Annahme konnte als richtig berechnet gelten, daß nämlich die Spannung Bayerns mit dem Kaiser ihm die Möglichkeit der Ueberwältigung des letztern sehr nahe legte. Und gewiß, ohne die damalige drohende Stellung Bayerns und der Liga gegen den Kaiser hätte der Schwede es nie wagen können, einen Fuß auf deutschen Boden zu setzen. — Uebrigens wußte Gustav Adolf wohl, daß er den Kurfürsten von Bayern, der als Inhaber der Pfalz nicht in die Wiedereinsetzung Friedrich's V — und als Vorkämpfer des römischen Stuhls nicht zur vollen Zurücknahme des Restitutionsedicts die Hände bieten würde, gleich bei seiner Landung zum ersten Gegner haben werde, da Tilly oft laut geäußert hatte, er wünsche nur darum länger zu leben, um mit Schweden bis auf den Tod zu kämpfen. Auch erkannte Gustav Adolf klar daß Richelieu ihn nur als Werkzeug zur Schwächung des Kaisers benützen wollte, nicht aber ihm zur wirklichen Erhebung des Protestantismus über den Katholicismus und zur Schmälerung Bayerns, als eines Bundesgenossen Frankreichs, die Hand bieten werde. — Bei England und Schottland konnte er nur auf Geldunterstützung hoffen, die ihm auch während des Kriegs geleistet wurde: denn Holland namentlich fürchtete, im Falle Gustav Adolf Herr von Deutschland würde, für seine errungene Unabhängigkeit. — Auch die Hoffnung auf den alsbaldigen Beitritt der protestantischen Fürsten Deutschlands mußte sich ihm aus vorläufigen Versuchen, sie für sich zu gewinnen, sehr herabstimmen, da Kurhessen und Weimar ganz gelähmt, Brandenburg und Sachsen aber es — und wohl mit Recht — für einen Verrath am Reich hielten, sich einem Fremden zu untergeben, dessen tiefere Absichten sie nicht kannten. — Nichts desto weniger folgte Gustav Adolf seinem innern Triebe und schreckte selbst vor der Ahnung eines tragischen Ausgangs nicht zurück.

Ehe Gustav Adolf wirklich aufbrach, unterhandelte er zwar noch mit dem Kaiser, stellte ihm aber solche Bedingungen, von denen selbst Oxenstierna gar nicht zweifelte, daß sie der Kaiser verwerfen werde, so daß man sah, daß diese Verwerfung nur einen Grund mehr für schwedische Einmischung in deutsche Angelegenheiten abgeben sollte.

Nach vollendeten Rüstungen berief Gustav Adolf im Mai 1630 die Stände seines Reiches, ließ sie seiner einzigen Tochter Christine als künftiger Königin Schwedens huldigen und übergab während der Minderjährigkeit derselben die Regentschaftverwesung einem von seinem treuen und weisen Oxenstierna geleiteten Reichs=

hofrathe. Dann nahm er seine Tochter auf den Arm und empfahl sie den Versammelten mit so rührenden Worten, daß jedes Herz bewegt wurde und er selbst mit Mühe zu der Schlußrede sich faßte, in der er einem jeden der drei Stände seine Pflichten vorhielt und einen rührenden Abschied nahm.

In Bezug auf den Zweck seiner Unternehmung sagte er: er rufe Gott den Allmächtigen zum Zeugen an, daß er nicht leichtsinniger Weise in den Krieg ziehe, sondern daß es, außer den vom Kaiser erfahrenen Beleidigungen, vorzüglich die Unterdrückung seiner evangelischen Glaubensgenossen sey, die ihn in die Waffen getrieben habe. Er kenne die Gefahren, denen sein Leben ausgesetzt sey und glaube sogar, daß er in diesem Vertheidigungskampf sterben werde. „Ich rufe Euch, schloß er die Rede mit Thränen in den Augen, ein herzliches Lebewohl zu — vielleicht auf immer; vielleicht sehen wir uns jetzt zum letztenmal!" — Das Schluchzen der Versammlung milderte sich erst, als er wieder das Wort zu einem Gebet nahm, das mit den letzten Versen des 90. Psalms schloß: „HErr, kehre dich zu uns und sey deinem Knechte gnädig. Ueberschütte uns frühe mit deiner Gnade, so wollen wir dich rühmen und fröhlich seyn unser Leben lang. Zeige deinen Knechten deine Werke, und deine Ehre ihren Kindern! Der HErr unser Gott sey uns freundlich und fördere das Werk unserer Hände, ja das Werk unserer Hände wolle er fördern!"

2. Gustav Adolf's Landung auf deutschem Boden. Sein Manifest. Anschluß Pommerns. Gustav Adolf in Stettin und im Mecklenburgischen. Der Subsidientractat mit Frankreich. Pommern in schwed. Gewalt. Heimlicher Anschluß Lüneburg's und Hessen-Cassel's. Der Leipziger Congreß.

Der Zeitpunkt zur Ueberfahrt nach Deutschland konnte nicht besser gewählt seyn, da der Kaiser und die Kurfürsten noch zu Regensburg tagten, ein Theil der kaiserlichen Truppen am Rhein und im Elsaß gegen die Franzosen aufgestellt war, Wallenstein mit einem andern Theile im Schwäbischen, Tilly aber mit der Hauptkraft der Liga in der Oberpfalz einander argwöhnisch beobachteten, in Pommern und den Umlanden zwar noch an 30,000 Kaiserliche, aber weit vertheilt und unter unfähigen Führern (Conti und Savelli) standen, die in den ausgesaugten Ländern unter ihren zusammengelaufenen Söldnerhaufen keine Mannszucht zu halten vermochten.

Es war am 24. Juni alten Styls, am Johannistag, als an dem Tage, da gerade 100 Jahre zuvor das Augsburger Glaubens-

bekenntniß vor Kaiser und Reich übergeben worden war, als Gustav Adolf mit zwar nur 15,000 Schweden, die aber keine Söldner, sondern lauter landeseingeborne, in Waffen und Mannszucht erprobte Kriegsmänner waren, auf einer Flotte von 28 Fregatten und vielen Transportschiffen während eines Donnerwetters auf der Höhe der Insel Usedom vor der Peenemündung erschien.

Nach der Landung auf dieser Insel fiel der König im Angesichte des Heeres auf seine Kniee, dankte Gott in lautem Gebet für die glückliche Ueberfahrt und bat um Segen zu seinem Zug, den er zur Ehre Gottes und zum Trost der bedrängten Kirche unternommen habe. Als den Soldaten und Offizieren um ihn herum bei diesem Gebet die Thränen kamen, sagte er: „Weinet nicht, sondern betet auch von Grund des Herzens: je mehr Betens, je mehr Sieg; denn fleißig gebetet, ist halb gestritten und gesiegt!" Dann nahm er selbst einen Spaten und warf die Erde auf, um seinen Soldaten in der Schanzarbeit mit gutem Beispiel vorzugehen.

Nach vollendeter Ausschiffung und Verschanzung der Nordküste dieser Insel, ließ er unter Trommelschlag im Lager ausrufen, daß „kein Soldat bei Todesstrafe sich unterstehen solle, ein Haus zu zerstören oder anzuzünden, noch irgend einen Einwohner zu beleidigen oder zu berauben."

Darauf wandte er sich gen Wolgast auf der nahen Insel Wollin, zog, allenthalben die Kaiserlichen vertreibend, über eine die Insel Wollin und das Festland verbindende Brücke und betrat die pommersche Küste.

In dem Manifest, das er zugleich an die Deutschen erließ und worin er die Gründe seines Auftretens zu rechtfertigen suchte, verwahrte er sich auf's feierlichste, daß er die Waffen keineswegs zum Nachtheil des deutschen Reichs ergriffen habe, sondern in der Absicht, die Rechte der Kurfürsten und die allgemeine Freiheit zu vertheidigen. Der Eindruck, den diese Erklärung auf die deutschen Fürsten machte, war groß, indem er an der bisherigen Unzufriedenheit der Fürsten und Völker über den wallensteinischen Druck eine Stütze fand. Dennoch wagte es noch kein Landesfürst, dem Schwedenkönig zu trauen und so leichthin das politische Band zu zerreißen, das die deutschen Fürsten an den Kaiser band.

Hierauf brach der König gen Stettin auf und vermochte die Abgeordneten dieser Stadt durch leutselige Behandlung zur Oeffnung ihrer Thore, so daß nun der gebrechliche Herzog Bogislav von Pommern, der schon früher durch Bitten und Vorstellungen beim Könige vergebens alles aufgeboten hatte, sein armes Land vor der

schwedischen Landung zu bewahren, sich genöthigt sah, in ein förmliches Bündniß mit dem Könige zu treten und so der erste unter den deutschen Fürsten zu seyn, der den Kaiser aufgab, dessen Heere freilich sein Land so lange her auf das unmenschlichste behandelt hatten und eben jetzt ihren Rück- und Abzug vor den Schweden mit himmelschreienden Gräuelthaten bezeichneten, wie das besonders in der Stadt Pasewalk der Fall war, deren sämmtliche Einwohner durch völlige Ausziehung, Schändung, Ermordung, Verbrennung jämmerlich ums Leben kamen. Er glaubte darum nur einen mildern Oberherren gegen einen harten eingetauscht zu haben. Und wirklich sollte bald auch das übrige Deutschland den großen Abstand kennen lernen, der in Bezug auf Menschlichkeit zwischen Gustav Adolf und den kaiserlichen Feldherren, zwischen den streng disciplinirten Schweden und den zuchtlosen kaiserlichen Söldnerhaufen Statt hatte.

Gleich bei der Besetzung Stettins durften die Schweden sich nicht bei den Bürgern einlagern, sondern mußten in Zelten liegen. Der König selbst bezog das ihm angebotene Schloß nicht, sondern schlief an Bord eines Oberschiffes: „denn, sagte er, ein Pelzmantel für den General und Stroh für die Soldaten sind treffliche Betten für die Leute eines Königs, der in einer Hängematte schlafen kann." — Die Vertragsartikel des zwischen Schweden und Pommern errichteten ewigen Bündnisses sind übrigens der erste Beweis, daß Gustav Adolf nicht einzig und allein um der Religion willen, sondern auch mit der Absicht bleibenden Fuß zu fassen, den Krieg unternahm.

Nachdem der König die Kaiserlichen aus Stargard und Wolgast vertrieben hatte, rückte er in das Mecklenburgische ein, theils um den vertriebenen Herzogen ihr Erbland wieder zu verschaffen, theils um von dort aus den Markgrafen Christian Wilhelm von Brandenburg zu unterstützen, welcher, seit ihn der Kaiser aus dem lutherischen Bisthum Magdeburg vertrieben hatte, bei den Schweden Hülfe gesucht und sich auf die Nachricht von Gustav's Landung sogleich nach Magdeburg zurückbegeben hatte, wo er sich von einem neugewählten Magistrat der Stadt als Bisthumsadministrator anerkennen ließ und den Schweden einen Bund anbot. Gustav Adolf sandte ihm den kriegserfahrnen Obersten Dietrich von Falkenberg, damit dieser die Stadt gegen einen etwaigen Angriff gehörig vertheidigen und sie ihm seiner Zeit zur Verfügung stellen möchte.

Allein so wie die Bewegung des Herzogs Franz Karl von Lauenburg an der untern Elbe zu Gunsten der mecklenburger Herzöge nicht glückte, sondern an Pappenheim's raschem Gegenwirken scheiterte, so nahmen auch des Markgrafen Versuche, die Bürger zu Magdeburg zur Anwerbung einer Kriegsmacht zu bewegen, keinen Fortgang, zumal derselbe in seiner Ungeduld, sich bald in den Besitz des ganzen Erzstiftes zu setzen, wider des Königs Rath seine eigenen Kriegsleute im Lande vertheilte, wo sie meist vom Feinde aufgehoben wurden, anstatt daß er sie mit allen aufzubringenden Vorräthen in der Stadt hätte concentriren sollen. Als die Gefahr, durch Tilly's Heer eingeschlossen zu werden, für Magdeburg immer näher rückte, schickte der Markgraf Boten über Boten an den König um Hülfe. Allein dieser durfte Pommern, das noch großentheils von Kaiserlichen besetzt war, — durfte seine Stellung an der Oder, wo ohnedieß Stettin schon mehrmals angegriffen wurde, durfte auch seine Verbindung mit Preußen, woraus er fortwährend Verstärkungen zog, nicht aufgeben, mußte also Magdeburg sich selbst überlassen, ja sogar wieder aus Mecklenburg zurückgehen, um erst Pommern vollends zu erobern.

Mit dem Ende des Jahres 1630 befand sich, mit Ausnahme von Kolberg und Greifswalde, ganz Pommern sammt einem Theile der Neumark in seiner Gewalt. Zwar war nun in diesen Gegenden die kaiserliche Nordarmee überwunden, aber das größere ligistische Heer unter Tilly hatte er noch gar nicht zu Gesicht bekommen. Dazu kam, daß ihn Geldmangel drückte, da die versprochenen Sendungen aus Schweden und Holland nur unregelmäßig einliefen, so daß er genöthigt war, den Getreidehandel in Schweden zu einem Kronmonopol zu machen, um die verschiedenen Heere aufzubringen, mit denen er das kommende Jahr den Feldzug eröffnen wollte.

Erst jetzt, im Januar 1631, schloß Richelieu durch den französischen Gesandten Charnacé in Gustav's Hauptquartier zu Bärwalde (nördlich von Küstrin, jenseits der Oder) endlich den langeher unterhandelten Subsidientractat ab, kraft dessen (nach Gejer) der König von Schweden für das verflossene Jahr 120,000 Thlr. und für jedes der folgenden fünf Jahre 400,000 Thlr. bekommen sollte, wogegen er 30,000 M. zu Fuß und 6000 zu Pferd stellen, in den eroberten Landen die katholische Religion frei lassen und die Neutralität der

Liga beachten sollte, wenn diese selbst sie zu halten sich erbiete — (wozu sich diese aber nicht verstand).

Die Aussichten des Königs waren auch darum noch sehr im Unklaren, weil die Fürsten, die sich ihm bis dahin angeschlossen hatten, selbst hülflos waren und von seinen Kräften zehrten, und wenn auch der Herzog Georg von Lüneburg (aus Verdruß, daß er für seinen früheren Abfall von der protestantischen Sache von seinem Anschluß an den Kaiser keinen Vortheil gehabt hatte) sich an den Schweden anschloß, so that er es doch vorerst nur heimlich. Auch die Landgräfin Juliane von Hessen-Cassel ging für ihren Sohn Wilhelm einstweilen nur ein heimliches Bündniß mit dem König ein. (Erst im Aug. 1631 schloß Wilhelm dasselbe endgültig ab.)

Nichts desto weniger zeigte sich unter der protestantischen Bevölkerung schon eine so große Sympathie für ihn, daß gegnerischer Seits Viele, darunter selbst Tilly, dem Kaiser riethen, den Krieg mit den Schweden durch einen Vertrag zu beenden. Allein Ferdinand (der beim ersten Auftreten Gustav Adolf's gesagt haben soll: „Da haben wir halt ein Feindl mehr!") ließ sich nicht irre machen. — Selbst der Kurfürst Johann Georg I von Brandenburg, obwohl des Königs Schwager (denn seine Schwester Eleonore war Gustav's Gemahlin) zog es vor, neutral zu bleiben und schloß auf den Rath seines klugen Kanzlers, des Grafen Schwarzenberg, im Febr. 1631 mit den obersächsischen Ständen auf einem Congreß in Leipzig einen Vertrag, worin man sich verpflichtete, kein Bündniß mit dem Schweden, als einem Fremden einzugehen, dagegen ein Heer aufzustellen, um sich gegenseitigen Beistand zu leisten und der Ausführung des Restitutionsedicts nöthigenfalls mit Gewalt sich zu widersetzen.

3. Gustav Adolf in Frankfurt a. d. Oder. Magdeburg's Gefahr. Schwedische Besetzung in Spandau. Magdeburg's Fall.

Unterdessen hatte Tilly, um Zeit zu gewinnen, dem König von Schweden einen Waffenstillstand angeboten, wurde aber abschläglich beschieden: daher wendete er sich nach Frankfurt und versah diese Stadt mit Vertheidigungsbedarf. Ohne sich um ihn zu

kümmern, bereitete sich Gustav Adolf zu einem Schlag auf Mecklenburg, vertrieb dort die Kaiserlichen aus den festen Plätzen, nöthigte den ehrlosen und habsüchtigen Savelli zu kapituliren und war nahe daran, ganz Mecklenburg zu gewinnen, — als Tilly mit der gesammten kaiserlichen und ligistischen Heeresmacht langsam das kurbrandenburgische Land durchzog, um zu verhindern, daß sich Kurfürst Georg Wilhelm, ermuthigt durch die Fortschritte der schwedischen Waffen, an den Schweden anschließe, darauf Neubrandenburg erstürmte und sich dann nach Mecklenburg wendete, um eine Vereinigung Gustav's mit seinem Feldmarschall Horn zu verhindern. Da ihm dieß aber nicht gelang, zog er plötzlich nach der Elbe ab, um Magdeburg, das schon seit dem Anfang des Jahres von einem Heerhaufen unter Pappenheim eingeschlossen war, durch eine förmliche Belagerung zur Uebergabe zu bringen und dadurch die Elbe zu behaupten. Alsbald eilte Gustav Adolf gen Frankfurt an der Oder, nahm diese Stadt am 3. April mit Sturm und sicherte sich dadurch Rücken und Flanke.

Nur ein fester Entschluß des vorhin genannten obersächsischen (Leipziger Convents durch rasche Aufstellung eines Neutralitätsheeres hätte nun den Siegeslauf der Schweden hemmen können. Allein einerseits die Charakterschwäche des Kurfürsten Johann Georg, der gleichmäßig von Eitelkeit und Furcht, von Jagdlust und Trunkliebe beherrscht und der Spott seiner Zeitgenossen war (Kurfürst Maximilian ließ ihn als Bachus, auf einem Bierfaß reitend, malen), andererseits die im Grunde ehrenwerthe Anhänglichkeit, welche derselbe, der traditionellen Politik seines Hauses gemäß, ungeachtet aller erlittenen Religionsverfolgungen, für das Haus Habsburg empfand, ließ es nicht zur Ausführung des Conventsbeschlusses kommen, da der Kaiser die Bewaffnung verbot, und so blieb der Leipziger Convent ohne Früchte. Ein Glied nach dem andern trat davon ab, und die süddeutschen Stände (in Schwaben und Franken) wurden vom Kaiser mit Gewalt gezwungen, aus dem Verein zu treten. — Ohnedieß scheint es, daß der Kurfürst von Sachsen sich des Leipziger Convents nur zum Schreckmittel gegen den Kaiser habe bedienen wollen, um sich die vom Restitutionsedict bedrohten sächsischen Bisthümer Meißen, Merseburg und Naumburg und seinem Sohne die Aussicht auf das Erzbisthum Magdeburg zu erhalten. Und umgekehrt diente jener protestantische Convent dem Kaiser dazu, den Kurfürsten von Bayern durch die Hindeutung auf die Möglichkeit eines allgemeinen protestantischen Aufstandes zur ernstlichen Uebernahme des Kriegs gegen den Schwedenkönig zu bewegen, dem derselbe bisher absichtlich ausgewichen war. Denn hätte die Liga gleich

nach Gustav's Landung den Kaiser ernstlich gegen die Schweden unterstützt und nicht die Schweden zur Schwächung des Kaisers benützen wollen, so wäre Gustav Adolf anfangs leicht wieder aus dem Reiche vertrieben worden. Hatte doch Tilly, der stets dem fremden Eindringling entgegenzutreten wünschte, sich nur ungern dem ihm gebotenen Zögerungssystem gefügt und deßhalb einmal sogar seinen Oberbefehl niederlegen wollen! Das Versprechen der Franzosen, den König zur Neutralität gegen Bayern und die Liga zu vermögen, wurde nicht gehalten, und so sah sich Kurfürst Maximilian einerseits von den Franzosen, auf die er traute, verrathen, anderseits vom Kaiser, den er schwächen wollte, überlistet und so endlich in den Kampf gezogen: denn auf dem Ligatag zu Dünkelsbühl, den Max Ende Mais berief, war Verstärkung des Bundesheeres und Krieg beschlossen worden.

Da die Gefahr Magdeburg's, das von Tilly bedrängt wurde, von Tag zu Tag wuchs, so drang Gustav Adolf, um diese Stadt zu retten, in den Kurfürsten von Brandenburg, den Schweden die Festungen Küstrin und Spandau — und in den Kurfürsten von Sachsen, die Festung Wittenberg zu öffnen: denn ohne diesen festen Rückhalt in den beiden Kurländern konnte er die Oder nicht verlassen und sich vorwärts wagen, weil er sonst, wenn er bei Magdeburg den Kürzern gezogen hätte, unfehlbar verloren gewesen wäre.

Da der zunächst aufgeforderte Kurfürst Georg Wilhelm, von seinem Kanzler Schwarzenberg bestärkt, sich weigerte, so zog Gustav Adolf an der Spitze eines Heeres nach Köppenik, und da er den Kurfürsten in einer persönlichen Zusammenkunft vor Berlin nicht bereden konnte, so rückte er mit 1000 Musketieren in dessen Residenz und brachte ihn so nach langem Sträuben zu der Einwilligung, daß schwedische Besatzung auf so lange nach Spandau gelegt werden dürfte, bis Magdeburg entsetzt und die Elbe geschlossen oder der König, im Fall eines Unglücks, seine Person in Sicherheit gebracht haben würde. Als sich der König hierauf nach Sachsen wandte, verweigerte ihm Kurfürst Johann Georg sowohl die Einräumung Wittenbergs, als auch den Durchmarsch durch sein Land. Unter solchen Verzögerungen verstrich die Frist, binnen welcher Magdeburg hätte gerettet werden können: denn schon am 10 (20) Mai 1631 war dieser wichtige Platz von Tilly und Pappenheim erstürmt,

schrecklich geplündert und in einen Aschenhaufen verwandelt worden.

Die Eroberung und Zerstörung Magdeburgs ist ein tragischer Moment in der Geschichte des 30jährigen Kriegs. Daß der Administrator Christian Wilhelm seine Truppen in der Stadt zu concentriren, — und daß die mit ihm und unter sich uneinige Bürgerschaft aus Geiz hinreichende Mannschaft anzuwerben versäumt hatte, wurde oben erwähnt. Ja die Habsucht mancher Bürger trieb sogar mit der Noth der Stadt ihren Wucher, indem sie den Soldaten ungesunden Trank und dem schwedischen Obersten nicht hinreichenden Schießbedarf gab. — Die ganze Besatzung bestand nur aus 2000 M. zu Fuß und 250 Reitern. Da man damit die weitläufigen Außenwerke nicht alle besetzen konnte, so ließ Falkenberg, als Tilly im April die ernstliche Belagerung begann, mit voller Zustimmung des Kriegsraths, die Vorstädte Sudenburg und Neustadt zerstören. Als die Noth wuchs und auch die Bürger sich genöthigt sahen, an der Vertheidigung der Stadt bewaffneten Antheil zu nehmen, luden die Reichen diesen Dienst meist auf die Aermeren, die noch dazu auf die gefährlichsten Posten gestellt und selten abgelös't, daher zuletzt des Dienstes müde wurden. Dazu kam, daß die Belagerer durch Verräther von Allem unterrichtet wurden, was in der Stadt vorgieng. Nur ein Theil der Bürgerschaft that seine Schuldigkeit; vor Allen aber thätig war der unermüdete Falkenberg mit seinen Hauptleuten. Mit Umsicht machte er, als auch die übrigen Außenwerke gefallen waren, die letzten Anordnungen zur Vertheidigung. Jede feindliche Aufforderung zur Uebergabe wurde standhaft abgelehnt.

Die Nachricht, daß Gustav Adolf zum Entsatz kommen wolle, erhielt den Muth der Belagerten aufrecht, trieb aber auch die Belagerer zu beschleunigten Anstrengungen. Besonders betrieb Pappenheim eine rasche und gewaltsame Einnahme der Stadt, während Tilly, theils aus Abneigung gegen Pappenheim, weil dieser aus dem Dienst Kurbayerns in den des Kaisers getreten war, theils in der Absicht, diese Stadt mit ihren starken Befestigungen zu einem Hauptwaffenplatz zu machen, eine minder gewaltsame Einnahme vorgezogen hätte. Kaum hatte sich Pappenheim in den Trümmern der Neustadt festgesetzt, so überschüttete er drei Tage hindurch die Stadt mit Tausenden von Kugeln. Zwar stürzte die ihm gegenüberstehende Stadtmauer zusammen, aber der dahinter befindliche Erdwall blieb unbeschädigt; auch die Wirkung glühender Feuerkugeln wurde durch gute Löschanstalten vereitelt. Doch ließ Pappenheim während der Beschießung in den Erdwall Stufen hauen und alles zu einem Hauptsturm vorbereiten. — Plötzlich verstummte das Geschütz der Belagerer und ein Theil davon wurde sogar zurückgezogen, so daß die Belagerten glaubten, man wolle die Belagerung aufheben, weil der König zum Entsatz nahe. Wirklich hielt Tilly in der Nacht darauf Kriegsrath, und äußerte

Zweifel, daß ein gegen die Morgenzeit hin unternommener Sturm gelingen werde. Doch Pappenheim bestund auf dem Sturm: — man stritt hin und her, bis ein wälscher Offizier, der früher in den Niederlanden gefochten hatte, auftrat und sagte, durch einen Morgenangriff sey auch Mastricht erobert worden, weil da viele Vertheidiger sich durch Ruhe von der Nachtwache zu erholen pflegten. Dieser Grund schlug durch und noch in der Nacht wurden die Vorbereitungen zum Sturm vollendet. Aber als schon das Zeichen durch einen Kanonenschuß gegeben werden sollte, hielt Tilly abermals einen Kriegsrath, der zwei Stunden dauerte, und bot Alles auf, die Ausführung zu hintertreiben! er wurde jedoch abermals überstimmt. Gerade diese Verzögerung gereichte den Bürgern zum Verderben; sie wurden noch sicherer, so daß sich die meisten nach 5 Uhr in ihre Häuser begaben, um der Ruhe zu pflegen. Erst nach 7 Uhr Morgens begann der allgemeine Sturm und zwar an vier Orten zugleich. Pappenheim eröffnete noch vor dem verabredeten Zeichen den Sturm. Rasch nahmen seine Leute den hohen Wall ein und fanden nur an der Brustwehr einigen Widerstand. Bald aber trieben die Pappenheimer die Wallbesatzung vor sich her, und drangen, als diese sich durch eine kleine Mauerpforte retten wollte, mit ihr in die Stadt ein. Auf diesen Lärm eilte Falkenberg, der auf dem Rathhaus war, mit zusammengeraffter Mannschaft sogleich entgegen, während die Sturmglocken tönten und der Donner des feindlichen Geschützes die schlafenden Bürger weckte und nach den Orten der Gefahr trieb. Zwar brachte Falkenberg die Eingedrungenen wieder zum Weichen; aber eben, als er sich nach einer andern Seite wendete, wo der Herzog von Holstein die sog. hohe Pforte eingenommen hatte, wurde Falkenberg von einer Kugel getödtet, und nach ihm fielen bald auch mehrere seiner tapfersten Hauptleute. Sein Fall entmuthigte die Bürger und Soldaten, und unaufhaltsam drangen die Pappenheimer in die Stadt. Noch einmal drängte die Bürgerschaft dieselben zurück, und brachte ihnen einen starken Verlust bei, bis endlich Tilly, der bis dahin an sich gehalten hatte, größere Massen anstürmen ließ, auch Pappenheim selbst mit seiner Reiterschaar einbrach, so daß nun Siegesgeschrei die Stadt erfüllte und der Gräuel der Verwüstung in den Straßen und Häusern allgemein wurde. Kein Alter und Geschlecht wurde verschont: denn die durch den Widerstand erbitterten Soldaten, denen ohnedies längst die ihnen als stete Rebellin geschilderte Stadt verhaßt war, gaben wenig Pardon und besonders verübten die vielen unter ihnen befindlichen Wälschen und andere Ausländer die ärgsten Grausamkeiten, so daß weder Pappenheim, noch andere Generale der Wuth der Unmenschen Einhalt thun konnten. Auf allen Straßen sah man Kinder neben ihren ermordeten Aeltern liegen und jämmerlich schreien. Kleine Kinder wurden von Kroaten gespieſ't und zerrissen, mißbrauchte Jungfrauen ins Feuer geworfen; denn als Pappenheim ein dem Wall nahestehendes, strategisch hinderliches Haus wegbrennen ließ, trieb der Wind das Feuer weiter, und da unversehens

an mehreren Orten zugleich Feuer ausbrach, so stand gegen Mittag die Stadt auf allen Seiten in Flammen, so daß die Sieger zu plündern aufhören mußten, und sich größtentheils vor der Hitze auf den Wall zurückzogen. Wer vor Plünderungsgier zurückblieb, fand zum Theil mit den Einwohnern den Tod in den Flammen. Die Feuersbrunst dauerte bis zum andern Morgen, und von der mächtigsten Stadt Deutschlands blieben nur an 140 Hütten am Fischerufer sammt etlichen Häusern, dem Dom und dem Liebfrauenkloster stehen. Von 35000 Einwohner blieben nur 15000 am Leben: die andern hatte Schwert, Feuer und Schrecken getödtet. Die Verheerung war so schrecklich, daß Pappenheim in seinem Bericht an den Kaiser sagte: „seit Troja's und Jerusalem's Zerstörung sey solch' ein Sieg nicht gesehen worden." —

Als das Feuer niedergebrannt war, setzten die Soldaten das Plündern in den rauchenden Trümmern fort; sie machten besonders in den Kellern an vergrabenen Schätzen und Kostbarkeiten noch ungeheure Beute, und praßten drei Tage lang von den dort vorgefundenen Vorräthen an Wein und Lebensmitteln.

Unter den Gefangenen befand sich der Administrator Christian Wilhelm, der nach verzweifelter Gegenwehr verwundet, überwältigt und unter arger Mißhandlung den Wall hinab in's Lager geschleppt wurde, wo Tilly ihn, als den Anstifter des Magdeburgischen Unglücks, mit strengen Vorwürfen überhäufte. Er ward als Gefangener nach Wien gebracht und, weil er dort zur katholischen Kirche übertrat, nach einem Jahre wieder frei gegeben und späterhin mit einer Entschädigung abgefunden. — Gegen tausend Personen, meist Weiber, Greise und Kinder hatten sich in den Dom geflüchtet und schwebten zwei Tage lang in Todesangst, bis Tilly bei seinem ersten Betreten der Stadt die Kirche öffnen und den Unglücklichen Gnade verkünden und Brod reichen ließ. Den gefangenen Soldaten machte Tilly den Vorwurf, daß sie sich nicht besser gewehrt und das Unglück von der Stadt abgewendet hätten.

Was die Zerstörung der Stadt durch Feuer betrifft, das in auffallender Weise an verschiedenen Orten zugleich ausbrach und sich so unglaublich schnell über die ganze Stadt verbreitete, — so bezeichnet der (von G. Th. Rudhart neuerdings mitgetheilte) Originalbericht Tillys an den Kurfürsten von Bayern diesen Brand als ein großes Unglück und erwähnt, daß, nach der Aussage der Gefangenen, die Besatzung selbst das Feuer eingelegt habe, um den Gewinn dieser festen und wichtigen Stadt für den Sieger unbrauchbar zu machen. Denn daß Tilly die Stadt, die ihm einen so guten Waffenplatz hätte abgeben können, absichtlich sollte zerstört haben, ist völlig unwahrscheinlich und ihm auch von den damals Lebenden nicht aufgebürdet worden. Auch wird erwähnt, daß während der Belagerung viele Bürger in ihren Kellern Pulver aufbewahrt hatten, das die Verbreitung des Feuers vermehrt haben mochte.

Die Antwort, welche Schiller in seiner Beschreibung des 30jährigen Kriegs dem Tilly, den einige Offiziere gebeten hätten, den Gräueln Einhalt zu thun,

in den Mund legt: „Mordet und brennet noch eine Stunde, dann will ich mich besinnen!" stammt aus einer unzuverlässigen Quelle, in der noch überdies bei jenen Worten der Zusatz steht „wenn's wahr ist!" Es war nur Parteigeist, der sich nachher solcher Anschwärzungen gegen einen Mann zu Schulden kommen ließ, der zwar gleich allen andern Feldherren jener vom rohen Soldatengeist beherrschten Zeit von Gustav Adolfs hoher Menschlichkeit weit entfernt war, der aber doch alle andern ligistischen und kaiserlichen Generale an Selbstenthaltsamkeit und Uneigennützigkeit ungemein beschämte. (S. K. 2, 5.) Bis dahin war das Heer der Liga unter Tilly stets geordneter gewesen, als das kaiserliche, besonders unter Wallenstein: erst durch den Magdeburger Raub sank die Kriegszucht im ligistischen Heere auf einen so tiefen Grund, weil von da an die Sucht, sich durch Raub zu bereichern, mehr und mehr im ligistischen Heere um sich griff.

4. Anschluß Brandenburg's an Schweden. G. Adolf's Lager bei Werben. Mecklenburg schwedisches Lehen. Offener Anschluß Hessen-Cassels. Bernhard von Weimar. Kursachsen durch Tilly bedrängt, Anschluß Kursachsens an Schweden. Die Schlacht bei Breitenfeld.

Nach Magdeburg's Fall gelang es dem König endlich den Kurfürsten von Brandenburg auf schwedische Seite zu bringen, doch nicht ohne eine gewisse List und Gewaltsamkeit, da der Kurfürst eben so wenig dem Kaiser untreu seyn, als sein Land in Gefahr sehen wollte, und am 20. Juni (n. St.) 1631 wurde das Bündniß zwischen dem brandenburgischen Kurstaat und Schweden unterzeichnet, in Folge dessen dem König Spandau und Küstrin auf die Dauer des Krieges überlassen wurde.

Da nämlich durch Magdeburgs Fall der Grund der Einräumung Spandau's wegfiel, so verlangte der Kurfürst die Herausgabe dieser Festung. Als ihm aber der König erklärte, daß er dann sich aus der Mark an die Oder zurückziehen werde, so bat ihn der Kurfürst zu bleiben, aus Besorgniß, sein Land möchte dann von Tilly's Truppen besetzt und ausgebeutet werden. Auf die Erklärung des Königs, daß er nur unter der Bedingung eines engern Bündnisses bleiben könne, äußerte der Kurfürst, er sey dazu geneigt, müsse aber zuvor den Rath Kursachsens und die Beistimmung der niedersächsischen Stände einholen. Darauf verlangte der König, Spandau wenigstens so lange behalten zu dürfen, bis er sein Heer an die Oder zurückgeführt oder sonst sich gegen Tilly gesichert hätte. Allein der Kurfürst bestand auf der Räumung Spandau's. Da zog Gustav die schwedische Besatzung zwar aus dieser Festung, rückte aber mit dem Heere gen Berlin und ließ vor dem brandenburger Thor Geschütz aufpflanzen und es gegen das kurfürstliche Schloß richten. Da fügte sich der Kurfürst, wiewohl mit innerem

Widerstreben, und gieng das schwedische Bündniß ein. Bei dem Feste, womit dasselbe gefeiert wurde, feuerten die Kanoniere des Königs jene Geschütze ab, vergaßen aber sonderbarer Weise vorher die Ladung herauszunehmen, so daß ein Theil der Kugeln das kurfürstliche Schloß und andere Häuser beschädigten. Daher sagte man, jenes Versehen sey in Folge geheimer Verabredung geschehen, damit er dem Kursachsen und dem Kaiser sagen könnte, er sey auf's ernstlichste gezwungen worden.

Von Magdeburg aus, wo Pappenheim im Lager zurückblieb, war unterdeß Tilly über den Harz nach Thüringen gezogen, brandschatzte Erfurt und begann eben das hessen-cassel'sche Gebiet verheerend anzugreifen, als Gustav Adolf, der inzwischen durch die endliche Eroberung von Greifswalde ganz Pommern in seine Gewalt bekommen und auch festen Fuß auf dem linken Elbufer gefaßt hatte, gegen Magdeburg heranzog. Weil nun aber Tilly, von Pappenheim benachrichtigt, sogleich aus Thüringen aufbrach und mit einem weit stärkeren Heere auch gegen Magdeburg heranrückte, so bezog Gustav Adolf, dessen Heer sich durch die Besatzungen, die er allenthalben in den eroberten Plätzen zurücklassen mußte, sehr verringert hatte, bei Werben (an der Einmündung der Havel in die Elbe) ein ungemein festes Lager, das dem Anzug des größten Heeres trotzen konnte. Vergebens stürmte Tilly dieses schwedische Lager; in Mangel und von schwedischen Streifpartheien gedrängt, entschloß er sich, die Altmark, die er nun sechs Jahre lang inne gehabt hatte, gänzlich zu verlassen. Dadurch wurde es dem König möglich, Mecklenburg, das bisher noch für den Friedländer verwaltet worden war, zu erobern und dieses Herzogthum seinen alten Gebietern feierlich zurückzugeben. Doch mußten die beiden Herzoge fortan den Schwedenkönig als ihren Oberlehnsherrn erkennen.

Jetzt schloß sich auch der Landgraf von Hessen-Cassel offen an Gustav Adolf unter Bedingungen an, die zwar den Landgrafen zum schwedischen Vasallen machten, ihm aber dagegen Aussicht auf Eroberungen in ligistischen Ländern gewährte! Auch Herzog Bernhard von Weimar, der ohne Landgebiet war und nur vom Kriegsdienst lebte, trat, gelockt durch das Versprechen, die Bisthümer Würzburg und Bamberg unter dem Titel eines Herzog-

thums Franken zu bekommen, nunmehr in schwedische Dienste, befreite sogleich als rascher und entschlossener Kriegsführer Hessen-Cassel von einem Einfall der Kaiserlichen, brandschatzte mehrere kurmainzische Städte und bezog ein festes Lager bei Rothenburg.

Durch solche Bundesgenossen und Erfolge verstärkt brach nun Gustav Adolf von Werben auf, um sich gegen Tilly zu wenden, der — auf der einen Seite von der untern Elbe und Mecklenburg abgeschnitten, auf der andern aus dem Brandenburgischen durch die dortigen schwedischen Besatzungen ausgeschlossen, auf der dritten Seite durch Hessens Abfall und Bernhard's Züge bedroht, keinen andern freien Ausweg, sich in Mitteldeutschland zu halten, mehr hatte, als in den sächsischen Kurstaat einzurücken, was er auf Befehl des Kaisers that, um der Neutralität dieses zweideutigen Kaiserfreundes ein Ende zu machen.

Diese bedrängte Lage Tilly's war das Ergebniß der wohlberechneten Kriegskunst Gustav Adolf's. „Mit großer Feinheit hatte er Knoten um Knoten geschürzt, bis das Netz vollendet war. Ohne Sachsens Beistand wollte er nicht schlagen, weil seine Erbmacht nicht ausreichte. Mit guten Worten den Kurfürsten zu gewinnen, war ihm trotz vieler Versuche mißlungen. Gewalt durfte er wegen seiner eigenthümlichen Stellung nicht brauchen, weil er als Freund der Protestanten nach Deutschland kam und weil schwedische Thätlichkeiten den Kurfürsten in die Arme des Kaisers geführt hätten. Also blieb dem Könige nur der Ausweg übrig, den Feind als Werkzeug seiner Plane zu gebrauchen und ihn auf Kursachsen zu werfen, wodurch Johann Georg gezwungen wurde, schwedische Hülfe anzurufen und auf seine bisherigen Plane einer selbständigen Rolle zu verzichten." (Gfrörer in s. Leben G. A.)

Da der Kurfürst Johann Georg die von Tilly erhaltenen Aufforderungen zur Oeffnung seines Landes abschlug, zog Tilly, von Wollmirstädt aus, über Halle und rückte, während Pappenheim Merseburg überrumpelte und die Umgegend brandschatzte, vor Leipzig und zwang es zur Uebergabe. In der Angst schickte der Kurfürst Boten über Boten an den König nach Altbrandenburg, , um ihn auf jede Bedingung hin, zum Beistand gegen Tilly's landverderbliche Schaaren zu bewegen. Gustav Adolf stellte mäßige Bedingungen, und der Kurfürst überließ sich, sein Land, seine Soldaten und Vesten dem Oberbefehl des Königs auf die Dauer des Kriegs.

Nach erfolgter persönlicher Zusammenkunft des Königs mit dem Kurfürsten von Sachsen und dem Kurfürsten von Brandenburg bei Wittenberg, und nach der Vereinigung des sächsischen Heeres mit dem schwedischen bei Düben wurde in einem großen Kriegsrath die Frage aufgeworfen, ob man erst Halle nehmen, Merseburg zurückerobern und so den Tilly umzingeln, oder ob man geradezu auf Leipzig losgehen und ihn aus seiner dortigen fast unangreifbaren Stellung werfen solle. Der König war für den ersten Plan, weil ihm Fall der letztere mißglückte, der Verlust einer Feldschlacht ihn um alle bisherigen Vortheile, jene beiden Fürsten aber um ihre Kurhüte bringen könnte. Aber der Kurfürst von Sachsen, ängstlich besorgt, daß sein Land unter der Last zweier so großer Heere zu Grunde gehen möchte, drang mit Bitten und Flehen auf die schnellste Entscheidung durch eine Schlacht.

Nach einem ernsten Bedenken entschloß sich Gustav Adolf zu einer Schlacht, und während der Kurfürst von Brandenburg nach Berlin zurückkehrte, weil er sein Heer nicht bei sich hatte, brachen der König und der Kurfürst von Sachsen mit dem vereinigten Heere von Düben auf und zogen in steter Schlachtordnung der Ebene von Leipzig zu, wo es am 7. Sept. (a. St.) 1631 zu der Entscheidungsschlacht von Leipzig (oder Breitenfeld) kam, in welcher Gustav Adolf durch eine neue von ihm erfundene Schlachtordnung und durch die standhafte Tapferkeit seiner Schweden einen Sieg erfocht, der ihm ganz Deutschland öffnete und dem Kaiser fast alle Vortheile des ganzen Krieges entriß.

In Klein-Wolcka, drei Stunden von Leipzig, versammelte Gustav Adolf die Befehlshaber und Hauptleute und hielt eine ermuthigende Anrede an sie, worin er ihnen nicht verhehlte, daß sie es mit einem tapfern und sieggewohnten Feinde zu thun haben würden, daß es aber die Ehre und Lehre Gottes gelte, der, ihnen, wenn sie ihre Pflicht thun würden, ihren Arm stärken und den Sieg in Gnaden verleihen würde. Auch ritt er im Lager umher und sprach den gemeinen Soldaten Muth ein. Am andern Morgen rückte er dem Feinde zwei Stunden näher und stieß am Loberbach auf dessen Vorhut, die aus 2000 von Pappenheim geführten Kürassieren bestand. Tilly hatte keine Schlacht annehmen wollen, aber wider dessen ausdrücklichen Befehl ließ sich Pappenheim mit dem Feind ein, den er am Uebergang über jenen Bach hindern wollte. Als er im Gedränge war, verlangte er von Tilly noch 2000 Kürassiere, die dieser ihm mit den Worten des

höchsten Unwillens zusendete: „Dieser Mensch wird mich noch um Ehre und guten Namen, den Kaiser aber um Land und Leute bringen!" — Nach einem heftigen Widerstand wurde Pappenheim zurückgedrängt, so daß nun Gustav Adolf zwischen zwei Dörfern seine kunstreich ausgedachte Schlachtordnung aufstellen konnte. Sie bildete zwei Treffen, jedes mit einer Reserve, also vier Linien, in welchen Fußvolk und Reiterei geschickt abwechselten, um der überlegenen kaiserlichen Reiterei den Vortheil abzugewinnen. (Sein Grundsatz war, eine Schlachtordnung müsse „einem wohlgeordneten Körper gleichen, von dessen Gliedern nicht nur jedes sich selbst, sondern auch die andern gleichzeitig schützen könnte." Daher stellte er kleine Abtheilungen von Musketieren neben die Schlachthaufen der Pikeniere und mischte wieder die ersteren unter die Reiterei, indem zwischen den Schwadronen leere Räume zur Aufnahme von 150 bis 200 Musketieren gelassen wurden. Pike, Muskete Pistole, Säbel und die Wucht des Schlachtrosses mußten sich gegenseitig unterstützen.) — Den rechten Flügel der Schweden befehligte General Baner, den linken Feldmarschall Horn, das Centrum General Teufel. Gustav Adolf selbst, auf einem Schimmel, in ledernem Koller, mit weißem Hut und grünen Federn, nahm einen Standort, von dem aus er sich rasch dahin wenden konnte, wo Pappenheim, der am meisten zu fürchtende, sich hinrichten würde. — Das sächsische Heer, absichtlich durch einen Zwischenraum von dem schwedischen getrennt, war an das andere Dorf sich anlehnend, in zwei Treffen aufgestellt, davon das erste von Arnim, das zweite von dem Kurfürst befehligt wurde.

Die kaiserlich-ligistische Schlachtordnung dehnte sich von Seehausen bis zum Dorf Breitenfeld hin und bildete nur Eine Linie mit vielen schwerfälligen Vierecken von tiefer Stellung: auf dem linken Flügel stand Pappenheim dem König gegenüber, auf dem rechten Graf Fürstenberg den Sachsen gegenüber, das Centrum hielt Tilly. Die Losung der Kaiserlichen war „Jesus Maria!", die der Schweden „Gott mit uns!" — Den Schweden war Wind und Staub im Gesicht; doch waren sie mit Hinzurechnung der Sachsen dem Gegner an Zahl überlegen. Bis gegen Mittag dauerte das Vorspiel der Kanonade. Um 2 Uhr griff sodann Pappenheim in einem Reitersturm die Schweden an und suchte sie zu überflügeln, aber eine wohlausgeführte Schwenkung hinderte ihn daran; siebenmal erneuerte er den Ansturm, der aber stets an der vereinten Wirkung der Reiterei, des Fußvolks und leichten Geschützes der Schweden abprallte.

Dagegen waren unterdeß die Sachsen, welche anfangs gegen Fürstenberg Stand gehalten, durch Tilly's eingreifendes Mitteltreffen geworfen worden: der Kurfürst selber war einer der ersten auf der Flucht und machte erst in Eilenburg Halt. In die dadurch entblößte Flanke der Schweden drangen nun die Kaiserlichen ein; allein Gustav Adolf ließ sogleich durch sein zweites Treffen die Lücke decken, und nun erfolgte ein mörderischer Kampf, wobei den Schweden ihre größere Uebung im Feuerrohr und ihr überall hin leicht zu bewegendes Geschütz

zu Statten kom. Da gelang es dem General Baner, den rechten Flügel der Kaiserlichen zu überwältigen, worauf Gustav Adolf die Anhöhen bei Breitenfeld gewann und mit der dort erbeuteten Batterie, so wie mit der Reiterei den Feind in die Flucht schlug. — Selbst Tilly, der schon mehrere Wunden erhalten hatte, floh und wurde von einem rheingräflichen Rittmeister, der wegen seiner Größe der „lange Fritz" hieß, verfolgt. Derselbe schlug den Tilly, um ihn lebendig zu fangen, mit umgekehrter Pistole mehrmals auf den Kopf und würde ihn übermocht haben, wenn nicht der Herzog Rudolf Max von Lauenburg den Verfolger durch den Kopf geschossen hätte. Tilly zog sich in ein Viereck zurück, das sich in einem langen Wäldchen so lange tapfer wehrte, bis der Einbruch der Dunkelheit ihm den weitern Rückzug nach Halle möglich machte, wo bald auch Pappenheim eintraf, der zuletzt das Schlachtfeld verlassen hatte. Unter den 9000 Todten, welche den Wahlplatz bedeckten, befanden sich 700 Schweden und 2000 Sachsen. — Mit dieser Schlacht verlor der greise Tilly den Ruhm seiner Unbesiegbarkeit, den er bisher behauptet hatte. Von den 9000 gefangenen Kaiserlichen traten die meisten in schwedische Dienste, so daß des Königs Heer nach der Schlacht stärker war, als zuvor.

5. Der Kurfürst von Sachsen gegen Schlesien und Böhmen. Gustav Adolf in Franken. Schwedische Landesregierung in Würzburg. Gustav Adolf Herr der mainzischen und pfälzischen Lande. Einzug der Sachsen in Prag. Gustav's Verträge mit den weimar'schen, hessischen und welfischen Landen.

Die Folgen dieses wichtigen Sieges entwickelten sich schnell. Zunächst fiel Merseburg, Halle, Erfurt in Gustav's, — Leipzig in des Kurfürsten Hände. Der Fürst von Anhalt und der Herzog von Weimar schloßen ein Bündniß mit dem König, der dem erstern die Statthalterschaft über das Erzstift Magdeburg, dem letztern die Statthalterschaft über Thüringen gab. Während nun der Kurfürst von Sachsen, wiewohl ungern, die Bewältigung Schlesiens und Böhmens übernahm, zog der König es vor, sich vor Allem durch die Eroberung der fränkischen und rheinischen Bisthümer auch in Süddeutschland einen festen Boden zu gewinnen. Denn mehr und mehr reifte in ihm der Plan, die alte deutsche Verfassung umzugestalten und sich zum Herrn Deutschlands zu machen, wie er denn auch wirklich schon den Kurfürsten dahin zu stimmen gesucht hatte, seiner Zeit bei der Wahl eines deutschen Königs ihm die Stimme zu geben!

Nachdem Gustav Adolf durch vorausgeschickte Gesandte die größeren und kleineren protestantischen Reichsstädte, deren Bürger allenthalben begeistert in ihm den Kriegs- und Glaubenhelden bewunderten, zu einem Bündniß mit Schweden gebracht hatte, zog er selbst von Erfurt aus durch den Thüringer Wald, nahm Königshofen, den Schlüssel des Würzburger Bisthums, weg und rückte über Schweinfurt vor Würzburg.

Da der Bischoff mit seiner Landesregierung in Eile sein Stift verlassen hatte, so öffnete diese Stadt dem Könige die Thore und mußte sich nach dem Fall der Veste Marienberg die Einsetzung einer schwedischen Landesregierung gefallen lassen. Doch blieb allenthalben der katholische Gottesdienst unangetastet.

Die Besatzung des festen Schlosses Marienberg, das jenseits der Mainbrücke die Vorstadt deckte, leistete tapfern Widerstand, wurde aber gänzlich niedergemacht und nur der Kommandant unter der Bedingung geschont, die verborgenen bischöfflichen Schätze anzuzeigen. Die Beute an Gold, Silber und Kleinodien war unermeßlich, da der Bischoff auf seiner eiligen Flucht das Wenigste hatte mitnehmen können. Den größten Theil davon überließ der König den Soldaten. Dieser Umstand, so wie der Ueberfluß, den man an Korn, Wein und anderen Vorräthen in allen Plätzen Frankens, das vom Krieg noch wenig gelitten hatte, vorfand, trug nicht wenig zu dem allmähligen Verfall der Kriegszucht im schwedischen Heere bei. Was der König von der Beute behielt, verwandte er auf Vermehrung seines Heeres.

Obgleich Tilly, — der unterdeß die Trümmer seines Heeres gesammelt und auf des Kaisers Befehl aus mehreren nord- und mitteldeutschen Plätzen Verstärkungen an sich gezogen hatte, womit er das Hessenland schwer drückte, — sich auf die Nachricht von Gustav Adolf's Fortschritten aufmachte, um Würzburg zu befreien, so setzte der König doch in Ruhe seine Eroberungen fort, überzeugt, daß ihn Tilly sobald nicht angreifen werde. Auch hatte dieser wirklich von seinem Kurfürsten Maximilian den Befehl erhalten, keine Schlacht mehr zu wagen, was diesem Feldherrn, der gern seine Kriegsehre wieder hergestellt hätte, um so mehr leid that, da sein Heer durch einen Zuzug des Herzogs von Lothringen weit stärker als das schwedische war. Weil er also Würzburg nicht mehr retten konnte, so besetzte er wenigstens die am Rhein, Unter-Main und Neckar liegenden Städte.

Von Würzburg aus zog Gustav Adolf, alle Orte auf beiden Ufern des Mittelmains im Fluge nehmend, durch Frankfurt, das, durch seine Drohungen geschreckt, die Thore öffnete, nach Castel am Rhein, „in dessen Fluthen sich zum erstenmal schwedische Waffen spiegelten." Der Erzbischoff von Mainz war mit seinen Schätzen nach Köln geflohen, und hatte sein Land etlichen tausend Spaniern zur Vertheidigung überlassen, denen die Schweden unter hessischem Beistand verschiedene Orte am rechten Rheinufer wegnahmen.

Während Gustav Adolph damit umgieng, Mainz zu nehmen, machte Tilly eine rasche Wendung gegen Nürnberg, um diese Stadt zu gewinnen, ward aber von den entschlossenen Bürgern durch glückliche Ausfälle daran gehindert, und als er einen Hauptsturm vorbereitete, flog durch die Treulosigkeit eines seiner eigenen Soldaten all sein Pulvervorrath in die Luft, so daß er die Belagerung aufgeben mußte, und sich über Nördlingen nach der Donau zog.

Nachdem sich Gustav Adolf am rechten Ufer des Rheins festgesetzt hatte, erzwang er sich unter großen Schwierigkeiten — denn die Spanier hatten alle Rheinschiffe zerstört — den Uebergang bei Oppenheim, nahm diese Stadt im Sturm, wobei 500 Spanier über die Klinge springen mußten, und erschien am 19. Dezember vor der Stadt Mainz, brachte den spanischen Befehlshaber durch Drohungen zur Uebergabe und ließ die Domkirche zum evangelischen Gottesdienst einrichten. In Kurzem fielen alle mainzischen und pfälzischen Orte auf beiden Ufern des Rheins, selbst Mannheim, den Schweden zu, so daß nun auch die Bischöffe von Speier und Worms mit Gustav ein Bündniß eingiengen. Ueberhaupt fanden sich jetzt bei dem schwedischen König, der bald in Mainz, bald in Frankfurt sein Hoflager hielt, die Gesandten der meisten deutschen Fürsten und ausländischer Höfe ein, gleich als sähen sie ihn bereits als den Gebieter von Deutschland an.

Während dieser Eroberung Gustav's am Rhein brachte Feldmarschall Horn, den der König zum Statthalter in Franken ernannt hatte, andere Theile Frankens und Schwabens in seine Gewalt und kehrte wieder nach Würzburg zurück. — Im Norden fielen nun auch Rostock und Wismar in die Hände der Schweden. Auch zwang General Baner den Pappenheim das Lager bei Magdeburg zu verlassen, das nachher sich aus seinen Trümmern, jedoch langsam und kümmerlich, wieder erhob.

Auch der Kurfürst von Sachsen machte Fortschritte: Nachdem er sich der festen Plätze in der Lausitz versichert hatte, ließ er den Feldmarschall Arnim in Böhmen einrücken. Als derselbe vor Prag erschien, wichen die Kaiserlichen aus der Stadt, worauf die Bürgerschaft capitulirte, und Johann Georg dann selbst seinen Einzug hielt, aber gegen Alles, was darin dem Kaiser und Wallenstein gehörte, äußerst schonend verfuhr. Ueberhaupt betrieb er den Krieg lau, aus Besorgniß, der Kaiser möchte, falls er wieder emporkommen würde, Rechenschaft fordern.

Da in Folge des schwedischen Waffenglücks das Heer der Liga bis auf 5000 M. zusammengeschmolzen war, suchte das bayerische Kabinet, auf den Grund seines mit Frankreich insgeheim abgeschlossenen Bündnisses, Hülfe gegen die Schweden, und als diese abgeschlagen wurde, um Verwendung bei Gustav Adolf, daß derselbe der Liga Neutralität zugestehen möchte. Der König stellte aber so hohe Bedingungen, daß Kurfürst Maximilian nicht darauf eingehen konnte, sondern die Fortsetzung des Kriegs beschloß, um die Sache der katholischen Kirche und des deutschen Reichs aufrecht zu erhalten. Auch Friedrich V, der zu Frankfurt den König um Herstellung seines Pfälzerbesitzes bat, konnte nichts ausrichten, obwohl er fort und fort seine einzige Hoffnung auf den Schwedenkönig setzte, der jedoch selber im Sinne hatte, die Pfalz zu seinen Eroberungen am Main und Rhein zu schlagen. Dagegen schloß Gustav mit den weimar'schen, hessischen und welfischen Landen ähnliche Verträge, wie schon mit andern deutschen Fürsten, die in Abhängigkeit von Schweden gekommen waren: denn jeder derselben versprach sich vom Könige ein Stück von dessen Eroberungen.

6. Gustav Adolf's Aufbruch vom Rhein. Gustav Adolf in Nürnberg. Erstürmung von Donauwörth. Der Lechübergang. Tilly's Tod. Gustav Adolf in Augsburg. Vergeblicher Sturm auf Ingolstadt. Gustav Adolf in München. Bayern fast ganz in schwedischer Gewalt.

Der Feldzug des Jahres 1632 wurde damit eröffnet, daß Feldmarschall Horn Bamberg einnahm, dessen Bischoff nun den Kurfürsten von Bayern bestimmte, dem Tilly, der bei Nördlingen stand, den Befehl zu geben, das Bisthum von den Schweden zu reinigen. Dieser brach in der Mitte Februars mit 20,000 M. und vielem Geschütz auf und nahm durch einen plötzlichen Ueberfall den Schweden Bamberg wieder ab. Auf die Nachricht hievon verließ Gustav Adolf, der eben einen Angriff auf Heidelberg machen wollte, die Rheingegenden, nachdem er dort den Pfalzgrafen Christian von Birkenfeld zur Deckung des Oberrheins — und den Herzog

Bernhard von Weimar zu weitern Eroberungen am Mittel- und Unterrhein zurückgelassen und beide unter den Oberbefehl Orenstierna's gestellt hatte.

Nachdem er bei seinem Aufbruch aus Frankfurt ein Gesetz zur Sicherheit der Heerstraßen erlassen und sich dadurch die Herzen der zur Frankfurter Messe reisenden Kauf- und Gewerbsleute gewonnen hatte, zog er über Aschaffenburg und Kitzingen, wo er sich mit Horn vereinigte, und gelangte mit einem Heer von 40,000 M. nach Nürnberg, wo ihn die Bürgerschaft mit jubelnder Begeisterung empfieng und der Rath ihn mit kostbaren Geschenken beehrte, wogegen der König dieser Reichsstadt die in ihrem Gebiet liegenden deutschordischen, so wie auch mehrere bambergische Besitzungen in einem Schenkungsbriefe zusprach.

Statt sich nun, wie man erwartete, gegen Tilly nach Ingolstadt zu wenden, bog er nach Donauwörth ab, erstürmte diese einst von Bayern den Protestanten entrissene Stadt und richtete dort die lutherische Religion wieder ein. Um nun aber weiter in Bayern einzudringen, mußte erst noch der Uebergang über den Lech erkämpft werden, hinter welchem Tilly mit dem bayerischen Heer eine starke Stellung genommen hatte.

Tilly hatte alle Brücken über diesen Fluß bis Augsburg hinauf abbrechen und alle Uebergangsplätze besetzen lassen. Der Kurfürst selbst, dem für sein Erbland bange wurde, hatte sich mit seiner Landwehr im Lager Tilly's eingefunden.

Schon hatten sich Ulm und viele andre Städte an der Donau den Schweden ergeben, als diese, mit den reichen Vorräthen jenes Landes versehen, am Ufer des reißenden Lech anlangten, dessen Bett von Frühlingsgewässern höher als sonst angefüllt war. Ungeachtet der strengen Wache Tilly's beschloß Gustav, im Angesichte des Feindes überzugehen.

Unter dem Schutz eines furchtbaren Kreuzfeuers, das drei schwedische Batterien eröffneten und dem Feinde jenseits im Walde verderblich war, wurde eine Brücke geschlagen, über welche das Fußvolk mit dem leichten Geschütz rückte, während die Reiterei eine Furth zum Uebergang fand. In dem heftigen Kampf, der sich nun entspann, mußte Tilly, der viel zu wenig Geschütz bei sich hatte, der Uebermacht weichen. Da fuhr eine Falkonetkugel daher und zerschmetterte ihm das rechte Bein über dem Knie. Bei dem nun erfolgenden Rückzug über Neuburg führte das Heer seinen greisen,

zum Tod verwundeten Feldherrn in einer Sänfte mit nach Ingolstadt, wo er eine schmerzliche Operation ausstand, die ihn jedoch nicht retten konnte.

Er starb am letzten April 1632, nachdem er kurz zuvor seinem Kurfürsten in treuem Diensteifer noch gerathen hatte, Regensburg wohl zu halten, weil sonst „die Kaiserkrone zusammt dem bayrischen Kurhut auf dem Spiele stehe.“ Mit dem Worte „Regensburg“ auf den Lippen verschied er.

Tilly, der Schöpfer des bayerischen Kriegswesens, der Sieger in 36 Schlachten, war, als er starb, 73 Jahre alt und bis zum letzten Augenblicke Soldat im ganzen Sinne des Worts, daher ihn Gustav Adolf nur den „alten Korporal“ zu nennen pflegte. Ueber ihn, als Feldherrn, äußert sich Richelieu in seinen Memoiren so: Tilly siegte stets über seine Gegner; nur gegen den Schwedenkönig konnte er nichts ausrichten, sey es, daß er selbst weniger geschickt, als Gustav, und daß seine Soldaten weniger tapfer waren, als die Schweden, oder sey es, daß das Glück alte Feldherrn weniger beglückt, als junge. — Er hatte eine magere Gestalt, mittlere Größe, gerunzelte Stirn, graues, borstiges Haar, ernsten, oft finsteren Blick, lange Nase, hohle Wangen und spitzes Kinn mit langem Knebelbart. War also sein Aeußeres rauh und abschreckend, und ließ er auch, gleich den andern Kriegsführern jener Zeit (Gustav Adolf ausgenommen) bei aller Strenge gegen den Ungehorsam, seinen Soldaten oft zu sehr den Zügel: so war er doch einer der ehrenwerthesten Feldherren jener Zeit. Denn nicht nur war er stets nüchtern und enthaltsam im Genuß (wie er denn niemals betrunken gesehen ward, noch je ein Weib berührte), sondern auch so uneigennützig, daß er es durchaus verschmähte, sich mit Geld und Gütern zu bereichern oder Titel und höhere Würden anzunehmen. Die 60,000 Thaler, die er hinterließ, vermachte er den Ueberresten jener Regimenter, die bei Breitenfeld so aufopfernd für ihn gestritten hatten. Wie ungleich war er hierin dem Wallenstein!

Nach dem Lechübergange bei Rain zog Gustav Adolf vor Augsburg. Da aber diese Reichsstadt nicht gut befestigt war und der König, ungeachtet die bayerische Besatzung zu feuern begann, absichtlich keine Beschießung zuließ, so öffnete sie willig ihre Thore, durch welche der König seinen feierlichen Einzug hielt. Die Bürgerschaft, die größtentheils evangelisch und schwedisch gesinnt war, huldigte förmlich der Krone Schwedens; auch gab der König nicht undeutlich zu verstehen, daß er diese Stadt, als die Wiege des lutherischen Glaubens, zur Hauptstadt seiner künftigen Herrschaft in Deutschland machen wollte.

Dahin deutete man auch eine Denkmünze, die ihm die Bürgerschaft schlagen und mit der Umschrift versehen ließ: Gustava et Augusta caput religionis et regionis: Gustavsburg, Augsburg, Hauptstadt der Religion und des Landes (oder Reiches?). — Den Vorwurf, den ihm damals Viele machten, er führe diesen Krieg nicht zur Rettung Deutschlands, sondern um sich selbst zu bereichern, suchte er in einer zu Augsburg gehaltenen Rede zu widerlegen, worin er Gott zum Zeugen anrief, daß er den Krieg nicht zu seinem eigenen Vortheil, sondern für die Wohlfahrt des deutschen Reichs, für seine eigene Sicherheit und zur Beschränkung der Uebermacht Habsburgs unternommen habe.

Die Bittvorstellung des französischen Gesandten, er möchte Bayern Neutralität gewähren, wies der König mit Höflichkeit zurück, und als der Gesandte mit einem französischen Heere drohte, das sein Herr gegen Schweden senden werde, antwortete der König, die französische Majestät brauche sich nicht so weit zu bemühen, er werde alsdann selbst mit 100,000 M. nach Paris ziehen und dort mit ihm die Sache in's Reine bringen.

Nach einem vergeblichen Sturm auf das wohlbefestigte Ingolstadt, wobei eine 24pfündige Kartätschenkugel seinem Roß durch den Leib fuhr, so daß der König mit Blut und Staub bedeckt unter dem Pferde vorgezogen wurde, wollte sich Gustav Regensburg's bemeistern; allein, eingedenk der Ermahnung Tilly's hatte der Kurfürst Maximilian diese wichtige Reichsstadt bereits durch eine Ueberrumpelung der Thorwache in seine Gewalt gebracht. Daher drang nun Gustav Adolf in Altbayern ein. Um den ihm abgewandten Geist des katholischen Volkes zu gewinnen, schärfte er seinem Heere die Beobachtung größter Mannszucht ein und handhabte sie auf das unnachsichtlichste. Deßungeachtet wollte sich das bayerische Landvolk, — von seinen Priestern gelehrt, in Gustav Adolf den Antichrist zu sehen, — nicht ruhig geben, sondern übte an einzelnen Schweden oder an kleinen schwedischen Abtheilungen, einen maaßlos grausamen Fanatismus, den die Schweden anfangs ertrugen, bis ihnen endlich die Geduld brach und sie Gleiches mit Gleichem vergalten: doch suchte der König der Grausamkeit beider Theile Einhalt zu thun.

Die eingenommenen Städte Landshut, Freising u. a. wurden verschont, aber gebrandschatzt. Als daher Gustav Adolf vor München erschien, übergab ihm der erschrockene Stadtrath auf den Knieen die Schlüssel der Stadt. Doch Gustav hielt als schonender Sieger seinen Einzug in Bayerns Hauptstadt und benahm

durch die strengste Mannszucht und größte Leutseligkeit den Bürgern die Furcht vor ihm.

Als sich der König die prachtvollen Gemächer des kurfürstlichen Schlosses zeigen ließ und hörte, daß der Kurfürst selbst den Bauplan entworfen habe, sagte er: könnte ich diesen Baumeister haben, wollte ich ihn nach Stockholm schicken. „Davor wird sich derselbe hüten!" antwortete der Schloßvogt, der den König herumführte, und diese Antwort eines treuen Dieners gefiel ihm. — Als der König beim Besuch des Zeughauses vom Geschütz nur die Lafetten und keine Stücke vorfand, ließ er (denn die Ursache war ihm verrathen worden) den Fußboden aufbrechen und fand darunter 240 Kanonenläufe verborgen, davon einer mit Ducaten angefüllt gewesen seyn soll. Er ließ diese Geschütze nach Augsburg bringen. — Beim Besuch der Jesuitenkirche empfieng ihn der Pater Rector mit einer lateinischen Anrede, die der König in der gleichen Sprache erwiederte. Da er bei allen Gelegenheiten die Katholiken in Ausübung ihres Gottesdienstes rücksichtsvoll behandelte und einmal beim Weggehen aus einer katholischen Kirche sogar Geld unter das Volk auswerfen ließ, so nahm er auf kurze Zeit die Münchner für sich ein. Doch mußte der Stadtrath 300,000 Thaler Contribution zahlen.

Während dieß in Bayern geschah und auch alle übrigen bayrischen Städte bis auf Ingolstadt in schwedische Hände fielen, hatte am Rhein die gegenseitige Eifersucht zwischen dem Herzog Bernhard von Weimar und dem Herzog von Birkenfeld und der Ungehorsam beider gegen Oxenstierna einen Aufstand der Bauern in Oberschwaben verursacht; doch ward er gedämpft und der König, der deßhalb nach Memmingen sich begeben hatte, fand für gut, dem Herzog Bernhard mehr Gewalt einzuräumen.

7. Maximilian's Hülferuf an den Kaiser. Wiederauftritt Wallenstein's. Vertreibung der Sachsen aus Böhmen. Wallenstein's Vereinigung mit Bayern. G. Adolf's Rückgang aus Bayern. Sein Lager bei Nürnberg. Wallenstein's Verschanzung bei Zirndorf. Vergeblicher Sturm der Schweden auf diese Schanze.

Unterdessen hatte der Kurfürst Maximilian zu Regensburg standhaft die letzte Kraft in Behauptung dieses wichtigen Platzes aufgeboten. Als aber der Feind fast ganz Bayern hatte, faßte er in seiner Noth den demüthigenden Entschluß, zu der Hülfe des Kaisers, dessen Macht er zu mindern getrachtet, und des Friedländers, dessen Absetzung er bewirkt hatte, seine Zuflucht zu nehmen.

Der Kaiser war nämlich mit Wallenstein in steter Verbindung geblieben, hatte ihn öfters um sein Gutachten gefragt, ja ihn zu einer geheimen Unterhandlung mit Dänemark gebraucht. Der Ver=

lust der Leipziger Schlacht und die dadurch erlittene Minderung des kaiserlichen Heeres hatte am Hofe zu Wien das Verlangen nach Wiederaufstellung eines neuen Heeres und nach der Wiedereinsetzung Wallenstein's erregt, und obgleich Kurfürst Maximilian sie widerieth, wurden doch die Verhandlungen mit Wallenstein angeknüpft. Aber der stolze Mann wollte sich so leichten Kaufs nicht dazu verstehen.

Wallenstein hatte seit seiner Absetzung theils zu Gitschin, theils auf seinen mährischen Schlössern, theils und vorzüglich in Prag in fürstlicher Pracht gelebt. Sein Prager Pallast enthielt die kunstvollsten Ausschmückungen: an der Decke des Festsaals hatte er sich als Triumphator malen lassen „auf einem mit vier Sonnenrossen bespannten Wagen und einem Stern über seinem lorbeerbekränzten Haupte". Eine eigene Leibwache diente zu seinem Schutz, 60 in Gold und blaue Seide gekleidete Edelknaben, vier Kammerherrn und 12 Ritter bildete seine nächste Umgebung; 300 Rosse in seinem Marstall fraßen aus marmornen Krippen. In Wien unterhielt er einen eigenen Gesandten. Die Einkünfte aus seinen vielen Gütern in Böhmen, Mähren und Schlesien und aus dem Herzogthum Mecklenburg, dazu die vielen im dänischen Krieg erpreßten Millionen hatten seinen Reichthum in's Unglaubliche gemehrt.

Als ihm der Kaiser den ersten Antrag zur Wiederaufstellung eines Heeres und zur Uebernahme des Oberbefehls machen ließ, entschuldigte er sich mit Fußgicht. Hierauf ließ sich der Kaiser zu Bitten herab; vergeblich. Erst nach der Einnahme von Prag durch die Sachsen, wobei er selbst aus Prag hatte weichen müssen, verstand er sich dazu, dem Kaiser binnen drei Monaten ein Heer von 400,000 M. aufzustellen, lehnte jedoch den Oberbefehl ab, innerlich entschlossen, ihn nur mit den unbeschränktesten Vollmachten zu übernehmen.

Wie durch einen Zauber war das Heer geschaffen: denn sogleich sammelten sich freiwillig seine alten Obersten und Hauptleute um den Herzog und warben theils aus eigenen Mitteln, theils aus Wallenstein's geöffneten Säckeln sich ihre Heerhaufen. Da sah man Söldner der verschiedensten Nationen und Bekenntnisse den Fahnen Wallenstein's zuströmen.

So sammelte sein Schwager, Graf Terzka (Terzky) 4000 Kosacken aus Rußland, Graf Merode einen Haufen Wallonen in den Niederlanden, der Kroatenoberst Isolani einen Heerhaufen in Ungarn. Da Wallenstein die höch-

sten Stellen im Heere mit seinen Anhängern besetzte, so waren sie dadurch an seine Person gefesselt, und da sie ihre Werbe-Auslagen auf Wallenstein's Namen machten, so bewirkte er dadurch, daß man nur ihm den Oberbefehl geben konnte, da sie sich keinen andern hätten gefallen lassen. Doch da die Aufstellung eines so großen Heeres ungeheure Summen kostete, so mußten auch ordentliche und außerordentliche Steuern in den Erblanden ausgeschrieben werden; auch der Adel öffnete seine Schätze und des Kaisers Sohn (der König von Ungarn) gieng mit gutem Beispiel voran. Selbst Spanien sagte Geldsendungen zu; doch blieb's mehr bei Versprechungen.

Als das Heer schlagfertig dastand, ließ er sich erst noch durch drei nacheinander an ihn abgesandte Botschaften erbitten, den Oberbefehl anzunehmen und zwar unter unerhörten Bedingungen, die „den Herrn zum Knecht, den Knecht zum Herrn" machten, und darum auch den Grund zum künftigen Sturz des übermüthigen Unterthans in sich bargen.

Die wichtigsten dieser Bedingungen sind: der Herzog hat als oberster Feldherr des Kaisers unbeschränkte Vollmacht und weder der Kaiser, noch sein Sohn dürfen sich beim Heer einfinden. Als Belohnung erhält der Herzog ein österreichisches Erbland, ferner die Oberlehnsrechte über alles zu erobernde Land und beim Frieden die Sicherung des Herzogthums Mecklenburg. Nur der Herzog darf Güter im Reich einziehen; der Kaiser kann höchstens Begnadigung am Leben, nicht aber an den Gütern eintreten lassen. Der Kaiser gewährt alle zur Führung des Kriegs nöthigen Geldmittel und hält seine Länder dem wallensteinischen Heere zum Rückzug offen. — „Schwer, sagt Richelieu, ist zu entscheiden, ob man diese Zumuthungen eines Unterthanen an seinen Herrn unverschämt nennen oder ob man behaupten solle, daß sie bei der damaligen Lage des deutschen Reichs zum Wohl des Kaisers selbst nothwendig waren." — Obgleich dieser zwischen dem Kaiser und dem Herzog zu Znaim geschlossene Vertrag ein Geheimniß bleiben sollte, so wurde er doch in Kurzem offenkundig: denn eine geheime Partei am Hofe scheint von Anfang an aus dem Inhalt dieses Vertrags die Waffen zu seinem künftigen Fall zubereitet zu haben.

Kaum wieder an der Spitze der kaiserlichen Heeresmacht, begann Wallenstein mit Schwert und Unterhandlung sein Ziel zu verfolgen. Anstatt aber zuerst die Schweden aus Bayern zu vertreiben, wandte er sich nach Böhmen gegen die Sachsen. Da der Kurfürst Johann Georg ohnehin nur mit halbem Herzen den Krieg führte und sein Feldherr Arnim Unterhandlungen zugänglich war, so gelang es dem Herzog, das schwachbesetzte Prag leicht zu erobern,

Eger zu besetzen und so in ganz kurzer Zeit Böhmen von den Sachsen zu befreien. Wiederholte Bitten Maximilian's bewogen den Kaiser, den Herzog von Friedland zur Befreiung Bayerns aufzufordern. Allein Wallenstein, noch erfüllt vom Rachegefühl gegen den Kurfürsten, zögerte lange und hatte seine Schadenfreude über die demüthigen Briefe, die derselbe an ihn um Beschleunigung der Hülfe sandte.

Endlich nachdem in einem Vertrage festgesetzt worden, daß den Oberbefehl über das bayrische und kaiserliche Heer der Herzog führen, — der Kurfürst aber nur dann befehligen solle, wenn die Bayern allein in's Gefecht kommen würden, erfolgte im Juni 1632 die Vereinigung zu Eger, worauf das an 60,000 Mann starke Gesammtheer sich durch die Oberpfalz nach der Donau bewegte.

Gustav Adolf hatte zwar versucht, jene Vereinigung zu verhindern, indem er seine Besatzungen aus den bayrischen Plätzen zog, einen Theil unter Bernhard und Baner zur Deckung Schwabens und Bayerns zurückließ, und mit dem Hauptheer von 20,000 Mann über Nürnberg nach Sulzbach eilte: aber es war ihm nicht gelungen. Im Grunde gebot ihm die eigene Sicherheit, eine feste Stellung an der Donau oder am Main zu nehmen, wo er noch andere zerstreute Truppen hätte zusammenziehen können; allein um von der bedrohten Stadt Nürnberg das Schicksal Magdeburgs abzuhalten, eilte er dahin zurück und schlug in den Umgebungen dieser ihm ergebenen Reichsstadt ein befestigtes Lager auf, an dessen Verschanzung die Bürgerschaft selbst Hand anlegte: denn die Stadt hatte sich dem Könige ganz zur Verfügung gestellt und wenn auch nicht in seine tiefern Plane gewilligt, doch in ihm die einzige Schutzwehr des evangelischen Glaubens und Bürgerthums erkannt.

Des Königs Beredtsamkeit suchte vor Allem den Magistrat von Nürnberg zu einem Bündniß mit Schweden zu bestimmen und aus den mit den Nürnbergern gepflogenen Unterhandlungen gieng deutlich hervor, daß er die alte deutsche Reichsverfassung zum Untergang reif und sich berufen hielt, eine neue aufzurichten und zwar durch die (protestantischen) Stände selbst, die unter sich ein neues Haupt wählen sollten, wobei er allerdings an sich dachte. Unter allen Ständen wollte er sich besonders auf die Reichsstädte, diese Repräsentanten des Bürgerthums und der Geldmacht, stützen und zunächst mit Nürnberg, Straßburg, Augsburg, Ulm, Frankfurt, Erfurt ein Bündniß eingehen.

Das schwedische Lager zog sich beinahe um die ganze Stadt Nürnberg und war mit einem tiefen und breiten Graben umgeben. Auf die Schanzen und Stadtthürme waren 300 Feuerschlünde gepflanzt. An Vorräthen von Korn und anderer Nahrung für die Menschen fehlte es nicht, nur an Viehfutter, das daher oft weit und stets unter Gefahren herbeigeschafft werden mußte. Da sich das Lager mehr und mehr mit Truppen und jede der Vorstädte mit Schutz suchendem Landvolk füllte, so war täglich eine unermeßliche Menge von Menschen und Vieh zu ernähren, was in die Länge Mangel erzeugen mußte.

Inzwischen hatte Wallenstein den König von Schwaben und Bayern abgeschnitten und rückte mit seinem mehr als dreifach stärkeren Heer bereits über Neumarkt heran, überschritt die Rednitz, besetzte zwei Stunden von Nürnberg die Anhöhen bei Zirndorf und schlug daselbst ein festes Lager auf, von dem aus er die Stadt und das schwedische Lager übersehen und dem Gegner wenigstens an der Nord- und Ostseite die Zufuhr erschweren konnte. Aus Scheu vor der überlegenen Kriegskunst des Königs hütete er sich, das schwedische Lager zu bestürmen, sondern beschloß es sammt der Stadt auszuhungern.

Täglich geriethen die von beiden Seiten auf Streifereien und Fouragierung ausgesandten Truppenabtheilungen aneinander und fochten mit abwechselndem Glück. Hätte Gustav Adolf das Lager Wallensteins früher gestürmt, ehe dieser noch die Feste Lichtenau unversehens wegnahm, die seiner Stellung eine größere Stütze gab, — so würde er nicht auf so lange zur Defensive herabgedrückt worden seyn, da er auf einen verstärkenden Zuzug der Seinen, die noch am Rhein, an der Maas, an der Oder, am Bodensee, am Lech und Inn mannigfach zu kämpfen hatten, nicht so bald rechnen konnte.

Mit Schmerz sah er, wie Wallenstein, der sich in keiner Weise aus seiner Höhenverschanzung herauslocken ließ, seine Schaaren weit und breit auf Rauben und Plündern, Sengen und Brennen aussandte, so daß dadurch die Noth der Umgegend von Tag zu Tag stieg, zumal auch in seinem eigenen Heer, in welchem die alten genügsamen Schweden gar sehr zusammengeschmolzen waren, vorzüglich die deutschen Truppen unter ihren deutschen Führern anfiengen, sich ungeachtet des strengsten Verbotes Bedrückungen und Mißhandlungen des Landvolks zu erlauben. Empört darüber ließ der König eines Tags alle deutschen Generale und Hauptleute vor sein Zelt kommen und hielt ihnen wegen ihrer schlechten Mannszucht eine furchtbare Strafrede, wobei er ihnen theils zu bedenken gab, daß sie einst vor Gottes Thron darüber Rechenschaft geben müßten, anderntheils ihnen

drohte, daß wenn sie nicht gehorchten, er sie durch seine Schweden und Finnen würde zusammenhauen lassen. Alle Anwesenden waren über diesen Zornausbruch des Königs wie erstarrt. Ja er packte mit eigner Hand einen Korporal, der einem armen Bauer eine Kuh geraubt hatte, bei den Haaren und übergab ihn dem Profosen mit den Worten: „Es ist besser, ich strafe Dich, als daß Gott nicht allein Dich, sondern auch mich und uns alle um Deinetwillen strafe!" — Dennoch machten diese deutschen Truppen bald darauf wegen rückständigen Solds einen Aufstand, den er nur durch ein Geldbarlehen von der Stadt stillen konnte.

Endlich war es seinem Kanzler Oxenstierna gelungen, dem König eine Verstärkung von 30,000 Mann zuzuführen, wobei es unbegreiflich war, daß Wallenstein nichts that, die Vereinigung der schwedischen Heere zu verhindern. Jetzt versuchte es der König durch ein heftiges Geschützfeuer den Feind aus seinem Lager zu treiben, und da derselbe fort und fort unbeweglich auf seiner Anhöhe blieb, so beschloß er endlich einen Hauptsturm auf Wallensteins Lager zu unternehmen. Aber jeder Angriff auf den engen Zugängen war vergebens: mächtige Batterieen spieen auf allen Seiten Feuer und Tod um sich, und am Abend mußte Gustav Adolf, mit einem Verlust von 2000 seiner Tapfersten, sich in sein Lager zurückbegeben.

8. Aufbruch Gustav Adolf's von Nürnberg nach Bayern; Abzug Wallenstein's nach Sachsen. Gustav Adolf's Eilzug nach Thüringen. (Der Bund der vier oberdeutschen Kreise mit Schweden.) Gustav Adolf bei Naumburg; Wallenstein bei Leipzig. Die Schlacht bei Lützen. Gustav Adolf's Tod. Bernhard von Weimar.

Da das Elend der durch so große Heere ausgesogenen Umgegend von Tag zu Tag stieg und Hunger und Krankheiten die Menschen auf dem Lande überfiel: so beschloß der König der Noth ein Ende zu machen, und brach (am 76. Tage der Einlagerung) mit seinem Heere von Fürth und Nürnberg, wo er den Oxenstierna mit einer Besatzung zurückließ, auf, zog in Schlachtordnung und mit klingendem Spiel vor Wallenstein's Lager vorüber und wendete sich über Neustadt an der Aisch nach Windsheim, wo er eine Zeit lang hielt, eines Angriffs gewärtig.

Sechs Tage darauf steckte Wallenstein sein eignes Lager in Brand, ließ alles in der Umgegend noch vollends verwüsten und zog

mit Hinterlassung vieles Geräthes eiligst auf der entgegengesetzten Seite nach Forchheim ab. So giengen zwei der mächtigsten Heere, die sich seit Langem entgegengestanden, auseinander, gleich einem „Gewitter", das sich zu theilen scheint, um sich anderwärts doch noch zu „entladen".

Auf die Nachricht von Wallenstein's Abzug theilte Gustav Adolf sein Heer, entsandte mit einem Theile den Herzog Bernhard nach Franken und wandte sich mit dem Hauptheil über Rothenburg gen Donauwörth, um den Krieg nach Bayern zu spielen und dadurch den Wallenstein von Sachsen abzuhalten. Allein dieser mied es, ihm nach Bayern zu folgen, sondern wendete sich nach Sachsen, um den Kurfürsten Johann Georg vom schwedischen Bündnisse zu trennen. Der Herzog Bernhard folgte den Bewegungen Wallenstein's und Maximilian's so lange, bis diese, aufgehalten durch die vergebliche Berennung des Koburger Schlosses, ihm den Vorsprung lassen mußten, auf dem er ihnen den Weg nach Thüringen verlegte. Während aber Maximilian sich von Wallenstein trennte und die Oberpfalz hinunter nach Regensburg zog, brach Wallenstein unter Sengen und Brennen, Plündern und Brandschatzen über Kronach in Sachsen ein, wo er sich bei Merseburg mit Pappenheim vereinigte. Auf den dringenden Hülferuf des bedrängten Kurfürsten von Sachsen ließ daher der König sein Heer in Eilmärschen nach Thüringen aufbrechen, begab sich dann noch einmal nach Nürnberg und von da mit Oxenstierna nach Arnstadt, wo er sich mit dem Herzog Bernhard vereinigte.

Von hier aus betrieb Gustav eine Vereinigung Schwedens mit den süddeutschen Protestanten durch einen Bund der vier oberdeutschen Kreise (des schwäbischen, fränkischen und der beiden rheinischen), und bereits sollte eine Versammlung der Abgeordneten jener Kreise zu Ulm Statt finden, wohin nun Oxenstierna vom König gesandt wurde, um die Sache zum Abschluß zu bringen. Beim Abschied von seinem Könige in Arnstadt ahnete Oxenstierna nicht, daß er ihn zum Letztenmal gesehen habe.

Nachdem Gustav Adolf zu Erfurt eine Musterung seines Heeres, das sich auf 20,000 Mann belief, gehalten hatte, nahm er von seiner Gemahlin, die ihm bis Erfurt entgegengeeilt war, unter seltsamen Ahnungen zärtlichen Abschied und empfahl sie dem Rathe

der Stadt, im Fall ihm etwas Menschliches begegnen sollte. Als er in Naumburg einzog, nahm ihn das Volk als seinen Retter mit so großem Enthusiasmus auf, daß es die Hände gegen ihn ausstreckte, zum Theil auf die Kniee stürzte und den Saum seines Gewandes oder seine Stiefel küßte. Betroffen über diese fast abgöttische Verehrung äußerte sich Gustav gegen seinen ihm zur Seite einziehenden Hofprediger: er fürchte, Gott möchte ihn wegen der Thorheit dieser Leute strafen und ihn empfinden lassen, daß er nur ein schwacher sterblicher Mensch sey.

Da der König nicht im Sinne hatte, so bald eine Schlacht zu liefern, so schlug er bei Naumburg ein festes Lager und wartete auf die Ankunft des Herzogs von Lüneburg und seiner Truppen: allein diesen hielt der Kurfürst von Sachsen davon ab, indem er, aus Furcht, der Kaiser möchte wieder die Oberhand bekommen, sein altes Bestreben eine Mittelpartei zu bilden, wieder aufnahm und dabei sich auf Lüneburg stützen wollte.

Wallenstein, überrascht durch die wunderschnelle Erscheinung des Königs, den er sich noch an der Donau gedacht hatte und der ihm nun in der Besitznahme Naumburgs zuvorgekommen war, zog sich nach Weißenfels zurück und machte Anstalten in und um Leipzig das Winterquartier zu beziehen. Auf das Andringen Pappenheims, der stets nach einer mehr selbständigen Stellung trachtete, gestattete er demselben, der von den Schweden bedrängten Stadt Köln mit 8 Regimentern zu Hülfe zu ziehen, befahl ihm aber, vorher Halle und die Moritzburg wegzunehmen. Er selbst schob dann einen Theil seines übrigen Heeres gegen Lützen vor.

Als Gustav Adolf diese beiden Umstände erfuhr, beschloß er sogleich eine Schlacht und brach gegen Wallenstein auf, der auf die Nachricht hievon sogleich Eilboten an Pappenheim sandte und ihn zur schleunigsten Rückkehr entbieten ließ. Ehe aber derselbe noch anlangte, standen die beiden feindlichen Heere bei Lützen einander gegenüber und die verhängnißvolle Schlacht begann.

In der Nacht vor der Schlacht hatte Wallenstein nichts Eiligeres zu thun, als vollends die noch entfernteren Theile seines Heeres durch Signale herbeizuziehen und hinter den vertieften Gräben der Landstraße Brustwehren für die Musketiere und vor denselben an der Straße Kanonen aufführen zu lassen. Sein

auf 25,000 M. sich belaufendes Heer bildete zwei Treffen; das Centrum enthielt große Vierecke Fußvolks und war rechts und links durch schwere Reiterei und diese durch Kroatenschwärme gedeckt. Der rechte Flügel lehnte sich an die Stadt und an die davor befindlichen Windmühlen, bei denen das übrige Geschütz stand; der linke Flügel streckte sich von der Landstraße ins Feld hinaus. — Die Schweden, auch in zwei Treffen geordnet, standen jenseits der Landstraße, auf jedem Flügel 12 Reiterregimenter, untermischt mit Fußvolk; den rechten führte Gustav, den linken Herzog Bernhard. Im Centrum stand der Kern des Fußvolks, gleichfalls durch Reiterei gestützt und von Brahe und Knipphausen befehligt.

Nachdem der König während der Nacht in seiner Kutsche mit dem Herzog Bernhard (der seinen Bruder, den Herzog Wilhelm von Weimar, welchen Gustav zu seinem Generallieutenant gemacht hatte, vertrat) und mit dem General Knipphausen den Plan zum Angriff auf Wallensteins Linien entworfen und für den Fall, daß ihm etwas begegnen sollte, den Herzog Bernhard mit dem Oberbefehl beauftragt hatte, wartete er noch, bis der Morgennebel, der die ganze Gegend einhüllte, fallen würde. Man wollte ihm einen Harnisch bringen, aber er zog bloß Tuchkleidung und darüber ein ledernes Koller an, weil ihm seit einer frühern Verwundung ein Panzer lästig war. Als es heller ward, stieg der König zu Pferd, die Trompeten bliesen: „Ein' feste Burg ist unser Gott!" das Heer sank auf die Kniee zum Morgengebet und sang den 67. Psalm. Darauf ritt der König durch die Reihen und feuerte sie durch Reden zum tapfern Kampf an, worauf die Kriegsleute mit Waffengeklirr und freudigem Zuruf anworteten. Als um 11 Uhr der Nebel völlig gefallen war und Bernhard und die übrigen Führer des Königs letzte Befehle erhalten hatten, sagte Gustav Adolf mit emporgehobenem Blick: „Nun walt's Gott! Herr Jesu, Jesu hilf mir heute streiten zu deines Namens Ehre!" und mit über seinem Haupt geschwungenem Schwerte rief er das Commandowort: Vorwärts!

Beim ersten Angriff brachten die Schweden den linken feindlichen Flügel, welcher längs der Landstraße postirt war, ungeachtet des furchtbarsten Geschützfeuers, das sie aus den Gräben empfieng, zum Weichen und gewannen die Landstraße. Auch das Fußvolk des kaiserlichen Centrums war zum Theil schon gesprengt; da brach plötzlich die feindliche Reiterei aus dem Centrum hervor und warf das schwedische Fußvolk über die Straße zurück. Um die Ordnung herzustellen, sprengte der König an der Spitze eines Reiterregiments so rasch gegen den Feind, daß ihm nur der Herr von Truchseß, der Edelknabe Leubelfing (eines Nürnberger Patriciers 18jähriger Sohn) mit zwei Leibknechten folgen konnten. So gerieth er mit seinem kurzen Gesicht bei ohnedieß wieder aufstei=

gendem Nebel mitten unter die feindlichen Reiter: da traf ein Pistolenschuß sein Pferd in den Hals und ein zweiter zerschmetterte dem König den linken Arm. Eben wollte ihn der Herzog von Lauenburg aus dem Gefechte geleiten, als ein kaiserlicher Reiter, den Niemand für einen feindlichen hielt (es soll ein Obristlieutenant von Falkenberg gewesen seyn), auf zehn Schritte herankommend, den König durch den Rücken schoß, daß er vom Pferde stürzte. Während des Herzogs Stallmeister den Thäter tödtete und der Herzog floh, stürmten feindliche Reiter daher, unter deren Schüssen Gustav Adolf sein Leben vollends verhauchte.

Als der König vom Pferde gestürzt war, versuchte es der treue Edelknabe, der allein bei ihm aushielt, den die Hände nach ihm ausstreckenden König fortzubringen, war aber nicht im Stande, den schweren Mann vom Boden aufzuheben. Da sprengten etliche feindliche Kürassiere heran und fragten, wer der Verwundete wäre. Der Page wollte aus edlen Rücksichten es nicht sagen: da gab sich der König selbst zu erkennen, aber kaum hatte er seinen Namen genannt, als ihn ein Kürassier mit dem Pistol durch den Kopf schoß. Auch der Edelknabe wurde schwer verwundet und machte, als er etliche Tage später in Naumburg an seinen Wunden erlag, auf dem Sterbebette vor Zeugen obige Aussage. Auch hat man noch urkundlich einen Brief, worin der Vater dieses Jünglings den ganzen Hergang genau erzählt. (S. Gfrörer's Gust. Adolf. 1852.)

Herzog Bernhard hatte eben auf dem linken Flügel beim Ansturm auf die Windmühl-Batterie einen blutigen Kampf zu bestehen, als er den Tod des Königs erfuhr. Knipphausen rieth zum Rückzug; aber Bernhard rief die Schweden zur Rache auf und bei diesem Ruf, wie bei dem Anblick des die Reihen hinunterrennenden blutigen Pferdes des Königs stürzten sich Reiter und Fußvolk so wüthend auf den Feind, daß dieser seine Stellung an der Landstraße aufgab und sich in wilde Flucht ergoß, deren Verwirrung durch das Auffliegen mehrerer kaiserlicher Pulverwägen noch vermehrt wurde.

Da in diesem Augenblicke erschien Pappenheim, von Halle herkommend, auf dem Schlachtfeld, befahl den Flüchtenden sich zu sammeln und stürmte mit seinen frischen Reitern in den rechten Flügel ein. Mitten im Kampf aber ward er von zwei Kugeln tödtlich verwundet, daß er weggetragen werden mußte. Nichts desto weniger warfen seine Reiter und das unterdeß von Wallenstein

gesammelte Fußvolk die Schweden wieder über die Landstraße zurück. Hier aber hielten sie mauerfesten Stand und konnten nicht weiter zum Weichen gebracht werden, obgleich viele der tapfersten Offiziere (darunter Graf Brahe) getödtet wurden. Da, gegen Sonnenuntergang, rückte die zweite schwedische Linie unter Knipphausen vor, gewann zum drittenmale die Landstraße und zwang die Kaiserlichen das Feld zu räumen. Doch konnte Wallenstein einen ziemlich geordneten Rückzug bewerkstelligen, auf dem er in der Nacht zu Leipzig ankam.

In dieser Nacht verschied auch auf der Pleissenburg der zum Tod verwundete Pappenheim, der tapferste und kühnste Reiterführer im 30jährigen Krieg. An seinem Leibe entdeckte man mehr als 100 Narben, von denen auch sein Gesicht wie zerfetzt war. Seine gränzenlose Kühnheit und Freigebigkeit hatte ihn zum Abgott seiner Soldaten gemacht. Ihn allein stellte man im Felde dem Schwedenkönig gleich und fand, daß diese beiden Vorfechter ihrer Kirchen in Einem Jahre geboren waren und beide in derselben Schlacht den gleichen Tod fanden.

Auf dem Schlachtfeld lagen auf beiden Seiten 9000 Todte. Den Leichnam Gustav Adolf's fand man ganz von Kleidung entblößt, mit 9 Wunden bedeckt, von Hufen zertreten und entstellt und mit dem Gesicht zur Erde gekehrt. Man brachte ihn auf einem Rüstwagen in das nahe Dorf Meuchen, wo man genöthigt war, seine Eingeweide auszunehmen. und zu begraben. Von da wurde der Leichnam in einem schnell gezimmerten Sarge nach Weißenfels gebracht, wo er einbalsamirt und sein ungewöhnlich großes Herz in einer goldenen Kapsel verwahrt wurde, die seine untröstliche Gemahlin zu sich nahm. In Wittenberg wurde der Leichnam eine Nacht in der Kirche ausgestellt und Jedermann fand, daß sich das Antlitz noch ganz ähnlich sah. Von da wurde er nach Wolgast gebracht und erst im folgenden Jahre in Stockholm feierlich beigesetzt.

Gustav Adolf's Tod versetzte das ganze protestantische Deutschland in die tiefste Bestürzung und Trauer. Dagegen ließ Kaiser Ferdinand, ungeachtet er beim Anblick seines blutigen Kollers, das ihm nach Wien gesandt wurde, sehr bewegt war, gleich als über den größten Sieg, an allen Orten ein Te Deum anstellen: denn mit dieses Gegners Tode war allerdings für die Katholiken die größte Gefahr verschwunden.

Doch auch für Deutschland, wie für den König selbst kann sein Tod wohl ein Glück genannt werden, weil ohne Zweifel bei „längerem Leben sich der Retter Deutschlands (und des evangelischen Glaubens) in einen Eroberer, der Ruhm in Schande, die Theilnahme

in Haß verwandelt haben" und Deutschland eine Provinz Schwedens geworden sein würde.

Oxenstierna äußerte 12 Jahre später im versammelten schwedischen Reichsrathe: „König Gustav Adolf hat kurz vor seinem Tode mit Seufzen bekannt, daß er nichts Anderes wünsche, als Gott möchte ihn von hinnen nehmen, dieweil er einen Krieg mit seinen Freunden (insbesondere den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg und andern hohen Reichsfürsten) ihrer großen Untreue wegen voraussehe; ein solcher Kampf schmerze ihn um so mehr, da die Welt die wahre Ursache desselben nicht errathen werde." Sein Plan eines Bündnisses mit den Reichsstädten und den vier oberdeutschen Kreisen, dessen oben gedacht ist, hätte ihn nothwendig zu einem Bruch mit den Fürsten und dieser zu einer Verbindung mit der niedern Ritterschaft, dem Bürgerthum und der Bauernschaft geführt, auf welche Elemente sich stützend in unabwendbarer Gradbeschleunigung eine radical-sociale Umwälzung hätte erfolgen und aus derselben in Folge eines natürlich eintretenden Umschlags eine Despotie hätte hervorgehen müssen, vor welcher Deutschland sollte bewahrt werden.

Eben aus dem Grunde, sich bei seinem Plan einer Umgestaltung der in seinen Augen unbrauchbar gewordenen deutschen Veefassungsform weniger auf die Fürsten, die ihm gerade deßhalb mißtrauten, als auf andere, ihm geneigtere Elemente zu stützen, kam es, daß er dem ehemaligen Kurfürsten Friedrich V, der ihn in den letzten acht Monaten fast überall hin begleitet hatte, seine ehemalige Pfalz in geschmälertem und von Schweden abhängigem Zustande zurückgeben wollte. So ungern sich Friedrich in diese Bedingung fügte, so war er doch froh, nicht ferner als ein Herr ohne Land unstät und flüchtig umherziehen zu müssen. Für Keinen war daher der Tod Gustav Adolfs ein härterer Schlag, als für Friedrich V. Wirklich wurde er davon so sehr ergriffen, daß er erkrankte und 13 Tage nach Gustav's Tode, erst 36 Jahre alt, in's Grab sank. Er starb den 29. Nov. 1632.

5. Kapitel.

Der dreißigjährige Krieg. Fünfte Periode: das Mißgeschick der schwedischen Waffen.

1. Oxenstierna's Leitung der schwedischen Angelegenheiten in Deutschland. Das Heilbronner Bündniß. Bernhard in Regensburg. Wallenstein unthätig in Schlesien. Seine Unterhandlungen mit den Sachsen, mit Frankreich und mittelbar mit den Schweden. Sein Versuch, Sachsen und Schweden zu trennen. Wallenstein in Böhmen. Sein Versuch, sich seines Heeres zu versichern. Wallensteins Absetzung und Aechtung. Sein Aufbruch nach Eger. Ermordung Wallensteins.

Nach des Königs Tode wurde in Schweden Gustav's siebenjährige Tochter Christine unter der Vormundschaft des Reichsraths zur Königin erklärt. Der schwedische Kanzler Axel Oxenstierna, der langjährige Freund Gustav Adolf's und Vertraute seiner Plane, überkam die besondere Leitung der schwedischen Angelegenheiten in Deutschland mit fast unbeschränkter Vollmacht. Derselbe beschloß im Namen des Reichsraths und nach einer Berathung mit den schwedischen Generalen die Fortsetzung des Kriegs. Eine nähere Vereinigung mit Sachsen und Brandenburg aber gelang ihm nicht: denn der Kurfürst von Sachsen trachtete selbst nach der Oberleitung des deutschen Protestantismus, und der Kurfürst von Brandenburg konnte seinerseits zu keinem Entschluß kommen.

Nur jenes von Gustav schon angebahnte Bündniß mit den vier oberdeutschen Kreisen, in denen fast überall schwedische Besatzungen lagen, brachte Oxenstierna, unter Beihülfe des französischen Gesandten, am 23. April 1633 zu Heilbronn am Neckar zu Stande. In diesem Vertrag wurde der schwedischen Krone das Directorium zugestanden, ihrem Vertreter aber, dem Oxenstierna, ein ständiger Beirath zugegeben; in Ulm sollte gemeinsam berathen und beschlossen werden, und nur in Kriegssachen Schweden die letzte Entscheidung haben. Dagegen bestätigte Oxenstierna im Namen Schwedens denjenigen deutschen Fürsten, welchen Gustav Adolf geistliche Landestheile als Entschädigung versprochen hatte, ihre Anwartschaften; auch der Wittwe Friedrich's V sprach er für

ihren älteren Sohn den Besitz der Unterpfalz zu, jedoch mit Ausnahme von Mannheim und unter der Bedingung freier Religionsübung für die Lutheraner.

Daß der Kurfürst von Sachsen mit dem Heilbronner Bündniß nicht zufrieden war, läßt sich erachten, und weil der Kurfürst von Brandenburg wegen der Hoffnung auf eine Verbindung seines Sohnes mit Christine von Schweden sich mehr dem schwedischen Interesse zuneigte, so entstand zwischen beiden Kurfürsten eine merkliche Kälte.

Da Oxenstierna nur Staatsmann und nicht auch Feldherr war, so wurde es ihm schwer, das sogenannte schwedische, meist aus Deutschen bestehende Heer zu unbedingter Hingebung zu bewegen. Das Heer wollte wissen, für wen es Eroberungen machen und wie ihm der Sold und die gemachten Eroberungen gesichert werden sollten. Oxenstierna konnte die Kriegsobersten nur dadurch zufrieden stellen, daß er ihnen versprach, Gustav's Zusage zu erfüllen und einen Theil der Eroberungen als schwedische Lehen an sie mit der Verpflichtung zu übergeben, daß sie den Soldaten ihre Soldrückstände auszahlen sollten. Dem Herzog Bernhard von Weimar insbesondere mußte er den von ihm bereits thatsächlich übernommenen Oberbefehl über das Heer überlassen und ihm Bamberg und Würzburg unter dem Titel eines fränkischen Herzogthums (10. Juni 1633) zu Lehen geben und ihn sogleich in dasselbe einweisen lassen.

Auch die übrigen Hauptführer erhielten Güter und Herrschaften im Werth von fast 5 Millionen Gulden, und zwar nicht als schwedische Lehen, sondern als unmittelbare Erblehen, mit der Verpflichtung, für die Bezahlung ihrer Soldaten Sorge zu tragen. Das Heer, damals 24,000 M. stark, mußte der Krone Schweden Treue schwören und erhielt vom Bunde eine Geldsumme ausbezahlt.

Unmittelbar darauf zog Herzog Bernhard mit dem Heere nach Regensburg, zwang die bayerische Besatzung zur Uebergabe und ersah sich diesen Platz zum Mittelpunct für die Gründung einer selbständigen Macht, von dem aus er gegen Bayern und Oesterreich zu operiren gedachte. Auch der Führer des verbündeten Heeres in Nordwestdeutschland, Herzog Georg von Lüneburg, strebte nach einer von Schweden unabhängigen Stellung: er und

der Herzog Bernhard schienen nur noch so lange an Schweden halten zu wollen, bis sie, dem Kaiser gegenüber, einen festen, politisch und confessionell gesicherten Standpunkt gewonnen hätten.

Das fühlte Oxenstierna wohl und erkannte mehr und mehr, daß sich die von Gustav Adolf angestrebte Lehenshoheit oder Reichsvogtei über Deutschland nicht durchführen lassen werde. Um so mehr war es daher sein Bestreben, zur Entschädigung dafür wenigstens die norddeutschen Küstenländer für Schweden zu erwerben. Und so trat das anfangs mehr ideale und kirchliche Ziel, um dessentwillen der Krieg doch begonnen worden war, bereits zurück und gieng in den folgenden Perioden des Kriegs in ein rein politisches über, indem es sich von nun an blos um Territorialbesitz und andere Vortheile handelte.

Auf der andern Seite suchte sich auch Wallenstein eine reichsfürstliche Selbstständigkeit, die ihm in Mecklenburg wieder entzogen worden war, auf Kosten der kaiserlichen Erbländer zu erringen, von denen ihm ja eines in seiner Bestallung zum Generalissimus in Aussicht gestellt worden war. Weil er aber bereits fühlte, daß man am Hofe längst bereute, ihm eine so große Macht eingeräumt zu haben, und daß eine Partei daselbst mit Unterstützung der Jesuiten ihm entgegenarbeitete, so faßte er den Entschluß, sich mit Hülfe der Gegner seines Kaisers eine feste Stellung zu verschaffen.

Da er nach der Schlacht bei Lützen den Siegern Sachsen hatte überlassen und sich nach Böhmen zurückziehen müssen, so wollte er zunächst durch terroristische Bestrafung derjenigen Offiziere, deren Mißverhalten er den Verlust der Schlacht zuschrieb, die erlittene Schmach decken und zugleich zeigen, daß er unumschränkter Herr des Heeres sey. Aber gerade dieser Umstand mußte den Hof noch schmerzlicher an die Einbuße so bedeutender Kronrechte erinnern, deren er sich an Wallenstein entäußert hatte.

Wallenstein ließ nämlich zu Prag im Jan. 1633 durch ein niedergesetztes Kriegsgericht 11 hohe Offiziere und 4 Reiter enthaupten, sieben Offizieren den Degen zerbrechen und von vierzigen die Namen an den Galgen schlagen. — Viele darunter hatten hohe Verwandte in Wien, deren Klagen die Erbitterung gegen ihn vermehrten.

Anstatt nun die Zerrissenheit unter den schwedischen Verbündeten zu kräftigem Handeln zu benützen und besonders nach dem Heilbronner Bündniß dem nach Bayern vordringenden Herzog Bernhard entgegenzutreten, rückte Wallenstein im Mai aus Böhmen nach Schlesien und blieb dort völlig unthätig, obgleich die feindlichen Heere ebenfalls in Schlesien eindrangen, das nun vom Kriegsdruck und zum Theil von der Pest schwer zu leiden hatte. Scheinbar in den Wunsch des Kaisers eingehend, der mit Sachsen und Brandenburg, aber nicht mit den Schweden und Franzosen Frieden schließen wollte, unterhandelte nun Wallenstein mit den beiden erstern über einen Frieden. Da diese sich aber nicht darauf einließen, faßte er den Entschluß, sich den Schweden und Franzosen zu nähern und schloß zum Zweck unbehinderter Unterhandlung mit Arnim, dem Führer des sächsischen Heeres, im Juni einen 14tägigen Waffenstillstand, wobei er sich gegen Arnim, mit dem er stets auf freundschaftlichem Fuße stand, persönlich äußerte, er habe die Absicht, einen allgemeinen Frieden zu schließen, und werde den Kaiser, falls derselbe nicht darauf eingehen wolle, schon zu zwingen wissen: dann sollten die Verbannten restituirt und die Jesuiten „zum Teufel gejagt" werden. — Daß er damals auch mit Frankreich unterhandelte, beweisen die von dem franz. Gesandten de Feuquieres mit seinem Könige gewechselten Schriften.

In einem dieser Schreiben vom 19. Juni bezeugt Ludwig XIII dem Wallenstein sein Wohlgefallen an dessen Bestrebungen, einen allgemeinen Frieden im Reich und in der Christenheit herzustellen, und verspricht, seine ganze Macht anwenden zu wollen, ihm zum Besitz der Krone Böhmens zu verhelfen, ja ihn noch höher zu bringen. — Ob Wallenstein selbst auf die böhmische Krone angetragen, oder ob Frankreich ihn mit derselben gelockt habe, und ob Wallenstein darauf eingieng, das läßt sich nicht mit Gewißheit entscheiden.

Oxenstierna aber warnte seine evangelischen Verbündeten vor Wallenstein's Anschlägen, und als sie auf des letztern Vorschlag, ihm Breslau, Schweidnitz und Glogau einzuräumen, nicht eingiengen, machte er am Tage nach dem Ablauf des Waffenstillstands einen Angriff auf Schweidnitz, der jedoch mißlang, gleich allen seinen weiteren Bemühungen, die Verbündeten zu entzweien. Darauf schloß er am 2. August mit Arnim einen neuen Waffenstillstand auf

einen Monat, und um den Kanzler darüber zufrieden zu stellen, reis'te Arnim selbst zu demselben nach Gelnhausen und legte daselbst neue Vorschläge Wallensteins vor, welche den Wunsch desselben nach einer Verbindung mit den Schweden, so wie die näheren Bedingungen enthielten.

In der neuesten Zeit (1852) hat der böhmische Professor Dudik, der im Namen des mährischen Landesausschusses 1850 zur Erforschung der im dreißigjährigen Krieg von den Schweden mit fortgeschleppten Archive nach Stockholm gesendet wurde, zunächst über die Katastrophe Wallenstein's neue Urkunden entdeckt, namentlich mehrere bis jetzt unbekannte Briefe von Oxenstierna an Herzog Bernhard, von Kinsky an Oxenstierna und an den Markgrafen von Brandenburg, von Ilow (oder Illo, auch einem Vertrauten Wallenstein's) an den Herzog Albrecht von Lauenburg, — Briefe, die vom September 1633 bis zum Febr. 1634 reichen. Aus dem Briefe Oxenstierna's (v. 2. Sept.) an den Herzog Bernhard geht hervor, daß Feldmarschall Arnim damals dem Oxenstierna Anträge machte, welche den Abfall Wallenstein's vom Kaiser in Aussicht stellten: „denn da der Kaiser zwar mit Sachsen und Brandenburg, aber nicht mit Schweden und Frankreich Frieden machen wolle, und Wallenstein nicht mehr im Vertrauen des Wiener Hofs stehe, so sey er entschlossen, sich mit den Schweden zu vereinigen, wenn er wüßte, daß sie ihn unterstützen würden! Wallenstein wolle seine Armee von verdächtigen Offizieren reinigen; dazu brauche er diesen monatlichen Waffenstillstand; alsdann wolle er ihm (dem Arnim) sechs Regimenter anvertrauen, sich dann nach Böhmen zurückziehen und von dort aus in Oesterreich und Steiermark einrücken; Bernhard solle Bayern ruiniren; Horn solle die Oesterreicher und der französische König die Spanier in Italien angreifen. — Als Wallenstein diese Plane, von denen Arnim sprach, in Pilsen entwarf, hatte man in Wien noch keinen festen Gedanken gefaßt, den Wallenstein zu beschränken.

Obgleich nun Oxenstierna an das verrätherische Vorhaben Wallensteins zu glauben begann, so rieth doch Bernhard noch zuzuwarten, als wenn die Sache sie (die Schweden) nichts angienge. Auch Wallenstein, obgleich von Arnim vorwärts gedrängt, zögerte noch; „seine Forderungen, die Schweden sollten in das Passauer Waldviertel, in's Land ob der Enns, nach Eger und Pilsen rücken, erschienen dem Herzog Bernhard zu viel": Bernhard verlangte daher, Wallenstein solle den Schweden erst mehrere Festungen, darunter Pilsen, einräumen.

Nun sprang Wallenstein wieder ab und machte noch einen Versuch, die Sachsen von der Schweden zu trennen. Er brach da=

her den Waffenstillstand und bedrohte unter schrecklichen Verheeruugen Sachsen mit einem Einfall. Bestürzt ließ Arnim einen Theil seines Heeres unter dem Grafen Thurn zur Deckung des Oderübergangs bei Steinau zurück und suchte mit seinem Hauptheere dem Wallenstein den Vorsprung abzugewinnen. Plötzlich aber wandte sich Wallenstein, überfiel das kleine schwedische Heer bei Steinau und zwang es, sich zu ergeben und bei ihm Dienste zu nehmen.

Dem Grafen Thurn aber gab er die Freiheit unter der Bedingung, daß er an die schwedischen Befehlshaber der schlesischen Festungen Befehle zur Uebergabe derselben ausfertigen solle. Der Feige that's und schloß damit seine Kriegslaufbahn: denn von dem Lebensende dieses Hauptanstifters des 30jährigen Kriegs schweigt die Geschichte.

Hierauf ließ Wallenstein verschiedene feste Plätze in Sachsen und in der Mark Brandenburg besetzen, um durch Einschreckung besonders den brandenburgischen Kurfürsten zu einem Separatfrieden zu bewegen. Da aber erhielt er vom Kaiser den Befehl, dem von Bernhard bedrängten Kurfürsten von Bayern zu Hülfe zu kommen. Er sandte jedoch nur den General Aldringen nach Bayern ab und bezog wieder ein festes Lager bei Fürth, kehrte aber bald darauf (im Dec. 1633) wieder nach Böhmen zurück und besetzte Pilsen. Wiewohl man in Wien mit dieser Belästigung eines kaiserlichen Erblands nicht zufrieden war, so erfolgte doch des Kaisers Genehmigung, aber nur eine geringe Geldsendung zur Befriedigung des Heeres. — Da er sich mehr und mehr überzeugte, daß es seine Gegner in Wien auf seinen Untergang abgesehen, so suchte er sich auf eine schlaue Weise der Treue seiner Unteranführer zu versichern, um den Oberbefehl mit Gewalt zu behaupten.

Er berief nämlich die Obersten seiner Regimenter und ließ durch einen seiner Vertrauten, den Feldmarschall Ilow, ihnen eröffnen, daß er um seiner Feinde am Hof willen das Commando niederzulegen gedenke: sie sollten sich mit ihren Geldforderungen an den Kaiser halten. Erschrocken darüber, baten die Obersten den Herzog, bei der Armee zu bleiben. Wallenstein versprach wenigstens noch so lange zu bleiben, bis er überzeugt wäre, daß für ihren Unterhalt gesorgt sey. Auf diese Antwort stellte Ilow den Obersten vor, daß es nun an ihnen sey, den Herzog durch die Erklärung zu erfreuen, daß sie sich nicht von ihm trennen lassen wollten. Auf ihre Zustimmung entwarfen Ilow und Terzka eine Erklärung, daß sie dem Wallenstein, so lange er in des Kaisers Dienste bleiben oder der

Kaiser seine Dienste gebrauchen werde, bis zum letzten Blutstropfen treu bleiben, und einen Jeden, der dieß nicht thue, als ehrlosen Mann an Hab und Gut, Leib und Leben bestrafen wollten, — und legten diese Erklärung bei einem Banket am 12. Jan. 1634 zur Unterschrift vor. Ein Theil der Obersten verweigerte die Unterschrift; die übrigen zogen ihre Degen für Wallenstein und unterschrieben. — Man erzählte, es sey die Erklärung mit der Klausel, die sich auf den Dienst des Kaisers bezieht, vor Tisch vorgelesen, nach Tisch aber ein anderes Exemplar ohne jene Clausel zum Unterschreiben vorgelegt worden. Doch ziehen Andere dieses Factum in Abrede, weil es in der Folge im Laufe des Prozesses nicht erwähnt wurde, und keiner der Angeklagten sich darauf berufen hat.

Diesen die Treue Wallenstein's höchst verdächtigenden Vorgang, über den er für seine Person das tiefste Schweigen beobachtete, theilte einer der Unterzeichner, der italienische Graf Octavio Piccolomini, seinen Freunden am Wiener Hof mit. Von Wallenstein's Gegnern deßhalb auf's Aeußerste gedrängt, unterzeichnete nun der Kaiser, wiewohl ungern, am 24. Jan. ein Patent, durch welches die Armee ihrer Pflichten gegen den Oberfeldherrn entbunden und das Commando an den Grafen Gallas übertragen wurde, der damals in Linz stand. Er erhielt es mit der Weisung, es noch geheim zu halten und mit seinen Generalen zu überlegen, wie man sich des Friedländers und seiner beiden Vertrauten, Ilow's und Terzka's, todt oder lebendig bemächtigen könne. Man mußte jedoch mit großer Vorsicht verfahren, da man die Untreue des Feldherrn nicht in ihrem vollen Umfange in's Publikum bringen konnte und die Stimmung seines Heeres an vielen Orten noch gefährlich war. Um den Herzog von Friedland in einer gewissen Sicherheit zu erhalten und ihn an etwaigen Gegenanstalten zu hindern, erhielt er eine kaiserliche Vollmacht, sich mit Sachsen und Brandenburg auf neue Friedensverhandlungen einzulassen.

Indeß erhielt Wallenstein dennoch Kunde von diesem Patent. Sogleich berief er seine Anhänger nach Pilsen und ließ sie dort eine Protestation gegen jenes Patent unterzeichnen, der er auch die seinige sammt der Versicherung seiner wanklosen Treue gegen den Kaiser und die Religion beifügte. Die Protestation schickte er durch zwei zuverlässige Geschäftsträger nach Wien, um sie unmittelbar an den Kaiser abzugeben; allein die Boten wurden unterwegs von Pic-

colomini angehalten und so gelangten die Papiere nicht an ihre Bestimmung.

Als hierauf ein zweites kaiserliches Patent erschien, das ihn für einen Verräther erklärte; ferner, als ihm die Regimenter in Prag und in seiner Nähe den Gehorsam aufkündigten; endlich als Piccolomini selbst wider ihn im Anzug war: da verließ Wallenstein Pilsen (d. 23. Febr.) und zog, nur von Ilow, Terzka, Kinsky und Neumann mit zehn treugebliebenen Reiter-Compagnieen begleitet, in die böhmische Gränzfestung Eger ein, um von da aus seine Verbindung mit den Schweden und Sachsen in's Werk zu setzen.

Auf seine deßhalb an den Herzog Bernhard ergangene Aufforderung, sich mit seinem Heere der böhmischen Gränze zu nähern, zauderte dieser, weil er dem Friedländer immer noch nicht traute, und erst als Arnim mit den sächsischen Truppen in Böhmen einrückte, entschloß sich Bernhard, „die Herren in Eger aus ihrer Noth zu retten" und sie sammt ihrem Heeresrest in die schwedische Armee aufzunehmen, in der Hoffnung, dann mit den Sachsen den Krieg nach Böhmen zu spielen. Ehe sich aber Bernhard in Bewegung setzte, war Wallenstein's Stern, den er so oft in abergläubischem Sinne mit seinem Astrologen Sena befragt hatte, in schwarzer Nacht untergegangen: denn schon am 25. Febr. 1634 wurde Wallenstein zu Eger ermordet, zum Glück aber nicht von deutschen, sondern von wälschen Händen, und auf vorzugsweisen Betrieb der sogenannten „spanischen" Partei.

Als Wallenstein in Eger eingerückt war, nahm er seine Wohnung im Hause des Bürgermeisters. Die Besatzung der Citadelle befehligte der Oberst Gordon, ein Schotte, den Wallenstein einst zum Inhaber eines Regiments gemacht hatte und auf dessen Treue er sich daher verlassen zu können glaubte. Unter den Offizieren, welche dem Wallenstein nach Eger gefolgt waren, befand sich der Oberst Buttler, ein Irländer, der den Generalen Gallas und Piccolomini versprochen hatte, ihnen den Wallenstein lebendig oder todt zu liefern. Das Letztere dünkte ihm das Sicherste: er gewann den Gordon und noch einen Schotten, Namens Leßlie, für sein Vorhaben. Gordon lud die vertrauten Freunde Wallensteins zu einem Abendessen ein, bei welchem dieselben von 30 in's Geheimniß gezogenen Dragonern niedergehauen wurden. Darauf gieng Buttler mit noch zwei Hauptleuten (Macdonald und Geraldin)

und einer Anzahl Dragonern in die Stadt hinab und besetzte die Wohnung Wallenstein's, der bereits schlief. Darauf drang Hauptmann Deverour mit sechs Dragonern in's Vorzimmer und stieß einen Kammerdiener nieder, der sie zurückweisen wollte. Von dem Lärm geweckt, sprang der Herzog aus dem Bett und im Hemd an's Fenster, um die Schildwache zu fragen, was es gäbe. Da in diesem Moment erbrachen die Dragoner seine Thüre, und Deverour gieng mit vorgehaltener Hellebarde und mit den Worten auf ihn zu: „Bist Du der Schelm, der Seiner Kaiserlichen Majestät die Krone vom Haupte reißen will? Du mußt jetzt sterben!" Schweigend empfieng Wallenstein den tödtlichen Stoß und wälzte sich röchelnd in seinem Blute.

Als der Kaiser dieses traurige Ende seines Generalissimus erfuhr, ward er bis zu Thränen gerührt und befahl 3000 Seelenmessen für ihn zu lesen. Denn die Ermordung Wallensteins war vom Kaiser weder direct, noch indirect befohlen worden: es war eine in Buttler's undankbarer Seele entsprungene That. Aber (sagt Professor A. Wolf in seinem Referat über Dudik's neuste Urkundenforschungen) „die Macht der Thatsachen wirkte so überzeugend, daß es vollkommen gerechtfertigt erscheint, wenn (nachher) der Kaiser die That als einen Act der Justiz erklärte und auf sich nahm." — Auch nach Chemnitzens Bericht an den schwedischen Reichskanzler war die Absetzung Wallensteins, als Reichsverräthers, durch die Macht des Gesetzes, des Rechts und der Nothwendigkelt begründet, „da sein Abfall nicht mehr ein Project oder bloßer Versuch, sondern volle That war."

Uebrigens war es von Wallenstein schon gefehlt, daß er die Militärdictatur, die man ihm in der Zeit der Gefahr zugestanden hatte, auch nach der Beseitigung dieser Gefahr beibehielt: denn nun gerieth er in eine unnatürliche Stellung, aus der es ihn herauszutreten drängte: aber zur Unterordnung zurückzukehren litt sein Ehrgeiz und seine abergläubische Meinung von seiner höhern Bestimmung nicht. Nun blieb er lange in den Mitteln zur Erreichung dieses Ziels schwankend, bis er, durch die Schritte seiner Gegner am Hofe gedrängt, aus dem Schwanken heraustrat und die That des Abfalls begieng, für die ihn das blutige Loos traf. Nur bekam der Act der Gerechtigkeit durch die Art der Vollziehung die Form eines feigen Justizmords.

Was übrigens die Beschuldigung betrifft, als habe Wallenstein nach der Krone Böhmens gestrebt, so ist zu beachten, was die Jesuiten, denen man hauptsächlich seinen Sturz schuld gab, in ihrer Historia (Societatis Jesu in Bohemia) drucken ließen: „Niemand soll übel von Wallenstein sprechen: er wäre ein Thor gewesen, wenn er nach der böhmischen Krone gestrebt hätte, da er wußte, daß er nicht über zwei Jahre mehr zu leben hatte." Wallenstein litt nämlich zu Pilsen an den heftigsten Gichtschmerzen, die er durch tägliches Schwitzbad zu mildern suchte; auch hatte er sich aus Geschwüren an den Beinen große Stücke wilden

Fleisches wegschneiden lassen müssen. Nichts desto weniger mag früherhin in der Seele des Ehrgeizigen zuweilen der Gedanke aufgestiegen seyn, sich aus den österreichischen Erblanden gerade Böhmen als die ihm in seinem Bestallungsvertrag in Aussicht gestellte Entschädigung beizulegen.

Von des Herzogs Mitschuldigen wurde nur der Herzog Heinrich Julius von Lauenburg freigegeben; die übrigen wurden gefangen oder hingerichtet. Wallenstein's Güter wurden eingezogen und größtentheils an seine Feinde verschenkt.

2. König Ferdinand (Gallas). Bernhard in Franken, Bayern und Schwaben. Die Schlacht bei Nördlingen. Bernhard's Flucht nach Lothringen. Vertrag der Heilbronner Verbündeten mit Frankreich. Die Franzosen im Elsaß. Separatfrieden Kursachsens mit dem Kaiser. Beitritt der meisten Verbündeten. Bernhard's Vertrag mit Frankreich.

Nachdem auch das Heer von Verdächtigen gereinigt und die Soldaten durch theilweise Soldauszahlung zufrieden gestellt waren, übergab der Kaiser seinem Sohne, dem römischen König Ferdinand, dem Namen nach, — in der That aber dem Grafen Gallas — den Oberbefehl über das kaiserliche Heer.

Während unterdeß Herzog Bernhard durch unnütze Hin- und Herzüge in Franken und Schwaben die Zeit verlor, hielt der Reichskanzler einen Bundestag in Frankfurt zu dem Zweck, auch die norddeutschen Kreise Westfalen, Nieder- und Obersachsen mit zum Bunde heranzuziehen und eine Entschädigung für die Krone Schweden festsetzen zu lassen. Allein hierin trat ihm Kursachsen —, und als er Pommern als Entschädigung bezeichnete, vorzüglich Kurbrandenburg entgegen, das bei dem nahen Aussterben des pommerschen Herzogshauses eine Anwartschaft auf dieses Land hatte.

Das Glück der kursächsischen Waffen unter Arnim, der den Kaiserlichen bei Leipzig eine schwere Niederlage beibrachte und von Schlesien wieder als Befreier begrüßt wurde, war daher den Schweden um so unangenehmer, da die Schlesier sich ihrem Bunde hatten anschließen wollen und nun sich an Kursachsen hielten. Dazu kam, daß, als Bernhard und Horn einen verheerenden Zug nach Bayern machten und Landshut nahmen, hinter ihnen Regensburg an die Kaiserlichen verloren gieng, die nun in Vereinigung mit den Bayern (unter Johann von Werth) und mit einem so

eben aus Italien gekommenen, nach den Niederlanden bestimmten Heere am 4. Sept. 1634 den Schweden in der Schlacht bei Nördlingen, in die sich Bernhard's Hitze wider den weiseren Rath des Generals Horn einließ, eine so gänzliche Niederlage beibrachten, daß die Sieger darin eine Vergeltung für Lützen sahen und sagen konnten „Cannas pensavimus“

Die Folgen dieser Niederlage waren zunächst, daß 12,000 der Besiegten das Schlachtfeld deckten, der schwedische Feldmarschall Horn aber mit noch drei andern Generalen und 6000 Soldaten gefangen wurden, und der Rest des Heers sich erst bei Heilbronn und Frankfurt sammelte; daß ferner Herzog Bernhard sich nach Lothringen ziehen, der junge Herzog Eberhard von Württemberg und der Markgraf Friedrich von Baden nach Straßburg fliehen mußten; daß Franken und Schwaben von den Kaiserlichen besetzt wurden und durch Kroaten und anderes kaiserliches Volk dieselben Drangsale erleiden mußten, von denen bisher Sachsen und Schlesien heimgesucht war.

Der härteste Schlag aber, der in Folge der Nördlinger Schlacht die schwedische Sache traf, war der reifende Abfall Sachsen's, dessen Kurfürst sich zu Unterhandlungen über einen Separatfrieden mit dem Kaiser entschloß und daher, ungeachtet er noch sein Heer mit den Schweden unter Baner in Böhmen einfallen ließ, doch in einen Sturm auf Prag nicht einwilligte, so daß sich die beiden Heere wieder aus Böhmen zurückzogen.

In dieser ungünstigen Lage warfen sich die Schweden und ihre Heilbronner Verbündeten dem Könige von Frankreich in die Arme und boten ihm gegen einige Tonnen Goldes das dem österreichischen Kaiserhause gehörige Elsaß, so weit es erobert war, als Unterpfand bis zum Frieden an, in welchem Frankreich es wieder zurückgeben sollte. Da der französische König schon längst nach diesem Lande strebte, so zog Richelieu noch vor Abschluß des Vertrags schon einen Theil von Elsaß an sich. Bei dem Abschluß des Vertrags selbst machte sich Frankreich verbindlich 12,000 M. bei dem Bundesheere zu unterhalten, eine halbe Million Livres als Subsidien zu zahlen und eine Reservearmee zur Aushülfe in Nothfällen am Rhein aufzustellen; dagegen bedang es sich Sitz und Stimme

im Bundesrath, den Besitz des ganzen Elsaßes mit allen Festungen, und freie Ausübung der katholischen Religion in diesem Lande, zusammt dem Recht der Forderung aus, daß kein Verbündeter sich ohne Beistimmung Frankreichs in Unterhandlungen mit dem Kaiser einlassen sollte.

Da aber dem Reichskanzler Oxenstierna diese Anforderung zu schmachvoll und nachtheilig für Schweden, wie für Deutschland erschien, so verweigerte er seine Unterschrift, obgleich alle übrigen Verbündeten sie gaben! Darnach schloß er mit Frankreich durch Hugo Grotius (XX. 3, 8. g. E.) den Sondervertrag von Compiegne v. 4. Apr. 1635, konnte aber im Wesentlichen weder für sich noch für seine Verbündeten günstigere Bedingungen erhalten.

Da aber die Franzosen, welche damals den Schweden und Deutschen an Kriegskunst nachstanden, am Rhein wenig ausrichteten, zumal Richelieu sich noch scheute, mit dem Kaiser offen zu brechen: so gelang es den Kaiserlichen sich der Festung Philippsburg, — und den Spaniern, sich der Stadt Trier zu bemächtigen und den Kurfürsten von Trier, der seine Festungen den Franzosen eingeräumt hatte, gefangen zu nehmen. Diesen Umstand benützte sodann Frankreich, um an Spanien (und dadurch indirect an Oestereich) den Krieg zu erklären.

Unterdeß waren die geheimen Unterhandlungen zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten von Sachsen so weit gediehen, daß am 30. Mai 1635 der Separatfriede zu Prag zu Stande kam, durch den sich Kursachsen von Schweden trennte und außer der Bestätigung des Passauer Vertrags und des Augsburger Friedens auf 40 Jahre den ruhigen Besitz der seit 1627 eingezogenen geistlichen Güter und die Ober- und Niederlausitz als Mannslehen erhielt.

Der Kurfürst Johann Georg war nie von Herzen mit den Schweden verbunden, weil er sie stets als anmaßliche Eindringlinge und lästige Bundesgenossen betrachtet hatte und von jeher in dem Kaiser „den natürlichen Gebieter und den Beförderer seines Hauses" verehrte. Obgleich ihm sonach die Politik höher zu gelten schien, als die Confession, und er deßhalb oft von seinen bisherigen Verbündeten harte Vorwürfe bekam, so war ihm doch die Erhaltung des Protestantismus nicht gleichgültig, und besonders kann den Feldmarschall Arnim in dieser Beziehung kein Vorwurf treffen. — Obgleich anderseits die Jesuiten dem

Kaiser stets anlagen, den Krieg bis zur Vernichtung des Protestantismus fortzusetzen, so ließ sich doch Kaiser Ferdinand II hierin nicht unbedingt von ihnen leiten: denn Erfahrung hatte ihn milder gestimmt.

Da in diesem Vertrag den übrigen mit Schweden verbündeten deutschen Ständen der Beitritt offen gelassen war, ja Sachsen sich verpflichtet hatte, sie im Weigerungsfalle in Verbindung mit dem Kaiser dazu zu zwingen, so traten, nach der Auflösung des Frankfurter Bundesraths, alle protestantische Fürsten und Städte dem Frieden bei, mit Ausnahme des Landgrafen von Hessen-Cassel, der jedoch mit dem Kaiser Unterhandlungen anknüpfte, so wie mit Ausnahme des Markgrafen von Baden und des Herzogs von Würtemberg, welche beide übrigens gerne den Frieden angenommen hätten, wenn sie als Landesflüchtige zugelassen worden wären. Nur Bernhard von Weimar, der den Verlust seines gehofften fränkischen Herzogthums nicht verschmerzen konnte und sich durchaus eine Herrschaft erstreiten wollte, schloß mit Frankreich am 27. October 1635 einen Vertrag zu St. Germain en Laye, worin ihm zum Unterhalt eines Heers von 12,000 Mann zu Fuß und 6000 Reitern jährlich vier Millionen Livres und in einem geheimen Artikel Elsaß mit Hagenau als eine Landgrafschaft zugesagt wurde.

3. Erneuerung der Kriegsflamme durch Frankreich. Verlängerung des Waffenstillstands der Schweden mit Polen. Baner's Einfall in Sachsen und Sieg bei Wittstock. Gallas und Johann de Werth's Einfall in Frankreich. Ferdinand's II Tod. Ferdinand III. Verschärfung der Religionsedicte. Verderblicher Character des Kriegs.

Ohne Frankreichs weitere Einmischung und Bernhard's Ehrgeiz wäre vielleicht die Kriegsflamme in sich zusammengesunken: denn auch in Schweden war die Ansicht vorherrschend, der Krieg habe durch den Abfall der protestantischen Bundesgenossen seinen Zweck verloren. Da nun zugleich der Ablauf des von Gustav Adolf mit den Polen abgeschlossenen Waffenstillstandes nahe und wieder ein Krieg mit Polen zu befürchten war, so war der schwedische Reichsrath und selbst Oxenstierna gleichfalls für einen Frieden mit dem Kaiser gestimmt, wenn er mit Anstand und zum wenigsten gegen eine Entschädigung in Geld erlangt werden könnte.

Als die deßhalb mit Sachsen (und durch dasselbe mittelbar mit dem Kaiser) eingeleiteten Verhandlungen auf Schwierigkeiten stießen, schrieb Oxenstierna selbst unmittelbar an den Kaiser, aber es erfolgte (sey's durch einen „diplomatischen Mißgriff" oder durch sonst ein Mißgeschick) — keine Antwort, obgleich der Kaiser sich während dieser Verhandlungen zu einer Geldentschädigung an Schweden gern bereit erklärt hatte. Das Ausbleiben dieser Antwort trug viel bei, daß sich der traurige Krieg noch auf weitere fünfzehn Jahre verlängerte. Zwar erklärte der Kurfürst von Sachsen im Namen des Kaisers, daß der Friede auch für Schweden gelten und dasselbe anderthalb Millionen Entschädigung erhalten solle. Aber Oxenstierna antwortete nun gleichfalls nicht. Denn da unterdeß der Waffenstillstand mit Polen unter Frankreichs Vermittlung auf 26 Jahre verlängert worden war und die Bestimmungen des Prager Friedens, an die man die Schweden binden wollte, dem Reichskanzler für die Krone Schwedens zu nachtheilig und unehrenhaft erschienen, so beschloß er den Krieg mit Deutschland fortzusetzen, zumal Frankreich nicht unterließ, ihn in diesem Beschluß zu stärken.

Indeß hatte Oxenstierna Magdeburg, wo das Heer anfieng schwierig zu werden, verlassen und sich über Mecklenburg nach Schweden begeben, um dort die Kriegspartei zu stärken; Feldmarschall Baner aber war mit dem treuen Theile des Heeres die Elbe hinunter nach Lüneburg gezogen, von wo aus er dann plötzlich über die Sachsen herfiel, die sich mit den Brandenburgern vereinigt hatten, sie zurücktrieb, in die Mark eindrang und den Kurfürsten in Berlin bedrohte; dann, als der Kurfürst von Sachsen demselben zu Hülfe eilte, sich rasch gen Magdeburg und über die Elbe wandte und das Sachsenland zur Strafe für des Kurfürsten Abfall schrecklich verheerte.

Einige Monate lang suchten die beiden feindlichen Heere einander Vortheile abzugewinnen. Schon hatten die Sachsen Magdeburg weggenommen und schon gedachte der Kurfürst, der selbst mit im Felde war, die Schweden nach der Ostsee zu drängen und so aus dem Reiche zu treiben, als ihn Baner bei der märkischen Stadt Wittstock am 4. October 1636 zu einer Schlacht nöthigte, welche die erbittertste im ganzen Kriege war. Noch war am Abend des

blutigen Tags der Sieg unentschieden, als in der Nacht ein bloßes Schreckgerücht die Sachsen bewog, den Rückzug anzutreten, der durch die schwedische Verfolgung in völlige Flucht übergieng.

Da sich das protestantische Volk in Deutschland die Meinung nicht nehmen ließ, der Kurfürst sey durch den Frieden mit dem Kaiser der guten Sache des Evangeliums untreu geworden, so erregte die sächsische Niederlage mehr Schadenfreude, als Mitleid; aber weder der Kurfürst von Sachsen, noch der Kurfürst von Brandenburg ließen sich dadurch bewegen, den Schweden für etwas Anderes, als für einen Reichsfeind anzusehen. — Anderseits bewog eben dieser schwedische Sieg bei Wittstock den Landgraf von Hessen-Cassel, seine mit dem Kaiser begonnenen Friedensunterhandlungen abzubrechen und ein ähnliches Bündniß mit Frankreich einzugehen, wie Herzog Bernhard.

Während in Folge dieses Siegs ganz Brandenburg, Sachsen, Thüringen und ein Theil von Franken den Schweden offen stand und besonders Sachsen unter den Verheerungen und Brandschatzungen Baner's schwer leiden mußte, kam an der Westgränze des Reichs der Krieg zwischen Frankreich und dem Kaiser zum offenen Ausbruch. Bald gelang es dem Grafen Gallas, Mainz zu erobern und zum kaiserlichen Hauptwaffenplatz zu machen und nun sollte ein Versuch gemacht werden, in Frankreich selbst einzudringen, um dasselbe zum Frieden zu nöthigen.

Ein kaiserliches Heer unter Johann von Werth fiel im Juli 1636 von den Niederlanden aus ein, und drang in die Picardie vor, mußte sich aber vor dem herbeieilenden Herzog Bernhard wieder zurückziehen; mit einem zweiten kaiserlichen Heer drang Gallas (dem sich der von Bernhard vertriebene Karl von Lothringen anschloß) im October vom Elsaß aus gegen Dijon vor, mußte aber wegen eintretender schlimmer Witterung mit Verlust seines Geschützes wieder zurückgehen und gab den Gedanken, Frankreich in seinem Innern zu bekriegen, auf.

So viele Sorgen der Kriegsstand dem Kaiser machte, so bekam er doch auf dem Reichstag zu Regensburg die frohe Beruhigung, daß sein Sohn, der bisherige König von Ungarn und Böhmen, am 22. Dezember desselben Jahrs einmüthig zum römischen König erwählt und als Ferdinand III gekrönt wurde. Kaum aber war der alte Kaiser wieder nach Wien zurückgekommen, als er am 15. Februar 1637 im 59. Jahre seines Alters starb, ohne das Ende dieses

44*

traurigen Krieges erlebt zu haben, dessen verderbliche Wirkungen er nach dem Maaße seiner Einsicht und Kraft zu mildern bestrebt war.

Auf dem Sterbebette betheuerte er, „daß er bei allen seinen Handlungen nur die Ehre Gottes und das Wohl der Kirche vor Augen gehabt habe." Der katholische Geschichtschreiber M. J. Schmidt in seiner Geschichte der Deutschen V. 15, der dem Character dieses Kaisers großes Lob ertheilt, sagt, daß dessen Grundsatz: „der Zweck wahrer Staatsklugheit sey die Erhaltung und Mehrung der Ehre Gottes, zwar an sich ein guter wäre, aber sich in den Händen eines klugen Casuisten und fanatischen Beichtvaters leicht in das Gegentheil verkehre und dem Staate Unheil bereiten könnte." — Der Glanz seiner im Uebrigen vortrefflichen Eigenschaften, darunter besonders seine Gatten- und Vaterliebe, seine Mäßigung im Glück, seine Standhaftigkeit im Unglück, seine Friedensliebe und sein mitleidiger Sinn hervorzuheben sind, wurden nur durch die kurzsichtige Einschränkung seines Christensinns auf die römische Kirchenform getrübt. Seine Wiedereinführung des alten Kirchenthums durch gewaltsame Mittel, die ungesetzliche Art der Bestrafung Friedrich's V und der Kabinetsstreich des Restitutionsedicts waren Mißgriffe, welche großen Jammer über Millionen gebracht haben und zwar allerdings in seinem ungeheuchelten religiösen Glauben begründet, aber nicht geeignet waren, den Grund dieses Glaubens als den allein richtigen zu documentiren.

Galt auch sein Sohn Ferdinand III, der bei seiner Thronbesteigung 29 Jahre alt war, für selbständiger und von den Jesuiten unabhängiger, und wurde auch seine mitleidige Gesinnung gegen Akatholiken gerühmt, so erneuerte er doch für Oesterreich die strengen Religionsedicte seines Vaters, ja er verschärfte sie sogar, und wandte auch in Schlesien in Bezug auf das Landvolk, das sein Vater in religiöser Beziehung noch geschont hatte, gewaltsame Mittel zur Kirchenumgestaltung an. Auch in kriegerischer Beziehung täuschte er die Hoffnung Vieler von ihm: denn da er seit der Nördlinger Schlacht, der er noch persönlich beiwohnte, nicht mehr im Feld erschien, sondern die Heerführung Männern überließ, von denen keiner dem Herzog Bernhard und dem schwedischen Feldherrn Baner gewachsen war: so nahm der Krieg einen immer verderblicheren Character für Deutschland an, das durch die Habsucht und Zerstörungswuth, durch die Grausamkeit und Wollust, durch die Mordlust und Willkührlaune der stets hin- und herziehenden Soldateska auf das entsetzlichste verwüstet und von so schrecklichen Gräueln befleckt wurde, daß Baner selbst gestand, es wäre kein Wunder, „wenn sich die Erde öffnete

und durch Gottes gerechtes Verhängniß solche ehrvergeßene Frevel verschlänge."

Theils die Klageschriften der Landstände an ihre Regierungen oder an Kaiser und Reich, theils verschiedene den Nothstand Deutschlands schildernde Druckschriften jener Zeit geben von dem damals allenthalben herrschenden Elend eine nur zu traurige Veranschaulichung. Fast allenthalben, wo der Krieg wüthete, blieb das Feld unangebaut, weil es an Saatkorn, Zugvieh und Menschenhänden fehlte; die Dörfer stunden leer, weil alles in die Städte flüchtete oder das Kriegshandwerk ergriff, das noch am ersten nährte. Der Hunger trieb zu der unnatürlichsten Nahrung: man verzehrte Aas, selbst menschliche Leichname, ja im Magdeburgischen sollen hie und da Menschen getödtet und gegessen worden seyn. Jahrelang aufgehäufter Unrath in den Häusern erzeugte schädliche Ausdünstungen, durch welche die Krankheiten und Seuchen vermehrt wurden, welche die Menschen in Massen dahin rafften, so daß an manchen Orten die Menschen haufenweis in große Gruben geworfen wurden. — Die Hungersnoth war in manchen Gegenden, besonders Sachsens und Hessens, so groß, daß man Kirchhöfe umwühlte, um Leichname zur Stillung des Hungers zu bekommen, und da oder dort „der Bruder die Leiche der Schwester, die Tochter die der Mutter verzehrte; daß Eltern ihre Kinder schlachteten und ganze Banden sich zusammenthaten, um Jagd auf Menschen wie auf wilde Thiere zu machen." — Schlimmer noch als diese durch die Noth erzeugten unnatürlichen Gräuel waren die Schändlichkeiten, ja Teufeleien, welche die durch langjähriges Kriegshandwerk verwilderten Soldatenhorden an armen Bewohnern von Dörfern und offenen Städten verübten. Daß viele dieser Unglücklichen lebendig gebraten, oder verstümmelt, oder sonst auf gräßliche Weise zu Tode gemartert wurden, daß man ihnen z. B. die Augen ausgestochen, Nasen, Ohren, Arme, Beine, Brüste abgeschnitten, Schwefel in alle Körperöffnungen gesteckt und angezündet, die Fußsohlen aufgeschnitten und mit Salz bestreut, Jauche in den Mund bis zum Zerplatzen geschüttet; daß man Kinder in Stücken gehauen, oder an die Wand geschmettert oder gebraten, ganz besonders aber das weibliche Geschlecht auf die unmenschlichste Weise zu Tode mißhandelt hat, — das sind nur einige wenige Andeutungen von den gen Himmel schreienden Unthaten, welche besonders in dem letzten Jahrzehnd dieses schrecklichen Krieges an der Tagesordnung waren.

4. Baner gegen Gallas an der Elbe und Oder. Bernhard am Rhein gegen Johann de Werth. Eroberung von Breisach. Bernhard's Tod. Baner gegen Erzherzog Leopold Wilhelm in Böhmen und Thüringen. Der Reichstag zu Regensburg. Baner's Tod.

Die verderblichen Hin- und Herzüge der zur Schmach Deutschlands meist aus Deutschen bestehenden Heere fremder Mächte sollen

hier nicht in's Einzelne verfolgt werden, zumal sie oft nur den Zweck hatten, die Armee zu ernähren und sie darum aus ruinirten Gegenden in bessere zu führen, bis diese gleichfalls ausgesaugt waren. Doch ist nöthig wenigstens im Allgemeinen die Unternehmungen Baner's und Bernhard's, dieser beiden durch Kriegskunst und Glück gleich ausgezeichneten Feldherrn, bis zum Ende ihres noch kurzen Laufes zu begleiten.

Nach der Schlacht bei Wittstock drang Baner in Sachsen ein, eroberte Torgau und belagerte Leipzig, konnte aber selbst nicht durch absichtlich-schonende Freigebung gefangener sächsischer Offiziere die Treue des Kurfürsten gegen den Kaiser wankend machen.

Als er daher die Belagerung Leipzigs wegen herbeikommenden Entsatzes aufgeben mußte, verheerte er das sächsische Land auf das schrecklichste, bis Gallas mit 60,000 M. gegen ihn anrückte. Einer so starken Heeresmasse war Baner mit seinem kleinen Heere nicht gewachsen. Daher wich er über die Oder, und als ihm dort der Weg in die Neumark verlegt wurde, stellte er sich, als wolle er durch Polen abziehen. Kaum hatten die Kaiserlichen wieder die Oder verlassen, kehrte er über dieselbe zurück und erreichte unaufgehalten Pommern, dessen letzter Herzog ohne Erben gestorben war, und behandelte dieses Land, ungeachtet des Einspruchs, den der Kurfürst von Brandenburg erhob, als schwedisches Besitzthum. Während sich der Kurfürst mit kaiserlichem Gelde zum Krieg rüstete, rückte Gallas in Pommern ein, um daraus die Schweden zu vertreiben, die sich nach Stralsund zurückzogen. Anstatt sie aber dorthin zu verfolgen, hielt sich Gallas mit der Belagerung von Anklam auf, und da er es nicht erobern konnte, verließ er Pommern wieder, angeblich weil das Land das große Heer nicht ernähren könnte, und zog sich ins Mecklenburgische und Lüneburgische.

Plötzlich brach Baner, von Schweden aus gestärkt, aus Stralsund hervor, eroberte die verlorenen Plätze wieder und trieb den Gallas bis Magdeburg zurück; drang dann wieder in Sachsen ein und schlug die sächsische Armee bei Chemnitz (Juni 1638) bis zur völligen Vernichtung, worauf er sich nach Böhmen wandte und vor Prag erschien.

Ob er gleich, um die Böhmen zu gewinnen, seinen Soldaten die strengste Mannszucht anbefahl, so konnte er doch, zumal sein Befehl nicht gehalten wurde, das Volk nicht zum Anschluß an Schweden bewegen, so daß er es, da auch Mangel im Heere eintrat, für gerathen fand, nach Sachsen zurückzugehen, um sich dort mit dem Herzog Bernhard zu vereinigen, der vom Rhein her die Hand ihm zu bieten vorhatte.

Bernhard hatte nämlich unterdessen mitten im Winter die Franche-Comté den Spaniern entrissen, dann das von Johann von Werth befehligte ligistische Heer bei Rheinfelden geschlagen und diesen gefangen nach Paris geschickt; hatte ferner Freiburg erobert und nach der Vernichtung zweier kaiserlichen Heere die Festung Breisach, als den Schlüssel zu Oberdeutschland, durch Hunger zur Uebergabe gezwungen.

Da ihn die Franzosen nicht mehr mit Geld unterstützen wollten, beschloß er, den Krieg auf eigene Rechnung zu führen und Breisach zum Stützpunkt seiner neuen Herrschaft zu machen. Er ließ sich daher von den Einwohnern förmlich huldigen und glaubte sich schon im gesicherten Besitz des ihm von den Franzosen verheißenen Elsasses und Breisgau's.

Vergebens hatte ihn der Kaiser durch Unterhandlung für den Frieden zu gewinnen und vom Bündnisse mit Frankreich abzubringen gesucht. Bernhard erkannte wohl, daß Frankreich ihm das Elsaß nicht gutwillig überlassen würde; da er es aber auch vom Kaiser nicht zu erhalten hoffen konnte, so verabredete er mit Baner die erwähnte Vereinigung, um mit ihm ins Herz der östreichischen Erblande einzudringen. Da erkrankte Bernhard plötzlich und starb am 18. Juli 1639 im Lager zu Neuburg am Rhein, und Frankreich bewies durch die schnelle Besitznahme des Elsasses seine habsüchtigen Absichten.

Wiewohl Bernhard schon vorher einigemal an einem bösartigen Fieber gelitten hatte, so schrieb er doch selbst seine Erkrankung einer Vergiftung zu. Vor seinem Ende verordnete er in seinem Testamente, daß alle seine Eroberungen im Elsaß beim deutschen Reiche bleiben, aber unter schwedischem Schutze von demjenigen seiner Brüder regiert werden sollten, der sie behaupten würde. Richelieu aber kam dem Entschlusse des Herzogs Wilhelm zuvor, gewann mit Geld Bern-

hard's Heer für den Dienst Frankreichs und erhielt auf diese Weise alle festen Plätze. Umsonst bemühte sich Herzog Wilhelm von Weimar, wenigstens die Befehlshaberstelle in Breisach zu bekommen, um bis zum allgemeinen Frieden ein Pfand für die Ansprüche seines Bruders in Händen zu haben; er erhielt sogar nichts von dessen übriger Hinterlassenschaft, sondern bloß die Leiche seines Bruders, um sie in die Familiengruft nach Weimar abzuführen.

Auf die Nachricht von Bernhard's Tod wandte sich Baner abermals nach Böhmen, konnte aber Prag wiederum nicht gewinnen, daher er unter Sengen und Brennen umherzog, bis ihm der schwedische General Königsmark Verstärkung aus Westfalen zuführte. Weil aber ein neues kaiserliches Heer, geführt von dem zweiten Sohne des Kaisers, dem jungen, seiner Frömmigkeit wegen für einen Heiligen angesehenen Erzherzog Leopold Wilhelm, im Anzuge war, so räumte Baner 1640 Böhmen aufs eiligste und bezog ein Lager bei Erfurt, wo er sich mit einem Heere vereinigte, das ihm Frankreich (aus einem Theil der bernhardinischen Truppen), Hessen und das seit Kurzem wieder mit Schweden verbündete Braunschweig-Lüneburg zuführte. Zwar folgte ihm der Erzherzog mit dem kaiserlichen Heere nach und verschanzte sich bei Saalfeld, aber nach einem mehrwöchentlichen beiderseitigen Zuwarten, zogen beide Theile unverrichteter Dinge wieder ab, um ihren Heeren anderwärts Unterhalt zu verschaffen.

Bei einer zu Hildesheim veranstalteten Zusammenkunft Baner's mit den Führern der verschiedenen Heeresabtheilungen — zur Berathung über den Feldzugsplan des folgenden Jahres — starben plötzlich der Prinz von Hessen und der General Graf Schaumburg; Baner aber und der Herzog Georg von Lüneburg begannen von da an zu kränkeln. Daher vermuthete man auch hier eine Vergiftung, die man einem französischen Mönch zuschrieb, obgleich die ausschweifende Unmäßigkeit bei den mit jener Zusammenkunft verbundenen Gelagen die gleiche Folge haben konnte.

Schon seit dem Jahre 1636 war auf Antrieb des Papstes zu Köln ein Versuch zum Frieden gemacht worden; allein Frankreich und Schweden gebrauchten allen Vorwand, um das Friedensgeschäft zu hintertreiben. Vier Jahre darauf, da man des verheerenden Krieges allenthalben müde war, die Kurfürsten aber nicht die alleinige Verantwortung der Entscheidung übernehmen wollten, schrieb der Kaiser auf ihr Anbringen im September des Jahres 1640 einen

Reichstag nach Regensburg aus, auf dem man abermalige Versuche zum Frieden machte. Sie hatten jedoch kein wesentliches Ergebniß, da es den Stärkern kein Ernst damit war. Selbst der Kaiser, so ernst er den Frieden wollte, war dafür, daß der Krieg bis zur gänzlichen Beruhigung des Reiches fortgesetzt werden müsse, um die Feinde nicht durch den Schein der Nachgiebigkeit zu noch unmäßigeren Forderungen zu ermuntern. Die falsche Berechnung, erst einen Glücksfall abzuwarten, der des Feindes Forderung herabstimmen könnte, ließ eine Einigung nicht gelingen. Frankreich und Schweden fuhren fort, dagegen zu wirken, um im Trüben fischen zu können. Ja während des Reichstags, mitten im Winter (Januar 1641), zog unvermuthet Baner mit dem französischen Marschall Guébriant an der Spitze eines schwedischen und französischen Heeres durch das Voigtland über die gefrorene Donau, erschien plötzlich vor Regensburg und beschoß es. Viele Reichstagsglieder wollten abreisen, aber der Kaiser blieb gefaßt und traf die erforderlichen Gegenanstalten. Indeß nöthigte plötzliches Thauwetter und zugleich die Annäherung eines kaiserlichen Heeres unter Piccolomini die Feinde zu raschem Abzug. Kurze Zeit darauf (im Mai) starb Baner zu Halberstadt an den Folgen zu schnellen Verbrauchs seiner Kräfte.

Schon zwei Monate zuvor war Herzog Georg von Lüneburg gestorben, worauf die übrigen braunschweigischen Herzoge mit dem Kaiser Friede machten. — Im April war auch der sächsische Feldmarschall Arnim zu Dresden gestorben. Er hatte aus Unwillen über den Prager Frieden den sächsischen Dienst verlassen, war dann von Oxenstierna durch einen Gewaltstreich gefangen genommen und nach Stockholm gebracht worden; er entkam aber aus dem Gefängniß und trat wieder in kursächsische Dienste und sollte eben das Commando eines Bundesheeres übernehmen, als ihn der Tod übereilte.

5. Torstenson. Tod des Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg. Kurfürst Friedrich Wilhelm's bewaffnete Neutralität. Torstenson's Kreuz- und Querzüge. Sein Sieg bei Breitenfeld. Türenne am Rhein. Noth des Kaisers. Torstenson und Königsmark gegen Sachsen. Sächsischer Neutralitätsvertrag. Torstenson's Abgang. Wrangel.

Baner's Tod brachte große Verwirrung in das schwedische Lager, da er nach Oxenstierna's Rückkehr nach Schweden den Krieg in

Deutschland allein geleitet hatte. Erst als der aus Gustav Adolf's Schule hervorgegangene Feldmarschall Torstenson den Oberbefehl über das schwedische Heer erhielt und Geld von Frankreich und neue Truppen aus Schweden mitbrachte, kehrte Ordnung und Zucht in das verwilderte und halbaufgelöste Heer zurück. Zwar litt dieser Feldherr so an der Fußgicht, daß er sich bei seinen Feldzügen oft in einer Sänfte tragen lassen mußte: nichts desto weniger machte der kühne und energische Mann durch die unglaubliche Schnelligkeit, mit der er Deutschland durchzog, und durch die reißenden Siege, die sich an seine Flüge hefteten, alle seine Gegner zittern.

Zwar hatte der Regensburger Reichstagsabschied v. 18. Oct. 1641 festgesetzt, daß die Friedensunterhandlungen zwischen dem Kaiser und den Kronen von Frankreich und Schweden zu Münster und Osnabrück begonnen werden, und daß alle Reichsstände dahin Abgeordnete senden sollten; ferner, daß bis zu einem friedlichen Austrag alle auf die Religionsfragen sich beziehenden Executionen ausgesetzt seyn, inzwischen aber religiöser und profaner Friede gehalten werden solle. Allein die Ausführung dieses Beschlusses ließ noch lang auf sich warten, da es den Franzosen und Schweden um den Frieden nicht zu thun war. — Nur für Brandenburg trat mit dem dortigen Thronwechsel eine gesichertere Zeit ein. Dort war nämlich im Dez. 1640 der Kurfürst Georg Wilhelm gestorben und hatte seinen Sohn, den nachmals mit Recht so genannten großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm zum Nachfolger erhalten. Derselbe entzog sich dem speziellen Einfluß des kaiserlichen Hofs, schloß mit Schweden einen Waffenstillstand und wußte mit der größten Festigkeit und Klugheit eine bewaffnete Neutralität zu behaupten. Er war es, dem in der Folge der Beruf ward, „die Schutzherrlichkeit über das protestantische Deutschland den Händen der Fremden zu entreißen und die Entwicklung einer protestantischen Macht aus deutschen Elementen zu beginnen, die das wirklich wurde, wozu Gustav Adolf sein Schweden machen wollte, und was Kursachsen werden konnte, wenn Johann Georg die Gunst der Umstände zu benutzen und seine Stellung als großer protestantischer Landesfürst noch nach einem andern Gesichtspunct, als dem der Vasallenpflicht, zu würdigen verstanden hätte."

Um dem Kaiser empfindlich beizukommen, gieng Torstenson im Frühjahr 1642 bei Werben über die Elbe, brach durch die Lausitz in Schlesien ein, erstürmte Glogau (wo er die Jesuiten verjagte) und schlug bei Schweidnitz das kaiserliche Heer so auf's Haupt, daß dessen Befehlshaber, der Herzog von Lauenburg, gefangen wurde und an seinen Wunden starb. Hierauf drang er in

Mähren ein, besetzte Olmütz und streifte bis in die Nähe von Wien, kehrte aber, als sich ein kaiserliches Heer sammelte, wieder nach Schlesien zurück, das er ganz einnahm, bis auf Brieg, dessen Bürgerschaft seiner heftigen Berennung die größte Tapferkeit entgegensetzte. Als sodann Erzherzog Leopold Wilhelm mit einem großen Heere zum Entsatz heraneilte, wich er über die Oder in die Lausitz zurück, brach aber, durch Wrangel verstärkt, plötzlich wieder hervor, trieb die Kaiserlichen zurück und nahm bei Leipzig eine Stellung. Hier kam es zwischen ihm und dem Erzherzog (am 2. Nov.) „auf dem Siegesfelde Gustav Adolfs" bei Breitenfeld zu einer hitzigen Schlacht, in welcher Torstenson siegte und zehntausend Kaiserliche die Wahlstatt bedeckten.

Der Erzherzog entkam dem Tode nur durch das Glück, daß der Karabiner, den ihm ein Schwede auf die Brust setzte, versagte. Als er den Rest seines Heeres in Böhmen gesammelt hatte, ließ er über die, welche durch voreilige Flucht den Verlust der Schlacht herbeigeführt, ein strenges Gericht halten und ein ganzes Regiment nach dem Loose decimiren. Kurz darauf aber trat er den Oberbefehl an Gallas ab und lebte wieder dem bischöflichen Beruf.

Auch im folgenden Jahre drang Torstenson wieder durch Böhmen nach Mähren vor und hatte schon wieder alle Verbindung mit Schlesien hergestellt, als er plötzlich vom Reichsrath in Schweden den Befehl erhielt, sein Heer eilends nach Holstein zu führen, weil Schweden dem stets zweideutigen und eifersüchtigen Dänemark den Krieg angekündigt hatte. (1644.) Torstenson gehorchte, durchflog Deutschland und stand unversehens in Holstein, von wo aus er den Dänen alle festländischen Besitzungen wegnahm. Und als ihm Gallas bis an die Eider nachzog, trieb er denselben bis Magdeburg zurück, so daß dieser stets unglückliche Feldherr nur mit wenigen Trümmern seines schönen Heeres in die kaiserlichen Erbstaaten zurrückkehrte.

Unterdessen war in Frankreich Richelieu (im Dec. 1642) und Ludwig XIII (im Mai 1643) gestorben, und die Königswittwe Anna, als Vormünderin des vierzehnjährigen Ludwig XIV, hatte die Regentschaft erhalten, die von dem Cardinal Mazarin im Geiste Richelieu's geleitet wurde (XXII. 2, 1.). Als die französischen Waffen in Süddeutschland durch Guebriant's Tod nicht glücklich waren, entbot

Mazarin den Marschall **Türenne** aus Italien an den Rhein. Dieser trieb in Verbindung mit dem Herzog von **Enghien** die Bayern aus den Rheingegenden und eroberte alle festen Plätze und Städte derselben, welche (vor zehn Jahren) die Schweden nach der Schlacht bei Nördlingen verloren hatten. Auch bewog Mazarin den Fürsten **Ragoczki** von Siebenbürgen (den Nachfolger Bethlen Gabor's) mit einem Heere von 60,000 M. in Ungarn einzufallen, woraus ihn nachher die Kaiserlichen nur mit Mühe zurückzudrängen vermochten.

Als hierauf **Torstenson** im Anfange des Jahres 1645 den Heertrümmern des Gallas folgend, durch Sachsen nach Böhmen zog und **bei Jankau** auch den kaiserlichen General **Hatzfeld** (den Nachfolger Gallas') schlug, stieg die Noth des Kaisers so, daß er seine Familie und seine Schätze nach Steyermark bringen ließ. Einem „Waldstrom" gleich, brach nun **Torstenson** in Oesterreich ein, streifte wieder **bis Wien** und rief den Fürsten **Ragoczki** aus Siebenbürgen herbei. Während dieser langsam durch Ungarn zog, belagerte Torstenson **Brünn**, sah sich aber nach 16 Wochen genöthigt, die Belagerung aufzuheben und sich, weil Ragoczki wieder mit dem Kaiser einen Waffenstillstand schloß, nach Böhmen und von da durch Schlesien nach Sachsen zu wenden, wo unterdeß Königsmark den Kurfürsten bis unter die Mauern von Dresden verfolgt hatte.

Von **Königsmark und Torstenson** zugleich in die Enge getrieben, mußte sich der Kurfürst, so schwer es ihm ankam, am 27. Aug. 1645 zu dem **Waffenstillstands- und Neutralitäts-Vertrag von Kötschenbroda** verstehen, worin er sich jedoch das Recht vorbehielt, zur Wahrung seiner Pflicht den Kaiser fortwährend mit drei Regimentern zu unterstützen.

Es war dies das letzte Werk Torstenson's: denn nach der Einnahme von Leutmeritz legte er, von Krankheit gepeinigt, seinen Feldherrnstab in die Hände **Wrangel's**, der eben den König von Dänemark zu dem **Frieden von Brömsebro** (13. Aug. 1645) genöthigt hatte.

In diesem Frieden erhielten die **Schweden völlige Zollfreiheit** im **Sund und in den beiden Belten**, ferner die Inseln Gothland und Oesel, einige dänische Provinzen auf dem Festland, und das Erzbisthum Bremen. Durch

den dänischen Frieden und den sächsischen Waffenstillstand, der noch dazu 1646 verlängert wurde, verlor der Kaiser mit Schmerz seine beiden wichtigsten Bundesgenossen.

6. Maximilian durch Wrangel und Türene bedrängt. Sein Separatwaffenstillstand mit Schweden. Wrangel in Böhmen gegen Melander und Johann von Werth. Waffenstillstandsbruch. Verheerung Bayern's durch Wrangel und Türenne. Königsmark vor Prag. Friedensschall.

In Süddeutschland hatte seit der Nördlinger Schlacht vorzugsweise Bayern die Last des Krieges getragen und durch manchen Sieg seiner beiden Feldherren Johann's von Werth und Mercy's, den deutschen Muth, der durch das anhaltende Unglück der kaiserlichen Waffen in Norddeutschland gesunken war, theilweise aufgerichtet. Als aber Mercy durch Versehen seiner eigenen Leute einen Schuß erhielt, woran er starb, und die Schweden, gesichert durch die Entwaffnung Norddeutschlands, eine bedeutende Heeresmacht nach Süddeutschland werfen konnten und durch die Vereinigung Wrangel's mit Türenne die Donau gewannen und bereits Augsburg belagerten: da fühlte sich der Kurfürst Maximilian dieser Uebermacht nicht gewachsen; und weil er aus den bereits zu Münster und Osnabrück in Gang gekommenen allgemeinen Friedensverhandlungen mit Sorgen wahrnahm, daß der Kaiser theils aus dem schon obenerwähnten Grunde, theils aus Nachgiebigkeit gegen Spanien, das noch mit Frankreich im Kampfe begriffen war, zu keinem den Frieden einleitenden Waffenstillstand die Einwilligung gab: so ergriff er im Unwillen darüber, zur Rettung seines Landes vor den Verheerungen der Feinde, das ihm von ihnen gemachte Anerbieten eines Separatwaffenstillstandes, den er zu Ulm am 14. März 1647 abschloß.

Zwar suchte Johann von Werth, der, vom Kaiser gewonnen, die Politik des Kurfürsten nicht billigte, das bayrische Heer dem Kaiser zuzuführen; allein die Truppen widerstrebten, und Johann von Werth mußte sich mit den von ihm gewonnenen Offizieren nach Böhmen in den Schutz des Kaisers flüchten, der sie nicht nur in seine Dienste nahm, sondern auch alle unter dem Oberbefehl des Kurfürsten stehenden Soldaten ihrer Verpflichtung gegen denselben entband, weil Maximilian sich durch den Waffenstillstand selber des kaiserlichen Feldherrnamtes entsetzt habe.

Gedeckt durch den Waffenstillstand mit Bayern wendete sich nun Wrangel nach Böhmen. Zum Unglück war Gallas kurz zuvor gestorben und der Erzherzog Leopold Wilhelm nach den Niederlanden gesandt, um dort das Commando der spanischen Truppen gegen Frankreich zu übernehmen. In dieser Noth berief der Kaiser sogar einen Calvinisten zur Oberbefehlshaberstelle, den hessischen General Melander, der in Folge eines Zerwürfnisses mit der Landgräfin von Hessen in kaiserliche Dienste getreten und dort zum Grafen von Holzapfel ernannt worden war. Doch weder er, noch Johann von Werth konnten verhindern, daß Wrangel in Böhmen einbrach und Eger wegnahm.

Da bereute der alte Kurfürst Maximilian seinen „im augenblicklichen Unmuth" geschehenen Abfall vom Kaiser, und als er erfuhr, daß die Schweden seitdem auf dem Friedenscongreß ihre Forderungen nur noch höher steigerten, so kündigte er unter einem Vorwand den Schweden den Waffenstillstand auf und schickte den größten Theil seines Heeres nach Böhmen dem Kaiser zu Hülfe. Dadurch wurde Wrangel genöthigt, Böhmen in fluchtähnlicher Eile zu verlassen.

Der Kurfürst erlaubte seinen Truppen nicht, den Fliehenden über die böhmische Gränze hinaus zu verfolgen, um Frankreich, mit dem der bayerische Waffenstillstand noch bestand, nicht zu reizen. Allein Frankreich kündigte nun doch den Waffenstillstand, und Türenne erhielt den Befehl sich mit Wrangel zu vereinigen. Diese beiden zogen, nach der Vertreibung Melander's aus Hessen (das derselbe aus Rache gegen die Landgräfin schrecklich verheert hatte), im Frühling 1648 mit 40,000 M. durch Franken und Schwaben gen Augsburg, schlugen das dort vereinigte kaiserliche und bayerische Heer in der Schlacht bei Zusmarshausen (17. Mai 1648) in der Melander tödtlich verwundet wurde. Dann theilten sie sich, indem Königsmark nach Böhmen zog, Wrangel mit Türenne aber über den Lech in das Herz von Bayern drang.

Maximilian, von Schutz entblößt, mußte nun in seinem hohen Alter in seinem eigenen Lande von Ort zu Ort und zuletzt nach Salzburg fliehen. Nachdem Wrangel und Türenne Oberbayern verheert und namentlich Landshut gebrandschatzt hatten, wendeten sie

sich nach Niederbayern, wo ihnen Graf Hunolstein mit dem gesammelten bayerischen Heere den Uebergang über den Inn streitig machte, bis ein kaiserliches Heer unter Piccolomini den Bayern zu Hülfe kam und in Vereinigung mit ihnen die Schweden und Franzosen zum Rückzug über den Lech nöthigten, den aber Wrangel in seinem Grimm mit Sengen und Brennen bezeichnete.

Unterdeß war es dem General Königsmark bei seinem Einfall in Böhmen mittels der Verrätherei eines invaliden kaiserlichen Offiziers, der sich durch Zurücksetzung gekränkt fühlte, gelungen, eines Tages in der Morgendämmerung Prag zu überrumpeln und sich der Kleinseite der Stadt zu bemächtigen, worin sich das königliche Schloß, das Zeughaus und die meisten Paläste der böhmischen Großen befanden, und eine unermeßliche Beute an Gold und Kostbarkeiten zu machen. Schon begann er auch die anderen Theile der Stadt mit glühenden Kugeln zu überschütten, als sich die Bürger bewaffneten und entschlossenen Widerstand leisteten. Selbst als der Pfalzgraf Karl Gustav, ein Schwestersohn Gustav Adolf's, der zum Generalissimus aller schwedischen Heere ernannt worden war, den Belagerern Verstärkung zuführte, verweigerten die Bürger standhaft die Uebergabe, sprengten die schwedischen Minen durch Gegenminen und hielten sich auf's tapferste, bis Entsatz von Budweis herbeikam und der Pfalzgraf, um diesem entgegenzurücken, die Belagerung einstellte. Da in diesem Moment erscholl die Kunde von dem am 24. October 1648 zu Münster erfolgten Abschluß des allgemeinen Friedens, der die weitern Unternehmungen der kriegsführenden Mächte einstellte und den Drangsalen Deutschlands ein Ende machte, so daß also der dreißigjährige Kampf gerade vor der Stadt, in welcher er seinen Anfang genommen hatte, auch seinen Ausgang nahm.

7. Die Friedensverhandlungen in Münster und Osnabrück. Der westfälische Friede. Bestimmungen desselben in politischer und religiöser Beziehung.

Obgleich der Regensburger Reichstag von 1641 die Congreßorte bezeichnet hatte, an welchen die Friedensverhandlungen der betheiligten Mächte begonnen werden sollten, und auch noch in dem-

selben Jahre die unter dänischer Vermittlung in Hamburg zu Stande gekommenen Präliminar-Verhandlungen den Monat März des Jahres 1642 zum Anfang bestimmt hatten, so mußte doch das kriegsmatte Deutschland noch sieben Jahre lang in Kummer und Elend hinschmachten, ehe „Leidenschaft, Eigennutz und nichtswürdige Staatskunst ihm den Frieden gönnten."

So wie Papst Urban's VIII weiser und zugleich christlicher Vorschlag, sogleich einen allgemeinen Waffenstillstand zu schließen, während dessen man über den Frieden verhandeln könnte, einerseits von Frankreich, dessen Ziel die Schwächung Habsburgs und die Erwerbung deutscher Reichsgebiete war, anderseits vom Kaiser, der durch Nachgiebigkeit die Anmaßungen der Franzosen und Schweden zu steigern fürchtete, hintertrieben worden war: so wußte man nun auch, nachdem Ort und Zeit zu den Friedensverhandlungen anberaumt war, zuerst die Eröffnung und dann den Fortgang derselben auf's künstlichste zu vereiteln.

Als endlich die Bestätigung der Hamburger Bestimmungen vom Wiener und Madrider Hof erfolgt war, sollte am 11. Juli 1643 die wirkliche Eröffnung erfolgen, und zwar in Münster zwischen den katholischen Paciscenten, und in Osnabrück mit den protestantischen, deren Vertreter Schweden war. Die kaiserliche Gesandtschaft (unter dem Grafen von Nassau) stellte sich bereits im Mai ein, aber erst im October die spanische, im November die schwedische und vollends erst im März des Jahres 1644 die französische Gesandtschaft (unter d'Avaux.) Da auch alle übrigen deutschen Staaten repräsentirt waren, so mußten zunächst Streitigkeiten und Untersuchungen über Rang, Titel, Cermoniel und andere Nebendinge den Vorwand zu weiteren Verzögerungen hergeben. Als man endlich zu den eigentlichen Verhandlungen kam, so schleppten sich diese von einem Jahr ins andere fort, weil jede Partei immer auf günstige Siegesnachrichten wartete, um ihre Forderungen höher spannen zu können.

Gleich im ersten diplomatischen Act, mit dem Frankreich auftrat, begann es mit beleidigenden Ausfällen auf des Kaiser's oberherrliche Stellung gegenüber den deutschen Fürsten, deren Lösung vom Kaiser sein Ziel war, um Deutschland zu einem den Einflüssen Frankreichs stets zugänglichen Körper zu machen, der von keiner gemeinsamen Obergewalt zusammengehalten wäre. Frankreich wollte also in Deutschland gerade den entgegengesetzten Grundsatz zur Geltung bringen, durch den es daheim seinen Machtbestand errungen hatte. Daher die französische, auch

von Schweden getheilte Forderung, es müsse jeder deutsche Reichsstand, auch bis zum kleinsten herab, entweder in Person oder durch Bevollmächtigte zugegen seyn. Vergebens entgegnete der Kaiser, daß ihm der Reichstag die Vollmacht zum Friedensschluß gegeben habe. Bald darnach, als das Mißgeschick der kaiserlichen Waffen überhand nahm, fand man doch selbst in Wien es vortheilhafter, allen Reichsständen die Beschickung des Congresses frei zu stellen.

Die schwierigsten und langwierigsten Verhandlungspuncte waren einerseits die der Satisfaction, Restitution und Entschädigung, andererseits die der Religion und des Besitzstandes geistlicher Güter. In erster Beziehung stellte der Kaiser gemäßigte Forderungen; dagegen zeigte sich Frankreich am übermüthigsten und eigennützigsten, und hüllte dabei seine Begehrlichkeit nach Abtretung deutscher Länder in den Mantel geheuchelter Nächsten- und Nachbarliebe, indem es sich den Beschützer deutscher Freiheit nannte, der diese Länder nur zum Besten der Deutschen besetzen wolle, um ihnen desto schneller und leichter gegen ihre Feinde beistehen zu können!

In Rücksicht auf den Religionspunct war es das perfide Streben der französischen Staatskunst, es nicht zur Beendigung der Religionsstreitigkeiten kommen zu lassen, damit die dadurch fortbestehende Schwäche Deutschlands den Franzosen stets Grund und Gelegenheit zur Einmischung und Eroberung geben könnte. Auch der Kaiser hätte gern zu Gunsten der Katholiken den Religionspunct ausgesetzt, erklärte sich aber bereit, die Religionshändel in reichsverfassungsmäßigem Wege schlichten zu lassen. Nur Schweden wollte zu Gunsten der Protestanten über den Religionsfrieden und über den Besitz der geistlichen Güter sogleich neben den übrigen Friedensangelegenheiten verhandelt und diese Wirren auf eine billige und christliche Weise gelöst wissen, damit kein Zweifel über den wahren Sinn des Religionsfriedens zurückbleibe, und für künftige Streitfragen ein für allemal der Weg friedlicher Vergleichung gebahnt sey.

Bei so entgegengesetzten Bestrebungen schienen die Verhandlungsarbeiten lange nicht von der Stelle zu kommen: nur der Klugheit, Mäßigung und Standhaftigkeit des 1645 neueingetretenen kaiserlichen Botschafters, des Grafen Maximilian von Trautmannsdorf, hatte Deutschland es zu danken, daß es, gegenüber den Franzosen

und Schweden, nicht in noch größere Nachtheile bei diesem so künstlich zusammengesetzten Friedenswerke gerieth, das endlich am 24. October 1648 zu Stande kam und durch die Gründung eines neuen Territorial- und Rechtszustandes den langen Jammer und das Elend der Menschen und die anarchische Verwirrung des Reiches beendete.

Die Bedingungen des westfälischen Friedens sind demnach kirchlicher und politischer Natur. In kirchlicher Hinsicht wurden

1. die im Passauer Vertrag und im Augsburger Religionsfrieden gewährte Freiheit der Religionsübung und völlige Rechtsgleichheit bestätigt und die in diesen beiden Reichsverträgen den Augsburgischen Religionsverwandten zugestandenen Rechte auf die Calvinisten ausgedehnt. Dabei wurde bestimmt, daß auf Reichstagen in Religionssachen künftig nicht mehr Stimmenmehrheit gelten, sondern nur gütliche Unterhandlung entscheiden solle.

2. Der „geistliche Vorbehalt" (XX. 10, 4.) wurde beseitigt und durch die Bestimmung ersetzt, daß der Besitzstand am 1. Januar 1624 für unmittelbare und mittelbare Stifter als Norm für die Religionseigenschaft der geistlichen Güter gelten solle.

Die Schweden hatten im Namen der Protestanten das Jahr 1618 als Normaljahr verlangt und der Kaiser nur das Jahr 1630 zugestehen wollen: endlich vereinigte man sich in der Mitte; denn da gerade zwischen 1618 und 1624 die meisten Gegenreformationen in des Kaisers Erbländern Statt gefunden hatten, so wollte derselbe nicht weiter nachgeben, und so kam es, daß in so vielen Gegenden Süddeutschlands und in ganz Böhmen die Reformation unterdrückt blieb.

3. Das Recht zu reformiren, das vorher den Landesherren in Deutschland zustand, wurde gleichfalls durch das eben erwähnte Normaljahr beschränkt.

Hatte indeß im Jahr 1624 in irgend einem landesherrlichen Gebiet die Duldung nicht Statt gefunden, so durften jetzt die Ausgeschlossenen wenigstens Hausandacht halten, ihre Kinder in ihrem Bekenntnisse erziehen, und an den bürgerlichen Rechten Theil nehmen. Sie dürfen auswandern und ihre Güter mitnehmen oder veräußern. Verlangt aber der Landesherr ihre Auswanderung, so müssen sie gehorchen und es steht ihnen nur die Wahl frei, wohin sie ziehen wollen. — Ist der Landesherr lutherisch, seine Unterthanen aber reformirt, oder umgekehrt, so darf der Landesherr sich einen Hofprediger halten und Duldung gestatten, aber nicht mit Gewalt ändern, Rechte nehmen oder Lehrstühle mit Personen

des andern Bekenntnisses besetzen. — Wenn der katholische oder protestantische Inhaber unmittelbarer oder mittelbarer geistlicher Stiftungen seine Religion ändert, verliert er seine geistliche Stelle. — In protestantischen Ländern fallen alle Rechte katholischer Obern, selbst über Ehesachen weg, und jeder protestantische Landesherr hat das Recht in seinen Ländern kirchliche Einrichtungen zu treffen.

Die den Protestanten eingeräumten Vortheile, welche man der besondern Thätigkeit des braunschweig-lüneburgischen Gesandten Jacob Lampadius zu danken hatte, erkannte der Papst nicht an und erklärte in einer eigenen Bulle den westfälischen Frieden für nichtig; doch durfte dieselbe in Deutschland nie und nirgends publicirt werden. Die deutschen Katholiken waren, so wie das erstemal durch den schmalkaldischen Krieg, so nun das zweitemal durch die noch bittereren Erfahrungen des 30jährigen Kriegs, inne geworden, daß der Katholicismus, selbst wenn er alle seine Kräfte aufbietet, den Protestantismus nicht mehr überwältigen könne. Und wie glücklich auch die Hierarchie vor dem 30jährigen Krieg in der Wiederanstrebung der Welteroberung gewesen war, — der Weiter- und Durchführung derselben steckte der westfälische Friede eine Gränze. Denn er ist es, der auf die innere Nothwendigkeit, womit der Protestantismus aus dem Katholicismus hervorgegangen ist, das Siegel der Berechtigung aufgedrückt hat. Und da an einer vollendeten Nothwendigkeit nichts zu ändern ist, so ist nicht nur das Gute, sondern auch das Schlimme, welches stets im Gefolge jeder durch ein ehemaliges Ganzes hindurch gehenden Trennung gefunden werden wird, mit Demuth und Selbstverläugnung hinzunehmen, und gegenseitig Alles zu meiden, was die allgemeine christliche Liebe gefährden könnte. Diese Liebe sowohl, als auch die Klugheit wird aber vor Allem jenen durch den westfälischen Frieden geschaffenen Rechtszustand unangetastet lassen, der auf der völligen politischen Gleichstellung zwischen Katholiken und Protestanten beruht und ohne welchen Deutschland in unabwendbares äußeres und inneres Verderben dahin sinken würde.

In äußerlich-politischer Beziehung setzte der westfälische Friede als Entschädigung für Kriegskosten und erlittene Verluste folgende Bestimmungen fest:

Schweden erhielt Vorpommern mit Rügen und einem Theil von Hinterpommern, Wismar, die Bisthümer Bremen und Verden als weltliche Herzogthümer, nebst 5 Millionen Reichsthaler für das Heer. (Sämmtliche abgetretene Territorien sollten jedoch unter deutscher Hoheit bleiben, daher in Bezug auf dieselben Schweden deutscher Reichsstand werden.)

Frankreich erhielt die volle Hoheit über die Bisthümer und Städte Metz, Toul und Verdun, über die Stadt Pignerol (in Piemont), über die Festung Breisach und die Grafschaft Suntgau; über die Landgrafschaft Ober- und Unter-Elsaß und die Landvogtei Hagenau — alles ohne Beziehung zum Reich; dazu die Reichsvogtei über 10 elsässische Reichsstädte (Hagenau, Colmar, Schlettstadt, Weißenburg am Rhein, Landau, Oberesenheim, Roßheim, Münster (im Gregorienthal), Kaisersberg und Türkheim, so wie die Grundherrlichkeit über 42 Dörfer; endlich das Besatzungsrecht über die dem Bisthum Speyer gehörige Festung Philippsburg.

Kurbrandenburg für seine an Schweden abgetretenen pommer'schen Anrechte: die Bisthümer Minden, Halberstadt, Camin als weltliche Fürstenthümer, das Erzbisthum Magdeburg als Herzogthum (jedoch mit dem Vorbehalt des lebenslänglichen Besitzes des damaligen Administrators August von Sachsen und mit Ausschluß von vier an Kursachsen übergegangenen Aemtern);

Hessen-Cassel die säcularisirte Abtei Hersfeld, die vier minden'schen Lehen des ausgestorbenen Geschlechts der Grafen von Schaumburg und 600,000 Thaler;

Mecklenburg für das abgetretene Wismar die Stifter Schwerin und Ratzeburg als weltliche Fürstenthümer und die dortigen Güter des Johanniter-Ordens;

Braunschweig-Lüneburg das Bisthum Osnabrück in der Art, daß ein Katholischer und ein Evangelischer in der Bischofsstelle abwechseln sollten; außerdem noch die Klöster Gröningen und Walkenried.

Kursachsen erhielt die Bestätigung dessen, was ihm im Prager Frieden zugestanden worden war;

Bayern die Bestätigung in der Kurwürde und im Besitz der Oberpfalz und der Grafschaft Cham;

das pfälzische Haus in der Person Karl Ludwig's, des Sohnes Friedrich's V erhielt die Unterpfalz mit der neugeschaffenen Kurwürde, und das Rückfallsrecht an die Oberpfalz;

die Niederlande und die Schweiz wurden als selbständige Staaten anerkannt.

Württemberg, Baden und Nassau wurden an ihre vertriebenen Fürsten zurückgegeben;
allen übrigen Reichsständen wurde ihr Besitz, wie er vor dem Krieg war, bestätigt;
alle seit dem Beginn des Kriegs in Folge desselben verlornen Güter und Rechte sollten daher restituirt werden; ausgenommen von dieser Bestimmung aber sollten die Güter der österreichischen Unterthanen seyn, wenn sie vor dem Eintritt in schwedische oder französische Kriegsdienste eingezogen worden waren. — Auch wurde allgemeine Amnestie ausgesprochen;
die baltischen Länder Preußen, Kurland, Liefland und Esthland wurden im Friedensvertrage ganz übergangen.

In staatsrechtlicher Hinsicht sollte über Krieg und Frieden, Gesetzgebung, Steuererhebung, Truppenaushebung, Befestigungen, Bündnisse ꝛc. der Kaiser nur nach Abstimmung aller deutschen Reichsstände verfahren können. Sonach erhielten die deutschen Fürsten, anstatt der nur berathenden Stimme, die sie vorher hatten, eine entscheidende, dazu eine förmliche Bestätigung der Landeshoheit mit der Befugniß, Bündnisse nicht nur untereinander, sondern auch mit auswärtigen Fürsten zu schließen, soweit dadurch Kaiser und Reich nicht gefährdet würde. Den protestantischen Erzbischöffen wurde die Aufnahme in's Fürstencollegium gewährt; das Reichskammergericht wurde gleichmäßig besetzt; der Reichstag erhielt gesetzgebende Gewalt und auch die Reichsstädte entscheidendes Stimmrecht.

Es dauerte jedoch noch lange, bis diese Beschlüsse alle zur Ausführung kamen. Die Franzosen räumten nur nach langem Hinhalten die von ihnen eroberten Festungen, und die schwedischen Truppen hielten fast noch sechs Jahre lang (bis zur völligen Zahlung der ihnen zugesprochenen Geldentschädigung) diejenigen Kreise Deutschlands besetzt, in die sie zu diesem Zwecke vertheilt waren. Wegen Burgund und Lothringen, die auf Frankreichs Forderung vor der Hand vom Frieden noch ausgeschlossen worden waren, (weil Frankreichs Krieg mit Spanien noch nicht beendet war, die Freigrafschaft Burgund aber Spanien gehörte und der Herzog von Lothringen Spaniens Bundesgenosse war) dauerten die Feindseligkeiten noch lange fort, bis endlich auf die Klagen der rheinischen Fürsten die Ruhe — jedoch nur für neue Geldleistungen erkauft wurde.

8. Unmittelbare Folgen des 30jährigen Krieges: Zerstücklung und Ohnmacht Deutschlands durch Schwächung der Centralgewalt. Deutschland ein lockerer Staatenbund. Verfall des Wohlstands. Verfall der Sittlichkeit und Religion. Verfall der Wissenschaft und Kunst.

Die nachtheiligen Folgen des dreißigjährigen Kriegs zeigten sich in allen Beziehungen des deutschen Nationallebens, besonders in der Schwächung der Macht Deutschlands nach Außen und in dem Verfall seiner geistigen und materiellen Wohlfahrt.

Am augenfälligsten traten die Folgen von Deutschlands innern Spaltungen und der Unabhängigkeitsbestrebungen seiner Fürsten in der großen Zerstücklung und Unfreiheit hervor, auf die der westfälische Frieden sein Siegel drückte. Was durch ihn einzelne Fürsten an Macht gewannen, entgieng der Centralgewalt, und die Feststellung der vollen fürstlichen Landeshoheit ließ von der ohnedieß so geschwächten Kaisermacht vollends nur noch den bloßen Schatten. Von da an trat die Schwäche des deutschen Reichs offen heraus, in so fern dasselbe fortan im Grunde nichts als ein lockerer Staatenbund von mehr als 300 großen und kleinen, theils weltlichen, theils geistlichen Staaten wurde, die noch dazu ungleicher — nämlich entweder monarchischer oder republikanischer, aristokratischer oder demokratischer — Natur waren. Nachdem so die ehemalige Einheit sich in ganz lose Getheiltheit, welche nur noch durch die Form zusammengehalten wurde, und die ehemalige Herrlichkeit der Nation sich in schmachvolle Erniedrigung verwandelt hatte, verlor Deutschland nach Außen seine Macht und überwiegende Stellung in Europa, nach Innen aber durch die Aufhebung des Gleichgewichts der Stände, besonders durch Herabdrückung des Mittelstandes, seine Kraft und Freiheit auf lange hinaus.

Schon der Verlust zweier so wichtiger, einst mit Deutschland so lebendig verbundener Glieder, wie die Niederlande und die Schweiz, hatte eine große Einbuße der ehemaligen Stärke Deutschlands bezeichnet. Haben auch diese beiden Glieder nach ihrer Abtrennung vom großen Körper in ihrer Vereinzelung sich durch besondere Anstrengungen und Leistungen großen Ruhm erworben: so ist der große Schaden, den sie dadurch dem Leibe, dem sie einst angehörten, gebracht haben, zuletzt dennoch auf sie zurückgefallen.

Der Schmerz, das einst so mächtige Deutschland zu solcher Ohnmacht nach Außen und in Folge derselben zu solcher Zurücksetzung bei andern Nationen ver-

urtheilt zu sehen, wird einigermaßen durch die Betrachtung gelindert, daß die durch die Selbstständigkeit der einzelnen deutschen Staaten entstandene Getheiltheit Deutschlands, freilich erst in später Folgezeit, eine allseitigere Entwicklung und allgemeinere Verbreitung wissenschaftlicher Bildung möglich machte, durch die sich insbesondere der Bürgerstand, dessen ehemalige Kraft und Bedeutung in dieser Periode so tief sank, späterhin wieder emporheben, und dem deutschen Namen wenigstens auf dem Felde die Wissenschaft eine in verschiedenen Beziehungen andere Nationen überragende Bedeutung geben sollte.

Dazu kam der Verfall des Wohlstandes, der noch lange nach dem Frieden den kläglichsten Anblick darbot. Ackerbau, Gewerbe und Handel hatten in gleichem Grade gelitten. In allen von diesem Krieg heimgesuchten Ländern traf man unbebaute Felder, eingeäscherte oder verlassene Dörfer, halbverstörte und herabgekommene Städte. Zur Bestellung des Ackerbau's fehlte es an Vieh, so daß an vielen Orten der Bauer selbst sich an den Pflug spannen mußte; und was der Fleiß in Feld und Garten zu pflanzen sich mühte, wurde oft vom überhandnehmenden Wild wieder verwüstet. In den Städten besonders war allenthalben der frühere Wohlstand verschwunden, der auswärtige Handel andern Nationen zugefallen, der innere Verkehr durch fremde Concurrenz verkümmert.

Im Bisthum Freysing z. B. zählten manche Dörfer, die früher 400 Einwohner hatten, nur noch 20; manche waren gänzlich verödet. Güter, die vor dem Krieg 2000 Gulden werth waren wurden für 70—80 verkauft. Ein ähnliches Verhältniß fand in allen vom Krieg besonders stark getroffenen Gegenden Statt. — In Augsburg war die Einwohnerzahl von 80,000 auf 18,000, — in Göttingen auf die Hälfte, in Nordheim bis auf 150 Bürger, von denen nur 40 Steuern zahlen konnten, herabgekommen. — An verbrannten Ortschaften zählte Hessen allein 300 Dörfer, 17 Städte und 47 Schlösser; Württemberg 45 Dörfer, 8 Städte, 158 Pfarr- und Schulhäuser, 65 Kirchen und über 3600 andere Häuser. In Bayern hatten allein die Franzosen 100 Dörfer verbrannt. — Der ganze Krieg mochte an 10 Millionen Menschen gekostet haben. — Ein Schriftsteller jener Zeit beschreibt, als er von Deutschland aus die Schweiz betrat, den Contrast beider Länder mit den Worten: „Das Schweizerland kam mir gegen andere deutsche Länder so fremd vor, als wenn ich in Brasilien oder China wäre! Da sah ich Leute in Frieden handeln und wandeln, die Ställe standen voller Vieh, die Bauernhöfe liefen voll Hühner, Gänse und Enten, die Straßen wurden sicher von Reisenden gebraucht — da war keine Furcht vor Feinden, keine Sorge vor Plünderung, und keine Angst, kein

Gut, Leib und Leben zu verlieren." — Auch die deutschen Dichter dieser Periode können in ihren Gedichten die Noth des Volks nicht traurig genug schildern.

Wie groß vollends das in allen Ständen eingerissene Sittenverderbniß war, entnimmt man am besten aus den Worten des Arztes, Dichters und Geschichtschreibers Lotichius, der den ganzen dreißigjährigen Krieg durchlebte, der im II Theil seiner Res Germaniae sagt: „Was sonst den väterlichen Boden werth macht, der eigne Herd, fruchtbare Aecker, reiche Wiesen, tragbare Gärten, Freunde und Verwandte, was aus der Vergangenheit erfreut und die Gegenwart erheitert, alles war verschwunden und vernichtet! Selbst den Armen und Verarmten blieb keine Sicherheit: sie wurden, um Andere zu verrathen und Schätze anzuzeigen oder aus bloßer Grausamkeit nicht minder gepeinigt. Religion, Tugend, Frömmigkeit, Scham, Verdienst ward nirgends geachtet, und so gab man sich nur zu vielen Lüsten und Lastern hin und Deutschland frevelte zuletzt am ärgsten wider Deutschland. Des Friedens und der Ordnung hatten sich die Meisten so entwöhnt, daß sie sich in Krieg, Aufruhr und Ungehorsam wohl befanden, und des Lebens Zweck darin suchten, dafür das Leben auf das Spiel zu setzen. Jedes Geschlecht hatte sonst gesammelt und der Nachkommen vorsorglich gedacht: jetzt lag Staat, Kirche, Familie, Kunst, Wissenschaft, Handel, Gewerbe — alles gleichmäßig danieder, und wild ward verschleudert, was Jahrhunderte erbaut und geschaffen hatten. Selbst Geistliche, welche trösten, Richter, welche schützen sollten, wurden hartherzig und eigennützig, bis sich sogar die Obrigkeit ganz offen den Freveln hingab."

Mit dem Unglauben nahm der Aberglaube in erschreckendem Grade überhand. War doch kaum je zuvor das Hexenverbrennen (dessen oben XIX. 3, 1. erwähnt wurde) unter Katholiken und Protestanten so ungemein häufig, die Zahl der angeblichen Hexen und Zauberer, die verbrannt wurden, so unglaublich groß, als gerade in dieser Periode. Es kamen auf die einzelnen Jahre mehrere Hunderte solcher traurigen Opfer: nur allein im Würzburgischen wurden in zwei Jahren 158 Personen verbrannt, darunter ein Rathsherr, vier Chorherren, viele Knaben und Mädchen, sogar ein blindes. Die erste Stimme, die sich gegen Ende des 15. Jahrhunderts wider dieses Unwesen erhob, war die des kath. Priesters Loos zu Mainz, der aber durch Gefängniß und Widerruf büßen mußte. Im 17. Jahrhundert war es besonders ein pfälzischer Jesuit, der Graf Friedrich Spee (s. Kap. 5, 9.), der 1631 die Unvernunft und Unmenschlichkeit der

Hexenprozesse in einer eignen Schrift darthat, so daß der Bischoff J. Ph. von Schönborn sie in seinem Gebiet abschaffte, — und auch der Erzbischoff von Mainz das Buch beherzigte. Im übrigen Deutschland dauerten die Hexenprozesse noch ein halbes Jahrhundert fort. (K. Menzel VIII. p. 45—77.) Von ihrem völligen Aufhören siehe die folgende Periode.

Nichts desto weniger haben die Trübsale des 30jährigen Kriegs den Glauben und die Liebe, welche durch eine todte, streitsüchtige Orthodoxie in der protestantischen Kirche fast erstickt war, in vielen Gemüthern wieder belebt und nicht wenige von den Züchtigungen Gottes Betroffene wieder tiefer in den reichen Schatz des göttlichen Trostworts hineingeführt. Besonders sind als ehrwürdige Zeugen der evangelischen Wahrheit aus jener Zeit Johann Arnd, Johann Gerhard, Heinrich Müller, Christian Scriver zu nennen, deren Schriften noch heute segensreich wirken.

Johann **Arnd**, geb. 1555 zu Ballenstädt am Harz, gest. als Generalsuperintendent zu Celle 1621, war in Lehre und Wandel das Muster eines lebendigen, liebethätigen Glaubens im Gegensatz zur todten Orthodoxie, und daher eben so sehr ein Gegenstand der Verehrung, als der Verfolgung. Er hat besonders durch seine vier (später sechs) Bücher vom wahren Christenthum auf weit hinaus wohlthätig gewirkt.

Heinrich Müller, geb. 1631 zu Lübeck, gebildet auf 6 Hochschulen, war Professor und Superintendent zu Rostock, wo er 1675 starb. Er drang in Lehre und Schrift gleichfalls auf ein thätiges Christenthum und zeichnete sich als Redner und Schriftsteller durch Klarheit des Verstandes, durch Schrifterfahrung, durch Kraft und Tiefe der Gedanken, so wie durch Kürze und Körnigkeit des Ausdrucks aus. Unter seinen vielen Schriften sind am berühmtesten seine Geistlichen Erquickstunden.

Christian Scriver, geb. 1629 zu Rendsburg in Holstein, gest. 1693 als Oberhofprediger zu Quedlinburg, ergreift in seinen geistlichen Schriften durch eine lebendige bilder- und gleichnißreiche Sprache. Sein „Seelenschatz“ und seine unter dem Titel: „Gottholds zufällige Andachten“ bekannten Parabeln fanden weite Verbreitung.

9. Verfall der deutschen Literatur. Die deutschen Sprachgesellschaften. Die erste schlesische Dichterschule. Andere Dichtergruppen. Das evangelische Kirchenlied. Die Satiriker. Die zweite schlesische Dichterschule.

Mit dem Verfall des sittlich-religiösen, ja im Grunde des socialen Lebens in Deutschland hieng während dieser Zeit auch der

Verfall der deutschen Literatur, besonders der poetischen, zusammen. Vorbereitet war derselbe schon durch den völligen Untergang der Kunstpoesie im 15. Jahrhundert und nachher im 16. durch das Eindringen einer falschen Gelehrsamkeit, welche auch die aufs neue emporgekommene Volkspoesie durch Spott und Verachtung unterdrückte und in ihren poetischen Erzeugnissen an die Stelle wahrer Gefühle nachgeahmte, erkünstelte Redensarten, an die Stelle von Thaten und Handlungen leere, beziehungslose Bücherweisheit, an die Stelle der vollkräftigen Muttersprache die lateinische Schulsprache setzte und so das deutsche Volk um den letzten Rest seines Nationalbewußtseyns und um seine ursprüngliche dichterische Kraft auf lange Zeit brachte.

Als vollends in der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts der Einfluß ausländischer Cultur anfieng, die einfache deutsche Sitte, ja selbst die deutsche Sprache aus den fürstlichen Kreisen zu verdrängen und gegen das Ende jenes Jahrhunderts, vorzüglich aber vom 17. Jahrhundert an, schon die Nachahmung französischer Sprache, Sitte und Etikette in die Kreise des niedern Adels, der Beamten und Gelehrten drang, so wurde der früherhin so edle Volksgeist durch die unerhörteste Sprachmengerei, lächerlichste Steifheit und vollendetste Abgeschmacktheit entstellt. So trat das traurigste Zeitalter der deutschen Literatnr ein, in welcher eine sclavische Nachahmung die Mutter der größten Geschmacklosigkeit wurde, die je auf dem Gebiete der Literatnr, besonders der poetischen, dagewesen ist. In der letztern waren nicht unmittelbar die großen Muster der Griechen und Römer, sondern nur die späteren, selbst nur durch Nachahmung entstandenen lateinischen Dichter die Quellen, aus denen die deutsche Nachahmung schöpfte; ja selbst die jenen Nachahmungen wieder nachgeahmte französische Poesie eines Ronsard u. a. (s. XX. 7, 5.) ward als Ideal der Poesie von deutschen Dichtern nachgeahmt. Fortan war nicht mehr Selbst-erlebtes, Selbst-empfundenes —, sondern Gelesenes und Gelerntes der Boden, auf dem die deutschen Redeblumen und Geistesfrüchte erwuchsen und der ganzen Innenwelt des Herzens und Geistes den Stempel arger Lüge aufprägten. Und da auch der Kern des Glaubens fast gänzlich vertrocknet war, so mußte die

römische Mythologie mit gemaltem Flimmer der todten, kalten Welt des Innern den Schein des Lebens geben.

Seit sich die Ansicht, daß Poesie eine zu erlernende Fertigkeit sey, geltend machte, glaubte Jeder, der mit dem Apparat der Regeln lateinischer und französischer Poeterei, der Mythologie und Prosodie versehen war, wenigstens ein Virgil und Horaz werden zu können, und eine unzählige Schaar unberufener Poetaster umdrängte den deutschen Musenberg und hielt sich in seinem selbst genügsamen Dünkel den größten Dichtern des Alterthums ebenbürtig.

Die Gefahr, welche der deutschen Sprache und Poesie durch die Nachahmung des Fremdländischen drohte, erkannten übrigens manche der besseren Geister und veranlaßten daher die Stiftung von Gesellschaften, die sich die Erhaltung und Ausbildung der deutschen Sprache, insbesondre die Reinheit derselben zum Zweck setzten. Aber selbst diese Gesellschaften waren Nachahmungen ausländischer und bewegten sich größtentheils ebenfalls in den Fesseln geschmackloser Nachahmung, von der sie durch die vaterländische Sprache und Dichtkunst befreien wollten, so daß ihre Thätigkeit meist in leerer Spielerei bestand und ohne wahrhaft fruchtbringende Wirkung war. Dergleichen Gesellschaften waren der Palmenorden, die Tannengesellschaft, die deutschgesinnte Genossenschaft, der Schwanenorden, der pegnesische Blumenorden.

Die Muster dazu wurden von den sogenannten Academieen genommen, die schon seit dem 15. Jahrhundert in Italien für die Pflege der klassischen und italienischen Poesie bestanden. Zu diesen gehörten z. B. die Arkadier zu Rom, deren Mitglieder in pomphaften Diplomen Schäfernamen bekamen und mit einer Stadt oder Gegend des alten Griechenlands beschenkt wurden; die Gesellschaft der Schläfrigen in Genua; die der Geschmacklosen in Siena, die der Müßigen in Neapel, der Nassen in Florenz, u. s. w. in welchen allen Adelige und Gelehrte an der Spitze des läppischen Wesens stunden. Die ihnen nachgebildeten deutschen Sprachgesellschaften faßten übrigens ihren Zweck etwas ernster auf. Der erste Orden dieser Art war der Palmenorden, auch genannt die fruchtbringende Gesellschaft, gestiftet zu Weimar den 24. Aug. 1617 von drei sächsischen Herzogen, zwei anhaltischen Fürsten und drei bis vier Edelleuten. Jedes Mitglied hatte eine Pflanze zum Sinnbild und sonst noch einen davon hergenommenen Beinamen, z. B. vom Waizen „der Nährende" rc. Dem gegebenen Beispiele folgend, bildete sich nachher in Straßburg die „aufrichtige

Tannengesellschaft"; in Nordsachsen die von Philipp von Zesen gestiftete deutschgesinnte Genossenschaft; in Holstein durch den Dichter Rist der Schwanenorden an der Elbe; in Nürnberg der von Harsdörfer und Klai gestiftete gekrönte Blumenorden oder die Gesellschaft der Schäfer an der Pegnitz, die noch jetzt existirt, wie noch vor wenigen Jahrzehenden die letzte Meistersängerzunft in Ulm bestand.

Nichts desto weniger haben manche Männer, die zum Theil auch einer oder der andern dieser Gesellschaften angehörten, durch ein wirkliches poetisches Talent zur Wiederbelebung einer bessern deutschen Dichtkunst beigetragen, und wurden dadurch, daß andere in gleichem Geiste ihnen folgten, die Gründer von Dichterschulen. So tritt seit 1620 als die bedeutendste die erste schlesische Dichterschule auf, deren Haupt der Dichter Martin Opitz war, dessen Hauptverdienst es ist, eine neue auf die Verskunst des Alterthums gegründete Metrik aufgebracht zu haben, die bald allgemein angenommen wurde und ihren Grundzügen nach noch heute gilt. (Schon vor ihm hat übrigens der Württemberger Rudolf Weckherlin die Messung der Verse, die Opitz geltend machte, angewendet.)

Martin **Opitz**, geb. zu Bunzlau in Schlesien 1597, gebildet auf verschiedenen Universitäten, zuletzt in Leyden, wo Scriver, Vossius und Daniel Heinsius großen Einfluß auf seine Bildung hatten, lebte 1621 am liegnitzischen Hofe, wurde 1622 von Bethlen Gabor zum Professor der schönen Wissenschaften in Stuhlweißenburg gemacht, kehrte aber schon 1623 wieder zu seinem Gönner, dem Herzog von Liegnitz, zurück, auf dessen Betrieb ihn Kaiser Ferdinand II 1625 zum poeta laureatus machte und ihn 1628 unter dem Namen von Boberfeld in den Adelstand erhob. Im Jahr 1624 gab er sein Hauptwerk heraus „die deutsche Poeterei", wodurch er die bis dahin üblichen kurzen Reimpaare verdrängte und für den deutschen Vers eine eben so regelmäßige Abwechselung zwischen Hebung und Senkung verlangte, wie im antiken Vers in Bezug auf Länge und Kürze im trochäischen und iambischen Vers. Uebrigens führte er, nach dem Vorgang der Franzosen, den Alexandriner ein und setzte ihn als heroischen Vers an die Stelle des Hexameters. Sein poetisches Talent war jedoch mittelmäßig und seine Dichtkunst im Grunde ein Inbegriff papierner Gefühle. Der von allen Seiten ihm gespendete Beifall machte ihn eitel, was kein Wunder war, da seine Zeit ihn einem Pindar und Homer gleichstellte und zum „Vater der deutschen Dichtkunst" machte, ein Beiname, den er übrigens in Bezug auf die von ihm aufgestellte Kunstform wirklich verdiente. Er übersetzte auch Manches, unter anderm die Antigone des Sophokles. In der Satire ist er übrigens kernhafter und wahrer. Späterhin

legte er sich auf die geistliche Poesie, für die er sich aber eine moderne Sprache schuf. Er starb 1639 zu Danzig an der Pest.

Unabhängig von der schlesischen Schule, aber in den Geist der von Opitz aufgestellten Kunstform eingehend, übertraf ihn Paul Flemming an Talent sowohl, als an Character, und viele seiner lyrischen Gedichte zeichnen sich eben so sehr durch Wahrheit, als Lebendigkeit aus. Zu der dem Opitz nacheifernden schlesischen Schule gehören noch Andreas Gryphius und Friedrich von Logau.

Paul **Flemming**, geb. 1609 in Sachsen, gest. 1640 in Hamburg, war lange auf Reisen (in einer Gesandtschaft nach Rußland und Persien). Von ihm ist das treffliche Kirchenlied: „In allen meinen Thaten laß ich den Höchsten rathen". In seinen weltlichen Liedern umfaßte er hauptsächlich die heitere Seite des Lebens. Er wußte besonders der Gelegenheitspoesie, welche Andere und selbst Opitz so handwerksmäßig betrieben, einen dichterischen und lebendigen Geist einzuhauchen.

Andreas Gryphius, geb. zu Glogau 1616, gest. 1664, erfaßte, durch traurige häusliche Schicksale betroffen, in seinen Gedichten vorherrschend die ernste Seite des Lebens, verfällt aber dabei oft in's Grelle. Von ihm ist das gute Kirchenlied: „Die Herrlichkeit der Erden muß Staub und Asche werden". Als „Vater der deutschen dramatischen Dichtkunst" verfiel er, als Nachahmer des Seneca, in Künstelei, Unnatur und Schwulst, und wenn er auch einen Zusammenhang in die Begebenheiten brachte und sich im Characterzeichnen wenigstens versuchte, so fehlte es doch seinen Dramen an Wahrheit, Leben, Handlung und Character. Dagegen steht er im Lustspiel höher und sein Peter Squenz, so wie sein Horribilicribrifax sind „Fortschritte aus den alten Fastnachtsspielen zu einer höhern Kritik."

Friedrich von Logau ist zwar nur als Dichter von Epigrammen aufzuführen, übertrifft aber in dieser Dichtgattung alle vorhin genannten Dichter an „Wahrheit der Empfindung, an Ernst der Gesinnung und an treffender Kürze des Ausdrucks". Wohl ein Drittheil seiner 3553 Sinngedichte, die er machte, kann noch heute als vortrefflich gelten. Dabei war er eben so fern von der Geschmacklosigkeit und Phrasenmacherei, als von der Eitelkeit und Dünkelhaftigkeit seiner meisten literarischen Zeitgenossen. Daher hat ihn seine Mit- und nächste Nachwelt, zumal er bei der Herausgabe seiner Gedichte aus Bescheidenheit seinen Namen verschwieg, gänzlich ignorirt. Erst Lessing machte auf ihn aufmerksam.

Außer dieser ersten schlesischen Schule ist auch eine Königsberger Dichterschule beachtenswerth, die in Robert Roberthin, Heinrich Albert und Simon Dach sich darstellt und

durch ihre Einfachheit, Lebendigkeit und Natürlichkeit zum Theil die schlesische Schule, auch die durch Rist und Zesen repräsentirten Dichtergruppen, übertrifft und zu der gekünstelten und tändelnden Nürnberger Schule einen Gegensatz bildet.

Von Simon Dach ist das volksmäßige naive Lied: „Annchen von Tharau" und das Lied auf die Freundschaft: „der Mensch hat nichts so eigen" ꝛc. — Rist, Pfarrer zu Wedel in Holstein, zeigt sich in seinen vielen Gedichten zwar sprachgewandt, trieb aber das Dichten fabrikmäßig; von ihm sind indeß einige gute geistliche Lieder vorhanden. — Philipp von Zesen neigte zu der klingenden Spielerei der Nürnberger Schule, machte sich jedoch mehr durch seinen übertriebenen Purismus lächerlich, indem er z. B. Zeugemutter st. Natur, Gemüthstrifft st. Affect, Schauburg st. Theater, Tagleuchter st. Fenster, Reitpuffer st. Pistole, Löschhorn st. Nase u. s. f. sagte. — Die Pegnitzschäfer, an ihrer Spitze Harsdörfer und Klai, verlegten sich besonders auf die Idylle und das Schäferspiel, und gaben durch ihre Singspiele der deutschen Oper ihre Entstehung.

Die einzigen wahrhaft erfreuenden Lichtpuncte am graudüstern Himmel der deutschen Poesie des 17. Jahrhunderts sind die innigen und sinnigen Poesieen der katholischen Dichter Friedrich von Spee und Angelus Silesius, vorzüglich aber die herrlichen und trostreichen evangelischen Kirchenlieder eines Paul Gerhard und seiner Geistesverwandten, welche in dieser Zeit unerquicklicher Gelehrsamkeit und erkünstelter Empfindung die alten treuherzigen volksmäßigen, von der Kraft des Evangeliums durchdrungenen Weisen sangen, die noch jetzt durch Wahrheit, innere Erfahrung, Natürlichkeit des Ausdrucks und schlichte, zum Herzen sprechende Einfalt jedes unverbildete Gemüth ansprechen. Diese evangelischen Lieder unterscheiden sich von den frühern, welche mehr im Allgemeinen das Bekenntniß und Zeugniß des evangelischen Glaubens aussprachen, dadurch, daß sie von der Bewährung der Kraft des Evangeliums in den verschiedensten Lebenslagen, besonders in Kreuz- und Noth-Umständen, wie namentlich der 30jährige Krieg sie herbeiführte, bis ins Einzelnste zeugen und daher besonders als Trost- und Ermunterungslieder für Haus und Beruf den rechten Ton anschlagen.

Friedrich v. Spee, aus dem adeligen Hause derer von Langenfeld, geb. 1594 zu Kaiserswerth am Rhein, trat 1610 in den Jesuitenorden, lehrte zu

Köln Philosophie und Theologie, trat in Würzburg gegen das Unwesen der Hexenprozesse auf, nahm sich in Trier (1635) mit aufopfernder Liebe der kranken und verwundeten Soldaten an und starb an den Folgen dieser Anstrengung. Nach seinem Tode kam unter dem Titel Trutznachtigall eine Sammlung seiner Gedichte heraus, in denen sich ein kindliches, tiefes Naturgefühl mit inniger Liebe zum Heiland verband, so daß sie einerseits an den alten Minnesang, anderseits an das evangelische Kirchenlied gemahnen; fallen sie auch hie und da in's Spielende, so sind sie doch meist voll Anmuth und Phantasie. — Ihm ähnlich an Innigkeit und Milde ist der schlesische Convertit Angelus Silesius (eig. Johann Scheffler), ja er übertrifft ihn an Tiefsinn und poetischer Kraft; fast aber streift er in einigen Sprüchen seines Cherubinischen Wandersmanns an einen theosophischen Pantheismus.

Paul Gerhard, geb. 1606 zu Gräfenhaynichen, zuerst Probst in Mittenwalde, dann Diaconus in Berlin, wo er, weil er sich weigerte, durch Annahme eines Kurfürstlichen Religionsedicts sein Lutherthum zu verleugnen, 1666 des Landes verwiesen wurde. Auf seiner Auswanderung verfertigte er das Lied: „Ist Gott für mich, so trete gleich Alles wider mich", und seine bekümmerte Gattin tröstete er durch das Lied: „Befiehl du deine Wege", das er deßhalb verfertigte. Nachdem seine Gattin im J. 1668, gerade als sie aus seinem Liede „Wach' auf, mein Herz und singe," den letzten Vers gebetet hatte, vom Schlag getroffen gestorben war, fand Gerhard wieder einen Wirkungskreis, indem er vom Herzog von Sachsen-Weißenfels als Archidiaconus zu Lübben angestellt wurde, wo er 1676 als Pastor Primarius starb. Die neuste und beste Ausgabe seiner Lieder ist von Phil. Wackernagel besorgt.

Einzelne evangelische Lieder verfertigten außer den schon oberwähnten Dichtern Gryphius, Albert, Dach und Rist („O Ewigkeit, du Donnerwort"; „Jesu, meines Lebens Leben ꝛc.") noch Rinkard („Nun danket alle Gott"), Neumark („Wer nur den lieben Gott läßt walten"), Joh. Herrmann („O Gott, du frommer Gott"), Rodigast („Was Gott thut, das ist wohl gethan") u. a.

Wenn in irgend einer Zeit das Schlechte und Verkehrte herrschend geworden ist, tritt die Satire auf und verrichtet ihr strafendes Amt. So konnte die Welt des 17. Jahrhunderts mit ihren Thorheiten, Sünden und Verderbtheiten der satirischen Geißel nicht entgehen, die in poetischer und prosaischer Form den Rücken der Schuldigen traf. In poetischer Form schwangen sie, außer dem schon genannten Gryphius, zwei Norddeutsche Joachim Rachel und vorzüglich Wilhelm Laurenberg, — in prosaischer Form und zwar protestantischer Seits Hans Michael Moscherosch und schärfer noch Joh. Balthasar Schuppius, der Haupt-

bekämpfer der verkehrten Schulweisheit seiner Zeit, und katholischer Seits Pater Abraham a Santa Clara, dessen burleske Ausdrucksweise sprüchwörtlich wurde.

Rachel, geb. 1618 zu Lunden in Norder-Dithmarsen, gest. 1669 als Rector zu Schleswig, schrieb 6 (8) Satiren, darunter eine gegen die verdorbene Kinderzucht und zwei gegen die allzeit fertigen Poeten gerichtet sind. Seine Satire überschreitet die Gränze des Sittlichen. Uebrigens übertrifft er an Stylreinheit und Beobachtungsgabe den Rostocker Laurenberg (geb. 1591, gest. 1659), der in plattdeutscher Sprache dichtete, aber jenen an Lebendigkeit und Natürlichkeit hinter sich zurückläßt.

Moscherosch, geb. 1601 zu Wilstädt in der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, anfangs Amtmann bei verschiedenen Fürsten, dann Staatssecretär und Kriegsrath der Krone Schweden in der Stadt und Festung Benfelden an der Ill im Elsassischen, darauf Kammerpräsident des Grafen Friedrich von Hanau und Zweibrücken und zuletzt kurmainzischer und landgräflich hessen-cassel'scher Rath „von Haus aus", gest. 1669, ist Verfasser der für die Sittengeschichte Deutschlands während des 30jährigen Kriegs wichtigen und vielberühmten „Wunderlichen und wahrhaftigen Gesichte Philander's von Sittewald, worin er die Gebrechen seiner Zeit mit viel Laune und Leben schildert. Er fesselt jedoch weniger durch seine satirische Ader, als vielmehr durch jene Sittenschilderungen, die von großem Werth sind. Sein Kampf ist besonders gegen die falsche Bildung, insbesondere gegen die Verkehrtheit einseitiger Verstandesbildung und gegen die schlechten und verderbten Zeitsitten gerichtet. Unter seinen Gesichten ist „das Soldatenleben" das Bedeutendste, indem er darin von der barbarischen Rohheit der im deutschen Vaterland hausenden in- und ausländischen Soldateska ein lebhaftes Gemälde entwirft, das auch eine Quelle für die Geschichte jener Periode ist. Obgleich er auch das gelehrte Unwesen jener Zeit mit vielem Spott verfolgt, so thut er das doch selbst in der von ihm verspotteten Form, in der Meinung, dergleichen A-la-mode-Tugenden müßten mit A-la mode-Farben dargestellt werden, damit ihre Thorheit recht anschaulich werde, wobei er freilich nicht wahrnimmt, daß er selbst mit diesem Gelehrtenfehler behaftet ist. Wie schlicht und einfach er aber auch schreiben konnte, zeigt sein „Vermächtniß an seine Kinder", das eine vollständige Erziehungsunterweisung ist, die er mitten unter Todesgefahren schrieb. S. meine Ausgabe seines Philanderl. Berl. b. Reimer 1830 und seines Vermächtnisses unter d. Titel: Spiegel der alten christlich-deutschen Erziehung Frankf. a. M. b. Brönner 1833.)

An Witz und Laune, an lebendiger Anschauung, so wie an freiem, natürlichem Styl übertrifft ihn **Schuppius**, der von 1635 bis 1646 Prof. der Geschichte und Beredtsamkeit in Marburg, dann Hofprediger in Braubach (als welcher er in Münster am Schluß des westfälischen Friedens die feierliche Friedens-

predigt hielt) und zuletzt Hauptpastor in Hamburg war, wo er 1661 starb. Seine humoristischen und satirischen Schriften sind wohl die besten des 17. Jahrhunderts, wie er denn auch in seinen Predigten ein großes Volksrednertalent beurkundet.

Der bekannte Abraham a Santa Clara, eig. Ulrich Megerle, geb. 1642 zu Krähenheimstetten bei Möskirch in Schwaben, seit 1669 kais. Hofprediger zu Wien unter Leopold I, gest. 1709, hat als Volksredner in mehr komischer und burlesker Weise die Thorheiten seiner Zeit lächerlich gemacht. Aus seinen vielen Schriften, deren Ton ihm in der Folge den Spott der Gelehrten und Gebildeten zuzog, geht übrigens hervor, daß er einen reichen Fond von Witz und Laune, eben so große Menschenkenntniß, als Belesenheit, eine vielseitige Beobachtungsgabe und eine achtungswerthe Kraft und Reinheit des Characters besaß. Sein „Merk's Wien!" und sein „Judas der Erzschelm" fanden den meisten Beifall.

Da in so aufgelösten Zeiten, wie die des 30jährigen Kriegs waren, fast alle Zustände und Verhältnisse im Leben der Menschen, eine völlige Umkehrung erlitten, so kam es vor, daß Viele von den niedersten Glücksstufen zu den höhern und höchsten emporstiegen, Andere dagegen von den Höhen der Geburt, des Rangs und des Reichthums in tiefe Armuth und Verkommenheit hinabsanken. Als der Krieg zu Ende war und viele solche Herabgekommene sowohl, als auch besonders die entlassenen Söldner, welche an leichten Erwerb durch Raub und Plünderung gewohnt waren, ohne Beruf und Beschäftigung lebten, so durchzogen Landstreicher und Strolche in Menge diejenigen Land- und Ortschaften, in denen sich noch Lebensvorrath und Unterkunftsmittel vermuthen ließen, und suchten durch Rauben und Stehlen, Betrügereien und Schelmereien ihr Leben zu fristen, manche darunter auch in anscheinend honetterer Weise als Industrie- und Glücksritter die Schwäche Anderer auszubeuten. Ein solch abenteuerndes Leben wurde dann auch der Gegenstand der sog. Schelmenromane, die damals, nach dem Muster der in Spanien aufgekommenen picarischen Romane, eine vielgesuchte Lectüre boten. Dahin gehörten vorzüglich die Abenteuer des „Simplicius **Simplicissimus**", deren Verfasser Samuel Greifenson von Hirschfeld (eig. Christoph von Grimmelshausen, straßburgischer Amtmann zu Renchen im heut. Badischen) in diesem 1669 an's Licht getretenen Roman durch witzige und launige Mittheilung des Selbsterlebten jene ganze Zeit lebendig veranschaulicht.

Die deutsche Literatur im letzten Drittheil des 17. Jahrhunderts schließt sich um des Zusammenhangs willen am besten gleich hier an. In diesem Zeitraum kam der Doppelcharacter der Opitzischen Schule zur vollern Entwicklung, nämlich einerseits in der Beobachtung größerer Regelmäßigkeit des Versbaus, anderseits aber auch in der weitergehenden Steigerung des Declamatorischen und Hohlrednerischen zum falsch Pathetischen und bombastisch Schwülstigen, des Unnatürlichen zum Ungeheuerlichen, des Uebertriebenen zum lächerlich Ueberschraubten und durch alles dieß zum vollkommen Abgeschmackten. Es ist dieß der Charakter der zweiten schlesischen Schule, so genannt, weil ihre Choragen Christian Hofmann von Hofmannswaldau und Daniel Caspar von Lohenstein auch Schlesier waren.

Hofmannswaldau, gest. 1679 als kaiserlicher Rath zu Breslau, nahm sich besonders die fade und schwülstige, dabei unreine und schlüpfrige Poesie der spätern Italiener und der Franzosen zum Muster. Beweise seiner verderbten Phantasie und forcirten Unnatur liefern vorzüglich seine „Heldenbriefe". Lohenstein, (gest. 1683) gleichfalls als kaiserlicher Rath in Breslau, übertraf seinen obgenannten Vorgänger sowohl an übernatürlicher Ueberladenheit mit prunkenden Bildern, grellen Beiwörtern, schwülstigem Pathos, als auch an unsittlichen Licenzen. Zu bemerken ist übrigens, daß diese Dichter im wirklichen Leben ganz ernste und ehrbare Männer waren.

Von der Unnatur dieser Dichter sich ab- und mehr zum Natürlichen sich wieder wendend gab der Lustspieldichter Christian Weise, Rector in Zittau (1642 — 1708), einen andern mehr volksmäßigen Ton an, der aber oft ins Niedrige, Gemeine verfällt. Dadurch, daß er die deutsche Poesie als Unterrichts- und Uebungsgegenstand in die Gymnasien einführte, zog er ein großes Heer armseliger Alltags- und Wasserpoeten heran, deren Namen wohl „am besten vergessen bleiben." Sie sind alle Producte abgestandener Ermattung nach vorangegangener Kraftüberreizung und Kraftübertreibung und forderten allmählig die satirische Kritik und offene Polemik heraus, durch welche in der folgenden Periode eine Umkehr zum Bessern sich angebahnt hat.

Nach etwas gemessenerer Haltung strebten Hans Aßmann von Abschatz und Benjamin Neukirch. — Weniger unnatürlich und weniger unwahr, als alle oben genannten war Joh. Christian Günther, dessen Gedichte auch von mehr Phantasie und größerer Gemüthstiefe zeugen. Er hätte bei seinem un-

läugbaren Talent noch viel Besseres hervorbringen können, wenn er sich nicht durch Trunkliebe und rohe Sitte ein frühes Grab bereitet hätte.

Die Lehrprosa litt gleichfalls an dem scholastischen Formalismus der todten Gelehrsamkeit und an der traurigen Sprachmengerei, woran das ganze Zeitalter krankte. Als Sprachforscher hat sich indeß Justus Georg Schottel zu Wolfenbüttel (1612—1676) durch seine „Ausführliche Arbeit von der deutschen Sprache (1663), und seine Abhandlung von Sprüchwörtern und sprüchwörtlichen Redensarten" erworben. Auch Morhof, Prof. zu Rostock, schrieb einen sprachgelehrten „Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie" (1682).

Geschichtswerke in deutscher Sprache sind aus dieser Periode wohl viele vorhanden, aber nur wenige erinnern an den naiven, kräftigen Ton der frühern Chroniken, wie z. B. Frisius' „Erzählung von der Eroberung Magdeburgs". Ein Streben nach historischer Kunst zeigt sich in Siegmund von Birken's österreichischem Ehrenspiegel (1667). Besonders wichtig ist Chemnitz'ens Geschichte des schwedischen Kriegs in Deutschland (1648 u. 1653). Eben so sind das „Theatrum Europäum oder Beschreibung aller denkwürdigen Geschichten" und Franz Christoph Khevenhiller's wahrhaftige (Lebens-) Beschreibung Ferdinand's II zwar sehr wichtig für die Zeitgeschichte, tragen aber auch in ihrem verderbten Styl die Sprachsignatur ihrer Zeit.

---

6. Kapitel.

Der letzte Freiheitskampf der vereinigten Niederlande mit Spanien.

1. Tod König Philipp's III und des Erzherzog-Statthalters Albrecht. Ablauf des 12jährigen Waffenstillstandes. Erneuerung des Kriegs unter Philipp IV. — Olivarez. Moritz von Oranien. Sein Tod. Heinrich v. Oranien und Ernst von Nassau. Vortheile der Niederlande zur See. Bund mit England. Waffenruhe. Der Subsidienvertrag mit Frankreich. Glück der holländ. Waffen zu Land und zur See. Die religiösen Bewegungen.

Acht Monate vor dem westphälischen Friedensschluß ward auch der letzte Kampf der Niederlande mit Spanien, der von 1621—1648

gewährt hatte, beigelegt. Im Jahre 1621 war nämlich der 1609 abgeschlossene Waffenstillstand abgelaufen. Zwar hatte Erzherzog Albrecht, der Statthalter der spanischen Niederlande (XX. 3, 7. a. E.), einen definitiven Frieden zu erzielen gesucht; allein die unmäßige Forderung des spanischen Kabinets, daß sich die protestantischen Provinzen, welche sich die factische Unabhängkeit errungen hatten, wieder mit Spanien vereinigen sollten, ließ es nicht dazu kommen. Noch vor dem Beginn der Feindseligkeiten aber starben — und zwar im März König Philipp III und im Juli der Erzherzog-Statthalter Albrecht, worauf Philipp IV, nicht weniger schwach und beschränkt, wie sein Vater, doch besser unterstützt durch einen thatkräftigen Minister, den Herzog von Olivarez, den Krieg in der zuversichtlichen Hoffnung erneuerte, die abgefallenen Provinzen wieder Spanien einverleiben und überhaupt die spanische Macht wieder zur vorherrschenden in Europa machen zu können.

Von Philipp III (demselben, der wegen seines Beistandes, den er dem Kaiser Ferdinand II bei der Eroberung der Kurpfalz leistete, einen Krieg Frankreichs mit Spanien herbeiführte, der 40 Jahre dauerte), möge hier nur noch erwähnt seyn, daß er ein seinem Leben entsprechendes Ende hatte. Mit der tiefsten Unzufriedenheit seiner Völker in Spanien, in Neapel und in den Niederlanden beladen, verfiel er in eine schwere Krankheit, wurde aber nicht sowohl ein Opfer dieser Krankheit, als vielmehr der spanischen Etikette. Denn als er krank am offenen Kamine sitzend, von den zu starken Flammen desselben an den Kleidern ergriffen wurde, wagte keiner der ihn umgebenden Höflinge, die Flamme zu dämpfen, um nicht in das Amt des eben abwesenden Kammerherrn zu greifen, und so erstickte der König. Kurz vorher hatte er selber das Bekenntniß abgelegt, daß er in seiner 23jährigen Regierungszeit seinem Volke im Grunde nichts Gutes erwiesen habe.

Sein Sohn Philipp IV war durch seines Vaters Günstlingsminister Lerma absichtlich durch die Erziehung, die man ihm gab, abgestumpft worden, um desto leichter beherrscht werden zu können, daher er von Andern noch abhängiger war, als sein Vater. Olivarez, seine Hauptstütze, leitete allerdings die innere Regierung des Landes mit großer Einsicht und Thätigkeit, er besaß dabei aber eine ungemeine Herrschsucht und Härte. Um die Finanzen zu bessern, zog er überflüssige Aemter ein und stellte viele andere Mißbräuche ab, förderte den Ackerbau und zog ausländische Ansiedler ins Land. Allein die Land- und Seekriege, in die sein ehrgeiziges Streben, Spanien wieder zu einer allgebie-

tenden Macht zu erheben, das Land stürzte, verschlangen allmählig nicht nur alle Ersparnisse, sondern brachten den spanischen Staat noch mehr herab.

Der Wiederausbruch des niederländischen Kriegs begann mit Spinola's Eroberung der Stadt Jülich, worauf Moritz von Oranien in Brabant einfiel und Berg op Zoom, welches von Spinola belagert wurde, mit mansfeldischer Hülfe entsetzte. Moritzens Anschlag auf Antwerpen aber mißlang: eine Arminianer-Verschwörung gegen sein Leben, so wie die Erscheinung des tapfern spanischen Feldherrn Gonzalez de Cordova in den Niederlanden, machte sodann die Lage der Niederlande mißlich. Die Verbindung derselben jedoch mit dem Prinz Christian von Halberstadt und mit Ernst von Mansfeld (s. oben Kap. 2, 5 a. E.), die dadurch erfolgende Zurücktreibung zweier spanischer Kriegshaufen, die in Holland und Geldern eingefallen waren, endlich eine Geldunterstützung von Frankreich und ein Handelsvertrag mit England erhöhte den Muth der Niederländer wieder. Aber eben als Moritz nun das von Spinola belagerte Breda entsetzen wollte, starb er zu Haag 1625. Noch in seiner Todesstunde quälte ihn das an Oldenbarneveldt (XX. 3, 8 a. E.) begangene Unrecht; denn er rief mehrmals: „Hinweg! entfernt dieß Haupt!"

Ihm folgte sein, ihm an Menschenfreundlichkeit, Einsicht und Besonnenheit überlegener Bruder, der Prinz Heinrich von Nassau-Oranien als Statthalter von Holland, Seeland, Utrecht, Geldern und Ober-Yssel, während Ernst von Nassau die Statthalterschaft von Friesland, Gröningen und Drenthe hatte.

Der Verlust der Stadt Breda, die sich 10 Monate lang gegen Spinola mit bewundernswürdiger Tapferkeit vertheidigt hatte, wurde indeß durch die bedeutenden Vortheile, welche die Niederländer zur See errangen, gemildert, indem sie theils in Ostindien viele portugiesische Colonieen zerstörten, deren Schätze in die niederländische Staatskasse floßen, theils in Amerika, namentlich in Brasilien, wichtige Eroberungen machten. Auch schloßen sie im J. 1625 ein Bündniß mit König Karl von England, worin sich beide anheischig machten, den Krieg gegen Spanien fortzuführen, bis Nie-

derland seine Freiheit und Karl's Schwager Friedrich V seine verlorene Kurpfalz wieder errungen hätte.

So lange Spinola, dieser kluge und im Commando zu Land und zur See gleich große Feldherr Spaniens, in den Niederlanden befehligte, nahm der Krieg einen lebhaften Gang; als Spinola aber nach Italien abberufen wurde, schleppte sich der Krieg langsam hin, bis Prinz Heinrich die feste Stadt Herzogenbusch (bis dahin die Jungfer von Brabant genannt) eroberte, worauf 1630 zu Land eine gänzliche Waffenruhe eintrat.

Als nun England mit Spanien Frieden schloß, löste sich das englisch-niederländische Bündniß, wogegen Frankreich 1630 einen dreijährigen Subsidienvertrag mit den Niederlanden schloß. Allein Frankreich meinte es nicht redlich und vereitelte auch mehrmals die von den Niederlanden versuchten Friedensunterhandlungen mit Spanien.

Lebhafter wurde der Landkrieg 1632 geführt, in welchem Jahre Prinz Heinrich Venloo, Mastricht und Limburg eroberte. — Zur See reihte sich innerhalb sieben Jahren Eroberung an Eroberung: nachdem im J. 1628 eine niederländische Flotte Dünkirchen gesperrt, die westindische Handelsflotte Cuba fast ohne Widerstand erobert und die spanische Silberflotte, deren Beute sich auf 11½ Millionen Gulden belief, aufgefangen hatte, schlug und zerstreute eine andere niederländische Flotte bei der Mündung der Schelde eine spanische, worauf zwischen den Jahren 1630 — 1635 der reichste Theil von Brasilien in die Gewalt der Holländer fiel.

Im Innern dauerten ununterbrochen die religiösen Bewegungen fort: denn Prinz Heinrich war den Remonstranten geneigt, und wiewohl er dabei mit Vorsicht zu Werke gieng, so erregten doch seine darauf sich beziehenden Anordnungen den Unwillen des Volks in Amsterdam und Rotterdam, wo es zu Aufständen gegen die Remonstranten kam, die aber unterdrückt wurden. Auch Hugo Grotius kam nach Rotterdam zurück; da ihn aber der Prinz nicht schützen konnte, verließ er die Niederlande wieder. Deßungeachtet war Prinz Heinrich im Ganzen so beliebt, daß man ihm seinen Sohn zum Nachfolger bestimmte.

2. Kriegsbündniß mit Frankreich. Die Seesiege Tromps. Tod Heinrichs von Oranien. Westfälischer Friede. Aufstände in Spanien. Abfall Portugals: das Haus Braganza. Aufstand in Neapel (Masaniello). Krieg Spaniens mit England. Der pyrenäische Friede mit Frankreich und England.

Im Jahr 1634 wurde das Bündniß mit Frankreich auf sieben Jahre erneuert und bildete sich, als Frankreich an Spanien offenen Krieg erklärte, 1635 zu einem förmlichen Kriegsbündniß mit dem Zweck aus, die spanischen Niederlande zu erobern. Das vereinigte französisch-niederländische Heer, das sich auf 40,000 M. belief, nahm mehrere Plätze ein, konnte aber Brüssel nicht erobern, zumal der spanische Feldherr, der thatkräftige Kardinal-Infant Franz, von den Kaiserlichen unter Piccolomini unterstützt, 1636 in die Picardie ein- und bis Paris vordrang, von wo er jedoch wieder zurückgetrieben wurde.

Als sodann Olivarez mit den angestrengtesten Kräften die größte Flotte in diesem Krieg aufbrachte und in den Kanal entsandte, ward sie daselbst von dem holländischen Seehelden Tromp den 21. Oct. 1639 so gänzlich vernichtet, daß sich Tromp's und der holländischen Marine Ruhm durch die ganze Welt verbreitete.

Ein neuer Schlag für Spanien war der Tod des Kardinal-Infanten, da dessen Nachfolger nicht seine Energie besaßen. Mit abwechselndem Glück zog sich indessen der Krieg hin, bis auch auf niederländischer Seite der eben so tapfere, als umsichtige Prinz Heinrich von Oranien (1647) starb. Erst ein Jahr darauf erhielt sein zweiter Sohn Wilhelm den Statthalterposten; die Stände hielten ihn aber von ernstlichen Unternehmungen zurück, weil schon länger her die Friedensunterhandlungen zu Münster im Gang waren. So kam endlich (und zwar am 30. Jan. 1648) der Friede zu Stande, in welchem Spanien die prot. Niederlande nicht nur im Besitz ihrer Unabhängigkeit belassen, sondern ihnen auch die eroberten europäischen und außereuropäischen Besitzungen, ja das Recht der Scheldesperrung zugestehen und sich dadurch für seine spanisch-niederländischen Provinzen eine Lebensader unterbinden lassen mußte.

Um zu den ungeheuern Anstrengungen dieses Kriegs die Mittel in dem so erschöpften Spanien aufzubringen, hatte Olivarez zu

Steuererhöhungen, Monopolien und zu verschiedenen anderen Eingriffen in die Rechte der Provinzen seine Zuflucht genommen. Aus diesem Grunde empörte sich, von Frankreich angereizt, Catalonien und nach diesem Beispiele auch Navarra und Aragonien. Um den Aufstand zu unterdrücken, forderte Olivarez von der Provinz Portugal, das damals noch von Spanien abhängig war, neue Opfer, veranlaßte aber dadurch den völligen Abfall Portugal's, indem die Portugiesen den Herzog Johann von Braganza (einen Sprößling des frühern portugiesischen Herrschergeschlechts) zum König ausriefen und alle Spanier aus dem Lande jagten. — Da auch die ehemaligen portugiesischen Colonieen sich dem neuen Herrscher anschloßen, so kam zwischen Portugal und den freien Niederlanden ein zehnjähriger Waffenstillstand zu Stande.

Doch wurde derselbe in Brasilien nicht gehalten, wo ein Aufruhr gegen die Holländer entstand und nicht mehr gedämpft werden konnte, bis 1654 alle Holländer aus Brasilien vertrieben wurden. Erst 1665 gab Holland auch formell sein Recht an Brasilien auf.

Alle Anstrengungen, Portugal wieder für die spanische Krone zu erobern, blieben vergeblich, und auch die Dämpfung des catalonischen Aufstandes gelang erst nach einem zwölfjährigen Blutvergießen, und zwar nur durch eine Amnestiegewährung und durch das Versprechen, die alte catalonische Verfassung wieder herzustellen. — Einige Jahre darauf (1643) brach auch in Andalusien ein Aufstand aus, dessen Anstifter der Herzog von Medina-Sidonia war. — Da alle diese Unglücksfälle dem Herzog von Olivarez zur Last gelegt wurden, mußte er von seinem Posten abtreten; allein auch sein Nachfolger konnte den Staat nicht aus seiner traurigen Lage reißen.

Noch gefährlicher war der im Jahr 1647 ausbrechende Aufstand Masaniello's in Neapel, welcher durch den unmäßigen Druck herbeigeführt wurde, den die spanische Herrschaft in dieser Stadt ausübte. — **Masaniello** (eigentlich: Tommaso Aniello aus Amalfi) war ein armer Fisch- und Obsthändler, der sich an die Spitze der übrigen Fruchthändler und anderer Leute niedrigen Standes stellte, welche auf seinen Wink loszuschlagen bereit waren. Die Wegnahme unverzollter Waaren durch die vicekoniglichen Zolldiener war das Signal zum Ausbruch des Aufstandes. Mit der Losung: „Es lebe der König, aber herab mit

seiner schlechten Regierung!" erstürmte **Masaniello** mit seinem Anhang das Zollamt, öffnete die Gefängnisse, steckte 60 Paläste der Großen in Brand und vernichtete alle Abzeichen des Königthums. Als hierauf der Vicekönig seinem Verlangen nach Aufhebung der Zölle und nach Erneuerung ihrer alten Privilegien willfahrte, legte **Masaniello** am achten Tage des Aufstandes seine Gewalt nieder und kehrte zu seinem gewohnten Geschäfte zurück. Indeß ließ ihn der Vicekönig, der ihm nicht traute, vor sich bescheiden und soll ihm einen Trank beigebracht haben, in Folge dessen er in Tollsinn verfiel und solche Grausamkeiten selbst gegen seine Freunde begieng, daß das Volk sich gegen ihn wendete und ihn erschoß. Sein Leichnam wurde nach abgehauenem Kopf durch alle Straßen Neapel's geschleift. Zwar stellte sich nun ein Anderer an die Spitze der Aufrührer; er wurde aber vom Vicekönig aus dem Weg geschafft und so der Aufstand gedämpft (Ostern 1648).

Der fortgesetzte Krieg Frankreichs mit Spanien war für letzteres um so erschöpfender, da seit 1655 auch **England** als Feind auftrat und den Spaniern in demselben Jahre **Jamaica** und 1656 auch **Dünkirchen** wegnahm, so daß es sich zuletzt in die harten Bedingungen des **pyrenäischen Friedens** fügen mußte. Dieser beendete 1659 den langen Krieg mit Frankreich (wie auch mit England) dadurch, daß Spanien an Frankreich **Roussillon**, **Perpignan**, **Conflans**, **Monaco** und **einen Theil der Niederlande**, an England aber **Jamaica** und **Dünkirchen** abtreten mußte.

---

7. Kapitel.

Die englische Thronumwälzung.

1. Die Stuart's in Schottland. Der schott. König Jakob VI als König Jakob I von Großbritanien und Irland. Die katholische und puritanische Partei. Das Nebencomplot und das Hauptcomplot. Die Pulververschwörung.

Bei Elisabeth's Tode war das Recht der Thronfolge in den Augen der Parteien schwankend. Von den zwei Töchtern Heinrich's VIII, nämlich von **Margaretha**, Königin von Schottland,

und von Marie Tudor, Herzogin von Suffolk, waren Nachkommen vorhanden. Nun hatte zwar Heinrich VIII in seinem vom Parlament bestätigten Testament für den Fall, daß keine Leibeserben von ihm vorhanden wären, die Krone an Maria vermacht; allein den Nachkommen Margarethen's stand das im Reiche sonst herkömmliche Erstgeburtsrecht und die, wenn gleich nicht förmliche, Verfügung Elisabeth's zur Seite, und da Margarethen's Sohn Jakob (der sechste König dieses Namens in Schottland), nicht nur von William Cecil, dem vornehmsten Rathe Elisabeth's, begünstigt, sondern auch den meisten englischen Katholiken recht war, weil sie von ihm, als dem Sohne einer katholischen Mutter, wenigstens nicht belästigt zu werden hofften: so wurde Jakob ohne Widerspruch zum König von England ausgerufen.

Die englischen Katholiken theilten sich übrigens in zwei Parteien, in die sog. jesuitische, die den Jesuiten — und in die eigentlich katholische, die den Weltgeistlichen anhieng. Die erstere hätte gerne die Tochter des Königs von Spanien zur Königin gehabt, die letztere war für Jakob aus dem oben angegebenen Grunde. Es gab noch eine Katholiken-Fraction, welche im Einverständnisse mit dem Papst die Urenkeltochter Margaretha's (aus zweiter Ehe), Arabella Stuart, gerne auf dem englischen Thron gesehen hätte. Arabella war zwar Protestantin, aber man hoffte sie leicht zum Uebertritt zur katholischen Religion zu bringen. Doch war die sie unterstützende Partei zu schwach, um durchzubringen. — Was die englischen Protestanten betrifft, so unterstützten besonders die Puritaner die Wahl Jakob's, weil sie hofften, er werde als Presbyterianer sie begünstigen.

Jakob I, damals 36 Jahre alt, neigte seiner politischen Gesinnung nach zum Streben nach unumschränkter Königsgewalt, da ihm in Schottland die heftige Opposition des „kirchlich-demokratischen Klerus" das Regieren erschwert hatte. Da er jedoch diese seine innere Gesinnung durch kein würdevolles, achtunggebietendes Aeußere annehmbar oder erträglich zu machen wußte, vielmehr seine persönliche Erscheinung ohne alle Anmuth, sein Anzug vernachlässigt, sein Körper schwächlich, sein Gang wackelnd, seine Sprache (wegen zu großer Zunge) unangenehm war, so verlor er schon gleich nach seinem Eintritt in England alle Popularität, die ihm auch weder seine Gelehrsamkeit, noch seine Schreibgewandtheit verschaffen konnte.

Sein Wissen war übrigens nur ein angelerntes, wie ihm denn bei allem Scharfsinn ein gesundes Urtheil abgieng. Er selbst ließ sich von seinen Schmeichlern den britischen Salomo nennen, weßhalb ihn der französische Gesandte Sully, Heinrich's IV Freund, der ihn zu seiner Thronbesteigung zu beglückwünschen hatte, einen „weisen Narren" nannte, und Heinrich IV beißend äußerte: dieser Salomo werde doch nicht ein Sohn David's des Sängers seyn (mit Anspielung auf den Sänger Rizio unter Maria Stuart XX. 2, 4.)

Dazu kam, daß sowohl die katholische, als auch die puritanische Partei bald inne wurde, daß sie sich in dem neuen Könige verrechnet hätten, denn die Katholiken fühlten keine Erleichterung ihrer Beschwerden und die Puritaner sahen zu ihrem Verdruß den König sich zur Episcopalkirche neigen. Doch bildete sich gleich im Anfang seiner Regierung eine gedoppelte Verschwörung, die von diesen Parteien ausgieng, aber entdeckt und durch die Hinrichtung ihrer Anstifter unterdrückt wurde.

Die eine von Katholiken und Puritanern gemeinschaftlich ausgehende, die man das Nebencomplot oder Ueberfallscomplot nannte, setzte sich den Zweck, den König zu überfallen und ihn so lange in den Tower zu setzen, bis er seinen ganzen Geheimenrath entlassen und die Duldung der katholischen Religion ausgesprochen haben würde. Die andere Verschwörung, genannt das Hauptcomplot oder auch spanische Complot hatte angeblich die Erhebung Arabella's auf den Thron mit spanischer Hülfe zum Zweck. In diese letztere Verschwörung wurde auch der berühmte Sir Walter Raleigh (XX. 2, 6.) verwickelt und entgieng diesmal noch mit genauer Noth dem Tod, da er im Grunde nicht betheiligt war und sich auch keine Beweise gegen ihn aufbringen ließen. Er wurde jedoch nicht aus dem Gefängniß entlassen, da ihn der König und Cecil haßten.

Im Anfang seiner Regierung hatte Jakob die Katholiken mit den Strafgeldern, welche auf die Verweigerung des Suprematseides gesetzt waren, verschont. Allmählig aber fieng er an, heruntergekommenen schottischen Edelleuten seiner Umgebung, straffällige Katholiken zu überweisen, damit sie von diesen die Strafgelder beitreiben und mit denselben ihre Lage verbessern könnten. Als die Katholiken daraus, so wie aus den geschärften Maaßregeln, welche das erste von ihm einberufene Parlament gegen sie getroffen hatte, deutlich sahen, daß sie sich von diesem Könige keiner Gunst zu erfreuen hätten, so wurden sie erbittert, und obgleich sie im Allgemeinen vor gewaltsamen Schritten sich hüteten, um keine bürgerlichen Kämpfe

zu veranlassen, so waren doch unter der sogenannten jesuitischen Partei einige unruhige Köpfe, welche, geleitet von einem reichen, aus einem Wüstling zum Fanatiker gewordenen Gentleman, Namens Robert Catesby (der schon bei den letzten Verschwörungen gegen Elisabeth eine thätige Rolle gespielt hatte) den Plan faßten, den König und das ganze Parlament in die Luft zu sprengen, um die katholische Kirche zu rächen und einer ihnen günstigeren Regierung Bahn zu machen. Es war dieß die sogenannte Pulververschwörung (1605), die aber entdeckt und völlig vereitelt wurde.

Die Hauptleiter dieser Verschwörung waren außer Catesby noch: Wright, Winter, Percy und Fawkes. Sie mietheten ein Haus, das an das Parlamentsgebäude stieß, und setzten den Fawkes unter einem angenommenen Namen als Hausmeister Percy's hinein. In ein anderes von ihnen gemiethetes Haus, brachten sie Schießpulver und Holz zu den Minen, die sie anlegen wollten, zusammen und bestellten auch dort einen Aufseher, Namens Keyes. In der Nacht vom 11. Dezember 1604 begannen sie die drei Ellen dicke Mauer zwischen dem erstern Hause und dem Parlamentsgebäude zu untergraben und arbeiteten so fort bis Weihnachten, wo das Parlament bis zum October des folgenden Jahres vertagt wurde. In der Zwischenzeit gewannen sie neue Glieder der Verschwörung, und als sie beim Weiterarbeiten erfuhren, daß unter dem Parlamentshaus ein Keller von dessen bisherigem Miether wegen Wegzugs in eine andere Stadtgegend geräumt wurde, so mietheten sie diesen Keller und brachten 20 mit Pulver und großen Steinen gefüllte Fässer hinein, legten Holz und Reisig darauf und hielten den Keller bis zum Herbst verschlossen. — Unterdessen sammelte Catesby Waffen und berittene Mannschaft unter dem Vorgeben, er habe den Auftrag, für den spanischen Kriegsdienst Truppen zu werben, und gewann zur Bestreitung der Kosten noch einige andere reiche Katholiken für die Verschwörung, deren Mitwisser allmählig bis auf 180 stiegen.

Als am 5. Nov. 1605 das Parlament wieder einberufen wurde, trafen die Verschwörer die letzten Anstalten. Fawkes war beauftragt, die Mine durch eine Lunte anzuzünden, die nach einer Viertelstunde das Pulver erreichen sollte, während welcher sich alle rasch entfernen wollten. Nach erfolgter Explosion wollten sie dann sich der Prinzessin Elisabeth, der Tochter Jakobs, bemächtigen und sie zur Königin ausrufen. Allein einer der Verschworenen, Namens Tresham, der seinen Schwager, den Lord Mounteagle, retten wollte, schrieb an denselben einen anonymen Brief mit der Mahnung, aus dem Parlament wegzubleiben, denn Gott und Welt hätten sich vereinigt, die Bosheit dieser Welt zu strafen. Der Lord übergab den Brief den Ministern, welche hierauf Rath hielten und auf Jakob's Vermuthung den Keller zu untersuchen beschloßen. Da sie aber den

Fawkes im Keller antrafen, kehrten sie, um kein Aufsehen zu machen, ohne nähere Untersuchung zurück. Am Abend desselben Tages jedoch sandten sie nochmals in den Keller, entdeckten 36 Pulverfässer und verhafteten den Fawkes, der aber anfangs jede Angabe verweigerte. Auf die Nachricht von Fawkes Verhaftung flohen zwar die Verschworenen, aber der tolle Catesby und sein näherer Anhang, etwa 60 an der Zahl, faßten den Anschlag, die Katholiken in Wallis und in andern Provinzen aufzuwiegeln, wurden aber aus allen Häusern abgewiesen. Als sie zu Holbeach ihr naßgewordenes Pulver trocknen wollten, fiel eine brennende Kohle darein und Catesby wurde mit einigen Andern stark beschädigt. Am folgenden Tag wurden sie vom Sheriff mit dem Aufgebot der Grafschaft in einem Hause umzingelt und angegriffen. Catesby und Percy fielen von zwei Kugeln durchbohrt; die Uebrigen wurden gefangen und nach gefälltem Urtheil gehenkt und geviertheilt. Unter den Angeschuldigten waren auch drei Jesuiten, von denen einer, Namens Garnet, hingerichtet, aber nachher von seiner Kirche heilig gesprochen wurde.

2. Günstlingsherrschaft: Buckingham. (Walter Raleigh's Tod.) Auflösung des Parlaments. Das spanische Heirathsproject. Tod Jakob's I. Geist seines Hofes.

Die Unzufriedenheit im Volke hörte indeß nicht auf, weil der König Katholiken und Puritaner gleichmäßig zurücksetzte, die Regierung des Landes seinen Günstlingen überließ und nichts für das gemeine Volk that, welches einen großen Theil seines Unterhaltes, den es früherhin beim Bebauen der Aecker des Adels gefunden hatte, dadurch verlor, daß die schon unter Elisabeth eingerissene Gewohnheit der Vornehmen, einen großen Theil ihrer Ländereien in Viehtriften umzuwandeln, (weil die wohlfeile Einfuhr ausländischen Getreides den Ackerbau fast überflüssig machte) unter Jakob noch allgemeiner wurde.

Zu Jakob's Günstlingen gehörte ein junger Schotte, Namens Carr (Kerr), den er selbst unterrichtete, bereicherte und zum Marquis von Rochester erhob. Ein anderer Günstling war Somerset, der aber bald dem kräftigeren Villiers, nachmaligem Marquis von Buckingham weichen mußte, der übermüthig, leidenschaftlich und unbesonnen, aber dabei offen und aufrichtig war. — In der Folge wurde Sir Francis Bacon, (XX. 7, 3.), jener große Denker und Staatsmann mit dem niedrigkleinlichen Charakter, zum Kanzler des Reichs erhoben, und diesem hatte Walter Raleigh seine Entlassung zu danken, worauf der König demselben eine neue, auf Goldausbeute abzielende Seeunternehmung

nach Guiana auftrug. Weil diese aber unglücklich ausfiel, wurde Raleigh bei seiner Zurückkunft nach England wieder verhaftet und zum Tode verurtheilt. Als der greise Held das Blutgerüste bestieg und der Geistliche ihn fragte, auf welchen Glauben er sterben wolle, antwortete er: „auf den der englischen Kirche: er hoffe durch das Blut und Verdienst Christi selig zu werden." Darauf befühlte er die Schneide der Scharfrichterart mit der lächelnden Bemerkung: „das ist eine scharfe Waffe, aber sie wird alle Krankheiten heilen!" Ohne sich die Augen verbinden zu lassen, legte er sein Haupt auf den Block, und gab selbst das Zeichen, das durch die Art sein Haupt vom Rumpfe trennte.

Da der König so unbeliebt war, so rief der Tod seines ältesten 18 jährigen Sohnes Heinrich, welcher männlichen und kräftigen Sinnes, dem protestantischen Glauben aufrichtig ergeben und Feind unsittlicher Ausschweifungen war, eine allgemeine Trauer im Lande hervor (1612.)

Wäre derselbe am Leben geblieben und zum Thron gelangt, so hätte er wahrscheinlich durch rechtzeitige Bewilligungen an das Parlament dem künftigen Bürgerkrieg vorgebeugt, und durch kräftige Unterstützung des Kurfürsten Friedrich V von der Pfalz (der im folgenden Jahr der Gemahl seiner Schwester Elisabeth wurde), durch Aufnahme eines Kampfes mit Spanien dem Geschicke Deutschlands eine andere Wendung gegeben. — Um diese Zeit wurde Arabella Stuart, weil sie wider des Königs Willen den Lord Seymour (spr. Sihmörr), der auch von Heinrich VII stammte, ihre Hand gab, in den Tower gefangen gesetzt, worin sie nach drei Jahren starb.

Weil Jakob I damit umgieng, seinen zweiten Sohn Karl mit einer spanischen Prinzessin zu vermählen, so unterstützte er seinen Schwiegersohn Friedrich V von der Pfalz nicht ernstlich und behandelte auch die Katholiken günstiger. Als daher das Parlament verlangte, er solle die Kurpfalz unterstützen, Spanien den Krieg erklären, seinem Sohne eine protestantische Gemahlin geben und die Gesetze gegen die Katholiken handhaben, wollte er die Redefreiheit beschränken, und als das Parlament Protest dagegen einlegte, löste er es auf und bestrafte einzelne Glieder desselben, die wie Coke, Phillips und Pym in der Folge die entschiedensten Oppositionsmänner wurden.

Um die Heirathsunterhandlungen mit dem spanischen Hofe zu beschleunigen, rieth Buckingham, der sich die Gunst des Prinzen Karl, als einstigen Thronfolgers, sichern wollte, zu einer heimlichen

Reise nach Madrid, die er mit ihm, nach Jakob's schwierig erlangter Einwilligung, selbst unternahm. Dort angekommen, wurde der Prinz vom König Philipp und dessen Minister Olivarez auf das glänzendste empfangen und Buckingham sogar zum Herzog erhoben, damit er den spanischen Granden gleichgestellt wäre. Schon waren, auf päpstliche Dispensation, die Heirathsbedingungen (wobei Karl seinerseits, wahrscheinlich in verstellter Weise, Hoffnung auf einen Religionswechsel machte) festgestellt, ja sogar von Jakob und seinen Ministern in London beschworen, als durch den Tod des Papstes sich neue Zögerungen ergaben. Da faßte Buckingham, der sich in Madrid durch sein anmaßliches und sittenloses Betragen um alle Achtung gebracht und mit Olivarez verfeindet hatte, den Entschluß, die Heirath zu hintertreiben, und kehrte eilig nach London zurück, im Grunde, um dort seinen Nebenbuhlern und Feinden, die unterdeß gegen ihn gewirkt hatten, das Feld wieder abzugewinnen. Er brachte es dahin, daß Jakob seinen Sohn aus Madrid, wo man schon den Tag der Verlobung und Trauung bestimmt hatte, zurückrief und dem König Philipp von Spanien die sonderbare Bedingung stellte, für Kurpfalz die Waffen zu ergreifen. Natürlich zog Philipp, dadurch gekränkt, sogleich seine Heirathseinwilligung zurück und bereute zu spät, die früheren Unterhandlungen so hinausgezogen zu haben, um für die katholische Religion in England möglichst günstige Bedingungen zu erhalten.

Jakob, der sich durch die spanische Morgengabe aus seiner Geldnoth zu ziehen gehofft hatte, mußte nun das Parlament um Geldbewilligung angehen. Sie wurde ihm aber von demselben nur zur Hälfte gewährt, und diese nur unter der Bedingung, daß die spanische Heirath gänzlich aufgegeben werde. Jakob fügte sich und Buckingham war nun der gefeiertste Mann in England. Da Prinz Karl auf seiner Reise nach Madrid über Paris gekommen war und dort die königliche Prinzessin Henriette Marie kennen gelernt hatte, die ihm gefiel, so ließ jetzt Jakob für seinen Sohn in Paris um sie anhalten. Die verhängnißvolle Verbindung kam zu Stande, und schon waren die Vorbereitungen zum Hochzeitsfeste im Gange, als König Jakob I den 27. März 1627 an der Magengicht starb

und die Mißachtung des Inlands, wie des Auslandes mit in das Grab nahm.

Sein Hof war im höchsten Grade ausgelassen und sittenlos, und selbst die Hofdamen sollen sich oft im Zustande entwürdigender Trunkenheit gezeigt haben. Dabei herrschte eine Pracht und Verschwendung, bei der es kein Wunder war, daß der König im Parlament sagen konnte, seine Schulden seyen unabsehbar, wiewohl auch eine damals herrschende Theurung dazu beitrug. — Als wichtiges Nationalereigniß unter seiner Regierung ist nur die Colonisirung des Nordens von Irland zu erwähnen. Was das Verhältniß von Schottland zu England betrifft, so strebte Jakob — gleich vom Anfang seiner Besteigung des englischen Throns an — eine Vereinigung der beiden Königreiche zu Stand zu bringen: sie gelang aber wegen nationaler Eifersucht und Vorurtheile nur theilweise, indem 1. die Gesetze abgeschafft wurden, nach welchen die Unterthanen des einen Reichs von denen des andern als Ausländer behandelt wurden, und 2. eine Entscheidung englischer Richter (1607) dahin ausfiel, daß die seit der Thronbesteigung Jakob's gebornen Schotten für natürliche Unterthanen des Königs von England angesehen seyn sollten. Er nahm daher zuerst den Titel König von Großbritanien an. — Sein Bestreben aber, in Schottland die demokratischen Elemente der presbyterianischen Kirche durch Wiederherstellung des Episcopats (1606) zu unterdrücken, um dadurch seinen Thron fester zu stellen, hatte die Wirkung, daß die schottischen Presbyterianer nur desto entschiedenere Gegner der Stuarts wurden, und viele der strengern von ihnen nach Nordamerika auswanderten, wo sie den Staaten Neuenglands jene ihre Grundsätze aufprägten.

3. König Karl I und die katholische Maria. Die Hofpartei; die Landpartei und ihre puritanische Fraction. Die Patrioten. Mehrmalige Auflösung des Parlaments. Die finanziellen Zwangsmittel. Unterstützung der französischen Protestanten. Die Parlamentsopposition und ihre Petition of rights. Die Ermordung Buckingham's. Parlaments-Auflösung.

Karl I, der bei seinem Regierungsantritt 25 Jahre alt war, zeichnete sich — im Vergleich mit seinem Vater — durch einen ernsten, würdigen Anstand und geordneten Wandel aus, war aller Ausgelassenheit und Sittenlosigkeit feind und liebte und schützte die Wissenschaften und Künste. Doch hatte er eine überwiegende Neigung zur unumschränkten Gewalt: er betrachtete daher jeden Versuch, seine Königsmacht zu beschränken für einen sträflichen Eingriff in seine Rechte und glaubte, jede ihm abgedrungene Verwilligung nach Gut=

dünken wieder zurücknehmen zu dürfen. Er war der Episcopalkirche aufrichtig zugethan, wollte aber den Dissenter's so wenig als möglich einräumen. Am meisten schadete ihm seine blinde Hingebung in den Willen des herrschsüchtigen und habgierigen Buckingham, dessen Werk auch die am 1. Mai 1625 erfolgte Vermählung des Königs mit der katholischen Henriette Marie, Tochter Heinrich's IV war, — eine Vermählung, die besonders den Puritanern auf's äußerste mißfiel. Theils die Kosten der Hochzeitsfeier, theils die von seinem Vater überkommene Schuldenlast, theils ein mit Spanien in Aussicht stehender Krieg nöthigten ihn, die Hülfe des Parlaments anzugehen.

Das Oberhaus hatte es stets mit der Krone der Tudors gehalten: die meisten Peers sahen mit Verachtung auf den Emporkömmling Buckingham herab und mißtrauten daher den Stuarts um so mehr. Auch enthielt dieses Haus eine starke puritanische Opposition unter der Führung des Grafen von Pembroke. — Das Haus der Gemeinen war in zwei Hauptparteien getheilt, in die Hofpartei, als Verfechterin der Krone und ihrer Maßregeln, und in die Landpartei, als Widersacherin von Mißbräuchen und Vertreterin der Rechte und Freiheiten des Volks. Die erste war die Minderzahl und mußte daher vorsichtig zu Werke gehen; die zweite bestand größtentheils aus Puritanern, die gegen Alles, was sie für Aberglauben hielten, in Feuereifer geriethen und der übermäßigen Macht der Prälaten, so wie den Ausschreitungen der Königsgewalt in jeder Weise entgegentraten, aber dabei auch oft zu weit giengen. Es gab noch eine Fraction des Unterhauses, deren Glieder sich die Patrioten nannten, denen es weniger um Religion und Cultus, als vielmehr bloß um Ausdehnung der bürgerlichen Freiheiten zu thun war. Zu ihnen gehörten vorzüglich Sir Edward Coke, Johann Pym, Johann Selden u. a. — Puritaner sowohl als Patrioten waren von gleichem Haß gegen das Papstthum beseelt, das sie „als den eingefleischten Feind aller geistigen und bürgerlichen Freiheit" betrachteten. Denn religiöse Duldung war in jenen Zeiten noch unbekannt, und jeder dieser Männer glaubte in seinem Rechte zu handeln. Dagegen glaubte auch der König in seinem Rechte zu seyn, wenn er dem Andringen der allerdings sich überstürzenden Opposition das „göttliche Recht" der Könige entgegenhielt.

Das Unterhaus wollte die geforderten Geldverwilligungen nicht ohne vorgängige Abhülfe seiner Beschwerden gewähren, forderte strenge Maaßregeln gegen die Recusanten und ging damit um, den Herzog v. Buckingham, als Beförderer der katholischen Heirath des Königs

vor den Pairsgerichtshof laden. Da sprach der König, um ihn zu retten, die Auflösung des Parlaments aus. Um aber nun Geld aufzutreiben, ließ er einen noch unbewilligten Hafenzoll erheben, stellte die Zahlungen aller Gebühren und Besoldungen ein und machte gezwungene Anlehen bei dem Adel und der Gentry. Mit dem aufgebrachten Gelde ließ er (im Oct.) eine Flotte gegen Spanien auslaufen, die aber unter unfähiger Führung weder gegen Cadix etwas ausrichtete, noch der Silberflotte habhaft werden konnte und mit Schmach bedeckt wieder nach England zurückkehrte.

Somit mußte er das Parlament wieder berufen, zumal er sein Wort gegeben hatte. Um aber vorher die Opposition zu schwächen, brachte er den Grafen Pembroke dahin, sich mit Buckingham zu versöhnen, schloß Cocke, Pym und noch vier andere Hauptgegner, dadurch, daß er sie zu Sheriffs machte, vom Parlament aus, und schärfte die Gesetze gegen die Recusanten. Dennoch wollten die Gemeinen — auf den Antrag des sog. Ausschusses der Uebel — die Subsidien nicht eher gewähren, als bis sich Buckingham besonders wegen Forterhebung des Hafenzolls vor dem Hofe der Pairs verantwortet hätte, unter denen derselbe an Graf Bristol einen neuen furchtbaren Gegner hatte.

Daher suchte der König den Grafen Bristol aus dem Parlament zu entfernen. Als Bristol dennoch seine Anklage stellte und auch das Haus der Gemeinen in einem eigenen Anklageacte den Herzog einer Menge Veruntreuungen und Schlechtigkeiten bezichtigte: so schickte der König einige Parlamentsglieder in den Tower, mußte sie aber bald wieder in Freiheit setzen und die Vertheidigung Buckingham's zulassen. Um aber dessen Verurtheilung zu verhindern, löste der König das Parlament, ungeachtet es noch keine Steuern verwilligt hatte, abermals auf und ließ die Grafen Bristol und Arundel verhaften. Dann nahm er wieder seine Zuflucht zu den schon obengenannten Mitteln der Geldauftreibung, zuletzt auch zu einem Zwangsanlehen, durch welches er seine mit Dänemark zu Gunsten der deutschen Protestanten eingegangenen Verpflichtungen bestreiten wollte. Die drückende und ungerechte Art

aber, wie diese Steuern erhoben wurden, erbitterten seine Gegner nur immer mehr.

Um dieselbe Zeit hatte der König auch häusliche Unannehmlichkeiten. Da die junge Königin ganz unter dem Einfluß katholischer Priester stand, die bei ihr ab- und zugiengen und sie gegen den König einnahmen, auch sie dahin brachten, daß sie eine Wallfahrt zu einem Martyrergrabe machte, ja sogar den Unterricht im Englischen aufgab: so entfernte der König diese Geistlichen und bildete für die Königin einen neuen Hofstaat. Darüber zerfiel er mit dem französischen Hof, der sich schon längst über Karl's Niederhaltung der Katholiken beschwerte, welche er bei seiner Vermählung schonend zu behandeln versprochen hatte. — Indeß hatte die Entfernung der Priester aus der Nähe der Königin die Folge, daß sie nun mehr auf ihren Gemahl angewiesen war und auf denselben in der Folge einen überwiegenden Einfluß gewann.

Da Frankreich (Richelieu) sich weigerte, mit ihm ein Schutz- und Trutzbündniß zu Gunsten seines Schwagers Friedrich's V von Kurpfalz zu schließen, wodurch König Karl sich die Gunst des englischen Volkes zu gewinnen hoffte, so beschloß er, auf Buckingham's Rath die französischen Protestanten zu unterstützen und gab ihm den Befehl über eine Flotte von 100 Schiffen, um der Stadt Rochelle zu Hülfe zu kommen. Da diese aber gerade Waffenstillstand geschlossen hatte und darum jetzt der Hülfe nicht bedurfte, so kehrte Buckingham nach einem mißglückten Versuch, sich der nahen Insel Rhé zu bemächtigen, mit starkem Verlust an Mannschaft wieder nach England zurück.

Indeß als Rochelle, gereizt durch die Aussicht auf Englands Unterstützung, wieder zu den Waffen griff und dafür von einem königlichen Heere bedroht war, riefen die Rocheller Hugenotten die Hülfe Karl's an, der feierlich versprochen hatte, sie nie zu verlassen. Um daher eine zweite Expedition zu ihren Gunsten zu Stande zu bringen, wollte Karl wieder die alten Willkührmittel anwenden. Aber da Alles im Lande darüber in Gährung gerieth, sah er sich gezwungen, das Parlament wieder zu berufen und daher auch die gefangenen Parlamentsglieder in Freiheit zu setzen.

Allein die Wahl war allgemein auf Männer gefallen, die der jüngsten Opposition angehörten. Diese nahmen zwar den königlichen Antrag zur Subsidienverwilligung an, verlangten aber vorher durch

einstimmigen Beschluß die Genehmigung der von ihnen gestellten Bitte um ihre Rechte.

Diese berühmte Petition of rights forderte 1. daß kein Freimann ohne ausgesprochene rechtsgültige Ursache eingekerkert werden solle; 2. daß in allen Fällen das Habeas corpus gewährt werde; 3. daß, wenn keine Ursache angegeben werde, der Gefangene in Freiheit zu setzen und gegen Bürgschaft loszugeben sey; 4. daß der König ohne Parlamentsacte keine Steuer oder Anleihe erheben solle.

Nachdem der König zwei Monate lang auszuweichen gesucht hatte, gab er scheinbar seine Zustimmung zu einer auf diese Petition gegründeten Bill, nämlich nicht in der gewöhnlichen Formel, sondern mit einer zweideutigen Umschreibung derselben. Dagegen traten Cocke, Pym, Phillips u. a. mit Energie auf und brachten durch die Drohung einer Anklage gegen Buckingham den König dahin, daß er einlenkte, und nun bewilligte das Parlament die Subsidien, jedoch mit dem Zusatz, der König solle den Buckingham vom Hof entfernen. Indeß wurden ihm die Gelder ausbezahlt und als er sie hatte, vertagte er das Parlament mit der Erklärung, daß er den Hafenzoll, den sie an die Zustimmung des Hauses hatten binden wollen, niemals aufgeben werde.

„So endete, sagt selbst Lingard (der katholische Geschichtschreiber Englands) diese ereignißreiche Sitzung, eine der denkwürdigsten in unserer Geschichte. Die Patrioten giengen vielleicht hie und da zu weit in ihrer Wärme und in ihren Vorausnahmen; ihre Bemühungen gaben ihnen jedoch vollen Anspruch auf die Dankbarkeit der Nachwelt. Sie erzwangen von dem Könige die Anerkennung der Rechte, die er so muthwillig verletzt hatte und setzten die Freiheiten der Nation auf einer festen, dauernden Grundlage zurecht." — Daß es dem König aber nicht voller Ernst mit dieser Anerkennung war, bewies der Umstand, daß er die vom Parlament in den Druck gegebenen Exemplare der Petition unterdrückte und andere drucken ließ, welchen seine erste Antwort darauf angefügt war, um das Volk glauben zu machen, daß er nichts von seinen früheren Ansprüchen aufgegeben habe.

Die erneute Belagerung Rochelle's, welche Richelieu in Person leitete, verpflichtete den König Karl zu einer zweiten Hülfssendung, welche wieder Buckingham, und zwar von Portsmouth aus, besorgte und anführen sollte; doch verzögerte sich die Expedition durch Unterhandlungen mit dem französischen Hofe. Eben hatte eines Morgens Buckingham im Hause des französischen General's Soubise einen Wortwechsel mit demselben gehabt, und wollte sich

nach seinem Wagen begeben, als er im Vorsaale (oder in der Hausflur) von einem englischen Lieutenant — ermordet wurde. Zwar gieng die Expedition dennoch unter Segel, kam aber zu spät: denn Rochelle hatte sich auf Gnade und Ungnade ergeben, und mit der Macht der Hugenotten war es für immer aus.

Der Mörder Buckingham's war ein Protestant und hieß Felton. Er war in der Armee zurückgesetzt worden, hatte daher um so leichter den allgemeinen Haß des Volkes gegen den verächtlichen Günstling getheilt, und gemeint, durch die Wegräumung desselben dem Lande einen Dienst zu thun. Er stieß ihm das Messer in das Herz und ließ es stecken. Buckingham zog es mit dem Ruf: „Schurke!" heraus, taumelte auf einen Tisch zu und fiel entseelt zu Boden. Er war erst 35 Jahre alt. Der Mörder, der übrigens keine Mitschuldigen hatte, wurde hingerichtet. — Der König nahm die Familie des Günstlings in Schutz, zahlte seine großen Schulden, ließ ihn in der Westminsterabtey begraben und nannte ihn in fortwährender Verblendung über ihn den „Märtyrer seines Souverains." Lingard bemerkt, daß wenn Buckingham dem Messer des Mörders entgangen wäre, er späterhin höchstwahrscheinlich unter dem Henkerbeile geendet hätte. — An seine Stelle gewann der König bald darauf an dem durch Herkunft, Geist und Energie ausgezeichneten Thomas Wentworth, der früher einer seiner Gegner war, durch Würdeverleihungen einen Hauptverfechter unbeschränkter Königsgewalt: doch trat er erst später als Graf Strafford in den Vordergrund.

Die fortgesetzte Beitreibung des Hafenzolls und die Erhebung einiger arminianischen und halbpapistischen Geistlichen zu höhern Würden waren die Hauptbeschwerdepunkte der Opposition des im J. 1629 wieder zusammentretenden Parlaments, in welchem es zwischen beiden Parteien zu Ausbrüchen der höchsten Leidenschaft kam. Als auf den Antrag Lord Elliot's das Haus in einer Protestation jeden für einen Feind gegen Königthum und Volk erklärte, der an der Religion etwas ändern wolle oder der das Hafengeld entrichte oder zu dessen Beitreibung helfe, so löste der König das Parlament auf und schickte Elliot und andere Gegner in das Gefängniß, aus welchem der erstere nie wieder zur Freiheit gelangte. Darauf veröffentlichte er seinen Willen, von nun an ohne Parlament zu regieren.

Allerdings haben viele seiner Gegner im Parlament die der königlichen Majestät schuldige Achtung durch maßlose Reden auf grelle Weise verletzt, so daß des Königs Zorn begreiflich ist; nichts desto weniger giebt selbst Clarendon zu,

daß vom Parlament, als solchem, keine Acte ausgieng, „die nicht mit der Weisheit und Gerechtigkeit großer Versammlungen unter außerordentlichen Umständen vereinbar gewesen wäre. Und wer nur die Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten, welche, während das Parlament ruhte, begangen wurden, bedenken mag, wird sich nicht so sehr an der Wärme und Lebhaftigkeit seiner Sitzungen stoßen."

4. Regierung des Königs ohne Parlament. Streben des Königs nach Unabhängigkeit. Friede mit Frankreich und Spanien. Erzb. Laud und seine Cultusänderungen. Des Königs Krönung in Schottland. Einführung der Episcopalverfassung daselbst. Errichtung der Tafeln. Erneuerung des Convenant. Graf Argyle. Kriegsrüstungen. Graf Strafford. Irische Zustände. Wiedereinführung des engl. Parlaments. Das kurze Parlament.

Fortan war des Königs Streben auf unumschränkte Monarchie und äußerste Beschränkung der bis dahin bestandenen Volksfreiheiten, die er für angemaßte Beeinträchtigungen der Königsgewalt ansah, gerichtet, und hiebei, scheint es, wollte er es den Königen von Spanien und Frankreich gleich thun; er verkannte aber dabei ganz den Geist seiner durch so viele den englischen Königen abgerungene Freiheiten schon mächtig gehobenen und darauf trotzenden Nation.

Um sich zur Ausführung seiner Plane zunächst Ruhe nach außen zu schaffen, schloß er mit Frankreich und nachher auch mit Spanien Frieden. Die bewilligten Subsidien verwendete er zur Bezahlung der Schulden; im Uebrigen bestritt er die Regierungsbedürfnisse, so wie den Aufwand für seinen glänzenden Hof vom forterhobenen Hafengeld, von dem Verkauf neuer Monopolien, von den durch die Sternkammer auferlegten Strafgeldern und andern zur Buße auferlegten Strafen, von neu eingeführten Schiffsgeldern, von den Einkünften aus Forsten, die er zu Gunsten der Krone auf Kosten des Privatbesitzes erweiterte u. s. w. Das Volk klagte zwar über diese Willkührbestimmungen, ertrug sie aber doch, weil es in seiner Thatkräftigkeit sich mannigfaltige Erwerbsquellen zu eröffnen wußte, so daß sich dennoch das Land in einem blühenden Zustand befand.

Als der Gentleman Johann Hambden wegen Verweigerung von 20 Schilling Schiffsgeld vor Gericht gezogen wurde und sein Advocat sich auf die Magna Charta, auf bestätigte Freibriefe und zuletzt auf die Petition des Rechts berief, sagte der Staatsanwalt: „Diese Gewalt (die Schiffgeld-Steuern zu erheben) ist eine den Königen von England angeborene; sie stammt nicht vom

Volk, sondern wurde dem Könige vorbehalten, als positive Gesetze erst gegründet wurden. Der König von England ist unumschränkter Monarch: einem solchen kann nichts gegeben werden, als was ihm schon durch seine Geburt angehört. Er kann kein Unrecht thun; er ist der einzige Richter und wir dürfen seine Entscheidung nicht in Frage stellen." Aehnliche Grundsätze äußerten auch sieben von den zwölf Richtern und erregten dadurch allgemeine Bestürzung im Volk.

Zu Hauptstützen seiner absolutistischen Bestrebungen hatte er den Lordschatzmeister Richard Weston und den Erzbischoff William Laud von Kanterbury, welche beide wegen ihres Eifers für die bischöffliche Kirche und ihrer Abneigung gegen die anderen Protestanten, die sie als Schismatiker betrachteten, sich den Vorwurf der Hinneigung zu Rom zuzogen. Da Laud den Cultus der Hochkirche dem katholischen in so fern näherte, daß er den reformirten Communiontisch in einen Altar mit Crucifix, Bildern und Lichtern verwandelte, den Geistlichen den Priestertitel und eine buntere Tracht gab und Beichte und Absolution einführte, so faßten die Katholiken gute Hoffnungen, und der Papst knüpfte sogleich Unterhandlungen zum Zweck einer Vereinigung der römischen und englischen Kirche an, die, wenn sie auch zurückgewiesen wurden, doch Veranlassung gaben, daß der König die Verfolgungen gegen die Katholiken einstellte und jeden Angriff auf Rom, wie auf die Bischöffe mit strengen Strafen belegte.

So wurde der Gottesgelehrte Leighton wegen einer heftigen Schrift gegen das Prälatenthum zu lebenslänglicher Gefangenschaft und in eine Strafe von 1000 Pf. Sterling, außerdem zum Verlust eines Ohrs und zur Brandmarkung einer Wange verurtheilt. Erst nach 12 Jahren erlöste ihn das Parlament aus der Gefangenschaft. Eben so wurde der Advocat Prynne wegen mehrerer Stellen in seinen Schriften gegen die Gerichtsbarkeit der Prälaten von der Sternkammer zu einer Geldstrafe von 1000 Pf. St., zur Amtsentsetzung, zum Verlust seiner Ohren und zu lebenslänglicher Einkerkerung verurtheilt. — Ein Jüngling, der überwiesen wurde, Flugschriften gegen die Bischöffe verbreitet zu haben, wurde durch die Straßen gepeitscht und an den Pranger gestellt. Solche Opfer religiöser Verfolgungen gab es noch viele. Die Folge war, daß wieder Viele nach Nordamerika auswanderten, darunter selbst Personen höhern Rangs.

Auch in Schottland hatte König Karl schon seit 1626 dadurch, daß er die während der Reformation in die Hände des Adels gekommenen Kirchengüter theils für die Geistlichkeit, theils für den

Staat zurückforderte, große Unzufriedenheit erregt. Als er sich 1637 zu Edinburg krönen ließ, nahm das schottische Volk an dem mitgebrachten Erzbischoff Laud und an dem von demselben angeordneten Krönungsceremoniel großes Aergerniß, so daß sich unter den Schotten die Meinung bildete, man wolle sie zum Papismus zurückführen. Dennoch bewilligte das schottische Parlament dem Könige eine verhältnißmäßig freigebige Subsidie. Als aber doch der König einen der opponirenden Edelleute vor Gericht zog und verurtheilen ließ, empörte dies den schottischen Adel so, daß der König für gut fand, den Verurtheilten zu begnadigen. Indeß blieb Volk und Adel erbittert, und als nun vollends Eingriffe in die bestehende Religion gemacht wurden, fielen in den allenthalben vorliegenden Zunder der Empörung die ersten Funken.

Um nämlich Schottland in kirchlicher Beziehung auf gleichen Fuß mit England zu setzen, wurden die schottischen Bischöffe zugleich mit weltlichen Ehrenstellen bedacht, ferner ein hoher geistlicher Gerichtshof errichtet, der unter Laud's Einfluß kanonische Statuten und eine Liturgie entwarf, wodurch im Grunde das ganze presbyterianische System aufgelös't wurde. Da schallte von jeder schottischen Kanzel der Fluch gegen die neuen Anordnungen, durch welche Christus vom Throne gestoßen und die Gewalt der Kirche an die bürgerliche Obrigkeit verrathen würde.

Als nun die Liturgie in Edinburg zum erstenmal gebraucht wurde, sprang eine vom Religionseifer erfüllte alte Frau auf und warf ihren Schemel dem Dechant an den Kopf mit den Worten: „Schurke, willst Du die Messe halten, während ich zugucke?" Und als der Bischoff die Kanzel bestieg, um das Volk zu besänftigen, ward er „Fuchs" und „Bauchgott" gescholten, mit Steinen und Prügeln geworfen und auf dem Heimweg von dem rasenden Pöbel niedergerissen und im Koth gewälzt. Alle Bemühungen der Prälaten, die Liturgie einzuführen, scheiterten an dem Widerstand der Gemeinden.

Als nun dennoch die Verordnung durchgesetzt werden sollte, setzten die Schotten eine Klageschrift auf, die mit reißender Schnelligkeit durch ganz Schottland vom Adel der Gentry, der Geist=

lichkeit und der Bürgerschaft unterzeichnet wurde. Zugleich bildete man, um Ordnung und Regelmäßigkeit in die Bewegung zu bringen, allenthalben Ausschüsse, Tafeln genannt, welche auf Abschaffung des geistlichen Obergerichts, der kanonischen Statuten und der Liturgie drangen. Hierauf antwortete der König durch einen Verweis und setzte auf die ferneren Versammlungen der Tafeln die Strafe des Hochverraths.

Jede der vier Einwohner-Klassen Edinburgs (Nobility, Gentry, Geistlichkeit und Bürgerschaft) ernannte eine Zahl Abgeordneter, die, weil sie bei den gemeinschaftlichen Versammlungen je an einer Tafel Platz nahmen, Tafel hieß. Jede der vier Tafeln ernannte wieder vier Glieder aus sich und diese 16 bildeten einen permanenten Ausschuß, der als solcher eine fünfte Tafel ausmachte, die stets in der Hauptstadt blieb, mit den andern Tafelgliedern correspondirte und sie in wichtigen Fällen einberief. Aehnliche Tafeln bildeten sich in allen Städten Schottlands, so daß sich dadurch gleichsam ein Staat im Staate bildete und so natürlich die Regierung in die größte Gefahr gesetzt wurde.

Diese verhängnißvolle Maßregel rief die Wiedererneuerung des schon unter Jakob I gegründeten Covenants oder schottischen Nationalbundes hervor, den sie zur Vertheidigung der Religion und der Freiheiten des Landes beschworen.

Dieser Bund, der unter feierlichen Eiden und religiösen Ceremonieen geschlossen wurde, war eine Nachahmung des Bundes Israels mit Jehovah. Ein schwärmerischer Religions- und Freiheitsgeist bemächtigte sich Aller durch ganz Schottland (mit Ausnahme der Grafschaft Aberdeen): der Ernst, mit dem allenthalben der Gottesdienst geübt wurde, steigerte sich bald zu einer fanatischen Strenge, die alle Lebensverhältnisse durchdrang. — In der von Henderson aufgesetzten Urkunde des Covenants wurde das Papstthum mit allen seinen Lehren, Gebräuchen und Anmaßungen in den stärksten Ausdrücken verworfen, die kanonischen Statuten mit der Liturgie für abgeschafft erklärt und Jedermann zur Widersetzlichkeit dagegen verpflichtet. Um es jedoch an Loyalität nicht fehlen zu lassen, wurde gelobt, den König, wenn er ihnen ihre Religion, ihre Freiheit und ihr Recht ließe, in aller Weise zu unterstützen.

Zunächst forderten sie eine unabhängige Kirchenverwaltung und ein freies Parlament. Der König ließ nun zwar zu Glasgow eine Versammlung zur Regelung der kirchlichen Angelegenheiten halten; da sie aber sich nicht willfährig zeigte, er auch von Anfang an im Herzen entschlossen war, die Waffen zu ergreifen, so erklärte er die Versammlung für aufgelös't. Die Versammelten giengen

aber nicht auseinander, sondern erklärten, da ihr Muth durch den Beitritt des mächtigen Grafen Argyle stieg, die in Schottland seit Jakob eingeführte Episcopalverfassung für abgeschafft und die widerstrebenden unter den Bischöffen theils für excommunicirt, theils für abgesetzt.

Nun schritt der König zu Kriegsrüstungen, deren Kosten aus Anlehen vom englischen Adel und aus reichen Beisteuern der englischen Kirche aufgebracht wurden; selbst die Katholiken trugen gern zu diesem „bischöfflichen Krieg" bei. Anderseits rüsteten sich auch die Covenanter und wurden dabei heimlich sowohl von den englischen Puritanern, als auch von dem französischen Hofe (Richelieu) durch Geld unterstützt. Freiwillige strömten von allen Seiten herbei und der kriegserfahrene Alexander Lesley wurde an die Spitze des Covenanterheeres gestellt.

Als der König mit 23,000 M. an die schottische Gränze rückte, in dem Glauben, die Schotten würden sich ohne Schwertstreich fügen, fand er ein eben so großes, noch dazu von religiöser Begeisterung gehobenes und von strenger Mannszucht zusammengehaltenes Heer, vor welchem seine durch keinen höhern Gedanken belebten Leute eine solche Furcht bekamen, daß der König (auf Laud's Rath) Vergleichsvorschläge machte, welche von den Schotten, die sich freuten, nicht gegen ihren König fechten zu müssen, angenommen wurden. Nach Entlassung der Heere wurde eine schottische Synode sowohl, als auch ein schottisches Parlament berufen. Allein die Synode blieb bei den Glasgower Beschlüssen, und wenn auch der König durch seinen Commissär, den Grafen Traquaire, die Genehmigung ertheilen ließ, so war er doch nicht gewillet, sie zu halten. Das Parlament gieng gleichfalls nicht in die Forderungen des Königs ein und wurde daher auf sechs Monate vertagt.

Der Beschluß des Königs, nun wieder zu den Waffen zu greifen, stand fest. Um aber dazu Geld aufzutreiben, entschloß er sich, auf den Rath Laud's und Wentworth's (des bisherigen irischen Statthalters, den er jetzt zum Grafen von Strafford und Pair erhob und zum Vicekönig von Irland ernannte), das englische Parlament, das nun 12 Jahre geruht hatte, wieder zu berufen. Vorher aber ließ er ein irisches Parlament abhalten,

welches Strafford dadurch, daß er den Iren Schonung ihrer noch bedrohten Eigenthumsrechte zusicherte, zur Bewilligung einer vierfachen, an keine Bedingungen gebundenen Subsidie brachte.

Vor der Eroberung Irlands gab es auf dieser Insel kein Privateigenthum, sondern die Geschlechter und Stämme, denen die Landschaften gehörten, übten nur durch ihre Häuptlinge (Clane) ein gewisses Eigenthumsrecht aus. Nach der Eroberung der Insel gaben die Könige an englische Ritter Theile des eroberten Landes als Ritterlehen, auf denen die Belehnten allmählig sich in und an das irische Leben und Wesen so verloren, daß die Verhältnisse ihrer Baronieen von denen der irischen Territorien wenig unterschieden waren. Nur in und um Dublin erhielten sich die englischen Colonieen in ihrem englischen Charakter. Erst unter Königin Maria wurden Landstriche von größerem Umfang anglisirt, andere unter Jakob I besonders durch Schotten angebaut. — Nach der Unterdrückung des Aufstandes O'Neal's von Tirone (XX. 2, 6) wurde, weil O'Neal, dem mit ihm geschlossenen Frieden nicht trauend, nach Spanien gieng, wo er starb, das ganze irische Besitzthum seines Stammes und seiner treusten Anhänger — zusammengenommen 1,262,343 Acres — von der englischen Regierung eingezogen und in englische Lehen von 1000, 1500 und 2000 Acres zerschlagen, von denen die Belehnten wieder einen großen Theil an geringere Ansiedler verlehnen mußten. Alle Belehnten und ihre Ansiedler mußten den Suprematseid schwören; Katholiken und National-Irländer waren von diesen Vertheilungen ausgeschlossen und der völligen Verkümmerung preißgegeben. — Um Soldaten zum Schutze dieser neuen Colonisten halten zu können, schuf Jakob I die neue englische Adelsklasse der Baronets, deren jeder dieses Adelsrecht für eine Geldsumme kaufte, die so groß war, als der dreijährige Sold eines Soldaten betrug. In der Folge stellte die Regierung den Grundsatz auf, daß kraft der Eroberung alles Grundeigenthum auf der Insel der Krone zugefallen sey, und daß nur derjenige, welcher urkundlich nachweisen könne, daß ihm früherhin sein Eigenthum von der Krone übertragen worden, ein Recht an dieses sein Besitzthum habe. Da nun die Meisten aus verschiedenen Ursachen diese Uebertragungen nicht urkundlich nachweisen konnten, so wurde unter Jakob I der größte Theil des irländischen Grundeigenthums für die Krone eingezogen und an begünstigte Engländer oder Schotten gegeben. So wurden Tausende von irischen Familien auf's gewissenloseste ihres Eigenthums beraubt und mit ihren Nachkommen in unabsehbares Elend gestoßen, ohne daß sich das harte Herz der Herrschenden um die Unglücklichen bekümmerte. Dabei wurde die katholische Kirche, der die Irländer angehörten, auf grausame Weise unterdrückt, ihre Priesterschaft gefangen und zum Theil hingerichtet. Wenn unter Karl I die Bedrückung geringer war, so hatten die Iren dieß nur den in England und Schottland entstandenen Verwickelungen zu danken. Aber die Vergeltung für das an den Iren begangene Unrecht sollte

zunächst das Haus Stuart treffen, und überhaupt die großbritannische Krone noch bis in späte Zeiten an Irland einen verdienten Pfahl im Fleische haben. (S. ein Näheres in Leo's Univ. Gesch. III. S. 611 ff.)

Die irischen Subsidien reichten aber zur Ausrüstung von 30,000 M. zu Fuß und 5000 zu Pferd nicht entfernt aus. Als daher am 13. April 1640 das englische Parlament in Westminster zusammentrat, verlangte der König eine zwölffache Subsidie. Um die Bewilligung zu erlangen, bot er alle Freundlichkeit auf und versprach sogar auf das Hafengeld zu verzichten, falls das Parlament Mittel fände, den Ausfall zu decken. Allein da die puritanische und patriotische Partei im Parlament das Uebergewicht hatte, so waren die Debatten äußerst stürmisch. Denn Pym, der Führer der Opposition, zählte gleich von vorne herein alle Beschwerden auf über Eingriffe in die Privilegien des Hauses, in die Eigenthumsrechte und Freiheiten der Unterthanen und in die Satzungen der Kirche. Als die Debatten kein Ende nehmen wollten, drang der König auf vorherige Entscheidung über den Geldpunct. Das Haus bat um noch einen Tag Geduld. Aber der König, der erkannte, daß ihn ein Theil der Opposition zur schmählichsten Nachgiebigkeit zu zwingen sich vorgenommen hatte, verlor alle ruhige Haltung und löste am 5. Mai das Parlament auf mit der Erklärung, daß er dazu gezwungen worden sey, weil die Opposition versucht habe, die Leitung der Regierung an sich zu reißen. Auch ließ er drei Parlamentsglieder gefangen setzen.

So endete das sogenannte kurze Parlament. Laut jubelten Pym und seine Freunde über die Auflösung, weil es nicht eher besser gehen könne, als bis es erst zu noch Schlimmerem werde gekommen seyn. Von nun an trat die puritanische und patriotische Opposition mit den schottischen Unterhändlern in noch engern Verkehr.

5. Einfall der Schotten in England. Vergleich. Das lange Parlament. Opposition. Strafford in Anklagestand. Sein Prozeß und seine Hinrichtung.

Nachdem der König das zu den Rüstungen noch fehlende Geld auf verschiedenem Wege (theils aus einem von der Synode der

Geistlichen bewilligten Geschenk, theils durch eine freiwillige Anleihe und durch strengere Eintreibung des Hafengeldes) aufgebracht hatte, wurden die Rüstungen beschleunigt. Noch war erst ein Theil des Heeres beisammen, der unter Cowlay einstweilen in die Grafschaft Northumberland einrückte — als ein schottisches Heer von 26,000 M. unter dem alten Lesley den Tweed überschritt und in England einrückte, den Uebergang über die Tyne erzwang und in den beiden nördlichen Grafschaften Schatzungen erhob.

In dieser Noth berief der König, der sich gerade bei seinem mißmuthigen Heere in York befand, einen Pairsrath, der ihm dringend rieth, das englische Parlament wieder zu berufen; da ihn auch die Londoner Bürgerschaft darum bat, und Strafford und die andern Minister ihn beschworen, in diese Maaßregel zu willigen, so gab er nach, schloß mit den Schotten einen einstweiligen Vergleich und berief das Parlament auf den 3. Nov. desselben Jahrs.

Allein die Wahlen stellten nun eine noch unbeugsamere Opposition auf, welche geleitet von zwar characterfesten, strengsittlichen, religionseifrigen, auch durch Reichthum unabhängigen, aber in ihren Parteibestrebungen nicht selten zur Ungerechtigkeit sich neigenden Männern, wie Pym, Hampden, St. John u. a., sogleich einstimmig auf Entfernung der Minister des Königs drangen, den Grafen Strafford und Erzbischoff Laud in Anklagestand setzten und den Hochverrathsprozeß gegen sie betrieben.

Da Strafford noch unter dem Namen Wentworth in früherer Zeit (K. 7, 3 a. E.) der Volkspartei angehört hatte, dann aber auf die Seite der Krone getreten war, so war er seitdem als „Abtrünniger" stets der Gegenstand des Hasses der Opposition, die alle Maaßregeln der Regierung auf seine Rechnung setzte. Allerdings war es Strafford's Bestreben, die Krone unumschränkt zu machen, weil es seine innerste Ueberzeugung war, daß die absolute Monarchie die beste Regierungsform sey. Dabei gieng er freilich oft zu rasch und streng zu Werke, besonders wöhrend seiner Verwaltung Irlands. Dennoch beobachtete er bei seinem Absolutismns eine gewisse Unparteilichkeit. Obwohl er in Irland mit eiserner Hand allen Aufstand niederhielt, so war er doch stets nur darauf bedacht, die Wohlfahrt des Landes zu heben, und Irland wurde unter ihm so wohlhabend, daß bald das Einkommen die Ausgaben um 60,000 Pf. St. überstieg. Und so wie er großartige Plane zur Hebung des auswärtigen Handels entwarf, so suchte er auch dem heimischen Kunstfleiß neue Hülfsquellen zu öffnen.

Als der **König** von der Anklage gegen Strafford hörte, gab er ihm die feierlichste Versicherung, daß er nie zugeben werde, daß man ihm Leben, Ehre oder Vermögen nehme. Als sich **Strafford** ins Haus der Gemeinen verfügte, wurde er dort vom Sprecher des Hauses dem schwarzen Stabträger **zur Haft** übergeben. Und nun wurden alle Mittel in Bewegung gesetzt, ihn zu verderben: mehrere fähige Parlamentsglieder, die nicht zur Volkspartei hielten, wurden auf den Grund, daß sie sich von der Regierung zu Ungesetzlichkeiten hätten brauchen lassen, ausgeschlossen; viele Grafschaftsstatthalter, Sheriffs, Schiff- oder Hafengeldeintreiber, Zollpächter und andere k. Beamte wurden als „**Delinquenten**" bezeichnet; alle durch Königs-Befehl Verhafteten in Freiheit gesetzt und ihre Richter zur Schadloshaltung derselben verurtheilt. Eine Bill, welche eine dreijährliche Parlamentsperiode festsetzte, mußte der König bestätigen.

Die **Verhöre Strafford's vor dem Pairshof in Westminsterhal** begannen am 22. März 1641. Er hatte dabei mit allen möglichen Nachtheilen zu kämpfen: er litt an Steinschmerzen; einen Hauptzeugen, den Grafen Radcliffe, hatte man ihm durch eine Anklage zu entziehen gewußt; seine andern Zeugen wurden nicht vereidigt, sondern nur die der Gegner; er durfte sich keines Rechtsfreundes bedienen, außer bei Formsachen; es wurden ihm jedesmal nur 30 Minuten zur Vertheidigung gegönnt und dabei umtos'te ihn der größte Lärm. Dennoch vertheidigte er sich gegen Pym's 28 Klageartikel dreizehn Tage hindurch mit so großer männlicher Beredtsamkeit, Festigkeit und Würde, daß sich die Lords zu seinen Gunsten zu neigen schienen und seine Gegner schon am Gelingen ihres Anschlags zweifelten. Daher brachte nun **Pym** als sogenannten neuen Beweis die Behauptung vor, Strafford habe geäußert, das Heer nicht gegen Schottland, sondern gegen England gebrauchen zu wollen; er könne aber von den nöthigen zwei Zeugen nur einen aufbringen. Auch dieser Anklage begegnete **Strafford** mit siegender Beredtsamkeit.

Er schloß seine Rede mit den Worten: „Und nun, Mylords, was mich betrifft, so bin ich durch Gottes, des Allmächtigen, Gnade belehrt worden, daß die Trübsale dieses Lebens nicht zu vergleichen sind mit der ewigen Fülle der Verklärung, die uns nachmals soll geoffenbart werden, und so, Mylords, übergebe ich mich mit aller Seelenruhe in Euer Urtheil, und ob dieses Urtheil Leben oder Tod sey: Te Deum laudamus!" — Selbst **Whitelock**, einer seiner Gegner, aber ein großmüthiger, sagt von dieser Vertheidigung: „Sicherlich spielte nie ein Mann eine solche Rolle auf einer solchen Bühne mit mehr Weisheit, Standhaftigkeit und

Beredtsamkeit, mit mehr Verstand, Urtheil und Mäßigung und mit gefälligerem Anstand in allen seinen Worten und Gebärden, als dieser große, ausgezeichnete Mann; auch rührte er die Herzen aller seiner Zuhörer mit Ausnahme von nur Wenigen, mit Gewissensbissen und Mitleid."

Unterdeßen aber hatte Pym im Unterhaus darauf angetragen, den Grafen Strafford in die Reichsacht zu erklären. Die Bill ging durch und wurde noch an demselben Tage mit dem Antrag auf ein Todesurtheil an's Oberhaus gebracht und ihr die captirende Klausel angefügt, sie solle nicht als vorgehendes Beispiel für künftige Zeiten gelten. Demnach sollte Strafford „mit oder ohne Gesetz" vernichtet werden.

In der höchsten Besorgniß für ihn ließ nun der König beide Häuser vor sich kommen und erklärte ihnen, daß er Strafford nicht schuldig finde und nie in die Achterklärung willigen werde; das einzige, wozu er sich verstehen könne, sey, daß er ihn zu keinem öffentlichen Posten mehr berufen wolle.

Durch dieses unkluge Verfahren verschlimmerte der König die Sache des Angeklagten: denn nun schrieen die Gegner, der König verletze die Freiheiten des Parlaments, indem er sich in eine noch der Berathung unterliegende Bill mische. Ein mit Dolchen und Keulen bewaffneter, 6000 M. starker Pöbelhaufe durchzog die Straßen und verlangte Strafford's Kopf und Bestrafung aller derer, welche gegen die Achtserklärung gestimmt hatten. Dadurch eingeschüchtert, willigte nun auch das Oberhaus, ohne auf des Königs Verwendung zu achten, in das Todesurtheil.

Als diese Bill sammt einer andern, nach welcher das gegenwärtige Parlament vor Abstellung seiner Beschwerden nicht sollte aufgelöst oder vertagt werden können und auch zu Geldaufnahmen ermächtigt werden sollte, dem Könige zur Bestätigung vorgelegt wurde, wußte er in der Verzweiflung nicht, was er thun sollte: auf der einen Seite warnte ihn die Stimme seines Gewissens, einen Mann, der nur seine Befehle treu ausgerichtet, nicht fallen zu lassen; auf der andern Seite schreckte ihn die Furcht, das wüthende Volk möchte zur offenen Rebellion vorschreiten. In seiner Angst fragte er die Bischöffe und nur einer rieth ihm ehrlich, der Stimme seines Gewissens zu folgen. Voll Mitleid über diese Angst des Kö=

nigs, schrieb Strafford an ihn, entband ihn seines Wortes und bot sich zum Opfer des Landes dar, indem er hoffe, daß seine (Straffords) Einwilligung den König vor Gott entschuldigen werde. Und der schwache König — anstatt entweder auf jede Gefahr hin die Bestätigung zu verweigern, oder als König abzudanken — ertheilte zu seiner ewigen Schwach nicht nur, sondern auch zu seinem eigenen Verderben, die Bestätigung der beiden Bills und — Strafford's Haupt fiel unter dem Beil. In ihm starb ein Mann, dem — nach dem Ausspruch Whitelock's — „an natürlichen Gaben und Fähigkeiten, an Bildung, an Erfahrung in den größten Geschäften, an Weisheit, Treue und Edelmuth nur Wenige, die ihn überlebten, an die Seite gestellt werden können."

Zwar hatte der König einen Versuch gemacht, ihn zu retten, und das Oberhaus gebeten, beim Unterhaus Schritte zur Zurücknahme des Todesurtheils zu thun; allein vergebens. Als Strafford vernahm, der König habe ihn fallen lassen, stand er auf, sah gen Himmel und sagte die Psalmstelle: „Verlasset euch nicht auf Fürsten: sie sind Menschen, die können nicht helfen!" — Gleich am andern Morgen ward im Towerhill das Blutgerüste aufgerichtet. Als Strafford auf dem Gang dahin vor des mitgefangenen Laud's Fenster vorbei kam, streckte dieser Greis, wie Strafford sich's von ihm ausgebeten hatte, die zitternden Hände zum Segnen über ihn aus und fiel ohnmächtig zurück in die Arme seiner Umgebung. Als Strafford eine Kutsche besteigen sollte, um vor dem wüthenden Pöbel gesichert zu sein, sagte er, es sey ihm gleich, durch das Beil oder durch die Wuth des Volks umzukommen, und schritt nicht wie ein Verurtheilter, sondern wie ein siegreicher Feldherr an der Spitze eines Heeres, durch die unabsehbare Volksmenge, die bei seinem Gruße sich — kein Wort der Schmähung erlaubte. Auf dem Schaffot hielt er eine Rede an das Volk, betheuerte, daß er bei allem seinem Thun immer nur das Wohl des Landes vor Augen gehabt habe, und daß er nie gegen Parlamente gewesen sey; es sey kein gutes Vorzeichen für das Glück des Volks, daß man den Anfang einer Staatsverbesserung mit blutigen Buchstaben schreibe. Dann richtete er Worte des Abschieds an seine Freunde und an seinen weinenden Bruder. Als er sich entkleidete, äußerte er, daß er seinen Rock so freudig ausziehe, als je zuvor, wenn er zu Bett gegangen; dieser Block sollte sein Kissen seyn, hier wolle er von aller seiner Mühe und Arbeit ausruhen. Dann kniete er nieder und betete und der Erzbischoff Usher mit ihm. Nachdem er seinem Kopfe die rechte Lage auf dem Block gegeben hatte, gab er dem Nachrichter das Zeichen und mit dem ersten Streich war das Haupt vom Rumpfe getrennt. Also starb Thomas, Graf von Strafford im 49. Jahre seines Alters, treu seinem Könige und seiner Kirche, wenn auch schul-

dig durch Verletzung einzelner, die Staatsverfassung bedingender Freiheiten des Volks, dessen Führer ihrerseits zwar die edle Absicht hatten, die religiöse und bürgerliche Freiheit gegen Eingriffe des Despotismus zu sichern, aber dabei gleichfalls die Gesetze des göttlichen und menschlichen Rechts schwer verletzten und in dieser Verletzung so weit fortschritten, bis sie die Gränzen des umgekehrten Despotismus ausgemessen hatten.

Schon in Strafford's Prozesse konnte man die Hauptmittel wahrnehmen, deren sich Demagogen zu ihren Agitationen zu bedienen pflegen: 1. Die Presse, die sich es zur Aufgabe machte, die Besorgnisse des Volks vor Gefahren zu steigern, 2. die Kanzel, welche vom Geist der Parlamentsopposition inspirirt wurde; 3. Bittschriften, zu deren Unterzeichnung man bewaffnete Haufen herumschickte; 4. Verbreitung erfundener Gerüchte, um künstlich aufzuschrecken; 5. Spione, selbst weibliche, in allen Gesellschaftskreisen; 6. organisierte Pöbelhaufen, die auf den Wink ihrer geheimen Führer und Lenker „wie Kuppelhunde sich anhetzen ließen und wieder kuschten."

6. Des Königs Nachgiebigkeit. Steigende Anmaßung des Parlaments. Der König in Schottland. Blutiger Aufstand in Irland. Die Remonstranz der Landpartei. Tumultuoses Parteitreiben. Haftbefehl gegen fünf Opponenten. Des Königs Demüthigung im Unterhaus. Revolutionäre Schritte des Parlaments. Der Sicherheitsausschuß. Das Parlamentsheer. Des Königs Aufgebot. Ausbruch des Bürgerkriegs.

König Karl, durch Strafford's Tod erschreckt und im Gewissen geschlagen, gab für die erste Zeit jeden Widerstand auf. Er gebot, die Heere aufzulösen, willigte, wenn auch nicht ohne Einrede, in die Aufhebung der Sternkammer und des geistlichen Obergerichts, verheirathete seine zehnjährige Tochter an den Prinzen von Oranien und that Vieles, was das Volk mit der Hoffnung erfüllte, er werde nun verfassungsmäßig regieren. Auch fieng das fortdauernde Parlament schon an, in der allgemeinen Gunst zu sinken, weil es auf Abschaffung der Bischöffe drang (was besonders die Universitäten und einen großen Theil der Geistlichkeit aufbrachte), sich rücksichtslose Ritualänderungen erlaubte und den Pöbel nicht im Zaum hielt.

Indeß blieb es doch des Königs innerster Wunsch, seine Gewalt wieder zu gewinnen. Er begab sich nach Schottland, um das dortige Parlament zu eröffnen, und machte auch diesem große Bewilligungen, indem er unter Anderem dem Adel sogar das ihm

entzogene Kirchengut wieder zurückgab. Aber diese Politik verfehlte in so fern ihres Zwecks, als dennoch Argyle und seine Partei, im Gefühl, zu weit gegangen zu seyn, dem Könige Feind blieb.

Während seines dortigen Aufenthalts ergab sich folgender Vorfall (Incident). Der Graf von Montrose, der aus einem ehemaligen Gegner des Königs, in seiner Eifersucht auf den ihm von den Schotten vorgezogenen Grafen Argyle, sein Anhänger geworden war, erbot sich beim Könige, dem Parlament Beweise über Argyle's und des Heerführers Hamilton's Falschheit und Gefährlichkeit beizubringen. Der König wollte sie einstweilen verhaften lassen, aber sie entwichen der drohenden Gefahr nach Glasgow. Darüber ward das Parlament in England bestürzt, weil es, wie Manche behaupten, fürchtete, der König möchte Beweise von der vom Parlament den Schotten gemachten Einladung zu jenem Einfall in England in Händen haben, und begehrte militärischen Schutz für seine Mitglieder.

Da erscholl die Kunde von einem blutigen Aufstand in Irland. Daß nämlich das irische Parlament dem Könige damals Subsidien bewilligt hatte, gab der Volkspartei in England neuen Grund zum alten Haß, der eben so wohl nach dem Blut, als nach dem Eigenthum der irischen Katholiken dürstete. Unvorsichtige Aeußerungen angesehener Engländer veranlaßten das allerdings ungegründete Gerücht, das englische Parlament gehe mit Ausrottung der katholischen Kirche, ja der Katholiken selbst um. Die erbarmungslose Härte, womit englische Gerichtsbeamte und Kriegsgerichte in Irland durch Bluturtheile und Confiscationen, falsche Anschuldigungen und grausame Folterungen gegen viele katholische Irländer verfuhren, bestärkte die ohnedieß ihren Priestern blindlings ergebenen Irländer in ihrem Glauben an jenes Gerücht. Jedenfalls fielen so viele Ungerechtigkeiten und willkürliche Verfolgungen vor, daß es begreiflich ist, wenn das stets auch in seinen Eigenthumsrechten schwer gedrückte Volk in der Verzweiflung sich selbst zu helfen suchte.

Nur einige Beispiele englischer Mißhandlung der Iren. Der Vorstand einer kriegsgerichtlichen Commission, Sir Charles Coote, ließ (1641) drei Weiber hängen; darunter war eine Edelfrau, die in gesegneten Umständen war; nach der Execution befahl er dem Gatten derselben, in den Lauf seiner ihm vorgehaltenen Pistole zu blasen, und als dieser gehorchte, schoß er ihm die Ladung durch den Kopf. Derselbe Coote ließ jeden Katholiken, der seinen Truppen bei ihren Expeditionen in die Hände fiel, tödten, sogar Protestanten, die in Gesellschaft von Katholiken getroffen wurden. — Um nicht in Aufstandsanklagen verwi-

ckelt zu werden und nicht — bei dem bestehenden Waffenverbot — den Räubereien geflüchteter Verfolgten preisgegeben zu seyn, nahm ein großer Theil des landsässigen Adels und der Gentry seine Wohnung in Dublin, in der Absicht, dort unter den Augen der Regierung zu leben und bei etwaigen Anklagen leichter seine Unschuld beweisen zu können. Allein sie mußten alle wieder auf ihre Landsitze zurück, wo sie allen möglichen Verfolgungen ausgesetzt waren, so daß z. B. in einer ganz ruhigen Gegend des Nachts über 30 Familien von den englischen Soldaten in den Betten überfallen und sammt Weibern, Kindern und Dienstboten niedergemetzelt wurden.

So entstund in Irland der von Roger Moore entworfene und mit theilweiser Unterstützung englischer Katholiken ausgeführte blutige Aufstand des Jahres 1641, der, wenn auch englische Geschichtschreiber die Zahl der erschlagenen Engländer und Schotten in's Unmögliche angeben (z. B. 600,000, während keine 200,000 auf der Insel waren), doch vielen tausend Protestanten das Leben kostete.

Bei diesem Aufstand trat allerdings auch das besonders damals noch tief im Character der Iren liegende Barbarische und Rohthierische ungehemmt zu Tage. Sie begiengen in ihrem politischen und religiösen Fanatismus die raffinirtesten Grausamkeiten, begruben z. B. ihre Opfer lebendig, oder hiengen sie bei den Beinen auf, schlitzten Müttern den Leib auf und ließen die Embryonen von Hunden und Schweinen fressen; traten Kinder todt oder zerschlugen ihnen die Hirnschalen; sie versprachen Kindern Schonung, wenn sie das Versteck ihrer Aeltern angeben würden, und thaten sie es, so brachten sie sie doch noch um's Leben. Sie schloßen die Protestanten hundertweise ein und verbrannten sie sammt dem Haus, oder sie trieben sie schaarenweise in einen Fluß und ertränkten sie. Dabei waren Weiber und Mönche die unbarmherzigsten.

Da man allgemein annahm und selbst Irländer sich damit brüsteten, die Königin habe den Plan begünstigt, um die katholische Religion in Irland wieder aufzurichten, so glaubten Viele, der König, als unter dem Einfluß seiner Gemahlin stehend, habe auch darum gewußt. Ungeachtet ihm aber dadurch Unrecht geschah, so bemächtigte sich doch der Parteigeist dieses Gerüchts und schürte die Flamme des Hasses gegen ihn auf das mächtigste.

Als Karl aus Schottland mit guten Hoffnungen nach London zurückkam und ihn dort die Königlichgesinnten (darunter auch der neue Lord-Mayor) mit festlichem Jubel empfiengen, trat die im Parlament herrschende Landpartei mit einer Klageschrift, der sog.

Remonstranz, hervor, worin alle seit Karl's Thronbesteigung begangenen Ungesetzlichkeiten aufgezählt und den Ministern, die in dieser Schrift als eine böswillige Partei bezeichnet waren, zur Last gelegt wurde. Die Freunde des Königs setzten dieser Remonstranz den größten Widerstand entgegen; dennoch gieng sie, obwohl nur mit einer Mehrheit von 11 Stimmen durch. Man übergab sie dann dem König mit der Bitte, die böswillige Partei, die auch am irischen Aufruhr schuld wäre, von sich zu entfernen. Indeß wies sie der König fest damit ab.

Hierauf forderte er das Parlament zu kräftiger Unterdrückung der an Wildheit zunehmenden irischen Rebellion auf; allein dem Parlament schien fast daran zu liegen, daß sie nicht sobald gedämpft werde, um dem König den Vorwurf machen zu können, daß er dieselbe unterhalte, — mehr aber noch aus dem Grunde, um ihm kein Heer in die Hand zu geben, das er etwa gegen das Parlament zur Unterstützung eines Widerrufs seiner Verwilligungen verwenden könnte. Vielmehr gieng es selbst damit um, die Leitung des irländischen Kriegs in die eigne Hand zu nehmen.

Auch nahm das Parlament seine frühere Bill, die auf Ausschluß der Bischöffe vom Parlament abzielte, wieder hervor. Weil nun aber das Oberhaus dagegen war, drang ein bewaffneter Pöbelhaufe in dasselbe und beschimpfte die Lords, und als diese Schutz bei den Richtern suchten und nun Wachen aufgestellt wurden, so erklärte das Haus der Gemeinen dieß für eine Verletzung der Parlamentsfreiheiten. Der Pöbel aber fiel die Bischöffe auf den Straßen an und bedrohte ihre Häuser. Daher reichten die Bischöffe bei dem König eine Protestation ein, die er den Lords übergab, welche sodann eine Conferenz mit den Gemeinen verlangten. Obgleich dieß nicht gesetzwidrig war, so setzte das Unterhaus die Prälaten in Anklagestand und schickte sie in den Tower.

In den Wirren jener Tage boten viele Offiziere und Soldaten des jüngst verabschiedeten englischen Heeres, desgleichen die Studenten der Rechtshöfe dem Könige ihre bewaffneten Dienste an, und dieser war so unklug, das Anerbieten anzunehmen. Es fielen nun zwischen diesen Freiwilligen und dem Pöbel mehrere Schlägereien vor, wobei die Parteinamen Rundkopf und Cavalier aufkamen: mit jenem, der von den kurzgestutzten Haaren der

Ladendiener hergenommen war, benannte man die Leute des gemeinen Volks; mit diesem, womit man militärische Renommisten zu bezeichnen pflegte, schalt man die Anhänger des Königs.

Im Unmuth über dieses Getriebe ließ sich nun der König zu einem Schritt bewegen, der sein Verderben beschleunigte. Er ließ, ohne seine Minister zu befragen, fünf Parlamentsmitglieder, darunter Pym und Hampden, im Oberhaus des Hochverraths beschuldigen und vom Unterhaus die Herausgabe derselben verlangen. Es war dieß ein Staatsstreich, durch den der König sich in Vortheil setzen wollte. Daher gieng das Haus nicht darauf ein, sondern erlaubte, weitere Schritte des Königs voraussehend, den fünfen sich zu entfernen. Gleich darauf erschien der König — ein bis dahin unerhörter Schritt — persönlich im Unterhaus, um sich die Fünfe ausliefern zu lassen, sah sich aber genöthigt, sich unverrichteter Sache zurückzuziehen; gieng dann in die City und ermahnte den in der Guildhall versammelten Bürgerrath, den Angeklagten keine Zuflucht zu gewähren, und erließ sogleich eine Proclamation zur Verhaftung der Fünfe, wobei es ihm nicht in den Sinn gekommen zu seyn scheint, daß bei weitem der größte Theil des Volks, besonders in London, eher bereit war, jene Fünfe zu schützen, als dem König zu gehorchen.

Indeß erklärte das Parlament das Verfahren des Königs als äußerste Verletzung seiner Privilegien, ließ eine theils übertriebene, theils unwahre Darstellung von „des Königs Einfall in's Unterhaus" drucken, und führte die fünf Mitglieder unter Begleitung der Sheriff's, der Bürgermiliz und einer großen Volksmenge im Triumph an ihre Parlamentssitze zurück, worauf dann 4000 M. zu Pferd aus Buckinghamshire erschienen und dem Parlament ihre Dienste anboten. Damit sowohl, als daß anderseits der König, dadurch geschreckt, mit seinen Freiwilligen die Stadt verließ, wurde im Grunde schon der Anfang zum Bürgerkrieg gemacht. Denn beide Theile wollten die Waffen entscheiden lassen, oder wenigstens zunächst durch die Waffen ein Theil den andern einschüchtern, ohne zu ahnen, welch' ein langer blutiger Kampf daraus entstehen werde.

Hallam, der unparteiischeste Darsteller dieser Vorfälle, dem auch Keightley beistimmt, sagt: „Alle möglichen Zugeständnisse gemacht, so muß man

mit sehr erhitzter Leidenschaft die Geschichte jener Tage lesen, um nicht in dem Verfahren des Unterhauses eine Reihe schreiender Verletzungen, nicht bloß rechtlich und verfassungsmäßig anerkannter, sondern auch jener höhern Grundsätze zu erkennen, welche die oberste Regel jeder vom Augenblick geschaffenen Politik seyn sollen." — Daß namentlich das Parlament den König zwingen wollte, die Miliz — deren Aufstellung zusammt der Erneuerung der Befehlshaber ein ausgemachtes Recht der Könige war — in die Hände des Parlaments zu legen, war eine offenbare Beeinträchtigung der Krone. Dennoch erbot sich der König, die Befehlshaber (Lord-Statthalter der Miliz in den Grafschaften) auf die Ernennung des Parlaments hin anzustellen; nur die Miliz selbst konnte und durfte er nicht aus den Händen geben, wenn er nicht damit die Krone selbst hingeben wollte. Hätte das Parlament „im Vertrauen auf die Gerechtigkeit seiner Sache und auf des Volkes Gunst" das Anerbieten des Königs angenommen, so hätte vielleicht der Bürgerkrieg noch abgewendet werden können. Daher gesteht Keightley, man könne sich des Verdachts nicht erwehren, daß es Pym's und seiner Freunde geheimer Plan gewesen sey, die Monarchie in eine Republik zu verwandeln, an deren Spitze sie sich selbst zu stellen hofften.

Die so offen herausgetretenen Versuche des Parlaments, den Landesherrn aller seiner Vorrechte zu berauben und ihn machtlos zu machen, bewog Viele vom Adel und der Gentry in York und in den umliegenden Ortschaften, sich um den König zu sammeln und auch viele von den Pairs aus London kamen zu ihm. Während der König vom Ausland Waffensendungen besorgen ließ und im nördlichen England eine Armee zu bilden anfieng, ließ sich auch das Parlament von Bittschriften (von denen eine von ein paar tausend Weibern aus der City überbracht wurde) um Aufstellung einer Armee bestürmen. Dann schritt es in seinen Anmaßungen weiter vor. Es besetzte ohne Zustimmung des Königs die Stelle des Groß-Admirals, bemächtigte sich des Zeughauses zu Hull und schaffte die Waffen und Geschütze nach London, bestellte einen Sicherheitsausschuß (als executive Gewalt), bot die Miliz auf, ordnete die Anwerbung eines Soldheeres an und verlangte des Königs Einwilligung in alle Parlamentsvorschläge zur Besetzung von Aemtern und zu andern Veränderungen.

Mit Entrüstung antwortete der König, daß er sich durch Verwilligung so ungerechter Forderungen nie so tief erniedrigen und aus einem König von England zu einem Dogen von Venedig machen lassen werde. Mit dem Verbot an alle Unterthanen des Reichs, dem

Parlament Folge zu leisten, erließ er ein Aufgebot an alle Waffenfähigen von Nottingham, wo er, wiewohl nur erst 800 Aufgebotene erschienen waren, am 25. October 1642 die Königsfahne erhob. Es galt aber als ein schlimmes Vorzeichen, daß dieselbe in der Nacht von einem Sturm umgeworfen wurde. Als er die Stadt Coventry noch vor der Ankunft einer herannahenden Abtheilung des Parlamentsheers besetzen wollte, schloßen die Bürger dieser Stadt ihre Thore und feuerten auf die Truppen des Königs. Damit war der Bürgerkrieg eröffnet.

Anstatt nun das kleine anrückende Parlamentsheer durch einen raschen Angriff zu schlagen, worauf sich mehrere zweifelhafte Plätze der königlichen Sache angeschlossen hätten, zog sich der König, weil es ihm allerdings noch sehr an Munition gebrach, zurück und so hatte der Anfang des Kriegs für das Königsthum ein trauriges Ansehen. Obgleich aber noch nichts verloren war, in sofern das Parlamentsheer (mit Ausnahme eines von Cromwell aufgestellten Regiments) noch meistens aus Gesindel bestand, dem Ehre und Muth abgieng, so erbot er sich doch, sein Heer aufzulösen, wenn auch das Parlament seine Truppen entließe. Dieses aber wollte von seinem gewonnenen Standpuncte nicht zurücktreten und begehrte vom König Fügung in alle Parlamentsanordnungen. Zugleich ertheilte es den Befehlshabern des Parlamentsheers, Grafen von Essex, den Befehl, sich mit Gewalt des Königs zu bemächtigen und ihn seiner „die Landesfreiheiten untergrabenden Umgebung“ zu entreißen!

Der Kampf wurde nun ernstlicher: am 23. October kam es zu einem Treffen bei Edgehill, in welchem die Cavaliere des Königs auf beiden Flügeln siegten, das Centrum des Parlamentsheers aber die Wahlstatt behauptete. Dennoch war der König im Vortheil, erreichte Oxford und sandte von dort aus Reiterabtheilungen gegen die Hauptstadt.

Dadurch gerieth das Parlament in Bestürzung und suchte den König durch Vergleichsvorschläge ab= und hinzuhalten, während es die gegenkönigliche Partei in Schottland zu einem Einfall in England zu bestimmen suchte.

Der König zeigte Geneigtheit, machte aber nicht Halt, sondern rückte nach Brentford vor, wo sein Neffe Prinz Rupert von der Pfalz ein feindliches Regiment schlug; da sich aber am andern Morgen Essex mit seiner ganzen Streitmacht zeigte, gieng der König wieder nach Oxford zurück. — Da die fortwährende Kriegsnoth alle friedliebenden Bürger bewog, das Parlament um Frieden anzugehen, so wurden die Unterhandlungen mit dem Könige fortgesetzt. Schon war er geneigt, in viele Forderungen zu willigen, als ihn seine Gemahlin wieder umstimmte. Da es im Grunde der strengern Partei im Parlament nicht um den Frieden zu thun war, so nahm der Krieg seinen Fortgang, obgleich das Parlament ein Complot der Friedensmänner in der City niederschlagen mußte.

Aus dem Verlauf dieser Kriegsperiode sind folgende Momente herauszuheben. Zunächst gieng ein tapferer Oberst des Essex, Namens Ruthén, zum König über und verhalf ihm zu einem Sieg über das Parlamentsheer, wobei Hampden fiel, an welchem, wie an Pym, der im December an einem Geschwür im Gekröse starb, das Parlament zwei seiner bedeutendsten, geistkräftigsten Stützen verlor. Essex zog sich mit seinem entmuthigten Heere nach Kingston zurück, aber Rupert von der Pfalz nahm diese Stadt ein. — Da das Parlamentsheer so sehr zusammengeschmolzen war, beschleunigte das Parlament seine Unterhandlungen mit der argylischen Partei in Schottland wegen eines Zuzugs, und ordnete aus Furcht vor einem Ueberfall eine Verschanzung Londons im Umkreise von 12 Meilen an, wobei Gentlemen, Ritter und Damen mit Hacken und Schaufeln helfen mußten. — Am 20. Sept. kam es zwischen den Königlichen und der Londner Miliz unter Essex zu einem Treffen bei Newbury, worin Lord Falkland, einer der edelsten Anhänger des Königs, fiel.

Vier Tage vor diesem Treffen hatte der König mit den aufständischen Irländern, gegen welche bisher ein königliches Heer unter dem Grafen Ormond gefochten hatte, einen einjährigen Waffenstillstand geschlossen, wobei sich dieselben zur Zahlung von 30,000 Pf. St. verstanden. Da der König nun einen Theil des in Irland verwendeten Heeres an sich ziehen konnte, so machten ihm seine Gegner in England diesen Vertrag zum großen Vorwurf, obgleich diese sich schon im August 1643 mit den Schotten verbündet und dieses ihr Bündniß durch den förmlichen Vertrag v. 29. Nov. verstärkt hatten, demgemäß die Schotten sich anheischig machten, dem englischen Parlament 21,000 M. zu Hülfe zu schicken.

7. Das Parlament zu Westminster und des Königs Parlament zu Oxford. Rückgang der königlichen Sache. Cromwell's Sieg bei Marstonmoore. Die Independenten. Hinrichtung Laud's. — Neuer Feldzug. Sieg Cromwell's bei Naseby. Niederlage Montrose's bei Selkirk. Des Königs Rückzug nach Schottland. Auslieferung desselben an die Engländer.

Längst schon hatte der König das Parlament von Westminster für rebellisch erklärt. Da aber schon der Name Parlament dem Volke imponirte, so suchte er demselben dadurch ein Gegengewicht zu geben, daß er aus den in Westminster ausgetretenen Gliedern ein eigenes Parlament zu Oxford errichtete, das am 29. Jan. 1644 zusammentrat und dessen Glieder (nach Abrechnung der vielen beim Heer befindlichen) sich auf 43 Pairs und 118 Commoners (Gemeine) belief. Dem Könige fehlte es durch die freiwilligen Spenden des Adels und durch Geldsendungen auswärtiger Mächte nicht an Geld, während sich das Westminsterer Parlament, um sich Geld zu schaffen, weit gewaltsamere Mittel erlaubte, als die waren, zu denen früherhin der König seine Zuflucht hatte nehmen müssen.

Bis dahin stand die Sache des Königs noch gut. Als aber gleich anfangs ein Theil des englisch-irischen Heeres unter Lord Byron von dem Parlaments-Oberbefehlshaber Sir Thomas Fairfax geschlagen wurde und die Schotten sich mit den Truppen des letztern vereinigten, folgte Verlust auf Verlust für den König. Zwar entsetzte Prinz Rupert die Stadt York, erlitt aber am 2. Juli in dem entscheidenden Treffen bei Marstonmoore durch die unwiderstehliche Gewalt der von Cromwell eingeübten und befehligten Reiterei die völligste Niederlage. Die Folge derselben war der Verlust von York und Newcastle (durch die Schotten) und somit des ganzen nördlichen Englands. Zwar war der König im Westen glücklicher, brachte dem Heere des Essex eine Niederlage bei und drang wieder bis Newbury vor, zog sich aber nach einem unentschiedenen Treffen daselbst zurück und schloß damit den Feldzug von 1644.

Seit der Schlacht bei Marstonmoore trat in dem bis dahin nur wenig beachteten Oliver **Cromwell** der Mann in den Vordergrund, welcher sich durch die hinreißende Macht eines schwärmerischen

Glaubenseifers, durch seine dadurch noch mehr gestählte natürliche Willenskraft, durch eindringenden Scharfblick, feurige Beredtsamkeit, furchtlose Tapferkeit und ausgezeichnete Feldherrngabe, als Führer der radicalen Partei der Independenten, bestimmt war, die Revolution zwar auf die äußerste Spitze zu führen, sie aber dann „mit eiserner Hand" zu bändigen.

Thomas Carlyle's neueste Untersuchung aus Cromwell's jetzt erst gesammelten und neuaufgefundenen Briefen und Reden (London 1846. 3 Thle.) machen bei jedem Unbefangenen den Vorwurf gänzlich verschwinden, daß er ein „Heuchler" gewesen, ja sie zeigen, daß das Meiste, was über Cromwell's frühere Lebensschicksale, besonders über die angeblichen Jugendausschweifungen desselben von seinen Feinden in Umlauf gesetzt wurde und in Geschichtsbücher übergieng, auf Verläumdung und Vorurtheil beruhte. Von Vaters Seite stammte er aus einer landadeligen Familie in Wales, von Mutterseite gehörte er sogar einer Seitenlinie des Stuartischen Geschlechtes an, die sich nach England übergesiedelt hatte. Er war geboren den 25. Apr. 1599 zu Huntington, genoß eine Zeitlang akademische Bildung, wurde aber durch den Tod seines Vaters zur Verwaltung seines mäßigen Vermögens auf seinen Landsitz berufen, heirathete Elisabeth Boucher, die auch einer nicht mittellosen Familie angehörte, und lebte mit ihr in glücklicher Ehe. Frühe schon hatte er sich in der Religion und Politik den puritanischen Grundsätzen angeschlossen und blieb ihnen unverändert bis zu seinem Tode getreu. Seit 1628 Parlamentsmitglied, gehörte er zur sogenannten Landpartei und bewährte bei vielen Gelegenheiten, wenn auch anfangs keine große Beredtsamkeit, doch schon stets scharfen, die Verhältnisse durchdringenden Blick.

Als der Krieg des Parlaments gegen den König begonnen hatte und das Parlamentsheer durch den eng zusammenhaltenden Adelsgeist des königlichen Heers Unglück auf Unglück erlitt, gerieth er auf den Gedanken, aus Genossen seiner strengpuritanischen Gesinnung ein gleich fest zusammenhaltendes, in der Kraft sittlich-religiöser Grundsätze unerschütterlich stehendes Corps zu bilden und so dem Gegner die Spitze zu bieten. (In einem seiner Briefe kommt die Stelle vor: „Eure Truppen, sagt' ich zu Hampden, sind meist abgelebte Dienstleute, Kellner und solche Kerle, und ihre (der Gegner) Truppen sind jüngere Söhne von Gentlemen, Leute von Rang. Glaubt ihr, daß solche gemeine Bursche je das Herz haben werden, gegen jene Stand zu halten, welche Ehre und Muth haben? Ihr müßt Leute von Einem Geist bekommen, und nimm's nicht übel, von einem Geist, der so weit gehen wird, als Gentlemen gehen, sonst werdet ihr wieder geschlagen"). Er wußte dem Reitercorps, das er errichtete, die sittliche Kraft einzuhauchen, die er selbst besaß, und lehrte dabei seine Reiter in geschlossenen Gliedern, wie eine eiserne Mauer, stehen und so im Alles

niederwerfenden Sturm in die feindliche Linie einbrechen, um sie gleichsam entzwei zu schneiden und die zerschnittenen Theile einzeln zu vernichten. Als er allmählig größere Massen zu befehligen bekam, wußte er sie in gleicher Weise durch Wort und Beispiel, durch Gebet und Gesang zu begeistern und durch die einschlägigen militärischen Mittel einzuüben. So entstand jene „Schaar der Eisenseiten" (Ironsiden), die von da an überall siegten, wo sie aufritten, und deren Geist bald das ganze Parlamentsheer durchdrang und es allenthalben mit Siegeszuversicht erfüllte.

Die puritanische Richtung Cromwells und seines Anhangs war strenger, als die der übrigen englischen Puritaner, die mit den schottischen Presbyterianern nicht zu verwechseln sind. Der Presbyterianismus ist selbst in seiner strengsten Form, wie Knox (XX. 2, 4) sie vertrat, ganz kirchlicher Natur, während der strenge Puritanismus weder kirchliche Symbole, noch ein Kirchenregiment anerkannte; doch duldete er wenigstens jede protestantische Kirche, welche die Rechtfertigung durch den Glauben lehrt, gewährte daher den Katholiken keinen öffentlichen Gottesdienst und trieb diejenigen Secten, deren Grundsätze die Sittlichkeit gefährdeten, aus dem Lande. Eben wegen der unabhängigen Stellung zu allem Kirchenwesen nannte man diese Puritaner **Independenten** und Cromwell war ihr eigentlicher Führer. Sie waren zwar unkirchlich, aber nicht unchristlich, vielmehr von einem gewissen christlich-lebendigen Geiste durchdrungen, aber in höchst einseitigem Subjectivismus befangen, der als Rückschlag der Strenge anzusehen ist, womit vorher die Episcopalkirche Andersgesinnte verfolgt hatte.

Die presbyterianischen, der strengen Kirchlichkeit gewohnten Schotten ärgerten sich schwer an den Grundsätzen der Independenten und suchten den Cromwell aus dem Heer zu verdrängen. Sie setzten daher beim Parlament den Beschluß durch, daß alle Parlamentsglieder von den Anstellungen im Heer ausgeschlossen seyn sollten und daß deswegen eine neue Organisation des Heeres einzutreten habe. In Folge dieser Maaßregel mußte auch Essex den Oberbefehl niederlegen, den dann Lord Fairfax, als Presbyterianer, erhielt. Auch Cromwell, der sich ohnedieß nach Ruhe sehnte, gab sein Patent zurück; aber Fairfax, der Cromwell's Talent und Character stets bewundert hatte und deßhalb von Cromwell's Partei bei der Berufung zur Oberfeldherrnstelle unterstützt worden war, erbat sich vom Parlamente die Erlaubniß, ihn nur noch auf 14 Tage zur Reorganisation des Heeres und zwar als General-Lieutenant benützen zu dürfen. Man willigte ein, aber

Fairfax wußte ihn unter mancherlei Vorwänden länger in diesem Posten zu erhalten, und so kam es, daß durch Cromwell's Einfluß alle Offiziersstellen mit Puritanern besetzt, sämmtliche Offiziere also moralisch von Cromwell abhängig wurden, so daß zwar Fairfax dem Namen nach, Cromwell aber in der That der Oberbefehlshaber war, dessen Geist das Heer durchdrang.

Während dies im Heere vorgieng, beschäftigte sich das Parlament mit Kirchenreformen, vertrieb 2000 dem Episcopat anhängliche Geistliche von ihren Aemtern und setzte den Erzbischoff Laud, dessen frühern Hochverrathsprozeß man hatte fallen lassen, und der jetzt den Anmaßungen des Parlaments in Kirchensachen nicht zu Willen seyn wollte, auf's Neue in Anklagestand. Obgleich er sich standhaft und bewundernswürdig vertheidigte und die Richter schwankten, wußte doch das Parlament durch die gleiche ungerechte Procedur, die den Strafford auf's Schaffot gebracht hatte, seine Verurtheilung nur mit einem Mehr von 6 Stimmen zu erzwingen, und so bestieg der 72jährige Greis am 10. Januar 1645 mit heiterem Angesicht das Blutgerüst auf Towerhill, und starb, nachdem er noch an das Volk eindringlich über Hebr. 12, 2 gesprochen hatte, „mit der ganzen Festigkeit eines Märtyrers."

Um sich wieder emporzuhelfen, suchte der König, der von England nur noch ein Drittheil inne hatte, durch die Katholiken des schottischen Hochlands und Inselbezirks (unter dem Grafen Antrim) den antiroyalistischen Schotten im eignen Lande zu schaffen zu machen, anderseits mit den Irländern einen Frieden zu Stande zu bringen, um von Irland aus Hülfe zu bekommen. Das Heer, das der König auf diese Weise aufbrachte, war wohl zahlreicher, als das neuorganisirte Parlamentsheer, stand ihm aber an Mannszucht und Begeisterung weit nach; auch war es zu zerstreut und noch dazu in sich getheilt. Besonders fehlte ihm ein Feldherr, der mit seinem Geiste, gleich Cromwell, Alles zusammenzuhalten und auf Ein Ziel hinzurichten verstanden hätte. Prinz Rupert war wohl ein rastlos thätiger und tapferer Führer, aber er konnte sich in seinem Ungestüm nicht mäßigen und wußte nie, wo er einhalten sollte. Zwar erstürmte der König gleich im Beginn des neuen Feldzugs die Stadt Leicester; allein die große Niederlage des Prinzen Rupert bei dem Dorfe Naseby in Leicestershire am 14. Juni 1645, wo vorzüglich Cromwell's Feldherrntalent siegte, und die Niederlage des Grafen

von Montrose bei Selkirk (im Sept.) brachte den König fast um alles Terrain in England wie in Schottland, so daß seine eigne Umgebung rathlos und zwiespältig wurde und er nur mit geringer Begleitung nach Oxford zurückkehrte. Da kam (im Frühling 1646) das Parlamentsheer und begann diese Stadt einzuschließen. Doch gelang es dem König noch zu entkommen und den schottischen Boden zu erreichen, wo er sich eine bessere Begegnung versprach, als von seinen englischen Gegnern. Aber ehe die Schotten Hülfe bewilligten, verlangten sie von ihm die Abschaffung der bischöfflichen Kirche nicht etwa bloß in Schottland, wo man sie schon abgeschafft hatte, sondern auch in England. Allein die Erhaltung der bischöfflichen Kirche war bei Karl Gewissenssache, und da ihm Strafford's Tod noch fortwährende Gewissensbisse machte, so hielt er es nicht für gerathen, sein Gewissen durch Nachgeben aufs Neue zu beladen. Man behandelte ihn daher von da an wie einen Gefangenen, wenn auch mit Schonung seiner Königswürde.

Unterdeß bemühte sich das Parlament in Westminster die Schotten, theils durch Drohungen, theils durch Zahlung der Kriegskosten (von 400,000 P. St.) zur Auslieferung des Königs zu vermögen. Es erreichte seinen Zweck, und am 3. Febr. nahm Fairfax im Namen des Parlaments den von den Schotten ausgelieferten König zu Newcastle in Empfang und brachte ihn nach Holmbyhouse in Northamptonshire, wo man ihn mit dem Schein der größten Rücksicht für seine königliche Würde behandelte.

Die Behauptung des Königs, die Schotten hätten ihn „verkauft", gieng über in den Vorwurf der Nachwelt. Zwar haben sie ihn nicht in der Absicht, ihn auszuliefern, gefangen genommen; doch ist gewiß, daß sie keine so große Kriegsentschädigung erhalten hätten, wenn er nicht in ihren Händen gewesen wäre. Zwar führt man zu ihren Gunsten an, daß sie im Fall der Nichtauslieferung vom Parlament mit Krieg überzogen worden wären; allein es war dennoch eine Handlung wider Ehre und Recht, und ihre bei der Auslieferung gemachte Bedingung für seine persönliche Freiheit gab bei der Leidenschaftlichkeit seiner Gegner eine unsichere Gewähr. Das gemeine Volk in Newcastle hatte übrigens einen bessern Sinn: denn als dort ein Geistlicher vor dem König gepredigt hatte und ohne Scheu vor ihm den 52. Psalm singen lassen wollte, der mit den Worten beginnt: „Was trotzest du denn, du Tyrann, daß du kannst Schaden thun" ꝛc.

der König aber rasch aufstand und den 56. Ps. verlangte, der mit den Worten anfängt: „Gott sey mir gnädig, denn Menschen wollen mich versenken," so ließ das Volk den Psalm des Geistlichen durchfallen und sang den vom König verlangten.

8 Der Independentismus im Heere; der Presbyterianismus im Parlament. Die Agitatoren: der König in ihrer Gewalt. Cromwell mit dem Heer und dem Könige in London. Unterhandlungen mit dem König. Entfernung der presbyterianischen Offiziere. Die presbyt. Citypartei und das independentische Heer. Die Levellers. Uebergewicht der Independenten im Parlament.

Der vierjährige Bürgerkrieg schien beendigt und die übrige Ausgleichung dem Parlamente vorbehalten. Allein der Umstand, daß sich in dem Heere der Independentismus täglich weiter ausbreitete, im Parlament aber der Presbyterianismus vorherrschte, ließ einen Kampf zwischen beiden um die Obmacht voraussehen. Er trat bei folgender Gelegenheit ein. Das Parlament beschloß die Unterwerfung der irländischen Rebellen durch das Heer, das jedoch vorher zu diesem Zweck abermals neu organisirt worden war, und zwar den Lord Fairfax zum Oberbefehlshaber behalten, aber unter ihm keinen Offizier von höherem Rang, als dem eines Obersten haben sollte. Mit dieser Clausel war es auf Cromwell's Entfernung abgesehen. Doch weder Fairfax, der Cromwells Eingebungen nicht entbehren mochte, noch Cromwell, der sein Ideal eines von puritanisch-christlichem Geiste durchdrungenen Staates zu verwirklichen wünschte, waren geneigt, in den Plan des Parlaments einzugehen. Unter dem Vorwand leichterer Verproviantirung verlegten sie daher das Heer näher an London und organisirten es in der Art, daß sich aus den höhern Offizieren ein höherer Rath (als eine Art „Oberhaus") und aus je zwei Abgeordneten jeder Compagnie oder Schwadron — zuerst Adjutatoren, nachher Agitatoren genannt — ein niederer Rath (als eine Art Unterhaus) bildete, welche sich beide durch eigene Beschlüsse, als „ein Staat im Staate" dem Parlament gegenüberstellten. Mit dem Bewußtseyn, bisher dem Parlamente, das sich seine Gewalt selber gegeben hatte, nicht aus einer Rechtsnothwendigkeit, sondern aus freiem Willen als executive Gewalt gedient zu

haben, folglich ihm in weitergehenden Anmaßungen nicht ferner gehorchen zu müssen, sondern, gleich ihm, einen eigenen Willen haben zu dürfen, erließ das Heer die einmüthige Erklärung, daß es sich nicht trennen, noch weniger zu einem andern, seinen religiösen Grundsätzen entgegengesetzten Zwecke sich gebrauchen lassen werde.

Erschrocken über diese Sprache suchte das Parlament durch das Anerbieten einer Amnestie das Heer zu beschwichtigen; allein das militärische Unterhaus (das Gremium der Agitatoren), war indeß noch weiter gegangen und hatte, ohne Vorwissen des Fairfax, auf Anregung Cromwell's und seines Schwiegersohns Ireton, den geheimen Beschluß gefaßt, sich der Person des Königs zu bemächtigen. Eben waren die strengen Presbyterianer des Parlaments mit ihrem Führer Hollys im Begriff, auf Verhaftung Cromwell's zu bringen, den sie als den geistigen Leiter des Heeres erkannten, als dieser, der damals im Parlament anwesend war, auf einen erhaltenen Wink hievon sich schnell aus London entfernte und eben beim Heere ankam, als der König von Holmby geholt wurde.

Der König, zu Holmby von eigenen Parlaments-Commissären beaufsichtigt, war zwar persönlich gut behandelt worden; doch hatte man Niemand von seiner Umgebung und Familie zu ihm gelassen. Er hatte sich sogar gegen das Parlament erboten, ihm den Heerbefehl auf 10 Jahre zu überlassen und das presbyterianische System auf 3 Jahre einzuführen, aber keine Antwort erhalten. Da erschien am 3. Juni der Cornet Joice mit 50 Reitern in Holmby und wurde auf seine Aussage, er sey vom Heere gesandt, um eine etwaige Flucht des Königs zu verhindern, von den Wachen eingelassen. Nachdem er Wachposten vor die Zimmer der Commissäre gestellt hatte, trat er um 10 Uhr Nachts in das Gemach des Königs und eröffnete ihm, daß er ihn anderswohin zu führen habe. Nach näherer Unterredung und nach erhaltener Versicherung, daß man ihn mit Anstand behandeln nnd seinem Gewissen keine Gewalt anthun werde, ritt der König am folgenden Morgen mit heiterem Gesicht, ohne auf die Protestation der Parlaments-Commissäre zu achten, mit dem Reiterpiket aus Holmby weg und ließ sich, da man ihm die Wahl ließ, nach Newmarket bringen, wo man ihm mehr Freiheit gewährte, als er bisher genossen hatte. — Fairfax wollte zwar den König wieder nach Holmby zurückbringen lassen; da dieser aber sich weigerte, so ließ er es dabei, als er gewahrte, daß Cromwell einverstanden war.

Auf die Nachricht von diesem kühnen Schritte des Heeres wollte das Parlament einlenken, aber es war zu spät: das Heer rückte, den gefangenen König in der Mitte, gegen London vor und

forderte die Ausweisung Holly's und noch zehn anderer angesehener Presbyterianer aus dem Parlament; dieses gab nach, und da alles Volk leicht gewahrte, daß nun die wirkliche Gewalt beim Heere war und mit besonderem Vertrauen auf Cromwell sah, so fiel das bisherige demokratische Regiment zu Boden, und wenn es sich auch noch auf Augenblicke aufraffte, so hieng doch von da an Englands Wohl und Weh wesentlich von der Herrschaft des Schwerts ab.

Cromwell und seine Freunde (Fairfax war im Grunde sein Werkzeug) waren keineswegs der Monarchie abgeneigt, sondern gedachten den König wieder in seine Würde einzusetzen, indem Cromwell selbst erklärte, kein Mensch könne das Seine in Sicherheit genießen, so lange der König seine Rechte nicht wieder habe. Auch stellten sie ihm weit gemäßigtere Bedingungen als das Parlament, das nun auch wieder mit dem König unterhandelte und jetzt seine früher gestellten Bedingungen annehmen wollte. Wäre Karl nur geraderen Sinnes gewesen und hätte nicht — im Wahn, er habe die Macht, zwischen den drei Parteien (dem Heere, dem Parlamente und den Schotten) den Schiedsrichter zu machen — eine Partei durch die andere lähmen wollen, um doch am Ende noch zur unumschränkten Gewalt gelangen zu können, so hätte er sich durch Anlehnung an das Heer eine bessere Zukunft bereiten können, zumal dieses die Herstellung der bischöfflichen Kirche gestatten wollte und nur Gewissensfreiheit für diejenigen verlangte, die ihr nicht angehören wollten.

Der König wurde von dem Heere so gut behandelt, daß er selbst auf den Wohnsitzen des Adels öfters Nachtquartier nehmen und seine Freunde und Diener, ja seine bischöfflichen Caplane um sich haben durfte. Cromwell ließ auch seine Kinder auf einige Tage zu ihm und war selbst Augenzeuge ihres gegenseitigen Wiedersehens. Als Cromwell diesen Auftritt seinen Freunden erzählte, sagte er, das sei das Rührendste gewesen, was je seine Augen gesehen, und dabei liefen ihm helle Thränen über die Wangen: denn Cromwell war bei aller kriegerischen Strenge selbst ein gefühlvoller Vater.

Als die Officiere dem König ihre Vorschläge machten, gab er ihnen eine zurückweisende Antwort und brachte mit dem unklugen und zugleich übermüthigen Zusatz: „Ihr könnt mich nicht entbehren, ihr werdet in Stücke zerfallen, wenn ich euch nicht zusammenhalte!“ eine ihm sehr ungünstige Stimmung im Heere hervor.

Unterdeß hatte die presbyterianisch gesinnte, durch Reichthum hervorragende Bürgerschaft in der Londner City, als Anhängerin des Parlaments, durch presbyterianische Offiziere Truppenwerbungen begonnen, und die Sache konnte, falls sich auch die ehemaligen Anhänger des Königs mit ihnen verbänden, für das Heer gefährlich werden; aber da die geringere Klasse der Einwohner mehr für's Heer gestimmt war, und unter Toben und Lärmen das Parlament mit einer Bittschrift im Sinne der Independenten bestürmte, so ließ sich Cromwell nicht irre machen.

Wirklich zeigte sich die Ohnmacht des Parlaments darin, daß es nicht nur seine Verordnung gegen diese Petition wieder zurücknahm, sondern auch auf die Forderung des höhern Raths der Armee in die Entfernung der presbyterianischen Offiziere der Stadttruppen willigte.

Dadurch beleidigte aber das Parlament die City, welche nun zum Trotz die presbyterianischen Offiziere beibehielt und den Beschluß faßte, mit den Schotten einen neuen Covenant zu schließen und den König an die Spitze zu stellen. Dieses Verfahren wurde nun vom Parlament für Hochverrath erklärt. Da stiftete die Citypartei einen Volkshaufen an, der durch sein Anstürmen das Parlament zu der Erklärung zwang, der König sey frei und könne seine Gewalt wieder antreten. Darauf vertagte sich das Parlament: die presbyterianischen Glieder desselben schloßen sich der City, die independentischen dem Heere an, und so standen sich nun City und Heer einander gegenüber.

Der König, der sein Wort gegeben hatte, keinen Fluchtversuch zu machen, hatte bisher viel Freiheit genossen, besonders in Hamptoncourt, wo er seine Kinder und Freunde sehen konnte, so oft er wollte. Auch Cromwell und Ireton standen in häufigem persönlichen Verkehr mit ihm und versicherten ihn, daß ihm unter keinen Umständen schlimmere Bedingungen, als die vom Heere gestellten, sollten aufgedrungen werden. Es schien nun auch, als ob er ihren Vorschlägen den Vorzug geben werde. Deßhalb eben und wegen ihres nahen Verkehrs mit dem König brachten sie sich sogar bei einem Theile des Heeres in den Verdacht der Verrätherei. Denn es war seit einiger Zeit im Heere eine Partei aufgekommen, die sich

Rationalisten nannten, weil sie, ihrer Vernunft folgend, Freiheit und Gleichheit aller Stände und Privilegien, kurz Aufhebung alles Unterschieds unter den Menschen auch in politischer Beziehung erstrebten, und darum auch den Namen Levellers d. i. Gleichmacher erhielten. Diese Partei, welche sich in Folge der aus den Niederlanden und aus Schottland in England eingedrungenen politischen Freiheitsbestrebungen gebildet hatte, setzte stets jedem Plan zur Wiedereinsetzung des Königs den hartnäckigsten Widerstand entgegen, und vor ihnen hatte selbst Cromwell anfangs noch starke Scheu.

Da indeß der König, seit auch die City ihn für sich gewinnen wollte, nicht auf Cromwell's Vorschläge eingieng, so suchte Fairfax mit dem Heere sich zunächst Londons zu bemächtigen und schloß es immer näher, auch von der Wasserseite ein. Da entsank den Bürgern wieder der Muth, und ein Theil derselben, die um jeden Preis keinen Krieg wollten, baten den General um Einhalt. Als aber das Heer dennoch vorwärts rückte, baten sie erschrocken um eine Besatzung in die City, um gegen die presbyterianische Partei im Parlament geschützt zu seyn. Nun rückte Fairfax am 6. Aug. 1647 in die City ein, und unter seinem Schutze kehrten die Independenten in's Parlament zurück, wo sie nun die Uebermacht hatten.

9. Unterhandlungen des Königs mit den Schotten. Des Königs Flucht nach der Insel Wight. Drohungen der Levellers. Cromwell's Entschlossenheit. Der Republicanismus der Levellers. Cromwell noch im Schwanken. Fortgesetzte Unterhandlungen des Königs mit den Schotten. Anklage des Parlaments gegen den König. Wiedererrichtung des Sicherheitsausschusses.

Inzwischen hatten die Offiziere des Heers die Bemerkung gemacht, daß der König mit schottischen und andern Presbyterianern unterhandelte, und insbesondere soll Cromwell hinter einen Brief des Königs an die Königin gekommen seyn, worin derselbe seine Geneigtheit, mit den Schotten ein Bündniß abzuschließen, und seinen Vorsatz, sich seiner Gegner zu entledigen, ausgedrückt habe. Sie hielten nun den König für einen characterlosen Mann und wollten nichts mehr mit ihm zu thun haben.

Hinsichtlich dieses Briefes wird folgende (jedoch unverbürgte) Geschichte erzählt: Cromwell und Ireton erfuhren durch einen ihrer Spione in der nächsten Umgebung des Königs, daß ihr Verderben in einem Briefe desselben an die Königin beschlossen sey; dieser Brief sey in der Gurt eines Sattels eingenäht, den ein Knecht nach dem Gasthof zum blauen Bären in Holborn bringen solle, um von da über Dower nach Frankreich gesendet zu werden. Sogleich giengen Cromwell und Ireton, als gemeine Reiter verkleidet, in das bezeichnete Wirthshaus und zechten dort, bis der Mann mit dem Sattel kam. Unter dem Vorgeben, es sey ihres Amtes, Alles zu untersuchen, nahmen sie ihm den Sattel ab und trugen ihn auf ihr Zimmer, wo sie ihn aufschnitten. Sie fanden den Brief, nahmen ihn heraus und gaben den Sattel, wieder zugenäht, dem Boten zurück. Nach dem einen Bericht soll bloß des Königs Vorhaben, mit den Schotten abzuschließen, in jenem Briefe enthalten gewesen seyn; nach einem andern Berichte soll der Brief noch mit der Drohung geschlossen haben, er, der König, werde zur rechten Zeit mit den Schurken fertig werden und sie, statt mit einem seidenen Bande, mit einem hänfenen Strick bedenken.

Dennoch setzte Cromwell den Verkehr mit dem Könige noch fort, weil er noch immer sein puritanisches Staatsideal nur mittels des Königs durchführen zu können glaubte. Ja, als die Levellers immer mehr Boden gewannen, und einen in ihrem Geist entworfenen Plan zu einer Verfassungsumänderung vor das Parlament brachten, widerstand Cromwell aus allen Kräften. Doch gab er ihnen im Laufe der Debatten den Grundsatz der Volkssouverainetät zu, und wendete dadurch zunächst wenigstens andere den König bedrohende Anträge, darunter die Forderung der Bestrafung aller dem „Gemeinwohl" Schädlichen, namentlich des Königs, ab. Zugleich ließ er, seinem früher gegebenen Versprechen gemäß, den König schriftlich von den ihm drohenden Gefahren benachrichtigen.

Nun verlor der König seine Haltung, und ohne irgend eine Verabredung mit seiner Umgebung, ohne irgend eine vorbereitende Veranstaltung, begab er sich noch in derselben Nacht auf die Flucht: denn sein früher gegebenes Wort, nicht zu fliehen, hatte er längst wieder zurückgenommen. Ungewiß, wohin er sich wenden wollte (denn nach Schottland getraute er sich nicht, weil ihm die Schotten wieder mit dem Covenant gedroht hatten) wendete er sich nach der Insel Wight, wo ihn der Statthalter Hammond zwar ehrerbietig aufnahm, aber bewachen ließ, bis das Parlament über ihn entschieden hätte.

Aufgebracht über die Flucht des Königs, machten die Levellers dem Cromwell deshalb Vorwürfe und brachen da und dort in Drohungen gegen ihn aus. Um diesen Geist der Meuterei zu unterdrücken, bewog Cromwell den Fairfax, eine Waffenmusterung anzustellen. Die ihm ergebenen Regimenter passirten zuerst die Musterung; als aber ein ganz levellistisches Regiment mit Drohzetteln auf den Hüten aufzog, stürzte Cromwell mit äußerster Entschlossenheit in die Reihen desselben, faßte einige Rädelsführer mit eigner Hand ab, ließ auf der Stelle drei zum Tod verurtheilen und einen derselben durch's Loos an der Spitze des Regiments erschießen. Dadurch ward der Geist der Empörung, für den Augenblick wenigstens, unterdrückt.

Allein Cromwell und Ireton erkannten die lauernde Gefahr. Zwei Drittheile des Heeres waren bereits durch die Levellers dahin gebracht, den Sturz des Königs zu verlangen, weil er, ihren republicanischen Begriffen nach, seinen Krönungseid gebrochen habe und dafür Strafe verdiene! Zugleich traten die levellistischen Führer mit der Ansicht hervor, daß nur eine Republik inskünftige England vor Unglück bewahren könne.

Wollte Cromwell noch ferner auf den König vertrauen, so war es um seinen eigenen Machteinfluß beim Heere und um seinen ganzen puritanischen Volksbeglückungsplan geschehen. Er beschloß daher, um eine Spaltung im Heere zu verhüten, in das Verlangen der Mehrzahl einzugehen, ließ aber diese seine veränderte Stellung insgeheim den König wissen, jedoch mit dem Zusatz, daß er so lange für ihn thätig seyn werde, als es möglich wäre, ohne sich selbst in's Verderben zu stürzen.

Der König hatte aber unterdeß sowohl mit dem Parlament als auch mit den Schotten Unterhandlungen angeknüpft; die letztern bemühten sich sogar ein Heer aufzustellen, um den König zu befreien, und als das Parlament dem König in vier Bills neue Bedingnngen nach Wight übersandte, kamen schottische Mitglieder des Westminster-Parlaments dem Ueberbringer jener Bills zuvor und gewannen den König so für ihren Plan, daß er die Bills zurückwies und einen Fluchtversuch machte, der aber mißlang und seine Haft strenger machte.

Nun beschloß das Parlament, sich in keine Unterhandlungen mehr mit dem Könige einzulassen, und setzte den Sicherheitsausschuß wieder ein, in welchen es aber keine Schotten als Beisitzer zuließ. Selbst Cromwell erklärte im Parlament, der König sey zwar ein Mann von großen Gaben und viel Verstand, aber in der Verstellung so gewandt, daß man ihm nicht ferner trauen könne.

Da auch das Heer dem Beschluß des Parlaments beistimmte, so erließ dieses nun eine offene Anklage gegen den König. Die presbyterianische Masse des Volks, darunter die wohlhabende Einwohnerschaft Londons, welche von der Willkühr des Comité's viel zu leiden hatte und den noch größern Druck einer Militärherrschaft fürchtete, war zwar noch immer für die alte Staatsverfassung, und ein vierzigstündiger Tumult des Volks mit dem Ruf „Gott und König Karl!" konnte nur durch einen Reiterangriff unterdrückt werden. Denn die Levellers im Heer und Parlament hatten fest vor, die Monarchie abzuschaffen; und obgleich Cromwell bei einer eigenen Zusammenkunft mit ihnen, die sie mit Gebet und ernster Betrachtung eröffneten, ihnen darzuthun suchte, daß Monarchie und Republik unter Umständen gleich gut seyn könnte, man sollte aber der Vorsehung Gottes den Ausschlag geben lassen, — so blieben sie natürlich bei ihrer Ansicht, und Cromwell ließ sie gewähren, weil er selbst nun in sich im Zweifel war.

10. Die schottischen Royalisten. Einrücken ihres Heeres in England. Cromwell's Sieg über dasselbe und sein Einrücken in Schottland. Unterhandlungen des engl. Parlaments mit dem Könige. Bestrebungen der Levellers zum Umsturz der Verfassung. Der König in der Gewalt des levellistischen Offiziersraths. Das Rumpfparlament. Hochverrathsprozeß des Königs. Seine Hinrichtung.

Die Royalisten in Schottland hatten unterdeß Mühe gehabt, aus ihren Kräften ein Heer aufzustellen, und mehrere verfrühte Aufstände der Royalisten in England waren vom Parlament durch das Heer unterdrückt worden. Am 8. Jul. 1648 rückte endlich das schottische Royalistenheer in England ein. Allein es war nur 15,000 Mann stark und schlecht versehen und hatte noch

dazu an Hamilton einen unschlüssigen und ungeschickten Feldherrn. Zwar stießen 3000 aus Irland unter dem wackern Langdale Zurückgekehrte und 4000 in England unter dem tapfern Monroe sich anschließende Royalisten zu den Schotten; allein Hamilton's Langsamkeit und die zerstreute Stellung seines Heeres erleichterte die Vereinigung der Hauptkräfte des Parlamentsheeres. Die Folge war, daß Cromwell mit der oft bewährten Ueberlegenheit seiner Kriegskunst die Royalisten (am 18. Aug.) so aufs Haupt schlug, daß sich kurz darauf Hamilton selbst ergeben mußte und Langdale auf der Flucht gefangen wurde. Durch diesen Sieg stieg Cromwell's Ansehen im Heer und Parlament aufs Neue, während die Hoffnung des Königs dahin sank.

Zwar wollte das Parlament — worin, bei der Abwesenheit des Heeres im Felde, die presbyterianische Partei wieder das Uebergewicht gewonnen hatte, — den König durch eine abgeordnete Commission von fünf Lords und zehn Gemeinen schnell noch zu einer Uebereinkunft bewegen. Und wirklich willigte er in alle ihre Bedingungen, nur nicht in die Abschaffung der bischöfflichen Kirche, noch in die Aufopferung von sieben seiner ergebensten Freunde, an denen das Parlament sich rächen wollte. Während aber deßhalb die Commissäre, welche bei diesen 40tägigen Unterhandlungen die geistigen Gaben des Königs, den sie für einen schwachsinnigen Mann gehalten hatten, zu bewundern nicht umhin konnten, erst neue Instructionen vom Parlament abwarteten, gieng der levellistische Theil des Heers auf sein Hauptziel los und verlangte in einer zahlreichen Petition vom Parlament die Verurtheilung und Bestrafung aller sogenannten Delinquenten, vorzüglich aber des Königs, ferner die Erneuerung des Parlaments und die Erwählung eines neuen, bloß mit der Executivgewalt bekleideten Königs. Es geschah in der Abwesenheit Cromwell's, der damals mit einem Theile des Heeres in Schottland eingerückt war und dort der gegenköniglichen Partei den Sieg verschaffte.

Die Politik des Heeres wurde seit längerer Zeit nicht mehr vorzugsweise von den „Agitatoren" geleitet, sondern allein von dem Offiziersrathe. Dieser hatte sich jedoch auch in zwei Abtheilungen geschieden, in den höhern Offiziersrath, der aus den Generalen und Obersten, und in den niedern Offiziers-

rath, der aus den übrigen Offizieren bestand. Dieser letztere Rath enthielt die entschiedensten Levellers.

Da die Presbyterianer im Parlament jenen levellistischen Anforderungen wiederstrebten, so bemächtigte sich der niedere Offiziersrath wieder der Person des Königs und besetzte London. Das Unterhaus des Parlaments erklärte dies Verfahren für ungesetzlich und wollte nun das jüngste Uebereinkommen mit dem König sammt den zwei Gegenbedingungen desselben annehmen. Zu spät! Die Levellers besetzten nun das Haus und „purgirten" das Parlament, indem sie alle ihren Absichten im Wege stehenden Glieder theils verhafteten, theils auswiesen, und allein das Parlament fortsetzten, welches von dem Ausdruck Rump (dessen eigentliche Bedeutung sich übrigens auf den medizinischen Act der Purganz bezieht) im Deutschen den Namen Rumpfparlament erhielt. — Gerade um diese Zeit kam Cromwell von Edinburg zurück. Er war zwar im Allgemeinen von dem, was vorgieng, unterrichtet, aber in Bezug auf das Schicksal des Königs noch völlig unentschieden.

Jetzt drang der niedere Offiziersrath auf die Prozessirung des Königs, und der Rumpf, als bloßer Handlanger des Heers, erklärte am 1. Jan. 1649, daß der König als Bekrieger des Parlaments und des Volks sich des Hochverraths schuldig gemacht habe und schickte die Ordonnanz des Prozesses gegen den König an das Haus der Lords. Diese verwarfen einstimmig die Ordonnanz, weil es (wie der Graf von Manchester sagte) widersinnig sey, zu behaupten, daß der König ein Hochverräther am Parlament seyn könne, oder weil es (wie der Graf von Northumberland sich äußerte) noch dem größten Theil von England zweifelhaft sey, ob damals der König dem Parlament, oder das Parlament dem König den Krieg erklärt habe.

Erzürnt darüber nahm das Haus der Gemeinen nun die höchste Gewalt an sich, erklärte seine Beschlüsse ohne die Mitwirkung der Lords für gültig und gebot den Beginn des Prozesses.

Der König war von der Insel Wight nach der Felsenfestung Hurst, die auf einem mit der Küste zusammenhängenden Damm lag, gebracht worden, wo

er zwar eingeschränkt, aber noch ehrerbietig behandelt wurde. Am 18. Dec. 1648 aber um Mitternacht wurde er durch eine Reiterschaar nach Windsorcastle abgeführt, wo er von rohen Soldaten mit wenig Rücksicht auf seine Würde bedient wurde. Obgleich er erkannte, daß man ihm den Prozeß machen wolle, so wiegte er sich doch noch mit der Hoffnung auf Hülfe von Schottland und Irland. Am 19. Jan. 1649 wurde er nach Whitehall, um sich für sein erstes Verhör vorzubereiten, und am 20. über die Themse nach Windsorcastle gebracht. Auf der Fahrt über die Themse ruderten die Fährleute aus Ehrfurcht vor dem unglücklichen Monarchen mit unbedeckten Häuptern.

Bei seinen Verhören vor dem vom Rumpf eigens bestellten Gerichtshof in Westminsterhall, der aus 135 Beisitzern bestand, vertheidigte sich Karl gegen die zum Theil lächerlichungerechten Anklagen mit großer Würde und Festigkeit, indem er die Macht des Hofes und Hauses nicht anerkannte und seinen Gegnern überhaupt das Recht, ihn zu richten, in keiner Weise zugestand. Allein die Richter giengen auf seine Gründe und Beweise nicht ein, sondern sprachen das Schuldig aus und vollzogen das über ihren König gefällte Todesurtheil, davon bis dahin in der Weltgeschichte kein Beispiel vorgekommen war, am 30. Jan. durch seine Hinrichtung, die einer unparteiischen Betrachtung nur als ein offenbarer Justizmord, als ein vollkommener Revolutionsact, erscheinen kann.

Zum Verhör des Königs wurden vier Tage verwendet. Als König Karl in den Saal zu seinem Sitz geführt worden war, überschaute er mit festem Blick die Reihen seiner Richter und setzte sich. Darauf wurden die Namen der Richter verlesen, von denen nur zwei dem König persönlich bekannt waren. Als darunter der Name des Lord-Obergenerals Fairfax gerufen wurde und keine Antwort erfolgte (weil er, das königsmörderische Treiben des Rumpfes mißbilligend, weggeblieben war) antwortete auf den zweiten Ruf, ob er da sey, eine weibliche Stimme von der Gallerie: „Er hat mehr Verstand, als daß er hieher kommt!" — Hierauf ließ der Gerichtsvorsitzer Bradshaw den Anklageact vorlesen, worin der König als Tyrann, Hochverräther, Kriegsanstifter, Mörder und offener Feind der Republik (!) England geschildert war, so daß er mehrmals dabei lächelte. Bei den Worten des Acts, das Volk von England klage ihn an, rief wieder jene weibliche Stimme von der Gallerie: „Das ist eine Lüge, nicht der vierte Theil des Volks! Cromwell ist ein Verräther!" Auf den Befehl des wachhabenden Obersten, gegen die Gallerie Feuer zu geben, entfernte sich eine maskirte Dame: es war die Gemahlin des Lord Fairfax, eine strenge

Presbyterianerin. — Der König fragte nun, nach welchem Gesetze sie ihn denn richten wollten? er sey ihr rechtmäßiger König und werde sich einer ungesetzlichen Gewalt, wie die ihre, nicht unterwerfen. Darauf erwiederte Bradshaw: sie hätten die Gewalt vom Volk, dessen erwählter König er sey! — „Ich läugne das, erwiederte Karl, England war nie ein Wahlreich." — Aufgefordert, sich auf die Anklage einzulassen, sprach er ihnen mit Beweisgründen alle Befugniß ab, ihn zu richten; gerade dadurch, daß sie sich das Recht herausnähmen, ohne Gesetz Gesetze zu machen, seyen alle Rechte des Volks, ja das Leben und Eigenthum jedes Einzelnen bedroht. — Bradshaw konnte nichts entgegnen, als: Gefangene hätten kein Recht, die Berechtigung des Gerichtshofs in Frage zu stellen. — Als der König sich verantworten sollte, warum er die Waffen ergriffen habe, weigerte er sich, ferner Rede zu stehen. — Nach der Fällung des Todesurtheils wollte der König das Wort nehmen, es wurde ihm aber nicht gegönnt, und als er weggeführt wurde, beschimpfte man ihn durch verletzende Worte, ja ein Fanatiker spie ihm frech ins Gesicht. Ruhig wischte sich der König mit dem Sacktuch den Speichel ab und behielt seine würdige Fassung. Als ihm einer der wachhabenden Soldaten, an dem er vorüberging, zurief: „Gott segne Ew. Majestät!" und der König ihm gerührt dankte, schlug ein Offizier den Soldaten mit dem Stock über den Kopf.

Zurückgekommen nach Whitehall, wünschte der König seine Kinder noch einmal zu sehen und das h. Abendmahl durch den frühern Bischoff von London Dr. Juron zu empfangen. Beides wurde ihm gewährt. Der im St. Jamespalast Statt findende Abschied von seinen Kindern (der Prinzessin Elisabeth und dem Herzog von Glocester) war höchst rührend und die Erbauung mit dem Bischoff und der Genuß des h. Abendmahls gewährte dem König große Stärkung. Noch einmal legten ihm die Häupter des Heeres und Parlaments Bedingungen vor, unter denen er sein Leben und seine Krone behalten könne; allein sie waren von der Art, daß er entrüstet sagte, er wolle lieber ein Opfer für sein Volk werden, als dessen Gesetze und wahre Freiheiten an eine bewaffnete Rotte verrathen. Es erfolgte nun der Befehl zur Hinrichtung, den auch Cromwell unterzeichnete. Cromwell war freilich nicht derjenige, der das Bluturtheil angeregt hatte; Ireton war es, der vorzugsweise die Rache betrieben hatte. Cromwell war lange in peinlicher Ungewißheit, was er thun solle; ja seine Beängstigungen wuchsen mit jedem Tag. Die Erwähnung, daß er den begonnenen Kampf nicht mehr rückwärts treiben, noch auch den König retten könne, daß es vielmehr die Sache der bürgerlichen und religiösen Freiheit gelte und er daher die Leitung des Staats nicht untauglichen Händen überlassen dürfe, trat bei ihm mehr und mehr in den Vordergrund. Dazu kam sein schiefer Erkenntnißstandpunkt in der Religion, vermöge dessen er die Bewegungen seines Innern öfters unmittelbaren Antrieben des Geistes Gottes zuschrieb und auf sie mehr Gewicht legte, als auf die klaren

Gebote der heiligen Schrift. Dieser Grundirrthum verleitete ihn auch in diesem Falle, dem Bluturtheil beizustimmen. Denn als er in einer Nacht im Gebet nach seiner Weise Gott um ein Zeichen der Entscheidung angegangen hatte, glaubte er in sich die Ueberzeugung zu fühlen, Gott habe gesprochen: seine Zweifel wichen und in der Gewißheit, Gottes Willen zu erfüllen, eilte er in seinem Enthusiasmus noch um 1 Uhr in der Nacht zu einem Verwandten, um ihm zu sagen, daß er jetzt aus allen seinen Zweifeln sey und daß der Wille der Republikaner mit dem Willen Gottes übereinstimme!! Es war sein Grundirrthum von einem theokratischen Reiche der Heiligen, der ihn zum Königsmörder machte; der puritanische Hierarch wurde, weil er den evangelischen Grund des Protestantismus aufgegeben hatte, zum Förderer und Vollstrecker der Revolution.

Nachdem Karl während der letzten Nacht seines Lebens vier Stunden lang ruhig und fest geschlafen hatte und sein Diener ihm beim Ankleiden behülflich war, sagte er zu ihm: „Gieb dir Mühe, wie sonst, heute ist mein zweiter Hochzeittag." Dann brachte er noch eine Stunde im Gebet mit dem Bischoff zu. Beim Gang durch den Park zurück nach Whitehall gieng er seinen gewöhnlichen Schnellschritt und bat seine beiden Begleiter, den Bischoff Juxon und Oberst Tomlinson, rascher zu gehen, er sehne sich nach der himmlischen Krone. Als er von der Mittelfensterthüre des Bankethauses zu Whitehall unmittelbar hinaus auf das Blutgerüste trat, sprach er unter Anderm zur versammelten Menge, er leide unschuldig, wiewohl er dafür, daß er früher einmal in die Vollziehung eines ungerechten Bluturtheils (er meinte damit Strafford's Tod) gewilligt habe, jetzt mit Recht büße. Das Volk sey aber dennoch in dem, was es da mit ihm thäte, „aus dem Geleise": wenn sie wieder zur Besinnung kämen, sollten sie Gott und dem Könige, nämlich seinem rechtmäßigen Nachfolger, geben, was jedem gebühre; nicht im Mitregieren bestehe die Freiheit, sondern in den das Leben und das Eigenthum schützenden Gesetzen; hätte er, wie seine Gegner, die Gesetze mit Hülfe des Schwerts umändern wollen, so stände er jetzt nicht hier, und darum behaupte er, er sey ein Märtyrer des Volks und der Verfassung: er sterbe als Christ, nach dem Bekenntniß der bischöflichen Lehre und hoffe auf die Gnade Gottes.

Als er sich zum Niederknieen bereit gemacht hatte, sagte er: „Ich habe eine gute Sache und einen gnädigen Gott auf meiner Seite; — ich gehe von einer vergänglichen Krone zu einer unvergänglichen." Nach diesen Worten legte er sein Haupt auf den Block, gab selbst das Zeichen mit der Hand und empfieng den Todesstreich. Ein lauter Schrei des Mitleids drang aus der Mitte des Volks. Viele wollten ihre Schnupftücher in sein Blut tauchen, aber das Militär räumte die Straßen. Sein Leichnam wurde, einbalsamirt, in der Gruft der Könige zu Windsor beigesetzt. Er war 49 Jahre alt, von schönem Aeußern und kräftigem, für Strapatzen geeigneten Körper. „Wie alle

Glieder seines Hauses trug er das Unglück besser, als das Glück." So vielfach seine Fehler und Schwächen waren, und so oft ihn auch seine stets berechnende Klugheit, so wie anderseits seine Unklugheit in Befolgung fremden Raths zu Mißgriffen verleitete, so handelte er doch in der Politik, wie in der Religion dem Wesentlichen nach bona fide, d. h. in der Ueberzeugung, nicht anders handeln zu dürfen, da er sein Recht theils aus den bestehenden Gesetzen Englands, theils aus dem Herkommen und Vorgang englischer Könige, theils aus seiner kirchlichen Glaubensansicht schöpfte, daß er als Monarch nur Gott verantwortlich sey. — Dagegen hatten seine gleichmacherischen Gegner weder die Gesetze, noch das Herkommen, noch das Evangelium, sondern höchstens, (wenigstens ihrem ernsteren Theile nach, zu welchem Cromwell gehörte) nur ihre ganz subjective Glaubensansicht für sich, die sie noch dazu nur irrthümlich mit dem mißverstandenen alttestamentlichen theokratischen Gesetz zu rechtfertigen suchten. Der wahre, im Glaubensmittelpunct stehende Protestantismus wird stets jede Verwandtschaft mit jenem, dem hierarchischen Fanatismus angehörigen Grundsatze von sich weisen.

---

8. Kapitel.

Die englische Republik.

1. Umsturz der Monarchie. Der neue Staatsrath. Die Republik eine Oligarchie. Meutereien der Levellers. Karl II Stuart König in Schottland. Die Stände- und Kirchencommission. Cromwell's Bekämpfung des irländischen Aufstands. Cromwell in Schottland. Karl's II Nieder-lage bei Worcester. Seine Flucht nach Frankreich. Unterwerfung Irlands.

An dem gleichen Tage, an dem des Königs Haupt unter dem Beile fiel, erklärte das Rumpfparlament, es sey Hochverrath, wenn es sich Jemand beigehen lassen wolle, den Prinz von Wales oder irgend wen zum König auszurufen. Darauf wurde das Haus der Pairs als nutzlos und gefährlich, das Königthum für unnöthig und der Nationalfreiheit hinderlich erklärt und an die Stelle des Unterthaneneides gegen den König eine Verpflichtung zur Treue gegen die Republik gesetzt, — alles das „im Namen der Wächter der Freiheit durch die Vollmacht des Parlaments."

Nach der Hinrichtung dreier Anhänger des Königs (des Herzogs von Hamilton, des Lords Holland und des Lords Capel) wurde ein Staatsrath, als executive Gewalt, errichtet, dessen auf Ein Jahr bestellte 41 Mitglieder zugleich im Parlament saßen und das Heer, die Flotte und Artillerie, desgleichen die Handels- und auswärtigen Angelegenheiten unter sich hatten.

Als diesen Staatsrathsgliedern zugemuthet wurde, die Billigung des Verfahrens gegen den König, als eines rechtmäßigen, eidlich zu bekräftigen, so ließ sich nur Cromwell mit noch 18 Gliedern dazu herbei; die andern, darunter Fairfax, verweigerten den Eid, so daß der Rumpf für gut fand, eine andere Eidesformel aufzustellen, worin sie sich verpflichteten, die künftigen Beschlüsse des Parlaments, als höchster Staatsgewalt, zu billigen. Um diesem Staatsrath mehr Ansehen zu geben, brachten sie die Zahl seiner Glieder durch Ergänzungswahlen und Zulassung von fügsamen Presbyterianern nach und nach auf etwa 150.

So stand der neue Freistaat da, von dessen Lenkern ein damaliger Lobredner der republikanischen Partei selbst sagte, es habe „diese Hand voll Männer in einem gewissen Sinn das ganze Volk von England gegen sich gehabt." Sie hatten nur die Kraft ihrer Persönlichkeit, die Waffen von 40,000 Soldaten und den größeren Theil der Independenten mit einigen kleinern religiösen Secten auf ihrer Seite, also daß dieser Freistaat im Grunde nur eine auf die Macht des Schwertes gestützte Oligarchie war.

Deßungeachtet hatte die neue Regierung im Parlament wie im Heer an dem fanatischeren Theile des Levellers unter Lilburne's Führung ihren gefährlichsten Bestandtheil. Denn kaum hatte sich die Regierung constituirt, so drängten sich auf Betrieb des Offiziersraths Bittschriften auf Bittschriften um jährliche Parlamente mit neuen Mitgliedern, um Abschaffung des Staatsraths und höhern Gerichtshofs, um Aufhebung der Zölle, Minderung der Sporteln, Verkauf der Delinquentengüter, Abschaffung des Zehnten, Fixirung der Besoldung der Geistlichen auf je 100 Pf. St. u. s. w.

Um den Geist der Unruhe nicht aufkommen zu lassen, wurden fünf Ueberbringer einer solchen Remonstranz schimpflich bestraft, Lilburne in den Tower gesetzt und der Rädelsführer eines widerspenstigen Regiments erschossen. Nichts desto weniger brachen allerhand Meutereien aus, die theils von Fairfax, theils von

Cromwell mit Gewalt der Waffen unterdrückt werden mußten. Dies wäre so fort gegangen, wenn nicht das Heer durch neue Feldzüge in Irland und in Schottland ernstere Beschäftigung bekommen hätte.

Das schottische, vom Grafen Argyle geleitete Parlament nämlich hatte gleich von Anfang an gegen die Verurtheilung des Königs protestirt, aber kein Gehör gefunden. Daher beriefen die Schotten des enthaupteten Königs Sohn, Karl II, als König, jedoch unter der Bedingung, daß er den Covenant mit allen seinen Consequenzen beschwöre und das Bündniß zwischen beiden Reichen aufrecht erhalte. Karl zögerte aber, weil der royalistische Graf von Montrose in Schottland die Fahne für ihn erhob. Erst als das Unternehmen desselben scheiterte und Montrose verrathen, gefangen und von seinem Gegner Argyle zum Tode verurtheilt wurde, den er auf das standhafteste erlitt, gab sich Karl Stuart ohne weiteren Vorbehalt in die Forderungen des schottischen Parlaments und erhielt in Edinburg eine von der Stände- und Kirchencommission angeordnete Hofhaltung und Hofumgebung. Bald aber fühlte er sich bei seinem ohnedieß leichtsinnigen Charakter durch den streng presbyterianischen Ernst der Schotten äußerst beengt und erkannte gar wohl, daß er nur eine bloße Königspuppe war, indem das Parlament durch die obgenannte Commission die eigentliche Regierungsgewalt ausübte.

Kaum war Karl II einen Monat lang auf seinem Scheinthron, als Cromwell vom Parlament beauftragt wurde, den Aufstand in Schottland niederzukämpfen, wie er so eben auch den furchtbaren Empörungsbrand in Irland fast ganz gedämpft hatte.

In Irland hatte nämlich schon seit dem Abzug des Vicekönigs Ormond der päpstliche Nuntius in Verbindung mit der klericalen Partei die Gewalt an sich genommen, mußte aber bald der royalistischen Partei weichen, die nach der Hinrichtung Karls I unter Ormond gegen die streng katholische Partei Owen O'Nail's in Krieg gerieth. Nun ernannte das englische Parlament den Cromwell zum Lord-Statthalter von Irland auf drei Jahre und entsandte ihn mit einem Heere von 12,000 M. dahin. Bei der Eroberung von Drogheda ließ er die Ormondische Besatzung über die Klinge springen und 1000 Katholiken, die sich in die Hauptkirche geflüchtet hatten, niedermetzeln! Das

gleiche Schicksal traf die Stadt Wexford, und nun ergab sich eine Stadt nach der andern und erklärte sich für das englische Parlament. Auch im zweiten Jahre widerstand ihm kein Platz, den er angriff, so daß er die weitere Bezwingung Irlands seinem Schwiegersohne Ireton überlassen und darauf den Oberbefehl des gegen Schottland bestimmten Heeres, welchen Fairfax ausgeschlagen hatte, übernehmen konnte.

Mit noch vom Blute der Iren triefendem Schwerte drang nun Cromwell an der Spitze von 16,000 Veteranen im Juli 1650 in das südliche Schottland ein, um auch dort durch Vernichtung des Königthums die Republik zur Anerkennung zu bringen. Die Schotten aber hatten, um dem englischen Heere keinen Halt zu gewähren, fast ihr ganzes Land bis Edinburg hinauf freiwillig verwüstet und sich unter David Lesley bei Edinburg verschanzt, mit dem Plan, jeder entschiedenen Schlacht auszuweichen und das englische Heer durch Mangel und Krankheiten sich aufreiben zu lassen. Dadurch gerieth Cromwell in eine schwierige Lage: denn, ob er gleich bis in die Nähe von Edinburg vordrang, mußte er sich doch, der Lebensmittel und Kranken wegen, bis Dunbar zurückziehen, worauf ihm die Schotten nachrückten und die Höhen von Lammermoore besetzten, wo sie ihn beobachteten, ohne sich von ihm hinunterlocken zu lassen. Allein die das Parlament beherrschende presbyterianische Stände- und Kirchencommission (welche bereits das Heer von den ihr nicht ergebenen Offizieren und Gemeinen gereinigt, auch den König in einer neuen Beschwörung des Covenants zur Anerkennung der Blutschuld seines Vaters und zur Verwerfung der „Götzendienerei" seiner katholischen Mutter gezwungen hatte) drang nun in Lesley, eine Schlacht zu wagen. Dadurch wurde dieser genöthigt, aus seiner vortheilhaften zuwartenden Stellung herauszutreten, und sich eine schwere Niederlage zuzuziehen. Edinburg und das Land südlich vom Forth war der Preis dieses Sieges bei Dunbar, den Cromwell erfocht.

Als daher die Schotten, noch dazu im Regenwetter, von ihren Bergen herabkamen und gegen Cromwell anrückten, rief dieser aus; „Gott selbst giebt sie in unsre Hände!" und ehe ein paar Stunden vergiengen, hatte er mit gewohnter Siegeskraft die Schotten in die Flucht geschlagen. An 3000 Todte deckten die

Wahlstatt, und 10,000 Gefangene nebst allem Gepäck und Geschütz fielen den Siegern in die Hände.

Während die schottische Regierung ein neues Heer nur durch eine größere Nachsicht in Bezug auf das Religionsbekenntniß (wodurch aber die presbyterianische Partei in eine strenge und laxe zerfiel) aufbringen konnte, hatte Karl II solcher Vormundschaft müde, einen Versuch zur Flucht gemacht, der aber nicht gelang, ihm aber doch eine bessere Behandlung zu Wege brachte. Jetzt wurde er gekrönt (20. Jan. 1651) und erhielt den Oberbefehl über das neue Heer (von 20,000 M.) und die Generale Hamilton und Lesley zu Unterbefehlshabern. An Muth fehlte es den Schotten nicht, zumal Cromwell Krankheitshalber nach London zurückgekehrt war. Allein im Juli erschien Cromwell wieder beim Heer und schnitt das königliche Heer von seiner Verbindung mit dem Norden ab. Dieses hatte nun keine andere Wahl, als entweder im Mangel zu verkommen, oder sich durch einen Einfall in England zu helfen. Karl rückte daher bei Carlisle in das englische Gebiet ein und zog ungehindert bis Worcester, wo er von den Royalisten zum König von England ausgerufen wurde.

In der ersten Bestürzung glaubte der englische Staatsrath sich von Cromwell verrathen und fürchtete einen allgemeinen Aufstand der englischen Royalisten. Allein Cromwell, kaum von des Königs Zug benachrichtigt, hatte sogleich einen Theil seines Heeres unter Monk in Schottland stehen lassen und war dem König, bei dem sich die englischen Royalisten nur spärlich sammelten, an der Spitze von 30,000 M. nachgeeilt. Bei und zum Theil in Worcester kam es im Sept. 1651 zu einer heißen Schlacht, in welcher der König, nach übrigens tapferer Gegenwehr, geschlagen wurde und 10,000 Gefangene verlor, darunter sich viele englische Große befanden. Karl selbst entkam zwar, konnte aber nur verkleidet von Landsitz zu Landsitz weiter kommen, bis er nach vielen Abenteuern und großen Gefahren bei Shoreham die Küste erreichte, von wo aus ihn ein Kohlenschiff nach Frankreich übersetzte, wo er am 17. Oct. bei Fecamp in der Normandie landete. — Obgleich in England ein Preis von 1000 Pf. St. auf seinen Kopf gesetzt war, und mehr als 40 Personen verschiedenen Standes um seine

Flucht wußten, so hatte sich doch nicht der niedrigste Diener finden lassen, der so gemein gewesen wäre, ihn zu verrathen.

Dieser Ausgang hatte auf die nun leichter erfolgende **Unterwerfung Schottlands**, sowie auch auf die völlige **Unterjochung Irlands** einen wesentlichen Einfluß, und **Cromwell's Verdienst** dabei erschien dem Parlament so unläugbar, daß es ihm außer seinem gewöhnlichen Jahresgehalt von 2500 Pf. St. ein Landgut mit einem Jahreseinkommen von 4000 Pf. St. zuerkannte.

Irland's Unterwerfung, von Cromwell begonnen, wurde von Ireton fortgeführt. Dieser starb aber nach der Eroberung von Limmerik an einer pestartigen Krankheit. (Sein Leichnam wurde in der Westminsterhalle prachtvoll bestattet.)

Sein Nachfolger, General Ludlow, vollendete sodann die Unterjochung des Landes 1653. Darauf bestellte das Parlament zum Lord-Statthalter den General Lambert, der aber bald dem General Fleetwood, Cromwell's zweitem Schwiegersohne, weichen mußte. Die armen Irländer wurden nun durch eine besondere englische Regierungscommission auf's schmählichste behandelt. Von der Amnestie in Bezug auf Person und Gut waren ausgenommen 1. alle die vor dem 10. Nov. 1642 Theil am Aufstand genommen und vor dem 1. Mai 1643 in der Versammlung zu Killenny gesessen oder gestimmt hatten; alle Jesuiten und römischen Priester; 103 benannte Adelige und Gentlemen kath. Conf., (darunter Ormond); alle, die nicht binnen 28 Tagen die Waffen niederlegen würden rc. Alle andern Personen sollten, wenn sie während des Aufstandes gegen das Parlament die Waffen getragen oder eine Stelle verwaltet hätten, zwei Drittheile —, und wenn sie vom Aug. 1649 bis März 1650 nicht für die Republik gewesen wären, ein Drittheil ihres Besitzes verlieren. Wer das, was ihm gelassen wurde mit andern Ländereien vertauschen wollte, erhielt diese in den Districten von Connaught und Clare, damit das übrige Irland nur von Protestanten colonisirt würde. — Die für den Staat eingezogenen Ländereien vergab man theils an diejenigen, welche zu diesem Krieg mit Irland dem Parlamente Geld vorgeschossen hatten, theils an die Soldaten, die unter Cromwell, Ireton und Ludlow in Irland gefochten hatten. Ein Theil der Nichtamnestirten erhielt übrigens die Güter wieder zurück; von den vielen zum Tod Verurtheilten wurden 200 hingerichtet. — Viele aber, die sich nicht unterwerfen wollten, blieben als Rapperer (Räuber) und Tories (Verfolgte) in Wäldern und Sümpfen verborgen und waren für die neuen Ansiedler eine furchtbare Geisel. Daher wurden die strengsten Gesetze erlassen, so daß schon das Zusammenstehen von 4 Katholiken als Hochverrath angesehen, und der Besitz von Waffen mit dem Tode bestraft ward. — Wer um den Versteck katholischer

Priester wußte und nicht anzeigte, dem wurden die Ohren abgeschnitten; wer nicht in der protestantischen Kirche erschien, wurde mit Geldstrafe belegt, und was dergleichen Bedrückungen mehr waren. — Um die Katholiken in Irland so viel als möglich zu verringern, gestattete man jedem aufständischen Führer mit einer gewissen Anzahl waffenfähiger Leute das Land zu verlassen und in andern katholischen Ländern Dienste zu nehmen. Auf diese Weise verließen 30—40,000 irische Kriegsleute das Land. Auch beförderte man die Auswanderung nach Amerika in aller Weise.

Schottland wurde durch Monk vollends erobert. Zwar wollte Argyle in den Hochlanden noch Widerstand leisten; allein die Hochländer unterwarfen sich lieber gleichfalls, und Argyle hatte „bloß die Ehre, der letzte Mann zu seyn, der nachgab." Eine englische Commission wollte eben die Vereinigung Schottlands mit England in Ein Reich bewerkstelligen, als in England die Restauration (K. 9 ,1) eintrat, was die Folge hatte, daß Schottland noch ferner als erobertes Land behandelt und durch eine Reihe neuer Festungen in Unterwürfigkeit erhalten wurde.

2. Seekrieg der Republik mit den Niederlanden. Niederländische Zustände. Jan und Cornel de Wit. Die englische Navigationsacte. Sieg der Holländer: de Ruyter und Tromp. Sieg der Engländer bei La Hogue. Fall des Rumpfparlaments durch Cromwell.

Zum Theil noch während des Unterwerfungskampfs in Irland und Schottland war die Republik auch mit auswärtigen Staaten in Krieg gerathen. Es hatte nämlich das Parlament gleich bei der Errichtung der Republik dem Seewesen eine große Aufmerksamkeit gewidmet. An der Spitze der Admiralität stand Henry Vane mit drei Collegen; die Flotte befehligte hauptsächlich Oberst Blake, der mit einer großen Flotte die Flotte des Prinzen von Wales, die unter Prinz Ruprecht nach Portugal entkommen war, verfolgte und den König von Portugal zwang, dem Prinzen seine Hülfe zu entziehen und sich durch Abtretung großer Vorrechte an die englische Kaufmannschaft die Gunst der Republik zu suchen.

Hierauf gerieth die Republik mit den vereinigten Staaten der Niederlande in Krieg. Dort hatte nach dem Tode Wilhelms II von Oranien (6. Nov. 1650) die republikanisch-demokratische Partei das Uebergewicht über die oranisch-aristokratische bekommen und während der Unmündigkeit Wilhelm's III (des nachgeborenen Sohnes Wilhelm's II) durch ihre

gewandten Häupter Jan de Wit, Großpensionär von Holland und Friesland, und seinen Bruder Cornelius de Wit, Bürgermeister von Dordrecht, es dahin gebracht, daß das Recht der Begnadigung und das Recht der Besetzung der Stellen im Heere den Generalstaaten übertragen und den Städten die freie Wahl ihrer Obrigkeit eingeräumt wurde.

Sogleich suchte die Republik England mit den niederländischen Freistaaten ein Bündniß zu knüpfen. Da diese aber noch zuwarten wollten, brachte auf Cromwell's Anstiften Whitelock die berühmte Navigationsacte im Parlament ein, welche dem holländischen Handel, der damals auf seiner Höhe stand, einen empfindlichen Schlag versetzen und besonders die englische Kaufmannschaft für die neue Ordnung der Dinge gewinnen sollte. Vermöge dieser Schifffahrtsacte sollten nämlich fortan die Producte fremder Welttheile, desgleichen die Producte und Fabrikate anderer europäischer Länder auf keinen andern Schiffen in England eingeführt werden dürfen, als auf englischen Schiffen oder auf Schiffen derjenigen Nationen, welchen die Producte und Fabricate angehörten. Die Acte gieng im Oct. 1651 durch, und der Krieg, den nun Holland mit England deshalb führte, konnte diesen Nachtheil für die vereinigten Niederlande nicht abwehren.

Da diese Maaßregel den Holländern den ganzen Zwischenhandel nach England abzuschneiden drohte, so rüsteten sie schon im Mai jenes Jahres eine Flotte von 150 Segeln unter dem Admiral Tromp aus. Dieser stieß bald mit der von Blake befehligten englischen Flotte zusammen, zog aber den Kürzern, und erst jetzt erklärte das englische Parlament den Holländern den Krieg. Da Tromp in einem neuen Treffen wieder unglücklich war, legte er den Flottenbefehl nieder. Diesen erhielt jetzt de Ruyter (spr. Reiter), der sich anfangs in Vortheil setzte, dann aber ein unentschiedenes Treffen lieferte und deßhalb den Oberbefehl wieder an Tromp abgeben mußte. Dieser verfolgte nun in einem gewaltigen Seekampf den englischen Admiral Blake bis in die Mündung der Themse und umkreuzte die englischen Küsten mit einem an die Spitze seines Mastes gebundenen Besen, womit er andeuten wollte, daß er da sey, um die Engländer von der See wegzukehren. — Diesen Schandfleck abzuwaschen, legte sich Blake mit 70 Segeln quer über den Canal, um den Tromp aufzufangen, und schlug ihn in einem dreitägigen Seetreffen bei dem Vorgebirg la Hogue so, daß die Holländer 9 Kriegs- und 24 Kauffahrteischiffe verloren. — In diesem

Kriege verlor Holland auch den größten Theil Brasiliens, den das mit England verbündete Portugal zurückeroberte.

Der Seesieg der Engländer über die Holländer bei la Hogue war der letzte Triumph, den das Rumpfparlament erlebte: denn es sollte nun durch seinen eigenen Schöpfer ins Nichts zurückfallen. Schon lange war man in England gewohnt, in Cromwell's Kraft und Geist den eigentlichen Halt des öffentlichen Lebens zu sehen, und besonders seit er die im Grunde presbyterianisch gesinnte Handelswelt durch die oberwähnte Förderung ihrer Interessen gewonnen hatte, erschien auch ihr in seiner Person mehr, als in dem von ihm abhängigen Parlament und Heer, das Staatsgewicht concentrirt. Das fühlte und wußte er, und so gerne er seine Idee eines christlichen Staats durch einen Andern ausgeführt gesehen hätte, so wenig glaubte er, weil kein Anderer da war, sich der Aufgabe, sie selber durchzuführen, entziehen zu können, da auch seine Freunde ihn dazu drängten. So wie er früherhin geglaubt hatte, den König und das in ihm verkörperte monarchische Prinzip dazu benützen zu können, ihn aber, als für seine Idee unfähig, hatte fallen lassen: so war er noch jetzt überzeugt, daß nur Alleinherrschaft die vollkommene Sicherung der Grundbedingungen des Lebens gewähre. Allein die Befugniß dazu vom gegenwärtigen Parlament zu erhalten, war nicht möglich, und sie durch das Heer sich geben zu lassen, würde dieselbe in den Augen aller Parteien als Thronraub und sein Handeln als Tyrannei haben erscheinen lassen. Da nun auch die übrigen Heerführer mit dem Rumpf nicht zufrieden waren, so kam er mit ihnen überein, dieses Parlament noch drei Jahre (bis zum 4. Nov. 1654) bestehen zu lassen und sich unterdessen über die Berufung eines neuen Parlaments und über die durch dasselbe zu schaffende Ordnung zu verständigen.

In einer besondern Zusammenkunft mit den angesehensten Gliedern des Parlaments und Heers suchte er die Gesinnungen derselben durch die Erörterung zu prüfen, ob für England eine republikanische oder beschränkt-monarchische Staatsform die vortheilhaftere wäre. Die Offiziere waren für die erstere, die Rechtsgelehrten für die letztere Form. Der Meinung der Letztern stimmte auch Cromwell bei; als

sie aber einen der Söhne des hingerichteten Königs vorschlugen, lenkte Cromwell ein, empfahl die Sache dem weitern Nachdenken, blieb aber dabei, daß „eine Regierungsform mit einiger monarchischer Gewalt die wirksamere" seyn würde.

In der Hoffnung auf Cromwell's Unterstützung schlugen nun die Juristen im Parlament eine Reduction der Armee vor, und schon wurde einstweilen ein Viertheil verabschiedet. Unwillig darüber drangen nun die Offiziere in einer Bittschrift auf Verbesserung der Rechtspflege, auf Verminderung der Beamten, auf strengere Handhabung der Religion, und bewirkten dadurch, daß das Parlament seinen Plan gegen die Armee wieder fallen ließ. Indeß war dadurch ein Zwiespalt zwischen der Armee und dem Parlament entstanden, und da Cromwell die Armee nicht entbehren konnte, (so wie sie ihn nicht), so jagte er das Parlament auseinander.

Er verfügte sich am 20. April 1653, begleitet von einer Anzahl Soldaten, in die Parlamentsversammlung, und hielt ihr in einer heftigen Rede alle ihre politischen und moralischen Sünden vor, bezeichnete z. B. ein Mitglied als Trunkenbold, ein anderes als Betrüger; zwei als Hurenjäger u. s. f. Zuletzt erklärte er sie alle des Namens „Parlament" unwürdig und befahl der Wache, die er mitgebracht hatte, das Haus zu säubern und, als dieß geschehen war, es zu schließen.

Am gleichen Tag noch stellte er auch die Verrichtungen des Staatsraths ein. Alles fügte sich aus Furcht vor Cromwell und der mit ihm verbundenen Armee und Marine. Und so fiel dieses lange Parlament unbeklagt von der Nation, welche von den unzähligen Ungerechtigkeiten und Bedrückungen desselben zwölf Jahre hindurch zu leiden gehabt hatte. Der ganze Ruhm jenes Parlaments beschränkt sich fast nur auf sein Glück im Krieg, und dieses hatte es nicht sich, sondern Männern wie Cromwell, Blake und anderen zu danken.

3. Cromwell's Versuche zum Uebergang in die Alleinherrschaft. Das Bareboneparlament. Cromwell Protector der Republik. Amnestie. Nationale Vereinigung Englands und Schottlands. Verschwörungen der Royalisten. Friede mit Holland. Cromwell's monarchisches Streben. Auflösung des widerstrebenden Parlaments. Strenge gegen die Royalisten. Seeunternehmungen. Eroberung von Jamaica. Unterstützung der Waldenser.

Nachdem Cromwell sein Verfahren vor dem Rath der Offiziere gerechtfertigt hatte, wurde ein neuer Staatsrath gebildet. Eine fanatische Partei wollte diesen nach dem Muster des alttestamentlichen Synedriums mit 70 Gliedern besetzen, aber der practischere, dabei doch mehr evangelische Sinn Cromwell's ließ nur 12 zu, denen er als der dreizehnte vorstand. Eine Zeit lang wurde nun der Staat in der Art regiert, daß Cromwell seine Verordnungen bald als Präsident des Staatsraths, bald als Chef des Offizierraths, bald als Lord-Obergeneral erließ, gleich als habe er damit einen Versuch zum Uebergang in die Alleinherrschaft machen wollen. Allein obwohl er allenthalben den pünctlichsten Gehorsam fand, so fühlte er doch, daß er ohne Sanction eines Parlaments nicht zu seinem Ziele gelangen könne. Nachdem er daher mit seinen vertrauten Offizieren genaue Uebereinkunft getroffen, wies er die Geistlichen in den verschiedenen Grafschaften an, dem Staatsrathe die Namen „treuer, gottesfürchtiger, die Habsucht hassender" Männer einzusenden. Aus diesen wählte er dann 139 für England, 6 für Wales, 6 für Irland und 4 für Schottland und berief dieselben als Mitglieder eines neuen Parlaments, das am 4. Juli 1653 von ihm durch Gebet und feierliche Rede eingesetzt wurde, und zwar auf die Dauer von 15 Monaten, nach welcher Zeit es selbst seine Gewalt einem folgenden Parlament auf die gleiche Zeitdauer übertragen sollte. Der in seiner Art fromme, aber in seinem Subjectivismus befangene Mann gedachte in der That, von diesem Tage an — den Anfang des Reiches Christi zählen zu dürfen!

Allein diese Parlamentsglieder waren zwar sämmtlich ehrliche, gewissenhafte, auch durch ihr Vermögen unabhängige Leute, aber meist von geringem Stande und durch ihre strengen zum Theil extrem-puritanischen Grundsätze in religiöser und politischer Hinsicht höchst einseitig und beschränkt, so daß sie im Wahn, vom

heiligen Geist selbst eingesetzt zu seyn, nicht gesonnen waren, sich irgend einem menschlichen Willen zu unterwerfen. So kam es, daß sie bei ihren, weder Umstände noch Personen, weder Geschichte noch Gewohnheiten, weder Rechte noch Gerechtsame berücksichtigenden Beschlüssen bei allen Ständen anstießen und die größte Verwirrung veranlaßten.

Da sich unter ihnen ein Lederhändler, Namens Barebone befand, der besonders viele fromme Reden hielt, so nannte das Volk dieses Parlament „Bareboneparlament“, mit Anspielung auf die Bedeutung dieses Worts „abgenagter Knochen“. Daß diese Parlamentsglieder besonders auf Verbesserung der Rechtspflege und auf strenge Sparsamkeit drangen, war ganz in der Ordnung und auch in Cromwell's Sinn: allein daß sie in ersterer Hinsicht das ganze bisherige Rechtsverfahren von vorne herein mit Einem Schlag aufhoben, so daß man nicht wußte, wornach man die noch schwebenden 23,000 Prozesse schlichten solle, brachte alle Kläger, Advocaten und Richter in Aufruhr; — daß sie die Patronatsrechte aufhoben, den Gemeinden die Wahl ihrer Seelsorger überließen und den Zehnten abschaffen wollten, empörte die Geistlichkeit und die Aristokratie; — daß sie das Heer vermindern wollten, konnte den Offizieren nicht gefallen und selbst Cromwell sah sich dadurch in seiner Stellung bedroht.

Bald entstand deshalb unter den Parlamentsgliedern selbst ein Zwiespalt, indem die sog. „Fanatiker“ unter ihnen, die zugleich meist anabaptistisch gesinnt waren, mit den laxern Independenten nicht mehr zusammenwirken wollten. Obgleich nun Cromwell den Fanatikern nicht angehörte, so war es ihm doch erwünscht, als dieselben unter Oberst Sydenham ihre Vollmacht niederlegten und, weil sie die Mehrzahl gewonnen hatten, die dem Parlament verliehen gewesene Gewalt, dem Cromwell übertrugen; damit er sie allein, doch ohne den Königstitel, ausübe. Hierauf ließ er sich in der Westminsterhalle in feierlicher Versammsammlung von dem General Lambert im Namen der drei Reiche und der Armee das Amt eines Protectors der Republik übertragen und seine neue Regierung mit den sonst bei Thronbesteigungen üblichen Feierlichkeiten in London ausrufen.

Nach der darüber ausgefertigten, von ihm beschworenen Urkunde sollte die höchste Gewalt in den Händen des Lord-Protectors und des Parlaments ruhen. Dem Protector zur Seite sollte ein Staatsrath von 13—21 Gliedern stehen. — Das Parlament, bestehend aus 400 englischen,

30 irländischen und 30 schottischen Abgeordneten, sollte alljährlich auf fünf Monate zusammenkommen, aber nur durch sich selbst vertagt oder aufgelöst werden können. Wählbar dazu sollte nur der sein, der 200 Pf. St. im Vermögen hätte. Royalisten sollten die vier erstenmale weder wählen, noch gewählt werden können. Katholiken und Theilnehmer am irländischen Aufstande sollten für immer ausgeschlossen seyn. Ein Parlamentsbeschluß sollte nach 20 Tagen auch wider den Willen des Protectors gelten, das Parlament alle drei Jahre erneuert werden. Im Todesfall des Protectors sollte das Parlament den jedesmaligen Nachfolger zu wählen das Recht haben.

War auch Cromwells Gewalt keine legitime, so sicherte sie doch die Nation einerseits vor den weit verderblicheren Schwärmereien der Wiedertäufer, anderseits vor der „kaltblütigen Tyrannei der Oligarchie", und gewährte den gejagten Gemüthern Zeit, sich zu fassen. Denn gleich die erste Amtshandlung des Protectors war ein Amnestiegesetz; dann folgte eine Ordonnanz zur nationalen Vereinigung Schottlands und Englands und eine Verordnung zur Reinigung der Geistlichkeit von unwissenden und unsittlichen Gliedern dieses Standes. Indeß fehlte es dem Protector nicht an entschiedenen Gegnern. Am meisten widerstrebten die Wiedertäufer und die Royalisten der neuen Ordnung und erfuhren daher Cromwell's Strenge. Besonders ließen sich die beständigen Verschwörungen der Royalisten nur durch Blut und Gefängniß dämpfen.

Auch nach Außen wußte der Protector sein Ansehen zu befestigen, indem er nach zwei neuen Seesiegen Blake's und Monk's über Tromp (der im Gefecht gegen den letztern, von einer Kettenkugel durch's Herz getroffen, fiel) mit den Holländern 1654 Frieden schloß, worin sie ihm gegen einigen Nachlaß von der Strenge der Navigationsacte in einem geheimen Artikel versprachen, den Prinzen von Oranien weder zu ihrem Statthalter wählen, noch ihm das Heer oder die Flotte anvertrauen zu wollen. — Auch Dänemark ließ sich zu Handelsverträgen herbei, und Spanien und Portugal beeiferten sich um die Gunst des englischen Protectors.

Als am 3. Sept. 1654 das neue Parlament seine Arbeiten begann, stellte sich indeß bald heraus, daß die Partei des Pro-

tectors nicht die Majorität hatte. Als diese vollends sich mit der Frage befaßte, ob die Regierungsgewalt sich im Protector oder im Parlamente concentrire, da bedeutete er ihnen mit Entschiedenheit, daß die neue Staatsordnung auf folgenden Voraussetzungen beruhe: 1. daß die höchste Gewalt in Einer Person liege; 2. daß das Parlament nie ständig seyn dürfe; 3. daß das Heer zugleich vom Protector und vom Parlament abhänge; 4. daß Gewissensfreihei herrsche. Darauf legte er ihnen eine Anerkennungsacte vor, welche von 300 Parlamentsgliedern unterschrieben wurde, während die starren Republikaner ausschieden.

Dennoch blieb das Parlament ungefügig und sprach sich bei der Frage über die Nachfolge im Protectorat gegen eine zu gründende Dynastie aus, indem es dem Parlament die jedesmalige Wahl des Protectors vindicirte. Darin sah Cromwell eine unausbleibliche Gefährdung seiner Idee sowohl, als auch der Ruhe des Landes. Als daher das Parlament die bestimmten fünf Monate getagt hatte, erklärte er den Versammelten, daß ihr Treiben nur den Feinden des Protectorats in die Hände arbeite, und er also genöthigt sey, dieses Parlament aufzulösen.

Wirklich hatten Republikaner und besonders Royalisten aus Haß gegen ihn neue Verschwörungen angestiftet. Daher beschloß nun Cromwell mit der größten Strenge gegen die letzteren zu verfahren. Von den Adligen und Gentlemen, welche bereits die Waffen ergriffen hatten, wurden viele mit Gefängniß, mehrere mit dem Tode gestraft. Alle Royalisten, die 100 Pf. St. jährlichen Einkommens besaßen, mußten 10 Procent Steuern entrichten; allen bischöfflichen Geistlichen wurde der Unterricht in den Schulen genommen, katholische Priester mußten bei Todesstrafe das Land verlassen. Alle diese und ähnliche Gewaltmaaßregeln, die er zur Behauptung der Alleingewalt ergreifen zu müssen glaubte, ließen ihn natürlich allen denen, die besonders vom Parlament einen geregelten Gang der öffentlichen Angelegenheiten erwartet hatten, in dem verwerflichen Lichte eines Despoten erscheinen.

Zu diesen Schwierigkeiten seiner Stellung gesellte sich nun auch der Mangel an Geld, da das Parlament noch vor der Bewilligung desselben vertagt worden war. Um daher den Finanzen auf-

zuhelfen, nahm Cromwell seine Zuflucht zu Seeunternehmungen. Er rüstete zwei Flotten aus: die eine, vom Admiral Blake befehligt, segelte in's Mittelmeer und trieb zunächst von dem Herzog von Toscana 60,000 P. St. Schadensersatz für erlittene Handelsbeeinträchtigungen, sodann eine ähnliche Forderung vom Bei von Tunis ein; die andere Flotte unter dem Admiral Penn war nach Westindien bestimmt, um die Spanier, die damals noch mit Frankreich Krieg führten, zu zwingen, den Engländern freien Handel im atlantischen Meer zu gestatten: allein der Angriff der Flotte auf St. Domingo (Hispaniola) mißlang, und wenn sie auch Jamaica eroberte, so entschädigte die Eroberung doch nicht für die Kosten des Kriegs, zumal die Spanier nun auf alles englische Eigenthum in Spanien Beschlag legten. Cromwell antwortete darauf zwar mit einem Vertrag mit Frankreich; aber den englischen Finanzen war damit nicht aufgeholfen.

Zu der gleichen Zeit nahm sich Cromwell der piemontesischen Waldenser, die damals von der savoyischen Regierung bedrückt und von den herzoglichen Truppen auf das barbarischeste mißhandelt wurden, auf das kräftigste an, forderte alle protestantischen Staaten Europa's zu ihrem Schutz auf, machte die Sicherheit der Waldenser zu einer Hauptbedingung seines Vertrags mit Frankreich und zwang den Herzog von Savoyen, ihnen die Ausübung ihrer Religion zu gestatten. Auch ließ er in allen Kirchen für sie Geld sammeln und unterstützte sie aus seinen Privatmitteln. — Ebenso erlaubte er den Juden, die seit Eduard I England hatten meiden müssen, seinem Grundsatze der Gewissensfreiheit gemäß, die Rückkehr dahin, so wie die Anlegung einer Synagoge in London, hatte aber dabei die Geistlichkeit aller Bekenntnisse gegen sich. — So groß und achtbar sein Eifer für Gewissensfreiheit war, so befolgte er diesen Grundsatz doch nicht folgerichtig, da er die Katholiken ganz unterdrückte, die Episcopalen wenigstens zurückdrückte und die Independenten zu sehr begünstigte, wodurch es kam, daß er jenen, wie diesen schadete.

4. Neues Parlament. Sicherheitsmaaßregeln. Attentate. Scheitern des angestrebten Königthums. Unumschränktes Protectorat. Steigende Gefahren für Cromwell's Leben und Werk. Einfluß derselben auf seine Haltung und Gemüthsstimmung. Sein Tod.

Theils um die Mittel zur Fortsetzung des spanischen Kriegs beizuschaffen, theils um das monarchische Princip zur Anerkennung

zu bringen, schrieb er wieder ein Parlament aus. Sowohl die Anhänger, als auch die Gegner des Protectors boten Alles auf, günstige Wahlen zu bewirken; da aber der Staatsrath vermöge der „Urkunde" das Recht hatte, über die Befähigung der Gewählten zu entscheiden, so erhielt er durch die Verwerfung der Feindlichgesinnten die nöthige Parlamentsmajorität, welche nicht nur 400 000 Pf. St. zum Krieg gegen Spanien bewilligte, sondern auch die Rechte Karl Stuart's für nichtig erklärte und Sicherheitsmaaßregeln in Betreff der Person des Protectors ergriff, weil fortwährend Verschwörungen gegen ihn im Werk waren, welche mit den Bestrebungen Karl Stuart's zusammenhiengen.

Gerade um diese Zeit wurde ein Complot zur Ermordung Cromwell's entdeckt, dessen Tod die Losung zu einem Aufstand der Levellers und der Royalisten und zu einem Einfall der letzteren in England von Flandern aus seyn sollte. Man wollte seinen Palast in Brand stecken und in der dadurch entstehenden Verwirrung ihn tödten. Allein der dazu bestochene Leibwächter verrieth die Sache. Der Haupträdelsführer wurde zum Tode verurtheilt, tödtete sich aber selbst im Gefängniß durch ein giftiges Schnupfpulver.

Diese und ähnliche Attentate auf des Protectors Ausnahmsstellung und Person bestimmten ihn mehr und mehr das in der Denkart, den Rechten und Gewohnheiten des Volks wurzelnde Königthum, jedoch in seiner Person und Familie, herzustellen, in der Hoffnung, der Jurist, Geistliche und Adlige würde sich, der Militärherrschaft müde, diese Wandlung gefallen lassen und dann eine gesetz- und ordnungsmäßige Regierung möglich seyn. Er ließ daher durch einen Vertrauten im Parlament auf eine Aenderung der Regierungsform antragen, obwohl sich die Mehrzahl der Offiziere sogleich dagegen erklärte, theils weil sie wohl fühlten, daß sich ihr Einfluß auf ihn und seine Regierung verringern würde, theils weil einige, wie Lambert, selbst nach der Protectorwürde strebten, falls sie nach seinem Tode erledigt würde. Selbst sein Schwager Desborough und sein Schwiegersohn Fleetwood waren dagegen, weil sie die Stimmung des Heeres kannten.

Schon hatte das Parlament den Königstitel votirt; schon war der Tag bestimmt, an welchem Cromwell im Parlament erscheinen und ihn annehmen wollte, als er hörte, daß die

Offiziere eine Protestation beim Parlament einreichten. Da er wohl fühlte, daß er ohne die Armee unmächtig seyn würde, so lehnte er rasch die Krone förmlich ab und begnügte sich mit der Erweiterung der Protectoratsrechte, indem ihm das Parlament — unter Beistimmung der Offiziere — das Recht verlieh, seinen Nachfolger zu ernennen und ein Oberhaus zu errichten, dessen Lords er selbst, jedoch mit Bestätigung des Unterhauses, sollte ernennen dürfen. Das ganze Parlament und die Offiziere, (mit Ausnahme des ehrgeizigen Lambert und seiner Anhänger) leisteten ihm, als dem nunmehr mit königlicher Gewalt ausgestatteten Protector, den Eid der Treue.

In der Zwischenzeit bis zur Eröffnung des neuen Parlaments wurde der Krieg mit Spanien fortgesetzt. Die Engländer nahmen zweimal — das erstemal 1656 vor Cadix, das anderemal 1657 vor Santa Cruz auf Teneriffa — eine spanische Silberflotte weg. Als die englische Flotte von der zweiten Expedition nach England zurückkehrte, starb in dem Augenblick, als sie in Plymouth einlief, der auf ihr befindliche Admiral Blake. Er wurde mit großen Ehren in der Westminsterabtei beigesetzt. — In dem gleichen Jahre schloß Cromwell ein Bündniß mit Ludwig XIV auf ein Jahr, demgemäß Cromwell 6000 Mann zum Landkrieg lieferte, dagegen die Städte Mardyk und Dünkirchen (nach ihrer Eroberung durch die Engländer) für England besetzen durfte.

Als das nunmehr zweikammerige Parlament am 20. Jan. 1658 zusammentrat, fand sich im Unterhaus eine so überwiegende Opposition vor, daß, als sie sich mit nichts Anderem beschäftigen wollte, als mit Prüfung der Titel und Rechte des neuen Oberhauses, nach kurzer Zeit Cromwell in seiner gewohnten raschen Entschlossenheit das Parlament wieder auflöste. Denn zugleich war er hinter eine neue Verschwörung gekommen, die er durch Hinrichtung der beiden Hauptleiter derselben zu unterdrücken genöthiget war.

So mächtig und siegreich er dem Ausland, so unumschränkt gebietend dem Inland erschien, so stand er doch zu keiner Zeit auf unsichererem Boden: denn auf allen Seiten war er von todfeindlichen Verschwörungen und meuchelmörderischen Nachstellungen umgeben. So muthig er sonst war und so fest im Glauben an seine Berufung, mit den ihm verliehenen Kräften und Gaben das Reich Christi zu fördern, so unsicher und schwankend in sei-

nem Handeln war er bei der steigenden Menge der Verwicklungen, in die ihn seine durch den von ihm mitbewirkten Sturz des Königthums eigenmächtig geschaffene Stellung versetzt hatte. Die unablässig seinem Leben und Werk drohenden Gefahren nöthigten ihn, Sicherheitsvorkehrungen zu treffen, die allerdings nicht bloß das Ansehen der Furcht hatten, sondern von wirklicher Furcht eingegeben waren. So trug er unter seinen Kleidern einen Harnisch, in seinen Taschen Pistolen; fuhr er aus, so war er mit dichten Wachen umgeben, ließ ungemein schnell fahren und kehrte immer auf einem andern Wege zurück. Eben so wechselte er häufig sein Schlafgemach und visitirte des Nachts oft in eigener Person die Wachen. Er schloß sich überhaupt mehr von Außen ab und ward unzugänglicher.

Zu der beständigen Gemüthsspannung, in der er lebte, kam sodann die Erschütterung, welche sein Vaterherz durch die Krankheit und den Tod seiner Lieblingstochter, der Lady Elisabeth Claypole, erlitt. Ein Gichtanfall und ein dazu sich gesellendes Fieber, das bald als ein „doppelt—dreitägiges" auftrat, verzehrte vollends seine Kräfte, bis er am Ende abwechselnd in Bewußtlosigkeit verfiel und am 3. Sept. 1658, gerade am Jahrestage seiner Siege bei Dunbar und Worcester, mit großer innerer Ruhe, welche merkwürdig mit dem furchtbaren Sturm contrastirte, der gerade über London hinbrausend die stärksten Bäume entwurzelte, sein sturmvolles Leben beschloß.

Ob ihm Zweifel über die Berechtigung seiner Stellung gekommen sind und er sein an König Karl I begangenes Unrecht eingesehen hat; ja ob ihm nicht diese Einsicht besonders durch die letzten Unterredungen mit seiner entschieden royalistischgesinnten Tochter Elisabeth klar aufgegangen ist, — darüber lassen sich nur Vermuthungen aufstellen. Handelte er zuletzt auch nicht mit der innern Zuversicht, wie früher, so zeugten doch gerade seine letzten Tage von innerer fester Glaubenshaltung. Als sein Fieber stärker wurde, machte er sein Testament, ritt aber doch noch aus und schien der Krankheit gebieten zu wollen. Als er an das Bett gefesselt war, stellte sich zeitweise Bewußtlosigkeit ein. In seinen lichten Augenblicken sprach er viel Erbauliches. In der vorletzten Nacht vor dem Tag seines Todes hörte man ihn folgendermaßen beten: „O HErr, obwohl ich eine arme, elende Creatur bin, so bin ich doch durch die Gnade in Gemeinschaft mit Dir. Ich darf und will zu Dir kommen und für Dein Volk zu Dir

beten. Du hast mich ein schwaches, obwohl unwürdiges Werkzeug seyn lassen, um diesem Volk einiges Gute zu thun und Dir zu dienen. Viele halten zu hoch von mir und wollten gern, daß ich am Leben bliebe: sie denken, daß das für sie besser wäre und zu Deiner Ehre gereichen würde, und thun dafür, was sie können. [Viele seiner Freunde nämlich waren täglich versammelt, um für sein Leben zu beten.] Andere im Gegentheil wünschen meinen Tod und mein Ende würde ihnen lieb seyn. HErr, wie Du es auch mit mir machen willst, fahre fort, ihnen Gutes zu thun. Vergieb Deinen thörichten Kindern; erlaß ihnen ihre Sünden; verlaß sie nicht, sondern liebe und segne sie! Gieb ihnen einen festen Sinn, ein demüthiges Herz und wechselseitige Liebe. Erhalte sie — sie und das Werk der Reformation und mache den Namen Christi glorreich in der Welt. Lehre Diejenigen, die zu sehr auf Deine Werkzeuge schauen, mehr auf Dich schauen! Vergieb denen, die den Staub eines armen Wurms, wie ich, unter ihre Füße treten möchten: denn auch sie sind Dein Volk. Vergieb mir die Thorheit meiner Bitte! Gieb mir Ruhe um Christi willen, welchem, so wie Dir und dem heiligen Geist sey Ehre und Preis jetzt und immerdar! Amen." — Kurz vor seinem Sterben hörte man ihn folgendes mit lauter Stimme sprechen: „Gewiß, Gott ist gut, er will mich nicht" — hier stockte seine Stimme. Nachher fuhr er mitten unter seinen letzten Seufzern mit Lebhaftigkeit zu reden fort: „Ich möchte wohl noch leben und Gott und seinem Volke dienen, aber mein Werk ist zu Ende; indeß wird Gott mit seinem Volke seyn!" Auch seine letzten abgebrochenen Worte deuteten auf eine innere Zufriedenheit und auch auf eine gewisse Selbstdemüthigung vor Gott, wiewohl sie sich in obigen Worten nur im Allgemeinen hält. — Also starb der Mann, welcher, nach Carrière's Ausdruck, dem englischen Volk als „Zuchtmeister zur (politischen) Freiheit" dienen sollte.

Der Schmerz seiner Angehörigen und Freunde, so wie auch des größten Theils des Volks war groß. Sein Leichnam wurde einbalsamirt und mit wahrhaft königlicher Pracht beigesetzt. — Das Aeußere Cromwell's schildert Carrière so: „Eine massive Gestalt, großer Kopf, das braune Haar eben nur ergrauend, derb-adlermäßige Nase, feste volle Lippen, stolz, streng und doch mit dem Ausdruck zarten Empfindungsreichthums, tiefe Augen, ernst und sinnend unter den buschigen Brauen hervorblickend, wie in lebenslänglichem Kummer und ihn doch nicht für Kummer erachtend, sondern nur für Arbeit und Mühe."

Allerdings war Cromwell ein außerordentlicher Mann: als Feldherr unerschrocken, unwiderstehlich, glücklich; als Regent klug, umsichtig, uneigennützig und auf des Volkes Wohl und Ehre bedacht; als Vater zärtlich und gefühlvoll; als Freund treu und aufrichtig; als Feind versöhnlich und nie grausam; als Christ fromm und streng sittlich, obwohl der Subjectivismus seines Christenthums eben auch die Quelle seines puritanischen und revolutionären Stand-

puncts, so wie der daraus fließenden Irrthümer und Mißgriffe war, die ihn in jene Verwicklungen brachten, aus denen nur der Tod ihn zu retten vermochte.

---

9. Kapitel.

Die englische Restauration und sogenannte Revolution.

1. Protector Richard Cromwell, ein Werkzeug der Republikaner im Heer. Wiedereinsetzung des Rumpfparlaments; Alleingewalt desselben. Beseitigung Richards, Die royalist. und presbyt. Bewegungen. Militärherrschaft. Monk in Schottland. Sein Zug nach London. Monk und die City. Zurückführung der Presbyterianer ins Parlament. Auflösung des langen Parlaments. Royalistisches Parlament. Berufung Karl's II. Herstellung des Königthums ohne Vorbehalt.

Unmittelbar nach dem Tode des Protectors versammelte sich der Staatsrath und beschloß, den ältern der beiden Söhne Cromwell's, Richard, zum Nachfolger im Protectorat auszurufen. Und so sehr war allen Parteien vor einem Bürgerkrieg bange, daß sich ungeachtet der Unzufriedenheit der Republikaner und Royalisten das Volk diese Ernennung gefallen ließ.

Richard hatte aber bei all' seinem angenehmen Wesen und wohlgesinnten Character nicht die nöthige Thatkraft, auch nicht den ernst-religiösen Sinn, um, wie sein Vater, die Leidenschaften der Parteien zu bändigen. Unähnlich seinem feurigen und tapfern Bruder Henry, der damals Statthalter in Irland war, hatte er sich nie in den Waffen versucht, sondern war lange als Edelmann auf dem Lande, zuletzt als Pair im Oberhaus gesessen, und vermochte daher dem vereinten Willen der Offiziere in keiner Weise zu widerstehen.

Um Geld zur Bezahlung des Heeres zu bekommen, wurde ein Parlament berufen, das nur zur Hälfte protestantisch gesinnt und mit genauer Noth dahin zu bringen war, den Protector und das Oberhaus anzuerkennen. Als es sodann dem Heere nicht zu Willen war und den Offizieren die berathenden Zusammenkünfte verbieten wollte, drangen diese auf Anleitung Lambert's in Richard,

das Parlament aufzulösen, und betrieben in Verbindung mit den Republikanern die Wiedereinsetzung des früherhin aufgehobenen Rumpfparlaments, so wie auch eine Reorganisation des Staatsraths.

So kam denn der alte Rumpf, den Oliver mit Mühe gesprengt hatte, in noch vorhandenen 42 Gliedern (mit Ausschluß der Presbyterianer, die man auch jetzt nicht zuließ) wieder, und nahm, unterstützt vom Heere, welches seinen alten Einfluß zu behaupten wußte, die höchste Gewalt in den drei Reichen an sich, indem man eine freie Republik ohne Alleinherrn und ohne Oberhaus votirte. So wurde Richard beseitigt; man bewilligte ihm Bezahlung seiner Schulden und einen Jahresgehalt von 10,000 Pf. St. (die ihm aber nachher nicht ausbezahlt wurden); auch mußte er Whitehall verlassen (1659). Darauf wurde Fleetwood zum Oberbefehlshaber, aber nur auf ein Jahr, bestellt, die Ernennung der Offiziere aber dem Parlament vorbehalten. Richard's Bruder Henry fügte sich zwar auch dem Willen des Parlaments, mußte aber bald seine Gewalt in Irland an eine Parlamentscommission abtreten. In Schottland erhielt sich Monk, weil er sich für das gegenwärtige Parlament erklärte.

Indeß waren auch die Royalisten nicht unthätig gewesen. Sie konnten auf Viele im Volke rechnen, die theils längst eingesehen hatten, daß die republikanische Regierung noch weit theurer und drückender war, als die königliche, theils aus den neuesten Vorgängen, insbesondere aus dem immer stärker hervortretenden Uebermuth der Offiziere, denen kein Oliver den Zügel mehr anlegte, eine von Tag zu Tag steigende Verschlimmerung der öffentlichen Zustände befürchteten. Daher wendeten Viele ihre Augen auf Karl II. Alle Presbyterianer waren ihm ohnedieß zugethan und man hoffte selbst einen Theil des Heeres zu gewinnen. Alles war schon zu einem Aufstande vorbereitet, als ihre Sache verrathen ward und diejenigen, die schon die Waffen ergriffen hatten, von Lambert geschlagen wurden.

Das vom Heere beherrschte Parlament gewann wieder einiges Gewicht, als es bei einem Streit mit Lambert und seinen Anhängern von dem, von Ludlow geleiteten Theile des Heeres, so wie

von dem schottischen Statthalter Monk die erneuerte Versicherung der Anhänglichkeit erhielt. Es setzte nun den Beschluß durch, daß jede Gelderhebung ohne Zustimmung des Parlaments als Hochverrath bestraft werden solle, und wagte es den Lambert und mehrere seiner Freunde ihrer Befehlshaberstellen zu entsetzen. Da aber trat der Staatsrath in's Mittel, gebot dem Parlament, seine Sitzungen einzustellen und versprach eine neue Regierungsform zu entwerfen, die einem alsbald zu berufenden Parlament vorgelegt werden sollte. Mittlerweile wurde Fleetwood als Oberbefehlshaber mit der vollen Gewalt, wie sie Oliver besessen hatte, und Lambert als sein Generalmajor bestätigt.

Gegen diese neue Militärherrschaft trat jedoch nun ein Mann auf, der es bisher mit der Republik und dem Parlament zu halten schien, der aber im Herzen königlich gesinnt war und nur den Zeitpunct, sich für das Königthum zu erklären, noch nicht für geeignet hielt. Es war dieß Monk in Schottland, der, ungeachtet ein Theil seiner Armee zu Fleetwood übergieng, das schottische Parlament berief und sich von ihm Geld zur Umbildung seines Heeres geben ließ, aus dem er sodann alle vom englischen Parlament darin angestellten Offiziere und Soldaten entfernte und durch zuverlässige Leute, besonders durch Schotten ersetzte.

Als Fleetwood dieß vernahm und auch ein Theil der Flotte sich gegen ihn erklärte, so berief er, um sich zu halten, ein neues Parlament. Allein, als seine Soldaten die Schwäche seiner Stellung gewahrten, verließen sie ihn, so daß er gezwungen war, das suspendirte Rumpfparlament anzuerkennen, das daher am 26. Sept. 1659 seine Sitzungen wieder begann.

Von dem Rumpf aber wollte in Schottland Niemand etwas wissen. Eben als sich die königlich-gesinnten Presbyterianer unter Lord Fairfax der Stadt York bemächtigten, gieng Monk über den Tweed, um gegen London zu ziehen, angeblich zur Unterstützung des Parlaments gegen Fleetwood, in der That aber, um das Parlament selbst zu stürzen. Weil nun aber die antiroyalistischen Truppen in London stärker waren, als die seinigen, so verlangte er vom Parlament die Wegverlegung derselben von London, indem er vorgab, es sey dies zur Verhütung von Streitigkeiten zwischen

beiden Truppenkörpern nöthig. Das Parlament sah die Falle nicht und entblößte sich, dem Verlangen nachgebend, seines einzigen Schutzmittels. Gleich darauf rückte Monk in London ein und schlug sein Quartier in Whitehall auf.

Als hierauf die royalistisch-gesinnte City ein freies, vollzähliges Parlament forderte, erhielt Monk vom Staatsrath den Auftrag, eilf Mitglieder des Bürgerraths zu verhaften und die Thore der City niederzureißen. Monk gehorchte anfangs zum Schein, erklärte aber der Bürgerschaft, daß er sich ihrer Forderung nach einem freien vollzähligen Parlament anschließe. Darüber entstand großer Jubel in der City. Darauf zwang er den Rumpf, die ausgeschlossen gewesenen presbyterianischen Mitglieder zu den Parlamentssitzungen zuzulassen. Dadurch wurde im Grunde das Parlament mit eben so vielen Royalisten besetzt und dies hatte die Folge, daß sich die radicalsten Republikaner, als sie Monk's Absichten erkannten, an ihrer Sache verzweifelnd, ganz zurückzogen.

Nun hatte Monk's Partei im Parlament die Majorität, durch die er sogleich alle seit der Vertreibung der Presbyterianer im Parlament gefaßten Beschlüsse annulliren ließ. Auf diese Weise wurde also auch das Gewaltverfahren gegen König Karl I für nichtig erklärt, und jeder seit jener Zeit noch gefangene Royalist freigegeben, wogegen nun Lambert mit mehreren seiner Freunde in den Tower wandern mußte. Darauf ließ Monk einen neuen Staatsrath aus lauter presbyterianischen und royalistischen Mitgliedern einsetzen und sich zum Heerbefehlshaber in allen drei Reichen ernennen. Nachdem der republikanische Eid abgeschafft, das presbyterianische Glaubensbekenntniß hergestellt, der Covenant erneuert, die Gesetze gegen die Papisten und Recusanten wieder eingeschärft und ein neues Parlament ausgeschrieben war, löste sich das sogenannte lange Parlament am 16. März 1660 von selbst auf.

Noch hielt Monk mit seiner wahren Absicht zurück. Erst als er sah, daß allenthalben die Wahlen dem Königthum günstig ausfielen, wagte er es, sich durch einen seiner Vertrauten mit Sir Greenville, einem Vertrauten Karl Stuarts, in Unterhandlung zu setzen. Dieser gemäß begab sich Karl, der bisher in Brüs-

sel gelebt und die meisten Fäden der Verschwörungen in Händen gehabt hatte, nach Breda und stellte von dort aus seine Erklärungen an das neue Parlament dem Monk zur Verfügung.

Bei der Eröffnung des Parlaments (am 25. Apr.) zeigte es sich, daß die Royalisten mit Einschluß der gemäßigten Presbyterianer bei weitem die Mehrheit hatten. Jetzt that Monk die Maske ab, und ließ die von Greenville dem Staatsrath überreichten Erklärungen an das Landheer, an die Flotte und an die City dem Parlament vorlegen.

Da Karl Amnestie, Religionsfreiheit, Bestätigung der Kron- und Kirchengüterverkäufe, desgleichen Bezahlung der Heersoldrückstände versprach, so bezeugte das Haus seinen Beifall. Als Einige zuvor auf gewisse Garantieen drangen, welche künftigem Zwiespalt zwischen der Krone und dem Parlament vorbeugen könnten, so meinte Monk, man solle damit jetzt die Zeit nicht verderben, das könne noch immer geschehen, wann der König da sey. Und so wurde das Königthum ohne irgend einen Vorbehalt wieder aufgerichtet und Karl bei seinem Erscheinen in England von allem Volk mit so großem Jubel aufgenommen, daß er in seiner verbindlichen Art und gewandten Umgangsweise sagte: „Es muß ganz bestimmt nur mein Fehler gewesen seyn, daß ich nicht früher kam: denn ich habe heute keinen getroffen, der nicht versichert hätte, daß er sich immer nach meiner Einsetzung gesehnt habe!"

2. Karl II. Enttäuschung der Presbyterianer. Auflösung des Heers. Bestrafung der Richter Karl's I. Herstellung der bischöflichen Kirche. Verderben am Hof und im Volk. Monk's Tod. Neigung des Königs zum Katholicismus. Die Testacte. Unglücklicher Krieg mit Holland. (De Ruyter's Siege; Friede zu Breda) Friede mit Frankreich.

Aber der Friede und das Glück, das man sich von dem wieder aufgerichteten Thron versprach, war trügerisch. Karl II, obgleich einnehmend, weil höflich gegen Jedermann, war zu leichtsinnig und characterschwach, um mit Ernst und Würde das Königthum darzustellen, und bald hatte man Ursache, es zu bereuen, daß man sich ihm so unbedingt in die Arme geworfen hatte. Denn keine seiner gegebenen Versprechungen hielt er im vollen Sinne des

Worts, und am meisten sahen sich die Presbyterianer getäuscht, die sich bald nicht nur in England, sondern auch in Schottland gegen die bischöfliche Kirche zurückgedrängt und dann von ihr unterdrückt sahen. Allenthalben trat, wiewohl allmählig, eine starke Reaction ein.

Nachdem er seine Anhänger, belohnt, namentlich Monk zum Herzog von Albemarle erhoben hatte, löste er zuerst das Heer auf, das an Mannszucht und Tapferkeit seines Gleichen in Europa gesucht hatte, und behielt nur Monk's Regiment mit noch ein paar andern als Kern einer stehenden Armee bei; dann beschränkte er die Amnestie, und dehnte die von Monk auf nur vier Personen angerathene Ausnahme auf alle Richter des Königs aus, die nun zum Theil auf dem Schaffot mit dem Muthe von Märtyrern starben, zum Theil Freiheit und Vermögen einbüßten, zum Theil sich flüchteten.

Selbst Oliver Cromwell's, Ireton's und Blake's Leichname wurden aus der Westminstergruft geholt und am Jahrestage der Hinrichtung Karl's I an den — Galgen gehängt und nach abgeschnittenen Köpfen in eine Grube geworfen. Diejenigen, welche Kirchen- und Krongüter, so wie Güter verurtheilter Royalisten käuflich an sich gebracht hatten, mußten sie ohne Schadensersatz wieder zurückgeben, so fern sie keine rechtsgültigen Urkunden aufweisen konnten. — Im Gebiet der Kirche beließ er zwar vorerst die presbyterianischen Geistlichen; aber er sowohl, als sein Kanzler, der Graf Clarendon (der royalistische Geschichtschreiber der Rebellion), waren entschlossen, die bischöfliche Kirche wieder herzustellen. Zunächst benachtheiligte er die Presbyterianer durch die Corporationsacte und nöthigte 2000 puritanische Geistliche, ihre Stellen niederzulegen. Hierauf wurde die bischöfliche Kirche förmlich in ihre Rechte wieder eingesetzt und selbst den Schotten wieder aufgedrängt. — Auch die Vereinigung Schottlands mit England wurde wieder aufgehoben und die von Cromwell gebauten Festungen geschleift. Graf Argyle mußte (wie oben K. 8, 1. schon bemerkt wurde) gleichfalls das Schaffot besteigen.

Am auffallendsten wirkte der politische Umschwung auf den Zustand der Sittlichkeit im Volk. So verschieden die Confessionen der Presbyterianer, Independenten, Anabaptisten und anderer Dissenters waren, so kamen sie doch alle in einer gewissen Sittenstrenge überein, welche Cromwell's Regierung (auch durch sein häusliches Beispiel) mit dem größten Ernst gehandhabt hatte, so daß selbst die

Masse des Volks sich dieser Strenge fügen und große Ausschweifungen meiden mußte. Mit Karl's II üppigem, vom Leichtsinn französischer Sitten angestecktem Hofe und seinem eigenen in Wollust und Verschwendung weitgehenden Beispiele kam nun aber ein so loser, lockerer Geist in das Land, daß der starke und schnelle, Umschlag der Gesittung, den er im Volke bewirkte, kaum begreiflich wäre, wenn nicht die Erfahrung lehrte, daß, wenn die künstliche Schranke religiösen Zwangs fällt, der Zug des natürlichen (der wahrhaft evangelischen Freiheit untheilhaftigen) Menschen zur Sünde nur um so stärker und mächtiger sich äußert.

So lange den König die Scheu vor Monk in manchen Beziehungen noch zurückhielt, war seine Regierung nach Innen noch gemäßigt und erträglich; als aber Monk starb, und vollends als der besonnene Clarendon bei ihm in Ungnade fiel, überließ er sich mehr und mehr seinen despotischen Launen und Gelüsten. Am meisten Anstoß erregte seine Vermählung mit einer Katholikin, der Infantin Katharina, Schwester des Königs von Portugal; er selbst ließ sich von einem Uebertritt zum Katholicismus — wozu ihn übrigens nicht ein Bedürfniß des Herzens, sondern die damals von Frankreich ausgehende Mode lockte, — nur durch die Furcht vor dem streng protestantischen Geiste des Volks noch zurückhalten. Dagegen trat sein Bruder, der Herzog Jakob von York, öffentlich zur katholischen Kirche über. Um daher dem einreißenden Mißbrauch der Besetzung öffentlicher Stellen zur Belohnung des Religionswechsels zu steuern, setzte das Parlament unter heftigen Debatten die Testacte (1669) durch, vermöge welcher nur Glieder der englischen Kirche und Bekenner der protestantischen Religion zu Civil- und Militärstellen befähigt seyn sollten.

Nach Außen ließ seine Nachlässigkeit und Charakterlosigkeit die Ehre und Macht Englands so aus den Augen, daß er sich nicht schämte, die wichtige Hafenstadt Dünkirchen an Frankreich zu verkaufen und mit den Niederlanden aus unedler Rache (wegen der in seiner Verbannung daselbst erfahrenen Mißachtung) einen Krieg zu beginnen, in welchem er Niederlagen auf Niederlagen erlebte, indem der große holländische Admiral de Ruyter

sogar in die Themse hineinsegelte, und die englische Flotte verbrannte, worauf Karl im Frieden zu Breda 1667 die Navigationsacte zu Gunsten der Holländer ändern und die diesen lästigsten Bestimmungen daraus entfernen mußte. (s. oben K. 8, 2.)

Dieser ruhmvolle Krieg Hollands mit England (1662—1667) verstärkte in den Niederlanden das Uebergewicht der republicanischen Partei so, daß Jan de Wit in der Provinz Holland es dahin brachte, daß durch das edictum perpetuum die Statthalterwürde für immer abgeschafft wurde.

Zwang er auch in Verbindung mit den Niederlanden und mit mit Schweden den französischen König (Ludwig XIV) zum Frieden von Aachen, (XXII, 4, 3.) so hatte er doch keinen Vortheil davon. Bald darauf ließ er um Geld zu seinen Verschwendungen zu bekommen, das englische Staatsschiff von Frankreich ins Schlepptau nehmen, erhielt (seit 1670) vom französischen Hofe jährliche Unterstützungsgelder, trat aus der mit den Niederlanden und Schweden geschlossenen Tripelallianz nnd nahm an Ludwig's zweitem Raubkrieg gegen Holland Theil, trug aber auch da, anstatt Gewinn, nur Schande davon. (XXII. 4, 4. 5.)

3. Das Cabalministerium. Auswanderungen der Noncorformisten. Die Torie's und die Whigs. Das Whigministerium Shaftesbury. Die Habeas-Corpus-Acte. Sturz der Whigs. Der König ohne Parlament. Karl's II Tod. — Jakob II. Jefferys. Conversion des Königs. Katholisirungsmaßregeln. Begünstigung der Dissenters zur Unterdrückung der Episcopalen. Das Toleranzedict.

Nach dem Sturze Clarendon's, der die letzten Jahren seines Lebens im Auslande zubringen mußte, sah sich das englische Volk den Bedrückungen des sogenannten Cabal-Ministeriums ausgesetzt. (Der Ausdruck Cabal ist aus den Anfangsbuchstaben der Namen der fünf Minister Clifford, Arlington, Buckingham, Ashley und Lauterdale zusammengesetzt und seit dem zur Bezeichnung von Ränkeschmiedereien in Gebrauch gekommen.) Die übermäßigen Steuern und Auflagen, welche zur Bestreitung der Verschwendungen des Hofs und seiner ehrlosen Kriege erhoben wurden, vorzüglich aber die zunehmenden Religionsverfolgungen trieben daher viele Nonconformisten zur Auswanderung nach den amerikanischen Colonieen.

Ungeachtet aller Elendigkeiten, die sich die Regierung Karl's II erlaubte, blieb aber doch das Volk, durch lange bittere Erfahrung gewitzigt, in dem Gleise gesetzlicher Ordnung, und seine Vertreter, selbst wenn sie der äußersten Opposition angehörten, suchten lieber auf dem Wege des Rechts und der Verfassung zum Schutz gegen die Uebergriffe der Despotie auf bürgerlichem und kirchlichem Gebiete zu gelangen. Indem sich die aristokratisch-conservative Partei der Tories und die liberal-reformirende Partei der Whig's gegenüberstand und beide durch ihre entgegengesetzte Richtung einander zu einer diagonalen Bewegung nöthigten, bildete sich allmählig ohne Gewaltsamkeiten und Aufstände, bloß unter parlamentarischen Kämpfen, jene freie Verfassung weiter aus, welche noch heute den Stolz der Engländer ausmacht, aber von andern Nationen ohne die historisch-nationalen und territorialen Vorbedingungen, die sich bei den Engländern vorfinden, nicht copirt werden kann.

Eine Hauptstütze dieser Verfassung stellte noch das damalige Parlament in der sogenannten Habeascorpus-Acte auf. Eine entdeckte und bestrafte Verschwörung von Katholiken veranlaßte nämlich die Whigs auf die Ausschließung des Herzogs von York von der Thronfolge zu bringen. Der König widerstand zwar diesem Verlangen, mußte aber doch nicht nur seinen Bruder, den Herzog, seiner Aemter entsetzen und auf eine Zeit lang aus dem Lande entfernen, sondern auch sein Cabalministerium mit einem Whigministerium vertauschen, das von dem berühmten Grafen Shaftesbury geleitet wurde, unter welchem dann jenes wichtige, den willkührlichen Verhaftungen ein Ziel setzende Volksrecht zu Stande kam (1679).

Die Habeascorpusacte schützt die persönliche Freiheit jedes Britten dadurch, daß Niemand ohne einen schriftlichen Befehl der Behörde in Verhaft gebracht werden darf, und daß der also Verhaftete innerhalb 24 Stunden vor seinen ordentlichen Richter gestellt, mit dem Grund seiner Verhaftung bekannt gemacht und — ausgenommen bei Kapitalverbrechen — gegen Bürgschaftsstellung entlassen werden muß.

Eine Verschwörung gegen das Leben des Königs sowohl, als des Herzogs von York wurde benützt, um das Whigministerium zu stürzen. Lord Russel und Algernon Sidney mußten unter

dem Beile bluten, und Shaftesbury entkam dem gleichen Schicksal nur durch die Flucht nach Holland. Der Herzog von York wurde wieder in seine Aemter und Würden eingesetzt und der König regierte die letzten Jahre seines Lebens ohne Parlament in unumschränkter Weise. Nur die dem Volke noch in den Gliedern steckende Furcht vor der Wiederkehr anarchischer oder republikanischer Zeiten hielt die Unzufriedenen von gewaltsamem Widerstand ab, und vereinzelte Versuche dazu wurden schnell unterdrückt.

Da Karl II, der 1685 ohne rechtmäßige Erben starb (und zwar im katholischen Glauben, zu dem er sich auf seinem Sterbebette bekannt), so erhielt sein Bruder, der Herzog von York, als Jakob II, die unbestrittene Nachfolge. Zwar suchte ein natürlicher Sohn Karl's II, Namens Monmouth, mit Hülfe der Whigs, insbesondere der schottischen Puritaner, seinem Oheim die Krone zu entreißen, allein er mußte dieses Unterfangen mit dem Tod auf dem Schaffot büßen. Um alle in diese Verschwörung Verwickelten zu bestrafen, durchzog der Oberrichter Jefferys mit seinen Henkern die Grafschaften und machte durch seine grausamen Bluturtheile den König noch verhaßter. Mit Hülfe jenes Mannes, den Jakob nun zu seinem Kanzler machte, gieng er nun darauf aus, sowohl die Königsmacht unumschränkt, als auch die katholische Kirche zur herrschenden zu machen, und zwar beides auf scheinbar legitimem Wege.

Jakob, seit 1668 Katholik, gieng anfangs dabei allmählig und vorsichtig zu Werke. Zuerst verstärkte er das Heer und vergab die Offizierssteilen an Katholiken und Convertiten. Weil ihm nun deßhalb dies Parlament die für das Heer geforderten Geldbewilligungen nicht vollständig ertheilte, so löste er es bei steigender Opposition auf. Hierauf ließ er einen päpstlichen Nuntius zu und hielt einen englischen Botschafter am päpstlichen Hof. Weil daher die Episcopalen auf allen Kanzeln vor katholischen Umgriffen und Verführungen warnten, so verbot er, vermöge der ihm als König zustehenden Suprematie, alle Controversen auf den Kanzeln, und als der Erzbischoff von London, in der Ueberzeugung, daß man in Sachen der Religion Gott mehr, als den Menschen, gehorchen müsse, sich hierin nicht fügte, ward er suspendirt.

Während sich die Uebertritte zur katholischen Religion in den höchsten Ständen mehrten, begünstigte der König die Dissenters zur Unterdrückung der Episcopalen und berief

im Vertrauen auf die Hülfe der erstern ein neues Parlament. Um nun die Testacte zu beseitigen, suchte er ein Toleranzedict einzuführen, und als das Parlament dessen Annahme verweigerte, behauptete er, er habe als König das Recht der Dispensation von der durch die Testacte auferlegten Verpflichtung.

4. Die Revolution von England. Hoffnung des englischen Volks auf Wilhelm III von Oranien. (Die oranische Partei in den Niederlanden. Ermordung der beiden Witt. Wilhelm III erblicher Generalstatthalter.) Geburt eines englischen Thronfolgers. Landung Wilhelms. Jakob's zweimalige Flucht und Gefangenschaft. Die Convention. Berufung Wilhelm's zum König von England. Declaration of rights. Das Parlament. Toleranzedict. Versöhnungspolitik. Aufstand Irlands zu Gunsten Jakob's II. Wilhelm's Sieg am Boynefluß. Unterwerfung Irlands. Hartes Loos der Insel. Englands steigende Macht nach Außen.

Das englische Volk ertrug diese Willkühr, weil der König bereits bejahrt war und keine männlichen Leibeserben hatte, seine beiden in der bischöfflichen Religion erzogenen Töchter aber an protestantische Fürsten vermählt waren, und zwar die ältere, Marie, an den Prinzen Wilhelm III von Oranien den Jüngern, die jüngere, Anna, an den Prinzen Georg von Dänemark. Während daher die Hoffnung aller Unzufriedenen auf den Prinzen Wilhelm, als den muthmaßlichen Thronerben von England, gerichtet waren, schlug im Juni 1687 die unvermuthete Geburt eines königlichen Thronfolgers jene Hoffnung nieder.

In den vereinigten Staaten hatte nämlich die Noth, in welche dieselben durch den zweiten französischen Raubkrieg (s. unter Kap. 10, 1.) ungeachtet der Seesiege de Ruyters, gerathen waren, die oranische Partei wieder emporgebracht, so daß selbst Holland und Friesland den Prinzen Wilhelm III zu ihrem Statthalter ernannten (4. Juli 1672). In Folge dieses politischen Umschwungs waren Jan und Cornelius de Wit (K. 8, 2.), obgleich der erstere seine Stelle als Staatspensionar am 4. Aug. freiwillig niedergelegt hatte, am 20. Aug. von dem, durch die oranische Partei aufgehetzten Pöbel in den Straßen von Haag auf eine schauderhafte Weise ermordet —, und im zweiten Jahre darauf dem Prinzen Wilhelm die Generalstatthalterwürde, und zwar erblich in seinem Mannsstamm, übertragen worden.

Indeß richtete dennoch eine Anzahl der vornehmsten episcopalen und wighistischen Protestanten eine Adresse an den Prinzen von Oranien im Haag, worin sie ihn der Unterstützung der großen Mehrheit des Volks versicherten, und ihn einluden, zur Rettung der englischen Kirche und der bürgerlichen Freiheit nach England zu kommen.

Wilhelm gieng darauf ein und rüstete eine Truppenmacht zur Landung. Vergebens warnte der französische König den alten Jakob: er blieb lange ruhig und glaubte nicht an den nahenden Sturm, und als er endlich die Landung seines Gegners verhindern wollte, wurde dieser durch einen Seesturm nach einem andern als den beabsichtigten Landungsplatz getrieben und erreichte dadurch ungehindert den Hafen von Torbay. Anstatt nun rasch dem Gelandeten entgegenzutreten, nahm Jakob mit dem Heere, das ihm damals noch treu war, eine zuwartende Stellung bei London und suchte zu spät das Volk durch Versprechen der Rücknahme aller Gesetzwidrigkeiten für sich zu gewinnen: man traute keinem Stuart mehr! Der Verrath hatte ihm schon allen Boden untergraben; auch ein Theil des Heeres — an der Spitze der Generallieutenant Lord Curchill (der nachmalige Herzog Marlborough) — gieng zu Wilhelm über. Ja selbst Jakob's Tochter Anna und ihr Gemahl der Prinz von Dänemark, ergriffen die Gegenpartei, so daß der alte König mit Betrübniß ausrief: „So helfe mir Gott! selbst meine Kinder haben mich verlassen!"

Nun versuchte er es, mit dem Prinzen zu unterhandeln. Die Bedingungen aber, welche dieser stellte, konnten den König nicht befriedigen. Er hatte beschlossen, sich und seine Familie nach Frankreich zu retten. Nachdem die Königin und sein Söhnlein bei stürmischer Nacht über die Themse nach Gravesend entkommen waren, wo sie sich nach Calais einschifften, ließ er sich nach Mitternacht (11. Dez. 1687) auch über die Themse bringen, warf das große Reichssiegel in den Fluß und gieng zu Feversham an den Bord einer Zollbarke.

Als seine Flucht morgens bekannt wurde, suchten Viele, welche sich bewußt waren, Anlaß zu so großem Religionshaß gegeben zu haben, ebenfalls ihr Heil in der Flucht, wurden aber zum Theil vom Pöbel mißhandelt und gefangen. Der

durch seine Grausamkeit und Härte den Protestanten tief verhaßte Kanzler Jefferys wollte, als Matrose verkleidet, auch fliehen, wurde aber entdeckt und nur mit Mühe aus den Händen der wüthenden Menge gerettet. Auf sein eigenes Verlangen setzte man ihn in den Tower, wo er 1689 starb. Auch der päpstliche Nuntius floh verkleidet und wurde gefangen, erhielt aber vom Prinzen von Oranien seinen Paß.

Schon unterhandelte der aus den Lords und City=Räthen zusammengetretene oberste Landesrath mit dem Prinzen über die Bedingungen der Regierungsübernahme, als Jakob auf seiner Flucht zu Shearneß gefangen und von seinen Anhängern nach London begleitet wurde, wo ihn das Volk, das ihn nicht hatte entthronen, sondern nur zur Anerkennung seiner religiösen und bürgerlichen Freiheiten bewegen wollen, mit großen Freuden aufnahm und zur Behauptung seiner Würde ermunterte. Allein der Prinz, den des Königs Wiedererscheinen in große Verlegenheit setzte, befahl, ihn von Whitehall wegzubringen. Vergebens drangen die Stuarts=Anhänger in den König, seinen Posten nicht aufzugeben. Allein das Gefühl, sich gegen den Prinzen nicht halten zu können, ließ ihm keine Ruhe; um Mitternacht entfloh er abermals und erreichte diesmal unaufgehalten ein Schiff, das ihn aufnahm und am Weihnachtstag in Frankreich ans Land setzte, wo er vom König Ludwig XIV gütig aufgenommen wurde.

Hierauf bezog der Prinz von Oranien den Palast von St. James und berief die geistlichen und weltlichen Großen zu einer Berathung. Die weltlichen unterzeichneten einen Act, worin sie sich verpflichteten, das Gesetz und die Freiheiten der drei Reiche, die protestantische Religion und den Prinzen von Oranien zu vertheidigen; die Prälaten weigerten sich der Unterzeichnung, ersuchten aber den Prinzen, die Leitung der Staatsgeschäfte bis zum 22. Jan. zu übernehmen und auf diesen Tag eine berathende „Convention" auszuschreiben.

Diese allerdings wider das strenge Recht berufene Versammlung kam zu Stande und erklärte den Thron für erledigt, weil Jakob II die Verfassung durch den Bruch des ursprünglichen Vertrags zwischen König und Volk umzustürzen gesucht, auf den Rath der Jesuiten die Grundgesetze verletzt und durch seine Flucht die Regierung factisch

niedergelegt habe. Obgleich der Ausdruck „niedergelegt" unpassend war und Niemand das Wort „verwirkt" an dessen Stelle zu setzen wagte, so blieb es dabei, und nun schritt man zur Wahl des Nachfolgers.

Nachdem der Beschluß gefaßt war, daß ein „papistischer" König mit der Wohlfahrt des protestantischen Königreichs unverträglich sey, so wurde nach langen Verhandlungen beschlossen, daß der Prinz Wilhelm und seine Gemahlin Maria auf Lebzeiten die Königswürde besitzen, nur dem erstern aber die Ausübung der königlichen Gewalt zustehen sollte; beim Tode des einen Erbtheilhabers sollte die Krone dem andern zufallen; das Recht der Nachfolge sollte den Erben Maria's, im Fall sie aber kinderlos stürbe, der Prinzessin Anna und ihren Erben —, und erst in deren Ermangelung dem Prinzen von Oranien zustehen.

Am 13. Febr. 1688 empfieng das neue Königspaar die feierliche Berufung, wogegen Wilhelm in einer eigenen Urkunde versprach, die Freiheiten der Nation aufrecht erhalten zu wollen. Beide wurden noch an demselben Tage gekrönt. Das war die sogenannte Revolution in England, welche dem Kampfe, der seit der Regierung Johann's zwischen dem König und dem Volk von England geführt worden war, ein Ende machte.

Die Declaration of rights oder Wahlkapitulation, welche beide unterzeichnen mußten legte dem Könige die Verpflichtung auf, nie einseitig von den Gesetzen zu entbinden oder sie zu suspendiren, keine außerordentlichen geistlichen oder weltlichen Gerichte niederzusetzen, ohne Parlamentsbewilligung kein Heer zu halten und keine Steuern zu erheben, alle grausamen Strafen abzuschaffen, die Wahl und Redefreiheit des Parlaments, so wie die Petitionsfreiheit des englischen Volks nicht zu beschränken.

Thomas Keightley in s. Gesch. v. England sagt: „Wir sahen, wie die Barone und die Gemeinen der Willkühr der Plantagenets verschiedene Schranken anlegten; als aber die Macht der Barone in's Sinken gerathen war, erhob sich die Krone, von dem Zwange befreit, mit erneuerter Kraft unter den Tudor's. Die Stuarts, welche geringere Fähigkeiten besessen und mit einer furchtbaren Opposition zu kämpfen hatten, suchten die Gewalt, die sie ererbt hatten, aufrecht zu halten. Die Folge davon war ein Bürgerkrieg, die Vergießung königlichen Bluts auf dem Schaffot und eine militärische Gewaltherrschaft. Durch Erfahrungen nicht weiser gemacht, bemühten sich die wieder eingesetzten Stuarts, ihre Gewalt von allen verfassungsmäßigen Einschränkungen frei zu machen, und hätten

sie nur die Nationalreligion unangetastet gelassen, so möchten sie vielleicht noch lange die Freiheiten der Nation mit Füßen getreten haben; aber Jakob II in seiner Verblendung versuchte die Kirche zu stürzen, und die Nation stand auf und verjagte ihn vom Throne. Denn wie sehr auch Manche sich bemühen mögen, sich selbst zu täuschen, so war doch der wirkliche Stand der Sache: Jakob dankte nicht ab, er wurde vertrieben, und das Haus Braunschweig sitzt jetzt auf dem Throne durch die Wahl der Nation, und nicht vermöge erblichen Rechts. Die Reihe der Nachfolger wurde unterbrochen, als Wilhelm III den Thron bestieg: das unveräußerliche Recht war zu Ende, jedoch die Monnarchie mit ihrer Machtvollkommenheit blieb unangetastet."

König Wilhelm beließ alle Protestanten in ihren Aemtern, besetzte den Geheimenrath und die Staatsämter nicht blos mit Whighs, sondern auch mit Tories, und verwandelte die „Convention", die ihn gewählt hatte, in ein förmliches Parlament, dessen Glieder einen neuverfaßten Eid schwuren, den jedoch der Erzbischoff mit sieben Bischöffen, sowie auch eine Anzahl weltlicher Pairs nicht leisteten, weil sie ihren Grundsatz vom erblichen, göttlichen Recht der Könige nicht aufgeben wollten. Die Dissenters, welche durch ihre Haltung den Umschwung der Dinge hatten befördern helfen, wurden durch den Erlaß eines Toleranzedicts, das die Strafbestimmungen gewisser ihnen ungünstiger Gesetze aufhob, belohnt; selbst die Katholiken Englands genoßen die wohlthätigen Folgen davon und wurden vom König Wilhelm mit Nachsicht behandelt. Auch gegen viele andere Personen beobachtete Wilhelm eine versöhnliche Politik. Unter solchen Umständen erkannte auch Schottland dem neuen Herrscherpaare die schottische Krone zu.

Irland dagegen blieb in seinem katholischen Theil, der an Zahl den protestantischen übertraf, dem Könige Jakob anhänglich, während die irischen Protestanten sich für Oranien erklärten. Da sich die Katholiken unter Tyrconnell zur Vertheidigung erhoben, landete Jakob, von einem französischen Heere unterstützt, in Irland, berief ein Parlament, setzte die katholische Kirche und die Katholiken wieder in ihre Rechte ein und befahl allen seit Cromwell in Irland angesiedelten protestantischen Engländern die Insel zu verlassen. So entspann sich ein heftiger Kampf. Schon hatten die Protestanten nur noch die Stadt Londonderry inne, als Wilhelm mit einem englischen Heere kam, die geängstete Stadt

entsetzte und dem König Jakob am 1. Juli 1690 am Boynefluß eine solche Niederlage beibrachte, daß er wieder nach Frankreich entfloh und Wilhelm die ganze Insel wieder unterwarf. Seitdem geriethen die irischen Katholiken fast unter ein noch härteres Joch als zuvor, indem 4000 verbannt, 1100,000 Acres katholisches Besitzthum eingezogen und die übrigen Katholiken von den Orange-Men (protestantischen Anhängern Oraniens) so bedrückt wurden, daß sie in großer Zahl die Insel verließen und Ruhe und Glück in Irland nie heimisch werden wollte.

Während nun König Wilhelm seine Macht nach Innen fester begründete, ohne den Rechten des englischen Volkes zu nahe zu treten, und dabei den Wohlstand Englands durch Beförderung des Handels und der Gewerbe hob, wußte er auch nach Außen dem britischen Staat eine bei allen Mächten geachtete, ja gefürchtete Stellung zu verschaffen. Und so wie er schon als Generalstatthalter der Niederlande durch seinen Beistand und sein Ansehen andern Staaten zur Erhaltung ihrer Selbständigkeit gegen die Anmaßungen Frankreichs verholfen und die Idee des politischen Gleichgewichts von Europa angebahnt hatte, so strebte er nun als König von England vorzüglich dahin, Frankreichs Uebermacht zu beschränken. Mit welchem Erfolg er diese seine Lebensaufgabe gelöst, sowohl im Kriege mit Frankreich als glücklicher Feldherr, wie überhaupt im Kabinet als einsichtsvoller Regent, wird der Verlauf der folgenden Periode zeigen.

5. Die englischen Staatsrechtstheorieen des 17. Jahrhunderts und das Aufkommen der Freigeisterei in England, als Vorläufer des politischen und kirchlichen Radicalismus.

Es konnte wohl nicht anders kommen, als daß in den langen Parteikämpfen Englands, deren Ergebniß der Umsturz der Monarchie und nachher die Wiederaufrichtung und Befestigung derselben durch die Bestimmung ihrer Gränzen war, verschiedenartige Geister sich und Andern von den Prinzipien, die ihnen bei ihrer unmittelbaren oder mittelbaren Theilnahme an den Bewegungen der Zeit vorschwebten, Rechenschaft zu geben suchten. Schon die Freiheitskämpfe in den Niederlanden hatten Untersuchungen über den Ursprung des

Staats und über die Formen des im Staate geltenden Rechts veranlaßt, — Untersuchungen, die dann im Lauf der englisch-schottischen Umwälzung weiter geführt wurden und in einigen Köpfen in folgerichtiger Entwicklung aus schiefen Prämissen zu einer Conclusion gelangten, die zu einer andern Zeit und in einem andern Volke die furchtbare Mutter noch furchtbarerer Lehren und Thaten wurde.

Schon Hugo Grotius (XX., 38. a. E.), der doch noch das Recht und den Staat, diese erweiterte Familie, nicht als menschliche Erfindung, sondern als inhärirende Wesenstheile der menschlichen Natur ansieht und Gott, den Schöpfer des Menschen und der diesem eingeschaffenen Gesetze der Gerechtigkeit, als den Grund des natürlichen und positiven Rechts erkennt, hat die einzelnen Staaten mit ihrem positiven Recht aus einem Vertragsübereinkommen entstehen lassen, wiewohl er denselben noch eine objektiv bedingende Schranke an der ins Gewissen geschriebenen Gerechtigkeit, also an der angeborenen sittlichen Natur giebt. Dagegen geht der Engländer Thomas Hobbes (geb. 1588, gest. 1679) schon weiter und faßt jenen Staatsvertrag, den Grotius hypothetisch mit der Entstehung der einzelnen Staaten bei der Völkerscheidung annahm, als einen „wirklichen Urvertrag" und sieht sich daher genöthigt, einen vor diesem Urvertrag vorhanden gewesenen Zustand zu setzen, der von ihm zwar selbst nur als ein eingebildeter, nicht wirklicher erkannt, aber von ihm nichts desto weniger zur falschen Prämisse einer falschen, unmoralischen Lehre gemacht wurde, indem er den Staat aus den niedrigen Triebfedern des Eigennutzes und der Furcht entstehen läßt und ihn so zu einer mechanischen „Zwangsanstalt" macht, in welcher der Wille der Regierung, dem der Einzelwille sich in allen Beziehungen opfern müsse, das allein lenkende Princip und sogar die Quelle der Religionslehre ist. (Unter Religion versteht er die bloß natürliche: denn das Evangelium ist ihm ein „morgenländisches, von Griechen großgezogenes Phantom", das bloß der Politik zum Werkzeug dient.)

Diese Lehre ergriffen die Anhänger der Revolution und bauten ihre Staatstheorieen darauf, die bald von den meisten Neuerern als allgemein geltend angenommen wurden. Unter Andern behauptete

Robert Filmor, daß der Mensch von Natur gar keinen Zug „zur Monarchie" habe, ohne sich von der Geschichte sagen zu lassen, daß die Republik erst aus der in's Verderbniß gerathenen Monarchie hervorgegangen ist.

Weiter gieng sodann John Locke, (geb. 1632 zu Brighton, gest. 1704.) Dieser giebt im Gegensatz zu Cartesius (XXII. 7, 3), keine der Menschheit anerschaffenen Grundideen zu, sondern stellt alle und jede als selbstgeschaffene Producte des Denkens dar, und macht die unmittelbar sinnlichen Wahrnehmungen, das äußerlich erfahrungsgemäß Gegebene und die aus diesem gewonnene „Abstraction des Allgemeinen" zum Fundament dessen, was er Wahrheit nennt, indem ihm auch Gott nichts anders ist, als das unpersönlich Allgemeine, nichts als das Erzeugniß des abstrahirenden Verstandes. Eben so erkennt er als den Urgrund der Staats- und seiner Gewalten den „Vertrag", als eine in jenem imaginären Urzustand der Freiheit und Gleichheit begründete Beschlußnahme der Nation, die sich im Wahlrecht äußert. Eine auf anderem Grunde ruhende Regierung, oder auch eine Regierung, welche dieses ihr vom Volk übertragene Recht irgend verletzt, ohne Weiters zu stürzen, nennt er kein Unrecht und macht dadurch das Volk zum Ankläger und Richter zugleich. Auch behauptete Locke, daß die Wirkung jenes Wahlrechts nicht über eine Generation hinausgehen dürfe, sondern daß jede neue Generation die Befugniß habe, sich ihre Regierung auf's Neue zu geben nnd zu constituiren, ohne daß er dabei angeben kann, wo eine Generation „anfängt oder aufhört." (S. H. Leo's nähere Deduction der englischen Staatsrechtslehren in s. Univ. Gesch. III.) Welch' eine gefährliche, staatenerschütternde Anwendung diese Lehren in ihrer Weiterbildung erfuhren, wird die Geschichte des folgenden Jahrhunderts zeigen.

In Beseitigung des religiösen Elements gieng noch weiter, als Locke, der englische Staatsmann Anton Ashley Cooper, dritter Graf von Shaftesbury (geb. 1621, gest. 1713), der mit seinem feinen Spott und seiner, jede Schranke verwerfenden „Freigeisterei" darauf ausgieng, dem Cultus der Sinnlichkeit und höchsten Selbstsucht, deren Forderungen ihm weder mit der Vernunft, noch mit den göttlichen Geboten streiten, freie und ungehinderte Bahn zu

machen. So wie er zwischen Religion und Moral keinen Zusammenhang anerkennt, eben so sucht er im Staat alle auf alterworbenen Rechten beruhenden Verhältnisse durch Spöttereien und Sophismen zu lockern. Seine auf diese Weise Recht und Sittlichkeit untergrabenden Lehren wirkten um so gefährlicher, in je gebildeterer Form er sie seinen Standesgenossen einzuschmeicheln wußte.

Noch gab es in jenem durch die Revolution aufgewühlten Boden eine Reihe üppig aufgeschossener Giftgewächse, an deren Genuß sich ganze folgende Generationen ihren geistlichen Tod holten. So richteten der pantheistisch-naturalisirende katholische Irländer John Toland (gest. 1722) und seine Gesinnungsgenossen Anton Collins und Thomas Woolston auf alle Weissagungen und Wunder der h. Schrift ihre unermüdeten Angriffe, bis Matthäus Tindal (geb. 1656, gest. 1733), der nur eine natürliche Religion anerkennt und sittlich das nennt, was am meisten zur Uebung der Vernunft, zur Gesundheit des Leibes und zu den Vergnügungen der Sinne beiträgt, in seiner Deistenbibel die ganze Armatur zum ausgeprägten Rationalismus bot, der in der folgenden Periode die Kirche überwucherte und sie sammt dem Staat auf die Basis der Negation stellte, aus welcher die echt frei machende Wahrheit nie und nimmer hervorzugehen vermag.

Zwei und zwanzigstes Buch.

Das Zeitalter unumschränkter Fürstenmacht und profaner Kabinetspolitik. Frankreichs Vorherrschaft in Europa.

---

1. Kapitel.

Frankreich unter Ludwig XIII geleitet durch Richelieu.

1. Ludwig's XIII Minderjährigkeit. Die Regentschaft Maria's von Medicis. Der Staatsrath. Der Marquis von Ancre. Der unruhige Ehrgeiz der Großen. Der Vertrag von Menehould. Volljährigkeitserklärung. Beseitigung der Reichsstände. Die Parlamente und ihre Remonstrationen.

Um in das Zeitalter, welchem vorzugsweise Frankreichs vierzehnter Ludwig seinen Charakter aufgedrückt hat, eintreten — und es nach seinem welthistorischen Einfluß auf das ganze europäische Staatsleben würdigen zu können, haben wir von Frankreich (dessen äußere Politik namentlich Deutschland gegenüber bis zum westfälischen Frieden bereits oben XXI. K. 3. bis K. 5. geschildert wurde) noch die innern Zustände vom Tode Heinrich's IV an, bis zum selbständigen Regierungsantritt Ludwig's XIV nachzuholen.

Heinrich IV hinterließ drei rechtmäßige Söhne, von denen der Dauphin, der bei seines Vaters Tode erst neun Jahre alt war, als Ludwig XIII zum König ausgerufen wurde. Da über die Vormundschaft nichts bestimmt war, so wußte sich die Königin-Mutter, die regierungsbegierige, aber durch ihre Leidenschaftlichkeit regierungsunfähige Maria von Medicis — mit Hülfe des Her-

zogs von Epernon, damaligen Militärcommandanten von Paris, gegen die Ansprüche der Prinzen von Geblüt (des Herzogs von Condé, Franz von Conty und Karl von Soissons) — die Regentschaft zu verschaffen und mit leichter Mühe das Parlament von Paris zur Anerkennung derselben zu bringen. Die Prinzen fügten sich indeß bald gegen Ertheilung großer Gunstbezeugnngen und in der Hoffnung, es werde sich unter dieser vormundschaftlichen Regierung ihr Einfluß erhöhen.

Merkwürdiger Weise war weder unter Heinrich's IV Ministern, die von der Regentin bestätigt wurden, noch unter den übrigen Großen, welche (wie z. B. die Guisen, die Chatillons, die Coligny's, die Montmorency's, die Tremouille's, Biron's, La Rochefaucauld's u. a.) früherhin so bedeutende, durch selbstständiges, kräftiges Walten ausgezeichnete Männer aufzuweisen hatten, nicht Ein Mann, der durch Willens- und Geisteskraft die Zügel der Regierung zum wirklichen Besten des Staats hätte in die Hand nehmen können. Es schien mit den Bürgerkriegen alle Energie unter diesen Geschlechtern erloschen zu seyn.

Die Prinzen täuschten sich jedoch in ihren Absichten: denn bald bildete sich dem bisherigen Staatsrath gegenüber um die Königin ein engerer geheimer Rath, in welchem der päpstliche Nuntius, der spanische Gesandte, der Jesuit Cotton, ganz besonders aber der Florentiner Concini, (der ehemalige Marquis von Ancre Maria's Landsmann und Günstling) den größten Einfluß hatten. Diesem Einfluß mußte zuerst Sully als Opfer fallen, der mit Schmerz gewahrte, daß man nicht nur Heinrich's IV ganze Politik aufgab, sondern auch die musterhafte Ordnung seiner Finanzverwaltung durch eine gewissenlose Verschwendung, womit sich die Königin einen mächtigen Anhang gewinnen wollte, in kurzer Zeit zerstörte.

Heinrich IV hatte einen Schatz von 40 Mill. Franken hinterlassen, die Maria schnell bis auf fünf Mill. vergeudete. Sully suchte Einhalt zu thun, machte sich aber dadurch am Hofe so verhaßt, daß er seine Stelle im Rath der Königin und das Aufsichtsamt über die Bastille und das Arsenal verlor. Daß er sich darauf ganz zurückzog, ist schon oben (XX. 1, 11. a. E.) angedeutet worden. Der Nachfolger Sully's war Jeannin, ein Mann ohne hinreichende Kenntnisse im Finanzfach und zugleich zu schwach, dem begehrlichen Ansinnen Anderer zu widerstehen. Er fiel jedoch bald in Ungnade, und nun bekam Concini, ein gewandter, aber hab- und herrschsüchtiger Mann, den Haupteinfluß, so daß er als

Marquis von Ancre, Statthalter in vier französischen Provinzen, Großstallmeister und erster Kammerherr des Königs, zuletzt (1614) sogar Marschall von Frankreich wurde, obgleich er nie Kriegsdienste gethan hatte. Seine Habsucht gieng so weit, daß er die Gnadenerweisungen der Königin für baares Geld verkaufte. Alle diese Günstlinge, von denen Maria beherrscht wurde, kannten nur die Befriedigung ihrer persönlichen Interessen. — Der unruhige Ehrgeiz der übrigen Großen suchte wenigstens in den Provinzen durch Besetzung ihrer festen Schlösser zu überwiegendem Einfluß zu kommen, um sich von den Einkünften dieser Provinzen so viel als möglich aneignen zu können, zu keinem andern Zweck, als dadurch ihre Eitelkeit zu befriedigen und ihre Nachbarn an Flitterglanz zu übertreffen. „Sie besaßen mehr Ehrgeiz als Herrschsucht und mehr Unruhe, als Ehrgeiz. Sie verließen zuweilen mit ihrem Anhang plötzlich den Hof und zogen sich in ihre Statthaltereien und Festungen zurück, als wollten sie einen Krieg beginnen; ließen sich dann einzeln wieder gewinnen und unterwarfen sich wieder. Sie verbanden und trennten sich von einander auf eine planlose und willkürliche Weise, verriethen sich gegenseitig und drohten und schmeichelten der Regentin abwechselnd.“ Ueberhaupt mühte sich die ganze Adelspartei in einem unseligen Streben nicht nach Größe, sondern nach dem Schein derselben und in einer kleinlichen Werthlegung auf Rang, Ceremoniel und Etikette ab.

Aller Vergünstigungen ungeachtet, erhuben die Prinzen des königlichen Hauses, insbesondere Condé und die übrigen Großen, vornehmlich die Guisen, die schwersten Klagen über d'Ancre's Verwaltung, und die Schwäche der Königin, die sich bald zu dieser, bald zu jener Partei neigte, machte die Factionen nur noch kühner. Sie verlangten nun für den jungen König die Mündigkeitserklärung, in der Hoffnung, sich dann noch größere Vortheile sichern zu können. Als man ihnen nicht gleich zu Willen war, verließen sie plötzlich den Hof, um in ihren Provinzen mit Krieg zu drohen. Darauf kam es zu Unterhandlungen und in dem Vertrage von St. Menehould mußte die Königin den Häuptern der Unzufriedenen (Condé, Mayenne, Longueville,) neue Vergünstigungen ertheilen und, als sie, auch damit nicht zufrieden, Krieg beginnen wollten, ihnen die Berufung der Reichsstände versprechen.

Nachdem Ludwig XIII im Oct. 1614 volljährig erklärt war und somit die Regierung dem Namen nach — denn in der That behielt seine Mutter sie noch in Händen — angetreten hatte, wurde die Versammlung der Reichsstände eröffnet, in welcher die drei, wenn nicht in allen, doch wenigstens in den Finanzangelegenheiten

einigen Stände im Ganzen heilsame Vorschläge machten, die scheinbar angenommen, aber nicht befolgt wurden. Vielmehr fand der französische Hof diese Reichsstände so unbequem, daß Ludwig XIII und seine Nachfolger sie nicht mehr beriefen, und fortan binnen 178 Jahren kein Reichstag mehr gehalten wurde.

Seitdem suchten die Parlamente zu gewissen Zeiten die Rechte und Pflichten der Reichsstände zu übernehmen, konnten aber ihrer Natur nach diesen Zweck nur höchst unvollkommen erreichen. Es waren diese Parlamente eigentlich die höchsten Gerichtshöfe, welche in wichtigen Rechtsstreitigkeiten die letzte Entscheidung hatten. In ganz Frankreich zählte man zwölf Parlamente in verschiedenen Städten, darunter das Parlament von Paris das angesehenste war. In diesem hatten neben den eigentlichen Rechtsgelehrten auch die königlichen Prinzen, desgleichen auch die weltlichen und geistlichen Pairs Sitz und Stimme. — Weil die Parlamente nach den Gesetzen zu entscheiden hatten, war es Gewohnheit worden, ihnen auch die neuentworfenen Gesetze „zur Eintragung und Anerkenntniß" vorzulegen. Da aber diese neuen Gesetze meist von der Regierung ausgiengen, so machten die Parlamente nicht selten Gegenvorstellungen (remontrances) oder weigerten sich zur Eintragung. Um diesen Widerstand zu brechen, begaben sich daher die Könige persönlich in's Parlament und befahlen durch ein sogenanntes lit de justice die Eintragung und Befolgung des neuen Gesetzes. — Auch in dem oberwähnten Falle machte das Parlament an der Stelle des aufgelösten Reichstags dem Könige erhebliche Gegenvorstellungen und meist zweckmäßige Vorschläge zu Verbesserungen im Staatswesen, wurde aber von der Königin-Mutter in einem lit de justice auf das hitzigste damit abgewiesen.

2. Condé gegen die Minister; Aechtung Condé's; seine Schilderhebung. Der Friede von Loudon. Vermählung des Königs. Condé's Verhaftung. Die Ermordung des Marschalls Ancre. Verweisung der Königin. Günstlingsregierung: Luynes.

Da die Hoffnung Condé's nnd seines Anhangs, durch die Reichsstände mehr Gewalt zu bekommen, fehlgeschlagen war, stellte er im Namen der Prinzen und anderer Großen eine förmliche Anklage gegen die Verwaltung der Minister, insbesondere des Marschalls d'Ancre, daß man die Freiheit der Stände unterdrückt, das Parlament unwürdig behandelt, die Prinzen zurückgesetzt und keinen noch so heilsamen Vorschlag angenommen oder ausgeführt

habe. Dafür wurde Condé geächtet und das Parlament mußte die Achterklärung eintragen.

Aus Rache und zugleich in der Absicht, die Heirath des Königs mit einer spanischen Prinzessin zu verhindern, beschloß nun Condé eine Schilderhebung. Er verband sich mit den Hugenotten, konnte jedoch nur einen Theil derselben, mit ihrem Führer, dem Herzog von Rohan, gewinnen. Während den nun erfolgenden Kriegsunruhen betrieb Maria von Medicis die Vermählung ihres Sohnes Ludwigs XIII mit Anna, der Tochter König Philipps III von Spanien, und ihrer Tochter Elisabeth mit dem Prinzen von Asturien (dem nachmaligen König Philipp IV). Der ausgebrochene Kampf mit Condé und den Hugenotten schloß indeß schon nach kaum zwei Monaten mit dem Frieden von Loudon (Loudun), worin die Königin Amnestie ertheilte und unter Anderm versprach, die Vorstellungen der Reichsstände und Parlamente zu berücksichtigen, den Hugenotten wieder einige Sicherheitsplätze einzuräumen, keine Statthalter- und Militärstellen mehr zu verkaufen, die Rechte der gallicanischen Kirche zu erhalten, die tridentiner Beschlüsse nicht anzuerkennen u. a. dgl. Condé erhielt 1½ Mill. Fr. Entschädigung nnd wurde Staatsrathspräsident; seine Verbündeten, die Herzoge von Mayenne, von Bouillon u. a. erhielten gleichfalls bedeutende Vortheile, und als die Großen auf diese Weise befriedigt waren, sahen sie gleichgültig zu, daß die, das Staatswohl und die Hugenotten betreffenden Versprechungen in keiner Weise erfüllt wurden.

Durch diesen Sieg übermüthig gemacht, suchte nun Condé den Marschall d'Ancre zu stürzen. Dieser aber kam ihm zuvor und ließ ihn auf Befehl der Königin verhaften und in die Bastille setzen. Darüber aufgebracht plünderte und zerstörte das Volk des Marschalls Palast, und Condé's Freunde verbanden sich wider ihn und den Hof. Da sie aber unter sich uneinig waren, verzögerten sich ihre Rüstungen. Unterdeß beschloß der Hof (auf den Rath Richelieu's, der kurz zuvor unter dem Titel „Staatssecretär" die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten bekommen hatte), die Verbündeten anzugreifen. Während dieses erfolgreichen Angriffs aber brachte die Ermordung des Marschalls durch des Königs Günstling

de Luynes eine völlig veränderte Stellung in den Parteien, sowie überhaupt in den Verhältnissen des Hofs und des Landes hervor.

Es war nämlich auch im Innern des Palast's eine Partei, welche am Sturze des Marschalls arbeitete. An ihrer Spitze stand Robert de Luynes, der von dem Marschall selbst dem Könige zum Gesellschafter gegeben worden war und der sich ihm durch seine Jagdkünste unentbehrlich gemacht hatte. Dieser strebte gleichfalls nach Einfluß und suchte daher mit seinen Verwandten und Freunden das schwache Gemüth des 16jährigen, ohnedieß herz- und seelenlosen Königs zum Haß gegen seine Mutter und den Marschall aufzureizen. Zuletzt brachte er ihm sogar den Argwohn bei, seine Mutter in Verbindung mit dem Marschall stelle ihm, dem Könige, nach dem Leben, um ihrem zweiten Sohne die Regierung in die Hände zu spielen. Und so gieng Ludwig auf ein Complot gegen seine eigene Mutter und ihren Günstling ein. Als der Marschall von diesen Intriguen hörte, dachte er schon darauf, sich mit seinen Reichthümern nach Italien zu retten. Allein seine Frau bestimmte ihn, zu bleiben und seinen Gegnern zu trotzen. Eines Tages wurde der Marschall bei seinem Eintritt in den Louvre verhaftet, und ehe er noch vor Erstaunen zum Worte kommen konnte, (ob auf Ludwig's Befehl, ist zweifelhaft) mit mehreren Pistolenschüssen und Degenstößen niedergestreckt, worauf der Pöbel seinen Leichnam durch die Straßen schleifte, ihn in Stücke riß und theils verbrannte, theils bis auf das letzte Stück verschleppte. Ein Mensch, der ihm das Herz aus dem Leibe gerissen hatte, ließ es sich braten und verzehrte es! — Des Marschalls Frau wurde als Hochverrätherin und Hexe zum Tode verurtheilt, den sie übrigens mit Standhaftigkeit erduldete. Die Güter und Schätze des Marschalls (darunter sich allein an Verschreibungen $2^1/_2$ Mill. Fr. befanden) schenkte der König seinem Günstling Luynes!

Nach Ancre's Tod ließ Ludwig seiner Mutter erklären, er werde von jetzt an — die Regierung allein übernehmen; sie solle sich aller Regierungshandlungen enthalten. Ihre Bestrebungen, sich noch in der Macht zu erhalten, halfen nichts: Luynes brachte es beim Könige dahin, daß sie nach Blois verwiesen wurde. Hierauf entfernte Ludwig alle bisherigen Räthe, darunter auch den Richelieu, den er damals noch ganz verkannte, und überließ die Regierungssorgen seinem Günstling, der nichts als ein eitler, unwissender und in Staatsgeschäften unerfahrner Mensch war.

3. Berufung der Notabeln: königliche Versprechungen. Sühnevergleich von Angouleme zwischen dem König und seiner Mutter. Freilassung Condé's. Neue Wirren durch die Königin-Mutter. Hugenottenkrieg und Friede zu Montpellier.

Um sich für die vorgenommenen Staatsveränderungen den Schein der Bestätigung zu verschaffen, berief Luynes, anstatt der Reichsstände, eine Versammlung sogenannter Notabeln aus dem Stande des Adels und der höhern Geistlichkeit, der höchsten Beamten und vornehmsten Pariser Kaufleute. Diese Versammlung, welche zu Rouen unter dem Vorsitz Gaston's von Orleans (Bruders des Königs) berieth, machte verschiedene Vorschläge, die zunächst auf den Vortheil des Adels und der Geistlichkeit abzielten, theils auch allgemeine Staatsverbesserungen betrafen. Der König versprach Vieles, ließ aber am Ende alles beim Alten.

Unterdeß entfloh die Königin mit Unterstützung des Herzogs von Epernon, aus Blois, und suchte mehrere Große zu gewinnen um den neuen Rath des Königs zu stürzen und die Regierung wieder in ihre Hand zu nehmen. Ungeachtet die Meisten ihr widerriethen, das Reich durch neue Unruhen zu verwirren, verschaffte sie sich doch einen Anhang und war im Begriff einen neuen Bürgerkrieg zu beginnen. Doch kam mit Hülfe des ihr noch ergebenen Bischoffs Richelieu, der bisher zu Avignon in der Verbannung lebte, zwischen dem König und seiner Mutter der Sühnevergleich von Angouleme (1619) zu Stande, dem gemäß sie ihre frühern Einnahmen behielt und ihren Aufenthalt wählen durfte. Nur nach Paris zu kommen gestattete ihr der König nicht: denn Luynes Streben gieng dahin, Mutter und Sohn auseinander zu halten, um seinen Machteinfluß zu behaupten, der allerdings in Maria's Händen dem Lande noch verderblicher gewesen wäre.

Im Verdruß darüber ließ sie sich so leidenschaftlich aus, daß der König, um sie zu demüthigen, den Prinzen Condé frei ließ und ihn für unschuldig erklärte. Nun erhob die unruhige Maria, unterstützt von unzufriedenen Großen, die den Hof verließen, aufs Neue offenen Krieg (1620), zog aber mit ihrer Partei den Kürzern. Bald jedoch kam, abermals durch Vermittlung Richelieu's (der, um wieder zu seinem verlornen Einfluß auf die Regierung zu

gelangen, jeden Bruch zwischen Mutter und Sohn auch für sich nachtheilig hielt), wieder ein Friede zu Stande, dem der Vergleich von Angouleme zum Grunde lag.

In den beiden folgenden Jahren traten im Innern Frankreichs die Religionskämpfe zwischen den Hugenotten und der Regierung in den Vordergrund. Dabei zeigte es sich, daß sowohl die Protestanten, als die Katholiken, in leidenschaftlichem Eifer häufig den Sinn und den Buchstaben der Verträge verletzten, und daß sich die Protestanten in Frankreich durch Mäßigung und ausdauernde Geduld eine bessere Zukunft hätten bereiten können.

Während der Unruhen nämlich, — die von einer characterlosen Aristokratie ausgiengen, welche nach Oben hin ihre frühere Unabhängigkeit von der Krone sich erzwingen, nach Unten hin aber dem dritten Stand das alte Joch wieder aufzulegen strebte und an allem Bestehenden rüttelte, das nicht unmittelbar ihrem Vortheil diente oder das ihre Willkühr beschränkte, — nahm der Kampf der Hugenotten um ihre rechtliche Existenz seinen ununterbrochenen Gang. Sie waren unter sich durch einen Bundeseid zusammengehalten und hatten noch an Rochelle einen Hauptphalt. Ihre Vorstellungen an den König um Bestätigung des Edicts von Nantes und dessen Eintragung in die Parlamentsacten, ferner um die Freiheit, sich Kirchen, Schulen und Gottesäcker anzulegen, um längere Ueberlassung von Sicherheitsplätzen, um Befreiung vom Zehnten an den katholischen Klerus, um Berufung kirchlicher Versammlungen rc. wurden ihnen nicht bewilligt. Die Hitzigsten unter ihnen drangen stets auf Anwendung von Gewalt, wurden aber doch anfangs von der Mehrzahl, die sich mit der Gewissensfreiheit begnügte, in Schranken gehalten.

Erst als Condé Fehde gegen den Hof erhob, ließ sich, wie oben erwähnt worden, ein Theil der Hugenotten mit in den Aufstand hineinziehen, erhielt aber beim Frieden Verzeihung und die Versicherung, daß der König die Reformirten nicht zu den Ketzern rechne, die zu vertreiben ihm sein Krönungseid zur Pflicht gemacht habe. — Als sodann die Katholiken in der Landschaft Bearn die von den Reformirten eingezogenen Kirchengüter zurückverlangten, gab ihnen der König Recht, versprach aber den Reformirten, die ihnen daraus entstehenden etwaigen Verluste aus Staatsmitteln zu ersetzen. Während die Parlamente von Bordeaux und Toulouse diese königliche Verordnung eintrugen, sprachen die Stände von Bearn dem Könige das Recht der Entschädigungsbewilligung ab. Da beriefen die Reformirten in den andern Provinzen, um ihren Glaubensgenossen beizustehen, eine allgemeine Versammlung. Der König verbot sie, fand aber keinen Gehorsam. Die Versammelten forderten unter Anderm die Aufnahme zweier protestantischer Räthe in's

Pariser Parlament, längere Ueberlassung der Sicherheitsplätze und eine billige Regelung der Bearner Verhältnisse.

Als der König die beiden ersten Puncte genehmigte, baten sie für den Fall, daß ihnen dies Versprechen nicht gehalten würde, um die Erlaubniß, sich ohne Anfrage versammeln zu dürfen. Luynes versprach, ihnen in diesem Fall die Erlaubniß des Königs zu verschaffen. Dieser Zusage trauend, gieng die Versammlung auseinander. Kaum aber hatten sie sich in ihre Heimath zerstreut, als sich der König selbst nach Bearn begab und in Pau nicht nur alle Forderungen der Katholiken in Ausführung brachte, sondern auch Bearn und Nieder-Navarra mit Frankreich vereinigte. — Da auf die Einsprache der übrigen Hugenotten keine Rücksicht genommen wurde, auch die obgenannten Versprechungen nicht ganz zu ihrer Zufriedenheit erfüllt worden waren, so versammelten sie sich wieder in Rochelle (1621) und faßten, von dem Ungestüm der Mehrheit hingerissen (und im Geiste ihrer zugleich zur Erstrebung politischer Freiheit geneigten Confession), den Beschluß, mit den Waffen „ihre Rechte" geltend zu machen. Allein unter diesen „Rechten" waren auch manche, die ihnen vermöge des Edicts noch nicht als solche zustanden, und da ihnen die volle Geduld Christi abgieng, so mußten sie bei allen ihren Schilderhebungen erfahren, daß es nicht gut ist, sich auf ein anderes Schwert zn verlassen, als auf das des Geistes.

Sogleich ließ der König, ihnen zuvorkommend, Saumur, einen der eingeräumten Sicherheitsplätze, besetzen, erklärte aber dabei, es sollten Keinem, der in Gehorsam verharre, seine Rechte beschränkt werden. So kam es, weil man von beiden Seiten schon zu weit gegangen war, zu einem Krieg, der großes Elend über das Land brachte, bis der Friede von Montpellier 1622 den Protestanten zwar wieder mehrere der ihnen entrissenen Rechte (z. B. die Herstellung des prot. Gottesdienstes, da wo er aufgehoben worden war, das Recht der eigenen Gerichtsbarkeit xc.), aber nicht das Versammlungsrecht, auch nicht die Herausgabe der in diesem Kriege vom König eroberten Sicherheitsplätze zugestand.

4. Tod Luynes'. Cardinal Richelieu; sein Character und seine innere und äußere Politik. Neue vergebliche Erhebung der Protestanten. Verfolgung derselben und Vergleich mit ihnen. Aufstand und Besiegung Rochelle's. (Der mantuanische Erbschaftsstreit.)

Während des Kriegs mit den Hugenotten war Luynes, der als Connetable mitgezogen war, bei der Belagerung der tapfer sich vertheidigenden Stadt Montauban nach einer kurzen Krankheit gestorben. Der König, längst seiner überdrüssig, schien darüber froh zu seyn, und nahm sich einen Anlauf, selbst zu regieren; aber bequem und unwissend in Regierungsgeschäften, wie er war, fühlte

er bald das Bedürfniß eines Leiters sowohl das Staats, als seiner Person. Nach verschiedenem Wechsel der Minister fand sich endlich der rechte Mann in der Person des nicht lange zuvor zum Cardinal erhobenen Bischoffs von Luçon, des oben mehrerwähnten Richelieu, der schon länger her das Verhalten der Königin-Mutter mit großer Klugheit geleitet hatte, so daß diese unruhige Frau sich in den letzten Jahren von allem Parteitreiben ferne gehalten hatte. Jetzt schien ihr die Zeit gekommen, wieder Einfluß zu gewinnen, und so bat sie den König, den Cardinal in seine Dienste zu nehmen.

Mit Widerstreben gieng Ludwig darauf ein, entschlossen, diesen Günstling seiner Mutter von seinem Vertrauen auszuschließen. Aber unwillkührlich beugten sich beide, der König und seine Mutter, der ungemeinen Geistes- und Willenskraft dieses merkwürdigen Mannes, der berufen war, die bisher so schlaffe, nichtswürdige Regierung Frankreichs in eine nach Innen und Außen fest und sicher auftretende, allen Widerstand unter sich beugende zu verwandeln und dadurch das Königthum fast unumschränkt zu machen. Weit entfernt aber, daß die Politik der von ihm geleiteten Regierung mit den höhern Gesetzen der Sittlichkeit übereinstimmte, muß sie vielmehr als die volle Ausbildung jener gesammten, von sittlich religiösen und nationalen Bedingungen losgerissenen Kabinetspolitik angesehen werden, welche vom 16. Jahrhundert an in Europa herrschend wurde.

Armand Jean du Plessis, Cardinal und nachmaliger Herzog von **Richelieu**, geb. 5. Sept. 1585, war anfangs zum Kriegsdienst bestimmt, trat aber, als ihm Heinrich IV das Bisthum Luçon (das sein Bruder aufgegeben hatte, um in ein Kloster sich zurückzuziehen) verlieh, in den geistlichen Stand über, wurde Doctor der Theologie und verrichtete sein bischöffliches Amt mit Eifer. Wie er unter dem Marschall Ancre Staatssecretär wurde und nach des Marschalls Tode von der Regierung entfernt, und wie er den mehrmaligen Vermittler zwischen dem König und der Königin-Mutter wurde, ist oben näher erwähnt worden. Als er wieder in den Rath des Königs aufgenommen wurde, war er 40 Jahre alt. Seitdem war er die Triebfeder von Allem; ohne ihn verfügten die Behörden nichts, ohne seine Beistimmung „athmeten der König und die Königin fast nicht." Er selbst schreibt in seinen Memoiren: „Als ich die Geschäfte übernahm, theilten die Hugenotten das Reich mit dem Könige; die Großen benahmen sich, als wären sie keine Unterthanen, und die Befehlshaber in den Landschaften,

als wären sie unabhängige Herren. Jeder maß seine Verdienste nach seiner Kühnheit, Niemand begnügte sich mit dem, was ihm zukam; die Unternehmendsten galten oft für die Weisesten und waren oft die Glücklichsten. Auswärtige Verhältnisse und Bündnisse wurden vernachlässigt, das öffentliche Wohl überall dem persönlichen Vortheile nachgesetzt und die königliche Gewalt überall verachtet." — (Von seinen Regierungsgrundsätzen, wie er sie in seinen Memoiren ausgesprochen, s. Fr. v. Raumer's Gesch. Eur. im 15. Jahrh. IV. S. 61—70.)

Mit Richelieu schien ein neues Leben in das hinsiechende Frankreich gekommen zu seyn: der Klarheit seines Geistes, der Schärfe seines Verstandes, der Stärke seines Willens, der Festigkeit seines Charakters konnte nichts widerstehen. Er durchschaute die Verhältnisse und die Menschen und wußte ihr Wollen und Thun nach seinen Planen zu bestimmen und Jeden zur Ordnung und zum Gehorsam zu zwingen. Seine Strenge traf mit vollem Recht einzelne Hochgestellte; aber das von der launischen Tyrannei der Großen und Günstlinge gedrückte Volk „lebte unter seiner Herrschaft in einer Ruhe und Sicherheit, welche viele Länder Europa's damals nicht kannten." Da er es mied, die Rolle eines Günstlings am Hofe zu übernehmen, sondern blos als Minister zu wirken suchte, da er sogar selten an Hoffesten Theil nahm, sich an keine der im Lande herrschenden Parteien anschloß, auch für sich und seine Familie keine außerordentliche Vergünstigungen verlangte, und seinen persönlichen Neigungen keinen Einfluß auf seine staatsmännischen Handlungen gestattete, dabei allenthalben mit der größten Sach- und Personenkenntniß und mit der entschlossensten, furchtlosesten Festigkeit auftrat: so bewirkte er durch alles dieß, daß nicht nur der König seinem Rathe blind und in allen Fällen folgte, desgleichen die Königin Anna und die Königin-Mutter ihn walten ließen, sondern daß er auch den Widerstand mehrerer Prinzen und Großen, die ihn durch Intriguen und Complote stürzen wollten, desto leichter brach; und wo dieser Widerstand hartnäckig wurde, da bekämpfte er ihn mit zermalmender Strenge, bis er den letzten Rest des diesen Feudalherren eigenen anarchischen Strebens ausgerottet hatte. Obgleich selbst von schwächlicher Gesundheit, siegte er doch durch seine geistige Kraft über alle noch so großen Hemmnisse. So wie es sein Ruhm

ist, Frankreich aus seiner Schwäche emporgehoben und dessen Kraft nach Innen durch Bekämpfung aller störenden Elemente befestigt zu haben: so hat er nach Außen die Macht desselben, wiewohl stets auf Kosten Anderer und besonders Deutschlands, auf eine vorher nicht gekannte Höhe gebracht.

Es ist bereits oben in der Geschichte des 30jährigen Kriegs seine das Ausland betreffende Politik, die vorzüglich auf die Schwächung des Hauses Habsburg in Spanien und Deutschland ausgieng, näher dargelegt worden. Seinen Plan gibt Arnd kurz so an: „Er wollte durch einen Angriff auf Genua, das damals vollkommen von Spanien abhieng, dem Kriegsvolke dieser Macht, das hier gewöhnlich ausgeschifft wurde, den Weg nach der Lombardei verschließen; durch die Zurückgabe des Veltlin an die Schweiz die Verbindung zwischen den italienischen und deutschen Staaten des Hauses Oesterreich aufheben; durch die Wiedereinsetzung des vertriebenen Pfalzgrafen (Friedrich's V) den deutschen Protestanten Muth machen — und durch die Bewaffnung Niedersachsens gegen den Kaiser den österreichisch-spanischen und österreichisch-deutschen Heeren die Militärstraße zwischen Böhmen und den Niederlanden sperren. Seine Absicht war, einen förmlichen Bruch mit dem Hause Oesterreich so lange als möglich aufzuschieben, dagegen aber — bei scheinbarer Beobachtung der bestehenden Verträge — die Verbindung zwischen den einzelnen Theilen Oesterreichs, die sich durch die Siege Kaiser Ferdinand's II einander genähert hatten, aufzuheben, die Staaten zweiten Ranges gegen dasselbe zu bewaffnen, und es dann erst, wenn es in seinen eigenen Besitzungen getrennt und von Feinden umgeben sey, offen und mit Nachdruck zu bekämpfen." — Mit welch' tiefberechnender Klugheit und Ausdauer er diesen Plan, ohnerachtet er von Schwierigkeiten und Hindernissen aller Art umgeben war, durchgeführt, namentlich wie er nachher — allerdings nicht mit den lautersten Mitteln — die nordischen Mächte und die protestantischen Stände Deutschlands zu einer Vereinigung gegen den Kaiser gebracht hat, — ist bereits an seinem Orte (XXI. 3, 5.) dargethan worden.

Während Richelieu mit der auswärtigen Politik vollauf zu thun hatte, hielten diesen Zeitpunct die Häupter der Hugenotten, insbesondere Rohan und sein Bruder Soubise, die sich durch den Frieden von Montpellier am meisten benachtheiligt sahen, für den günstigsten, wieder zu den Waffen zu greifen. Sie unterlagen jedoch abermals, wie vorauszusehen war. Soubise mußte nach England flüchten, Rohan konnte sich nur mit Mühe noch im Lande halten. Es war nun klar, daß es zu Richelieu's Politik ge=

hörte, die Protestanten im eigenen Lande zu drängen, dagegen die Protestanten im Auslande zu unterstützen.

Diese seine Politik zu begreifen, muß man wissen, daß ihm die französischen Hugenotten, als die mächtigste und organisirteste Partei im Lande, nicht sowohl in religiöser, als vielmehr in politischer Beziehung im Wege waren, weil sie gewissermaßen einen Staat im Staate bildeten und durch ihre häufigen Waffenerhebungen die Unruhen im Lande erhöhten, und ihm so die Verfolgung seiner gegen das Ausland gerichteten Plane erschwerten. Daher beschloß er den Untergang derselben als einer politischen Partei, während er sie als religiöse Secte bestehen lassen wollte.

Gleichermaßen suchte er aber auch dem Papste allen politischen Einfluß in Frankreich zu entziehen und dennoch die französische Kirche als einen wesentlichen Bestandtheil der „großen Regierungsmaschine" aufrecht zu erhalten. Damit nun das, was er bis dahin nach diesen Grundsätzen ausgeführt hatte, als im Sinne der Nation gehandelt erscheinen möchte, berief er 1625 die Notabeln der drei Stände, und diese waren mit seiner Handlungsweise so zufrieden, daß selbst die Geistlichkeit ihm eine außerordentliche Geldhülfe zu seinen Zwecken anbot. Um sich aber die englischen und deutschen Protestanten nicht abwendig zu machen, und sich weder um die Verbindung mit dem englischen Hofe, noch um die Hülfe der deutschen Protestanten zur Schwächung Oesterreichs zu bringen, bot er den Hugenotten einen Vergleich an, in welchem ihnen die Wiederherstellung ihrer Lage vor dem letzten Kriege zugestanden wurde.

Nachdem er von dieser Seite frei war, schloß er auch mit Spanien den Frieden von Monçon, durch welchen er alle seinen auswärtigen Verbündeten in ihren Hoffnungen und Ansprüchen täuschte. England besonders fühlte sich durch diese treulose Politik Frankreichs so gekränkt, daß es ohne vorhergehende Kriegserklärung eine Flotte unter Buckingham (XX. 7, 3) nach Rochelle entsendete, um die Hugenotten zu einem neuen Aufstand zu ermuntern. Die Stadt ließ sich dazu verlocken, wurde aber, da Buckingham bald wieder abzog, von einem auserlesenen königlichen Heere, bei welchem sich nicht nur der König, sondern auch Richelieu selbst befand, umlagert und ihr Hafen durch Errichtung eines Damm's geschlossen, dessen Batterieen eine Hülfe von der Seeseite her unmöglich machten: denn Rochelle sollte ein für allemal

aufhören, das Bollwerk des hugenottischen Widerstands zu seyn. Zwar vertheidigte sich diese Stadt durch die bewunderungswürdige Tapferkeit ihrer Einwohner, insbesondere durch den Heldenmuth ihres Maire's Guiton, eilf Monate lang; mußte aber endlich, ungeachtet mehrerer Versuche der Engländer, den Damm zu durchbrechen, sich auf Gnade und Ungnade ergeben d. 30. Oct. 1628. Ihr Fall zog auch die Unterwerfung Rohan's nach sich, der mit den Entschlossensten noch eine Zeit lang in Langued'oc den Kampf unterhielt.

Sowohl Rochelle, als überhaupt die ganze Hugenottenpartei erhielt wider Erwarten günstigere Bedingungen, indem Richelieu, wiewohl dieser Aufstand seine Plane gegen das Ausland durchkreuzt hatte, den Hugenotten nicht nur Verzeihung und Gewissensfreiheit, sondern auch fernere Ausübung ihres Cultus — in den vom Edict von Nantes bestimmten Gränzen — gewährte. Doch mußten sie alle ihre festen Plätze schleifen, damit sie nicht jeden Augenblick neue Unruhen beginnen könnten. Das Schicksal Rochelle's schreckte auch alle anderen, der Regierung widerstrebenden Parteien, da sie sahen, daß selbst mit Hülfe fremder Staaten die mächtigste Opposition sich nicht mehr behaupten könne.

In dem gleichen Jahre erhob sich der Mantuanische Erbschaftsstreit, von dessen Ursache, Verlauf und Ausgang oben (XX. 3, 7.) das Wissensnöthige angegeben worden. Auch in diesem Streit mit dem Kaiser erreichte Richelieu sein Ziel, indem durch die Belehnung des Herzogs von Nevers mit Mantua und Montferrat, wozu der Kaiser Ferdinand II sich verstehen mußte, nicht nur Mantua, sondern auch Savoyen an das französische Interesse geknüpft wurden und diese Gebiete fortan den Franzosen zur Verbindungsbrücke mit Italien dienten, um dort Oesterreich nachdrücklich bekämpfen zu können.

5. Verschwörung der Königin-Mutter und des Herzogs Gaston gegen Richelieu: la journée des dupes. Verweisung der Königin-Mutter. Flucht Gaston's und seine fortgesetzten Umtriebe. Tod der Königin-Mutter.

Weil Richelieu die Königin-Mutter sowohl, als die Königin Anna von allem nähern Einfluß auf den König abzuhalten wußte, ja eben deßhalb in Kriegszeiten den König bewog, in Person auf

dem Kriegsschauplatz (wie das bei Rochelle, desgleichen in Savoyen und Piemont der Fall war) zu erscheinen, nur damit der König nicht am Hofe von jenen Frauen gegen Richelieu und sein Thun eingenommen werden möchte, so faßten diese einen heftigen Haß gegen Richelieu. Als daher der König bei seiner Rückkehr aus dem italienischen Lager zu Lyon krank wurde, so zwar, daß man an seinem Leben verzweifelte, eilten die beiden Königinnen herbei und pflegten den König mit der zärtlichsten Theilnahme. Als er wieder genaß, drangen sie in ihn, den Cardinal zu entfernen, weil er ja fast mit königlicher Gewalt schalte. Ludwig gieng darauf ein, und als man nach Paris zurückgekehrt war, drang Maria von Medicis in ihren Sohn, sein Versprechen zu halten. Plötzlich trat Richelieu durch eine verborgene Thür in das Gemach, worin die Unterredung Statt hatte. Bestürzt und furchtsam schwieg der König; Maria von Medicis aber ließ ihren lang verhaltenen Grimm in den leidenschaftlichsten Vorwürfen gegen den Verhaßten aus. Vergebens suchte nun Ludwig sie zu besänftigen und den Cardinal bei ihr in ein besseres Licht zu stellen: sie ergoß sich in immer heftigere Schmähungen. Hierauf erklärte Richelieu, daß er unter diesen Umständen zurücktrete und sein Amt niederlege. Er hielt sich wirklich schon für verloren und machte Anstalten, Paris zu verlassen. Allein der König, wohl fühlend, welche Stütze er und Frankreich an diesem Minister verlieren würde, ließ es nicht zu, sondern räumte ihm noch mehr Gewalt ein, wie vorher.

Da nicht nur die beiden Königinnen, sondern auch viele andere, mit ihnen gegen Richelieu verbundene Vornehme, insbesondere des Königs Bruder, Herzog Gaston von Orleans, ihre Absicht verfehlt hatten, vielmehr nun dafür mit Verbannung oder Gefangenschaft, der Marschall Marillac sogar mit dem Tode gestraft wurden, so nannten die Pariser den Tag, an welchem Jene dem Cardinal eine Grube hatten graben wollen, in die sie selbst fielen, la journée des dupes (den Tag der Gimpel).

Richelieu suchte nun zwar die Königin-Mutter durch das zuvorkommendste Benehmen zu begütigen. Allein sie ließ ihn durch ihren Sohn, den Herzog Gaston von Orleans, aufs Neue heftig beleidigen. Und da hierauf Gaston mit absichtlicher Auffallenheit den Hof verließ, um anzudeuten, daß Richelieu alle Glieder der königlichen Familie mißhandle, und da zugleich auch der spanische

Gesandte an dem Sturze Richelieus arbeitete, so hielt es der Cardinal an der Zeit, entschieden zu handeln. Er ließ den König zwischen ihm und der Königin-Mutter wählen, und als Ludwig noch einmal, sogar auf den Knieen, seine Mutter gebeten hatte, dem Cardinal zu vergeben, er bürge für dessen Ehrfurcht und Treue gegen sie, Maria aber auf ihrem Eigensinn beharrte: so verwies der König sie vom Hofe nach — Moulins. Dort aber hielt sie es nicht aus, sondern entwich nach den Niederlanden und zwar nach Brüssel, wo sie Alles aufbot, Spanier und Franzosen gegen den König zu vereinigen. Auch Gaston floh, und zwar nach Lothringen zum dortigen Herzog, dessen Tochter er heirathete, worauf Ludwig XIII unverweilt alle Anhänger und Räthe dieses seines Bruders für Verräther, den Cardinal aber seines ganzen Vertrauens für würdig erklärte. Von nun an schien Richelieu weniger Minister, als vielmehr „Dictator" zu seyn.

Unterdessen hatte Maria von Medicis in den Niederlanden ein kleines Heer aufgebracht, womit Gaston in Frankreich einbrach. Allein er fand keine Unterstützung und wenn auch in Languedoc der Statthalter dieser Provinz, der Herzog von Montmorency, zu seinen Gunsten sich erhob, so wurde doch der Aufstand bald unterdrückt, Montmorency im Kampf gefangen und zum abschreckenden Beispiel für Andere hingerichtet. Er starb, sich selbst schuldig erkennend. Gaston verließ Frankreich wieder, entzweite sich in Brüssel mit seiner Mutter und kehrte, nachdem er noch einige vergebliche Umtriebe versucht hatte, zum Gehorsam gegen den König zurück, worauf er wieder in seine Rechte und Würden eingesetzt wurde (1634).

Dennoch hielt er nicht lange Ruhe. Während des beginnenden Krieges mit Spanien, der eine Folge des Vertrags war, den Richelieu mit Schweden nach der Schlacht von Nördlingen 1635 geschlossen hatte (XXI. 5, 2), verband er sich mit dem Grafen von Soissons zum Verderben des Cardinals. Alles war zu dessen Ermordung bereit; als sie aber zur Ausführung kommen sollte, schreckte Gaston zurück und hielt mit dem letzten Befehl an sich.

Maria von Medicis aber verließ 1638, unzufrieden mit der spanischen Unterstützung, die Niederlande und gieng nach England. Dort ward sie aber fortgewiesen, und als sie wieder in die Nieder=

lande zurückkehren wollte, wurde sie auch da weder von Spanien, noch von Holland aufgenommen. Ein Versuch der Aussöhnung mit ihrem Sohn, dem König, mißlang; doch erhielt sie die Zusage, daß man ihr, im Falle sie nach Florenz gehen würde, ihre Einkünfte verabreichen wollte. In ihrem gewohnten Eigensinn aber verwarf sie diesen Vorschlag und begab sich nach Köln, wo sie bis an ihren Tod (1642) nicht zwar in armen, aber doch sehr beschränkten Verhältnissen lebte.

Da Richelieu's Gegner nun nicht mehr mit offener Gewalt hervorzutreten wagten, versuchten sie es, ihm durch geheime Machinationen beizukommen, indem sie den kränkelnden und dabei mißtrauischen König durch dessen Beichtvater und durch ein junges Ehrenfräulein der Königin, Namens Luise de Lafayette, gegen den Cardinal einzunehmen suchten; allein dieser kam dahinter und der Beichtvater wurde entfernt. — Selbst die Königin Anna, von einem Prozesse wegen verrätherischer Verbindung mit dem spanischen Hofe bedroht, mußte, um der Schmach einer Trennung zu entgehen, dem Cardinal eine bereuende Abbitte leisten, worauf eine Versöhnung zwischen beiden königlichen Gatten eintrat, welche die Folge hatte, daß die seit 20 Jahren vermählte, aber bisher kinderlose Anna zum erstenmale Mutter wurde.

6. Die Verschwörung des Cinqmars und de Thou's Theilnahme: Bestrafung beider. Krankheit und Tod Richelieu's. Rückblik auf seine Wirksamkeit.

Einige Zeit darauf entstand eine neue, das Leben des Cardinals bedrohende Intrigue, bekannt unter dem Namen „die Verschwörung des Cinqmars", in welche abermals der characterlose Gaston mit dem Herzog von Bouillon, so wie auch der sonst edle Parlamentsrath Franz August de Thou (Sohn des Geschichtschreibers und Mitarbeiters am Edict von Nantes XX. 7, 4. a. E.), verwickelt war, und die wenigstens dem erstern und dem letztern den Kopf kostete.

Der König nämlich, der längst an öffentlichen Festen und Zerstreuungen keinen Theil mehr nahm, bedurfte von jeher einen vertrauten Gesellschafter, der ihm die Zeit vertrieb. Da Richelieu keine Zeit hatte, sich dazu herzugeben, so sorgte er, daß es dem Könige nicht an einem Günstlinge fehlte, von dessen Unschädlichkeit er (der Cardinal) sich zuvor überzeugt hatte. Um diese Zeit war Cinqmars, der Sohn eines Marschalls und ehemaligen Finanzministers, ein neunzehnjähriger

junger Mensch von ausnehmender Wohlgestalt und einnehmenden Manieren, sonst aber ohne Talent und Verdienst, des Königs erklärter Günstling, den Richelieu selbst empfohlen hatte. Allein Cinqmars, durch diese rasche Erhebung übermüthig geworden, fieng in seinem Leichtsinn an, sich einem üppigen Leben zu ergeben und dabei den König zu vernachlässigen, ja ihn sogar durch grobe Unarten zu belästigen, so daß dieser sich darüber gegen den Cardinal beklagte. Da nun Richelieu den Günstling zur Ordnung wieß, faßte dieser einen Groll gegen ihn. Dagegen fieng er nun an, dem König zu schmeicheln, um auf diese Weise zur Befriedigung der stolzen Wünsche seines Herzens zu gelangen. Sein Uebermuth steigerte sich nun so, daß er nach der Herzogswürde, nach dem Oberbefehl über das Heer und nach der Hand einer mantuanischen Prinzessin strebte. Da nun Richelieu diesen ausschweifenden Wünschen um der Ehre Frankreichs willen entgegen war, so faßte Cinqmars aus Rache den Plan, den Cardinal beim Könige zu stürzen, und scheute sich nicht vor dem Könige von der Nothwendigkeit der Ermordung Richelieu's zu sprechen. Um den gefährlich gewordenen Günstling vom Hofe zu entfernen, bot Richelieu ihm eine Statthalterstelle an; jener schlug sie aber aus in dem Wahn, dem Cardinal ein ähnliches Schicksal bereiten zu können, wie vormals Luynes dem Marschall Ancre. Da indeß der König im Gefühl der Unentbehrlichkeit des Cardinals in den verderblichen Plan seines Günstlings nicht eingieng, so verband sich Cinqmars mit dem Herzog von Orleans (Gaston) und dem Herzog von Bouillon, die von ihren alten Umtrieben nicht lassen konnten, desgleichen mit dem Parlamentsrath de Thou und andern Männern der Verwaltung, welche Richelieu's Walten für verderblich hielten. Obgleich Frankreich mit Spanien im Kriege war, so unterhandelten sie doch insgeheim mit dem spanischen Kabinet und erhielten — gegen das Versprechen, aus dem Bündniß mit Schweden zurücktreten zu wollen, — Geld und Truppen. Cinqmars sowohl, als de Thou wurden, ein jeder von einem seiner Freunde gewarnt: sie blieben aber verblendet. Da kam — man weiß nicht wie — eines Tags dem Cardinal Richelieu eine Abschrift von jenem geheimen, mit Spanien geschlossenen Vertrag der Verschworenen in die Hände, und sogleich legte er das hochverrätherische Document dem Könige vor, welcher, gekränkt von Cinqmars' Undankbarkeit und von der nie rastenden Feindschaft seines Bruders Gaston, dem Cardinal freie Hand gab, nach den Umständen zu handeln. — Cinqmars, de Thou und Bouillon wurden nun verhaftet, Gaston aber verschont, weil er in seiner characterlosen Weise um Verzeihung bat und alles angab, was seine Mitverbündeten stürzen mußte. Bouillon wurde aus Rücksicht auf seinen tapfern Bruder, den Marschall Türenne, und auf Bitten des Herzogs von Oranien, seines Verwandten, gegen Abtretung der Festung Sedan begnadigt; Cinqmars und de Thou aber, den Gesetzen gemäß als Hochverräther zum Tode verurtheilt. Der letztere, der nie an dem Plan der Ermordung Richelieu's,

aber doch an dem spanischen Bündniß Theil genommen hatte, erkannte sich selbst für schuldig und litt, von Allen bemitleidet, den Tod mit Standhaftigkeit. Auch Cinqmars trug sein Schicksal mit Resignation. Der König konnte und wollte ihn nicht retten.

Schon während der ganzen, diese Verschwörung betreffenden Prozeßverhandlung war der König sowohl, als Richelieu, die sich des spanischen Krieges wegen im Süden Frankreichs, besonders zu Narbonne, aufhielten, bedeutend krank geworden und kehrten so nach Paris zurück. Richelieu war durch jenen Prozeß auch im Gemüthe schwer angegriffen, weil es sich aus den Untersuchungen klar ergeben hatte, daß der König um den Plan seiner Ermordung gewußt und weder die Frevler mit Entrüstung abgewiesen, noch daran gedacht hatte, ihn zu warnen. Doch der Gedanke, nun dadurch den König nur noch mehr in der Hand zu haben, entschädigte ihn. Auch veranlaßte er sogleich den König, in einer besondern, dem Parlament mitgetheilten Urkunde, seinen unwürdigen Bruder Gaston für den Fall der Minderjährigkeit des Thronfolgers aller Theilnahme an der Regierung für unfähig zu erkennen.

Das war der letzte politische Act Richelieu's. Seine Krankheit kehrte verstärkt wieder und ergriff ihn so, daß er am 5. Dezember 1642 im 56. Jahre seines Lebens starb, und dabei die gleiche Entschiedenheit und Selbstzuversicht bewies, die ihm im Leben eigen war.

Als er die Zunahme der Krankheit bemerkte, fragte er seine Aerzte, wie lange er noch zu leben habe. Diese antworteten: man müsse noch nicht verzweifeln; da er für Frankreich unentbehrlich sey, so „werde Gott etwas Außerordentliches thun." Unzufrieden mit dieser Schmeichelei, ließ er den königlichen Leibarzt Chicot kommen und bat ihn, ganz offen zu sagen, wie es mit ihm stehe. Als dieser sagte, in 24 Stunden werde sich's zum Leben oder Tod entscheiden, sagte Richelieu: „Das ist gesprochen, wie sich's gebührt: ich verstehe Sie!" Darauf bat er den König zu sich und nahm von ihm Abschied; er ermahnte ihn, auf der eingeschlagenen Bahn der Politik zu verharren, und empfahl ihm seine eigenen Verwandten, jedoch nur für den Fall, daß sie ihm treu und gehorsam blieben. — Als der Marschall von Grammont seinen Schmerz über sein Scheiden ausdrückte, verwies er es ihm mit den Worten: „Ihr Schmerz macht mich weich, und es ziemt sich nicht für mich, in der Todesstunde eine Schwäche zu zeigen, die ich im Leben nicht kannte." Als darauf einer der umstehenden Bischöffe sich wegen seiner Sicherheit besorgt zeigte, wendete sich Richelieu zu dem Pfarrer

von Eustache, und sagte: „Bald wird mein Richter mich richten: möge er mich verdammen, wenn ich je etwas Anderes gewollt habe, als das Beste der Religion und des Staats." Auf die Ermahnung dieses Pfarrers, er möge seinen Feinden verzeihen, entgegnete der Sterbende, er solle unbesorgt seyn, er habe nie andere Feinde gehabt, als Feinde des Staats und seines Königs." — Kurz darauf starb er vollkommen gefaßt. — Sein kühnes Selbstvertrauen drückte sich auch in den Sinnbildern aus, die sich an den Zimmerwänden seines Prachtpallastes fanden: hier das Firmament mit der Inschrift: „in der Bewegung unbewegt!" — dort ein Löwe, der die ihn anbellenden Hunde verachtet; — ferner zwei Hände, einen Todtenkopf haltend, mit der Umschrift: „bis zum Tod!" — Dort ein Bienenschwarm mit der Beischrift: „In Allen Ein Geist!" — So hatte seine ganze Natur und Handlungsweise nur die eigne Kraft zur Unterlage und ruhte nicht auf dem ewigen Grund der Religion und des Rechts. Sein politischer Egoismus war es gerade, der den im französischen Volk liegenden Hang nach dem Aeußerlichen und Materiellen förderte, und der Sucht des Verstandes, mit wandelbaren Formen zu spielen, und die Religion und Moral als Mittel zu politischen Zwecken zu benützen, außerordentlichen Vorschub leistete. Doch ist nicht zu leugnen, daß sein Ehrgeiz kein kleinlich persönlicher, sondern gewissermaßen ein vorherrschend patriotischer war, indem alle seine Unternehmungen zugleich Frankreichs Größe zum Ziel hatten.

Die große Thätigkeit dieses außerordentlichen Mannes war auch in vielen Werken des Friedens, die er förderte, sichtbar, indem er sich die Hebung und Erweiterung des Handels, die Mehrung der Verkehrswege durch Kanalbauten, die Verschönerung von Paris, die Pflege der Künste und Wissenschaften angelegen sein ließ. In letzterer Beziehung verdankt ihm Frankreich die Errichtung der französischen Academie (1635), deren besondere Aufgabe in der Regelung der Sprache und des Geschmacks liegen sollte. Er selbst war ein Freund der Poesie, besonders der dramatischen, in der er selbst, wiewohl keine glücklichen, Versuche machte.

2. Kapitel.

Frankreich während der Minderjährigkeit Ludwig's XIV unter der Leitung Mazarin's.

1. Tod Ludwig's XIII. Seine Regentschaftsanordnung in Betreff der Minderjährigkeit Ludwig's XIV. Mazarin. Die Königin-Mutter Anna; Gaston von Orleans; Condé. Die machiavellistische Staatskunst Mazarin's.

Nach Richelieu's Tode meinten alle seine Gegner, nun sei die Zeit ihrer Herrschaft gekommen; allein Ludwig XIII, von Mazarin unterstützt, den Richelieu selbst ihm empfohlen hatte, wich nicht von den Anordnungen des Cardinals ab, weßhalb sich nun der Haß der Getäuschten gegen den König kehrte. Sie sahen mit geheimem Vergnügen die Abnahme seiner Kräfte, weil sie von der in Aussicht stehenden vormundschaftlichen Regierung mehr für sich hofften. Allein Ludwig ordnete noch vor seinem Tode die Regentschaft in einer Weise an, die ihnen ihre Hoffnungen vereiteln sollte. Der Königin Anna, als Regentin, setzte er zwar seinen Bruder Gaston von Orleans, mit dem er sich versöhnt hatte, und seinen Oheim Condé, den Jahre und Erfahrung gemäßigt hatten, zur Seite; gesellte ihnen aber noch fünf Staatsmänner aus der Schule Richelieu's bei, von denen Cardinal Mazarin die Hauptleitung hatte. Dieser ganze Regentschaftsrath erhielt die Weisung, bis zur Mündigkeit des damals fünfjährigen Ludwig's (XIV) sich keine Neuerung im Gange der Regierung und deren bisherigen Politik zu gestatten und in wichtigen Angelegenheiten nur nach der Mehrheit der Stimmen zu entscheiden. Nicht lange darauf, am 14. Mai 1643, verschied der König nach 14tägigem Todeskampf im 42. Lebensjahre. Obgleich er im Grunde ein Schattenkönig war, so ist doch unter seiner Regierung, eben durch Richelieu's Geist, die politische Einheit des französischen Staats bedeutend gefördert worden, die auch in den mittlern und höhern Klassen dieser Nation eine größere Einheit der Sitten und Lebensformen zur Folge hatte als in irgend einem andern Lande.

Von **Mazarin**, der Richelieu's Werk fortzusetzen die Aufgabe hatte, möge hier der Hauptmomente seines frühern Lebens gedacht sein. Er hieß eigentlich Mazarini und war 1602 zu Piscina in den Abruzzen geboren. Aus einer sizilianischen Adelsfamilie stammend, studirte er anfangs auf spanischen Universitäten, nachher zu Rom und wurde schon frühe in der Diplomatie verwendet. Als Hauptmann bei den päpstlichen Truppen, trug er im Veltlin zur Schließung eines Waffenstillstands zwischen Spanien und Frankreich bei und förderte nachher als päpstlicher Internuntius den Frieden zwischen diesen beiden Mächten. Darauf wurde er zu Lyon von Richelieu, der sein Talent erkannte, für das französische Interesse gewonnen. Durch seine Geschicklichkeit kam 1631 der Friede zu Chierasco zu Stande. Späterhin kam er als päpstlicher Nuntius nach Paris, trat 1639 in Rom als Agent für Frankreich auf, wurde darauf an Richelieu's Seite berufen und erhielt durch Vermittlung Ludwig's XIII 1641 den Cardinalshut. — Was ihm von Richelieu's mächtig durchgreifender Kraft, kühn und offen auftretendem und großartigem, Alles vor sich niederbeugendem Herrschergeist abgieng, das ersetzte er durch ungemeine Geschäftsgewandtheit, feine Schmiegsamkeit, italienische Schlauheit und glänzende Unterhaltungsgabe, erschien aber eben dadurch in einem schwächern Lichte, und ärntete von seinen Gegnern nicht selten Verachtung, während Richelieu selbst denen, die ihn tödtlich haßten, doch innerlich eine gewisse Achtung abgezwungen hatte.

Kaum hatte die Königin Anna die Regentschaft angetreten, als sie die Vormundschaftsordnung des verstorbenen Königs umstieß und vom Parlamente sich die alleinige Vormundschaft zusprechen ließ, und zwar mit dem Rechte, ihre Räthe selber zu wählen, in allen Fällen selber zu entscheiden und sich vom Herzog von Orleans oder vom Herzog von Condé vertreten zu lassen. Schon wollte Mazarin Frankreich verlassen und sich nach Rom zurückziehen. Allein da Anna wohl einsah, daß er doch unter allen der fähigste war, die Zügel des Staats zu führen, zumal er in alle Staatsgeheimnisse eingeweiht war, so behielt sie ihn mit Zustimmung Orleans' und Condé's bei und überließ ihm, bei ihrer großen Abneigung gegen Geschäfte, die ganze Verwaltung.

Mazarin wußte durch die oben angegebenen Eigenschaften seines Characters die Königin so für sich einzunehmen, daß er bald nicht nur alle seine Nebenbuhler von der Mitregierung ausschloß und dagegen seine Anhänger (darunter le Tellier) in den Staatsrath brachte, sondern auch die sogenannte „Partei der Wichtigthuer" (des importents, die nur eine Fortsetzung der aristokra-

tisch feudalistischen Opposition war), darunter selbst einige Vertraute der Königin, vom Hof entferne, ja einige, die gegen ihn Complotte und Mordplane schmiedeten, zur Haft bringen ließ.

Die Politik Richelieu's fortsetzend, suchte er Frankreich an allen seinen Gränzen im Kriegszustand zu erhalten, die Aufmerksamkeit der Nation von den innern Angelegenheiten abzuziehen und dadurch sich unentbehrlich zu machen. Dabei aber leitete ihn nicht, wie den Richelieu echter, großartiger Patriotismus, den er als Italiener für Frankreich gar nicht fühlte, sondern bloß die niedrige Liebe zum Geld: nicht Herrschsucht, sondern Habsucht war die Quelle seiner Handlungen, und Ränke und Intriguen, mit italienischer Feinheit gesponnen, dienten ihm als Mittel zu jenem schnöden Zweck. Diese Seite seines Characters fühlte das Volk bald heraus und wurde ihm so abgeneigt, daß es kaum seine große practische Geschicklichkeit, ja selbst nicht seine vorherrschende Milde in Anschlag brachte. Aus der italienischen Schule der Politik, mit allen geheimen Schlichen machiavellistischer Staatskunst bekannt, siegte er jedoch stets über alle seine Gegner, und wenn sie seinen Listen und Täuschungskünsten am Ende ähnliche Mittel entgegensetzen wollten, so überlistete er sie zuletzt doch.

Mazarin war es, der, als ganz Europa den Schluß des 30jährigen Krieges verlangte, die Friedensunterhandlungen in Münster durch jene unredlichen, argen Künste, die oben erwähnt wurden, verzögerte, weil für ihn der Krieg ein Mittel zur Erhaltung seiner Stellung in Frankreich war; er war es, der beim westfälischen Friedensschluß jene maaßlosen Forderungen durchsetzte, welche Deutschland auf seiner Westseite so schwer beeinträchtigten. Denn Frankreich gewann unter allen fremden Mächten gegen Deutschland am meisten und gieng aus diesem Kampfe mit einem für lange Zeit hinaus entschiedenen Uebergewicht hervor; ja es stieg in dem Maaße, als Deutschland sank.

Noch aber blieb Frankreich mit Spanien im Kampf, und da letzteres noch die Niederlande, die Freigrafschaft Burgund, die Lombardei, Neapel und Sicilien besaß und so allenthatben mit Frankreich zusammengränzte, so war mit Ausnahme der deutschen Rhein=

linie, an allen übrigen Gränzen Frankreichs der Krieg noch in fortwährendem Gange.

2. Lage des drittten Standes. Parlamentsopposition. Verhaftung von Parlamentsräthen. Entstehung der Fronde. Coadjutor Retz. Zweimalige Entweichung des Königs aus Paris. Einige Prinzen auf Seite der Fronde. Dringen auf Mazarin's Entfernung. Festigkeit der Königin Anna. Condé's Belagerung von Paris. Sühneversuch der gemäßigten Frondeurs. Friede zu Ruel. Rückkehr des Königs mit Mazarin.

Die vieljährigen Kriege, die Frankreich, dem politischen System seiner Leiter gemäß, führen mußte, hatten eine stets steigende Steuerlast verursacht: diese, noch dazu beruhend auf einer ungerechten Vertheilung und noch mehr erschwert durch eine drückende Erhebung, erzeugte in dem Stande der Bauern und Bürger, — auf welchen allein die Last lag, während Klerus und Adel steuerfrei war, — eine steigende Unzufriedenheit. Der Bauer in seiner Stumpfheit, in der ihn geistige und leibliche Verwahrlosung gehalten hatte, ertrug seine Noth mit stummer Resignation; der Bürger dagegen, gehoben von einem deutlichern Bewußtseyn der Rechts- und Staatsverhältnisse, fühlte sich zum Widerstand geneigt, und es bedurfte nur einer Veranlassung, mit demselben offen hervorzutreten; wie sich denn schon früher einzelne Städte und Landschaften gegen die Statthalter oder gegen die Forderungen der königlichen Steuererheber erhoben, aber sich damit nur einen desto schlimmeren Zustand bereitet hatten.

Diese Stimmung des Volks war durch denjenigen Theil der Parlamente, der selbst aus dem Volke hervorgegangen war, so wie auch durch die öfteren Schilderhebungen der mit dem Hof zerfallenen Großen genährt und unterhalten worden. Dazu kam, daß die Königin Anna, ungeachtet ihrer Schönheit, schon wegen ihrer spanisch-österreichischen Abkunft, besonders aber wegen ihres Stolzes, ihrer verschwenderischen Prachtliebe und endlich wegen des Verdachtes eines — obwohl nicht begründeten — geheimen Umgangs mit dem vom Volke gehaßten Mazarin durchaus nicht beliebt war.

Unter diesen Umständen war das Parlament von Paris noch die einzige Stütze, der das Volk vertraute. Die Vorstellungen des Parlaments gegen Steuerdruck und übermäßige Ausgaben wurden von der Regierung nicht beachtet und die freimüthigsten Sprecher verhaftet. Da fiengen einzelne Steuerpflichtige an, ihre Leistungen zu verweigern, während die Requêtenmeister des Parlaments nur noch fester auf ihren Widersprüchen gegen die Steueransätze beharrten. Weil nun die Regierung jeden Antrag auf Aenderung der Steuergesetze zurückwies, so beschloß das Parlament, daß alle seine Kammern mit dem Steuerhof, der Oberrechnungskammer und dem großen Rath zu einer neuen Berathschlagung über die Abstellung aller Mängel der öffentlichen Verwaltung zusammentreten sollten.

Nicht gewillet, dem Parlament eine ihm nicht zustehende Controle über die Regierung zuzugestehen, ließ die Regentschaft wieder einige Parlamentsräthe verhaften und verbot die beschlossene Vereinigung. Auf wiederholte Vorstellung wurde ihnen jedoch die vereinte Berathschlagung gestattet, wiewohl nur auf acht Tage. Die daraus hervorgegangenen Vorstellungen und beharrlichen Vertheidigungen derselben erschienen der Königin als aufrührerisch: sie äußerte gegen ihre Umgebung, sie werde nie zugeben, daß die „Canaille" (das Volk) das Ansehen des Königthums angreife. Diese Aeußerung wurde bekannt und brachte eine so starke Gährung hervor, daß Mazarin für gut fand, in einigen Puncten nachzugeben und unter Anderm dem Parlamente das Recht der Steuerbewilligung und der persönlichen Freiheit einzuräumen.

Allein als auf dem Kriegsschauplatze (es war im letzten Jahre des 30jährigen Kriegs) der Herzog Condé den Erzherzog Leopold (bei Lens) besiegte, glaubte der französische Hof im Uebermuth seines Glückes diesen Zeitpunkt zum Brechen des parlamentarischen Widerstands benützen zu können, und schritt wieder zur Verhaftung von zwei der freimüthigsten Parlamentsräthe. Diesmal aber erhob sich das Volk in grimmiger Wuth und begann heimlich, aufgewiegelt durch den Coadjutor von Retz, einen Hauptgegner Mazarin's, den Krieg der Fronde.

Der Name Fronde, die Schleuder, und Frondeurs, die Schleuderer, als Bezeichnung der Opposition gegen die Regierung, entstund daher,

daß ein Parlamentsredner das Benehmen des Parlaments, das beim jedesmaligen Erscheinen des Herzogs von Orleans in der Versammlung sich nachgiebig zeigte und wenn er weggegangen war, wieder gewaltig kühnsprechend fortfuhr, mit dem Benehmen der Pariser Schulknaben verglich, die sich in den Festungsgräben der Stadt mit Steinschleudern unterhielten und jedesmal beim Erscheinen der Polizey davon liefen, aber nach der Entfernung derselben zu ihrem verbotenen Spiel zurückkehrten. Der witzige Vergleich gefiel und gab der Partei den Namen, und darauf bezügliche Sinnbilder, auf allen Waaren und Luxusartikeln aufgedrückt, schufen eine Mode à la fronde.

Dieser Bürgerkrieg bestand eigentlich in zwei großen Volksaufständen, die den Hof in die größte Gefahr brachten und, unterstützt von einem Theile der Großen, zunächst die Entfernung Mazarin's und zugleich von Seite des von Coadjutor Retz geleiteten Parlaments die Erweiterung der Rechte dieses Gerichtshofs zu eigentlich ständischen, von Seite jener Großen die Wiedererringung ihrer alten feudalistischen, das Königthum beeinträchtigenden Gewalt zum Ziel hatte.

Beim Ausbruch des ersten Hauptaufstandes sperrten wohl an tausend Barrikaden die Straßen, und an 40,000 bewaffnete Bürger drängten die anrückenden königlichen Truppen bis zu den Tuillerieen zurück und plünderten einen Palast. Als eine Parlamentsabordnung die Regentin um Freilassung der Gefangenen bat, erklärte sie fest, daß sie sich durch Pöbelgewalt nichts werde abdringen lassen, und ermahnte sie, durch Abstellung des parlamentarischen Widerstands zur Ordnung beizutragen. Da die Abgeordneten ihre Vorstellungen erneuerten und auf die steigende Gefahr aufmerksam machten, rieth Mazarin, unter Beistimmung des Herzogs von Orleans, zu eiliger Bewilligung des Volkswunsches, und die Gefangenen wurden freigegeben.

Diese Nachgiebigkeit erzeugte bei Vielen im Volke eine große Einbildung von ihrem Gewicht, die von ehrgeizigen Führern zur Erreichung ihrer selbstsüchtigen Zwecke benützt wurde. Auch dem Parlament wuchs dadurch das Selbstvertrauen, das besonders den jüngeren, aus Ehrgeiz und Eitelkeit zu heftiger Opposition geneigten Theil desselben zu steten Uebergriffen über die dem Parlament zustehende Rechtssphäre verleitete. Darum suchte sich die Regentschaft vorzusehen: königliche Truppen

wurden zusammengezogen, der junge König nach St. Germain in Sicherheit gebracht und einige der angesehensten Frondeurs wieder verhaftet.

Darüber aufgebracht, verlangte das Parlament von der Regentin die Entfernung Mazarin's, als eines Ausländers, die Zurückführung des Königs und die Bestätigung der Parlamentsfreiheiten. Auf den Rath Mazarin's begab sich nun Condé selbst in das Parlament, um es zu beruhigen, behandelte aber den Präsidenten desselben so verächtlich, daß das Parlament die Bürger aufforderte, sich zur Vertheidigung der Stadt bereit zu halten. Die Fäden dieser Bewegung leitete besonders der überaus kluge Coadjutor Retz, der mit seinem Familiennamen Paul de Gondi hieß und von Ludwig XIII zum Coadjutor des Erzbischoffs von Paris ernannt worden war. Durch feurige Kanzelberedtsamkeit hatte er einen großen Anhang im Volke gewonnen, aber durch sein ehrgeiziges Streben nach kirchlicher sowohl, als politischer Bedeutsamkeit sich den Haß der Geistlichkeit und den Unwillen des Hofs, besonders Mazarin's, zugezogen. Daher schloß sich Retz der Partei der mit der Regierungsverwaltung Unzufriedenen an und wurde durch sein ausgezeichnetes Talent und seine tiefe Kenntniß aller der Personen und Umstände der Hauptleiter der Fronde. Als der Aufstand in das vorerwähnte Stadium getreten war und das Parlament vor dem Ausbruch der Waffenerhebung noch einmal mit dem Hofe zu verhandeln vorhatte, drang Retz darauf, daß Mazarin zu diesen Verhandlungen nicht zugelassen werden solle. Dadurch glaubte er das Ansehen Mazarin's zu schwächen und sich an seine Stelle zu schwingen. Mazarin blieb aus den Verhandlungen weg und rieth der Regentin zum abermaligen Nachgeben. Sie versprach daher im Wesentlichen, den Mißbrauch der Verhaftungen abzustellen, die Steuern zu reduziren, die Abgaben nur im Einverständniß mit dem Parlament zu bestimmen und alle Handelsmonopole aufzuheben.

Darauf erfolgte die Rückkehr des Königs nach Paris und im Volke war großer Jubel. Allein einerseits fehlte jenen Versprechungen die Gewähr, anderseits gab das Parlament rechtha=

berisch in keinem Stücke nach, indem es stets dahin trachtete, die Rechte wirklicher Reichsstände auszuüben.

Nun gedachte Mazarin das Parlament dadurch einzuschüchtern, daß auf seinen Rath der König mit der Regentschaft und dem Hofstaat in einer Nacht plötzlich Paris zum zweitenmal verließ und von St. Germain aus drohte, Paris einschließen und die Zufuhr abschneiden zu lassen. Dieß gewagte Verfahren that aber die gegentheilige Wirkung. Denn Retz veranlaßte nun das Parlament zu den keckſten Beschlüssen, indem es sogar neue Verwaltungsbehörden in Paris einsetzte, dem Lande Geld zu erlegen und Mannschaft zu stellen auferlegte, den Cardinal Mazarin für einen Feind des Staates erklärte und ihm bei Todesstrafe gebot Frankreich zu verlassen.

Während nun ein Theil am Hofe, geschreckt durch die damals eingetroffene Nachricht von dem traurigen Schicksal des Königs Karl I von England, zur Milde, ein anderer Theil aber zu strengern Gegenmitteln rieth, und die Umlagerung von Paris durch Condé mit noch geringen Mitteln ins Werk gesetzt wurde, verließen der Prinz von Conty (der jüngere Bruder Condé's), und die Herzöge von Elboeuf, Bouillon und Longueville heimlich das Hoflager und schloßen sich, vom Coadjutor gelockt und unterstützt, aus Ehrgeiz und Eitelkeit an die Fronde an Darüber hatten die Pariser eine so große Freude, daß die Fronde den jungen aber unfähigen Conty zum „Anführer aller Heere des Königs, unter dem Befehle des Parlaments" ernannte, bloßum ihrer Sache durch einen Prinzen von Geblüt desto mehr Ansehen zu geben, obgleich er nichts als bloßes Werkzeug war. Auch die Bastille ergab sich, und ihr Commandant, der Herzog von Beaufort, schloß sich den Aufrührern an. Selbst der tapfere Türenne, Bouillon's Bruder, der am Rhein im königlichen Heere befehligte, ließ sich durch des Coadjutors Vorspiegelungen gewinnen, sein Heer zum Dienste der Fronde bereit zu halten. Hierauf wurde an die Regentin die Aufforderung erneuert, den Cardinal Mazarin zu entfernen. Allein die Regentin blieb fest und erklärte alle Parlamentsbeschlüsse für nichtig, setzte den abgefallenen Prinzen und andern Anhängern des Parlaments

eine dreitägige Frist zur Rückkehr und rechtfertigte Mazarin's Verwaltung. Dabei stellte sie aber eine Berufung der Reichsstände in Aussicht (wiewohl der Hof dieses Versprechen schwerlich zu halten gedachte). Zugleich wurde die Umlagerung von Paris verstärkt.

Weil aber dadurch der Handelsverkehr mit den Provinzen, in denen gleichfalls große Unruhen herrschten, noch mehr unterbrochen wurde, und die vielen kleinen blutigen Kämpfe vor der Stadt zu keiner Entscheidung führten, so waren Viele im Volk und Parlament zur Aussöhnung geneigt; allein Retz suchte diese auf alle Weise zu verhindern und stiftete einen Abgesandten Spaniens auf, anstatt mit dem Hof, mit dem Parlament zu verhandeln, was den Ehrgeizigen im Parlament gar sehr schmeichelte. Weil aber durch alles dieß der Pöbel in Paris immer frecher wurde und schon seine beutegierigen Augen auf die Habe der reicheren Bürger richtete, die zu schützen die Besseren im Parlament für Pflicht hielten, so riethen alle Besonnenen, der Parteiwirren und des Belagerungsdrucks müde, zur Aussöhnnng mit dem Hof. Auch der Hof fühlte dieses Bedürfniß, und so kam es durch Abgeordnete von beiden Seiten in Ruel zu Sühneversuchen. Nur dem gemäßigten Sinne des Parlamentspräsidenten Molé, der nie eine eigentliche Schmälerung der königlichen Autorität beabsichtigt hatte, obgleich er andererseits die herkömmlichen Gerechtsame des Parlaments standhaft vertheidigte, hatte man es zu danken, daß zwischen beiden Theilen der Friede zu Ruel verabredet wurde.

Darüber aber waren alle, welche auf eine fortdauernde Feindseligkeit die ehrgeizigen Hoffnungen ihrer Zukunft gebaut hatten, im höchsten Grade unzufrieden. Molé hatte daher bei seiner Rückkehr in's Parlament die drohendsten Vorwürfe von Seiten Conty's und Anderer zu hören, und entgieng bei'm Heimgang in seine Wohnung der Wuth des Volkes, ja dem Dolche eines Meuterers nur durch seine ruhige kühne Furchtlosigkeit.

Bei den fortgesetzten Verhandlungen mit dem Hofe stellten die frondistischen Prinzen und Feldherren, ein jeder für sich die unmäßigsten Forderungen. Allein da indessen Türenne's Heer am Rhein, theils durch den Sold, womit Mazarin es insgeheim

befriedigte, theils durch das wiedererwachende Ehrgefühl bewogen, zur Pflicht gegen den König zurückkehrte, während Türenne selbst die Flucht ergriff, so gaben die Prinzen und das Parlament nach und nahmen den Frieden an. Selbst Retz ließ mit seinen Intriguen für dießmal nach, und Mazarin, siegreich aus dem Kampfe hervorgehend, zog nebst Condé mit dem König wieder in Paris ein und erhielt sogar vom Volke Zeichen der größten Zufriedenheit. „Das ist die Weise unseres Volkes (sagt Rochefoucault): mit demselben Leichtsinn, mit dem es aus seiner Schuldigkeit heraustritt, kehrt es zu derselben zurück und geht in einem Augenblicke vom Aufruhr zum Gehorsam über!"

3. Condé's Anmaßungen. Verhaftung desselben. Waffenerhebung in Südfrankreich zu Condé's Gunsten. Sieg der Königspartei. Mazarin's Uebergewicht. Abermaliger Aufstand der Fronde. Condé's Befreiung. Mazarins Entweichung über die französische Gränze. Einzug Condé's in Paris.

Dennoch aber war mit diesem Frieden nichts gewonnen. Sowohl die Kronrechte, als die Rechte des Volkes blieben unbestimmt und somit der Wiederkehr der Parteiwirren die Thüre offen gelassen. Da der Krieg mit Spanien noch immer fortdauerte, so blieb auch die Finanznoth, aus welcher stets neue Forderungen, aus diesen aber neue Unzufriedenheit erwuchs. Auch unter den Großen blieben die Spaltungen. Condé schrieb sich das Verdienst zu, den König und dessen Minister wieder nach Paris zurückgeführt zu haben, und trat mit mehr Stolz auf; und weil er in der Gefahr den Cardinal Mazarin furchtsam und schwach gesehen hatte, so behandelte er ihn mit Zurücksetzung, ja mit Grobheit, und als vollends Mazarin manche der dem Herzog Condé in der Noth gemachten übermäßigen Versprechungen zu umgehen suchte, ward dieser sein erklärter Feind. Condé hatte jedoch keinen Halt, weder im Volke, dem er sich durch seine bei der Umlagerung bewiesene Härte verhaßt gemacht —, noch bei den Häuptern der Fronde, die er durch sein herrisches, anmaßendes Wesen abgestoßen hatte, so daß er also mit Retz eben so verfeindet war, wie mit Mazarin. Indem er in diesem Benehmen fortfuhr,

ahnete er durchaus keine Gefahr für sich. Allein seine Gegner wußten den Herzog von Orleans so gegen ihn einzunehmen, daß derselbe mit dem Ministerium und der Fronde über die Nothwendigkeit ernster Maaßregeln gegen ihn einverstanden war. Und so wurde Condé sammt seinem Bruder Conty und seinem Schwager Longueville ohne Untersuchung und Urtheil plötzlich verhaftet (1650) und dem Parlament darüber Vorlage gemacht. Dieses nahm die Erklärung ohne Widerrede an, und das Volk, beruhigt durch die allgemeine Amnestie, in die auch Retz eingeschlossen war, zündete Freudenfeuer an, als ob durch Condé's Gefangenschaft der Staat gerettet worden wäre! Auch Mazarin einerseits und Retz anderseits hofften nun um so eher, ein Jeder den Andern durch den Herzog von Orleans beherrschen zu können.

Zwar veranlaßte nun Condé's Gemahlin (die Nichte Richelieu's) unterstützt von dem Herzog von Bouillon und andern Freunden ihres Gatten, im südlichen Frankreich, — Türenne und Longueville, von Spanien unterstützt, im nordwestlichen Frankreich eine Waffenerhebung zu Gunsten Condé's. Allein jene, die Herzogin von Condé, wurde durch Mazarin's Gegenmaßregeln zu einem Vergleich gezwungen; diese, die Spanier mit Türenne, wurden durch den Marschall du Plessis bei Rethel völlig geschlagen, so daß sich Türenne nur mit Mühe rettete. Durch diesen Sieg gewann der Hof und Mazarin ein entschiedenes Uebergewicht, das die Frondeurs, besonders der Coadjutor Retz, nun strenger zu fühlen bekamen. Da Condé's Haft nicht aufgehoben wurde, so verbanden sich dessen Freunde nun mit Retz und der alten Fronde, und diese suchte nun durch Intriguen den Herzog von Orleans für die Freilassung des Gefangenen zu stimmen, während das Parlament auf geraderem Wege die Regentin Anna darum bat. Weil nun aber diese den Condé nur unter der Bedingung freigeben wollte, wenn die mit Spanien verbündeten Feldherren die Waffen niederlegen würden, so verlangte das Parlament abermals die Entfernung Mazarin's, und befahl, als die Regentin sich deß weigerte, dem Cardinal, binnen 14 Tagen das Land zu verlassen.

Mazarin verließ nun zwar das Land nicht, doch aber Paris, in der Hoffnung, der Hof werde ihm folgen. Als dieß bekannt wurde, erhob das Volk, von der Fronde aufgestiftet, wieder einen Aufstand, drang in der Nacht in den königlichen Palast und zog nicht eher ab, als bis es sich von der Anwesenheit des Königs überzeugt hatte. Doch ward der König und die Regentin fortwährend bewacht. Nunmehr beschloß Mazarin, dem Parlament zuvorzukommen, und kündigte in eigener Person dem Herzog von Condé und seinen Mitgefangenen zu le Havre die Freiheit an.

Allein seine Gegner erhoben nichts desto weniger abermals Klage gegen ihn und setzten beim Parlament den Beschluß durch, daß Mazarin verhaftet und seine Güter eingezogen werden sollten. Jetzt beschloß Mazarin, der inzwischen auch außer Paris überall eine feindliche Stimmung gegen sich bemerkt hatte, dem Sturme auszuweichen und außerhalb Frankreichs eine günstigere Wendung der Dinge abzuwarten. Er gieng nach Köln und beruhigte die Königin mit dem Erbieten seines jederzeit bereiten Rathes und Gehorsams.

Unterdeß hielt Condé unter dem Jubel des nämlichen Volks, das bei seiner Gefangennehmung gejauchzt hatte, seinen Einzug in Paris, und umgab sich mit einem glänzenden Hof, so daß Manche meinten, er werde die Regentschaft übernehmen. Daran dachte er jedoch nicht, da er als großer Feldherr und großer Herr mehr nach Ruhm, als nach Macht strebte, lieber von der Regierung „gefürchtet und geschmeichelt werden, als selbst sich ihrer bemächtigen" wollte.

4. Streit zwischen der Adelspartei und dem Parlament. Scheinbare Verbindung der Königin mit Retz und der ältern Fronde zu Condé's Sturz. Krieg der Frondisten in Südfrankreich. Mazarin's Rückkehr nach Paris. Condé's Zug nach Paris. Mazarin's abermalige Entfernung. Ausschweifungen des Pariser Pöbels. Condé's Schreckenssystem. Annäherung des Königs. Condé's Entweichung nach den Niederlanden.

Wären nun die Oppositionsparteien über sich klar und unter sich einig gewesen, so war dieß der Augenblick, den Despotismus der Regierung zu brechen und eine große Reform des politischen Lebens der Nation zu bewerkstelligen. Allein die Ansprüche des Adels,

der sich noch für die Nation selbst hielt und auf sein Recht und seine Pflicht der Landesvertheidigung pochte, — und die Ansprüche des Parlaments, das als Bewahrer der Gesetze sich auch zum Verwalter und Schiedsrichter des öffentlichen Lebens berufen ansah, standen sich zu schroff gegenüber und ließen ein gemeinsames Streben nicht zu. Es hatten sich gerade um diese Zeit (Febr. 1651) in Paris viele Edelleute eingefunden und hielten unter sich besondere Berathungsversammlungen, die als dem königlichen Ansehen schädlich das Parlament nicht dulden wollte, zumal der Adel schon hinlänglich im Parlamente vertreten sei. Die Edelleute gaben aber nicht nach, und selbst viele Geistliche schloßen sich an dieselben an. Da nun das Parlament die Versammlungen förmlich verbot, so beschloß der Adelsconvent Rache zu nehmen. Condé war schwankend, ob er auf die Seite der Edelleute oder auf die Seite des Parlaments treten sollte. Zuletzt legte sich der Herzog von Orleans in's Mittel und drohte im Namen der Regentschaft, Gewalt zu brauchen, wenn die Adeligen sich nicht dem Parlament fügen würden. Ungern gehorchten die Adeligen. Dagegen sah sich die Regentin genöthigt, ihr bisheriges Ministerium zu entlassen.

Die in diesem Streit zu Tag getretene Trennung der beiden einflußreichsten Körper, des Adels und des Parlaments, benützte nun Mazarin zu einem fein angelegten Plan. Um überhaupt die zur Befreiung Condé's vereinigt gewesenen Parteien wieder zu trennen, rieth er der Regentin, ihr neues Ministerium mit lauter Anhängern Condé's (also mit Mazarin's Feinden) zu besetzen. Dadurch wurde nämlich (und das war Mazarin's Absicht) sowohl der Herzog von Orleans, ohnedieß stets eifersüchtig auf Condé, als auch die auf Orleans vertrauende alte Fronde beleidigt, — und die also wieder geschiedenen Parteien schwächten sich gegenseitig so, daß die Regentin, ohnedieß durch ihre Stellung vom Ministerium unabhängig, freies Spiel bekam. Sie zeigte dem Condé äußerlich Vertrauen, während sie innerlich seinen Sturz beschloß. Zu diesem Zwecke bot sie (auf Mazarin's Rath) insgeheim dem Coadjutor Retz die Stelle des ersten Ministers an. Als Condé endlich diese Intrigue gewahrte, brach er in Haß gegen den Coadjutor aus, verließ Paris und rüstete sich im Süden Frankreichs zum

Krieg, um sich dadurch an der Regentin für ihre Verbindung mit Retz und der alten Fronde zu rächen.

Mazarin rieth der Regentin nun, sich auf das Parlament zu stützen und durch dessen Rechtsformen auf scheinbar legale Weise ihren Feind verurtheilen zu lassen, nach dessen Vernichtung es ihr dann leicht werden würde, auch das Parlament wieder zu beherrschen. Auf das Parlament gestützt, ließ sie auf Mazarin's Rath ihren nun 14jährigen Sohn Ludwig feierlich für volljährig erklären, um in Betreff ihrer ferneren Handlungen durch den Zauber der königlichen Machtvollkommenheit jeder Verantwortung überhoben zu seyn, da sie natürlich nach, wie vor, den königlichen Willen lenkte.

Um ferner Zeit und die Gunst des Volks zu gewinnen, mußte der König einerseits dem Condé eine Belobung seiner bisher ihm geleisteten Dienste ertheilen, anderseits seine Unzufriedenheit mit Mazarin aussprechen und auf die Rückkehr des letztern die Strafe des Hochverraths setzen.

Da aber Condé natürlich nicht den obersten Machteinfluß eingeräumt bekam, so verharrte er in seiner feindlichen Stellung, angetrieben dazu durch die Eitelkeit seiner Schwester, der Herzogin von Longueville, und anderer Frauen, welche aus Eifersucht gegen die Königin Anna und deren weibliche Umgebung einen Hof für sich bilden wollten. Da Retz und Türenne sich dem Könige anschloßen, so hatte Condé also weder das Parlament, noch das Pariser Volk für sich. Zwar hatte er eine Verbindung mit Spanien eingegangen und den kriegerischen Adel der Westprovinzen auf seiner Seite; aber die dortigen Städte weigerten sich, ihn zu unterstützen. Er suchte nun die Hugenotten zu gewinnen und erbot sich sogar zu ihrem Glauben überzutreten, aber da Mazarin sie von Anfang an geschont, hielten sie sich ruhig. So nahm denn der Krieg keinen rechten Fortgang, zumal Turenne mit königlichen Truppen gegen Condé im Anzug war.

Jetzt erst hielt Mazarin den Zeitpunct gekommen, nach Frankreich zurückzukehren. Er that es mit einem auf seine Kosten geworbenen Heere und wurde von der Königin-Mutter zu Poitiers mit Freuden aufgenommen und wieder an die Spitze der Regierung gestellt. Vergebens gab sich Retz alle Mühe, den Her=

zog von Orleans zur Bildung einer Mittelpartei zu vermögen; allein dieser gieng nicht darauf ein. Und so zog sich Retz, der um diese Zeit die Cardinalswürde erhielt, auf eine Zeit lang in die Verborgenheit zurück.

Unterdeß war zwischen Türenne und Condé ein zweifelhaftes Treffen vorgefallen, worauf Condé, getrieben von seiner Umgebung, sich in der Hauptstadt wieder einen Halt zu verschaffen, rasch nach Paris gieng und dort, einverstanden mit Orleans, im Parlament erklärte, daß er nur gegen Mazarin die Waffen ergriffen habe, dem Könige aber alle Treue beweisen wolle. Von nun an hielten das Parlament, die alte Fronde und Condé wieder zusammen und knüpften Unterhandlungen mit dem Hof an, wobei sie auf Mazarin's Wiederentfernung drangen. Mazarin erklärte durch die Königin, daß er sich entfernen wolle, wenn die Prinzen die Waffen niederlegen und dem Könige in allen Stücken gehorchen wollten.

Während sich aber die Unterhandlungen darüber hinzogen, begieng der Pariser Pöbel die gräulichsten Ausschweifungen, so daß das Parlament den beiden Prinzen den Oberbefehl über alle Heere übertrug. Darauf nahm aber Türenne keine Rücksicht, sondern drang mit dem königlichen Heer gegen die Hauptstadt vor und zwang den Condé, der dort zu Felde lag, zum Rückzug in die Vorstadt St. Antoine, wo es unter den Kanonen der Bastille zu einem blutigen Treffen kam, worin einige Tausend auf dem Platz blieben. Condé wäre ungeachtet seines Muthes verloren gewesen, wenn nicht der Stadtmagistrat, gegen einen frühern Beschluß, sein Heer in die Stadt eingelassen hätte. Hier nun schlug Condé in seinem unbeugsamen Sinn ein Schreckenssystem ein, um sich in den Besitz aller Mittel des Widerstandes zu setzen. Von ihm aufgewiegelt, griff der Pöbel das Stadthaus an und tödtete mehrere Parlamentsräthe und Notabeln, und es schien, als ob sich die Gräuel der alten Ligue erneuern wollten. Neue Anerbietungen der Königin Anna steigerten Condé's Forderungen nur noch höher.

Da ließ sich Mazarin vom König wieder entlassen und zog sich nach Sedan zurück. Aber weder dieß, noch eine Amnestie genügte dem ehrgeizigen Condé: er wollte den Krieg fortsetzen. Allein, als

der König, von Türenne unterstützt, sich Paris näherte, und ihm alle Behörden aus der Stadt zu seiner Begrüßung entgegengiengen, verließ Condé, zu stolz und hartnäckig, sich zu beugen, wieder Paris und warf sich den Spaniern in die Arme, die ihn in den Niederlanden für ihre Zwecke zu benützen gedachten.

5. Der Hof wieder in Paris. Triumphirende Rückkehr Mazarin's. Condé's Verurtheilung. Sein vergeblicher Einfall in Frankreich von Flandern aus. Mazarin's steigendes Ansehen. Der König mit der Reitpeitsche im Parlament. Fortdauer des spanischen Kriegs (Türenne's Sieg über Condé.) Der pyrenäische Friede. Vermählung Ludwig's XIV. Tod Mazarin's.

Als der Hof wieder in Paris eingezogen war, hielt der König ein lit de justice: er verbot dem Parlament für die Zukunft jede Einmischung in die Politik, so wie jeden Eingriff in die Finanzverwaltung, erklärte den Prinzen Condé und einige der vornehmsten Anhänger desselben für Hochverräther und zog ihre Güter ein. Späterhin ließ er auch den Cardinal Retz verhaften.

Erst nachdem alles Unangenehme beseitigt war, kehrte Mazarin aus seiner Zurückgezogenheit zurück. Der junge König Ludwig XIV mit seiner Mutter und den Vornehmsten giengen ihm bis Bourges entgegen. Bei Mazarins Einzug in Paris jauchzte ihm das Volk in allen Straßen zu, und die früherhin am lautesten gegen ihn geredet hatten, gebärdeten sich jetzt am unterwürfigsten. Man hatte erkannt, daß sein Regiment, obwohl auf dem unbeschränkten Regierungsprinzip ruhend, im Vergleich mit den noch ehrgeizigeren und egoistischeren Anmaßungen der Fronde und den rohen Ausschweifungen des Pöbels, dennoch ein weit milderes und für Handel und Gewerbe förderlicheres war. Im Gefühl eigener Unfähigkeit zu einer wahrhaft politischen Reform fügte sich Alles dem fähigen Kopf eines Mannes, der es verstand, die Vereinigung aller nationalen Kräfte in der Hand Ludwigs XIV vorzubereiten, aus der in der nächsten Folge wenigstens für Frankreich ein großartiges, wenn auch verhängnißvolles Resultat hervorgehen sollte. — Condé wurde nach beendigtem Hochverrathsprozeß zum Tod verurtheilt, Retz dagegen unter der Bedingung be-

gnadigt, daß er seine erzbischöffliche Würde niederlege. Dazu aber gab der Papst seine Bestätigung nicht, weßhalb Retz aus seiner Haft zu Nantes nach Rom entfloh.

Während des Kriegs der Fronde hatten die Spanier in Flandern, in Italien und in Catalonien alles früher Verlorene wieder erobert und übergaben jetzt dem Condé ein Heer in Flandern, um mit demselben in Frankreich einzufallen; allein er konnte gegen Türenne nichts ausrichten, und verlor auch St. Menehould wieder, das er erobert hatte (1653). Auch in Italien und Catalonien gewann Frankreich mehrere Vortheile. Dadurch stieg Mazarin's Ansehen immer höher: den König hielt er ohnedieß noch persönlich von sich abhängig und durch Vermählung einer seiner Nichten mit dem Prinzen von Conty ward er sogar mit dem Königshause verwandt. Auch die Königin Anna bewahrte ihm ununterbrochen ihr Vertrauen. Und da er auch von besonders fähigen Organen seines Willens, einem Le Tellier, Lyonne, Fouquet gut unterstützt wurde, so war er eigentlich der unumschränkte Herrscher. Denn auch das Parlament verlor mehr und mehr sein voriges Ansehen, besonders seit der 16jährige König einmal im Jagdkleide mit der Reitpeitsche in der Hand im Parlament erschien, und es zur Eintragung einiger bisher verweigerten Finanzedicte zwang.

Nur der spanische Krieg ließ Frankreich noch nicht recht zur Ruhe kommen. Obwohl Spanien gewahrte, daß Frankreich nicht zu bewältigen war, so war Philipp IV doch zu stolz, den ersten Schritt zur Beilegung des langen Streites zu thun. Daher glaubte Mazarin, der ohnedieß nicht kriegerisch gestimmt war, diesen Schritt thun zu dürfen. Da aber Spanien vor Allem die Wiedereinsetzung Condé's in seine Würden, Güter und Statthaltereien verlangte, so zerschlugen sich die Unterhandlungen und der Krieg dauerte noch fort.

Unterdeß starb in Deutschland Kaiser Ferdinand III, der bisher die Spanier in den Niederlanden, wie in Italien theils direct, theils indirect unterstützt hatte. Mazarin suchte nun auf alle Weise die Wahl Leopolds, des Sohnes Ferdinands, zu hintertreiben und ließ sogar Ludwig XIV als Bewerber um die deutsche Krone auftreten. Allein Frankreich mußte vor der Einigkeit der

Deutschen zurückstehen, erkannte jedoch den Kaiser Leopold I nur unter der Bedingung an, daß er fernerhin den Spaniern keine Hülfe gewährte. Zugleich schloß der französische Hof mit den drei geistlichen Kurfürsten und einigen andern deutschen Fürsten einen Vertrag (den rheinischen Bund s. K. 3, 1) und mit England unter Cromwell ein Bündniß, so daß Spanien dadurch immer mehr auf sich selbst beschränkt wurde. Endlich wurde durch Türenne's Sieg bei Dünkirchen über Condé (1658) das Schicksal des Kriegs seiner Entscheidung näher gebracht, zumal die Franzosen auch in Oberitalien glücklich waren. Der Wunsch Anna's, ihren Sohn Ludwig mit der Infantin Maria Theresia, einer Tochter Philipp's IV, zu vermählen, führte sodann näher zum Ziel, das nur Mazarin's gewandten Täuschungskünsten zu erreichen gelang. So kam denn am 7. Nov. 1659 der pyrenäische Friede zu Stande, der den 20jährigen Krieg mit Spanien beendigte.

Dieser Friede wurde auf der in der Bidassoa, dem Gränzflusse zwischen Frankreich und Spanien liegenden Fasaneninsel geschlossen. Den Friedensbedingungen zufolge erhielt Frankreich den größten Theil von Artois, einige Theile von Flandern, Hennegau und Luxemburg, ganz Roussillon, Cerdagne und das Fürstenthum Bar, so daß nun die Pyrenäen die eigentliche Gränzscheide zwischen beiden Staaten wurde. Dagegen gab es alle übrigen festen Plätze, die es erobert hatte, zurück, und verpflichtete sich, dem König von Portugal keine weitere Hülfe zu leisten. Die Vermählung zwischen Ludwig und der spanischen Prinzessin, die jedoch auf ihr spanisches Erbe verzichten mußte, wurde auf das kommende Frühjahr festgesetzt. Condé erhielt seine Güter nnd Würden wieder und für die Statthalterschaft von Guyenne die Statthalterschaft von Burgund. — Dem Herzog von Lothringen wurde sein Land, mit Ausnahme einiger Gebietstheile wieder zurückgegeben.

Während Ludwig XIV den Winter über in Toulouse Hof hielt, starb zu Blois sein Oheim Gaston von Orleans, und da derselbe keine Söhne hinterließ, fiel der größte Theil seiner Güter an die Krone zurück. Um diese Zeit nahm der nun 21jährige Ludwig schon mehr Theil an der Regierung des Landes und zeigte bei mehrern Gelegenheiten jenen stolzen, selbstsüchtigen Sinn, der seine künftige Selbstregierung bezeichnete. Er entzog z. B. der Stadt Marseille alle ihre alten Freiheiten, nahm dem Papste Avig=

non und dem oranischen Hause Orange weg und bewies in letzterer Stadt, was künftig die Hugenotten von ihm zu befahren hätten. Nachdem 1660 die Ehe des Königs vollzogen und alle Streitigkeiten mit den auswärtigen Mächten gehoben waren, schien das Glück und der Friede in Frankreich auf lange einkehren zu wollen und das Ziel, das Mazarin verfolgte, erreicht zu sein. Nicht lange darauf, — den 8. März 1661 — starb Mazarin, als Staatsmann wegen seines Glücks und seiner feinen Klugheit von seiner Zeit bewundert, als Mensch von Niemand, kaum von den Seinen, betrauert.

---

8. Kapitel.

Die nordischen Staaten und das deutsche Reich seit dem westfälischen Frieden bis zum Regierungsantritt Ludwig's XIV.

1. Schweden während der Minderjährigkeit Christina's. Der Reichsrath. Orenstierna. Friede mit Dänemark. Christina's Krönung. Vorläufige Bestimmung ihres Nachfolgers. Christina's antiprotestantische und antinationale Richtung. Ihre Kronentsagung, Conversion und Lebensweise in Frankreich und Italien.

Bevor wir zur Selbstregierung Ludwig's XIV übergehen und damit in das Zeitalter eintreten, das von ihm den Namen trägt, und in welchem dieser französische König das von Richelieu und Mazarin eingeführte Prinzip unumschränkter Fürstenmacht und gewinnsüchtiger Kabinetspolitik aufs höchste ausbildete, möge ein Umblick auf diejenigen Staaten Europa's vorausgehen, die zunächst den französischen Einfluß mehr oder minder zu erfahren hatten. Mit Ausnahme von England, das seit dem Verkauf von Dünkirchen (1662) den Franzosen den Seegruß bieten —, und von Spanien, das 1661 dem französischen Gesandten den Vortritt lassen mußte, kommen noch die nordischen Staaten, nämlich Schweden, Dänemark, Polen, Brandenburg wegen Preußen, und das deutsche Reich in Betracht.

Schweden, das sich durch Gustav Adolf's Regenten- und Feldherrngabe innerlich und äußerlich so mächtig emporgehoben hatte, stand nach dem Tode dieses großen Königs während der Minderjährigkeit seiner Tochter Christina unter der vormundschaftlichen Regierung der fünf Vorsteher des aus 25 Mitgliedern bestehenden Reichsraths, unter denen, wie schon erwähnt, der Kanzler Oxenstierna die Hauptleitung hatte. Das also beschaffene Königthum hatte während dieser zwölfjährigen Vormundschaft stets mit dem Adel zu kämpfen, der die vielen Vorrechte, die er ohnedieß schon besaß (darunter die Steuer- und Zollfreiheit und den Besitz der höchsten Staatsämter) zu vermehren trachtete und dadurch den Druck steigerte, unter welchem der schwedische Bauernstand zu leiden hatte.

Christine versprach durch ihre außerordentlichen Geistesgaben und durch die frühzeitigen großen Fortschritte, die sie bei ihrem glücklichen Gedächtniß und bei ihrer schnellen Fassungskraft, in den Sprachen und Wissenschaften machte, eine Zierde des schwedischen Throns zu werden. Allein ihre vorherrschende Neigung zur gelehrten Bildung und ihre vielen, zutiefst aus Eitelkeit, so wie aus einem gewissen eigensinnigen, überreizten und darum unruhigen Wesen entspringenden Eigenheiten waren Schuld, daß sie ihren Regentenberuf verfehlte.

Sie selbst erzählt in ihrer Lebensbeschreibung, daß sie schon in ihrem 14. Jahre alle Sprachen und Kenntnisse, die man ihr damals beibrachte, inne gehabt habe; nachher habe sie noch mehrere andere Sprachen gelernt, und zwar ohne alle Hülfe eines Lehrmeisters, wie z. B. das Deutsche, Französische, Italiänische und Spanische; in einigen dieser Sprachen brachte sie es bis zur Fertigkeit eines Eingeborenen. So bewältigte sie in Kurzem auch die wichtigsten alten Klassiker, wie z. B. einen Tacitus und Plato, und selbst in den Schriften der Kirchenväter sah sie sich um. Sie trachtete sich kostbare Handschriften und seltene Bücher aus Italien zu verschaffen, so daß die Italiener sich beklagten, sie entführe ihnen schiffsladungsweise die Hülfsmittel der Gelehrsamkeit in den äußersten Norden. Auch zog sie die größten Gelehrten aus allen Ländern an ihren Hof und fand nur in ihrem Umgange ihre Befriedigung. So lebten nacheinander in ihrer Nähe der deutsche Historiker Freinsheim, die niederländischen Philologen Isaac Vossius, Nic. Heinsius, der berühmte Hugo Grotius, die französischen Gelehrten Cartesius, Salmasius, du Fresne u. a. — Ihr vorherrschend männliches Gemüth zeigte sich auch darin, daß sie lieber in Mannskleidern einhergieng, gern zu Pferd, den einen Fuß im Bügel

über Stock und Stein dahinflog, auf der Jagd das Wild auf den ersten Schuß erlegte, weite Fußreisen machte und dabei die größten Beschwerden ertrug.

Als sie 16 Jahre alt war, wollte ihr der Regentschaftsrath die Regierung übergeben; sie hatte jedoch noch keine Lust dazu, sondern übernahm sie erst in ihrem 18. Jahre (1644). Die auswärtigen Angelegenheiten überließ sie indeß fortwährend dem umsichtigen Oxenstierna, dessen Politik wir oben im schwedisch-deutschen Kriege kennen gelernt haben. Dagegen widmete sie sich anfangs den innern Staatsgeschäften mit dem größten Eifer und regierte, dem Senat und den Ständen gegenüber, mit einer Unumschränktheit, wie kaum ein schwedischer König vor ihr.

Nachdem sie 1645 den Frieden mit Dänemark zu Brömsebroe — und 1648 den westfälischen Frieden — an dessen Abschluß sie, in Bezug auf die Befestigung der errungenen Machtstellung Schwedens, so wie auf die Wiederkehr der allgemeinen Ruhe, den lebhaftesten Antheil nahm, — unterzeichnet hatte, ließ sie sich 1650 krönen und hielt in Stockholm ihren feierlichen Einzug. Indem sie einen Ruhm darein setzte, unverehlicht zu bleiben, schlug sie die Bewerbung der Prinzen Ulrich und Karl Gustav von Zweibrücken standhaft aus, bestimmte aber den letzten im Voraus zu ihrem Nachfolger, und wußte sich dazu die Einwilligung sowohl des Senats, der diesen ihren Antrag anfangs gar nicht hatte in Ueberlegung nehmen wollen, als auch der Reichsstände, die ihr nur aus persönlichen Rücksichten nachgaben, mit der ihr eigenen Willensentschiedenheit zu verschaffen.

Da sie sich aber im Grunde nur aus Ehrgeiz und „fürstlichem Selbstgefühl" mit Staatssachen beschäftigte, dagegen lieber mit fremden Gelehrten umgieng und sich mit gelehrten (besonders astronomischen und numismatischen) Beschäftigungen und mit Kunstliebhabereien abgab; ja da sie eigentlich ihrem Vaterlande und dessen Gewohnheiten keinen Geschmack abgewinnen konnte, vielmehr eine ganz fremde Gedankenwelt sich ihres Geistes bemächtigte und ein phantastischer Hang zum Ungewöhnlichen ihr ganzes Leben beherrschte: so kam's, daß sie bald die Regierungsgeschäfte vernachlässigte und sich überhaupt nicht heimisch, nicht zufrieden und glücklich fühlte. Da nun ihre Lieblingsbeschäftigungen große Geldsummen kosteten,

auch ihr Hang zu glänzenden Hoffesten und zu verschwenderischer Freigebigkeit die Staatskasse des armen Landes erschöpfte, also daß sie viele Krongüter verkaufte, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen: so entstand ein allgemeines Murren, das zugleich auch ihrer Hinneigung zur katholischen Religion galt, wodurch sie vergaß, was sie der Stellung Schwedens zum Protestantismus und dem Namen ihres Vaters schuldig war.

Der erste Grund zu ihrer Neigung zum Katholicismus lag in ihrer Eitelkeit. Als sie erst 9 Jahre alt war und hörte, daß in der katholischen Religion der ehelose Stand als ein Verdienst gelte, rief sie aus: „Wie schön ist das! diese Religion will ich annehmen!" Und als sie, etwas älter geworden, mehr von der katholischen Kirche gehört hatte, erklärte sie es für einen besondern Vorzug derselben, daß sie so viele Jungfrauen aufzuweisen hätte, welche die Schwachheiten ihres Geschlechts überwunden hätten. Ohne gerade an den Lehren des Protestantismus Anstoß zu nehmen, waren ihr die Predigten der protestantischen Geistlichen zu langweilig, indem ihr nach Außen gerichteter Sinn sie nicht zum innern Glaubensleben kommen ließ.

Anfangs ergriff sie den Gedanken einer Vereinigung der Bekenntnisse. Da sie aber bei den lutherischen Kirchenbehörden auf starken Widerstand stieß, so wurde ihr die Religion ihres Volkes und Landes vollends zuwider. Sie gerieth in immer tiefere Zweifel und hielt am Ende alle positive Religion für eine Menschenerfindung, und darin bestärkte sie besonders ihr Arzt Bourdelot, dem sie viel Vertrauen schenkte, weil er sie aus einer lebensgefährlichen Krankheit gerettet hatte. Da aber ihr Gemüth, besonders aber ihre stets rege Phantasie ein religiöses Bedürfniß fühlte, so gab sie sich dem frühern katholischen Eindruck hin, welchen die jesuitischen Geistlichen und katholischen Gelehrten ihrer Umgebung in ihr zu verstärken suchten. Der erste, dem sie sich in dieser Beziehung mittheilte, war der Jesuit Macedo, Beichtvater des portugiesischan Gesandten. Sie schickte denselben insgeheim nach Rom mit dem Auftrag an den Jesuitengeneral, ihr ein paar vertraute Mitglieder seines Ordens zu senden. Nach einiger Zeit stellten sich zwei junge italienische Edelleute ein, welches verkappte Jesuiten waren, mit denen sie wegen ihres Uebertritts zur römischen Kirche heimlich verhandelte. Dabei zeigte sich's, daß Christine mit ihrem Scharfsinn diesen ihren Lehrern weit überlegen war, so daß sie fast am Gelingen verzweifelten, zumal als sie ihnen erklärte, daß sie schwerlich jemals ganz von Herzen katholisch werden könnte. Dennoch war sie zum Uebertritt entschlossener als je. Als auf ihre letzte Frage, ob der Papst nicht die Erlaubniß geben könne, alle Jahre wenigstens einmal das h. Abendmahl nach lutherischem Brauch zu nehmen? die Fathres dies verneinten, sprach sie: „dann ist keine Hülfe; ich muß die Krone aufgeben!"

Da Schwedens politische Stellung zu eng mit dem Protestantismus verflochten war, als daß die Königin hätte daran denken können, als Katholikin die Krone zu behalten, und da ihr anderseits das Regieren zur Last geworden und auch der Zustand der Staatskasse ihr eine Beschränkung aufzulegen drohte, die ihr nicht zu Sinne war: so entsagte sie am 24. Juni 1654 feierlich der Krone, übergab dieselbe ihrem designirten Vetter, dem obgenannten Pfalzgrafen Karl Gustav, gegen eine bedeutende Leibrente, und verließ das Land ihrer Väter.

In männlicher Kleidung reis'te Christine über Dänemark nach Brüssel, und schwur dort heimlich den protestantischen Glauben ab; hierauf zog sie im Gefolge von Spaniern und Mönchen durch Deutschland nach Insbruck, wo sie 1655 öffentlich das katholische Glaubensbekenntniß ablegte. Bei ihrem Eintritt in Italien wurde die Convertitin in allen Städten, durch die sie kam, mit Gastmälern, Ehrenpforten und Illuminationen jauchzend empfangen, und in Rom, wo man vollends die höchste Pracht zu ihrem Empfang aufbot, küßte Gustav Adolf's Tochter dem — Papste die Füße und wurde von ihm gefirmelt. (Es war Alexander VII, der seinen Ruhm darein setzte, daß „eine so glänzende Bekehrung in sein Pontificat fiel.")

Bald sammelte sich daselbst eine Anzahl von Gelehrten und Künstlern um sie, bis sie ihrem Hang zur Veränderung folgend, nach Frankreich gieng, wo ihr Ludwig XIV, der sie sehr ehrte, ihren Aufenthalt im Schlosse zu Fontainebleau anwies. Hier ließ sie einen ihrer frühern Günstlinge, den Marquis Monaldeschi, welcher unvorsichtige Aeußerungen über sein früheres Verhältniß zu ihr gethan hatte, durch ihre Trabanten tödten, gleich als sey sie noch Souverainin, unter deren Würde es sey, einen ihres Gefolges vor ein fremdes Gericht zu stellen. Durch diese Unthat zog sie sich den Unwillen des französischen und des päpstlichen Hofes, sowie den allgemeinen Abscheu zu. Im Verdruß darüber gieng sie wieder nach Italien, und lebte dort, sich allmählig mehr und mehr an die römische Curie anschließend, von einer Pension, die ihr der Papst aussetzte. (Von ihrem Ende weiter unten.)

2. Karl X Gustav in Schweden. Krieg mit Johann Casimir von Polen. Vertrag Karl X mit Brandenburg. Einfall der Dänen in Schwedisch-Pommern. Polen's Befreiung. Der Welauer Vertrag: der brandenburger Kurfürst souverainer Herzog von Preußen. Karl's Eroberung der dänischen Halbinsel. Der Friede zu Roeskild. Friedensbruch. Belagerung von Kopenhagen. Karl's Tod. Der Friede von Kopenhagen. Der Friede von Oliva zwischen Polen und Schweden. Karl's XI vormundschaftliche Regierung. (Christina's letzte Lebenszeit).

Es regierte also nun in Schweden Karl X Gustav, unter welchem es sich der Adel gefallen lassen mußte, die seit Gustav Adolf auf irgend eine Weise an sich gebrachten Krongüter theils gegen, theils ohne Entschädigung herauszugeben. Allerdings hätte damit den zerrütteten Finanzen können aufgeholfen werden, wenn die Herausgabe eine vollständige gewesen wäre.

Um den schwedischen Kriegsruhm zu erneuern, überzog Karl Gustav (auf den Rath eines verrätherischen polnischen Vicekanzlers) das Königreich Polen, welches durch innerliche Parteiungen zerrissen und durch äußere Feinde bedroht war, mit Krieg. Da die Starosten (Statthalter) von Posen und Kalisch die ihnen anvertrauten Provinzen ohne Zaudern den Schweden übergaben, so wurde es dem König Karl X nicht schwer, Warschau und Krakau einzunehmen; ja er unterwarf sich nach der Flucht des Polenkönigs Johann Casimir ganz Massovien und andere polnische Gebietstheile; und da sich auch das von den Russen bedrängte Litthauen den Schweden in die Arme warf, so erschien Karl X als der Oberherr von fast ganz Polen.

Zur Behauptung des Eroberten schloß er mit Friedrich Wilhelm, Kurfürsten von Brandenburg und Herzog in Preußen 1656 einen Vertrag (zu Labiau), worin ihm der Kurfürst seine Hülfe versprach, Karl dagegen demselben in Bezug auf Preußen und Ermeland die Lehensunabhängigkeit von Polen zugestand.

Der schwedische Druck erregte aber das Nationalgefühl des polnischen Adels, und das von den Jesuiten gegen den protestantischen Oberherrn gereizte polnische Volk erhob sich zur Abschüttlung des Jochs. Johann Casimir kehrte in's Land zurück und stellte sich an die Spitze des Heeres. Allein Karl X rückte mit dem bran=

denburgischen Kurfürsten dem vereinten Polenheere entgegen, besiegte es mit seiner an Zahl ungleich geringeren Streitkraft in der dreitägigen Schlacht bei Warschau 1656 und machte sich dadurch zum zweitenmal zum Herrn von Polen.

Die drohende Stellung des Kaisers und Sachsens aber, und der Einfall der Dänen in das schwedische Wesergebiet (ins Bremische), nöthigte den König Karl, seine Waffen gegen letztere zu kehren. Dadurch bekamen die Polen Luft, verjagten die schwedischen Besatzungen und errangen ihre Selbstständigkeit wieder. Um sich aber darin zu behaupten, schloßen sie mit dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm 1657 den Vertrag von Welau, worin sie demselben die Souverainetät über Preußen zugestanden.

Als die Dänen jenen Einfall ins Wesergebiet machten, befand sich Karl X in Litthauen. Eilend zog er mit einem kleinen, aber auserlesenen Polenheere längs der Ostküste hin an die Elbe, eroberte Schleswig und Jütland, und nachdem sein Feldherr Wrangel mitten im Winter die Festung Fridericia erstürmt hatte, gieng Karl X, um diese kühne Waffenthat durch eine noch kühnere zu übertreffen, mit seinem Heere zu Fuß über den gefrornen kleinen und großen Belt (allerdings mit einem Verlust von zwei Compagnien, die vor seinen Augen beim Einbrechen des Eises ertranken!), und versetzte durch sein unvermuthetes Erscheinen die Dänen in einen solchen Schrecken, daß sie mit den Schweden, die nur noch zwei Meilen von Kopenhagen entfernt waren, im Februar 1658 den Frieden von Roeskild eingiengen, in welchem Dänemark an Schweden, Halland, Schonen, Blekingen, Bahus, Drontheim und Bornholm abtrat und kurz darauf die Lehenshoheit über Holstein Gottorp aufgab.

Allein Karl X Gustav, der sich mit dem Gedanken einer Vereinigung der drei skandinavischen Reiche unter seiner Krone trug, brach schon nach einigen Monaten den Frieden, fiel in Seeland ein und belagerte Kopenhagen, das er zum Mittelpunct seines beabsichtigten Reiches zu machen gedachte. Der dänische Adel rieth zur Unterwerfung; allein der Dänenkönig Friedrich III und die Kopenhagener Bürgerschaft wollte lieber im tapfern Kampfe fallen, als einen so schimpflichen Untergang des Reiches

erleben. Ihr tapferer Widerstand, an dem jedes Alter und Geschlecht Theil nahm; die Hülfe der Holländer, die mit einer Flotte der bedrängten Stadt Zufuhr brachten und die schwedische Flotte schlugen; endlich die siegreichen Fortschritte des brandenburgischen Kurfürsten, der in Verbindung mit den Polen und dem Kaiser durch Vertreibung der Schweden aus Jütland, durch die Wegnahme der Insel Fühnen und durch einen Angriff auf Pommern der schwedischen Eroberungssucht entgegentrat — das Alles zwang den Schwedenkönig, die (bereits einjährige) Belagerung von Kopenhagen aufzuheben und sich gegen den Kurfürsten in Pommern zu wenden. Schon stand ein weitaussehender Krieg bevor: da starb Karl Gustav an den Folgen allzugroßer Anstrengungen, den 23. Febr. 1660 zu Gothenburg, tief betrauert von seinen Schweden, die ihn als den Schrecken ihrer nordischen Nachbahrn ehrten und liebten.

Weil nun England, Frankreich und die Niederlande die Fortschritte der Verbündeten ungern sahen, so vermittelten diese Mächte den Kopenhagener Frieden, der im Mai 1660 zwischen Schweden und Dänemark zu Stande kam. Er war eine Erneuerung des Roeskilder Friedens, außer daß die Dänen Drontheim und Bornholm zurückerhielten.

In dem gleichen Jahre entsagte Johann Casimir im Frieden von Oliva (bei Danzig) seinen Ansprüchen auf die Krone Schwedens, wie auch auf Esthland, Ösel und Liefland, und erhielt dafür Kurland, Marienburg und Elbing zurück. — Auch Rußland, das seit 1656 auf Anstiften des Kaisers mit Schweden Krieg geführt hatte, gab, ermüdet durch die hartnäckige Vertheidigung Riga's, in einem besondern Friedensvertrag 1661 seine Eroberungen in Liefland an Schweden zurück.

Da Karl's X Sohn und Nachfolger Karl XI erst fünf Jahre alt war, so trat wieder eine vormundschaftliche Regierung ein, welche von den fünf höheren Kronbeamten und dem Reichsrath geführt wurde. Die Bestechlichkeit und Gewissenlosigkeit dieses Rathes nun machte es dem schwedischen Adel möglich, durch sein stetes Streben nach Erweiterung seiner Vorrechte die Macht und das Einkommen der Krone zu schmälern.

Auf die Nachricht von Karl's X Tod kehrte Christine aus Italien wieder nach Schweden zurück, nicht ohne die Absicht, die Krone wieder zu übernehmen. Allein der Reichsrath gieng nicht darauf ein und sie mußte eine zweite Entsagungsacte ausstellen. Auch ein zweiter Versuch, sich den Thron wieder zu verschaffen, scheiterte. Zurückgekehrt nach Rom, fuhr sie fort, sich ganz den literarischen Beschäftigungen hinzugeben, Handschriften und seltene Bücher zu erwerben, Gelehrte zu unterstützen, Memoiren zu schreiben und zwischen diesen ernstern Beschäftigungen die Zerstreuungen des römischen Lebens, so wie die Freuden einer geistreichen Gesellschaft zu genießen, nicht minder auch sich häufig in die Intriguen des römischen Hofs zu verwickeln. Im Jahr 1680 stiftete sie eine Academie für politische und literarische Uebungen in ihrem Hause, durch welche sie den lächerlichen Academieen, deren oben (XXI. 5, 9.) gedacht wurde, ein heilsames Gegengewicht geben wollte, und welche in der That auf die italienische Literatur einen nachweisbar guten Einfluß hatte. Späterhin trieb sie sich in wiederkehrender Unruhe wieder auf Reisen umher und starb 1689, nachdem sie zuvor noch ihren päpstlichen Jahrgehalt verloren hatte. Zum Erben ihres meist aus Kunstschätzen bestehenden Vermögens setzte sie den geistreichen Cardinal Azzolini ein.

3. Kurfürst Friedrich Wilhelm und Kaiser Leopold I. Frankreich's Stiftung des niederrheinischen Fürstenbundes. Deutschland im Osten von den Türken bedrängt. Kiuprili's Einfall in Siebenbürgen, Ungarn und Mähren. Montecuculi's Sieg bei St. Gotthard. Waffenstillstand mit den Türken. Der deutsche Reichstag immerwährend.

Was Deutschland betrifft, so hatte das Reich zu der Zeit, als Frankreich durch seine selbstsüchtige und listige Politik der einflußreichste Staat in Europa war, seine schwere Noth, sich den gefährlichen Nachbar im Westen vom Halse zu halten. Frankreichs Absichten auf Deutschland, die schon bei der Schließung des westfälischen Friedens klar heraustraten, zeigten sich (wie schon bemerkt) auch in dem Streben des französischen, damals noch von Mazarin geleiteten Königs, nach Kaiser Ferdinand's III Tode die deutsche Krone an sich bringen. Zum Glück aber besaß Deutschland in dem bereits mehrerwähnten großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, seit 1657 durch den Welauer Vertrag mit Polen souverainer Herzog von Preußen geworden, einen Fürsten, der, eben so groß als Staatsmann, wie als Kriegsheld die bessere deutsche Art und Sitte bewahrt und sich allgemeine Achtung erworben hatte.

Obgleich sein Land in der letzten Zeit des 30jährigen Krieges fast am härtesten zu leiden gehabt hatte, so kehrte doch durch seine Sorgfalt und Weisheit in dasselbe Ruhe, Ordnung und Wohlstand am ersten zurück. Zum erstenmal in Deutschland sah man an Brandenburg die guten Folgen einer systematisch-geordneten Verwaltung, eines geregelten Steuer- und Zollsystems und einer verständigen und kräftigen Polizeyaufsicht. Ein stets schlagfertiges, fortwährend unter den Waffen stehendes Heer, dessen Unterhaltung die wohlgeordneten Finanzen möglich machten, gab auch nach Außen hin dem brandenburgisch-preußischen Staate bereits eine achtungsgebietende Stellung.

Er war es, der bei der neuen Kaiserwahl in Verbindung mit Sachsen mit dem ganzen Gewicht seiner Kraft der anmaßenden Bewerbung des französischen Königs entgegentrat, so daß derselbe zurücktreten mußte (K. 2, 5. a. E.), und daß im Jahr 1657 Leopold I, Ferdinand's zweiter Sohn, (der älteste, Ferdinand, war gestorben) zum deutschen Kaiser gewählt wurde. Dieser war sowohl wegen seiner Jugend (er war erst 19 Jahre alt), als auch wegen seiner Gutmüthigkeit der schlauen Politik des französischen Kabinets nicht gewachsen. Dieses suchte nun auf anderem Weg zu seinem Ziel zu gelangen, indem es unter dem Vorwand, den westfälischen Frieden aufrecht zu erhalten, die westdeutschen Fürsten, darunter sich die drei geistlichen Kurfürsten befanden, zur Stiftung des niederrheinischen Fürstenbundes (des ersten Rheinbundes) zu bringen wußte, in der That aber, um dadurch desto leichter die Ostgränze Frankreichs auf Kosten Deutschlands erweitern zu können.

Auch auf der Ostgränze des heil. röm. Reichs regte sich Deutschlands gefährlichster Feind wieder. Denn die Türkenmacht, die bisher durch schlechte Sultane und hemmende Meutereien der Janitscharen geschwächt war, nahm durch Achmed Kiuprili den Kampf gegen die Christen wieder auf, wodurch dieser Vezier den kriegerischen Geist seiner Nation wieder wecken und so das türkische Reich vor dem Verfall bewahren zu können hoffte. An der Spitze eines bedeutenden Heers fiel Kiuprili in Siebenbürgen ein und drang durch Ungarn, wo ihm die über des Kaisers Bedrückungen erbitterten Protestanten das Vordringen erleichterten, unter beständigem Plündern und Verheeren bis Olmütz in Mähren vor.

In dieser Noth richtete **Leopold** den Hülferuf an die zu Regensburg versammelten Reichsstände und erhielt wider Erwarten eine verhältnißmäßige schnelle und kräftige **Reichshülfe**. Der glänzende Sieg, den der Reichsfeldherr Graf **Montecuculi** den 1. August 1664 **bei dem Kloster St. Gotthard** an der Raab über die Türken davon trug, hemmte ihre Fortschritte. Doch konnte er, weil ihm die Mittel ausgiengen und Frankreich auf's Neue drohte, jenen Sieg nicht gehörig verfolgen und schloß daher noch in demselben Jahre einen 20jährigen **Waffenstillstand**, kraft dessen die **Türken Peterwardein** — und der Pfortenvasall **Apaffy Siebenbürgen behalten** durfte.

Der **Reichstag zu Regensburg** war durch die große Menge vorliegender Geschäfte genöthigt, länger als gewöhnlich zu tagen, und daher kam man 1667 auf den Gedanken, daß die Reichsstände **fortwährende Gesandte in Regensburg** unterhalten sollten, wodurch der **Reichstag permanent** wurde. Da indeß die Gesandten stets bei nur irgend wichtigen Angelegenheiten sich von ihren Fürsten nähere Instructionen erholen mußten, so erhielt der Geschäftsgang keineswegs die Beschleunigung, die man sich davon versprochen hatte. Ueberhaupt kam die Ohnmacht des deutschen Reiches in allen Beziehungen immer deutlicher zu Tag, und selbst das Bemühen, zum Zweck einer schnellen Aufbringung größerer Heere die bisherige Kriegsverfassung zu ändern, scheiterte an dem getheilten und gelähmten Willen vieler Fürsten, besonders der an Frankreichs Interessen verkauften.

---

4. Kapitel.

Vom Beginn der Selbstregierung Ludwig's XIV bis zum Nymweger Frieden.

1. Ludwigs Character und Einfluß auf die Entwicklung seiner Nation. Vollkommene Ausbildung der absoluten Monarchie. Seine Minister. Colbert's Finanzverwaltung. Aufschwung des Handels und der Industrie. Das französische Kriegswesen: Louvois.

Welch' eine Noth Deutschland in der Ohnmacht, zu der es durch den dreißigjährigen Krieg herabgekommen war, fortan hatte,

um sich zwischen zwei so begehrlichen Mächten, wie Frankreich und die Türkei, zu erhalten und nicht die Beute der einen oder der andern zu werden, zeigte sich besonders von der Zeit an, da Ludwig XIV nach Mazarin's Tod 1661 die Zügel der Regierung selbst in die Hand nahm und die unumschränkte Monarchie in Frankreich — welche seit Jahrhunderten von den Kapetingern mit Kraft und Consequenz erstrebt, unter den letzten Valois und dem ersten Bourbon zwar erschüttert, aber durch Richelieu und Mazarin wieder gefestigt worden war, — durch gewaltherrische Eroberungen und durch den Gewinn eines fast über ganz Europa gebietend sich erstreckenden Einflusses zu vollenden.

Ludwig XIV hatte, ungleich seinem Vater, die Geistes- und Willenskraft erhalten, sich in seinem großen, von einem einheitlichen Volke bewohnten Lande zum Alles leitenden, ja „Alles belebenden Mittelpuncte" und dadurch dieses Volk — ungeachtet völliger Vorenthaltung politischer Freiheit — durch eine mächtige Entfaltung aller nationalen Kräfte zu einem die weitesten Lebenskreise Europa's innerlich beherrschenden zu machen.

Obgleich er in seiner Jugend kaum die gewöhnlichen Kenntnisse erhalten, geschweige die zu einem großen Fürsten nöthigen Wissenschaften kennen gelernt und sich auch bis zum Tode Mazarin's fast gar nicht um die Regierung gekümmert hatte, so war er doch nicht ohne Einsicht in die allgemeinen in- und ausländischen Verhältnisse geblieben; nur war sie bei ihm blos aus der Anschauungsweise seiner spanisch-bigotten Mutter und seines italienisch-macchiavellistischen Ministers geflossen. Von Natur kein Genie und ohne alle Tiefe des Geistes, bemerkte man doch an ihm eine schnelle und lebendige Auffassung der ihn umgebenden Personen und Dinge, eine zwar langsame, aber sicher prüfende Urtheilskraft und einen entschieden durchgreifenden Willen. Dabei beseelte ihn ein stolzer, zur Herrsch- und Ruhmsucht geneigter, seine persönlichen und königlichen Interessen über Alles setzender Geist, der von einem glücklich organisirten, durch körperliche Uebungen ausgebildeten und mit natürlicher Anmuth und Würde ausgestatteten Leiblichkeit getragen wurde, die ein Wesentliches beitrug, ihn zum Herrn und Liebling seines Volkes zu machen.

Er war, ungeachtet des Widerstandes der Fronde gegen seine Krone, in einer gewissen „Vergötterung seiner Rechte" erzogen und mit der Idee vom „uneingeschränkten Besitz des Lebens, der Freiheit, des Vermögens und des gesammten Geschickes seiner Unterthanen" erfüllt worden. In dieser Ansicht bestärkte ihn seine ganze Hofumgebung, ja die Mehrheit seines Volkes durch unbedingte Einräumung von Vorzügen und Rechten, welche vor dem Untergang des Mittelalters theils und vorzüglich der Kirchengewalt zuerkannt worden, theils auf noch viele andere bevorrechtete Träger der Herrschaft vertheilt gewesen war, die man aber seitdem, geblendet vom Glanz einer unumschränkten Hoheit, auch dem persönlich unbedeutenden Inhaber einer Krone unbewußt zugestand. Dieß war bei Ludwig XIV um so mehr der Fall, da schon in seiner Jugend aus seiner stets feierlichen Haltung ein gewisses Gefühl geistiger Ueberlegenheit und Größe hervorzuleuchten schien. Abweichend von der gewöhnlichen Leichtigkeit des französischen Characters war er mehr gemessen, als rasch, mehr ernst als lebhaft, sprach wenig, aber gewählt, und gewährte Andern seine Erscheinung nie ohne vorausgegangne Prüfung und Vorbereitung, so daß sein Auftreten fast etwas Theatralisches hatte, das ihm aber von Jugend auf natürlich zu stehen schien.

Da Frankreich seit einem halben Jahrhundert eigentlich nicht mehr eine persönliche Regierung von dem, der ihr seinen Namen gab, erfahren hatte, so erstaunte Hof und Volk, als der 23jährige König seinen Räthen erklärte, er gedenke von nun an die oberste Reichsverwaltung keinem seiner Minister zu überlassen, sondern sie selbst zu leiten. Aber eben seine oberwähnte Gabe der Prüfung und Erkenntniß seiner Umgebung, verbunden mit einer ihm nicht abzusprechenden Richtung des Geistes auf das Schöne und Große, wie seine Natur und Zeit es ihm aufzufassen gestattete, ließ ihn die zur Ausführung seiner Plane und Beschlüsse nöthigen Männer in allen Zweigen des Staatswesens glücklich herausfinden, oder wenigstens die vorgefundenen wohl erkennen und benützen; und wenn ihn auch vielfach eitle Selbstsucht bei Kundgebung jener Richtung bestimmte, so ist doch gewiß, daß durch ihn das ganze Volk, wenigstens in der ersten Periode seiner Selbstregierung, mit einer gewissen Begeisterung für höhere Bestrebungen und Güter erfüllt wurde, und daß neben dem falschen Schein und unlautern Wesen, das damit verbunden war und zum Theil auf weit hinaus verderblich wirkte, dennoch die wirklich guten Eigenschaften der französischen Nation sich, durch ihn angeregt, in einem vorher ungekannten Lichte entwickelten. Und da dieses König ganzer Character nicht blos dem

Zuge der Individualität seiner Nation folgte, sondern auf dieselbe zugleich bestimmend und maßgebend einwirkte, so erscheint sein Volk und seine Zeit in ihm gewissermaßen verpersönlicht, ja sein ganzes Zeitalter unter der Signatur dieser seiner Persönlichkeit.

Wohl einsehend, daß nur eine genaue Kenntniß der innern Verwaltung und Politik ihn zur vollen Selbstherrschaft befähigen könne, ohne die Autorität des Staatslenkers zu einem leeren Spiel zu entwürdigen, machte er sich vor Allem mit dem Zustand des Reichs und mit dem Gang der Geschäfte bekannt, was bei der noch immer ungleichen Organisation der vormals so verschiedenartigen Volksbestandtheile, bei den noch vorhandenen mannichfachen Verfassungen und von einander abgesonderten Verwaltungen der Provinzen, bei der Menge verschiedener Rechte, Gewohnheiten und Ueberlieferungen keine geringe Aufgabe war, die er aber in einigen Jahren bis auf einen gewissen Grad löste. Sein Streben nach größerer Einheit und Vereinfachung der Verwaltung und Gesetzgebung fand sodann in dem bereits geltenden Grundsatz unbeschränkter Krongewalt eine mächtige Stütze. Und da im damaligen Frankreich nach so langen politischen und religiösen Kämpfen auch bei dem Kecksten jeder Anspruch auf unmittelbare Theilnahme am Regieren verschwunden und in allen Volksklassen das Bedürfniß nach Ruhe und nach Schutz rege war, den man bereits angefangen hatte in der obersten Autorität zu suchen, so entstand im Volke der Drang, sein privates Leben nach allen Seiten hin durch Befriedigung seiner persönlichen materiellen und intellectuellen Bedürfnisse auszufüllen. So kam es, daß die französische Nation unter Ludwig XIV in Industrie und Handel, in der Literatur, in den Künsten und gesellschaftlichen Formen zu jener Höhe geistiger Cultur gelangte, durch welche sie bald die ganze Welt erfüllte und sich jene moralische Physiognomie gab, die sie im Wesentlichen noch heute an sich trägt.

So ausgezeichnet seine Minister waren und so viel sie zum Glanz und Glück seiner Regierung beitrugen, so hätte doch keiner das ganze Staatsgetriebe übersehen und dessen Gang leiten können; das vermochte aber Ludwig und that es mit dem ihm verliehenen Talent in einer Weise, die ihm die Bewunderung seiner Zeit erwarb, wenn auch seine Regierung eine große Schattenseite hatte, die

bald da und dort, am meisten in der zweiten Hälfte seiner Selbstregierung, hervortrat. Während Le Tellier die Angelegenheiten des Innern und anfangs das Seewesen, Lyonne die des Aeußern verwaltete, stand Colbert mit seinem consequenten Verstand dem Staatshaushalt (nachher auch dem Seewesen) und Louvois dem Kriegswesen vor. Auf den beiden letztern insbesondere ruhte das Gewicht der französischen Macht in vorwiegender Art, indem Colbert's Finanztalent alle Hülfsquellen des Landes zu eröffnen, Louvois' Kriegsverwaltungsgeschick große Armeen, wie sie längst nicht mehr gesehen worden, bloß durch die Verbesserung der materiellen Seite des Militärwesens aufzubringen verstand.

Das wichtige Fach der Finanzen war bei Mazarin's Tod noch in den Händen des mehr auf seinen eigenen Vortheil bedachten Ministers Fouquet. Da dieser durch seinen Ministereinfluß und seinen Reichthum einen großen Anhang im Adel und in der Schriftstellerwelt hatte, so daß sein Haus der Mittelpunct der damaligen gebildeten Gesellschaft war, so war es dem jungen Könige nicht leicht, sich seiner zu entledigen. Erst als Fouquet den König bei einem Liebeshandel beeinträchtigen wollte, ließ dieser ihn gefangen nehmen und einen Hochverrathsprozeß gegen ihn einleiten, in welchem er zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt wurde. Eben dieser vom König persönlich bewirkte Sturz des mächtigen Fouquet gab ihm in den Augen des Volks das größte Gewicht, weil man sah, daß forthin kein Minister mehr nach unabhängiger Staatsleitung streben dürfe, sondern der König Mann's genug sey, sie selbst zu übernehmen. Ludwig setzte nun den ihm von Mazarin empfohlenen Colbert an die Spitze der Finanzverwaltung. Dieser, selbst eines Kaufmanns Sohn, fand in der Hebung des Handels und der Industrie das Hauptmittel zur Vermehrung der Staatseinkünfte und wußte mit scharfem Blick und thätigster Hingebung den Wohlstand des Landes zu fördern. Er veranlaßte die Anlegung vieler Fabriken und Manufacturen (von welchen letztern die Porcellainmanufactur zu Sevres und die Manufactur der Gobelins der Stolz der Nation wurden); er legte Zölle auf fremde Waaren, ertheilte Prämien für die Ausfuhr, vermehrte die Verkehrmittel durch Anlegung von Straßen und Canälen, von welchen letztern der Canal von Languedoc (canal du midi, angefangen 1664, vollendet 1681) zur Verbindung des Mittelmeers mit dem atlantischen Meer, und der Canal von Orleans zur Verbindung der Seine mit der Loire ihm und seinem Gebieter großen Ruhm und dem Lande großen Vortheil brachten; er legte Colonieen in Westindien, Nordamerica und Ostindien an, gründete Handelsgesellschaften (namentlich für China und Indien) und förderte die Schifffahrt so, daß sich dadurch

zugleich die französische Seemacht bald zur ersten in Europa erhob, die sowohl dem freien Handel Frankreichs zum Schutz, als auch den Eroberungszwecken des Königs zur Stütze diente. — Die nachtheilige Zurückstellung des Ackerbaus gegen die Industrie lag weniger in Colbert's Berechnung, als vielmehr in dem ganzen politischen System Ludwigs, der einerseits auf eine Schaulegung der natürlichen Kräfte des Landes ausgieng und das Glänzende und Sinnenreizende (wozu die Industrie tauglicher ist, als der Ackerbau) dem Nützlichen und Reellen, der Wahrheit den Schein vorzog, anderseits zu seinen Eroberungs- und Vergrößerungsplanen unermeßliche Geldmittel bedurfte, welche das Handels- und Fabrikwesen in kürzerer Zeit und in reicherem Maaße bieten — (jedoch nur so lange, bis sich herausstellt, daß ohne gleichmäßige Förderung des Ackerbau's der künstlich erhöhte Wohlstand in Dürftigkeit umschlägt, — der übrigen moralischen Nachtheile für die Nation nicht zu gedenken.) — Obgleich dem französischen Landmann die Last der directen Steuern selbst in Friedenszeiten nicht gemindert wurde, so kam doch, durch die regelmäßige Verwaltung Colbert's, die strenge Aufsicht über die Beamten und die Tilgung unerlaubter Bedrückungen einer wesentlichen Erleichterung gleich.

Das französische Kriegswesen erfuhr durch Le Tellier und nachher durch seinen kriegsleidenschaftlichen Sohn, den Marquis von Louvois, so wesentliche Reformen, daß sie in ganz Europa eingeführt wurden. Besonders waren es die Verbesserungen in der Kriegsverwaltung, in der Artillerie, in der Bewaffnung (durch die Einführung der Bajonette), in der Uniformirung, in der Disciplin (namentlich in der Behandlung der Soldaten) welche alle dem Heere, dem Lande und der Regierung gleich vortheilhaft waren und in den Augen des Volks dem Kriege seinen Schrecken benahmen und dem Wehrstande Achtung verschafften.

Bisher hatten die Könige dadurch, daß der König nur die Feldherrn ernannte und diesen die Anwerbung der Truppen und die Besetzung aller Unterbefehlshaberstellen überließ, nur eine mittelbare Autorität über das Heer gehabt, das eben dadurch auch wegen des vielen rohen und räuberischen Gesindels, aus dem es bestand, dem eignen Lande selbst gefährlich war. Ludwig XIV stellte den Grundsatz auf, daß alle Offiziersgrade bis hinab zum Fähndrich und Magazinsverwalter unmittelbar vom König bestellt wurden, der dadurch das ganze Kriegswesen unter seine Leitung bekam.

Dazu kam, daß sich in den langen Kriegen, die Frankreich unter Richelieu und Mazarin zu führen hatte, große Feldherren gebildet hatten, und daß daher nicht bloß, wie früherhin, mehr nur

im Adelstande, sondern auch in den niedrigeren Klassen der Nation ein kriegerischer Geist verbreitet war. Für die großen, stets schlagfertigen Heere, wie sie Louvois schuf, waren die tüchtigsten Feldherrn vorhanden, unter ihnen oben an Türenne und Condé, die uns schon aus der vorigen Periode bekannt sind, dann Schomberg, Luxemburg, Catinat, Vendome, Villars, während ein Vauban durch ein neues System der Festungsbauten, Du Quesne und Tourville als gute Seemänner den Kriegsruhm der Franzosen erhöhen halfen.

2. Ludwigs XIV Sorge für die Pflege der Intelligenz. Die französische Literatur. Stütze der politischen Macht. Ludwigs Hof der Mittelpunct des Landes. Verderblicher Einfluß desselben auf den Adel. Des Königs weibliche Günstlinge.

Aber nicht bloß auf Wahrung der äußeren Ordnung und Mehrung der materiellen Macht beschränkte sich des Königs Streben. Die absolute Monarchie, die Ludwig XIV allerdings in Frankreich nicht erst begründete, aber zur letzten Vollendung brachte und in Europa's weite Kreise einführte, unterscheidet sich von morgenländischer Despotie allerdings wesentlich durch die allseitige Pflege der Intelligenz, durch die Begünstigung der Entwicklung aller Richtungen des geistigen Lebens, die wenigstens großentheils die Vorbedingung zu späterer höherer und freierer Ausbildung wurde. Uebrigens hatte Ludwig XIV von Richelieu gelernt, die Literatur als eine Stütze der politischen Macht anzusehen. Um daher auch von Seite der Intelligenz sein Volk zum Ton-angebenden zu machen und dadurch zugleich sein Selbstgefühl, in dem er sich mit seiner Nation Eins wußte, zu befriedigen, schuf Ludwig mit Hülfe seiner Minister, besonders Colbert's, eine Reihe von Bildungseinrichtungen, welchen Frankreich seinen geistigen Aufschwung zu danken hat und die, wenn auch zum Theil unter anderen Formen, noch heute bestehen. Zu der schon von Richelieu geschaffenen französischen Academie, welche zur Ausbildung der Sprache in Dichtkunst und Beredtsamkeit und zum Vereinigungspunct der vorzüglichsten nationalen Schriftsteller bestimmt war, fügte Ludwig XIV 1663 die Academie der Inschriften und Medaillen

(später erweitert unter dem Namen „Academie des Inscriptions et belles lettres") für historische Forschungen aller Art, dann die Academie der schönen Künste und 1666 die Academie der Wissenschaften (des sciences d. i. der Naturwissenschaften), und besetzte alle diese Anstalten mit französischen Gelehrten und Künstlern von Bedeutung.

Die Stiftung dieser Institute, welche ähnliche bei andern Nationen hervorriefen, gab den verschiedenen geistigen Talenten und Arbeiten eine gemeinsame Richtung, und verband, mehr als es je vorher der Fall war, Wissenschaft und Kunst mit dem wirklichen Leben. In ihnen wurde gleichermaßen die Darstellung des inneren, idealen Lebens in den verschiedenen Formen der Künste — allerdings in der Geschmacksweise der französischeu Nation — und die Erforschung des äußern, natürlichen Lebens in den mathematischen und physischen Wissenschaften, für welche die französische Nation eine besondere Begabung zeigt, mit Eifer gefördert. — Die Schriftsteller seiner Zeit schieden sich in Betreff ihres Verhältnisses zur königlichen Macht gewissermaßen in zwei Richtungen. Die einen, welche die Zeiten der Fronde überlebt hatten, fühlten noch einen Zug nach freierer Lebensregung und Staatseinrichtung und eine ernste Abneigung gegen Tyrannei und unbeschränkte Gewalt, wie z. B. Corneille (K. 7, 2.), der erst in seinen spätern Dichtungen dem absoluten Königthum den Tribut der Huldigung, wiewohl auch da, ohne niedrige Schmeichelei brachte. Andere die im Sonnenglanz der königlichen Macht sich entfalteten, verbrauchten ihr Talent mehr oder weniger zur Vergötterung des Königs nnd trugen nicht wenig zur Ausbreitung des Götzendienstes bei, den dieses Zeitalter mit der absoluten Macht trieb.

Die Eitelkeit und Ruhmsucht, welche in Ludwig XIV mit der Liebe zum Edlern und Höhern nur zu siegreich stritt und mit der steigenden Bewunderung seines Thuns von Seiten seiner Zeit und besonders seiner ihm schmeichelnden Umgebung mehr und mehr wuchs, bewog ihn, sogar auch die hervorragendsten Talente des Auslandes mit Belohnungen zu ehren, ohne denselben irgend eine Verpflichtung aufzulegen oder sie in sein Land zu ziehen. Er that dies einzig, um die allgemeine Aufmerksamkeit auf seine Person und auf Frankreich zu ziehen und Europa mit der Größe seines Namens zu erfüllen, wobei ihn allerdings das Gefühl leitete, der Erste unter den europäischen Fürsten und zugleich der Leiter des regsamsten, Anderen damals voranschreitenden Volkes zu sein. In letzterer Beziehung hat ihn jedoch seine Zeit, die solcher Opfer für

ideale Verdienste weniger fähig war, mehr bewundert, als nachgeahmt.

Dagegen ahmten ihn andere Staaten und Staatsvorsteher jener Zeit lieber in der glanzvollen Einrichtung seines luxusreichen Hofes nach, dessen schimmernde Pracht jedoch sehr verschieden war von der aus wirklicher Liebe zur Kunst hervorgegangenen sinnvollern Pracht, die ehehin Franz I oder italienische Fürsten um sich verbreiteten. Ludwigs Verschwendung in Ausschmückung und Verherrlichung seines Hofes, in Errichtung neuer Palläste und Gärten, in Geschenken und Pensionen an Günstlinge und Hofleute, an fremde Fürsten und Gelehrte, schien anfangs leicht vom Lande getragen zu werden; doch überstieg schon seit 1668 die Ausgabe um ein Drittheil die Einnahme und Colbert mußte allerlei Finanzoperationen (Erhöhung der Verbrauchssteuer, Herabsetzung der Renten, Erfindung neuer Taxen ꝛc.) ersinnen, um nur allein die Bedürfnisse des Königs und des Hofes zu befriedigen.

Der Luxus, der sich vom Hofe Ludwigs XIV aus verbreitete, diente übrigens auch zur Bereicherung des Landes, besonders dadurch, daß fast alle Länder Europa's, anstatt ihn bloß zu eigenthümlicher Nachahmung zu benützen, in allen Beziehungen die Muster aus Frankreich selbst haben wollten und dadurch diesem Lande tributpflichtig wurden. — Während so durch diesen Hofluxus der französische Bürgerstand äußerlich wohlhabend wurde, verlor der französische Adel in so fern, als er vorher, mehr auf seinen Schlössern lebend und seine Güter theilweise bewirthschaftend, jetzt meist an dem glänzenden Hof zu Versailles und Paris, wo seinetwegen unzählige Hofämter geschaffen wurden, lebte und dort, in alle zeit- und kostspieligen Intriguen sich verwickelnd einen Aufwand machte, der ihn in Schulden stürzte und um alle sittliche Haltung und alles höhere Selbstgefühl brachte, so daß der Adel allmählig bei den andern Ständen in Verachtung kam und daher in der Folge auf sie keinen wahrhaft sittlich bestimmenden Einfluß mehr üben und eben so wenig auch dem Königthum zur sittlichen Stütze dienen konnte.

In diesem Hofe concentrirte sich gleichsam das ganze Land; um diesen Hof drehten sich alle Gedanken selbst der Fernstehenden, und die kleinlichsten Hofgeschichten und Hofintriguen, insbesondere die geheimen Neigungen und Schwächen des bewunderten Monarchen bildeten den stehenden Gegenstand der öffentlichen Theilnahme und der Unterhaltung für alle Gesellschaftskreise. Am Hofe selbst herrschte

blinde Unterwerfung unter den Willen und unter die Laune des Herrschers, die ungemessenste Bewunderung und oft lächerliche Vergötterung seines persönlichen Thuns und Strebens. Wenn Ludwig auch in seinem ganzen äußeren Thun einen gewissen königlichen Anstand nicht verletzte, so war dieser doch die einzige „Gränze, die er sich setzte", die aber keine Schranke für die innere Laxheit seines sittlichen Wesens war, welche sich in seinem Verhältnisse zum andern Geschlecht kund gab. Wußte er in dieser Hinsicht seine sinnliche Neigung auch in schöne Formen zu hüllen, und nahm dieselbe wenigstens in der ersten Zeit seiner Regierung keine grobanstößige Richtung, so war doch — besonders in der längeren Hälfte seiner Regierung — die davon auf Land und Volk, ja auf seine ganze Zeit ausgehende moralische Wirkung von den schädlichsten Folgen.

Unter seinen weiblichen Günstlingen war der Zeit nach die erste das gefühlvolle und schwärmerische Fräulein de la Vallière, an welche ihn Jugendleidenschaft fesselte, die man glaubte durch den Umstand entschuldigen zu können, daß seine Gemahlin, die spanische Maria Theresia, ihm nicht durch seine eigene Wahl, sondern durch die Politik des französischen Kabinets zugeführt worden war. Als allmählig die Reize des Fräuleins, das eigentlich nicht schön, aber durch ihre Naivetät anmuthig war, im Schwinden begriffen waren, knüpfte er zugleich mit einer Freundin derselben, der Marquise von Montespan, ein Verhältniß an, welches, weil sie schon verheirathet war und er ihren Gatten, der sich durch seine Einwilligung nicht erniedrigen wollte, auf dessen Besitzungen verbannte, das sittliche wie das bürgerliche Gesetz auf das grellste verletzte. Als sich endlich 1674 die La Vallière in's Kloster zurückzog, war die Montespan, die ihm ihre Schönheit, durch ihren Geist und ihre Theilnahme an allem Großen und Ruhmbringenden zu fesseln wußte, eine lange Reihe von Jahren seine öffentliche Maitresse. Zuletzt wurde sie von der Erzieherin ihrer mit dem Könige erzeugten Kinder, der Wittwe des Schriftstellers Scarron, verdrängt. Diese, von ihm 1684 zur Maitresse und Marquise von Maintenon erhoben, wußte,, obgleich sie schon 50 Jahre alt war, durch ihren Verstand und ihre große Klugheit die frühe abnehmende Kraft des Königs geistig zu erfrischen, so daß er sie sich zur linken Hand antrauen ließ. Sie hatte übrigens durch ihr Eingehen auf seine, mit dem Alter wachsenden Launen und Schwächen gewiß keinen geringen Antheil an seiner, besonders in der letzten Periode seiner Regierung immer stärker hervortretenden Neigung zum Despotismus. — Suchte er auch den üblen Einfluß dieser Seite seines Privatlebens auf das Volk durch strengen äußern Anstand zu mindern, so zeigte doch die schon während der ersten Periode seiner

Maitressenwirthschaft um sich greifende Unsittlichkeit der französischen Großen, wie wenig dieselben hierin hinter dem Beispiel ihres Herrn zurückbleiben wollten.

3. Widerspruchlosigkeit der autokratischen Stellung Ludwigs. Sein Uebermuth gegen Spanien und den Papst. Der Devolutionskrieg. Die Triple-Allianz. Der Friede von Aachen. Ludwigs Bündniß mit Karl II von England, mit den Rheinbundfürsten und mit Schweden gegen Holland.

Da alle Großen, der Adel, der Klerus, die Magistratur diesen König als ihren unmittelbaren Herrn und Gebieter anerkannten und alle Klassen der Nation von dem Gefühl der Abhängigkeit vom Königthum, dem die Bezwingung der revolutionären Fronde gelungen war, um so mehr durchdrungen waren, als Ludwigs glänzende Herrscherpersönlichkeit jener Nationalstimmung einen objectiven Hintergrund gab: so war es kein Wunder, daß er in seiner widerspruchlos-autokratischen Stellung und in dem Bewußtseyn, Muster und Hochbild des französischen Lebens zu seyn, den offenen Anspruch machte, mit dem Staat identisch, ja als dessen Personification und erhöhte Individualisirung betrachtet zu werden. Sein Grundsatz: „L'état c'est moi!" war in jener Zeit keinem Franzosen anstößig, vielmehr waren sie auf diesen ihren König, wie auf sich selbst stolz, so wie auch hinwiederum er seinen Stolz darein setzte, sein Volk zum ersten in der europäischen Völkerfamilie zu machen.

In diesem Streben zugleich von der eingetretenen Schwäche der meisten um Frankreich gelegenen Regierungen und Dynastieen begünstigt, ließ er gleich im Anfang seiner Regierung seinem Oheim und Schwiegervater Philipp IV von Spanien, wie oben berührt, das französische Uebergewicht fühlen. Eben so stolz trat er gegen den päpstlichen Stuhl auf, indem er, unterstützt von seinem Klerus, insbesondere von der Sorbonne (als dem obersten geistlichen Tribunal in Frankreich, welches dem Papst kein weltliches Recht über die Könige einräumte und ihn als unter dem allgemeinen Concilium stehend erklärte) dem Papste Avignon entriß und, wenn er es ihm auch in dem Sühnevertrag von Pisa 1664 wieder zurückgab, doch während seiner ganzen Regierung

eine geringe Ehrfurcht bewies, weil er von der päpstlichen Hierarchie eine Beschränkung seiner Alles umfassenden Hoheitsrechte besorgte.

Als sodann Philipp IV 1665 starb (XXI. 6, 2.), so trat Ludwig, gestützt auf sophistische Argumente seiner Juristen, mit Ansprüchen auf einen Theil der spanischen Niederlande, nämlich auf die brabantischen Fürstenthümer hervor, obgleich er bei seiner Heirath auf alle Länder der spanischen Monarchie verzichtet hatte.

Er behauptete, das in Brabant geltende jus devolutionis, wornach Kindern erster Ehe die während der Ehe von ihren Aeltern erworbenen Güter im Fall der Wiederverheirathung des einen Ehetheils zufielen, habe Anwendung auf seine Gemahlin Maria Theresia, weil deren Mutter bei ihrer Verheirathung mit Philipp IV die Hälfte der spanischen Niederlande zum Eigenthum erhalten und Philipp nach ihrem Tode nur noch der Nießbrauch davon gehabt habe, der gedachte Landestheil aber auf ihre Kinder nun übergegangen sey, unter denen Maria Theresia ihr Erbe bekommen müsse.

Da er sah, daß Spanien damals ohnmächtig, England aber wegen der Unmündigkeit Karls II unter vormundschaftlicher Regierung stand und nicht lange zuvor, Frieden mit Frankreich gemacht hatte, Holland aber unter Johann de Witt's Einfluß, wie er meinte, ihm nichts in den Weg legen werde, weil Frankreich den Holländern im vorigen Krieg gegen England Hülfe geleistet hatte, so begann er den sogenannten Devolutionskrieg, der französischer Seits ein eigentlicher Raubkrieg war.

Als Ludwigs Heere unter Türenne und Condé in das spanische Flandern und in Hennegau eindrangen und diese Provinzen fast ohne Widerstand eroberten, brachte de Witt, um Holland vor Frankreichs unmittelbarer Nachbarschaft zu bewahren, durch den englischen Gesandten Wilhelm Temple mit England und durch den schwedischen Gesandten Dohna mit Schweden 1668 die sogenannte Triple-Allianz (den Dreimächtebund) zu Stande und hemmte dadurch Ludwigs Fortschritte. Daher nahm dieser die Vorschläge der Verbündeten an und wollte sich mit dem bereits Eroberten begnügen. Darauf aber gieng Spanien nicht ein. Erst als Ludwig auch die Franche-Comté wegnahm, die ihm wegen der Verbindung mit dem Elsaß wichtig war, fügte sich Spanien und überließ im (ersten) Frieden von Aachen (1668) zwölf feste niederländische Plätze — darunter Lille (das Ludwig sogleich durch

Vauban stärker befestigen ließ) Douay, Courtray, Tournay — an Frankreich, welches dagegen die Franche-Comté zurückgab.

Erbittert über de Witt und die Holländer, die ihm seine Pläne durchkreuzt hatten, beschloß er, sich an ihnen zu rächen, zumal die holländische Republik der Sammelplatz aller niederländischen, französischen, englischen, schottischen und deutschen Königs- und Fürstenfeinde und der Heerd aller republikanischen in Conspirationen und politischen Flugschriften sich kundgebenden Tendenzen war.

Zunächst suchte er daher England und Schweden von dem Bündniß mit Holland ab, und auf seine Seite zu ziehen.

Da Karl II in England selbst viel von den nach den Niederlanden ausgewanderten Gegnern seiner Regierung zu fürchten hatte und zugleich von seinem Bruder Jakob für den Katholismus gestimmt worden war, so war es leicht, ihn durch seine an den Herzog von Orleans verheirathete Schwester (bei einer Zusammenkunft derselben mit ihm in Dover) zu einem Bündniß mit Frankreich gegen die Republik zu bewegen und sein Cabalministerinm (XXI. 9, 3) ließ sich zu diesem unnatürlichen Bündniß gebrauchen.

Von Deutschland aus hatte Ludwig XIV ohnedieß nichts zu besorgen, da Frankreich ja die west- und süddeutschen Fürsten des sogenannten Rheinbundes (s. oben K. 3, 3) sammt ihren Ministern in der Hand und dadurch in Deutschland eine mächtigere Stellung, selbst als der Kaiser hatte. — Sachsen war auf länger hinaus durch französische Jahrgelder gebunden. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der sich dem Rheinbund nicht angeschlossen hatte, wollte sich nur zur Neutralität verstehen, wie er sie schon im Devolutionskriege beobachtet hatte, und konnte zu einer engeren Verbindung mit Feankreich nicht gebracht werden. Dagegen gewann Ludwig den Herzog Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg, die Bischöffe von Münster und Osnabrück und den Kurfürsten Maximilian Heinrich von Köln, die ihm alle ihre Hülfe gegen Holland zusagten und durch die er Brandenburg, falls es auf die Seite Hollands treten wollte, zu beschäftigen ge-

bachte. — Der mit Holland befreundete Herzog von Lothringen wurde dadurch unschädlich gemacht, daß er ihn — aus seinem Lande vertrieb (1670).

Viel schwerer als England schien Schweden, das enger mit Holland verbunden war und auf noch viele deutsche protestantische Fürsten großen Einfluß hatte, für Frankreich gewonnen werden zu können; allein der französische Gesandte überbot die Zahlungsversprechungen der Niederländer, gewann den einflußreichsten Theil des schwedischen Adels, der bei seinen geringen Mitteln doch französischen Luxus nachahmen wollte, durch Geschenke und Pensionen und brachte im J. 1672 Schweden zu einem engen Bündniß mit Frankreich.

4. Beginn des holländisch-europäischen Kriegs. Einbruch Ludwig's und seiner Verbündeten in die Niederlande. Holland in Noth. Seesiege der Holländer. Brandenburg für Holland. Der Prinz von Oranien, Statthalter und Generalcapitän. (Tod der Gebrüder Witt.) Durchstechung der Dämme. Der Kurfürst und der Kaiser im Bund gegen Frankreich.

Nachdem Ludwig die Höfe von Madrid und Wien durch die Erklärung beruhigt hatte, daß er es bei einem Angriff auf die niederländische Republik auf keine Eroberung, sondern nur auf Bestrafung des republikanischen Krämerübermuths absehe, erfolgte 1672 der so lange her gründlich vorbereitete Einfall in Holland, das eine leichte Beute zu werden versprach, weil es, in die oranische und gegenoranische Partei getheilt, länger her (besonders seit Abschaffung der Statthalterschaft) aus kaufmännischer Sparsamkeit versäumt hatte, sein Landheer und seine Festungen in gehörigem Kriegsstand zu erhalten und daher für einen solchen Angriff nicht vorbereitet war.

Die innern Zustände der niederländischen Republik in dieser Zeit sind oben (XXI. 9, 4.) in der englischen Geschichte im Wesentlichen angegeben worden. — Die ganze südöstliche Gränze von Mastricht bis Wesel war dem Feinde bloßgestellt, und die kleine zerstreute Heeresmacht bestand nur aus 20,000 M., meist Söldnern, die — mit Ausnahme der Regimenter des Prinzen Wilhelm III von Oranien — sich im schlechtesten Zustande befanden. Dazu kam, daß Johann de Witt nicht zu bewegen war, auf Verlangen der oranischen Partei den Prin-

zen zum Generalcapitain zu ernennen und die Armee zu vermehren: denn, meinte er, wenn auch die äußere Festungsreihe verloren gienge, werde doch die innere stärkere (von Herzogenbusch bis zum Zuydersee reichende) widerstehen, und bis es dahin komme, würden die Bewegungen der Flotte und diplomatische Unterhandlungen eine günstige Wendung herbeiführen. Allein in Bezug auf Frankreichs Angriffsweise hatte sich Witt verrechnet, auch über die Vorbereitungen desselben sich nicht genau unterrichtet.

Die französische Streitmacht bestand aus 118,000 M. der besten Truppen, — darunter 2000 Edelleute, (die sogenannten Messieurs,) unter dem Prinzen Soubise, 3000 catalonische Schützen, 10,000 Schweizer —, und war in drei Corps getheilt, davon das erste von dem Prinzen Condé, das zweite vom Marschall Türenne, das dritte vom König selbst (unter ihm vom Marschall Chavigny) befehligt wurde. Rasch drang dieses ganze Heer von Charleroi aus durch das Lüttichische nach Mastricht vor, zu dessen Belagerung man einen Theil zurückließ, und stürmte dann unaufgehalten weiter — die erste Festungsreihe durchbrechend und die Eroberung derselben den nun auch auftretenden kurfürstlich-kölnischen und bischöflich-münster'schen Truppen überlassend — bis an die Yssel und den Rhein vor, dessen Wasserstand so niedrig war, daß ihn der König und Conde mit 40,000 M. leicht überschritten und das jenseits zu seiner Vertheidigung aufgestellte kleine niederländische Heer im ersten Ansturm vernichteten.

Während der Kurfürst von Köln die ganze Provinz Oberyssel eroberte, so daß diese sich von der Republik lossagte und unter münster'sche Landeshoheit stellte, hatte Türenne den zweiten Festungsgürtel durchbrochen. Aus allen Städten des Innern und der See flüchteten die Bewohner ihre Habe, jene nach Brabant, diese nach den Hansestädten und Dänemark. Holland schien ohne Rettung verloren. Doch diese kam von der See.

Weil nämlich Ludwig im Vertrag mit England versprochen hatte, Holland nicht eher anzugreifen, als bis die Engländer Seeland erobert hätten, so mußte sich seine Flotte mit der bereits im Canal angelangten englischen Flotte vereinigen und sich dem gewaltigen Angriff des holländischen Admirals de Ruyter aussetzen. Weil aber die französischen Schiffe aus Eifersucht den englischen die größte Last des Kampfes überließen, so erfochten die Holländer den

Seesieg bei Southwoldbay (Soulsbay); und als Tags darauf ein heftiger Sturm und die ausbleibende Fluth die wiederkehrenden Engländer vom Landen im Texel abhielt, so wurde dadurch Seeland von der Besetzung und in weiterer Folge davon auch die ganze Republik von dem Untergang gerettet.

Unterdessen hatten Kaiser Leopold I und der König von Spanien endlich erkannt, daß es Frankreich doch auf Hollands Eroberung abgesehen hatte; und weil von dem französischen Heer unter Türenne spanisches Gebiet bei Namür und deutsches Reichsgebiet bei Cleve verletzt und besetzt worden war, so sandten beide Mächte Truppen nach den Niederlanden, Spanien um seine Gränzen zu schützen, der Kaiser, um den Prinzen von Oranien bei der Vertheidigung Amsterdams und des Haags zu unterstützen. Aus dem gleichen Grunde (denn das verletzte Gebiet in Cleve war brandenburgisch) trat nun auch der Kurfürst Friedrich Wilhelm aus seiner neutralen Stellung heraus und schloß ein offenes Bündniß mit Holland.

So lange man in Holland noch keine hinreichende Hülfe von Außen sah, dachte man schon an Unterwerfung: Amsterdam allein widersetzte sich derselben und drang auf Durchstechung der Dämme und Polders, um bei steigendem Wasser den Feind durch Ueberschwemmung am Vordringen zu hindern. Da das ganze Land gegen Witt erbittert war und ihn beschuldigte, Holland an Frankreich verrathen zu haben, so unternahmen vier junge Leute gegen ihn einen Mordversuch, der aber mißlang; doch konnte der Verwundete eine Zeit lang die Staatsleitung nicht fortführen, und nun forderten Seeland und Holland in der Staatenversammlung die Erhebung des Prinzen von Oranien zum Statthalter und die Ernennung desselben zum Generalcapitain und Generaladmiral. Witt mußte nachgeben und seinem ärgsten Feinde die Oberleitung des Staates überlassen; ja, nicht lange darauf wurden er und sein Bruder Cornelys die (übrigens unschuldigen) Opfer der von der Oranienpartei aufgestellten Volkswuth. (XXI. 9, 4.)

Mehr und mehr athmete Alles wieder auf: das holländische Heer gewann durch seinen neuen Führer wieder Muth und Zuversicht; die erwartete Ueberschwemmung in Folge der Deichdurchstiche

trat ein; Brandenburg und der Kaiser schloßen ein Bündniß „zur Aufrechthaltung des westfälischen, pyrenäischen und aachener Friedens" d. h. zum Zweck der Hemmung französischer Vergrößerungssucht, und die unter Condé in Utrecht und Geldern stehenden Franzosen, von dem durch Brabant an die französische Gränze gerückten Prinzen von Oranien bedroht, waren jetzt mehr auf sich beschränkt, weil Türenne am Rhein sich gegen die Kaiserlichen und gegen die Brandenburger (nach Wesel) wenden mußte.

Zwar schien der Winterfrost durch Zufrieren der Flüsse und Seen den Franzosen behülflich seyn zu wollen, indem der Marschall von Luxemburg von Utrecht aus auf dem Eis in die Provinz Holland eindringen wollte: aber plötzlich eintretendes Thauwetter vereitelte dieses Vorhaben der Franzosen und zwang sie, sich wieder mit Verlust zurückzuziehen.

5. Neue Rüstungen Ludwig's. Vortheile der Franzosen in den Niederlanden, sowie Türenne's am Rhein und im Elsaß. Der brandenburgische Separatfrieden zu Vossem. Türenne's Verheerung der Pfalz. Nachdrücklichere Kriegsführung des Kaisers. Auftreten der spanischen Niederlande und des deutschen Reichs. Englands Separatfrieden mit Holland. Abfall der Rheinbündler von Frankreich. Ludwig mit Schweden und Savoyen auf der Defensive. Condé's und Montecuculi's Rücktritte. — Der Kampf zur See. Aufstände im Innern Frankreichs.

Da die zu Köln eröffneten Versuche zum Frieden unter Vermittlung Schwedens, das zwar sein früheres Bündniß mit Holland aufgegeben, aber ihm noch nicht den Krieg angesagt hatte, bei Frankreichs hohen Forderungen ohne Erfolg blieben, so trat Ludwig im folgenden Jahre 1673 mit neuen mächtigen Rüstungen auf. Der Herzog von Orleans drang mit 20,000 M. durch die spanischen Niederlande, ohne sich an die Protestation des spanischen Statthalters zu kehren, gegen Namür und Brüssel vor, indeß der König durch Vauban's Geschicklichkeit Mastricht eroberte und diese Festung zum Hauptanhaltspunct dieses Kriegs machte. Auch Trier fiel in die Hände der Franzosen, und zugleich ließ Ludwig Nancy befestigen und die Reichsstädte im Elsaß besetzen.

Am Rhein verheerte Türenne die westfälischen Lande und zwang dadurch den Kurfürsten von Brandenburg, der sich

von Holland und von dem Kaiser nicht hinlänglich unterstützt sah, zu dem Separatfrieden von Vossem (10. Juli 1673), worin er versprechen mußte, neutral zu bleiben, falls das deutsche Reich, als solches, die Waffen gegen Frankreich erheben würde. — Eben um das Reich von einer Kriegserklärung abzuschrecken, ertheilte Louvois dem Türenne den Befehl, die Pfalz mit Feuer und Schwert zu verwüsten, und Türenne that dieß in so vandalischer Weise, daß eine Menge Städte und Dörfer in Asche sanken und die an den Einwohnern verübten Gräuel gen Himmel schrieen.

Aber gerade dieses Verfahren bewirkte das Gegentheil seiner Absicht: das deutsche Reich erklärte an Frankreich den Krieg und der Kaiser verstärkte seine Rheinarmee auf 60,000 M. Auch Spanien rief seine Niederländer in die Waffen und ließ sie zum Prinzen von Oranien stoßen, der nach beendigter Deckung Hollands gegen Condé, bei Venloo über die Maas gieng und sich mit Montecuculi vereinigte. Dieser drang nun mit Macht am Rhein vor und zwang besonders durch die Einnahme von Bonn den Türenne zum Rückzug. Eben so war auch Condé, der im Utrechter und Geldner Lande noch wüstete, genöthigt worden, bis Mastricht zurückzugehen, während vorher Ruyter die Engländer an einem neuen Landungsversuche gehindert und einige neue Seesiege erfochten hatte. Also war das Gebiet der Republik ganz vom Feinde befreit und der Krieg hatte sich bereits auf die Länder zwischen Mastricht und dem Elsaß beschränkt.

Bald darauf kam es dahin, daß auch Karl II durch die steigende Unzufriedenheit des englischen Volks über sein Bündniß mit Frankreich und durch die Subsidienverweigerung des Parlaments sich genöthigt sah, seinen französischen Bundesgenossen aufzugeben und mit der niederländischen Republik 1674 den Separatfrieden von Westminster zu schließen.

Ermuthigt durch die Auflösung des französisch-englischen Bündnisses verbanden sich jetzt Brandenburg, Braunschweig, Hessen und Trier mit Holland; selbst der kriegslustige Bischoff von Münster schloß mit den Holländern Frieden, und der bis dahin noch bestandne Kölner Friedenscongreß gieng unverrichteter Sache auseinander, nachdem der Kaiser ein Mitglied desselben, den kölni-

schen Minister von Fürstenberg, hatte verhaften lassen, weil er von Frankreich bestochen zu seyn dringend verdächtig war. (Diese Verhaftung stellten die Franzosen als einen Völkerrechtsbruch dar, und Schweden nahm ihn nachher zum Vorwand seines offenen Auftretens für Frankreich.) Selbst der Herzog von Lothringen hatte nun den Muth, sich zu Frankreichs Feinden zu stellen. So hatte denn Ludwig XIV nur Schweden und Savoyen noch zu Verbündeten und sah sich auf die Defensive herabgebracht. Zwar eroberte er im Juni 1674 die Franche-Comté, und Condé suchte (im Aug.) die ihm überlegene, unter dem Prinzen von Oranien stehende Macht der holländischen Verbündeten in der blutigen Schlacht bei Senef durch einen wüthenden Angriff zu vernichten, erreichte aber, obgleich 25,000 Todte die Wahlstatt deckten, seine Absicht nicht, und zog sich nach dieser seiner letzten Waffenthat in das Privatleben zurück. Anderseits nahm auch der tapfere Montecuculi, einer Ministerintrigue weichend, seinen Rücktritt.

Während Ludwig den Kampf zur See mied, griff Ruyter die französischen Colonieen in Westindien — wiewohl ohne Erfolg — an, und Tromp verheerte die Westküsten Frankreichs. Auch bewog die allgemeine Unzufriedenheit des französischen Landvolks über die steigenden Steuern einen Theil der Hugenotten einen Aufstand zu entzünden, der unter der Leitung des Chevaliers de Rohan in der Normandie ausbrechen sollte, um dort einige Hafenplätze den holländischen Schiffen in die Hände zu spielen und den Spaniern zur Landung in der Bretagne zu verhelfen. Allein der Aufstand wurde im Beginn unterdrückt und Rohan hingerichtet. Auch in Bordeaux brachen Hugenotten los, daher diese Stadt mit dem Verlust ihrer Privilegien gestraft wurde.

6. Erneuerte Anstrengungen Ludwig's. Türenne's abermalige Verheerung der Pfalz. Brandenburg wieder im Bunde gegen Frankreich. Einfall der Schweden in die Mark. Montecuculi wieder am Rhein. Türrenne's Tod. Rückgang des französischen Glücks am Rhein. Ludwig's Separatunterhandlungen mit seinen Gegnern. Der Friede von Nymwegen. Fortsetzung des brandenburg-schwedischen Kriegs. Friede zu St. Germain en Laye.

Noch einmal bot Ludwig den ganzen Adel seines Landes auf, der jedoch ungern, und keineswegs mit jener frühern Begeisterung, sich einstellte. Auch machte Türenne am Rhein wieder Fort-

schritte, schlug die Kaiserlichen unter dem Herzog von Lothringen bei Sinzheim, gieng über den Rhein und verheerte den zwischen diesem Strom und dem Neckar liegenden Theil der Pfalz wieder mit barbarischer Härte, welche diesem durch Feldherrnverdienste und Privattugenden ausgezeichneten Manne im Krieg (wie vielen andern Großen seiner Zeit) eigen war.

Als das deutsche Heer, zu dem nun auch der Kurfürst von Brandenburg gestoßen war, den Rheinübergang bewerkstelligt hatte, drängte Türenne es wieder über den Rhein zurück. Um aber einen so gefährlichen Gegner, wie der Kurfürst, sich vom Leibe zu halten, bewog Ludwig die Schweden in Pommern und in die Mark einzufallen, wodurch der Kurfürst gezwungen wurde, vom Rhein in seine Lande zurückzukehren und in Verbindung mit Dänemark die Schweden zu bekämpfen. Diesen brachte er nachher am 18. Juni 1675 in der Schlacht bei Fehrbellin eine völlige Niederlage bei und legte durch diesen Sieg den Grund zur Größe Preußens.

Vergebens hatte der Kurfürst die Höfe zu Wien und Kopenhagen, desgleichen den deutschen Reichstag um Hülfe angegangen. Daher war er nur auf seine eigenen Mittel beschränkt. Ehe sich's die Schweden versahen erschien er in Magdeburg, wo er den größten Theil seiner Truppen zurückließ, und überfiel nur mit 12,000 Reitern und 1200 Musketieren die Schweden, die unter Wrangel um Brandenburg und Havelberg standen, mit so großem Ungestüm, daß er jenen Sieg davon trug. Er selbst war in der Schlacht überall da, wo die Gefahr am größten war, und ermunterte durch Wort und Beispiel seine tapfern Krieger. Da er einen Schimmel ritt, der ihn leicht hätte kenntlich machen können, bat ihn sein Stallmeister Frobenius, sein Pferd gegen das seine auszutauschen. Kaum war dies geschehen, so flog eine Kanonenkugel daher und traf den treuen Stallmeister, daß er auf der Stelle blieb. Der Tag von Fehrbellin verschaffte dem brandenburgischen Namen vor ganz Europa hohen Ruhm.

Ein neues deutsches Heer, an dessen Spitze nun Montecuculi wieder trat, warf sich im folgenden Frühling bei Speyer über den Rhein, um den Krieg nach Elsaß zu spielen. Um den Montecuculi von den französischen Gränzen abzuziehen, gieng Türenne auf das rechte Rheinufer, drauf Montecuculi ihm nach, bis es nach langen Hin- und Herzügen am 7. Juli 1675 zur Schlacht

bei Saßbach kam, in welcher Türenne, von einer Kanonenkugel zerschmettert, seinen Tod fand.

Türenne, seit Guesclin und Bayard der berühmteste Feldherr der Franzosen, wurde von ganz Frankreich auf's tiefste beklagt: denn außer seinen großen Feldherrntalenten und einem unerschrockenen Kriegsmuth besaß er im Privatleben die Tugenden der Einfachheit, Milde, Herablassung, Großmuth und Freigebigkeit, womit er Jedermann fesselte, indem er dadurch fast das Gegentheil des an Kriegsruhm von ihm wenig verschiedenen Condé war. Von seinen Soldaten war er wie ein Vater geehrt, weil er für ihr Wohl in einer Weise sorgte, die damals in Europa an einem Feldherrn selten war. Zu den Fehlern, die er mit seinen Standesgenossen gemein hatte, kam bei ihm eine gewisse Unfestigkeit des Characters und Abhängigkeit von fremden Einflüssen, die sich auch in dem Umstand zeigte, daß er noch in seinem 57. Jahre den Glauben seiner Väter verläugnete und aus Gefälligkeit gegen den König katholisch wurde, wie er denn auch bei einem seiner, bis in sein höheres Alter fortgesetzten, Liebeshändel sich nicht enthalten konnte, ein Staatsgeheimniß preiß zu geben. Ludwig XIV liebte ihn, so weit sein Egoismus außer sich etwas zu lieben fähig war.

Zwar suchte Ludwig XIV den Verlust dieses Feldherrn durch Ernennung von acht Marschällen zu ersetzen: nichts desto weniger gieng aber von da an das Glück der Franzosen am Rhein zurück; und wenn auch die Holländer ihren großen Seehelden Ruyter 1676 in einem unentschiedenen Seetreffen bei Agosta (in der Nähe von Messina, im Golf von Catanea) verloren und die französischen Brander die spanisch-holländische Flotte im Hafen von Palermo fast gänzlich zerstörten: — so sah sich doch Ludwig bei der Erschöpfung Frankreichs genöthigt, sich unter England's Vermittlung zu Friedensunterhandlungen mit den Holländern, (die allerdings zur Herstellung des gestörten Handels den Frieden am ersten bedurften) herbeizulassen. Diesen Unterhandlungen war er aber durch neue Kriegsanstrengungen am Oberrhein und in Flandern bemüht, einen ihm günstigen Ausschlag zu geben, wie denn überhaupt der Krieg auf allen Puncten von beiden Seiten fortgeführt wurde. Denn auch die andern Mächte, außer Holland, waren zum Frieden nicht geneigt, so lange sie sich irgend im Nachtheil sahen. — Auch zwischen Schweden und Brandenburg währte der Krieg noch fort, da der große Kurfürst Schwedisch-Pommern

erobert hatte und in Verbindung mit Dänemark den Schweden alle ihre deutschen Besitzungen abnehmen wollte.

So kam der Frühling des Jahres 1678 herbei. Die Holländer obwohl längst in ihrem Lande des Feindes ledig, desgleichen die spanischen Niederlande, wie jene der Ruhe bedürftig, verlangten dringend nach Frieden: nur Ludwig zögerte noch und forderte, daß Brandenburg und Dänemark ihre Eroberungen an Schweden zurückgeben sollten, wie denn überhaupt seine Politik mit Erfolg darauf ausgieng, die Sache jedes Einzelnen seiner Gegner von der des Andern durch gesonderte Verhandlungen zu trennen. Dadurch gelang es ihm, daß der Kurfürst von Brandenburg von seinen bisherigen Verbündeten im Grunde aufgegeben und seinen eigenen Kräften überlassen wurde. Und nun kam es, daß in Folge jener Sonderbehandlungsweise im Jahr 1678 der Friede von Nymwegen mit Holland am 10. August, mit Spanien am 17. September, mit dem Kaiser und Reich erst am 5. Febr. 1679 geschlossen wurde.

Der Nymweger Friede stellte für die niederländische Republik den früheren Stand her, indem Frankreich an sie (sowohl, als an England) die gemachten Eroberungen, selbst Mastricht, zurückgab und den alten Handelsverkehr mit ihr herstellte. — An Spanien gab Frankreich Courtray, Tournay und einige andere Plätze zurück, behielt aber die Franche-Comté (die im Grunde als ein Theil des burgundischen Kreises, folglich als deutsches Lehen in spanischem Besitze gewesen war) und 16 spanisch-niederländische Festungen (darunter Valenciennes, Cambray, Condé, Maubeuge, St. Omer), und Spanien mußte außerdem noch versprechen, dem Kaiser keine weitere Hülfe zu leisten. Auch ließ Ludwig Sicilien, wo er die mit der spanischen Herrschaft Unzufriedenen durch Versprechungen zur Empörung gereizt hatte, bei diesem Frieden außer Schutz, so daß von 60,000 Einwohnern Messina's beim Wiedereinzug des spanischen Statthalters nur noch 11,000 vorhanden waren: denn die Uebrigen hatten sich aus Furcht vor der Strafe geflüchtet und sprachen in Frankreich vergeblich den eigensüchtigen König um Almosen und Verwendung an. — Der Kaiser und das Reich mußten es sich gefallen lassen, daß Frankreich dafür, daß er das Besatzungsrecht in Philippsburg aufgab, Freiburg im Breisgau und Hüningen an sich nahm. Dazu kam noch, daß der Schaden unvergütet blieb, den König Ludwig dem Kaiser durch Unterstützung des Aufstandes zugefügt hatte, der sich in Ungarn durch den Grafen Tököly und in Siebenbürgen durch den Woiwoden Apaffy erhoben hatte und dem österreichischen Hause

beinahe diese beiden Provinzen gekostet hätte. (Siehe unten K. 5., 1. a. E.) — Der Herzog von Lothringen sollte sein Land unter der Bedingung zurückerhalten, wenn er in Nancy französische Besatzung einnähme und den französischen Truppen beständigen Durchzug durch sein Land gestatte. Allein der Herzog verwarf diese Bedingungen als entehrend und blieb in des Kaisers Diensten. Ludwig behielt Nancy und gab ihm dafür Toul zurück.

Der Krieg Brandenburgs und Dänemarks mit Schweden dauerte noch einige Zeit fort, da der Kurfürst Pommern nicht herausgeben wollte. Zuletzt entsandte Ludwig den Marschall von Crequi, der die Brandenburger bei Minden schlug und das dänische Gebiet verheerte. Weil nun der Kurfürst von seinen Verbündeten nichts mehr zu hoffen hatte, so schloß er am 29. Juni 1679 mit Frankreich den Frieden zu St. Germain en Laye, der für Schweden und Brandenburg den alten Besitzstand wahrte. Am 2. Sept. desselben Jahres erfolgte dann auch mit Dänemark der Friede zu Fontainebleau, der die Herstellung von Holstein-Gottorp bedingte.

So hatte dieser holländisch-europäische Krieg, ungeachtet er in seinem Verlaufe Frankreich nicht selten mit großen Verlusten bedrohte, doch in seinem Ausgange den Vergrößerungsgelüsten Ludwigs gedient, während er allen andern Mächten nur Blut und Geld gekostet; ja die Zeit des Nymweger Friedens bezeichnet die Höhe der politischen Größe Ludwigs, dem seine Diplomaten und Generale zu einer Stellung in Europa verholfen hatten, bei der ihm forthin Niemand widerstehen zu können schien. Auch unterließen seine Schmeichler nicht, ihn als einen andern Alexander oder Cäsar zu bewundern.

Da während dieser acht Kriegsjahre die Unterhaltung von 300,000 M. zu Land und zu Wasser; die Subsidiengelder an so viele fremde Mächte und Factionshäupter; die Bestechungen fremder Minister und Großen, — dazu sein fortgesetzter Aufwand auf den Hof, auf die Marine, auf die Nationalinstitute der Bildung, seine ungemein vielen und prächtigen Bauten — unermeßliche Geldsummen verschlangen: so war es kein Wunder, daß das Mißverhältniß zwischen der Kraft des Landes und den an sie gemachten Ansprüchen mehr und mehr gefühlt wurde, und daß Empörungen des Landvolks in mehreren Provinzen (in Toulon, Limoges, Nevers rc.) entstanden, die aber mit Grausamkeit unterdrückt wurden. Indeß da die höheren Klassen des dritten Standes, welche, im Besitz der Richter-, Anwalt- und Notärstellen, bei dem von Colbert bewirkten industriellen Umschwung großen Gewinn hatten, und in den Städten auch die niedern Stände

für ihr Fortkommen noch hinlängliche Beschäftigung hatten, so wirkte die Noth des Landmanns noch nicht nach Oben zurück, wo ohnedieß die unbedingteste Unterwürfigkeit unter den Willen des Selbstherrschers an keinerlei Opposition dachte. — Dagegen fraß in den oberen Ständen unter der Maske der Devotion, des äußeren Anstandes, der strengen Etikette und der gleißenden Bildung ein tiefes, sittliches Verderben um sich. Von der Tiefe desselben geben die weitverzweigten Vergiftungsprozesse einen Begriff, in welche nicht wenige der vornehmsten Herren und Damen verwickelt waren, so daß der König im J. 1680 eine eigene Commission, die sogenannte Chambre ardente, niedersetzte, welche alle Ueberführte zum Feuertode verurtheilte, wiewohl man den meisten dieser Schuldigen Gelegenheit zur Flucht in's Ausland gab. — Doch trat, da diese Sittengreuel nur erst im Geheimen wucherten, die Wirkung derselben auf das untere Volk noch nicht hervor, sondern bildete sich erst zu einem inneren Geschwür aus, das dann in späterer Zeit aufbrach und die ganze Atmosphäre vergiftete.

---

5. Kapitel.

Frankreich und seine Nachbarmächte vom Nymweger Frieden bis zur Aufhebung des Edicts von Nantes.

1. Ludwig's XIV weitere Vergrößerungsbestrebungen. Die Reunionen. Schwäche der benachtheiligten Mächte. Die Wegnahme Straßburg's. Das Bündniß Hollands mit Schweden, Spanien, dem Kaiser und Bayern; das Bündniß Brandenburgs mit Dänemark und Münster. Aufstiftung der Türken durch Frankreich. Tököly. Die Türken vor Wien. Rettung Wiens. Sobiesky.

In der sichern Berechnung, daß keiner seiner bisherigen Gegner, die mehr oder weniger Frankreichs Macht gefühlt hatten, sich bei seinen weitern Vergrößerungsplanen ihm ernstlich entgegenstellen würden, trat Ludwig XIV bald nach dem Frieden von Nymwegen mit einer Unternehmung hervor, zu deren Ausführung er nicht nur den größten Theil seines Heeres beibehielt, sondern auch die Gränzfestungen verstärkte und mit neuen vermehrte. Er setzte nämlich in Metz und in Breisach, sowie auch in Tournay und Besançon, sogenannte Reunionskammern (Chambres de réunion) nieder,

welche in Bezug auf die seit dem westfälischen Frieden an Frankreich abgetretenen Ländereien und Orte untersuchen sollten, was in den früheren Zeiten — und dabei gieng er sogar auf die Merovingerzeit zurück — sonst noch von denselben abhängig gewesen wäre, und auf diese ehemaligen „Dependentien und Pertinentien," machte er jetzt Eigenthumsansprüche, und legte gleich, ohne erst die Einsprüche der besitzenden Mächte abzuwarten, durch Truppenbesetzung Beschlag darauf, gleich als hätten jene beanspruchten Gegenden und Orte von jeher zu Frankreich gehört und als seyen sie ihm widerrechtlich entrissen worden. So entriß er dem deutschen Reiche die zehn elsässischen Reichsstädte, über die ihm nur die Reichsvogtei eingeräumt worden war, und untersagte ihnen jede Verbindung mit dem Reich; er nahm das Herzogthum Lothringen, einen Theil des Herzogthums Luxemburg, die Pfalzgrafschaft Zweibrücken, die Herrschaften Saarbrücken, Veldenz, Sponheim, Mömpelgard, Lauterburg, Homburg u. a. und forderte, daß ihm die bisherigen Besitzer derselben (z. B. Schweden wegen Zweibrücken, Württemberg wegen Mömpelgard, Oranien wegen einiger luxemburgischen Orte, Spanien wegen jenes luxemburgischen Theils,) huldigen sollten.

Das Staunen und Erschrecken der beeinträchtigten Mächte war groß; aber alle ihre Klagen und Einwendungen, alle ihre historischen und völkerrechtlichen Deductionen beachtete er nicht, weil er wohl wußte, daß Niemand einen Krieg mit ihm anzufangen wagen würde.

Noch während die bedrohten Fürsten auf dem Gesandtencongreß zu Frankfurt am Main eine Reichsvertheidigungsordnung beriethen oder vielmehr erst über den dieselbe betreffenden modus tractandi stritten, überfiel Ludwig, wie ein Dieb in der Nacht, mit Verhöhnung alles Völkerrechts am 13. Oct. 1681 sogar die wichtige Reichsstadt Straßburg, diese westliche Gränzwächterin Deutschlands, nahm sie weg und schlug sie zu Frankreich, das von dieser starken Festung aus seitdem ganz Oberdeutschland gelähmt hat.

Schon seit dem Anfang des 30jährigen Krieges war Straßburg in Sorgen vor Frankreich und daher in beständiger Kriegsrüstung. Wie wichtig diese reiche und feste Stadt, als der Hauptschlüssel zum Reich, für Deutschland war,

erkannte schon Karl V, der sagte: wenn Wien und Straßburg zugleich in Gefahr wären, so würde er zuerst Straßburg zu Hülfe eilen. Um diese Stadt zu überfallen, ließ Ludwig in aller Stille einige französische Regimenter in's Lothringische verlegen, sie dann an einem bestimmten Tage in der Nähe von Straßburg zusammenziehen und plötzlich die Stadt einschließen. Zwei Tage darauf erschien Louvois mit 20,000 M. und vielem Geschütz und forderte die Stadt unter harter Bedrohung zur Uebergabe auf. — So weit hätte es nicht kommen können, wenn nicht Verrätherei mitgewirkt hätte, welche dem damaligen Stadtschreiber Güntzer, so wie den Stadträthen Stößer und Obrecht zur Last fällt, die von Ludwig durch Geld (man sagt mit 300,000 Thalern) erkauft worden waren, und von denen der erstere seine ehrlose That noch mit dem Uebertritt zur katholischen Religion besiegelte. Die Straßburger Bürgerschaft selbst war nicht dabei betheiligt, sondern blieb der Fremdherrschaft abhold; die meisten Kaufleute waren ohnedieß zur Frankfurter Messe gereist. Aber von ihrer eigenen Regierung verrathen, vom deutschen Reich verlassen, von französischer List und Gewalt umstrickt, mußte die Stadt, welche Jahrhunderte hindurch ein Hauptwall gegen Frankreichs Gelüsten nach der Rheingränze gewesen war, sich nun seufzend unter das wälsche Joch beugen. — Schon am folgenden Tage öffneten sich ohne Widerstand die Thore, und bald darauf hielt Ludwig XIV selbst mit gewohntem Prunk seinen Einzug in diese Stadt, und Bischoff Franz Egon von Fürstenberg empfieng ihn am Eingang des Münsters mit den lästerlichen Schmeichelworten: „Herr, nun lässest Du Deinen Diener mit Frieden fahren!" —! — An dem gleichen Tage der Wegnahme Straßburg's hatte Ludwig auch die dem Herzog von Mantua abgekaufte Festung Casale, wider die Einsprüche Oesterreichs und Spaniens, besetzt, um von da aus Savoyen beizukommen.

Dem Umsichgreifen seiner Ländersucht zu steuern, schloß zunächst der Prinz von Oranien mit Schweden ein Bündniß, dem sich sodann Spanien und darauf der Kaiser mit Bayern anschloßen. Brandenburg, eingedenk der von diesen Mächten erfahrenen Unbill, schloß lieber mit Dänemark und dem Bischoff von Münster ein eigenes Bündniß.

Indeß noch diese Einigungen im Werk waren, drohte dem Kaiser auf der östlichen Seite eine große Gefahr von den Türken, die, von Ludwig's listiger Politik angetrieben, dem Kaiser den 20jährigen Waffenstillstand aufkündigten, zu dem er sie 1663 durch Montecuculi's Sieg bei St. Gotthard gezwungen hatte und den er nun zur Herstellung der Ruhe im Westen hatte benützen wollen.

Den Anlaß zu dieser Türkengefahr hatte der obberührte ungarische Aufstand gegeben, dessen erste Regungen von einem Theil des protestantischen Adels in Ungarn ausgegangen waren, der sich den confessionellen Bedrückungen Oesterreichs entziehen wollte. Nachdem jene Regungen durch harte Bestrafungen bald wieder unterdrückt worden waren, wollte der kaiserliche Minister, Fürst Lobkowitz, die ungar'sche Krone erblich und unumschränkt machen und ließ, um alle Opposition zu verhindern, 250 protestantische Prediger absetzen und als Ruderknechte für die neapolitanischen Galeeren verkaufen. Da brach unter der Führung des schon genannten Grafen Tököly der volle Aufstand der Ungarn los, den Ludwig XIV durch seine Gesandten, und zwar von Polen und der Türkey aus, unterhielt. Dieser Aufstand war auch nach dem Nymweger Frieden noch immer im Gang. Zwar ertheilte nun Leopold 1681 den Ungarn die bisher vorenthaltene Glaubensfreiheit, aber es war zu spät. Tököly war bereits Herr von Ungarn und stellte, um sich zu halten, dieses Reich unter die Hoheit des Sultans Mahmud IV, der ihn zum Lehnskönig machte und auf Frankreichs Antrieb einen Einfall in Deutschland vorbereitete, dessen Uneinigkeit und Schwäche ihm bekannt war.

Schon waren die Türken unter dem Großwessir Kara Mustapha mit 200,000 Mann durch Ungarn im Anzug, um in des Kaisers Erbstaaten einzufallen. Die Noth war dringend, das deutsche Reich in seinen für und gegen Frankreich getheilten Fürsten uneinig und gelähmt, also daß der Kaiser froh seyn mußte, daß ihm wenigstens die mit ihm gegen Frankreich verbündeten Fürsten nebst Bayern und Sachsen, desgleichen die Polen, Hülfe zusagten. Aber noch waren die Sachsen und Polen mit ihren Rüstungen zurück, und das deutsche Heer, das der Herzog Karl V von Lothringen befehligte, war zu schwach, die Türken aufzuhalten, die zum Schrecken der ganzen Christenheit unter schrecklichen Verheerungen und Niedermetzlungen der Landbewohner unaufhaltsam bis Wien vordrangen, und vor demselben sogleich die Laufgräben eröffneten. Da floh Kaiser Leopold nach Linz und unterhandelte von dort aus, um wenigstens vor Frankreich sicher zu seyn und nicht einen doppelten Krieg führen zu müssen, mit Ludwig XIV um einen Waffenstillstand, der diesem willkommen war, weil er ihm Zeit gewährte, sich in dem widerrechtlich angemaßten Besitze der sogenannten reunirten Lande festzusetzen.

Unterdessen schien Wien verloren: denn an 60,000 Einwohner waren auch geflohen und nur 11,000 zurückgeblieben; der Herzog

von Lothringen hatte sich mit dem deutschen Heer aus Wien zurückgezogen; nur 7000 waffenfähige Bürger mit 13,000 Söldnern vertheidigten die Stadt und hielten unter der Leitung des Grafen Rüdiger von Stahremberg nicht nur die fortwährende Beschießung, sondern auch achtzehn Stürme und verschiedene Minenangriffe, die durch Gegenminen vereitelt wurden, mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit aus. Nichtsdestoweniger schien die schon in einen halben Schutthaufen verwandelte Stadt verloren, und mit Zittern erwarteten die Bürger den letzten Sturm: da erschien, durch Zeichen verkündet, der edle König Sobiesky von Polen sammt dem Kurfürsten von Sachsen mit der versprochenen Hülfe. Rasch versuchte Kara Mustapha zuvor noch einen letzten Sturm, der 24 Stunden dauerte und ihm 50,000 M. kostete; aber die heldenmüthige Besatzung hielt aus, und als andern Tags die Nachricht von der Vereinigung der Polen und Sachsen mit den Bayern und Kaiserlichen kam, so zogen sich die Türken auf den Kahlenberg zurück, wurden aber dort von den Verbündeten angegriffen und vorzüglich durch die Tapferkeit der Polen in die Flucht geschlagen.

Die Polen waren zwar von jeher den französischen Interessen ergeben; der Umstand jedoch, daß Ludwig XIV der Gemahlin Sobiesky's, der Tochter eines französischen Edelmanns, es abgeschlagen hatte, ihrem Vater die Herzogswürde zu ertheilen, hatte die Polen in diesem Kampf auf die Seite der Oesterreicher getrieben. — Als der Großwessir die Annäherung der Polen erfuhr, ließ er in der Wuth 30,000 gefangene Christen niederhauen und nahm seine Vertheidigungsstellung auf dem Wienerberg (Kahlenberg). Den Angriff der Verbündeten machte der Herzog Karl von Lothringen, der zuerst die Janitscharen warf und mit den Deutschen den heißen Kampf bis Nachmittag aushielt. Da nun brach Sobiesky mit den Polen aus einem Walde hervor und drängte die Türken bis an ihr Hauptlager in den Vorstädten Wiens zurück, wo sich nach noch einstündigem Kampfe ein Theil des türkischen Heers in wilde Flucht ergoß; der übrige mit 17,000 gefangenen Christen abzog. Das ganze Lager mit 300 Kanonen, 15,000 Zelten und dem Schatze des Großwessirs fiel in die Hände der Sieger, deren Beute man auf 10 Millionen Thaler schätzte. Die Dankbarkeit der Fürsten und des Volks gegen Sobiesky war groß und herzlich. Der Kaiser Leopold aber empfieng den Retter seines Reichs mit steifem, abgemessenen Ceremoniel, nachdem er sich vorher lange besonnen hatte, wie er ihn — den bloßen Wahlkönig — becomplimentiren sollte! — Die Türken wurden weit verfolgt: Sobiesky und Karl von Lothringen zogen längs der Donau

hinunter, schlugen die fliehenden Türken bei Barkany noch einmal und eroberten Gran; daher der Verlust dieser letztern Schlacht dem Kara Mustapha den Kopf kostete, den ihm der Sultan vor die Füße legen ließ. Im weitern Verlauf dieses für die Türken unheilvollen Krieges (in welchem auch die Venetianer sich gegen sie erklärten und ihnen großen Schaden zu Land und zur See zufügten) belagerte der Herzog von Lothringen Ofen, konnte es aber nicht erobern; doch gab nachher die Eroberung von Neuhäusel der ganzen Christenheit Anlaß zu Freudenfesten. Ergrimmt über die vielen Unfälle, gab der Sultan den christlichen Vasallenfürsten die Schuld und ließ den Tököly in Ketten nach Konstantinopel bringen, gab ihn aber nachher wieder frei. Im J. 1686 eroberte der Herzog von Lothringen durch die Tapferkeit des Kurfürsten Max. Emanuel von Bayern das hartnäckig vertheidigte Ofen, das 145 Jahre hindurch im Besitz der Türken gewesen war. Szegedin, Fünfkirchen, Essek und viele andere feste Plätze fielen gleichfalls in Oesterreichs Hände. Im folgenden Jahr 1687 gewann der Herzog von Lothringen den großen Sieg bei Mohacz und schon war fast ganz Ungarn und Siebenbürgen vom Joche der Türken befreit. In dieser Bedrängniß wollte der Sultan seine Brüder umbringen lassen, wurde aber selbst von seinen Großen des Reichs entsetzt, worauf sein Bruder Solyman III den Thron bestieg und Friedensanträge machte, die aber verworfen wurden. Die Fortsetzung und das Ende dieses, im Ganzen 16 Jahre lang dauernden türkischen Kriegs wird weiter unten berichtet werden. Es genügt, hier zu erwähnen, daß schon im gedachten Jahre 1687 Ungarn als ein Erbreich für immer dem habsburgisch-österreichischen Mannsstamme zugesprochen wurde. Doch behielt die Nation ihre übrigen Rechte; nur die Protestanten wurden durch die Thätigkeit der Jesuiten bald um die Hälfte vermindert.

Durch diesen Türkenkrieg, in welchen der Kaiser und seine Verbündeten verwickelt waren, so wie durch die vom Kaiser begonnenen Waffenstillstandsunterhandlungen gesichert, gieng Ludwig XIV im Gefühl seiner unbestrittenen Uebermacht an die Ausführung seines Beschlusses, sich durch einen neuen Raubkrieg (den dritten), und zwar zunächst wieder auf Kosten Spaniens, zu vergrößern. Ohne vorausgegangene Kriegserklärung fiel er mit drei Heeren in die spanischen Niederlande ein, nahm unter argen Verwüstungen die von seiner Reunionsgierde beanspruchten Städte und Orte weg; auch überzog er das Herzogthum Luxemburg und belagerte dessen Festung. Nun erst erklärte Spanien den Krieg und erhielt von dem Prinzen von Oranien Hülfe. Weil aber diese Hülfe, in Folge eines von Ludwig erregten anti-oranischen Widerstandes, nicht ausreichend war, so mußte sich Luxemburg ergeben; und als auch Trier

in die Hände der Franzosen fiel, beeilten Kaiser und Reich den Abschluß des Waffenstillstandes, den Ludwig auf 20 Jahre gewährte. So von Holland und dem Kaiser im Stiche gelassen, mußte auch Spanien um einen gleichen Waffenstillstand nachsuchen, und erhielt ihn nur gegen Abtretung der beanspruchten Landestheile. Auf diese Weise gelangte Frankreich in den wirklichen Besitz aller bis zum 1. Aug. 1681 reunirten Reichstheile (mit der nachherigen Hinzunahme Straßburgs) auf 20 Jahre und außerdem noch zum vollen Hoheitsrecht über die Festung Luxemburg.

Allein nicht zufrieden mit diesem Raub machte Ludwig weitere Reunionsansprüche nicht nur auf die deutsch-ordischen Güter im Elsaß, auf die Güter der Universität Freiburg, sondern auch auf die Pfalzgrafschaft Simmern und zwar im Namen seiner Schwägerin, der Herzogin von Orleans, die eine Schwester des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz war, mit welchem die Simmern'sche Linie 1685 ausstarb. Um nun seinen Ansprüchen Geltung zu verschaffen, brach Ludwig XIV den mit Kaiser und Reich abgeschlossenen Waffenstillstand und ließ, ehe noch ein Reichsheer zur Abwehr dieser Unbill herbeikommen konnte, die ganze Rheinpfalz besetzen und forderte den neuen Kurfürsten Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg (einen Sohn Wolfgang Wilhelms) auf, die „Titres“ seiner Erbansprüche nach Paris zu schicken. Vergebens that der Kaiser Einspruch gegen diese Anmaßung; allein Ludwig gab nur in so weit nach, daß er sich erbot, den Schiedsrichterausspruch des Papstes sich gefallen zu lassen. Indeß mit dieser Berufung war es ihm kein Ernst, denn auch der päpstliche Stuhl konnte sich seiner Achtung nicht rühmen, wie sich aus folgender Darstellung seines Verhältnisses zur Kirche ersehen läßt. (Späterhin ließ er sich für Pfalz-Simmern durch eine Geldsumme abfinden.)

2. Ludwig's Verhältniß zur Kirche und zum Papst. Der Jansenismus. Das Portroyal und die Jansenisten. Verfolgung derselben durch die Jesuiten. Pascal. Ausdehnung des königlichen Schirmrechts über alle Provincialkirchen. Widerspruch der Jansenisten. Verfolgung derselben und Auflösung ihrer Verbindung.

Obgleich Ludwig durch diese Vergrößerung seines Landes auf der Höhe seiner Macht stand, so schwächte er sie doch im Innern durch gleich gewaltsames Eingreifen in die kirchlichen Verhältnisse. In dieser Beziehung sind einerseits seine Verfolgungen der Jansenisten und der Hugenotten, anderseits seine Streitigkeiten mit dem Papste von tiefeingreifenden Folgen für Frankreich sowohl, als auch zum Theil für Deutschland gewesen.

Der Jansenismus war eine reformatorische Bewegung im römischen Katholicismus, die sich auf die Grundsätze wahrer Frömmigkeit und Sittlichkeit bezog. Die durch das Tridentinum abgeschlossene römische Kirchenlehre nämlich hatte die Lehrbegriffe von der Gnade und dem freien Willen (um die sich der Hauptstreit mit dem Evangelismus der Protestanten drehte) mit Uebergehung der Lehre von der Prädestination zweideutig gefaßt, um die Protestanten verdammen zu können, ohne damit die Lehre Augustin's zu verdammen und dadurch einerseits die theologische Partei der Thomisten, die mehr augustinisch dachten, anderseits die Partei der Scotisten, die sich von der augustinischen Lehre losgesagt hatten, zu beleidigen. Von der Zweideutigkeit dieser Fassung ist oben (XIX. 11, 3.) ein Beleg gegeben worden: der fortgesetzte Streit der Thomisten und Scotisten blieb bestehen und erhielt vielmehr neue Schärfung durch die den Scotisten beifallenden Jesuiten, zu deren politischer Moral die augustinische Lehre nicht stimmen wollte.

Gegen diese Richtungen traten nun innerhalb der römisch-tridentinischen Kirche zunächst auf der Universität Löwen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Theologen Michael Bajus und Johann Hessels (genannt Johann von Löwen) auf, welche die Theologie von der Scholastik zu den Kirchenvätern zurückführen wollten und den todten Werken der Kirche eine innige Herzensreligion, insbesondere dem in der katholischen Kirche eingerissenen Semipolagianismus den strengen Augustinismus entgegenstellten. Ihre Gegner, die Scotisten und Jesuiten, brachten es aber beim Papst dahin, daß ihre Lehren verworfen wurden. Nichts desto weniger blieben viele Schüler des Bajus den Ansichten ihres Lehrers treu. Ein neuer Streit über diese Lehren, von den Jesuiten angeregt, wurde von einer päpstlichen Commission vierzehn Jahre lang (1593—1607) untersucht, am Ende aber durch ein päpstliches Gebot des

Stillschweigens erledigt (1611). Natürlich ruhte dadurch der lebhaft unterhaltene Streit nicht: er trat durch Jansen in ein neues Stadium.

Cornelys **Jansen**, eines Handwerkers Sohn aus der holl. Grafschaft Leerdam, (geb. 1585, gest. 1638), der in Löwen studirt und in Paris mit dem eben so geist- und kenntnißvollen Domherrn Jean Duverger de Hauranne innige Freundschaft geschlossen, dann zu Bayonne mit ihm die Werke des Augustinus durchforscht hatte, wurde 1630 Professor der Theologie zu Löwen und späterhin Bischoff von Ypern. Er leitete eben zu Löwen ein von ihm gestiftetes Collegium, als jener sein Freund, der unterdeß Benedictiner-Abt von St. Cyran geworden war, ihn besuchte und nun beide sich verabredeten, „die Kirche auf ihren ursprünglichen Geist und auf ihre urspüngliche Verfassung zurückzuführen." Daher schrieb St. Cyran (so wurde Duverger gewöhnlich genannt) ein Werk über Kirchenverfassung unter dem Titel Aurelius, und Jansen eine Rechtfertigung des augustinischen Systems gegen den Semipelagianismus unter dem Titel Augustinus. Jansen wurde nun zwar von den Jesuiten angegriffen, starb aber doch unangefochten 1638.

Um der augustinischen Lehre, wie Jansen und St. Cyran sie dargestellt hatten, eine practische Folge zu geben, benützte St. Cyran das nicht lange zuvor errichtete und von der edlen uud frommen Angelika Arnauld (aus dem Hause des zu Heinrich's IV Zeiten berühmten, den Jesuiten feindlichen Parlamentsredners Arnauld d'Andilly) geleitete Benedictinerfrauenkloster von Portroyal des Champs zum Stützpunct. Weil aber die Auflösung der Ehe des Herzogs von Orleans mit einer lothringischen Prinzessin, welche Richelieu betrieb, nicht billigte, warf dieser Staatsmann einen Haß auf ihn. — Als St. Cyran durch seine herzerschütternden Tröstungen, die er einst der Mutter Angelika's ertheilte, einen dabei befindlichen Neffen Angelika's, den durch glänzende Beredtsamkeit ausgezeichneten Anwalt und k. Staatsrath Le Maistre so ergriff, daß dieser der Welt entsagte und sich 1638 in Portroyal des Champs (zwischen Paris und Versailles: es gab nämlich noch ein Benedictinerfrauenhaus Portroyal in Paris selbst) 1638 als Einsiedler niederließ, so ergrimmten die Staatsmänner und Jesuiten auf's heftigste darüber, und dieß gab dem Cardinal Richelieu die Gelegenheit, den St. Cyran zu verhaften. Hierauf theilten Viele von St. Cyran's Anhängern die Einsiedlerschaft Le Maistre's, und auf diese Weise bildete sich ein religiöser Laienverein, dessen Glieder, bestehend aus den angesehensten und gebildetsten Männern, sich um Portroyal des Champs ansiedelten und mit dem zu Vincennes verhafteten St. Cyran in beständiger Verbindung stunden. Hier führten sie, ohne sich von der Kirche zu trennen, ein rein geistliches Leben und strebten neben eifriger Betreibung der Wissenschaft durch Jugendunterricht die jansenistischen Grundsätze in's Leben einzuführen. — Richelieu's Tod befreite den würdigen St. Cyran aus seiner Haft und führte ihn seinen Freunden im

Portroyal zu, die unterdeß an Zahl und Bedeutung zugenommen hatten. Unter ihnen befand sich Angelica's geistkräftiger und gelehrter Bruder, Anton Arnauld, Doctor der Theologie in der Sorbonne, Le Maistre's Bruder de Sacy, (berühmt als geistlicher Dichter und Bibelübersetzer), Pierre Lancelot, Verfasser sehr guter Schulbücher, Nicol, einige ausgezeichnete Aerzte u. a. m. Auch hatten die Herzoge von Luynes und von Liancourt und andere Vornehme häufigen Umgang mit den Männern des Portroyal; desgleichen enthielt die von Lancelot geleitete Bildungsschule derselben Knaben aus den angesehensten Familien Frankreichs. (Unter denen, welche aus den jansenistischen Schulen hervorgiengen, befanden sich auch Boileau und Racine. — St. Cyran genoß die Freude über das Wachsthum seiner Pflanzung nicht lange: er starb noch in dem nämlichen Jahre seiner wiedererlangten Freiheit 1643. Auch das Nonnenkloster mehrte sich und Angelica hatte unter andern auch ihre fünf Schwestern und dreizehn andere Verwandtinnen unter ihrer geistlichen Obhut.

Seit Jansen's hinterlassenes Schriftwerk im Druck erschienen war (10 Jahre nach seinem Tode) belebte sich dadurch der Kampf mit den Jesuiten, die natürlich gleich erkannt hatten, daß der Jansenismus eine Reformation der Kirche anstrebte. Obgleich sich zur Zeit der Fronde und besonders nach deren Untergang viele frondistische Parlamentsmitglieder (jedoch von der bessern Richtung) an das Portroyal anschloßen, so ließ man doch von Seite des Hofes die Jansenisten noch gewähren, zumal als sich zeigte, daß sie in einem Gegensatz zum römischen Hofe standen, mit welchem die Regierung Ludwigs XIV zerfallen war. Doch verdammte Papst Innocenz X 1653 fünf jansenistische Lehrsätze, die den wesentlichen Inhalt des Buches von Jansen bezeichnen sollten. Dieses Urtheil bestätigte sein Nachfolger Alexander VI und eine Versammlung französischer Bischöffe erkannte das päpstliche Decret als verbindlich.

Im Jahr 1656 brachten es die Jesuiten in Verbindung mit den Dominicanern weiter dahin, daß der obgenannte Anton Arnauld aus der Sorbonne gestoßen wurde. Da erhob ein Freund desselben, der berühmte Philosoph und Mathematiker **Pascal**, der — durch eine wunderbare Rettung getrieben, seine großen und tiefen Geistesgaben dem Dienste des lebendigen Christenthums, insbesondere dem Dienst der Armen, zu weihen, — sich seit 1654 gleichfalls den Gliedern des Portroyal angeschlossen hatte, die erste gewichtige Stimme aus der katholischen Kirche gegen die Jesuiten, und schrieb, unter dem Namen Louis de Montalte, seine Lettres provinciales, worin er mit tiefem Ernst, großem Scharfsinn und feinem Witz die sophistischen Moralgrundsätze der Jesuiten in ihrer ganzen Abscheulichkeit und Gefährlichkeit darlegte, wie sie nämlich in den Schriften und in der Praxis vieler Jesuiten sich wirklich vorfanden, wenn sie auch nicht dem Orden, als solchem, zur Last liegen. (Denn z. B. die Schrift des Jesuiten Mariana, der den an Heinrich III 1589 begangenen Meuchelmord feiert und den Tyrannenmord über-

haupt rechtfertigt, ist von dem Orden, wenn auch erst im Jahr 1610, mißbilligt worden, nachdem auch Heinrich IV ermordet worden war. Uebrigens schrieben auch viele Jesuiten gegen den Tyrannenmord, während auch eben so viele katholische Nichtjesuiten den Tyrannenmord vertheidigten.) Die Wirkung der Briefe Pascal's war ungeheuer und schlug der Jesuitensache eine tiefe Wunde, weßhalb nun der Hof sowohl, als der Papst anfiengen, die Gesellschaft des Portroyal zu beschränken und zu stören. Im Jahr 1660 befahl der König allen Geistlichen des Landes, die frühere päpstliche Entscheidung anzuerkennen; ja sie mußten einen schriftlichen Revers ausstellen, und selbst die Nonnen vom Portroyal wurden zur Unterschrift gezwungen, so daß in der französischen Kirche eine große Störung entstand. — Erst der folgende, milder denkende Papst Clemens IX gab 1668 eine weitere Fassung des Reverses, die das Gewissen der Jansenisten zu unterschreiben keinen Anstoß fand, so daß sie Jansen's Buch ferner gebrauchen konnten. Von da an galten die Jansenisten eine Zeit lang als eine eigenthümliche Partei in der römischen Kirche, gleichsam als eine eximirte Corporation innerhalb des Katholicismus.

Pascal selbst erlebte das Ende des Streites nicht. Er hatte aus Barmherzigkeit eine arme, kranke Familie in sein Haus genommen; eines der Kinder bekam die Blattern; Pascal wurde davon angesteckt und erlag denselben im 39. Jahre seines Alters, 1669. Er hinterließ ein anderes Werk unter dem Titel: Pensées sur la religion, worin er als Postulat aufstellt, daß der menschliche Geist selbst wegen der Unzulänglichkeit seines Denkens eine geoffenbarte Religion voraussetzt. Da aber das französische Volk zu sehr in's Aeußere sich verlor und das positive Christenthum ihm ferne lag, so hatte diese Schrift wegen ihrer mehr moralisirenden Bedeutung für die Mehrzahl des Volks doch keine Herz- und Gemüth-umwandelnde Kraft, sondern mehr das Schicksal alles vorherrschenden Moralisirens. Auf die blos weltliche Gesellschaft hatte überhaupt die Opposition des Jansenismus gegen die Jesuiten nur eine negative Wirkung, indem man sich dadurch berechtigt glaubte, gegen das Christenthum überhaupt Opposition machen zu dürfen.

Der Jansenismus, so ehrwürdig er ist und so viel Gutes er an Grundsätzen wahrer Frömmigkeit und Sittlichkeit enthält und darum auf weit hinaus im Stillen sich über einen großen Theil Frankreichs verbreitete, hatte doch nicht die Kraft, den vulgären Katholicismus zu überwinden und sich selbst vor einer Ausartung des Mysticismus zu bewahren. Es ist vielmehr diese Bewegung „innerhalb der katholischen Kirche im Namen der Religion" — ein Zeugniß mehr für die Behauptung, daß der römische Katholicismus unfähig ist, sich aus sich selbst, d. i. von Innen heraus mit Beibehaltung seiner hierarchischen Grundlagen zu reformiren.

Wenn auch dem König der tiefe Ernst des Jansenismus gar nicht zusagte, so kam ihm doch das Streben desselben nach einer gewissen Unabhängigkeit vom päpstlichen Einflusse ganz gelegen: denn auch er wünschte schon längst, gleich dem englischen Könige, eine mehr seinem Herrscherwillen unterworfene Nationalkirche, die zwar nicht, wie in England, ganz vom Papste getrennt erscheinen, aber doch mehr von des Königs Entscheidung abhängen sollte. Zunächst nun gieng er darauf aus, das oberste Schirmrecht, das er nur über die alten französischen Landschaften hatte, auch über die andern (theils dem deutschen oder burgundischen Reiche, theils den Engländern unterworfen gewesenen) Provinzen Frankreichs auszudehnen, — ein Recht, das ihm großen Einfluß auf die Wahlen für die höhern geistlichen Stellen und deren Besetzung gab. Daher erklärte er 1673 das Schirmrecht über alle Kirchen Frankreichs für ein unveräußerliches Recht der Krone.

Weil nun unter allen französischen Bischöffen, welche in ihrer sclavischen Gesinnung dieses sogenannte Recht sogleich anerkannten, zwei jansenistische Bischöffe widersprachen, so warf der König auf alle Jansenisten (zu denen sich bereits ausgezeichnete Gelehrte Frankreichs, ein Pasquier Quesnel, St. Marthe u. a. zählten), einen Haß, der am Ende bis zur Auflösung ihrer Verbindung und Zerstörung des Klosters Portroyal gieng. Doch blieben sie auch in der Zerstreuung noch verbunden und ihr Einfluß war noch lang in Frankreich in den weitesten Kreisen spürbar. Ihr Untergang war übrigens Folge der Halbheit ihres Princips.

Um nämlich die große Verbreitung, welche Quesnel's jansenistischer Commentar über das Neue Testament (1671) gefunden hatte, zu hemmen und den Jansenismus zu vernichten, brachten es die Jesuiten bei dem Papste Clemens XI dahin, daß derselbe das Verdammungsurtheil Innocenz' X über die fünf jansenistischen Sätze auf's Neue in aller Strenge wieder aufnahm und in einer Bulle erklärte, es sei nicht genug über diese Sätze Stillschweigen zu beobachten: es müsse Jeder fest annehmen, daß sie von ihrem Urheber in ketzerischem Sinne genommen worden seyen. Da der Streit wieder mächtig entbrannte, so ertheilte der französische Hof, vom Papst unterstützt, 1710 den Befehl, Portroyal zu zerstören: es wurde der Erde gleich gemacht und dabei sogar der Leichname in den Gräbern nicht geschont. (S. Reuchlin's Geschichte von Port-Royal). Im Jahr 1713 erließ derselbe Papst die Bulle

Unigenitus, in welcher 101 Sätze aus Quesnel's Buch verdammt wurden, darunter auch Sätze, die theils wörtlich in der Bibel, theils in den Kirchenvätern vorkommen. Da ein Theil der französischen Bischöffe die Bulle nicht annahm, so entstanden die verwickelten sogenannten Constitutionsstreitigkeiten, welche 1720 durch ein Machtgebot niedergeschlagen wurden. (Davon in der folgenden Periode.)

3. Protestation des Papsts gegen Ludwig's Kircheneingriffe. Ludwig und sein Nationalconcilium. Die vier Artikel der gallicanischen Freiheiten. Vergeblicher Widerspruch des Papsts. Schreckliche Bedrückung der Hugenotten. Widerruf des Edicts von Nantes. Die Dragonaden. Flucht vieler Hugenotten in's Ausland. (Der spätere Krieg in den Cevennen; die Camisarden.)

Da der König, das von ihm in diesem Umfang behauptete Schirmrecht über die Kirche entschieden festhielt, so unterwarf sich die ganze übrige französische Geistlichkeit ohne Murren seinem Willen. Dazu sah aber der folgende Papst Innocenz XI nicht gleichgültig, sondern protestirte 1679 dagegen. Der König — das Band verkennend, das eine katholische Monarchie mit der Theokratie verbindet, und keineswegs aus irgend einem evangelischen Grunde, sondern einzig durch seinen absolutistischen Sinn bewogen, womit er auch über das Blut und Geld seiner Unterthanen verfügte, — berief hierauf ein Nationalconcilium, das, von dem fügsamen Bossuet, Bischoff von Meaux geleitet, in vier Artikeln die sog. gallicanischen Freiheiten aufstellte, die in den Händen Ludwig's XIV der allgemeinen Kirche Abbruch thaten und die französische Kirche zum bloßen Werkzeug der weltlichen Macht herabsetzten. Hiemit bereitete er in Frankreich den Uebergang der Kirche aus dem theokratisch-mittelalterlichen Zustand in ein Stadium, aus welchem sich in späterer Folgezeit — allerdings unter Mitwirkung noch anderer Ursachen — das revolutionäre, die Kirche, wie den Staat umstürzende Prinzip entwickelte, — ein Prinzip, das demnach ursprünglich nicht auf echt-evangelisch-protestantischem Boden zu suchen ist.

Die vier Artikel, in welchen die Freiheiten der gallicanischen Kirche enthalten sind, sprechen im Wesentlichen aus: 1. der Papst ist durch Concilien beschränkt; 2. die Kirche hat nur in geistlichen Dingen Gewalt; 3. die französische Kirche behält ihre besondern Rechte und Gewohnheiten; 4. die

päpstliche Entscheidung in Glaubenssachen bekommt ihre Gültigkeit für Frankreich erst durch die Bestätigung des französischen Klerus. — Diese neue gallicanische Kirche fand ihren Dogmatiker in Bossuet, der in seiner Exposition de la foi catholique eine „neue gallicanische Orthodoxie" aufstellte, die sich aber weder die Jesuiten, noch die Jansenisten gefallen lassen mochten.

Innocenz verwarf die gallicanischen Artikel und forderte den König zum Widerruf auf. Allein der König ließ dieselben von allen Parlamenten des Reiches registriren, von allen geistlichen Behörden unterzeichnen und durch Schulen und Academieen vertheidigen und verbreiten. Das Einzige, was er that, um mit dem päpstlichen Stuhl ein gewisses Verhältniß herzustellen, war, daß er die neue, in seine Hände gelegte Kirchengewalt zunächst zu der schon erwähnten Unterdrückung der Jansenisten und besonders zur gewaltsamen Unterwerfung der Hugenotten unter die gallicanische Kirche benützte. Es begann daher gegen die Protestanten Frankreichs eine Reihe so arger Plackereien und Bedrückungen, daß schon von 1682 an viele Tausende derselben, meist reiche Kauf- und Gewerbleute, nach den Niederlanden (insbesondere nach Amsterdam und Haarlem) auswanderten und dort durch die Aufregung, die das Mitleid mit ihnen hervorrief, der oranischen Partei eine neue Stärkung der Widerstandskraft gegen französische Einflüsse zuführten.

Daß sich Ludwig zu solcher Handlungsweise gegen die Hugenotten durch seine Hofumgebung — namentlich durch seinen Beichtvater Père la Chaise, durch seine Minister Le Tellier, Louvois, besonders aber durch die Frau von Maintenon, die selbst früher dem reformirten Bekenntniß angehört hatte, nun aber durch Bigotterie den alternden König zu fesseln und sich ihren Einfluß auf die Regierung zu sichern wußte, — bestimmen ließ, ist gewiß; eben so, daß er sich für die Sünden seiner Jugend durch die Vernichtung der Hugenotten „mit dem Himmel abzufinden" dachte, als dessen Feinde sie von seiner frömmelnden Umgebung dargestellt wurden. Dennoch trifft jener Vorwurf im Grunde seine ihn durch und durch beherrschende Selbstsucht, welche äußeren Einflüssen auf sich stets nur so weit Eingang ließ, als sie mit seinem Interesse übereinstimmten, — eine Selbstsucht, die auch in dieser Art von Sündenabbüßung das bequemste, persönlich kein Opfer kostende Mittel erblickte, welches noch dazu mit seinem Hang zur Härte und zur exclusiven Behandlung Anderer völlig übereinstimmte.

Da schon länger her durch seine und seiner Creaturen Künste ein ansehnlicher Theil hugenottischer Großen zum Katholicismus gebracht worden war, so hatte er es nur mit der Masse des kleinen Adels und des Handelsstands zu thun; diese suchte er nun durch gesteigerten Druck zum Uebertritt zu drängen. Dieser Druck äußerte sich schon länger her gegen die Hugenotten in Verbannung ihrer Geistlichen, in Niederreißung ihrer Kirchen, in Schließung ihrer Schulen, in Entreißung ihrer Kinder, um sie im katholischen Glauben zu erziehen, in Entziehung der Gewerbsrechte, in Aufhebung der Chambres mi-parties oder der halb mit Protestanten, halb mit Katholiken besetzten Gerichtshöfe, durch die Dragonaden oder Einlagerungen von Dragonern und andern Soldaten, um dadurch die Widerstrebenden zum Glaubenswechsel zu zwingen, ja selbst durch Ausgrabung und Wegwerfung ihrer Todten auf den — Schindanger und in ähnlichen rohen Verfolgungen. Deßungeachtet hiengen die meisten Protestanten ihrem Glauben nur desto treuer an. Um daher ihre Vernichtung zu vollenden, erließ Ludwig XIV am 2. Oct. 1685 den Widerruf des Edicts von Nantes, durch welchen der Protestantismus in Frankreich für aufgehoben erklärt wurde.

Erwähnt muß übrigens werden, daß des Königs Umgebung ihm die ärgsten Verfolgungsgräuel verschwieg und ihn bloß mit Berichten über die so schnell abnehmende Ketzerei zu erfreuen suchte. Zur Rücknahme des Edicts bewog ihn besonders Louvois, der wohl einsah, daß diese gewaltsamen Bekehrungen nicht Stand halten würden und daher den Rückfall der Bekehrten durch jene Maßregel unmöglich zu machen suchte. Man stellte daher dem König vor, die Zahl der noch Unbekehrten sei ganz gering und bestehe nur aus unruhigen Köpfen, die man nicht anders als durch dieses Mittel unschädlich machen könne.

So wurde denn den Protestanten die Ausübung ihres Cultus bei Todesstrafe, die Auswanderung bei Galeerenstrafe verboten und der Zwang, ihre Kinder katholisch erziehen zu lassen, unnachsichtlich durchgeführt.

Weil sich nun nicht alle dieser Willkühr fügen wollten, so flüchteten sich Tausende in die Gebirge, wo aber die königlichen Truppen förmliche Jagd auf sie machten und sie wie Wild wegschoßen; hunderttausende (besonders aus den Städten) flohen, der verschärften Bewachung ungeachtet, über die Gränzen und trugen ihre Indu=

strie, zum großen Schaden Frankreichs, in das protestantische Ausland. Die im Lande zurückblieben und übertraten, hiengen, die Meisten wenigstens, im Geheimen ihrem Glauben an. Während allenthalben im Ausland der Name dieses französischen Königs ein Gegenstand des Abscheus wurde, triumphirten des Königs Priester und Weiber und erhoben ihn durch Schmeicheleien und Lobsprüche fast auf die Stufe eines Heiligen.

Daß dieser Act königlicher Despotie jener Sünde der Bartholomäusnacht nichts nachgab, ersieht man daraus, daß bei diesen Verfolgungen, selbst nach katholischen Zeugnissen, nur allein in Langued'oc über 100,000 Protestanten (fast der 10. Theil der dortigen prot. Bevölkerung) durch qualvolle Todesarten umkamen, und daß viele Tausende in den Gebirgen den gegen sie ausgesandten königlichen Truppen erlagen. Unter denen, welchen es gelang, über die Gränze zu entkommen, befanden sich an 15,000 Edelleute, darunter tüchtige Offiziere. Viele Tausende nahmen in den Niederlanden und in Savoyen Kriegsdienste; in London bevölkerte sich eine ganze Vorstadt mit französischen Seidenarbeitern. An 20,000 französische Flüchtlinge fanden in den Landen des großen Kurfürsten von Brandenburg Aufnahme und Unterstützung, und die meisten darunter brachten nützliche, zum Theil vorher nicht gekannte Künste und Gewerbe mit. So kam es, daß sich in vielen deutschen Städten französisch-reformirte Gemeinden bildeten, in denen zum Theil heute noch das Evangelium in ihrer Muttersprache vernommen wird. — In Frankreich blieb ungefähr eine Million zurück, von denen viele, erbittert über diesen Zwang, sich dem Unglauben ergaben, der sich in der Folge nicht blos gegen den Katholicismus, sondern gegen alles Christenthum wendete und die Haupttriebfeder der Revolution wurde. — Ludwig's Beispiel und Antrieb veranlaßte auch den Herzog von Savoyen, die Waldenser zu verfolgen; weil sich aber damals die protestantischen Mächte Europa's gegen Frankreich verbanden, stellte er die Verfolgungen wieder ein. — Auch über die französischen Waldenser in den Thälern der Cevennen (Nachkommen der alten Waldenser daselbst) dehnte sich der Verfolgungskampf aus: sie widerstanden anfangs ihren Drängern durch standhaften Widerspruch, als aber Mißhandlungen sie auf's äußerste trieben, warfen sie, in leinene Blousen gekleidet und daher **Camisarden** genannt, ihre nackte Brust den französischen Marschällen (Montrevel, Villeroi u. a.) entgegen, und das Toben eines schrecklichen Bürgerkriegs, in welchem mehr als Hunderttausend für ihren Glauben bluteten, erfüllten (von 1702—1704) die sonst friedlichen Thäler. Man konnte sie nicht überwältigen und mußte mit ihrem tapfern Anführer Cavalier einen Vergleich eingehen, der ihnen Gewissensfreiheit sicherte. Nicht alle aber nahmen diesen Vergleich an und so entbrannte der Kampf 1705 auf's neue, bis Marschall Berwick sie durch mehr Milde zur Ruhe brachte.

6. Kapitel.

Krieg Ludwig's XIV mit den Mächten des Augsburger Bündnisses bis zum Ryswicker Frieden.

1. Allgemeiner Unwille über Ludwigs Vergrößerungssucht. Bündniß Brandenburg's mit Holland und Schweden. Kriegserklärung Ludwig's an Holland. Das Augsburger Bündniß. Die Erledigung des Kölner Kurfürstenstuhls. Besetzung Köln's und der ganzen Rheinlinie durch die Franzosen. Hunnische Verwüstung der Pfalz. Nachtheile der Franzosen am Niederrhein und in den Niederlanden. Sieg des Marschalls Luxemburg bei Fleurus. Ludwig's Eroberung von Mons. Louvois' Tod. Seesieg der Holländer.

So lange in den vereinigten Staaten, wohin die geflüchteten französischen Protestanten dem dort schon bestehenden Unwillen über Ludwigs harte Verfolgungssucht und Ungerechtigkeit neue Nahrung zugeführt hatten, der Prinz Wilhelm von Oranien mit den Angelegenheiten, die ihn demnächst auf den englischen Thron führen sollten, beschäftigt war, konnte er noch nicht gegen Frankreich auftreten. Erst als die Vertreibung Jakobs II (XXI. 9, 4.) geglückt war, konnte er dem Vertheidigungsbündniß, das der Kurfürst Friedrich Wilhelm mit den Schweden und mit den vereinigten Staaten zum Widerstand gegen Ludwig's Anmaßungen und zum Schutze des Kurfürsten von der Pfalz und des Herzogs von Lothringen geschlossen hatte, durch die Vereinigung der englischen mit der holländischen Macht einen wirksamen Nachdruck geben. Eben jenes Bündniß aber hatte den König Ludwig bereits am 15. Nov. 1688 bewogen, den Generalstaaten den Krieg anzukündigen. Auch der Kaiser und Spanien schloßen mit dem Kurfürsten von Bayern, mit dem bayerischen Kreis und den oberrheinischen Ständen zum Schutz des Reichs gegen Frankreich das sog. Augsburger Bündniß, dem auch der Kurfürst von Sachsen und nachher auch Wilhelm von Oranien, als König von England, beitrat. Alle diese Vereinigungen billigte auch der Papst, der unterdeß von Ludwig XIV eine noch rücksichtslosere Behandlung hatte erfahren müssen.

Innocenz XI hatte nämlich, um in Rom eine bessere polizeiliche Ordnung und Sicherheit einführen zu können, die Gesandten der fremden Mächte vermocht, auf ihr Asylrecht zu verzichten, weil es so vielen Frevlern und Ruhestörern Gelegenheit gab, durch den Schutz der fremden Gesandten der Strafe der Gerechtigkeit zu entgehen. Nur Ludwig XIV bestund für seinen Gesandten auf jenem Asylrecht, und als sein Gesandter einmal mit einem Gefolge von 800 Bewaffneten einen ganzen Stadtbezirk in Beschlag nahm, gab ihm der Papst keine Audienz, und als derselbe mit einem großen bewaffneten Gefolge in die Peterskirche eindrang, so that ihn der Papst in den Bann. Dafür ließ Ludwig Avignon besetzen und brach allen Verkehr mit Rom ab. Der Papst aber blieb fest und verweigerte fortwährend den gallicanischen Bischöffen die Bestätigung. Sein Nachfolger Alexander VIII handelte ebenso. Erst später, als unter Innocenz XII die französische Geistlichkeit jene Beschlüsse und der König seine auf den Grund derselben erlassenen Bestimmungen (freilich nur im Stillen) zurücknahm, ertheilte der Papst die vorenthaltene Bestätigung.

Die im Jahre 1688 eintretende Erledigung des Kölner Kurfürstenstuhls gab sodann Veranlassung zum Beginn der Feindseligkeiten auch mit dem deutschen Reich. Der Kurfürst von Köln hatte sich von Ludwig XIV bereden lassen, den Grafen von Fürstenberg zu seinem Coadjutor anzunehmen, — denselben, den der Kaiser früher als einen Verräther der deutschen Sache hatte verhaften lassen und der unterdeß seinem verstorbenen Bruder, dem Bischoff Egon von Straßburg im Amte gefolgt und durch Ludwig's Betrieb Cardinal geworden war. Als der Kurfürst von Köln 1688 starb, suchte Ludwig durch Bestechung einer Anzahl kölnischer Domherren dem Coadjutor das Kurfürstenthum Köln zu verschaffen, um an ihm ein stetes Werkzeug seiner Plane gegen Deutschland zu haben. Allein der Papst und der Kaiser thaten Einspruch und ließen vom Domkapitel den Prinzen Johann Clemens von Bayern wählen und bestätigten diese Wahl.

Darüber aufgebracht, ließ Ludwig XIV durch ein französisches Heer Köln und nachher Trier, desgleichen durch ein anderes Heer unter dem Oberbefehl des Dauphin Mainz, Worms, Speyer besetzen, Philippsburg erobern, und Franken und Schwaben (bis Augsburg hin) brandschatzend durchziehen. Da er seine Absicht, durch diesen Schrecken die Verbündeten nachgiebig

zu machen, nicht erreichte, so gab er dem am Rhein stehenden Marschall Düras den Befehl die Pfalz mit Feuer und Schwert zu verwüsten, und General Melac vollführte diesen Befehl, von Heidelberg aus, mit solch' hunnischer Grausamkeit, daß die meisten Städte und Dörfer von Oppenheim an bis Frankenthal, ja zum Theil bis an das Elsaß hinab, in Asche sanken, und so die schöne Pfalz in eine Wüste verwandelt wurde.

Die Verwüstung gieng so weit, daß alle Weinstöcke ausgerissen und die Fruchtbäume an der Wurzel abgeschnitten wurden, und 400,000 Einwohner um alle ihre Habe kamen, zum Theil viehisch mißhandelt, in der Winterwitterung hinausgejagt und theilweise niedergemacht wurden. In Heidelberg selbst wurde das schöne Schloß ausgeplündert und nebst der Neckarbrücke und einem Theil der Stadtmauer in die Luft gesprengt. Auch Mannheim, worin es sich die Franzosen den Winter über so wohl hatten seyn lassen, wurde zerstört, ja die Bürger selbst mußten einen Theil ihrer Häuser niederbrennen. Das gleiche Geschick hatten Oppenheim, Kreuznach, Alzey, Frankenthal, Wachenheim, Ladenburg, Bretten, Bruchsal, Baden-Baden, Gernsheim, Rastadt, Pforzheim und viele andere Orte. Auch Speyer und Worms wurden im Mai 1689 trotz der von Düras und dem Dauphin gegebenen Zusage der Schonung — nachdem ihnen ihre Befestigungen niedergerissen, alles Geschütz, alle Korn- und andern Vorräthe und ihre beste in den Dom geflüchtete Habe weggenommen worden war — niedergebrannt und in Schutthaufen verwandelt. Sogar die Kaisergräber im Dom zu Speyer wurden aufgerissen, die Särge ihrer Kostbarkeiten beraubt und die Gebeine der Kaiser zerstreut, und auf solche Weise hier, wie anderwärts, alles vernichtet, was die Deutschen an ihre ehemalige Größe hätte erinnern können.

Kurz zuvor, im März 1689, hatte der brandenburgische Feldmarschall (Kurfürst Friedrich Wilhelm war schon am 9. Mai 1688 gestorben und sein Sohn Friedrich III ihm in der Regierung gefolgt,) in Verbindung mit den Niederländern die Franzosen aus dem Kölnischen verjagt. Ein halb Jahr darauf vertrieb der Herzog von Lothringen, unterstützt von den Bayern und Sachsen, sie auch aus Mainz, während der Herzog von Marlborough mit dem englisch-niederländischen Heere sie aus Flandern zurückdrängte. Zwar erfocht der berühmte französische Marschall Luxemburg am 1. Juli 1690 einen großen Sieg bei Fleurus über die Niederländer; da aber dem König Ludwig die Unterstützung Jakobs II zu dessen Unternehmung auf Irland (XXI. 9, 4) viel

Geld und Mannschaft kostete, so konnten die Franzosen in den Niederlanden keine wesentlichen Fortschritte machen.

Ein Congreß aller verbündeten Mächte in Haag belebte die gemeinsamen Anstrengungen so, daß Ludwig XIV für gut fand, sich persönlich zum Heer in die Niederlande zu begeben, wo er 1691 die bedeutende Festung Mons eroberte. In der Mitte dieses Jahres starb sein Kriegsminister Louvois, dessen 23jähriger Sohn nun sein Amtsnachfolger wurde, wie denn überhaupt der König von da an nur junge Minister haben wollte, um desto leichter als ihr Lehrer und Leiter erscheinen zu können.

Im Feldzug von 1692 eroberten die Franzosen Namür, verloren aber zur See unter Admiral Tourville das Treffen bei la Hogue, das ihnen ihre treffliche Marine auf weit hinaus schwächte. — Obgleich der Kaiser in dem fortgesetzten Kriege mit den Türken — denen die Tapferkeit des Kurfürsten Maximilian Emanuel von Bayern Belgrad entrissen, der Markgraf Ludwig von Baden durch den Sieg bei Salankemen (1692) auf mehrere Jahre lang die Kraft gelähmt hatte, — freieren Rücken bekam, so konnte doch das deutsche Heer die Franzosen nicht über den Rhein zurückwerfen.

2. Ludwig's vergebliche Friedensversuche. Erneuerte Anstrengungen. Luxemburg's Sieg bei Neerwinden; Catinat's Sieg bei Marseille. Tod des Marschalls Luxemburg. Ludwig's Separatfrieden mit Savoyen. Fortgesetzter Krieg mit den übrigen Mächten. Friede zu Ryswik.

Da jedoch Ludwig XIV auch gegen Spanien an den Pyrenäen und gegen Savoyen bei und in Italien (wo Catinat und der Prinz Eugen von Savoyen, diese beiden tüchtigen Feldherrn, einander gegenüberstanden) zu kämpfen hatte, so fühlte er bei der Erschöpfung des Landes, vor der er so lange her die Augen verschlossen hatte, das Bedürfniß des Friedens. Um aber die günstigsten Bedingungen zu erhalten, gedachte er seine Gegner wieder zu trennen und mit jedem einzeln zu unterhandeln, wie ihm das auch beim Nymweger Frieden geglückt war. Allein die Verbündeten, namentlich England und Oesterreich, die den Verfall Frankreichs warnah-

men und die Zunahme der eigenen Kraft fühlten, hielten fürs erste noch fest zusammen.

Daher machte Ludwig zu dem Feldzug von 1693 neue Rüstungen, stiftete zur Belohnung kriegerischen Verdienstes den Ludwigsorden (der in der Folge von allen Souverainen nachgeahmt und zu einem der Hebel des modernen Regierungssystems wurde) und begab sich selbst wieder zum Heere nach Flandern; doch kehrte er bald wieder zu den Hoffreuden nach Versailles zurück und überließ das Commando dem Marschall Luxemburg, der nun, weniger behindert durch des Königs störende Gegenwart, am 29. Juli 1693 die blutige Schlacht bei Neerwinden gegen die von Wilhelm III geführten Heere der Verbündeten und dadurch einen großen Theil der Niederlande gewann. Auch bewährte Catinat sein Feldherrntalent durch einen Sieg bei Marseille über den Prinzen Eugen von Savoyen und betrieb seinen Brand- und Verheerungskrieg im Piemontesischen in noch größerem Maaßstab, als vorher.

Da im Anfang des Jahres 1694 der berühmte Marschall Luxemburg starb und der ganze Feldzug desselben Jahres erfolglos war, so betrieb nun Ludwig die Beendigung des Krieges um so ernstlicher, zumal ihn auch neue Entwürfe in Bezug auf die bevorstehende Thronerledigung Spaniens beschäftigten. Er brachte wenigstens das schwächste Glied seiner verbündeten Gegner, den Herzog Victor Amadeus von Savoyen, zu einem Separatvertrag, den dieser um so lieber eingieng, da er von Frankreich am meisten gelitten und von seinen Verbündeten keine eigentliche Unterstützung genossen hatte.

Von dieser Seite frei, hielt Ludwig nun durch Schweden's und Dänemark's Vermittlung bei den Verbündeten um Frieden an. Bei den Unterhandlungen darüber im oranischen Schlosse Nieuwburg bei Ryswik erbot er sich, seine Eroberungen in Flandern und im Elsaß, selbst Straßburg herauszugeben. Allein die Verbündeten, von Wilhelm III zurückgehalten, waren so unklug, nicht darauf einzugehen. Daher machte Ludwig noch eine äußerste Anstrengung, schrieb in ganz Frankreich eine Kopfsteuer aus, der sich Jeder, vom Dauphin bis zum Taglöhner herab, un-

terwerfen mußte, und zwang alle nur irgend Kampffähigen zur Ergreifung der Waffen. Doch Wilhelm III vereitelte mit seinen Engländern und Niederländern diese Anstrengung, indem er die Franzosen aus dem Lüttichischen und aus Namür vertrieb. Da sich indeß in England Schwierigkeiten erhoben, die dort seine Gegenwart nöthig machten, so zeigte er sich jetzt zum Frieden geneigter, als bisher: bloß der Kaiser zögerte noch. Als aber Holland eine Kauffahrteiflotte und Spanien Barcellona an den Herzog von Vendome verlor, so ließen sich beide Staaten auf besondere Unterhandlungen mit Frankreich ein. Und nun mußte der Kaiser, obwohl ihn so eben des tapfern Prinzen Eugen's von Savoyen großer Sieg über die Türken bei Zentha (11. Sept 1697) mit neuem Muthe erfüllt hatte, sich den Unterhandlungen mit Frankreich anschließen, welche am 20. Sept. 1697 zum Frieden von Ryswik führten, in welchem die Verbündeten nicht einmal die Zurückführung der Dinge auf den Zustand des Nymweger Friedens erlangen konnten, Ludwig also doch einen Vortheil errang, wenn auch derselbe — ein Vergleich zu seinen anfangs gemachten Ansprüchen — als ein „Eingeständniß" seiner eingetretenen Schwäche gelten konnte.

In dem Frieden von Ryswik erkannte Ludwig den Wilhelm III als König von Großbritanien und Irland an und versprach, die Stuarts nicht mehr zu unterstützen; die vereinigten Niederlande behielten ihre Gränzen ungeschmälert; Spanien erhielt die französischen Eroberungen in Flandern, Hennegau, Luxemburg und Catalonien zurück, mit Ausnahme von 82 von Ludwig reunirten Orten. In Bezug auf das deutsche Reich gab Ludwig Lothringen mit Nancy zurück und erhielt für letzteres Toul; an Schweden gab er Zweibrücken, an Württemberg Mömpelgard zurück. Sein Hauptgewinn aber war, daß ihm die Freigrafschaft und ganz Elsaß mit der Souveränetät über Straßburg zugesprochen wurde; dagegen gab er die am rechten Rheinufer gemachten Eroberungen, namentlich Freiburg, Breisach, Kehl, Philippsburg und die ganze Pfalz zurück, jedoch ohne Entschädigung und mit der (von den französischen Gesandten noch in der Nacht vor der Unterzeichnung eingefügten) Clausel, daß die katholische Religion überall da, wo Frankreich sie unterdessen mit Gewalt wieder eingeführt hatte — und das war nur allein in der Pfalz in 1922 Ortschaften geschehen! — verbleiben solle. Vergeblich erhoben die protestantischen Gesandten ihren Widerspruch gegen diese Clausel, als gegen eine offen

bare Verletzung des westfälischen Friedens; allein der östreichische Gesandte, Graf Kaunitz, meinte, Religionsangelegenheiten gehörten nicht in die politischen Unterhandlungen mit einer ausländischen Macht, und so wurden die protestantischen Gesandten überstimmt. Doch nur drei derselben unterzeichneten, worauf die französischen Gesandten erklärten, daß die noch fehlenden Unterschriften den Friedensact nicht ungültig machen sollten, falls binnen sechs Wochen die Ratification des Reichs erfolgen würde. Diese erfolgte noch im Nov. zu Regensburg, obgleich selbst die katholischen Reichsstände das Unrecht einsahen und deßhalb den protestantischen Ständen die förmliche Zusage gaben, sich niemals auf diese „obtrudirte" Clausel berufen zu wollen. Indeß hatte dadurch die französische Politik, die sich das Protectorat über die katholische Kirche anmaßte, ihre Absicht, das deutsche Reich durch neu angefachte confessionelle Zerwürfnisse noch mehr zu schwächen, nur gar zu wohl erreicht. Eben in der Pfalz versuchte es bei dem nachher eintretenden Regierungswechsel der neue strengkatholische Hof, mit Hülfe jener Clausel eine Gegenreformation durchzusetzen, die mit empörenden Ungerechtigkeiten verbunden war.

---

7. Kapitel.

Frankreichs Innere zur Zeit des Ryswiker Friedens.

1. Das Sinken der Landeskräfte. Fortgesetzte Verschwendung des Hofs beim Mangel organischer Verwaltung. Lebensweise Ludwigs XIV.

Der Krieg, den der Ryswiker Friede beendigte, und der fast zehn Jahre gedauert hatte, während welcher Zeit Ludwig XIV mit den meisten Mächten im Kampf war, offenbarte allerdings die großen Hülfsquellen, die Frankreich zu Gebot standen, legte aber dennoch den Grund zu einer langen Erschöpfung dieses Landes. Diese Erschöpfung rührte weniger von der Höhe der Abgaben her, die auf den Producenten lasteten, als noch mehr von der Erschwerung der Production selbst. Denn der fortdauernde Aufwand, den der Hof und der Adel, den selbst die Beamten und Magistraturen im Geiste Ludwigs machten, nahmen den niedern Volksklassen nicht nur die Frucht der Arbeit weg, sondern griffen das Kraftkapital des

Volkes selbst an, indem des Königs Hang zu Pracht und Prunk nur gewissen Zweigen der Industrie Nahrung und Beschäftigung gab, die andern aber leer ausgiengen, namentlich aber der Ertrag des Grundeigenthums sich unverhältnißmäßig verringerte, und daher der Landmann am meisten den Druck des herrschenden Systems empfand, was die weitere Folge hatte, daß auch die Einkünfte des grundherrlichen Adels mehr und mehr abnahmen, während die Ausgaben durch seine Theilnahme an den verschwenderischen Hoffesten fortwährend stiegen. Anstatt durch weise Sparsamkeit in allen Zweigen der Verwaltung dem drohenden Ruin vorzubeugen, zehrte fortdauernde Verschwendung an den Wurzeln der wahren Macht und Größe Frankreichs, welche der König stets nur im bloßen Schein zu suchen und zu sehen gewohnt war.

Beispiele dieser Verschwendung finden sich in Menge vor. So erhielt die Montespan nach ihrer Trennung vom König einen Jahresgehalt von 250,000 Fr.; eine Nichte der Frau von Maintenon 1¼ Mill. Fr. zur Aussteuer nebst einer jährlichen Pension. Ueberhaupt giengen die Pensionen, Geschenke und Gnadenverleihungen an Günstlinge und ihre Freunde und Clienten, an fremde Minister und Gesandte 2c. ins Unglaubliche. — Die Pracht der Hoffeste ließ alles früher Geschehene hinter sich. „Carousselparthieen, allegorische Pantomimen, Ballete und Singspiele, von den Herren und Damen des Hofs in den reichsten Costümen aufgeführt, wechselten mit Komödien, Maskenzügen und Feuerwerken; andere Belustigungen drängten sich in bunter Reihe dazwischen. In allen Festspielen war dem König die Hauptrolle zugetheilt, bald die eines Helden, bald die eines Gottes, und Alles ist nur darauf abgesehen, seine Größe, seine Weisheit, seine Unwiderstehlichkeit zu rühmen." — Besonders große Summen verschlangen die Prachtbauten des Königs. Die Statthalter der Provinzen hatten unermeßliche Einnahmen, obgleich sie, statt ihre Provinzen zu verwalten, in der Regel am Hofe lebten. In gleicher Weise saugten die Magistraturen, Advocaten, Procuratoren, Notäre 2c., mit den unendlichen und kostspieligen Formalitäten ihrer Amtshandlungen — am Marke des Volkes, um so mehr, als die meisten Stellen käuflich waren und ein Jeder sein auf den Kauf gewandtes Kapital durch die höchsten Zinsen vier- und zehnfach wieder herausbringen wollte. Dazu kamen die Forderungen des Fiscus, ferner die innern Douanen, welche durch Abschließung jeder Provinz von der andern den Handel erschwerten; die willkührlichen Besteuerungen und die noch willkührlichere Vertheilung der Steuern, die großen Privilegien und Exemtionen, — alles das macht das Sinken der Landeskräfte begreiflich.

So fuhr denn **Ludwig** in seiner bisherigen Lebens- und Regierungsweise fort, einzig darauf bedacht, den seine Person und Regierung umgebenden **Nimbus**, der indeß durch den Ryswiker Frieden gelitten hatte, zu erhalten und mit demselben die innern Schäden möglichst zu verhüllen. Fortwährend noch selbstthätig die Leitung des innern Staatsgetriebs besorgend, wie nicht minder alle politischen Fäden nach Außen in seiner Hand haltend, betrachtete er **sich** stets als den Größten unter den Großen der Erde, seinen Hof als das Reich und die dort durch die Launen seiner Willkühr geschaffenen künstlichen Lebensformen für das wahre Leben selbst.

Dieses **künstliche**, aller Natur und Einfachheit fremde, aber in den Formen der äußern Schönheit und Anmuth sich bewegende Leben wurde durch die bis in's Kleinste ausgebildete **Etikette** zusammengehalten und getragen: denn diese diente ihm zum Mittel, jeden ihm Nahenden mit Respect zu erfüllen, ehrgeiziges Vordrängen und Anfordern Anderer in Schranken zu halten und die Menge der Hoffähigen durch Beobachtung der verschiedenen Rangstufen in Ordnung und Anstand zu erhalten. Sein gewöhnlicher **Tageslauf** war folgender: Um 8 Uhr Morgens ward er vom [illegible] Kammerdiener geweckt; dann gieng die Oberhofmeisterin hinein an sein Bette, küßte ihn nach alter Sitte und entfernte sich; zwei Leibärzte frottirten ihn hierauf und ein Kammerdiener reichte ihm das Hemd. Dann kamen zwei Kammerherren, von denen der eine ihm Weihwasser, der andere ein Gebetbuch reichte. Er wurde nun einige Minuten allein gelassen. Jetzt stand er auf, und während man ihm das Morgenkleid reichte, füllte sich das Gemach mit Prinzen, Generalen und andern hohen Personen, vor denen er unter gleichgültigen Gesprächen mit zierlichem Anstand Strümpfe und Schuhe anzog, sich den Bart abnehmen und die Perücke aufsetzen ließ. Darnach wurde das Morgengebet vorgenommen, wobei die Geistlichen knieten. Hierauf folgten ihm die Anwesenden in sein **Cabinet**, wo er Befehle in Bezug auf Feste und andere Angelegenheiten ertheilte, mit Einzelnen sprach und dann alle entließ; nur seine (natürlichen) Söhne und die Hofmeister derselben nebst den Kammerherren blieben, welche letztere hier Gelegenheit hatten, dies und jenes Anliegen für Andere anzubringen. Nun giengs in die **Messe**: auf dem Wege von seinem Kabinet durch die Gallerie bis zur Kapelle mußten alle Hofherren in ehrerbietig aufwartender Stellung dastehen und sich ihm anschließen. Fehlte einer dabei, so ließ er es ihm bald merken. Nach der Messe arbeiteten die Minister mit ihm in seinem Kabinet. Um 1 Uhr gieng's zur „**Mittagstafel**." War sogenanntes „kleines Couvert", so saß der König **allein an einem Tisch**, und sein Bruder (der Herzog von Orleans, **Monsieur** genannt), so wie seine Söhne und Enkel sahen **stehend** zu, während die Kammerdiener servirten. Von Zeit zu Zeit reichte ihm Monsieur

eine Serviette und durfte sich auch manchmal niedersetzen. Nach der Tafel zog er sich in sein Cabinet zurück, fütterte seine Hunde, kleidete sich um und fuhr aus. Nach der Rückkehr wieder Kleiderwechsel; dann Audienz für Günstlinge und Beamte, oder Arbeit im Cabinet; darauf Besuch bei Frau von Maintenon, wo er täglich bis Abends 10 Uhr blieb; in dringenden Fällen hörte er da auch Vorträge von Ministern an; die Maintenon strickte dabei und lenkte unvermerkt ihn und die Minister. Um 10 Uhr gieng's zur Abendtafel — meist mit „großem Couvert", — wozu aus den sämmtlichen Hofleuten, die schon seit zwei Stunden sich im Vorzimmer versammelt hatten, der Kammerdiener, eine Liste in der Hand, diejenigen aufrief, welche an diesem Tage das Glück haben sollten, mit dem Könige zu speisen. Nach der Abendtafel — Gespräch im Stehen, wobei der König, an eine Ecke 2c. gelehnt und von den Anwesenden umgeben, alle Anmuth seiner Persönlichkeit zeigte. Nach kurzer Zeit machte er den Damen eine Verbeugung und gieng, von seinen Vertrauten begleitet, in sein Cabinet, wo weiteres Gespräch gepflogen wurde, bis er sich in sein Schlafgemach zurückzog, wohin ihm nur die Hofleute des ersten und zweiten Zutritts folgten. Hier Gebet, dann Entkleidung und Niederlegen. Während er das Bett bestieg, entfernten sich die letzten Höflinge. — So sein Alltagsleben. Bei Galafesten ergänzte erst die volle Pracht seines Hofes, und besonders entfalteten die Feste in Versailles, zumal wenn er Abgeordneten fremder Nationen einen [illegible] von seiner Macht und Hoheit geben wollte, den höchsten Grad von Glanz und Zauber.

2. Die Glanzepoche der Literatur und Kunst unter Ludwig XIV. Die französische Poesie: Corneille, Racine, Molière, Lafontaine, Boileau. Die französische Architectur, Sculptur und Malerei.

Was Ludwig XIV zur Verherrlichung seines Ruhms that, in welchem der nationale mit eingeschlossen erschien, geschah stets mit bewußter Ostentation, der jedoch durch den Tact feinen Geschmacks die Spitze der Lächerlichkeit oder Widrigkeit abgebrochen war. Bei allem dem ist nicht zu verkennen, daß die Aufmunterung, die er den Künsten und Wissenschaften angedeihen ließ, die größten Talente weckte und die Glanzepoche der französischen Literatur und Kunst hervorrief, deren Früchte großentheils der Nachwelt geblieben sind und in mehreren Beziehungen auch bei andern Nationen zur Förderung der allgemeinen Bildung beitrugen, — wiewohl, von einer andern Seite betrachtet, die Einseitigkeit des französischen Geschmacks, insbesondere die falsche Auffassung der griechischen Classicität, die Steifheit der Convenienz und der den freien

Schwung des Geistes hemmende Regelzwang auf die gesunde und eigenthümliche Entwicklung der Literatur anderer Nationen eine geraume Zeit hindurch einen hindernden Einfluß hatte.

Was zunächst die Kunst betrifft, so nehmen unter den französischen Dichtern jener Zeit Corneille und Racine in der dramatischen Poesie, Molière in der Komödie, Quinault in der Operndichtung, Lafontaine in der Fabel und Erzählung, Boileau in der Satire und Kunstkritik den bedeutendsten Rang ein.

Pierre **Corneille**, geb. 1606 zu Rouen, war anfangs Generaladvocat beim Parlament daselbst, wandte sich aber dann der Poesie zu. Er übte sich anfangs im Lustspiel, fühlte aber ein größeres Talent für die Tragödie, indem er sich streng an das (von ihm übrigens einseitig aufgefaßte) Gesetz der (noch dazu spätern) antiken Muster hielt. Sein erstes, dem Seneca nachgebildetes Trauerspiel ist Medea, das ihn schon berühmt machte und ihm durch Richelieu eine Stelle in der Akademie erwarb. Noch größern Beifall ärntete er durch seinen Cid (1636), den er nach einem spanischen Muster bearbeitete. Da ihm die Kritiker Schuld gaben, er sei nicht originell, so schrieb er die Horatier, die ihn auf die Höhe des Ruhms erhoben. Die übrigen von den 30 Stücken, die er hinterließ, sind, mit Ausnahme des Cinna und der Rhodogune, von minderer Bedeutung. Er starb als Decan der Academie 1684. Den Beinamen Le Grand erhielt er, weil er mehr den Heroismus, als die Liebe zu Motiven der Handlungen machte. — Auch sein Bruder Thomas Corneille, der sein Nachfolger in der Academie wurde, war Dramatiker, und machte sich besonders durch seinen Essex und seine Ariadne einen Namen.

Jean **Racine**, geb. 1639 in Isle de France, erhielt nach dem frühen Tod seiner Aeltern seine Erziehung im Portroyal, wo ihn besonders das Studium der alten Classiker beschäftigte. Seine Ode auf die Vermählung Ludwigs XIV (La Nymphe de la Seine), brachte ihm vom König ein Geschenk und eine Pension von 600 Liv. ein. Sein erstes Drama, die Thebaide oder die feindlichen Brüder, fand Beifall, der ihn zu weitern Leistungen ermunterte, unter denen Andromache, Britannicus, Iphigenia, Phädra hervorragen; sein letztes und bestes Drama, Athalia, das sich durch religiöse Würde und schöne Chöre auszeichnet, hat die dramatische Poesie der Franzosen zur Vollendung gebracht. Abgesehen von der Form und Diction, übertrifft er den Corneille an Phantasie, an Reichthum der Empfindung und in der Reinheit der Charactere. Nachdem Racine 1673 Mitglied der Academie geworden war, ernannte Ludwig XIV ihn zu seinem Historiographen. Eine Denkschrift, die er der Frau von Maintenon überreichte und worin er das in Frankreich herrschende Elend des Volks den Eroberungskriegen des Königs zuschrieb, zog ihm Ludwigs Ungnade zu, die er sich so zu Herzen nahm, daß er krank wurde und starb 1699. Seine

religiösen Lieder, so wie seine Epigramme bezeugen gleichfalls den Werth des Mannes. Unter seinen prosaischen Schriften gilt seine Geschichte des Portroyal und seine Lobrede auf Corneille als classisch.

Jean Baptiste **Molière**, (eig. Pocquelin), geb. 1610 zu Paris, wo sein Vater k. Kammerdiener war, ist der Begründer der französischen Komödie. Er erlernte in seiner Jugend das Tapeziergeschäft, fand aber, durch seinen Großvater veranlaßt, so viel Geschmack am Theater, daß er selbst Schauspieler werden, zuvor aber studiren wollte. In letzteres willigte sein Vater und verschaffte ihm die Aufnahme in das Jesuitencollegium zu Clermont, wo er die alten Sprachen nebst Philosophie und Rechtskunde trieb. Schon war er im Begriff, die Advocatur zu ergreifen, als in ihm auf einer Reise, die der König machte, in dessen Gefolge er mit seinem Vater war, zu Narbonne (1641) bei Gelegenheit der theatralischen Unterhaltungen des Hofs die alte Lust zum Schauspielerwesen erwachte. Er spielte in mehrern Lustspielen mit, fand Beifall und Ermunterung, und warb, nach Paris zurückgekehrt, selbst eine Schauspielertruppe an, mit der er in der Vorstadt St. Germain Lustspiele aufführte. Da es an guten Stücken fehlte, bearbeitete er selbst nach italienischen und spanischen Mustern dieses Feld mit seltenem Glück, so daß ihm sein steigender Ruf als Dichter und Schauspieler die Stelle eines Directors der Hoftruppe verschaffte und der König ihn mit einem Gehalt von 7000 Liv. in seine Dienste nahm. Obgleich er aus dem Ertrag seiner Stelle und seiner Schriften eine jährliche Einnahme von 30,000 L. hatte, so führte er doch ein nüchternes und mäßiges Leben und zeigte, daß er sich mitten in dem Sittenverderben seiner Zeit von den Gebrechen, die er in seinen Stücken mit feiner Menschenkenntniß schilderte und dem Spotte preißgab, frei zu erhalten wußte. Unter seinen Stücken machten zunächst Les precieuses ridicules (eine Verspottung des Pedantismus der gelehrten Frauen), l'Ecole des maris und l'Ecole des femmes großes Aufsehen; sein Avare, sein Georges Dandin, sein Bourgeois gentil'homme, sein Malade imaginaire u. a. ergötzten alle Welt. Am meisten Ruhm aber brachte ihm sein Misanthrope und sein Tartuffe, welches letztere Stück, als eine Satire auf die Frömmelei, anfangs verboten, aber nachher unzähligemal aufgeführt wurde.

Philipp **Quinault**, geb. 1635 zu Paris, schrieb Tragödien und Komödien, entwickelte aber ein besonderes Talent in Opernstücken, denen Lulli's Compositionen einen classischen Werth gaben.

Jean de **La Fontaine**, geb. 1621 zu Chateau-Thierry, wollte sich anfangs dem geistlichen Stande widmen, ward aber durch eine Ode Malherbe's für die Dichtkunst begeistert und bildete sich durch die Lectüre lateinischer, französischer und italienischer Schriftsteller zum Dichter aus, so daß er der berühmteste Fabeldichter und einer der witzigsten Schriftsteller seiner Zeit wurde. Er schrieb auch anmuthige Erzählungen, Novellen und Lustspiele. In seinem Leben war er

einfach und anspruchlos und blieb daher vom König weniger beachtet. Er starb 1695.

Nicolas **Boileau**, beigenamt Despréaux, geb. 1636 in oder bei Paris, ein Zögling des Portroyal, trieb zuerst Jurisprudenz, dann Theologie, und folgte zuletzt seiner Neigung zur Dichtkunst, in deren tieferes Wesen einzudringen, ihn aber sein kritisches Talent hinderte, welches auf das Technische der Poesie (den Versbau und die Diction) das Hauptgewicht legte. Daher gelang ihm die Ausbildung der französchen Satire in hohem Grad, und als Kunstkritiker war er den Franzosen die höchste Autorität, daher sie ihn den „Vater des guten Geschmacks" nannten. Seine Theorie der Dichtkunst, die er unter dem Titel Art poëtique der horazischen Epistel an die Pisonen nachbildete, bekam das Ansehen eines Kunstcoder.

Die französische Baukunst hat im 17. Jahrhundert einen Rückschritt gemacht. Noch im 16. Jahrhundert ließen die Paläste aus der Epoche Franz' I eine einheimische Schule erkennen, die zwar schon auf die Formen der Antike eingieng, aber noch von der romantischen Zeit her Spuren freier Ausschmückung an sich trug. (So kann z. B. heute noch die westliche Façade des Hofes im Louvre als ein nicht mehr erreichtes Prachtdenkmal der französischen Architectur gelten.) Auch hatten die Kirchenbauten jener Zeit noch die germanischen Grundformen und Grundverhältnisse festgehalten. Aber schon gegen das Ende des 16. Jahrhunderts schwand die Naivetät und phantasiereiche Fülle der französischen Baukunst und gieng in eine trockene, schwer und gedrückt aussehende Manier über. Aus der ersten Zeit des 17. Jahrhunderts ist unter den bessern Baumeistern Jean de Brosse zu nennen, der den an den florentinischen Styl erinnernden Palast Luxemburg baute. Die Bauten, die Ludwig XIV aufführen ließ, sind zwar prachtvoll, aber ohne innere Bedeutung. Claude Perrault, der die Hauptfaçade des Louvre baute, war der ausgezeichnetste unter den Architecten dieser Periode. — Das Prachtschloß zu Versailles, ein Werk Mansart's, wird von Kennern als characterlos bezeichnet.

In der bildenden Kunst des 17. Jahrhunderts zeichnet sich die französische Sculptur zwar durch große Meisterschaft in der Technik aus, huldigt aber einer theatralischen, „bewußt repräsentirenden" Darstellungsweise. Von den größern Meistern

dieser Zeit verdienen Girardon und Desjardins (von Geburt ein Niederländer) Erwähnung.

In der französischen Historienmalerei des genannten Zeitraums machen Nicolas Poussin und Le Sueur, beide durch das Studium der italienischen Meister gebildet, — ersterer bei einer mehr durch die Verstandesthätigkeit vermittelten Anschauung, letzterer bei einer größeren, in edlen Formen sich kund gebenden Milde und Tiefe des Gemüths — eine Ausnahme von dem allgemeinen Streben der Zeit. Die vorherrschend französische d. i. zur theatralischen Scheingröße und zu pomphaft decorativem Schaugepränge sich neigende Richtung der Malerei unter Ludwig XIV, welche Wahrheit des Gefühls, individuelle Gestaltung, Klarheit und Angemessenheit in der Anordnung mehr oder weniger vermissen läßt, — wird durch den übrigens talentvollen Lebrün repräsentirt, — anderer Meister dieser Richtung nicht zu gedenken.

In der Landschaftsmalerei sind der obgenannte Nic. Poussin und sein Schwager Caspar Poussin an einer plastischen Ruhe und Bestimmtheit, und an einer gewissen Strenge zu erkennen, wiewohl der letztere einen mildern Ton hat. Beide wurden durch den mehr der italienischen Richtung folgenden Claude Gelée (genannt Claude Lorrain, weil er ein Lothringer war, 1600—1682) in der Meisterschaft weit übertroffen.

„In Claude Lorrain's Landschaften löst sich die plastische Strenge der Linienführung zum anmuthvollen Wohllaut auf; ein weiches quellendes Leben entfaltet sich im Helldunkel des Waldes und auf dem schimmernden Teppich der Wiese; ein ätherisches Licht, wundersam abgestuft, erfüllt beseeligend Nähe und Ferne.“ (Franz Kugler.) Er hatte viele Nachahmer, (vorzüglich unter den Niederländern), die zwar alle die ideale Wirkung seiner Bilder, jedoch meist nur durch erkünstelte Mittel, erstrebten.

3. Die wissenschaftliche Literatur der Franzosen. Die Philosophie: Descartes; Malebranche; Bayle. Die geistliche Redekunst: Bossuet, Massillon, Fenelon.

Auch auf das Gebiet der Wissenschaft fielen die Strahlen des königlichen Gestirns, von dem der größte Theil des 17. Jahrhunderts seinen Namen trägt. So zog er Männer, wie Vaillant,

den Münzkundigen, Cassini, den ersten Astronomen jener Zeit, und andere Gelehrte zur königlichen Academie herbei. Die Gnadenblicke seiner Huld fehlten besonders da nicht, wo sie die Belohnungen, die sie spendete, in Belobungen doppelt zurückerhielt, was freilich mehr bei den Dichtern und Künstlern, als bei den Männern der Wissenschaft der Fall war. Die Philosophie, insbesondere wenn sie das Geleise der herrschenden Scholastik verließ, konnte sich seines Beifalls nicht erfreuen. Allerdings hatte die Philosophie der freieren Richtung, welche zuerst Descartes einschlug, ihre gefährliche Seite. So mächtig sie das Forschen und Suchen nach Wahrheit anregte, so wenig stand sie doch selbst auf einem Grunde, welcher für die Wahrheit einen festen Halt hätte gewähren können: vielmehr hatte sie mehr oder weniger die Läugnung alles Gegebenen und Positiven zur Folge.

René **des Cartes**, geb. 1596 zu La Haye in Touraine, aus altadeligem Geschlechte, warf sich mit dem größten Eifer auf die verschiedensten Gegenstände des Wissens, gerieth aber dabei so in das Zweifeln, daß er alles liegen ließ und zuerst in Holland, dann in Deutschland Kriegsdienste nahm und unter Andern im Heere der Liga die Schlacht am weißen Berg vor Prag mitmachte. Des Kriegslebens überdrüssig, kehrte er nach Frankreich zu den Wissenschaften zurück und arbeitete an der Begründung seiner Philosophie. Da er ihretwegen in Streit mit der Geistlichkeit gerieth, die ihn des Atheismus zieh, begab er sich nach Holland, wo er 25 Jahre lang lebte und sich theils mit der Ausbildung seines philosophischen Systems, theils mit dem Studium der Physik und Mathematik beschäftigte, in der er gleichfalls als selbständiger Forscher auftrat, indem er die analytische Geometrie erfand und überhaupt den mathematischen Bestrebungen der Neuzeit wegbahnend vorarbeitete. — In seiner Philosophie stellte er das Prinzip einer an keine Voraussetzungen gebundenen Forschung auf, machte den Zweifel an Allem zur Vorbedingung aller Erkenntniß, und räumte, indem er mit seinem Cogito, ergo sum (ich denke, darum bin ich) das Wesen des Geistes nur in's abstracte Denken setzte, der Subjectivität alleinige Berechtigung, so wie der Freiheit des Menschen eine Absolutheit ein, die nur ihre Schranken in Gott finde, der übrigens in dieser Philosophie im Grunde doch nur als Product des menschlichen Geistes erscheint, wenn sie auch (ihrer Grundsatz der Voraussetzungslosigkeit zuwider) behauptet, daß der Gottesbegriff dem menschlichen Geiste angeboren sey. — Die Verwechslung des logischen Denkens mit dem erkennenden; die Annahme, daß eine sich ihm als deutlich darstellende Definition vermöge dieser Deutlichkeit auch „Erkenntnißgültigkeit habe"; der „Sprung von dem Zweifel an Allem zu unmittelbaren dogmatischen Voraus-

setzungen"; die Aufstellung zweier absoluten Substanzen, von denen die eine, die materielle, in der reinen unendlichen Ausdehnung, die andere, die denkende, in ewiger, allen Dingen erst Existenz verleihender Geistesthätigkeit bestehe; die Umgehung der wichtigsten metaphysischen und psychologischen Fragen: — diese und andere Mängel des cartesianischen Systems, wurden theilweise schon von seinen damaligen Gegnern erkannt. Nichts desto weniger hat dieses System durch seine Neuheit und Selbständigkeit, so wie durch die Einfachheit und Leichtigkeit seines Entwicklungsganges einen weitgreifenden Einfluß auf die philosophische Methode der Folgezeit geübt und Andere zu tieferen Forschungen angeregt. — Descartes' Philosophie wurde bald nach ihrem Erscheinen auf Betrieb der Jesuiten vom Papst verdammt und späterhin auch protestantischer Seits durch die Synode von Dordrecht verworfen. — Im Jahr 1649 rief ihn die Königin Christine nach Schweden, wo er jedoch schon nach einigen Monaten (1650) starb.

Selbst unter denjenigen Gegnern der cartesianischen Philosophie, welche dieselbe nicht (wie der Jesuitenorden, die Sorbonne und das Portroyal jedes in seiner Weise) vom Standpunct des Christenthums aus, sondern, wie Peter Gassendi, vom Standpunkt ihrer subjectiven Vernunft aus bekämpften und die Unzulänglichkeit dieser Philosophie mehr oder weniger aufzeigten, war Keiner, der die Philosophie durch positive Leistungen gefördert hätte.

Dagegen hat unter denen, welche die obersten Grundsätze des cartesianischen Systems annahmen, aber daraus zum Theil andere Folgerungen zogen, der durch Edelsinn und aufrichtige Frömmigkeit ausgezeichnete französische Philosoph Malebranche (geb. 1638 zu Paris, wo er Priester des Oratoriums war) durch vollständigere Aufnahme des religiösen Moments eine tiefsinnigere Gottes- und Weltansicht aufgestellt, durch welche er glaubte nicht nur die aristotelische Philosophie völlig überwunden zu haben, sondern auch mit der Kirchenlehre und dem heiligen Augustinus nicht im Widerspruch zu stehen. Doch ist seine philosophische Gotteslehre dem Wesen nach nur frommer Deismus, bei welchem das specifisch Christliche nicht zur Sprache kommt.

Gleichfalls von Cartesius' Hauptgrundsatz ausgehend, aber zu keiner Wahrheit gelangend, ja alle Wahrheit untergrabend, wirkten die philosophischen Untersuchungen Bayle's, dessen Skepticismus zu einer Auflösung und Vernichtung alles Gegebenen, Posi-

tiven, ja zur Aufhebung nicht bloß der Offenbarung, sondern aller Religion selbst führten. Sie wirkten um so schlimmer, als er diese seine Ansichten nicht, wie seine Vorgänger, in lateinischer, nur den Gelehrten zugänglicher Sprache, sondern französisch schrieb, ja sie auch in einem eigenen politischen Journal niederlegte, wodurch sie den weitesten Eingang fanden.

Peter **Bayle**, geb. 1647 zu Carlat in der Grafschaft Foix, wo sein Vater reformirter Prediger war, bekleidete zuerst die Professur der Philosophie an der reformirten Academie zu Sedan. Als die Hugenottenverfolgung unter Ludwig XIV begann, flüchtete er nach Rotterdam (1681), wo er eine Lehrstelle der Geschichte und Philosophie bekam, wurde aber 1693 in Folge seiner Lehren entlassen, worauf er als Privatmann lebte. Ungeachtet seines Skepticismus gieng er vom Protestantismus zum Katholicismus über, trat aber nach 17 Monaten wieder zurück und bildete nun desto eifriger sein System aus, das jedoch diesen Namen mit Unrecht trägt, da er seine Lehren zerstreut in verschiedenen Schriften vorbrachte. Von ihrer Grundgefährlichkeit zeugt schon seine Annahme, daß es zwei Urwesen, ein gutes und ein böses, gebe, wodurch Gott wegen des in der Welt vorhandenen Bösen am besten gerechtfertigt werden könne; zeugt auch seine Behauptung, der Aberglaube und der ihm zum Grunde liegende Irrthum sey ruchloser, als der vollkommene Unglaube, an dem er so wenig Anstoß nahm, daß er behauptete, es könnten Staaten, in denen Niemand an Gott und an Unsterblichkeit der Seele glaube, ganz gut bestehen!

Da in allen diesen philosophischen Erzeugnissen mehr oder weniger offene Angriffe auf den Glauben der Kirche, in einigen selbst auf die Religion überhaupt enthalten waren, so traten Vertreter der Kirche auf, die in Rede und Schrift die Lehren des Christenthums oder wenigstens den Glauben an Gott mit allem Aufwand von Geist zu vertheidigen unternahmen. Viele dieser ausgezeichneten Männer aber standen selbst nicht im rechten Mittelpunct des Glaubens und Lebens, und gebrauchten entweder, wie Bossuet, mehr die Künste der Sophistik, oder rangen wie Bourdaloue und Flechier mehr nach der Palme der Beredtsamkeit, oder wußten zwar, wie Massillon, mit der Ueberzeugungskraft ihrer Dialectik — Schwung der Phantasie, Wärme der Empfindung und Kraft der Wahrheit zu verbinden, wagten es aber doch nicht in das faule Fleisch der Zeit so einzuschneiden, daß sich die Wunden durch die nöthige Reaction zur Heilung anlassen konnten, während allein

der ehrwürdige Fenelon, wenn auch mehr in moralisirender Weise, doch mit dem tiefen Ernst eines reinen Gemüths die Schönheit der Tugend und die Häßlichkeit des Lasters zeichnete und sich eben dadurch die Ungnade seines Königs zuzog, der in diesen Characterschilderungen Conterfei'n seiner Person und seines Hofes erblickte.

Jacques Benigne **Bossuet**, geb. 1627 zu Dijon, wo sein Vater Parlamentsrath war, war anfangs Kanonicus zu Metz, dann Prediger in Paris, wo seine geistlichen Reden den Beifall des Königs in dem Maaße fanden, daß dieser seinem Vater schriftlich zu einem solchen Sohne Glück wünschte. Der Ruhm seiner glänzenden Beredtsamkeit hob ihn von Würde zu Würde, indem er 1670 Lehrer des Dauphin, 1672 Academiker, 1681 Bischoff von Maux, 1697 Staatsrath wurde. Durch dialectische Gewandtheit und glänzende Beredtsamkeit ausgezeichnet, galt er als das Orakel der Geistlichkeit seiner Zeit und als der einflußreichste Hoftheolog. Er betrieb, wie oben bemerkt wurde, die Abfassung und Annahme der vier gallicanischen Artikel und vertheidigte sie; er brachte den Türenne zum Katholicismus, und schrieb viele Schriften, in welchen er durch alle Künste der Sophistik die Zahl der katholischen Kirchenglieder zu vermehren suchte. Geschmeidige Nachgiebigkeit gegen den Hof, Herrschsucht gegen Untergebene, Ehrgeiz und Neid (wie er ihn besonders in der Verketzerung Fenelon's bewies) entstellten den Character dieses hochgepriesenen Kanzelredners.

Louis Bourdaloue, geb. 1632 zu Bourges, Jesuit, berühmter Kanzelredner zu Paris und Nebenbuhler Bossuet's, wurde nach der Aufhebung des Edicts von Nantes vom König nach Languedoc zur Bekehrung der Protestanten gesendet; in der letzten Zeit seines Lebens beschäftigte er sich vorzugsweise mit der Sorge für Wohlthätigkeitsanstalten. — Esprit Fléchier, geb. 1632, Jesuit und sprachkünstlerischer Kanzelredner, wurde durch die Gnade des Königs Bischoff zu Lavaut, nachher zu Nismes, und starb 1710.

Jean Baptiste **Massillon**, geb. 1663 zu Hières in der Provençe, Priester des Oratoriums, zuletzt Bischoff zu Clermont, war der größte geistliche Redner seiner Zeit. Begabt mit großer Kenntniß des menschlichen Herzens, ließ er es sich besonders angelegen seyn, auf die „Veredlung" seiner Zuhörer zu wirken.

François de Salignac de la Motte **Fenelon**, geb. 1651 auf dem Schlosse Fénélon in Querry, verdankte dem Rufe seiner Beredtsamkeit und seiner thätigen Sorge für convertirte Protestanten die Stelle eines Erziehers bei des Königs drei Enkeln, so wie die Erhebung zum Erzbischoff von Cambray. Um dem ältern seiner Zöglinge, dem Herzog von Burgund, die Pflichten des Menschen und Fürsten in einem anmuthigen Gewande beizubringen, schrieb er für ihn den Sittenroman Telemach (les Aventures de Telemaque, fils d'Ulysse), worin sich des Verfassers tugendhafter Sinn und

edles Streben ausdrückt. Allein da man in den verschiedenen Characteren Anspielungen auf Personen des Hofs (z. B. in dem ehrgeizigen und üppigen Idomeneus den König, in dem harten und stolzen Protesilaus den Marschall Louvois, in der Calypso die Frau von Montespan rc.) zu erkennen glaubte, so benützte der auf Fenelon's Ruhm eifersüchtige Bossuet, der ihn kurz vorher wegen seiner Theilnahme an den Lehren der schwärmerischen Madame Guyon angeklagt und bei dem Papste die Verwerfung mehrerer seiner Lehrsätze erwirkt hatte, die sich bildende Mißstimmung des Hofs gegen ihn zur Anschwärzung bei dem Könige, welcher alsbald den Fenelon nach seinem Bisthumssitz verwies, wo derselbe in ruhiger Resignation seinem Berufe lebte und 1715 starb.

Stand Ludwig XIV, wie oben gezeigt, nach dem Nymweger Frieden auf dem Gipfel seiner Macht, so ist nicht zu verkennen, daß er mit dem Ryswiker Frieden — obwohl er den Schein der Größe sorgfältig festzuhalten suchte, den Rückgang von jener Höhe antrat, und daß sogar sein eigenes Volk, das ihn früher fast abgöttisch verehrt hatte, weil es in ihm sich selbst sah, zu einem nicht geringen Theile anfieng, sich von ihm abzuwenden. Schon länger her in Folge früh begonnenen und allseitig durchgekosteten Lebensgenusses alternd, empfand er es tief, daß von der „Generation, die seine Jugend umgeben hatte," nur Wenige mehr übrig waren, — daß insbesondere die meisten „politischen, militärischen und literarischen Größen," die sich um ihn wie um eine Sonne gedreht und ihren Glanz wieder „auf ihn zurückgeworfen" hatten — ein Colbert, Lyonne, Louvois, ein Condé, Türenne, Luxemburg, ein Corneille, Molière u. a. — bereits vom Schauplatz abgetreten waren. Er und seine vielfach neue und jüngere Umgebung standen nicht in jenen innern Beziehungen zu einander, die der frühere Enthusiasmus geschmeichelter Macht und Herrlichkeit und gnadenbeglückter Unterwerfung und Ergebenheit geknüpft hatte. Nichts desto weniger war Ludwig's Ehrgeiz und Vergrößerungssucht noch nicht befriedigt: die Speculation auf die nahe Thronerledigung in Spanien richtete seine Hoffnungen auf einen neuen Länderzuwachs, wobei er nicht ahnete, daß er aus dem neuen Weltsturm, den er dadurch hervorrief, sich selbst das Strafgericht herbeizog, dem früher oder später alle Machthaber verfallen, welche die Gesetze des göttlichen Rechts untertreten.

Buchdruckerei des kath. Bürgerhospitals, Mannheim 1853.

Dittmar, Heinrich, / Schmitz-Aurbach, Carl von / Vogt, Wilhelm

Die Geschichte der Welt vor und nach Christus mit Rücksicht auf die Entwicklung des Lebens in Religion und Politik, Kunst und Wissenschaft, Handel und Industrie der welthistorischen Völker ; für das allgemeine Bildungsbedürfniß dargestellt
Bd.: 4,1

Heidelberg 1853